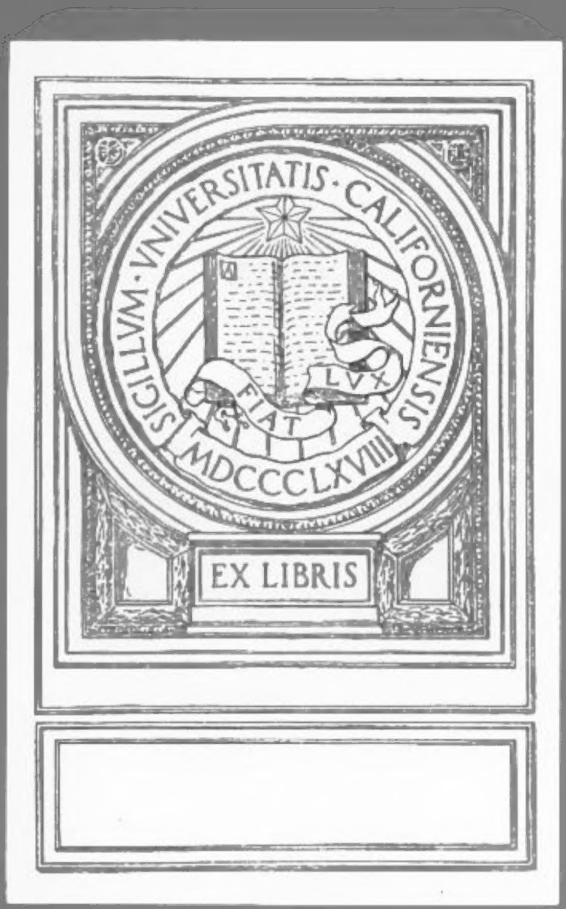
Westermanns Monatshefte

George Westermann, Adolf Glaser,
Friedrich Spielhagen, Gustav Karpeles, Friedrich Düsel

Digitized by Google


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Digitized by Google

Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Sechsundneunzigster Band.

April 1904 bis September 1904.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1904.

Digitized by Google

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Achtundvierzigster Jahrgang. Sechsundneunzigster Band.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

sechsundneunzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Algenstaedt, Luise, in Rostock, 601. — Apitz, Edwin, in Leipzig, 650. — Baumgarten, Fritz, in Freiburg, 553. — Becker, Marie Luise, in Groß-Lichterfelde, 329. — Bendt, Franz, in Berlin, 41. — Bernhardi, Anna, in Berlin, 579. — Berstl, Julius, in Dresden, 230. — Bessel, Adolf, in Hannover, 231. — Blumenthal, Maximilian, in Berlin, 422. — Brieger-Wasservogel, Lothar, in Weimar, 769. — Britting, Walter, in Göttingen, 49. — Bulcke, Karl, in Berlin, 149. — Detmer, W., in Jena, 360. — Diers, Marie, in Friedrichshagen, 19, 169, 309, 449. — Dreyer, Max, in Berlin, 132. — Düsel, Friedrich, in Berlin-Friedenau, 150, 295, 437. — Engels, Eduard, in München, 866. — Falke, A. v., in Wien, 378. — Fischer, Adolf, in Zehlendorf, 836. — Freudenberg, Wilhelm, in Würzburg, 639. — Friedrich, Paul, in Berlin, 294. — Gabelentz, Georg v. d., in Dresden, 211. — Gerstfeldt, Olga von, in Rom, 115. — Giesel, Fritz, in Braunschweig, 477. — Gensel, Walther, in Groß-Lichterfelde, 791. — Gräntz, Fritz, in Frankfurt a. M., 782. — Guenther, Hans von, in Mitau, 835. — Gysae, Otto, in Wilmersdorf, 52. — Häfker, Hermann, in Dresden, 406. — Hagen, Luise, in Berlin, 185. — Hassert, Kurt, in Köln, 623. — Hauser, Otto, in Wien, 504. — Heller, Leo, in Berlin, 421. — Hendrich, Hermann, in Brüssel, 590. — Heyse, Paul, in München, 651. — Horschick, J. J., in Dresden, 417, Jensen, Wilhelm, in München, 50. — Jentsch, Otto, in Groß-Lichterfelde, 857. — Kappstein, Theodor, in Berlin, 708. — Kirchbach, Wolfgang, in Groß-Lichterfelde, 339. — Kleefeld, Wilhelm, in Berlin, 284. — Klemm, Johanna, in Schwerin, 749. — Knodt, Karl Ernst, in Ober-Klingen (Odenwald), 377. — Koppe, C., in Braunschweig, 521, 721. — Krauß, Erik, in München, 418. — Kunze, Wilhelm, in Salder, 114, 707. — Kurland, Gotthard, in Hannver, 700. — Kurz, Isolde, in Florenz, 100. — Langewiesche, Wilhelm, in München, 520. — Laufen, Paula, in München, 544. — Lobsien, Wilhelm, in Kiel, 572, 806. — Mahn, Paul, in Berlin, 102. — Miethe, A., in Charlottenburg, 69. — Münsterberg, Oskar, in Berlin, 233, 386, 671. — Nohl, Herman, in Berlin, 657. — Norden, Julius, in Berlin, 1, 190. — Oberdieck, Marie, in Breslau, 781. — Pfaff, Karl, in Heidelberg, 73. — Ruge, Clara, in Neuyork, 484. — Rüthning, Paul, in Charlottenburg, 68. — Schaukal, Richard, in Wien, 863. — Schenkl, Else, in Graz, 856. — Schottelius, Walther, in Braunschweig, 884. — Schrader, Otto, in Jena, 124, 250. — Singer, H., in Schöneberg, 618. — Stangen, Eugen, in Karlsruhe, 99. — Steinmüller, Paul, in Friedenau, 807. — Sternfeld, Richard, in Friedenau, 714. — Storck, Karl, in Charlottenburg, 133, 580, 878. Supper, A., in Calw, 640. — Tielo, A. K. T., in Tilsit, 713. — Tschechow, Anton, in Moskau, 260. — Tyrol, Marie, in Charlottenburg, 40. — Walter, Friedrich, in Berlin, 269. — Warburg, Ernst, in Berlin, 573. — Zoozmann, Richard, in Berlin, 359, 670, 864.

340834

Digitized by Google

Inhalt

des sechsundneunzigsten Bandes.

Düsseldorfer Kunst. Von Julius Norden, 1, 190.
Die Kinder von Heckendamm. Ein deutscher Familienroman von Marie Diers, 19, 169, 309, 449.
Von einem Tag zum andern — Gedicht von Marie Tyrol, 40.
Die elektrische Schnellbahn. Eine technische Großtat der Neuzeit. Von Franz Bendt, 41.
So ging noch nie ein Tag zu Ende ... Gedicht von Walter Britting, 49.
Der schöne Knabe. Gedicht von Wilhelm Jensen, 50.
Nach Hause. Novelle von Otto Gysae, 52.
Mit dir. Gedicht von Paul Rüthning, 68.
Photographie in natürlichen Farben nach der Natur. Von A. Miethe, 69.
Heidelberg. Ein deutsches Städtebild von Karl Pfaff, 73.
Nun gehst auch du. Gedicht von Eugen Stangen, 99.
Vorspuk. Ballade von Isolde Kurz, 100.
Mädchenseele. Novelle in Briefen von Paul Mahn, 102.
Dir. Gedicht von Wilhelm Kunze, 114.
Der Meister von Cremona. Von Olga von Gerstfeldt, 115.
Die Schwiegermutter und der Hagestolz. Von Otto Schrader, 124, 250.
De Mandschienbrügg. Gedicht von Max Dreyer, 132.
Musikalische Rundschau. Von Karl Storck, 133, 580, 878.
Volkslied. Gedicht von Karl Bulcke, 149.
Volkswirtschaftliche Aufgaben der modernen Frau. Von Luise Hagen, 185.
Jakob Gruners Eiche. Novelle von Georg von der Gabelentz, 211.
Träumerei. Gedicht von Julius Berstl, 230.
Bathseba. Ballade Adolf Bessell, 231.
Die Bildhauerkunst und Malerei im alten Japan. Von Oskar Münsterberg, 233, 386.
Lebensfurcht. Novelle von Anton Tschechow. Aus dem Russischen übersetzt von J. Norden, 260.
Das Kloster Monte Oliveto Maggiore bei Siena. Von Friedrich Walter, 269.
Musikalische Kleinkunst. Zur Erinnerung an Johann Strauß Vater, geb. 1804. Von Wilhelm Kleefeld, 284.
Ausklang. Gedicht von Paul Friedrich, 294.
Medaillen und Plaketten. Von Marie Luise Becker, 329.
Shakespeares Entwickelung. Von Wolfgang Kirchbach, 339.
Frühling. Gedicht von Richard Zoozmann, 359.
Reiseeindrücke aus dem europäischen und asiatischen Rußland. Von W. Deimer, 360.
Der Abend ist der Feierzeiten Tor. Gedicht von Karl Ernst Knodt, 377.
Die Kirchen-Wabi. Erzählung von A. von Falke, 378.
Ein Volkspark der Zukunft. (Der Grunewald bei Berlin.) Von Hermann Häfker, 406.
Linder Hauch der Blütenflocken. Gedicht von J. J. Horschick, 417.
Der goldene Ring. Novellette von Erik Krauß, 418.
Blütenzweig. Gedicht von Leo Heller, 421.
Wilhelm v. Humboldt und Varnhagen v. Ense. Mit einer bisher unbekannten Biographie Wilhelm v. Humboldts von Varnhagen. Von Maximilian Blumenthal, 422.
Das Radium. Von Fritz Giesel, 477.
Amerikanische Bildhauer und Maler der Gegenwart. Von Clara Ruge-Neuyork, 484.
Der Erbvogt von Rothenfurt. Erzählung von Otto Hauser, 504.
Vor dem Einschlafen. Gedicht von Wilhelm Langewiesche, 520.
Die Durchbohrung und Überschienung der Alpen von der Semmeringbahn bis zum Simplontunnel. Von E. Koppe, 521, 721.
In den Bergen. Von Paula Laufen, 544.
Quer durch die Bourgogne. Von Fritz Baumgarten, 553.
Abendgang. Gedicht von Wilhelm Lobsien, 572.
Zu Friedrich Prellers des Älteren Gedächtnis. Von Ernst Warburg, 573.
Frühlings Flucht. Gedicht. Nach dem Chinesischen des Li-tai-po (699—762) von Anna Bernhardi, 579.
Der Rotdorn blüht. Gedicht von Hermann Hendrich, 591.
Frau Rübezahl. Novelle von Luise Algenstaedt, 601.
Tragödien der Polarforschung. Von H. Singer, 618.
Das deutsche Kolonialreich in der Südsee. Von Kurt Hassert, 623.
Abend am Strande. Gedicht von Wilhelm Freudenberg, 639.
Wie der Vikar die neue Methode einführte. Eine lehrsame Geschichte von A. Supper, 640.
Hoher Sommertag. Gedicht von Edwin Apitz, 650.
Eine neue italienische Dichterin. (Vittoria Aganoor.) Von Paul Heyse, 651.
Anselm Feuerbach. Ein Beitrag zu seinem Verständnis von Herman Nohl, 657.
Nach der Jagd. Gedicht von Richard Zoozmann, 670.
Japanische Ornamentik. Von Oskar Münsterberg, 671.
Als sie alt wurde. Skizze von Gotthard Kurland, 700.
Der Heimat Ton. Gedicht von Wilhelm Kunze, 707.
Kuno Fischer. Zu seinem achtzigsten Geburtstage. Von Theodor Kappstein, 708.
Alte Zeit. Gedicht von A. K. T. Tielo, 713.
Richard Wagners „Parsifal". Eine Einführung in das Bayreuther Bühnenweihfestspiel von Rich. Sternfeld, 714.
Versorgt. Novelle von Johanna Klemm, 749.
Stephan Sinding. Von Lothar Brieger-Wasservogel, 769.
Zittergras. Gedicht von Marie Oberdieck, 781.
Goethe und die Naturwissenschaft der Gegenwart. Von Fritz Gräntz, 782.
Rouen. Ein Städtebild aus der Normandie. Von Walther Gensel, 791.
Der die Ruhe bringt. Gedicht von Wilhelm Lobsien, 806.
Herrin auf Klissow. Novelle von Paul Steinmüller, 807.
Samstagabend. Gedicht von Hans von Guenther, 835.
Birma einst und jetzt. Aus einem untergegangenen Königreich. Von Adolf Fischer, 836.
Eines Abends. Gedicht von Else Schenkl, 856.
Neue Telegraphen. Von Otto Jentsch, 857.
Wiedersehen. Gedicht von Richard Schaukal, 863.
Von guten Werken. Gedicht von Richard Zoozmann, 864.
Franz von Lenbach. Von Eduard Engels, 866.
Regen zur Nacht. Gedicht von Walther Schottelius, 884.
Dramatische Rundschau. Von Friedrich Düsel, 150, 295, 437.
Literarische Rundschau, 161, 304, 444, 591, 739, 885.

Digitized by Google

Namen- und Sachregiſter
zum ſechsundneunzigſten Bande.

Abend am Strande. Gedicht von Wilhelm Freudenberg, 639.
Abendgang. Gedicht von Wilhelm Lobſien, 572.
Agnoor, Vittoria. Eine neue italieniſche Dichterin. Von Paul Heyſe, 651.
Alpen, Die Durchbohrung und Überſchienung der, von der Semmeringbahn bis zum Simplontunnel. Von C. Koppe, 521, 721.
Als ſie alt wurde. Skizze von Gotthard Kurland, 700.
Alte Zeit. Gedicht von A. K. T. Tielo, 713.
Amerikaniſche Bildhauer und Maler der Gegenwart. Von Clara Ruge-Neuyork, 484.
Ausklang. Gedicht von Paul Friedrich, 294.
Bathſeba. Ballade von Adolf Beſſel, 231.
Birma einſt und jetzt. Von Adolf Fiſcher, 836.
Blütenzweig. Gedicht von Leo Heller, 421.
Cremona, Der Meiſter von. Von Olga von Gerſtfeldt, 115.
De Mandſchiendrügg. Gedicht von Max Dreyer, 132.
Der Abend iſt der Feierzeiten Tor. Gedicht von Karl Ernſt Knodt, 377.
Der die Ruhe bringt. Gedicht von Wilhelm Lobſien, 806.
Der Erbvogt von Rothenfurt. Erzählung von Otto Hauſer, 505.
Der goldene Ring. Novellette von Erik Krauß, 418.
Der Heimat Ton. Gedicht von Wilhelm Kunze, 707.
Der Rotdorn blüht. Gedicht von Hermann Hendrich, 500.
Der ſchöne Knabe. Gedicht von Wilhelm Jenſen, 50.
Die Kinder von Heckendamm. Von Marie Diers, 19, 169, 309, 449.
Die Kirchen-Wabi. Erzählung von A. von Falke, 378.
Dir. Gedicht von Wilhelm Kunze, 114.
Düſſeldorfer Kunſt. Von Julius Norden, 1, 190.
Eines Abends. Gedicht von Elſe Schenkl, 856.
Elektriſche Schnellbahn, Die. Eine techniſche Großtat der Neuzeit. Von Franz Benet, 41.
Feuerbach, Anſelm. Von Herman Rohl, 657.
Fiſcher, Kuno. Zu ſeinem achtzigſten Geburtstage. Von Theodor Kappſtein, 708.
Frau, Moderne, ſ. Volkswirtſchaftliche Aufgaben.
Frau Rübezahl. Novelle von Luiſe Algenſtaedt, 601.
Frühling. Gedicht von Richard Zoozmann, 359.
Frühlings Flucht. Gedicht von Anna Bernhardi, 579.
Goethe und die Naturwiſſenſchaft der Gegenwart. Von Fritz Gränz, 782.
Heidelberg. Ein deutſches Städtebild. Von Karl Pfaff, 73.
Herrin auf Kliſſow. Novelle von Paul Steinmüller, 807.
Hoher Sommertag. Gedicht von Edwin Apitz, 650.
Humboldt, Wilhelm von, und Varnhagen von Enſe. Von Maximilian Blumenthal, 422.
Jakob Grimms Eiche. Novelle von Georg von der Gabelentz, 211.
Japan, Die Bildhauerkunſt und Malerei im alten. Von Oskar Münſterberg, 233, 386.
Japaniſche Ornamentik. Von Oskar Münſterberg, 671.
In den Bergen. Von Paula Lanſen, 544.
Kolonialreich, Das deutſche, in der Südſee. Von Kurt Haſſert, 623.
Lebensfurcht. Novelle von Anton Tſchechow, 260.
Lenbach, Franz von. Von Eduard Engels, 866.
Linder Hauch der Blütenflocken. Gedicht von J. J. Horſchik, 417.
Mädchenſeele. Novelle von Paul Mahn, 102.
Medaillen und Plaketten. Von Marie Luiſe Becker, 329.
Mit dir. Gedicht von Paul Rüthning, 68.
Monte Oliveto Maggiore, Das Kloſter, bei Siena. Von Friedrich Walter, 269.
Muſikaliſche Kleinkunſt. Zur Erinnerung an Johann Strauß Vater, geb. 1804. Von Wilhelm Kleefeld, 284.
Muſikaliſche Rundſchau. Von Karl Storck, 133, 580, 878.
Nach der Jagd. Gedicht von Richard Zoozmann, 670.
Nach Hauſe. Novelle von Otto Eyſae, 52.
Nun gehſt auch du. Gedicht von Eugen Stangen, 99.
Photographie in natürlichen Farben nach der Natur. Von A. Miethe, 69.
Polarforſchung, Tragödien der. Von H. Singer, 616.
Prellers, Zu Friedrich, des Älteren Gedächtnis. Von Ernſt Warburg, 573.
Quer durch die Bourgogne. Von Fritz Baumgarten, 553.
Radium, Das. Von Fritz Giesel, 477.
Regen zur Nacht. Gedicht von Walther Schottelius, 884.
Rußland, Reiſeeindrücke aus dem europäiſchen und aſiatiſchen. Von W. Delmer, 360.
Rouen. Von Walther Genſel, 791.
Samstagabend. Gedicht von Hans von Guenther, 835.
Schwiegermutter, Die, und der Hageſtolz. Von Otto Schrader, 124, 250.
Shakeſpeares Entwickelung. Von Wolfgang Kirchbach, 339
Sinding, Stephan. Von Lothar Brieger-Waſſervogel, 769.
So ging noch nie ein Tag zu Ende. Gedicht von Walter Britting, 49.
Strauß, Johann, ſ. Muſikaliſche Kleinkunſt.
Telegraphen, Neue. Von Otto Jentſch, 857.
Träumerei. Gedicht von Julius Berſtl, 230.
Verſorgt. Novelle von Johanna Klemm, 749.
Volkslied. Gedicht von Karl Bulcke, 149.
Volkspark, Ein, der Zukunft. Von Hermann Höfker, 406.
Volkswirtſchaftliche Aufgaben der modernen Frau. Von Luiſe Hagen, 185.
Von einem Tag zum andern. Gedicht von Marie Tyrol, 40.
Von guten Werken. Gedicht von Richard Zoozmann, 861.
Vor dem Einſchlafen. Gedicht von Wilhelm Langewieſche, 520.
Vorſpuk. Ballade von Iſolde Kurz, 100.
Wagners „Parſifal". Eine Einführung in das Bayreuther Bühnenweihfeſtſpiel. Von Richard Sternfeld, 714.
Wiederſehen. Gedicht von Richard Schaukal, 863.
Wie der Bikar die neue Methode einführte. Eine lehrſame Geſchichte von A. Supper, 640.
Zittergras. Gedicht von Marie Oberdieck, 781.

Dramatiſche Rundſchau:

Bierbaum, Otto Julius: Stella und Antonie, 156
Blumenthal, Oskar: Wann wir altern, 159.
Desvallières und Marx: Der keuſche Kaſimir, 160.
Dumas, A.: Vater und Sohn, 443.
Euripides: Medea, 295.
Fulda, Ludwig: Novella d'Andrea, 154.
Fulda, Ludwig: Läſtige Schönheit, 158.
Goethe, J. W. von: Götz von Berlichingen, 303.
Huna, Ludwig: Erſtarrte Menſchen, 440.
Kadelburg, Guſtav: Familie Schierke, 160.
Leſſing, G. E.: Minna von Barnhelm, 160.
Maeterlinck, M.: Schweſter Beatrix, 296.
Maeterlinck, M.: Wunder des heiligen Antonius, 298.
Mirbeau, Octave: Der Dieb, 441.
Paag, W. A.: Königsrecht, 437.
Paul, Adolf: Die Doppelgängerkomödie, 157.
Philippi, Felix: Der grüne Zweig, 159.
Reicke, Georg: Märtyrer, 440.
Sardou, V.: Die alten Junggeſellen, 443.
Schmidt-Bonn, Wilhelm: Mutter Landſtraße, 302.
Schnitzler, Arthur: Der einſame Weg, 151.
Schönthan, Franz von: Maria Thereſia, 157.
Shaw, Bernard: Der Schlachtenlenker, 158.
Shaw, Bernard: Candida, 300.
Sonnenthal, Adolf, 437.

Literariſche Rundſchau:

Alte Meiſter ſ. Seemann.
Apel, Max: Immanuel Kant, ein Bild ſeines Lebens und Denkens, 307.
Bartels, Adolf: Die deutſche Dichtung der Gegenwart, 599.
Benzmann, Hans: Moderne deutſche Lyrik, 163.
Bielſchowsky, Albert: Goethe, 888.
Bierbaum, Otto Julius: Das ſeidene Buch, 164.
Boehmer-Romundt, H.: Die Jeſuiten, 448.
Borel, Eugène: Album lyrique de la France moderne, 161.
Brennecke, Adolf: Im Wechſel der Tage, 162.
Brenning, Adolf: Geſchichte der deutſchen Literatur, 598.
Bruckmanns Pigmentdrucke der kgl. Gemäldegalerie im Haag, 746.

Bürkner, Richard: Herders Leben und Wirken, 305.
Buſch, Wilhelm: Zu guter Letzt (Gedichte), 447.
Dieſt, Guſtav von: Aus dem Leben eines Glücklichen, 411.
Donath, Adolf: Öſterreichiſche Dichter zu Lilienerons 60. Geburtstage, 594.
Dreßler, Fr. Auguſt: Moltke in ſeiner Häuslichkeit, 414.
Ebner-Eſchenbach, Marie von: Die arme Kleine, 162.
Eichhorn, Moritz: Das Soll und Haben von Eichhorn und Co. in 175 Jahren, 167.
Enking, Ottomar: Familie B. E. Benm, 162.
Ernſt, Paul: Der ſchmale Weg zum Glück, 739.
Fiſcher, Karl: Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters, herausgegeben von Paul Göhre, 595.
Fiſcher, Kuno: Fauſtſchriften, 891.
Fritzſch, Theodor, ſ. Kant.
Georgy, E. A.: Die Tragödie Friedrich Hebbels nach ihrem Ideengehalt, 745.
Goethes Sämtliche Werke, Cottaiſche Jubiläumsausgabe, 885.
Göhre, Paul, ſ. Fiſcher.
Graevenitz, George von: Goethe unſer Reiſebegleiter in Italien, 889.
Gräf, Hans G.: Goethe über ſeine Dichtungen, 888.
Groot, C. Hofſtede de: Meiſterwerke der Porträtmalerei auf der Ausſtellung im Haag 1903, 747.
Hanſtaengl ſ. Meiſterwerke.
Hardt, Ernſt: An den Toren des Lebens, 597.
Hausſchatz älterer Kunſt, 747.
Hebbels Ausgewählte Werke, 745.
Hebbels Briefe, 745.
Hebbels Sämtliche Werke, 744
Hebbels Tagebücher, 744.
Hedin, Sven von: Im Herzen von Aſien, 166
Heinemann, Karl: Auswahl aus Goethes Werken, 886.
Hellen, Ed. v. d.: Goethes Briefe, 887.
Hellinghaus, Otto: Deutſche Poeſie von den Romantikern bis auf die Gegenwart, 163.
Herzfeld, Marie: Leonardo da Vinci, 305.
Herzog, Rudolf: Die vom Niederrhein, 741.
Hirts Bilderſchatz ſ. Oppel.
Hundert Meiſter der Gegenwart ſ. Seemann.
Ibſen, Henrik: Sämtliche Werke, 165.
Jentſch, Otto: Unter dem Zeichen des Verkehrs, 600.
Kant ſ. Vorländer.
Kant: Beweisgrund zu einer Demonſtration des Daſeins Gottes, 306.
Kant: Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten, herausg. von Theodor Fritzſch, 307.
Kautzſch, Rudolf: Die deutſche Illuſtration, 747.
Keller, Gottfried, ſ. Köſter.
Keller, Ludwig: Johann Gottfried Herder und die Kultgeſellſchaften des Humanismus, 306.
Klaſſiker der Kunſt, 745.
Köſter, Albert: Der Briefwechſel zwiſchen Theodor Storm und Gottfried Keller, 446.
Kronenberg: Kant, ſein Leben und ſeine Lehre, 306.
Kühnemann, Eugen: Herders Leben, 305.
Leonardo da Vinci ſ. Herzfeld.
Liliencron, Detlev von: Bunte Beute, 591.
May, Walter: Goethe, Humboldt, Darwin, Haeckel, 890.
Meiſter der Farbe ſ. Seemann.
Meiſterwerke der kgl. Gemäldegalerie im Haag und der Galerie der Stadt Haarlem, 746.
Mereſchkowski, Dmitry: Leonardo da Vinci (Roman), 305.
Michaelis, Hermann: Schulreden, 306.
Möller, Heinz: Großſtadtlyrik, 164.
Müller, Guſtav Adolf: Stimmen toter Dichter, 891.
Münz, Bernhard: Goethe als Erzieher, 889.
Muthesius, Karl: Herders Familienleben, 306.
Ompteda, Georg Freiherr von: Deniſe de Montmiel, 742.
Oppel und Ludwig: Hirts Bilderſchatz für Länder- und Völkerkunde, 167.
Patzak, Bernhard: Friedrich Hebbels Epigramme, 745.
Pfaundler, Leopold: Die Phyſik des täglichen Lebens, 599.
Pleſch, Ludwig: Aus der Heimat und der Fremde, 307.
Pniower, Otto: Fauſt, eine Tragödie von Goethe, 887.
Reuter, Gabriele: Liſelotte von Reckling, 161.
Roſenberg, Adolf, ſ. Klaſſiker der Kunſt.
Sauer, Auguſt: Ulrike von Levetzow, 890.
Schmidt, Erich: Charakteriſtiken, 891.
Schrötter, Helene von: Des Kindes Chronik, 308.
Seemanns „Alte Meiſter", 747.
Seemanns „Hundert Meiſter der Gegenwart", 748.
Seemanns „Meiſter der Farbe", 748.
Spandow, Philipp: Tyrann Ich, 741.
Speck, Wilhelm: Zwei Seelen, 739.
Spielhagen, Friedrich: Am Wege, 307.
Stein, Philipp: Goethes Briefe, 887.
Stilgebauer, Eduard: Götz Krafft, 740.
Storm, Theodor, ſ. Köſter
Stratz, Rudolf: Es war ein Traum. — Dienſt, 742
Sverdrup, O.: Neues Land, 167.
Szczepanski, Paul von: Der Narr des Glückes. — Sie emanzipiert ſich, 742.
Viebig, Klara: Das ſchlafende Heer, 743.
Vorländer, Karl: Kants Kritik der Urteilskraft, 306.
Vorländer, Karl: Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, 307.
Waſielewski, Waldemar von: Goethe und die Deſzendenzlehre, 890.
Waſner, Georg: Die Stelle im Wege, 741.
Weber, Ernſt: Der deutſche Spielmann, 164.
Wedekind, Donald: Ultra montes, 743.
Wyl, W.: Franz von Lenbach, 891.
Zobeltitz, Hanns von: Der beſiegte Stein, 713.

Andreas Achenbach: Heimkehr der Fiſcherboote.

(Aus dem Privatbeſitz des Herrn Rittergutsbeſitzers E. Wätjen in Halchter.)

Zu Norden Düſſeldorf unſt.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

April 1904

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

XCVI. Band
Heft 571

Düsseldorfer Kunst

Von

Julius Norden

AP30
W4
v.96

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Keiner Kunststadt wird ihr eigentümliches Gepräge von obenher verliehen: es wird geschaffen durch die jeweilig dort wirkenden Künstler. Diese selbst aber sind immer mehr oder weniger Kinder ihrer Zeit, deren Anschauungen und Bestrebungen sie in ihren Werken widerspiegeln. Nur die ganz Großen wandeln einsam ihres Weges eilen ihrer Zeit voraus oder ragen als vollständig eigenartige Erscheinungen über alle Zeiten hinaus.

So werden die verschiedenen Kunststädte in den gleichen Zeitabschnitten mehr oder weniger das gleiche Wesen zeigen. Mehr oder weniger — denn das Zusammenwirken der kulturellen, geographischen und anderer äußerer Daseinsbedingungen am gegebenen Orte muß diesem Wesen neben den allgemeinen Zügen auch individuelle eingraben. Es kommt hinzu, daß die eine und andere Kunststadt und Kunstschule zu verschiedenen Zeiten eine hervorragendere, bestimmendere Rolle gespielt hat als die übrigen. Und wiederum, daß sie zu anderen Zeiten in ihrer Bedeutung weit hinter jenen zurückbleiben mußte.

Gerade auch die freundliche rheinische Kunst- und Gartenstadt hat ein solches Auf und Ab ihrer wirklichen Bedeutung und ihrer Wertschätzung wiederholt erlebt. Kaum eine andere deutsche Kunststadt ist zu Zeiten so überschätzt und auch wieder so unterschätzt worden wie das alte Düsseldorf. Erst in jüngster Zeit beginnt eine der Wirklichkeit mehr entsprechende und gerechtere Beurteilung Platz zu greifen, und die so erfolgreiche „Deutsch-nationale Kunstausstellung" vor zwei Jahren hat sicher nicht wenig beigetragen zu einer Revision des Urteils, das in den letzten Jahrzehnten in demselben Maße, als die „moderne Bewegung" im deutschen Kunstleben immer weitere Kreise und immer tiefere Furchen zog, sich immer mehr zu dem Prädikat „philisterhaft und zurückgeblieben" verdichtet hatte.

Die Vorherrschaft hat Düsseldorf einstweilen wohl für längere Zeit Berlin und München abtreten müssen, aber während diese beiden Städte nunmehr um sie kämpfen, ist, wie jüngst Dresden, so auch die einstige Residenz des kunstsinnigen und prachtliebenden Kurfürsten Johann Wilhelm, die Stätte, wo Peter Cornelius und Wilhelm Schadow wirkten, wo unter ihnen und später noch ganze Generationen von Malern ihre Ausbildung erhalten haben, plötzlich und nachdrücklich wieder in den Vordergrund getreten.

Gerade zweihundert Jahre sind es jüngst geworden, daß Düsseldorf als Kunststadt eine Blütezeit erlebte: im Jahre 1703 gelang es

91C

Johann Wilhelm, dem gleich einem ſeiner Vorfahren unter den Herzögen von Jülich-Cleve-Berg, Wolfgang Wilhelm, die Kunſtpflege allezeit ſehr am Herzen lag, den einſt ſo berühmten niederländiſchen Maler Adrian van der Werff zur Überſiedelung in ſeine Saat ausgeſtreut worden, die ſpäter doch Keime und Früchte zeitigte.

Der Kurfürſt war ſelbſt geborener Düſſeldorfer, und in Treue hat er ſeiner Vaterſtadt viel Liebe erzeigt bis zu ſeinem Tode im Jahre 1716. Aus Italien aber hatte er ſich ſeine Kunſtbegeiſterung geholt, die durch ſeine zweite Gemahlin, die Erbprinzeſſin Maria Loiſia von Toskana, noch genährt wurde. Nicht nur durch prächtige Baupläne, die freilich nur zum geringſten Teil ausgeführt werden konnten, durch Aufträge an Maler und Bildhauer, die die Reſidenz zu ſchmücken hatten, durch den Unterhalt einer Oper betätigte er ſeinen Kunſtſinn, ſondern auch durch die Anlage großer Sammlungen.

Gabriel von Grupello: Reiterſtandbild des Kurfürſten Johann Wilhelm in Düſſeldorf.

Schon ſehr bald nach ſeinem Regierungsantritt faßte er den Plan, eine große Bildergalerie anzulegen. Ein niederländiſcher Künſtler von Ruf, Johann Franz Douven, den er bei ſeinem Regierungsantritt ſchon vorgefunden, war ihm bei der Ausführung, bei dem Ankauf von Gemälden in Deutſchland und in den Niederlanden behilflich; die Reſidenz an der Düſſel zu bewegen, wie er auch andere niederländiſche und italieniſche Künſtler an ſeinen Hof zog, darunter den Bildhauer Grupello, den Schöpfer des Reiterdenkmals des Kurfürſten auf dem Rathausplatz.

Es war ja die Zeit der Verſaillesträume und der Mäcenateneitelkeit ſo vieler kleiner deutſcher Fürſten. Ihre Kunſtfreudigkeit, ihre Prachtliebe mag oft genug eine nur rein äußerliche geweſen ſein, und rein äußerlich war das Mitmachen der „Mode“ in den dem Hofe naheſtehenden Kreiſen. Aber die Spuren ſolches Sinnes verwiſchen ſich doch nicht ſo bald, und es iſt damit eine

ſpäteren Beziehungen zu italieniſchen Kunſtſtädten wurden zu gleichem Zweck ausgenutzt. Außer der Bildersammlung legte er noch eine zweite an: eine Glyptothek, in der die hervorragendſten antiken Bildwerke aufgeſtellt werden ſollten, in Gipsabgüſſen natürlich. Es lag Syſtem in dem Vorgehen des Kurfürſten: beſtrebt, ſeine Reſidenz zu einer bedeutenden Stätte der Kunſtpflege zu machen, ſtellte er ſich eine Erziehung ſeines Volkes zur Kunſt zur Aufgabe. Neben dem perſönlichen Wirken der Künſtler, die er berief, ſollten jene Sammlungen dieſem Zwecke dienen.

Von all dieſem iſt heute nur noch weniges vorhanden. Sogar die Sammlungen ſind

Digitized by Google

nicht mehr da. Die Herſtellung jener großgeplanten Sammlung von Gipsabgüſſen gab ſchon gleich der Nachfolger Johann Wilhelms, ſein Bruder Karl Philipp, der Düſſeldorf und die Kunſt gleich wenig liebte, ſofort auf, ja er ließ ſogar das bereits Vorhandene völlig zerſtören. Und die berühmte, herrliche Gemäldegalerie wurde bekanntlich in der Napoleoniſchen Zeit nach München geflüchtet, wo ſie denn auch geblieben iſt trotz aller Reklamationen, die erſt auf Wunſch Kaiſer Wilhelms I. nach dem deutſch-franzöſiſchen Krieg eingeſtellt wurden, in Anerkennung der großen Verdienſte der Bayern während dieſes Krieges. Nur ein ganz kleiner Teil blieb Düſſeldorf erhalten, darunter die große Rubensſche „Himmelfahrt Mariä“, die mit einigen guten Werken italieniſcher Künſtler in der heutigen Kunſtakademie aufbewahrt wird. Dafür baute der Staat den Düſſeldorfern ihre Kunſthalle.

Peter Cornelius: Auerbachs Keller. (Aus den Fauſt-Zeichnungen.)
(Nach einer Vorlage aus dem Beſitz der Königl. Hochſchule f. bild. Künſte in Berlin.)

Die Künſtler, die Johann Wilhelm herangezogen, zerſtreuten ſich wieder nach ſeinem Tode. Kurz war dieſe erſte Kunſtblüte, weil ſie eine künſtlich getriebene war. Als ſie des Schutzes der Fürſtengunſt entraten mußte, welkte ſie bald dahin. Und die Stadt ſelbſt, die Johann Wilhelm einſt in ſeinen kühnſten Träumen zu einer großartigen Weltſtadt hatte machen wollen, teilte dieſes Los.

Peter Cornelius: Kriemhild an der Leiche Siegfrieds.
(Aus den Zeichnungen zu den „Nibelungen“.)
(Nach einer Vorlage aus dem Beſitz der Königl. Hochſchule für bildende Künſte in Berlin.)

Ein halbes Jahrhundert ſollte es währen, bis, wenigſtens in einer Beziehung, ein Umſchwung eintrat. In die Regierungszeit des Kurfürſten Karl Theodor fiel die Gründung der Kunſtakademie, die in der zweiten Hälfte der ſiebziger Jahre aus einer Zeichenſchule hervorging. Viel Rühmliches läßt ſich freilich ihr und ihren beiden erſten Leitern, dem eigenſinnigen und philiſterhaften Johann Lambert Krahe und dem künſtleriſch nicht viel höher ſtehenden Johann Peter Langer, nicht nachrühmen. Unter günſtigeren Zeitverhältniſſen wäre aus Langer immerhin mehr geworden als ein tüchtiger Direktor, deſſen Verdienſte auch Goethe anerkannt hat. Es darf nicht vergeſſen

werden, wie traurig es damals in Deutſchland überhaupt um die Kunſtpflege, zumal um die Pflege nationaler Kunſt, ſtand. Es gab ja überhaupt keine nationale Kunſt in dem zerriſſenen deutſchen Vaterlande. Und als gegen die Wende des Jahrhunderts neue geiſtige Strömungen durch die Welt brauſten, da war in der kleinen armen Provinzialſtadt nur gar wenig davon zu ſpüren: ſie ſchlummerte im Epigonenſchlaf, und ihre Akademie ging langſam ihrem Ende entgegen, das völlig beſiegelt zu ſein ſchien, als 1805 die Galerie nach München entführt wurde und ihr die meiſten Akademielehrer folgten, Langer mit ſeinem Sohne Robert an der Spitze.

Aber es ſollte anders kommen. Der verhaßte „Preuß", an den die Stadt mittlerweile gekommen war, weckte die Akademie 1817 zu neuem Leben und gab ihr zwei Jahre ſpäter in der Perſon eines der berühmteſten Söhne Düſſeldorfs einen Leiter, der ſeine Aufgabe ernſt auffaßte und auch gleich mit einem gewichtigen Programm hervortrat, in dem es hieß: „Es taugt nicht, den Dichtern nachzudichten. Unſere Kunſt iſt frei, und man muß ſie frei geſtalten. Erwärmen ſollen wir uns an der Begeiſterung der Dichter, das ganze Leben muß von ihnen durchdrungen ſein; aber wo wir dichten, ſollen wir ſelbſt dichten und nicht für uns dichten laſſen. Szenenmalerei iſt Nachdruck; die freie Kunſt muß ſich deſſen ſchämen."

Peter Cornelius — der Name bedeutet eine ganze Epoche deutſcher Malkunſt. Wir erkennen auch heute noch ſeine ernſte Weltanſchauung und ſeinen pathetiſchen Schwung an, aber wir halten für eine weitgehende Überſchätzung die Bewunderung, die ihm bei Lebzeiten und zum Teil auch nach ſeinem Tode gezollt wurde. Und die Worte, in denen ſein Düſſeldorfer Programm gipfelte, und die recht gut unſere heutigen Modernen unterſchreiben könnten, erſcheinen uns in einem

Chriſtian Köhler: Mirjams Lobgeſang. (Nach einem Stich von Xaver Steifenſand.)

ganz anderen Lichte, wenn wir ſie zuſammenhalten mit jenen anderen, die er ſeinen Schülern nicht oft genug hat predigen kön-

Eduard Bendemann: An den Waſſern von Babylon.

nen: „Der Pinſel iſt der Verderb unſerer Kunſt.“ Ludwig I. von Bayern meinte einmal kauſtiſch zu der Kunſt ſeines Akademiedirektors — bereits nach neun Jahren ſiedelte er in dieſer Stellung von Düſſeldorf nach der Iſarſtadt über —: „Er kann nichts malen!“

Es war eine jammervolle Zeit für die bildende Kunſt im heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation, die letzten Jahrzehnte des achtzehnten und die beiden erſten des neunzehnten Jahrhunderts. Eine Zeit der Nachahmung, der Nachahmung oft des Nachgeahmten. Eine Kunſt ohne Inhalt und Empfindung, eine volksfremde, akademiſche Profeſſoren- und Gelehrtenkunſt, die kaum mehr Kunſt zu nennen war. Winckelmann und Leſſing ebneten dem Klaſſizismus die Wege; Goethe, der in ſeiner Jugend mit Hamann und Herder von Gedanken erfüllt war, die ihn als den begeiſterten Propheten einer Heimatkunſt im ſchönſten und edelſten Sinne des Wortes und bei ſeiner genialen Veranlagung in einer der Zeit weit vorauseilenden und daher wegeweiſenden Art erſcheinen ließen, hatte ſeinen Idealen abgeſchworen und ging ganz im Kultus der Antike auf; Schiller ſang:

Lieben Freunde, es gab ſchön're Zeiten
Als die unſern, das iſt nicht zu ſtreiten!
Und ein edler Volk hat einſt gelebt.
Könnte die Geſchichte davon ſchweigen,
Tauſend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoß der Erde gräbt.

Die Sprache, die dieſe Steine redeten, wurde zum Geſetz für die bildenden Künſte. Bei uns im Geiſte des Hellenismus, während der Klaſſizismus in Frankreich, die Davidſchule, die die Nymphen und Schäferinnen, die lüſterne Zierlichkeit und die tändelnde Anmut des Rokoko weggefegt hatte, den Geiſt der Römer zu neuem Leben weckte, Zeitgenoſſen in Heroen und Götter der alten Welt verwandelte, alles, was ſie umgab, das „Moderne“ ihrer Zeit, ſozuſagen ins Antike übertrug und dabei doch den ungeheuren Vorzug beſaß, vom Volke verſtanden zu werden.

Schick, Wächter, vor allem Carſtens wurden die typiſchſten Erſcheinungen für den deutſchen Klaſſizismus, der im Volke kein Verſtändnis fand. Der Kultus der Linie im Sinne der „Kontur“ ſollte alles erſetzen. Menſchen und Landſchaft wurden ſtiliſiert und korrigiert, und ſelbſt dieſe mußte „heroiſch“ behandelt werden. So weit entfernte man ſich von der Natur, daß man

Rudolf Julius Benno Hübner: Roland befreit die Prinzessin Isabella von Galizien aus der Räuberhöhle.
(Nach einem Stich von Jos. Keller.)

Carstens, der kein Modell und keine Naturstudie anerkannte, in gewissem Sinne als einen „Dichter der Linie" bezeichnen kann.

Und anderseits stand die bildende Kunst ganz und gar im Dienste der Dichtkunst und der archäologischen Gelehrsamkeit.

Winckelmann hatte das Dogma von der Nachahmung der Griechen mit all ihrer „edlen Einfalt und stillen Größe" aufgestellt. Fünfzig Jahre später hatte die deutsche Kunst ihre „stille Größe" erreicht; es war die stille Größe und die große Stille des Todes — sie war tot.

Aber schon regten sich Elemente, die sie zu neuem Leben wecken sollten. Schon zeigen sich die ersten Spuren der Romantik. Was nicht ganz im klassizistischen Verstandesleben und akademischen Begriffskultus aufgegangen war, was noch von Empfindung vorhanden war, das rettete sich auf den Boden Roms. Der humanistische Klassizismus hatte die Wege nach Italien und der „ewigen Stadt" gewiesen, aber diese waren nicht bloß das Land und die Stadt antiker Herrlichkeit, sie waren auch das Land und die Stadt der Hochblüte italienischer Kunst und die Zentralstätte eines sinnlich-mystischen katholischen Religionskultus.

Adolf Schroedter: Don Quichote.
(Nach einem zeitgenössischen Holzschnitt.)

Wie einst die Literatur und die Dichtkunst bei der neuen Kunstbewegung Gevatter gestanden hatten, so auch jetzt wieder. Auf die Winckelmann und Lessing, die Goethe und Schiller waren die Wackenroder, die Stolberg, Schlegel, die Tieck und Novalis gefolgt. Und den Konvertiten unter den Dichtern folgten die Konvertiten unter den Malern. Unter dem Einfluß der literarischen Strömung und unter dem Drucke der

Digitized by Google

Adolf Schroedter: Entwurf zu einem Wandfries.
(Nach einer Vorlage aus dem Beſitz der Erben des Künſtlers.)

Reaktionsnotwendigkeit und weil ſie auf heimiſchem Boden kein Verſtändnis und keine Unterſtützung gefunden hatten oder zu finden fürchteten, hatten ſich in Rom einige deutſche Künſtler zuſammengetan. Rom war noch, wie in den Jugendtagen Goethes, der Mittelpunkt deutſchen Kunſtlebens, wie Paris, Brüſſel, Antwerpen Etappen auf dem Wege dorthin.

Aber man ſuchte jetzt nicht mehr die Schätze und Genüſſe antiker Kunſt mit ihrer Welt der Helden und Götter, man ſuchte die großen Maler der italieniſchen Renaiſſance und ihre Vorläufer und den Glanz und die Myſtik der alleinſeligmachenden Kirche.

Eine Schar nord- und weſtdeutſcher Künſtler, vor allem Overbeck, Wilhelm Schadow, Philipp Veit, Peter Cornelius u. a., die „Kloſterbrüder von San Iſidoro“ auf dem Monte Pincio, ſpöttiſch die „Nazarener“ genannt, waren es, die von hier aus den Kampf gegen den Klaſſizismus aufnahmen, aber — das war die Tragik dabei — zum Teil doch in ihm ſtecken blieben. Nur daß ſie das Moment der Empfindung in die Kunſt hineintrugen, daß ſie an die Stelle der antiken Götter und Heroen die Idealgeſtalten der italieniſchen Früh- und Hochrenaiſſance ſetzten. Der Kultus der Konturen blieb; es blieb die Ablehnung von allem Volkstümlichen und Zeitgenöſſiſchen, von allem Wirklichen, das noch immer vor der Idee an ſich zurücktreten mußte. Die religiöſe monumentale Freskomalerei war ihnen das A und O der Kunſt. Einer Kunſt, die in möglichſt ſchönen Formen möglichſt tiefe Empfindungen und hohe Gedanken zum Ausdruck zu bringen hatte. Das eigentliche maleriſche Prinzip blieb ihnen fremd. Gleich Carſtens haben viele der Nazarener ihr Beſtes eigentlich immer als Kartonkünſtler geleiſtet.

Das unterſcheidet abermals die Anfänge der Romantik in der Malerei in Deutſchland und in Frankreich, wie hüben und drüben ja auch der Klaſſizismus ſich anders äußerte. Die franzöſiſchen Romantiker kannten und verſtanden und übten vor allem auch den Reiz der Farbe. Die Klaſſiziſten, die von der marmornen Antike ausgingen, hatten ſie verachtet: Tizian, Correggio ſtanden ihnen weit hinter Michelangelo und Raffael zurück; Rubens und Rembrandt galten ihnen nichts. Die Gegner der Davidſchule predigten gerade das Entgegengeſetzte und handelten, wie ſie redeten und empfanden: Rubens und Rembrandt, blühendes Fleiſch, tiefe Schatten, geheimnisvolles Helldunkel, anderſeits nicht mehr der verallgemeinernde Typus, ſondern die individuelle Ausnahmeerſcheinung, ſie ſtanden vor allem in Ehren. Dafür wußten wieder von der chriſtlich-kirchlichen Frömmigkeit der „Nazarener“ die franzöſiſchen Romantiker nichts. Dieſe war ein hervorſtechender Zug unſerer erſten Romantiker. Im weiteren Entwickelungslauf

Adolf Schroedter: Politiſche Karikatur.
(Nach der Originalzeichnung aus dem Beſitz der Erben des Künſtlers.)

Alfred Rethel: Zerſtörung der Irmenſul. Freskogemälde im Kaiſerſaal zu Aachen.

kam hierzu noch ein anderes Moment: das vaterländiſch-nationale. Wie die romantiſchen Dichter, blickten auch die romantiſchen Maler Deutſchlands, die älteren wie die jüngeren, zurück in die farbenſchillernde, tatenreiche Vergangenheit ihres Volkes, in die Glanzzeit des Mittelalters: Poeſie und Geſchichte waren ihre Quellen. Noch ein Schritt weiter, und man langte bei der Sage und beim Märchen an.

Cornelius ſelbſt hatte einſt ſchon einer vaterländiſch-nationalen Richtung gehuldigt, die aus deutſcher Dichtkunſt und Vergangenheit ſich ihre Stoffe holte. Er, der damals bereits in ganz klaſſiziſtiſchem Geiſte Chor und Kuppel des Domes zu Neuß mit Apoſtel- und Engelfiguren (grau in grau) geſchmückt und die „Unterweiſung in der Malkunſt durch Pallas Athene“ gemalt hatte, hatte doch anderſeits Goethes „Fauſt“ im Geiſte Albrecht Dürers illuſtriert und einen Nibelungenzyklus entworfen. Als er als Direktor der Akademie nach Düſſeldorf 1817 zurückkehrte, da war er einer der Führer der „Nazarener“. Vergeſſen war das Volkstümliche einer zum Volke ſprechenden Kunſt. Dafür hatte die Überzeugung in ihm Platz gegriffen, daß nur die Monumentalmalerei, inſonderheit die religiöſe Monumentalmalerei, imſtande ſei, die deutſche Kunſt neu zu beleben, und daß die beſte Unterrichtsmethode darin beſtehe, die jungen Schüler an ſolcher Arbeit des Meiſters ſich beteiligen zu laſſen, wie es einſt im Mittelalter und in der Renaiſſancezeit geweſen war.

Kunſtmäcene, wie der preußiſche Konſul Bartholdy und der Marcheſe Maſſimo, hatten ja ihn und ſeine Landsleute und Geſinnungsgenoſſen als Monumentalmaler beſchäftigt. Durch dieſe Arbeiten war man auf ſie aufmerkſam geworden, ſie auch ebneten faſt ihnen allen in der Heimat die Wege und führten ſie aufwärts zu hohen, einflußreichen Stellungen.

Dieſes Weſen der Kunſt Cornelius' drückte nun auf lange hinaus dem Weſen der Düſ-

Digitized by Google

Alfred Rethel: Einzug Karls des Großen in Pavia. Freskogemälde im Kaiſerſaal zu Aachen.

ſeldorfer Kunſtakademie einen ganz beſtimmten Stempel auf. Für lange Zeit blieb hier der Einfluß der Nazarener geltend, ja er iſt ſelbſt heute noch nicht ganz geſchwunden, und in der „Heiligen Familie“ von Heinrich Lauenſtein konnte man auf der großen Ausſtellung des Jahres 1902 noch das neueſte Werk eines ihrer letzten Vertreter ſehen.

Hier möchte ich auch gleich bemerken, daß bei der Beurteilung der Düſſeldorfer Kunſt und beim Gedanken an ihre Geſchichte wohl die allermeiſten immer nur oder wenigſtens vor allem von einer Genre- und Landſchaftsmalerei ſprechen zu können glauben. Indeſſen liegt ein beträchtlicher Teil der Bedeutung der Düſſeldorfer Kunſt gerade auf dem Gebiete der Monumentalmalerei. Daß das ſo wenig bekannt iſt, erklärt ſich natürlich dadurch, daß die Werke dieſer Kunſt durch Ausſtellungen und Ausſtellungsberichte nicht weiteren Kreiſen näher gebracht werden können. Kirche und Staat, einzelne Männer, vor allem aber der „Kunſtverein für die Rheinlande und Weſtfalen“ haben dieſer Malkunſt in Düſſeldorf durch immer neue Aufträge eine beſonders ſtarke Entwickelung ermöglicht.

Es kann hier dieſe Entwickelung nicht verfolgt und im einzelnen näher gekennzeichnet werden. Aber es ſei wenigſtens einiges aus der Fülle ſolcher Arbeiten Düſſeldorfer Künſtler ſeit den Tagen der Corneliusſchen Wirkſamkeit namhaft gemacht.

Außer den Kartons für die Glyptothek in München, bei deren Ausführung Cornelius manche ſeiner Schüler halfen, wären hier die Wandgemälde für die Univerſitätsaula in Bonn zu nennen, die die Corneliusſchüler Hermann, Götzenberger, Förſter in den dreißiger Jahren vollendeten. Eine Reihe anderer Aufträge für den Koblenzer Aſſiſenſaal, für das Steinſche Schloß zu Cappenberg, das Pleſſenſche Schloß zu Eller, die anderen Schülern Cornelius' zugingen, wie Stürmer, Stilke, Anſchütz, Röckel, App uſw.,

Digitized by Google

kamen über das Kartonſtadium nicht hinaus.* Unter Cornelius auch ſchon wurde die Ausſchmückung des Schloſſes Heltorf bei Düſſeldorf mit Wandgemälden zur Geſchichte des bei den Romantikern ſo ſehr beliebten Kaiſers Barbaroſſa in Auftrag gegeben. Aber Schadowſchüler führten ſpäter erſt den Auftrag aus: C. F. Leſſing, H. C. A. Mücke, H. R. Plüddemann, die im allgemeinen ja mehr Maler von Staffeleibildern als Monumentalmaler waren. Der ganze Unterſchied zwiſchen Corneliusſchen und Schadowſchen Anſchauungen und Ausdrucksmitteln tritt hier beſonders kraß zu Tage. Dort eine ganz lichte Färbung, feierliche Stiliſierung der Figuren und der Kompoſition nach den Vorbildern der alten Italiener; hier ein Schwelgen in dunkeln rotbraunen und braungelben Tönen mit hier und da nur lebhafteren Farbenakzenten, eine ſtarke Bewegung von meiſt theatraliſchem Aufbau und Ausdruck, keine „göttliche Nacktheit“ oder antike Gewandung, ſondern realiſtiſche Trachten, mittelalterliches Rüſtzeug, flatternde

Alfred Rethel: Krönung Ludwigs des Frommen. (Ausgeführt von Joſef Kehren.)
Freskogemälde im Kaiſerſaal zu Aachen.

Mäntel. Andere Schadowſchüler, ſo Joſeph Fay und Lorenz Claſen, führten zuſammen mit Plüddemann ganze zweihundert Fuß lange Freskomalereien im Rathauſe zu Elberfeld aus, die die „Entwickelung des deutſchen Volkes bis zur Einführung des Chriſtentums in Weſtfalen“ behandelten. „Behandelten“, denn ſie ſind buchſtäblich verſchwunden. Unverſtand und Pietätloſigkeit haben ſie vernichtet. Guſtav Laſinsky ſchmückte die Außenwand des von Schinkel, Stüler und Perſius in den vierziger Jahren reſtaurierten Schloſſes Stolzenfels bei Koblenz mit großen Fresken, die heute durch die Witterung ſchon faſt ganz vernichtet ſind, wäh-

* Ich verweiſe hier auf das ſehr gründliche und umfangreiche Prachtwerk von Fr. Schaarſchmidt „Zur Geſchichte der Düſſeldorfer Kunſt“, abermals ein Unternehmen des „Kunſtvereins für die Rheinlande und Weſtfalen“. Es beſchäftigt ſich gerade auch mit der Düſſeldorfer Monumentalmalerei ſehr eingehend. Ich verdanke dieſem Buche, das ſich als eine ſehr gewiſſenhafte Bearbeitung und Ausnutzung der früheren reichen Düſſeldorf-Literatur darſtellt, ebenſo wie Hermann Beckers Sammlung der Kunſtaufſätze ſeines gleichnamigen Vaters, eines früheren Düſſeldorfer Malers („Deutſche Maler“; Leipzig, Carl Reimer, 1888), viele Aufſchlüſſe und wertvolle Angaben. D. V.

Digitized by Google

Peter Janssen: Studie.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

rend Hermann Stilke den kleinen Ritterſaal mit natürlich auch immer hiſtoriſch-romantiſchen Malereien verſah, die die ſechs Rittertugenden, die „Treue“, „Tapferkeit“, „Beharrlichkeit“ uſw., in Epiſoden aus der deutſchen Kaiſergeſchichte verherrlichten ... Dann der Aachener Rathausſaal und ſeine Kaiſer Karl-Gemälde von Alfred Rethel, dem vor der Zeit ſo ſchmerzlich in geiſtiger Umnachtung verſtorbenen Meiſter, der den

Alfred Rethel: Die Taufe Widukinds. (Ausgeführt von Joſef Kehren.)
Freskogemälde im Kaiſerſaal zu Aachen.

Weg zu Albrecht Dürer und den anderen großen Deutſchen des ſechzehnten Jahrhunderts zurückfand und ihren Geiſt und ihre Ausdrucksmittel umzuwerten, für die Neuzeit umzuwerten und mit eigenem Geiſte zu durchſetzen wußte. Eine gewaltige Perſönlichkeit, die monumental wirkte auch dort noch, wo ſie ſich des ſchlichten Holzſchnittes bediente, um einen ſo tiefſinnigen und gedankenreichen und — lebensvollen Stoff zu geſtalten wie den „Totentanz“. Nur vier von den zehn Wandgemälden des Kaiſerſaales und des Treppenhauſes hat Rethel vollenden können. Vier andere führte ſein Kollege Joſef Kehren nach ſeinem Entwurfe aus, und zwei hat neuerdings erſt ein dritter Düſſeldorfer, Albert Baur, geſchaffen.

An den Namen des Nachfolgers Schadows, Eduard Bendemanns und ſeiner Schüler, darunter beſonders Hermann Wislicenus, knüpfen ſich weitere Arbeiten auf dieſem Felde. Ich verweiſe bloß auf die Corneliusſäle in der Berliner Nationalgalerie, die Bendemann mit Unterſtützung u. a. ſeiner Schüler Peter Janſſen und Fritz Roeber ausmalte, auf ſeine Wandgemälde im Dresdener Schloß, vor allem auf die Schöpfungen Wislicenus' in der Kaiſerpfalz zu Goslar, die faſt auf der Höhe der Rethelſchen Fresken ſtehen. Als Realiſt von einer ausgeſprochen volkstümlichen Färbung ſtellt ſich uns Peter Janſſen dar, der derzeitige Direktor der Akademie. Das unterſcheidet ihn und die meiſten, die unter ihm und von ihm lernten, von der Maſſe der Geſchichtsmaler der vorhergegangenen Jahrzehnte: nicht das Koſtüm als ſolches und nicht das theatraliſche Arrangement geben den Ausſchlag, ſondern es wird verſucht, einen oft faſt naturaliſtiſchen Zug in die Hiſtorie hin-

Digitized by Google

einzutragen; das Leben ſelbſt ſoll den „Stil“ bilden. Seit dreißig Jahren ſchon hat Janſſen faſt unausgeſetzt in der Monumentalmalerei ſich betätigt, von dem Tage an, wo er den Rathausſaal in Krefeld ausmalte. Staffeleibilder, wie z. B. der „Weg des Lebens“, das im Sommer 1902 ein Hauptſtück der Düſſeldorfer Säle bildete, und das in ſeiner inneren Verſchmelzung eines an Gebhardt gemahnenden volkstümlichen Realismus mit philoſophiſchem Symbolismus das ewige Sehnen der Menſchheit ergreifend zum Ausdruck brachte, waren bei ihm immer Ausnahmeerſcheinungen. Sie beweiſen ebenfalls, wie wenig auf das Schaffen Janſſens ein ſpöttiſches „akademiſch“ Anwendung finden darf.

Jenen Krefelder Malereien folgten zunächſt die in der Aula des Lehrerſeminars zu Mörs, im Feſtſaal des Erfurter Rathauſes, die drei Gemälde der Ruhmeshalle zu Berlin, die überhaupt ihre beſten Bilder Düſſeldorfern zu danken hat, ſo außer Janſſen auch Wilhelm Simmler und Fritz Roeber; dann die Aula der Marburger Univerſität mit ihren ſieben großen Bildern und ſechs Lunetten, die Aula in der Akademie zu Düſſeldorf mit dem gedankentiefen Fries „Das Leben“ und den allegoriſchen Deckengemälden. Von Janſſens hervorragendſten Schülern nannte ich ſchon Albert Baur, deſſen Hauptwerk wohl die Weberſchule zu Krefeld enthält, Simmler, der ganz nach Berlin überſiedelte und hier außer in der Ruhmeshalle auch im Rathauſe vertreten iſt, und Fritz Roeber, der ebenſo vielſeitig wie fruchtbar iſt, und deſſen Arbeiten wir außer in den ſchon erwähnten Städten auch in der großartigen Aula der Akademie zu Münſter, im Kölner Gürzenichſaal, in der Düſſeldorfer Kunſthalle (Entwürfe zum Moſaik) und vielen Privathäuſern begegnen, und der dabei doch noch immer Zeit findet zu Staffeleibildern, Diplomzeichnungen und anderen kunſtgewerblichen Entwürfen. Neben dieſen ſei dann noch Ernſt Roebers, des Malers des Danziger und des Elberfelder Rathausſaales, des trefflichen Karl Gehrts, des leider ſo früh verſtorbenen Schöpfers des Wandſchmuckes der Düſſeldorfer Kunſthalle, Adam Meyers (Schloß

Johann Wilhelm Schirmer: Waldbrunnen.
(Original im Beſitz der Königl. Hochſchule für bildende Künſte in Berlin.)

Digitized by Google

Johann Wilhelm Schirmer: An der Tränke.
(Original im Beſitz der Königl. Hochſchule für bildende Künſte in Berlin.)

Burg an der Wupper), W. von Beckeraths (Aula des Gymnaſiums zu Erfurt), Klein-Chevaliers (Rathausſaal zu Erfurt), Ludwig Kellers (Aula des Gymnaſiums zu Duisburg) gedacht.

Dieſe Fülle Düſſeldorfer Monumentalmalerei iſt ohne Zweifel auf die von Cornelius ausgegangene Anregung zurückzuführen. In ſeinem Geiſte beſchäftigte ſie ſich, ganz beſonders aber natürlich lange auf dem kirchlichen Gebiete.

Da war die Gruppe der jüngeren „Nazarener", Ernſt Deger, Karl und Andreas Müller und Franz Ittenbach, die gleich den älteren alles Heil für die Kunſt in einem Zurückgreifen auf die kirchlich fromme und herbe Kunſt der alten Italiener erblickten und mit ihrer Kunſt ihr Leben in Einklang zu bringen bemüht waren. Ein verhängnisvoller Irrtum für die Kunſtentwickelung im Sinn einer nationalen: nie findet man durch ſolchen Kultus des Vergangenen und Fremden den Weg zum lebendigen, für die Gegenwart ſchlagenden Herzen des Volkes. Indeſſen — was ſie in ihrer Kunſt leiſteten, war immerhin ſehr anerkennenswert, und ihre Werke in der von Franz Egon von Fürſtenberg geſtifteten Apollinariskirche bei Remagen, die jeder Rheinreiſende kennt, gehören ſicher zum Allerbeſten, was die deutſche katholiſche kirchliche Malerei geleiſtet hat. Kühn, um nicht zu ſagen befremdend, wirkt nur das Nebeneinander und oft mehrfache Übereinander verſchiedener Stoff- und Motivreihen und Gruppen: Leben und Paſſion Chriſti, Marienlegenden, Apollinarislegende, dazu eine Menge Einzelfiguren: Adam und Eva, Abraham, Iſaak, die Apoſtel uſw. Erſtaunlich iſt dagegen die Stileinheit; dieſe Künſtler waren wirklich ein Herz und eine Seele, und daher auch teilten ſie ſich nicht in die einzelnen Stoffe, ſondern jeder von ihnen ſteuerte zu jeder Geſchichtenreihe ſeine Bilder bei. Ihr Ruhm drang weit. Karl Müller z. B., der übrigens erſt vor zehn Jahren — zuletzt Vorſitzender des Lehrerkollegiums in der Akademie — geſtorben iſt, erhielt den Auftrag, die hochragende Kirche zur Notre dame de la Garde am Marſeiller Hafen mit Wandgemälden zu ſchmücken. Der Krieg

Johann Wilhelm Schirmer: Nach dem Gewitter.
(Original im Beſitz der Königl. Hochſchule für bildende Künſte in Berlin.)

von 1870/71 trat ſtörend dazwiſchen, obſchon der Künſtler bereits alle Vorarbeiten dazu erledigt hatte. Noch ein anderer großer Auftrag blieb unausgeführt: die Ausmalung des Bonner Münſters. Dem Erzbiſchof Melchers waren die Entwürfe Müllers zu „modern", d. h. nicht genügend konform mit dem Stile des Gotteshauſes. Dafür malte Karl Müller noch in ſeinen letzten Lebensjahren mit faſt jugendlicher Friſche die Remigiuskirche in Bonn aus. Von Deger nenne ich noch ſeine Arbeiten in der Kapelle in Schloß Stolzenfels, von Andreas Müller, der ſpäter auch als Kunſtſchriftſteller und Kunſtgewerbler tätig war, den Kunſtſaal im Schloſſe des Fürſten von Hohenzollern-Sigmaringen. Sowohl Deger wie Karl Müller entfalteten auch eine ſehr erſprießliche Lehrtätigkeit. Als letzter Degerſchüler und Düſſeldorfer Nazarener ſchafft noch heute Heinrich Lauenſtein, von dem auch, wie ſchon erwähnt, auf der Düſſeldorfer „Deutſchnationalen Kunſtausſtellung" (1902) eine „Heilige Familie" zu ſehen war.

Der „letzte" — denn inzwiſchen hatte ſich im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts eine große Umwälzung vollzogen, war eine proteſtantiſche, nationale, durch und durch deutſche Kirchenmalerei zur Herrſchaft gelangt. Eduard von Gebhardt, der Nordländer, war der Bahnbrecher geweſen, der auch zurückgriff auf die Vergangenheit, aber auf eine rein deutſche, und der ihre Ausdrucksformen mit dem Geiſte ſeiner Zeit zu erfüllen wußte, ſoweit dieſer ein kirchlicher iſt. Und noch ein zweites Merkmal zeichnet ſeine Kunſt aus: die Löſung der eigenſten Aufgabe einer Malerei als Raumkunſt, wie das ſeine monumentalen Werke im Predigerſeminar zu Loccum und in der Düſſeldorfer Friedenskirche beweiſen. Das Weſen und die Bedeutung ſeiner Kunſt iſt hier erſt kürzlich eingehend beſprochen worden (Aprilheft 1903), ſo daß es ſich erübrigt, näher auf ſie einzugehen. So ſtark aber iſt ſeine künſtleriſche Perſönlichkeit und die Wirkung ſeines Schaffens, daß ſelbſt Katholiken in ihren Bannkreis hineingezogen worden ſind. Er hat mehrere Schüler gehabt, die katholiſchen Glaubens ſind. Gerade einer ſeiner bedeutendſten, Heinrich Nüttgens, iſt z. B. Katholik. Aber ſeine Malereien in Gütersloh, Angermünde, Herford ſind Geiſt von Gebhardts Geiſt. Das ſind auch die Staffeleibilder und Wandgemälde von Louis Feldmann, der u. a. die Rochuskirche in

UNIV. OF CALIFORNIA

Benjamin Vautier: Die Nähschule.

(Aus Düſſeldorfer Privatbeſitz)

Zu Norden: Düſſeldorfer Kunſt.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

СУПЕРОНИМУ
ЛИА 01

Düſſeldorf geſchmückt hat, die Altargemälde von Pfannſchmidt dem Jüngeren, von denen eins vor zwei Jahren hier auf der „Großen Berliner Kunſtausſtellung“ zu ſehen war. Auch Bruno Ehrich und Wilhelm Döhringer, von denen u. a. die Freskomalereien im Chore der Berliner Kreuzkirche, die Wandbilder des Domes zu Münſter und die Kuppelmalereien der Pfarrkirche zu Ehrenbreitenſtein herrühren, ſind Gebhardtſchüler.

Aber ich bin abgeſchweift und weit vorausgeeilt. Zu Cornelius' Zeit war von dieſer proteſtantiſch-deutſchen kirchlichen Monumentalmalerei natürlich noch gar nichts zu ſpüren. Er ſelbſt ſtellt einen ſeltſamen Dualismus dar. In ſeiner Jugend hatte er die richtige Empfindung, daß der Klaſſizismus etwas Volksfremdes ſei, und er hatte ſich der antiken Welt abgewandt, der ihn dann die Arbeiten für die Glyptothek wieder zuführten. Nur daß er als Nazarener auf den Ausdruck der Empfindung und des Gedankens Gewicht legte. Darin war er Romantiker, war ſeine Kunſt eine literariſche und eine Gedankenmalerei. Wenn man überhaupt noch von „Malerei“ ſprechen kann, denn immer mehr ergibt er ſich dem Kultus der klaſſiziſtiſchen Linie und Formenſchönheit an ſich: der Pinſel verdirbt die Kunſt! predigte ja dieſer Gelehrte und Philoſoph des Zeichenſtiftes, und anſtatt des wirklichen Lebens und der lebendigen, unmittelbaren Empfindung gab er nur noch Symbole und Allegorien von froſtiger Wirkung und verlor ſich in ihnen in idealiſtiſcher Stiliſierung. Die griechiſche Mythologie in der Sprache Raffaels und Michelangelos — das war zuletzt ſein Dogma, ein von ſeiner Zeit und ſeinem Volke losgelöſtes Dogma, das aber trotzdem für weite Kunſtkreiſe beſtimmend wurde.

Benjamin Vautier: Großmutter erzählt. Zeichnung zu Auerbachs „Barfüßele“.
(Mit Genehmigung der J. G. Cottaſchen Buchhandlung Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.)

Für weite, aber nicht für alle. Die Saat, die er einſt mit ſeinem Fauſt und ſeinen Nibelungen ausgeſtreut hatte — auch ſie ging auf, und, unterſtützt von der literariſchen Strömung, zeitigte ſie hier und da eine förmliche Deutſchtümelei. Gerade in Düſſeldorf ſelbſt ſchoß eine üppige deutſche Romantik auf. Bald nach dem Abgange Cornelius' nach München zog ein anderer Geiſt ein. Sein Nachfolger, Wilhelm Schadow, der Berliner, der gleich mehrere Oſtdeutſche mitbrachte, denen weitere folgten, war ja auch ein Mitglied der Kloſterbrüdergemeinſchaft von San Iſidoro geweſen, aber er blieb in dem welt- und volksfremden Nazarenertum nicht

ſtecken; vielmehr wandte er ſich von ihm ſchließlich ganz ab. Und ebenſo erſchien ihm nicht die Fresko- und Wandmalerei als die alleinſeligmachende Kunſt.

Zunächſt mußte der neue Direktor, der nahezu fünfunddreißig Jahre an der Spitze der Akademie ſtand, 1826 bis 1859, Ordnung in die Akademie hineinbringen und für neue tüchtige Lehrkräfte ſorgen. Hatte es damit ſchon unter Cornelius nicht zum Beſten geſtanden, ſo war es während des zweijährigen Interregnums nach ſeinem Wegzuge noch ſchlimmer geworden. Schadow hatte aus Berlin Theodor Hildebrandt, Julius Hübner, Carl Friedrich Leſſing, Karl Sohn mitgebracht. Es iſt nicht verwunderlich, wenn wir bald ſchon Hildebrandt, Sohn, wie Leſſing in Lehrerſtellungen einrücken ſehen; zu ihnen ward der junge Schirmer geſellt, den er ſchon vorfand, und für deſſen Kunſt der Landſchaftsmalerei unter der Tyrannei des Fresko kein Emporarbeiten möglich geweſen war.

Doch es handelt ſich hier nicht um die innere Geſchichte der Düſſeldorfer Akademie, ſondern um Düſſeldorfer Kunſt. Welches Ausſehen nahm ſie in der langen Schadowſchen Periode an?

Es war die Blütezeit der Romantik und Düſſeldorfs als führender Kunſtſtadt. Auf lange hinaus hat ſie Düſſeldorfer Kunſt den Stempel aufgedrückt, ſeiner Monumental-, ſeiner Genre-, ſeiner Landſchaftsmalerei. So ſtark, daß eben dadurch ſpäter die rheiniſche Kunſtgemeinde abſeits von der fortſchrittlichen Bewegung ſtehen geblieben, von der mächtigen Entwickelung im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts ausgeſchloſſen zu ſein ſchien. Und wozu ſchon in der Corneliusſchen Zeit der Grund gelegt war, das baute ſich jetzt immer mehr aus: die Abhängigkeit von der Literatur, die Richtung auf das Erzählende, Anekdotiſche, Novelliſtiſche, Theatraliſche. Auch das ward ſpäter zum Verhängnis. Es war aber nicht eine Sonderheit Düſſeldorfer Kunſt — es lag im Geiſte der ganzen romantiſchen Zeit. Nur daß es in dem Rheinlande beſonders ſtark in die Erſcheinung trat. Nicht ohne Grund. An den Ufern des ſagenumklungenen Rheinſtromes, in den zahlloſen Burgen auf den Höhen, die ihn begleiten, in den Klöſtern auf den Inſeln und in den Tälern, in den Fluten des Fluſſes ſelbſt, in den altersgrauen Städten, in Köln und Aachen und Mainz und in Münſter da lebte er fort, der Geiſt des Mittelalters, da hatte die Myſtik einen fruchtbaren Boden, da hauſte — die Romantik.

Benjamin Vautier: Vor dem Spiegel. Zeichnung zu Auerbachs „Barfüßele“.
(Mit Genehmigung der J. G. Cottaſchen Buchhandlung Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.)

Die Dichter und Äſthetiker hatten zur „blauen Blume“ geſchworen — die

Franz Ittenbach: Der zwölfjährige Jesus im Tempel. Wandgemälde in der Apollinariskirche zu Remagen.

Digitized by Google

bildenden Künſtler folgten ihnen nach. Und um ſo lieber, als es eine in politiſcher und nationaler Hinſicht troſtloſe Zeit war, die das deutſche Vaterland durchlebte. Der kräftigen Aufrüttelung, der Begeiſterung, welche der Freiheitskampf mit ſich gebracht hatte, war eine Zeit engherziger, kleinlicher, ſchwächlicher Anſchauungen und Beſtrebungen gefolgt. Das Erhabene und das Lächerliche lag auch hier wieder einmal dicht beieinander. Es war, als hätten die Arndt, Scharnhorſt, Körner, Schenkendorf umſonſt geſungen: alles Feſthalten am Nationalen, alles Intereſſe an der Gegenwart war wie ausgewiſcht. Man ſchwelgte in Träumen und Phantaſien — vielleicht auch um der traurigen Gegenwart gerade zu vergeſſen —, man vernarrte ſich in den Geiſt des Mittelalters, den deutſchen und den romaniſchen, man ſchwärmte in Ritter- und Räuberromantik, in Zauberſpuk und Elfenmärchen, man ſetzte die Literatur an die Stelle des Lebens, dichteriſche Gebilde an die Stelle blutwarmer Menſchen, die Schaubühne des Dramatikers an die Stelle der Schaubühne des Kampfes ums Daſein, man erzählte und dichtete in Farben und Linien, und man malte und zeichnete mit Verſen und Phraſen. Man ließ ſich als Maler von den Dichtern und Dichtwerken anregen, von den Nibelungen und Gudrun, von Goethe und Schiller, von Uhland und La Motte-Fouqué, von Immermann und Eichendorff, von Dante und Arioſt und Taſſo, von Shakeſpeare und Cervantes und Calderon; und die Dichter holten ſich ihrerſeits ihre Stoffe aus Gemälden; beide aber, Maler und Dichter, ſchöpften ebenſo gern auch aus der Geſchichte und Sage.

Benjamin Vautier: Barfüßele.
(Mit Genehmigung der J. G. Cottaſchen Buchhandlung Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.)

Und man ging auf in einer rührſeligen Gefühlsduſelei und einer tränenden Weltſchmerzlichkeit, als hätte die Sonne ihren Glanz und das Menſchengeſchlecht ſeine Freude am Daſein verloren.

Die Gegenſätze zwiſchen dem Phantaſiеſpiel, dem Gefühlsrauſch und der Enge und Kleinbürgerlichkeit der Lebensverhältniſſe, zwiſchen der ſchönen dichteriſchen Begeiſterung in Worten und der kläglichen Tatenloſigkeit kommt uns heute ganz erſtaunlich vor. Noch erſtaunlicher, daß keine ſtarken ſatiriſchen Geiſter vernichtende Worte für ſolche Gegenſätze fanden. Heinrich Heine, der ja ſelbſt ein Düſſeldorfer war, und Ludwig Börne ſtanden faſt vereinzelt da.

Von der Dichtung aus nahm dieſe Richtung ihren Weg in die plaſtiſche Kunſt. Der alte Vorgang wiederholte ſich abermals.

Auch Schadow bekannte ſich zu ihr, wie er lehrte: „Nur die vollkommen naturgemäße Ausführung einer dichteriſchen Idee in Form und Farbe gibt die beſeligende Erſcheinung eines Kunſtwerkes.“ Allzu weit entfernte er ſich ſo nicht von dem Corneliusſchen Programm, in dem die Notwendigkeit der Übereinſtimmung von Form und Gedanke, d. h. das Vorhandenſein eines „tiefen Gedankens“, betont wurde. Aber er ſetzte doch die Farbe wieder in ihre Rechte ein und bahnte ſo eine Pflege und Entwickelung der Maltechnik wieder an, die der Overbeck-Corneliusſchule ſo ziemlich ganz abhanden gekommen war: beim Karton mit philoſophiſchem Gedankeninhalt war ſie ja

Benjamin Vautier: Der Taſchenſpieler.
(Photographieverlag von Franz Hanfſtaengl in München.)

angelangt; und er verlangte eine vollkommen „naturgemäße“ Ausführung, während Cornelius gewettert hatte: „Szenenmalerei iſt Nachdruck.“

Aber wie weit entfernt iſt dieſer Standpunkt, daß Gegenſtand und Inhalt der Malerei die Erzählung eines Geſchehniſſes ſein müſſe, von dem heutigen des „l'art pour l'art“! Dort die Herabwürdigung der Malerei zu einer bloßen Illuſtration, zu einer Dienerin, einer Interpretin der Dichtkunſt; hier ihre Erhebung zur ſelbſtändigen Herrſchaft im Reiche der Gedanken wohl auch, aber nicht der Corneliusſchen religiöſen und philoſophiſchen, ſondern der Farben- und Formengedanken.

Doch unterſchätze man auch nicht die Verdienſte jener ſpäteren deutſchen Romantik: ſie befreite uns von der römiſch-deutſchen Romantik der älteren Zeit, wie dieſe uns von dem Klaſſizismus befreit hatte, und ſie ebnete immerhin den Weg einem Realismus, der uns freilich heute auch längſt ſchon wieder als innerlich und äußerlich unwahr erſcheint.

(Schluß folgt.)

Ludwig Knaus: Kinderköpfchen.
(Nach der Original-Zeichnung aus dem Beſitz der Königl. Akademie der Künſte in Berlin.)

Digitized by Google

Marie Diers.

Die Kinder von Heckendamm

Ein deutscher Familienroman

von

Marie Diers

1.

(Nachdruck ist untersagt.)

Über den Graffnitzer Höhen lichtete sich eben der noch nächtlich bleigraue Himmel. Ein trübfeuchter Septembermorgen kam herauf. Doch auf dem Heckendammer Gehöft herrschte schon seit Stunden Leben und Tätigkeit.

Raubühler, der Inspektor, stand links bei den Pferdeställen und überwachte das Ausfahren der Gespanne. Es sollte heute bis zum sogenannten Butenschlag an der Graffnitzer Feldmark gepflügt werden, und über Mittag mußte das letzte Heu von der hinteren Seewiese herein. Raubühler sah mit seinen hellen Augen in dem jungen, kupferbraunen Gesicht noch einmal rasch und scharf zum Horizont hinüber: der Tag würde sich um zehn herum aufhellen.

„Raubühler!“ rief eine starke, klingende Frauenstimme von rechts herüber.

Der junge Mann fuhr herum wie ein gut exerzierter Soldat. Mit drei Sätzen seiner langen Beine war er neben dem Milchhause,

Digitized by Google

an dessen rotgestrichener Tür eine blonde, wohlgebaute Frau in großer weißer Wirtschaftsschürze stand.

„Frau Rittmeister?"

„Lassen Sie die Kutschpferde heute mittag über im Stalle, Raubühler. Mein Mann fährt doch aus."

Ein ganz leiser Schatten überflog des Inspektors Gesicht. Dann sah es unbeweglich aus wie zuvor.

„Jawohl, Frau Rittmeister."

Diese wandte sich wieder in die kühle, gepflasterte Milchhalle mit ihren blinkenden Kannen und Eimern zurück. In einem hinteren, langgestreckten Raume hantierten drei weißbeschürzte Mädchen. Sie rief die Jüngste an: „Fieken, büst noch nich mit't Afsahnen farig?"

„In' Oogenblick, Fru Rittmeister. Ick bün bi mien letzt' Satt."

„Diern, du büst 'n oll Trödelsuf'," sagte Frau Rittmeister Dönniger. Ihre Stimme war voll klingender Schärfe, sie konnte wohl einem, an den sie sich zürnend richtete, durch Mark und Bein gehen. Fieken wurde von dunkler Röte übergossen, sie beugte den glattgestriegelten Kopf über die Satte und hantierte fieberhaft. Dadurch wurde die Sache immer schlechter.

Die Herrin trat heran und nahm ihr kalt und bestimmt den Löffel aus der Hand. „Melde dich bei Herrn Raubühler," sagte sie nur.

Fieken sah sie einen Moment mit entsetzten blaßblauen Augen an. Sie wußte: ihr Geschick war besiegelt. Wenn Frau Dönniger hochdeutsch sprach, war alles aus. Sie taugte nicht zur Milchwirtschaft, mußte sich beim Herrn Inspektor wieder zur Hofarbeit melden.

Keiner konnte sehen, was in diesem Augenblick alles in dem jungen Herzen zusammenstürzte. Wenn Jochen Lükke heute mittag mit seinem Gespann zurückkam und die Geschichte erfuhr, dann war's vorbei. Das war doch für ihn zu genierlich, eine Braut zu haben, die zu dumm zum Abmilchen war.

Tränen und Heulszenen gab's nicht, wo Frau Dönniger regierte. Niemand sah sich nach Fieken um, die mit ganz erblaßtem Gesicht und krampfhaft wie von inneren Stößen zuckenden Schultern aus der Tür ging. Nur Karlin Traber, Trapping genannt, eine vierschrötige, dreißigjährige, erprobte Milcherin, kicherte ganz leise in sich hinein. Daß Jochen Lükke, der lange lustige Bursche, nun, wie auch sie gleich richtig voraussetzte, frei wurde, war ihr gar nicht unangenehm und weckte allerhand verworrene, unklare Hoffnungen.

Im Vorkeller wurde die frisch gemolkene Milch durchgeseiht, die Buttermaschine eingestellt. Ein alter ausgedienter Schimmel wurde an dem außen befindlichen Dreharm eingespannt. Es ging alles still und glatt, wie an der Schnur.

Heute war Buttertag, es wurden wöchentlich an hundert Pfund zum Verkauf verschickt. Frau Dönniger verstand zu rechnen und wußte auch recht gut, daß sie es verstehen mußte.

Als sie über den Hof ging, quer auf die Heckentür zu, die die Wirtschaftsräumlichkeit mit dem Wohnhaus verband, lag eine Wolke auf ihrer klaren Stirn. Die Tagelöhner und Hofjungen, die ihr über den Weg liefen und beflissentlich grüßten, sah sie kaum. Sie hatte die große weiße Schürze abgelegt und ging in einem dunkelgrauen anschließenden Kleide, fußfrei und mit aufgeknöpften Ärmeln.

Wenn Hans doch heute einmal zu Hause bleiben möchte! dachte sie.

Es war ihr nicht nur wegen der Pferde, die Raubühler heute so gut im Heu gebrauchen könnte. Um die auch, gewiß. Es waren zwar Kutschpferde, aber immerhin, in diesem feuchten Sommer war schon so viel Heu verdorben, und Heckendamm war kein Gut, auf dem man sich rund und prall anfüllen und von seinem Fette zehren konnte. Es hatte ungleichmäßigen, im Durchschnitt nur knapp mittelguten Boden und war in früheren Jahren ziemlich heruntergewirtschaftet worden.

Der Vater des jetzigen Gutsherrn, Axel Dönniger, war zwar ein wundervoller Theoretiker gewesen, der durch seine Abhandlungen über Bodenkultur und über Arbeiterfragen in weiteren Kreisen wohl bekannt war, aber in der Wirklichkeit kümmerte er sich um sein Gut überhaupt kaum. Er hatte eine schüchterne Natur und kam nicht gern mit Untergebenen in häufige Berührung.

Alle seine Hoffnung baute sich auf den Ältesten, Otto, der vorläufig noch ein paar Semester Naturwissenschaften studierte und dann, nach dem Prinzip der Theorien, das Ausland bereiste. Darüber starb er aber infolge einer heftigen Erkältung, und nun fiel Hans, dem zweiten Sohn und neugebackenen Ulanenrittmeister, die Aufgabe des Gutsherrn zu.

Ein bißchen besorglich blickte sogar der alte Herr auf diesen Wechsel. Aber Hans verstand ihn durch eine rasche Tat zu beruhigen: er heiratete die blonde, tüchtige Martha Gehrts aus dem Holsteinschen und ließ sich ganz zu einem ehrbaren Hausvater an.

Als das vierte Kind, der dritte Junge, geboren wurde, starb der alte Herr, ganz beruhigt über seinen Leichtfuß. Es war wirklich einmal alles nach Wunsch gegangen, und Hans schien endlich klug geworden zu sein.

In Wirklichkeit hatte Hans Dönniger bisher nur eine einzige Klugheit begangen: die Wahl seiner Frau.

Martha Gehrts entstammte einer kinderreichen und dadurch pekuniär sehr beschränkten Gutsbesitzerfamilie. Zu der Gewöhnung genauester Sparsamkeit und Wirtschaftskenntnis besaß sie von Natur einen ungewöhnlich klaren Geist und festen Willen. Sie ließ sich die Verhältnisse so leicht nicht über den Kopf wachsen.

In allererster Zeit hatte sie auch wohl von einem beglückten Frauendasein geträumt, voll liebender Bewunderung für den Mann und seliger Hingabe. Aus diesem Traum aber hieß es schnell erwachen.

Ein Lebensschicksal, das Hans Dönniger autoritativ leitete, glich einem scharf bespannten Wagen, den ein Kind lenken soll. Der erste Graben, der erste Meilenstein wird hier zum Verhängnis.

In ein paar schwarzen Stunden weinte Martha Dönniger sich um die erste große Enttäuschung aus. Es handelte sich für sie darum, ihr ganzes Zukunftsleben in ein anderes Licht zu stellen, alles, was von weichem und zartem Frauenempfinden in ihr war, zurückzustoßen und mundtot zu machen.

Dann trocknete sie ihre Tränen, die kein Mensch, nicht einmal ihr Mann in seiner sorglosen Fröhlichkeit, bemerkt hatte, und sah dem neuen Leben fest ins Gesicht.

Sie drängte Hans, das große Kind, ohne weiteres von seinem Führerplatz, wand ihm die Zügel aus den Händen und ließ ihn brummen, toben, grollen, bis er daran genug hatte. Ob sein ungebärdiges Wehren sie überhaupt berührte, ob sein endliches Nachgeben und Eingewöhnen sie milde oder geringschätzig stimmte, konnte niemand ihr ansehen. Sie blieb gleichmütig, klar, bestimmt. Aber nie war sie unfreundlich oder zänkisch mit ihm. So hart sie mit ihren Leuten sein konnte, so sanft stand sie ihm, auch in seinen größten Torheiten, gegenüber. Das war kein Zwang, den sie sich auferlegte — es war der einzige Tribut, den sie ihrem starken und lebendigen Weibesempfinden zollte, das an all den Täuschungen und Herzensentbehrungen nicht sterben und verderben konnte.

Ihre Kinder waren ihr nicht das, was ihr Mann ihr war. Vielleicht darum, weil er selbst eigentlich nur ihr erstes und liebstes Kind war. Sie galt in der Gegend für wunderlich und war es auch. Und doch hätte sie die erste und prachtvollste der Frauen sein können, wenn ihr stärkstes Bedürfnis und Empfinden sich hätte ausleben dürfen, wenn es nicht in der Blüte zertreten worden wäre.

In zartem Alter starben ihr zwei Knaben an der Diphtheritis an einem Tage. Das bald darauf folgende fünfte Kind, wieder ein Junge, trug an seinem Körper die Folgen ihrer Aufregung: es war so schwächlich, daß der Arzt kaum meinte, es am Leben erhalten zu können. Doch es blieb leben, wenn auch kümmerlich genug, und schneller, als man sonst bei Müttern es gewohnt ist, ließ in Frau Dönniger der Schmerz nach, die tägliche Arbeit forderte ihr Recht, und die kleinen Gräber auf dem Dorfkirchhofe wurden kaum mehr besucht.

Nach dem schwächlichen kleinen Paul kam endlich wieder ein Mägdlein, das zweite in der Familie. Es war zart und engelhaft lieblich von Geburt an. Der entzückte Vater ließ es Eva taufen. Dann nach Jahresfrist noch ein blonder Lockenkopf, ein wilder, lustiger Bube, der kleine Wolfgang, der, als er heranwuchs, in Hof und Haus der ver-

zogene Liebling war. Für Wölfchen fand die ſtrenge kühle Mutter den aufleuchtenden Blick, den weichen Stimmfall wieder, der ſonſt nur ihrem Manne gehörte. Sie konnte mit ihm ſpielen und tändeln, wie ſie es mit keinem ihrer anderen Kinder gekonnt hatte. Ihr war, als würde in dem reizenden, begabten Jungen ihr Hans wieder zum Kinde, zum harmloſen, liebenswürdigen Kinde, das ihr nur Wonne ohne Leid brachte.

Aber Harm und Leid wuchſen ihr unter der Hand ihres großen Kindes unterdeſſen immer bedrohlicher auf. Von Jahr zu Jahr begriff ſie es mehr: ſie konnte ihm die Zügel entwinden, ſeinen Willen für Augenblicke dem ihren beugen, aber ſeine Weſensart wandeln konnte ſie nicht. Ja gerade in der unverantwortlichen Nebenſtellung, die ſie ihm notgedrungen aufzwang, ſchien ſein Leichtſinn, ſeine innere Haltloſigkeit vor ihm ſelbſt an Berechtigung zu gewinnen und immer üppiger aufzuſchießen.

Der Jagd- und Spielklub, dem er angehörte, und den er trotz aller Verſprechungen immer wieder aufſuchte, enthielt ſelbſt in ſeiner ländlichen Zuſammenſetzung zweifelhafte Elemente genug. Ihrem Einfluß verfiel Hans Dönniger, der war ſtärker als die Autorität ſeiner Frau.

Der mutigen Gutsherrin mit dem gewaltſam verhärteten Herzen waren wenig ruhige Stunden beſchieden. Die Wirtſchaft hielt ſich ſo eben über Waſſer, beſonders ſeit vor drei Jahren der tüchtige junge Inſpektor Raubühler in ihren Dienſt getreten war. Doch die Sorge um des Mannes ungeregeltes Leben wollte ſie oft beinahe erſticken.

Unmerklich aber, von ihr ſelber nicht erwirkt und erhofft, war ihr ein Tröſter erwachſen: Fritz, ihr älteſter Junge.

Die Kinder waren ihr Nebenſache geblieben, ſie hatte kaum achtgehabt, welche Spuren die Verhältniſſe in deren Herzen drückten. Hauslehrer und Erzieherin hatte ſie für ſie angeſtellt, und Fritz, jetzt fünfzehnjährig, beſuchte das nahe Gymnaſium in der alten Grenzſtadt Saſſow.

Fritz war ein kräftiger, hellblonder Junge mit breiter, kantiger Stirn und den blauen Friſenaugen der Mutter. Er war kein Wunderkind an Begabung wie Wölfchen, aber er hatte den zähen, ſtarken, ſtarren Willen ſeiner Mutter geerbt, die unerſchütterliche Energie und den eiſernen Fleiß. Seit Oſtern ſaß er in Unterprima. Er war durch und durch ein Muſterſchüler, der Stolz ſeiner Lehrer.

Aber dieſe Vorzugsſtellung war ihm nicht in den Schoß gefallen, er hatte lange Nächte darum durcharbeiten müſſen und mußte es noch, um ſeine Palme feſtzuhalten. Bei den Mitſchülern war er nicht beliebt. Leichter Frohſinn und Liebenswürdigkeit gingen ihm völlig ab. Von den erſten Jahren ſeines erwachenden Bewußtſeins an hatte ſich langſam eine ſtarre Kruſte gebildet, die ſein weiches Kinderherz immer mehr und härter überzog: das traurige Erbe der Zuſtände von Heckendamm.

Fritz vergötterte ſeine Mutter und verachtete ſeinen Vater. Das war ein Trank von böſer Miſchung, den ſolch ein junges Menſchenkind trinken mußte. In ſeiner Energie lag Härte, in ſeinem Streben Hochmut. Er wollte ſeinem Vater zeigen, wie Männer werden!

Aber er ſprach nie darüber. Und ſeine Mutter kannte ihn nicht. Sie ahnte nicht einmal, wie er ſie liebte, wie ſie nicht ahnte, wie er über den Vater dachte. Doch ſein raſcher, klarer Blick, ſein feſtes Urteil waren ihr von Wert geworden. Sie freute ſich jetzt auf die Ferien. Unwillkürlich lehnte ſich ihre abgehetzte Seele, des ſtarren Alleinſeins müde, an ſeine jungen, ſtarken Schultern.

Zwar war nie die Rede davon, daß er je das Gut übernehmen würde. So lange ſie lebte, war dies auch nicht nötig. Fritzens Zukunft war ſchon feſtgelegt: er ſollte Juriſt werden, und ſeine Lehrer prophezeiten ihm eine große Zukunft.

Aber ſchon ſeine Exiſtenz bedeutete jetzt für die Mutter eine Beruhigung.

In vierzehn Tagen fangen die Herbſtferien an, rechnete ſie nach. Dann kann er Hans öfter begleiten, der wird ſich vor dem Jungen zuſammennehmen und ſich ſeiner Ausſchweifungen ſchämen.

Es war nicht das erſtemal geweſen, daß die Anweſenheit von Fritz den Vater ſolider machte. Er hatte Reſpekt vor den kühlen, blauen Augen des Jungen, der ſo wenig ſprach, ſich nie einen Vorwurf erlaubte.

Vielleicht hatte er aber gerade dadurch mehr Gewalt als die Mutter.

Im Wohnhaus war jetzt auch das Leben erwacht, als Frau Dönniger vom Wirtschaftshof herüberkam. Im Hausflur begegnete ihr die älteste Tochter, Kläre, die eben das Kaffeegerät in das Eßzimmer rechterhand trug.

Sie war zwei Jahre jünger als Fritz, stand jetzt in den eckigen Übergangsjahren, doch das reiche dunkelblonde Haar, das in einen Nackenknoten geschlungen war, und die viel dunkler schattierten Augen und Brauen gaben dem kindlich herben Gesicht schon seinen Reiz. Sie zeigte nicht mehr die reine friesische Rasse wie die Mutter und Fritz, es war schon ein Tropfen Dönnigersches Blut in ihr.

„Gerade zur rechten Zeit, Muttchen!" rief sie fröhlich. „Ich hatte schon Angst, du kämst und der Kaffee wäre nicht fertig. Herr Mahnke und Fräulein sind auch schon drin."

„Gib mir die Kanne und hole die Kinder," befahl Frau Dönniger. „Sieh zu, daß Eva nicht wieder ohne Zopfband erscheint."

„Ja, Muttchen!"

„Halt! Höre noch einmal, Kläre. Klopfe nicht bei Vater an, verstehst du! Ich wecke ihn nachher selber."

Um den Kaffeetisch in dem großen altertümlichen Eßzimmer waren alle versammelt: die Hausfrau, der Kandidat, das Fräulein, die vier Kinder. Nur der oberste Platz an der hinteren Schmalseite war frei. Herr Dönniger war bei dem ersten Frühstück fast nie zugegen.

Bei den Mahlzeiten herrschte immer einige Steifheit. Frau Dönniger war keine redelustige Hausfrau, und ihr Ausdruck, der stets etwas Gesammeltes und Strenges hatte, übte einen leisen Druck auf die Anwesenden. Heute besonders dachte sie wenig an Unterhaltung. Es zog sie mit allen Fasern nach oben ins Schlafzimmer zu ihrem Mann. Er war wieder in tiefer Nacht nach Hause gekommen, und ihr war, als entglitte er ihr jetzt immer mehr. Doch war es noch viel zu früh, ihn jetzt zu wecken.

Der achtjährige Wolfgang hatte sein Milchtäßchen halb ausgetrunken, halb dessen Inhalt auf die Untertasse und das Gummideckchen, das Kläre ihm vorsorglich untergebreitet hatte, verschüttet. Er legte sich jetzt weit in seinen Stuhl zurück und klopfte mit der Spitze seiner Schuhchen erst dumpf, dann immer stärker an die untere Tischplatte.

„Wolfgang, laß das!" rief leise die Erzieherin herüber.

Der Schlingel tat, als habe er nichts gehört, und klopfte stärker als zuvor.

„Aber Wölfchen!" mahnte Kläre.

Wölfchen schnitt der Schwester nur eine Grimasse zu. Aus seinem braunen Kraushaar, aus den lustigsten Augen, die sich denken lassen, aus jedem Fältchen und Grübchen des runden Gesichtchens lachten tausend Kobolde. Eva, sein neunjähriges Schwesterchen und allergetreuester Kumpan, kicherte entzückt mit.

Das Fräulein warf einen ratlosen Blick auf Frau Dönniger. Die aber sah gerade vor sich hin und hatte ganz andere Dinge im Kopf als Wölfchens unnützes Tischgeklopfe. Das sah auch der Strick recht wohl. Er sann auf neue Untaten und verständigte Eva durch einen kurzen blitzenden Seitenblick. Im nächsten Augenblick flog ein fester kleiner Ball aus Brotkrumen dem Fräulein an den eben seitwärts gedrehten Kopf und verfing sich in ihrer Frisur. Sie schrie leicht auf und fuhr mit der Hand dorthin. „Wölfchen!" riefen Kläre und Paul aus einem Munde.

Selbst der Kandidat, sonst in Frau Dönnigers Gegenwart die Schüchternheit selbst, riskierte einen strafenden Ausruf: „Wolfgang, du bist ja sehr ungezogen!"

Über all diesen Lärm fuhr Frau Dönniger aus ihrem schweren Sinnen auf. „Was tut er denn?" fragte sie.

Wolfgang sah das Gericht kommen. Mit einem Satze war er vom Stuhl und stand zwischen Mutter und Erzieherin.

„Mutter, ich tu's nicht wieder!" rief er ungestüm. „Ich will's nie, nie wiedertun!"

Und ehe noch die Mutter ganz begriff, hatte er schon den linken Arm um den Hals der Erzieherin geschlungen. „Fräulein, ich hol's Ihnen wieder raus!" und er fuhr mit seinen ewig schmutzigen kleinen Schuljungenfingern in ihr Haar, um sein Geschoß zu suchen.

Das Fräulein mußte wider Willen lachen. „Laß das, Junge, du machst es nur noch

ſchlimmer.“ Wer konnte ihm böſe ſein? es war auch keine Komödie, die er ſpielte, ſein Kindergeſicht war ehrlich reuevoll. Ganz der Papa! dachte der Kandidat.

Aber Frau Dönniger dachte dies nicht. Wölfchen gegenüber verlor ſie ſtets die Klarheit des Blickes. Er war für ſie das Licht im dunklen Tale, der helle Trank in heißer Wüſte. Sie zog ihn auf den Schoß und küßte ihn. All ihre Sorgen waren verweht, ihr Antlitz ganz verändert.

Ob und wie dies auf die anderen Kinder oder auf Beobachter wirke, machte ſie ſich nie klar. Hier brach das urſprüngliche, eingekerkerte Liebesverlangen ihres Herzens naturgewaltig hervor.

Um zehn kam die Sonne hervor, wie Raubühler berechnet hatte.

Jetzt war es endlich Zeit, zu Hans hinaufzugehen. Eher nicht. Nach ſolchen durchfeierten Nächten war er vorher völlig unbrauchbar zu irgend einer vernünftigen Unterhaltung. Leider hatte Martha Dönniger in dieſer Sache jetzt Erfahrung.

Aber als ſie herauskam, ſtand er ſchon halb angekleidet vor dem Spiegel.

Das Schlafzimmer, das im Giebel lag, war groß und hübſch ausgeſtattet wie auch die unteren hohen Räume des alten Hauſes, in denen nun ſchon ſeit zwei Menſchenaltern ein mehr äſthetiſcher als praktiſcher Sinn gewaltet hatte. Die Morgenſonne, die es eben verlaſſen wollte, warf noch einen ſchrägen Strahl über die ſchöne ſchlanke Männergeſtalt, den Kopf mit dem krauſen, braunen Haar, den geſchmeidigen Oberkörper, der noch nicht mit Rock und Weſte bekleidet war. Hans Dönniger trug noch immer ſeinen Offiziersſchnurrbart und raſierte ſich Kinn und Wange ſtets mit großer Akkurateſſe ſelbſt, ſo daß er jünger erſchien, als er war.

„O!“ rief er ſeiner Frau entgegen. „Du willſt mich wohl holen, Schatz! Ich habe wohl wieder mal tüchtig die Zeit verſchlafen?“

Sie konnte auch heute noch nicht anders als dieſer reuigen Liebenswürdigkeit gegenüber Nachſicht zeigen.

„Das tut nichts, Hans, ich habe ſchon friſchen Kaffee für dich machen laſſen. Aber ich wollte dich gleich um eines bitten: Raubühler braucht heute die Pferde ſo dringend im Heu, fahre heut' nicht fort!“

Er machte ein verlegenes Geſicht und wandte ſich zur Seite. „Marthel, es geht nicht gut anders, ſiehſt du. Ich habe mein Kommen zugeſagt. Es iſt heute etwas anderes, der kleine Amtsrichter wird fortgegeſſen, im ‚Deutſchen Haus‘ in Saſſow. Sie kommen alle aus der Umgegend, ſogar der Graffnitzer.“

„Ja, ja, ich weiß ſchon,“ ſagte Martha verzagt. „Es iſt jedesmal etwas anderes, aber das Reſultat, daß du fort mußt, iſt immer dasſelbe.“

Sie fühlte ſich plötzlich ſo machtlos und mutlos. Ihr ſanken die Arme herab. Was half alles Reden und Bitten! Es war einmal wie's andere.

„Martha,“ ſagte er bittend. „Du wirſt mir darum doch nicht böſe ſein! Um dieſes einen Nachmittags!“

Er kam heran wie ein Kind zur ſtrengen Mutter. Aber wie er in ſeiner ſchönen Männlichkeit neben ihr ſtand, warf ſie die Arme um ſeinen Hals. Doch nicht wie die Mutter dem Kinde.

„Du ſollſt bei mir bleiben!“ rief ſie plötzlich ausbrechend und leidenſchaftlich. „Was gehen dich und mich die fremden Menſchen an! Du gehörſt hierher, und ich will es, ich will es, daß du hier bleibſt!“

„Martha!“ ſagte er verwirrt.

Er verſtand ſie nicht mehr.

Etwas aus der Faſſung gebracht, löſte er ihre Hände ſanft von ſeinem Nacken. Was wollte ſie denn nur eigentlich von ihm?

„Laß es mich dir erklären,“ bat er und küßte ihr die Hand, ehe er ſie losließ. „Der kleine Amtsrichter —“

„Es iſt gut,“ wehrte ſie ab. Sie war ſehr blaß geworden. Seine Gebärde, ſo ſanft ſie war, hatte ſie verſtanden.

Heiß und erſtickend ſtieg es ihr plötzlich in die Kehle. Ein wildes Rachegefühl wirbelte ihr durch Kopf und Herz. Ihre Augen funkelten.

„So gehe zu Fuß nach Saſſow!“ rief ſie außer ſich und jede Beherrſchung verlierend. „Die Pferde fahren heute ein!“

Hans Dönniger ſah ſie betroffen an. Welche Heftigkeit plötzlich!

„Aber Martha —“

Sie ſchenkte ihm keinen Blick mehr, ſtumm ging ſie hinaus.

Ein wunderlicher ſchwüler Vormittag. Hans Dönnigers leichtlebige Natur litt unter dem Druck, aber er ſetzte ſich darüber fort. Welch Aufhebens um eine Ausfahrt plötzlich! Nun, ſie würde ja ſchon wieder gut werden, war es ja noch immer geworden.

Das verwöhnte Kind pochte auf die Liebe, die es genoß, und die es noch nie im Stiche gelaſſen hatte.

Nach dem Kaffee ging er in die Ställe hinüber. Alles leer, die Pferde fort. „Wo ſind die Kutſchpferde, Jakob?“ herrſchte er einen alten Mann an, der die Stände ausmiſtete.

„Im Heu, Herr Rittmeiſter,“ gab der erſtaunt zurück. „Herr Raubühler —“

„Ja ſo, ich weiß ſchon.“

Hans Dönnigers Geſicht war dunkelrot, als er über den Wirtſchaftshof zurückging. Das hatte ſie ihm wirklich angetan!

Er erinnerte ſich: in früheren Jahren war es auch ſchon vorgekommen. Da hatte er ſich dareingefunden und hatte gekuſcht. Heute — lagen die Dinge anders.

Ein ganz leiſes Lächeln kam um ſeinen Mund. Er dachte an ihre Umarmung vorhin, oben im Giebelzimmer. Da hatte ſie ihn ja beinahe umgeriſſen, ſo heftig hatte ſie ihn umſchlungen.

Es war nur die Ahnung eines Empfindens, die ihn überflog, daß ſtets der im Rechte iſt, der mehr geliebt wird, als er ſelber liebt. Ein unklares Verſtehen, daß er ſehr viel riskieren könne der gegenüber, die ihn ſo liebte. Das gab ihm alle Laune zurück.

Bei Tiſch war er voller Luſtigkeit, dahlte mit den Kindern und dem Fräulein und erwies ſeiner Frau eine Höflichkeit und Liebenswürdigkeit, die von Herzen kam und ſie mit unſicherem Staunen füllte.

Er weiß doch jetzt, daß ich Ernſt mache, dachte ſie. Und er zeigt nicht einmal eine Verſtimmung!

Sie wollte ſich darüber freuen und konnte es nicht. Sie hatte wahrlich Zeit genug gehabt in ſechzehnjähriger Ehe, ihn kennen zu lernen und ſein Weſen zu deuten. Eine dumpfe Ahnung von irgend etwas Unerfreulichem, ja von böſen Überraſchungen, die ihrer warteten, wollte ſie nicht verlaſſen.

Zur Kaffeezeit, nachmittags um vier, ward ihre Ahnung zum Teil ſchon eingelöſt: Klärе brachte ihr die Nachricht, daß der Vater ſich das Reitpferd habe ſatteln laſſen und den Weg nach Saſſow zu, in Frack und Mantel, geritten ſei.

— — — — — — — — — — — — —

Das alſo hatte er wirklich getan!

Nun freilich, er war der Mann und zeigte ihr den Herrn. Fand ihren kleinen Schikanen gegenüber einen ſehr einfachen und ruhigen Ausweg. Es wäre unter anderen Verhältniſſen wohl nicht viel dabei zu trauern geweſen.

Aber hier und ihr gegenüber!

Martha Dönniger ſchloß ſich in ihr Hinterſtübchen, das ſogenannte Kontor, ein und weinte. Es war ein hartes Weinen, das nicht erleichtert, das nur die Bruſt ſchüttelt in unſtillbarem Jammer. Ein zorniges qualvolles Weinen um verlorene Liebe und verlorenes Leben.

Ihre Wangen brannten, wenn ſie an heute morgen dachte und an ſeine Antwort darauf. Und jetzt hatte er hinter dieſe Antwort durch ſein Fortreiten noch ein Ausrufungszeichen geſetzt.

Was ſchiert mich dein Fühlen und Denken und Wollen? Ich lache und ſpringe darüber fort.

Er — unabhängig von ihr. Und ſie — es auch von ihm?

Ach, wer darauf ja antworten könnte!

Sie trocknete die brennenden Augen und ſchritt an das einzige ſchmale Fenſter. Es ging ſeitwärts auf den Giebel hinaus und geſtattete über den Heckenzaun fort einen Überblick des Wirtſchaftshofes. Der Tag ſank ſchon raſch. Die Sonne war im Weſten hinter ſich zuſammenballendem Gewölk verſchwunden. Durch die Pappeln ging ein heftiger Wind.

Die Heufuder kamen in raſcher Folge herein. Durch das Hoftor jagten die leeren Wagen wieder fort. Ein jeder gab ihrem Herzen Stöße.

Ich habe es zu weit getrieben! dachte ſie voller Angſt. Solchen Gewaltſtreich durfte er ſich nicht bieten laſſen. Freilich nicht, freilich nicht! Er hat recht getan, mir zu trotzen! Ihre Tränen floſſen milder. Sie ſehnte ſich nach ſeiner Rückkehr, ihn fühlen

zu lassen, daß sie ihm nicht zürne. Und er würde heute früh heimkehren! Nach jeder Untat war er ja noch das reuige Kind gewesen. Überdies, mit dem Reitpferd konnte er doch nicht so spät ausbleiben. Er war gewißlich ein flotter Reiter, aber in der Nacht und nach einem Gelage, wer sitzt denn da noch fest?

Sie rechnete nach. Um fünf etwa begann das Essen. Gegen neun würde es zu Ende sein. Von zehn an konnte sie auf ihn warten.

Als die kleineren Kinder zu Bett waren, bereitete sie mit Kläre den Abendtisch. Unendliche Sorgfalt verwendete sie darauf. Es durften nur leichte Sachen, wie sie nach einem Diner angenehm sind, auf dem Tische stehen, aber in mannigfacher Abwechselung und zierlich aufgeschüsselt. In solchen Dingen war nun Kläre wieder Meister. Ihr eigener Sinn, der mehr aufs Große, Ganze, Gröbere eingewöhnt war, ihre eigenen verarbeiteten Hände waren zwar willig dazu, aber nicht geschickt. Neben dem Eßtisch richtete sie auf einem Tischchen den Spirituskessel her, die Kaffeemaschine, zwei von den Tassen, die Hans selber gekauft hatte und sehr liebte. Dann schickte sie Kläre ins Bett und begann zu warten.

Draußen war Sturm und Regen losgebrochen, schon eine ganze Weile. Sie hatte es in der Glückseligkeit ihres Tuns kaum bemerkt. Streifenweise wurde der Regen an die Fenster getrieben, in den Pappeln sauste und ächzte der Wind.

Sie schlug die Vorhänge zurück und sah hinaus. „Armer Hans! Und dazu auf dem Pferde. Wie wirst du durchnäßt sein, wenn du heimkommst!"

Die große altertümliche Uhr im Eßzimmer schlug zehn. Martha ging hin und her, rückte an den Tellern, schritt durch den Flur auf die Freitreppe hinaus, lauschte in den Sturm.

Dann kehrte sie zurück, stellte noch eine Streichholzschachtel, die sie vergessen hatte, neben den Kaffeekessel, ging nach oben in das Schlafzimmer und sah nach, ob die trockenen Sachen alle bereit lagen und das Hausmädchen dem Herrn eine Wärmflasche ins Bett gelegt habe. Währenddessen meinte sie plötzlich durch das Sausen des Windes Hufschläge zu hören und lief eilig hinunter. Aber es war eine Täuschung gewesen.

Sie hätte nicht nötig gehabt, so eilig zu laufen. Es schlug halb elf, elf, halb zwölf — und nichts regte sich draußen.

Nur der Sturm tobte ums Haus, und hin und wieder riß er irgendwo einen Fensterflügel los oder klapperte mit Dachziegeln. Jedesmal schrak sie auf und lauschte hinaus. Dann wieder schlug ein Hund von drüben an — das mußte ihm doch gelten!

Diese einsamen Wartestunden rissen an ihren Nerven. Ihre Stimmungen wechselten beständig zwischen Weichheit und Zorn. Allmählich geriet sie in eine Art Fieber.

Plötzlich — die Uhr holte eben aus, um Mitternacht zu schlagen — packte sie ein jäher Gedanke: Wenn ihm ein Unglück passiert wäre, auf dem Pferde! Wie leicht —! Er war nicht mehr Herr seines Willens —

Ein paar Minuten stand sie, von Angst wie gelähmt. „Herrgott, Herrgott, hilf!" flüsterte sie ein paarmal ratlos, besinnungslos.

Dann stürzte sie an die Klingel, die in die Dienstbotenräume führte, und riß daran, wieder und wieder, wie unsinnig. Bis hier nach vorn hörte sie den dumpfen Hall der dort lärmenden Glocke. In dem stillen Hause ward es mit einem Schlage laut, eilende, jagende Schritte nahten. Zwei Mädchen mit übergeworfenen Jacken erschienen in der Tür, angstverzerrt die Gesichter.

„Matthies soll anspannen, sofort! Nach Sassow fahren. Weckt Herrn Raubühler. Leute müssen die Straße absuchen. Vielleicht ist dem Herrn Rittmeister etwas zugestoßen!"

Das ganze Haus lebte plötzlich. Türen wurden geschlagen, Stimmen riefen. Dann zog sich die Unruhe nach dem Wirtschaftshofe hinüber. Martha Dönniger war wieder auf die Freitreppe getreten. Wind und Regen zausten mit ihrem Haar, wickelten ihr das Kleid um die Füße. Rings herum, den Weg nach Sassow deckend, lag tintenschwarze Finsternis.

Aber war sie denn von Sinnen gewesen, nicht eher an den Wagen zu denken?

Ihre Zähne schlugen aufeinander.

Plötzlich legten weiche Hände ein warmes Tuch um ihre Schultern.

„Kläre! was willſt du denn hier? Geh' doch zu Bett, Kind."

Das Licht der Flurlampe fiel durch die offene Haustür auf das bleiche, verſtörte Mädchengeſicht. „Mutter, ich dachte, als der Lärm losging, es wäre ſchon Morgen. Und dabei warteſt du immer noch auf Vater — und der Abendtiſch —"

Sie konnte nicht weiter. Auch ihre Zähne klapperten vor Froſt und Erregung.

Die Mutter faßte ihren Arm mit beiden Händen und hielt ſich daran feſt. Ach, es war ſchon eine Erleichterung, nur jemanden bei ſich zu haben, von dieſem fürchterlichen Alleinſein befreit zu ſein.

„Kläre," ſagte ſie in heiſerem Flüſtern, „vielleicht lebt er in dieſem Augenblicke gar nicht mehr —"

„Komm herein, Muttchen," bat das Kind. „Wie oft iſt Vater viel länger ausgeblieben. Du wirſt ja krank. Komm doch —"

„Halt!" ſchrie Martha auf. „Da — da! hörſt du! Das ſind ſicher Hufſchläge! hörſt du's?"

Sie lauſchten beide atemlos. Es waren Hufſchläge — und jetzt, im Schein herbeieilender Laternen hoben ſich die Umriſſe eines Reiters ab.

„Gott, du Allmächtiger —" ſagte Martha Dönniger mit einem Aufatmen, als löſe ſich Zentnerlaſt von ihrer Seele.

Aber als der Reiter jetzt vor der Freitreppe hielt, ſahen ſie alle, die herumſtanden, daß es nicht Hans Dönniger war.

„Der Herr von Pachern —" rief Kläre faſſungslos.

Es war der Beſitzer von Graffnitz, ein älterer Herr. Er ſtieg etwas mühſelig ab und kam die Freitreppe hinauf.

„Sie ſind hier draußen, Frau Dönniger?" fragte er.

Martha hatte ſich von Kläres Arm losgemacht. Steif wie eine Statue ſtand ſie vor dem Fremden. „Sagen Sie's nur ſchnell, Herr von Pachern," ſagte ſie ganz ruhig. „Meinem Mann iſt ein Unglück begegnet."

Der alte Herr griff ſich in ratloſer Verzweiflung an den grauen Kopf. „Frau Dönniger — Sie ſind eine mutige Frau — Gottes Wille —"

Es blieb beim hilfloſen Stammeln.

„Hans iſt tot", ſagte ſie klar und kalt.

„Er iſt geſtürzt — er iſt geſtürzt — wir fanden ihn zufällig. Hätten ihn nicht allein reiten laſſen dürfen. Herr, mein Gott, die Vorwürfe! Er kommt in meinem Wagen — ein Arzt iſt bei ihm —"

„Luiſe," ſagte Frau Dönniger zu dem zunächſt ſtehenden Mädchen, „ſage Matthies, er kann wieder ausſpannen. Es iſt nun nicht mehr nötig."

— — — — — — — — — — — — —

Hans Dönniger war mitten im luſtigen Trotz gegen ſeine Frau, mitten in Rauſch und Tollheit aus einem Leben geſchieden, das, ſelber leicht, toll und unnütz, ſolchen Abſchluſſes würdig war.

Die näheren Umſtände des Unglücks konnte man nur erraten. Er war etwa um elf etwas benebelt fortgeritten, doch da man dieſe leichteren Rauſchzuſtände an ihm gewöhnt war, auch, ſelber animiert, ſich um andere Leute nicht viel Sorgen machte, hatte keiner daran gedacht, ihn aufzuhalten oder ihn zu begleiten. Herr von Pachern aus Graffnitz, der ihm eine gute halbe Stunde ſpäter im Wagen folgte, da er ein Stückchen gemeinſamen Weg mit ihm hatte, fand in Regen und Wind das herrenloſe Reitpferd auf der Chauſſee herumtraben. Da er einen ſeiner Wirtſchafter mit auf dem Bocke hatte, ſchickte er dieſen nach Saſſow zurück und ſuchte ſelbſt mit dem Kutſcher die Gräben ab. Sie hatten nicht lange zu ſuchen, an einem Meilenſtein lag Hans Dönniger mit ſtark blutender Kopfwunde. Er erhielt die Beſinnung nicht wieder. Ehe der Transport Heckendamm erreichte, ſtarb er an Gehirnerſchütterung.

* * *

Danach kamen ſieben Jahre äußerer Eintönigkeit.

Alles, was in Martha Dönniger an Tatkraft, Willensſtärke und praktiſchem Überblick ſteckte, kam jetzt zu Tage, ward zur lebendigen Macht. Bisher hatte, wenn auch nur nominell, ein Herr über Heckendamm geſtanden — jetzt war ſie alles in allem. Das Schickſal des Gutes und das Schickſal ihrer Kinder war ſie.

Aber alle Weichheit und Milde ihres Frauenherzens hatte ſie dem Manne mit in

den Sarg gegeben, der ihre erste und einzige Liebe war. Auf der windigen Höhe des Dorfkirchhofes, wo seit Jahrhunderten die Dönnigers ihre schlichte, offen umgitterte Grabstätte hatten, weinte sie ihre letzten Tränen. Die wilde Reue, Mitschuld an diesem Ende zu tragen, machte ihre Tränen so brennend, daß sie ihr die Seele ausbrannten und diese fernerhin keinen Tropfen mehr hatte.

Fritz war gekommen und hatte stumm und hart in das entstellte Totengesicht gesehen. Auch durch sein junges Herz ging der Gedanke von diesem Tode, der auf solch Leben paßte. Dann wandte er sich mit glühendem Gesicht zur Mutter herum. „Mutter, wenn du mich jetzt brauchst, bleibe ich hier!" sagte er mit starker Stimme.

Sie schüttelte nur den Kopf, das war ihre ganze Antwort. Da ging er nach Sassow zurück und nahm wieder seine Bücher vor. Er arbeitete jetzt womöglich noch stärker als sonst. „Der bringt es noch einmal zum Minister," sagte sein Ordinarius zum Direktor.

Wer Martha Dönniger sehen wollte, mußte sich nach Heckendamm hinausbemühen. Über die Grenzen ihres Gutes kam sie jetzt in all den Jahren nicht mehr. Von vier Uhr morgens an scholl ihre helle Kommandostimme über Haus und Hof. Sie kannte jedes Huhn und bändigte das wildeste Pferd, den störrigsten Knecht. Ihre Armmuskeln waren wie die ihres Herzens stark und hart geworden. Persönliches Interesse und Erbarmen für ihre Untergebenen zeigte sie nicht. Selbst Raubühler, der pflichttreueste aller Menschen, litt unter dem harten Arbeitsdruck ihres Regiments, den kein Sonnenblick freundlichen Verständnisses für Erholungsbedürftigkeit und jugendliche Vergnügungslust erhellte.

Die Gutsleute waren alte, eingesessene Familien, deren Treue und Anhänglichkeit sich ebenso unscheinbar, ja mürrisch gab, wie sie unverwüstlich war. Jenes borkige, klüftige Eichenholz, das Wind und Wetter überdauert, ohne morsch zu werden. Einige fahnenflüchtige revolutionäre Elemente ausgenommen, hielten sie wie selbstverständlich, wenn auch gedrückt und verdrossen, unter der Herrin harter Hand aus.

Es liebte diese Frau keiner, aber sie achteten sie alle. „As'n Mann!" sagten sie oft bewundernd hinter ihr her, wenn sie in ihren dickſohligen Schaftstiefeln vom Schweinestall zu den Bullen stieg, den Knechten wegen des zu langen Futters in die Parade fuhr und im nächsten Moment in der Holzkammer stand und eine neue Deichselstange für die eben zerbrochene abhobelte.

„Nee, mihr as'n Mann, as Mann und Fru tosoamen," sagten die Mädchen, die weder im Milchkeller noch im Hühnerstall noch in der Küche eine ruhige Minute vor ihr hatten.

„Frau Rittmeister," bat Raubühler innerlich gekränkt, „vertrauen Sie mir doch ein bißchen mehr! Sie strengen sich ja über Menschenkräfte an!"

Sie stand vor ihm in ihrem kurzen derben Rock, den dicken Stiefeln und blitzte ihn mit ihren blauen Augen verächtlich an. „Reden Sie kein Blech, Raubühler. Ich will Ihnen kein Sündenregister vorhalten, aber wenn Sie dahinten auf dem Kleeschlag sind, wissen Sie gut, was hier passiert. Na — und den Schimmel mit dem Spatt, den Sie mir im letzten Herbst gekauft haben, vergesse ich Ihnen nicht, lieber Freund."

Raubühler wurde rot, drückte seine Mütze auf den Kopf und ging seines Weges. „Na, das kann wohl jedem mal passieren," murrte er vor sich hin. „Aber Frauenzimmer bleibt Frauenzimmer. Entweder zuviel oder zuwenig. Vom richtigen Maßhalten wissen sie alle nichts."

Durch solche geheimen Ergüsse gab er seinem verletzten Selbstgefühl das Gleichmaß wieder.

Besucher wurden in Heckendamm seit dem Tode des Rittmeisters so gut wie gar nicht mehr gesehen. Frau Martha war auch nichts weniger als eine liebenswürdige Wirtin. Sie ließ, wenn es darauf ankam, die Gäste halbe Stunden lang allein sitzen, während sie dem Kälbertränken oder dem Probegang einer neuen Dreschmaschine beiwohnte. Überdies sagte jede Miene an ihr, daß sie einen Besuch nur als ein lästiges Übel betrachte.

Nur den Pacherns auf Graffnitz gegenüber machte sie eine Ausnahme.

Sie hielt viel von diesem vornehm einfachen Ehepaar. Und seit der Stunde, da

Herr von Pachern ihr wie ein älterer Bruder in ihrer tiefsten Herzensnot beistand, hatte sich ohne Worte eine starke und innige Beziehung zwischen den Häusern ergeben. Herr und Frau von Pachern waren die einzigen, denen zuliebe sie ohne weiteres, wie selbstverständlich, die Wirtschaftsschürze abband, eine frische Schleife vorsteckte, sich die Hände wusch und den ganzen Nachmittag die Wirtschaft gehen ließ, wie sie ging.

Diese beiden waren auch die einzigen, die ihr als Freunde blieben. Sie sahen in ihr mehr als sonst irgendein Mensch, weil sie es verstanden, die immer rauher und dicker werdende Schale von dem Kern zu lösen. Und sie sahen froh erstaunt, wie zart und weich dieser tiefversteckte Kern war.

Herr von Pachern ging mit Raubühler durch die Wirtschaft. Sein erprobtes, ruhiges Urteil tat viel Gutes, und auch der Hitzkopf von Raubühler, dem immerdar die „Weiberherrschaft" auf die Seele drückte, fügte sich gern und lernte. Frau von Pachern saß indes bei Martha; hier war von Wirtschaft nicht viel die Rede. Die Edelfrau von Graffnitz verstand davon nichts. Sie war ein feines, stilles Wesen, körperlich immer leidend, und ihre Interessen lagen ganz auf geistigem Gebiet. In der Welt der Literatur und der künstlerischen Lebensauffassung war sie zu Hause, und sie versuchte unermüdlich immer wieder, in Marthas Seele die verglimmenden Funken anzufachen, sie aus dem Reiche der Prosa und Materie in das ihrige hinüberzuziehen.

Es gelang ihr nicht, wie sie wollte. Bis ans Ende hielten diese beiden Frauen an ihren entgegengesetzten Richtungen fest. Aber sie wußten es nicht, daß jede von ihnen auf die andere erzieherisch wirkte. Daß wie ein befruchtender Strom diese Wesensäußerungen aus der anderen Daseinswelt die eigene überschwemmten, sie vor dem Verdorren in Einseitigkeit bewahrten.

Von vielen Söhnen und Töchtern, die den Graffnitzern zum Teil gestorben, zum Teil durch Lebensverhältnisse weit fort verschlagen und auch entfremdet waren, blieben ihnen nur noch die beiden Jüngsten: Karl Ludwig und Elisabeth. Der Sohn hatte die Offizierskarriere in der Marine erwählt, doch verbrachte er jeden Urlaub zu Hause. Elisabeth aber, ein brünettes Mädchen mit den dunklen schwermütigen Augen der Mutter, war der Trost und die tägliche Freude ihres Alters. Sie hatte von der Mutter den feinen, scheuen Stolz geerbt, der im gewöhnlichen Leben eine Schranke der Zurückhaltung zwischen ihr Inneres und die Außendinge schob, sie für Fremde schwer verständlich und zugänglich machte.

Klära Dönniger, im Alter ihr gleich, mit der klopfenden Lebenslust in jeder Ader, der ursprünglichen, fröhlichen Offenherzigkeit gegen jedermann war eigentlich ihr vollendetes Widerspiel. Und doch liebten sich diese Kinder, wie ihre Mütter sich liebten. Nicht nur aus Angewöhnung, im Grunde ihrer Naturen lag eine starke Gemeinsamkeit.

* * *

Die Jahre wurden härter. Mißernten traten ein, es kamen Aufwiegelungen unter den Gutsleuten vor, der allgemeine Rückgang der Landwirtschaft machte sich an allen Ecken und Enden bemerkbar. Die Kinder wurden größer und mit ihnen die Ansprüche. Die Kosten wuchsen, und die Quellen drohten zu versiegen.

Raubühler hatte seiner Herrin einmal gesagt: „Sie strengen sich über Menschenkräfte an!" und Frau von Pachern redete sich müde um dasselbe Thema. Was konnte es helfen! Martha fühlte: wenn sie ihren Posten verließ, stürzte alles zusammen, die ganze Mühsal ihres Lebens war umsonst gewesen. Raubühler allein schaffte es nicht. Sie arbeitete nicht mehr „as'n Mann", sondern „as'n Pierd". Aber sie hatte keine Pferdenatur.

In den Nächten spie sie Blut. Aber das erzählte sie keinem, suchte auch keine ärztliche Hilfe auf. Sie wußte ja im voraus, was ihr jeder, vom Arzt herab bis zu Raubühler, sagen würde. Sie konnte eben nicht ausspannen, ehe nicht die Kinder versorgt waren. Nachher, da konnte ja dann die Maschine zusammenklappen. So lange hieß es eben nur: aushalten.

Paul und Wolfgang in Pension zu geben, konnte sie sich lange nicht entschließen. Es kostete so sehr viel! Und sie hatte durch

Herrn von Pacherns Vermittelung auch stets gute Hauslehrer gehabt. Um Klärе und Eva machte sie sich weiter kein Kopfzerbrechen. Die Erzieherin und der Graffnitzer Pastor hatten da schon das Nötige getan. Für sie hieß es nur: Kapital zurücklegen.

Fritz hatte mit siebzehn Jahren das Gymnasium absolviert und war nach Greifswald auf die Universität gegangen. Der Junge kostete ihr allerdings lächerlich wenig. Wenn sie einmal zum ruhigen Nachdenken kam, sorgte sie sich beinahe um die niedrigen Ziffern, die für ihn in ihrem Kontobuch standen. Wie fing er das nur an?!

Freilich: er war Fleisch von ihrem Fleisch und Blut von ihrem Blut. Die „Maschine" scherte ihn ebensowenig wie sie. Schlaf und Nahrung waren Nebensachen, wenn es darauf ankam, etwas durchzusetzen.

Sie schickte ihm mehr, als er verlangte, machte es ihm zur Pflicht, dies zu verbrauchen. Zwei Tage darauf hatte Raubühler das Geld in Händen. Er solle es für das Dach der Stallscheune verbrauchen, schrieb Fritz. Das habe schon seit vorigem Jahr eine Reparatur nötig. Wollte man nicht durch ewiges Hin- und Herschicken die Post reich machen, so mußte man sich fügen. Der Junge hatte noch einen härteren Kopf als seine Mutter.

Dagegen wuchs Paul jetzt in die Tertiabildung hinein und mußte unbedingt aus dem Hause. Es tat der Mutter doch auch noch im anderen als dem Geldpunkte leid, ihn fortzuschicken. Paul war immer schwächlich geblieben, er war ein echtes Hauskind, an Regelmäßigkeit und Diät gewöhnt. Er machte sich stark, als er ging, aber Martha sah es an seinen großen, krampfhaft aufgerissenen Augen, daß dahinter das Heimweh in seiner verzehrendsten Gewalt lauerte.

Sie wußte, sie hätte ihm einen Trost verschaffen können: wenn sie Wölfchen mit ihm gehen ließ. Aber da sprang plötzlich die Selbstsucht wild und herrisch in ihr auf. Von diesem Kinde konnte sie sich nicht trennen!

Nicht einmal bis Sassow, von wo sie ihn alle Sonntage hätte holen lassen können. Die unausgesetzte und anstrengende Tagesarbeit ließ ihr jetzt zwar keine Zeit mehr, sich mit dem heranwachsenden schönen Knaben abzugeben. Selbst abends und wenn sie danach Verlangen trug, war sie zu müde und körperlich wie zerschlagen. Aber sein fröhliches, stets lachendes Gesicht am Morgen, seine helle Stimme, die oft tagsüber den Hof überklang, sein bloßer Anblick, wie er dahinschritt, die Mütze auf dem Ohr, den braunen Krauskopf hochgetragen, keck, sorglos, voll federnder Kraft — das war für sie Lebenselixier.

Sie fühlte: ihre abnehmenden Kräfte hätten sie vielleicht ganz verlassen, wenn ihr dieses Kind genommen wäre.

Von hier nach Sassow reichte ihre Phantasie nicht mehr. Sie mußte ihn vor Augen sehen, nachts durch die halb offene Tür seine ruhigen Atemzüge hören, im Lauf des Tages sich hin und wieder einmal, je nach seiner Laune, von ihm mit knabenhaftem Ungestüm umarmen lassen.

Jeder der wenigen Menschen, die mit ihr in Berührung standen: Pacherns, der Graffnitzer Pastor, der Kandidat selbst, der Wolfgang unterrichtete, riet ihr, den lebhaften und unbändigen Jungen fortzugeben. „Er hat tausend Anlagen, aber er ist die Unordnung selbst," stellte der Kandidat ihr vor. „Er müßte aufs Gymnasium in ein einheitliches Joch."

Ihr Verstand begriff. Aber zum erstenmal seit ihres Mannes Tode kam der Verstand nicht zu seinem Rechte. Sie argumentierte nicht, denn es war ihr gleichgültig, was die Menschen darüber dachten. Aber sie behielt ihn da, und der Schlingel war es zufrieden. Ihn gelüstete es wenig nach den hohen grauen Schulmauern von Sassow und dem langweiligen Pensionsleben, von dem Paul ihm erzählte.

Keiner von den Ratgebern wußte auch, mit welcher Leidenschaft diese verschlossene Frau an ihrem letzten Glücke festhielt. Wie es tatsächlich die Quelle ihrer Kräfte war.

War Wolfgang nur da, so konnte sie tagsüber arbeiten wie ein Mann und wie ein Pferd, des Nachts Blut speien und dann nach einem kurzen Morgenschlaf den Schwächeschweiß abbaden und wieder in dieselbe Arbeit eingreifen. Der Junge ahnte es nicht, was er für die Mutter, was er für das Gut bedeutete.

* * *

Einmal kam für Frau Dönniger ein neuer Gedanke: Fritz hat sich schon einmal angeboten. Wenn ich ihn jetzt herriefe —

Der Gedanke war so blendend, daß sie einen Moment die Augen schloß. Seine Erfüllung bedeutete eine Erlösung aus dem härtesten Joch, das je eine Frau in gleichen Verhältnissen trug. Sie wußte, Fritz konnte man hinstellen, wo man wollte: an den Pflug oder hinter den Richtertisch — der stand allerorten seinen Mann.

Zwei oder drei Minuten ließ sie diesen wonnigen Strom sich übers Herz gehen. Dann rieb sie sich mit den harthäutigen Händen die Augen und sah wieder der kahlen, nüchternen Wirklichkeit ins Angesicht.

Das hatte sie tun wollen! Um ihrer Bequemlichkeit halber Fritz die große Karriere verderben? Wo war sie denn mit ihren Sinnen gewesen? Waren es denn nicht gerade die Kinder und deren Zukunft, um derentwillen sie alles dies tat? Und nun wollte sie den einen, vielleicht den Tüchtigsten, aus seiner Laufbahn reißen? Verwirrten sich ihr denn schon alle Begriffe?

Vielleicht würde Paul einmal Landwirt und konnte ihr somit eine Hilfe werden — oder gar — Wolfgang. Der Gedanke war ja kaum auszudenken!

Aber nein, welche Torheit wiederum! Wolfgang ein Landwirt! Der hatte eher alle Anlagen zu einem Genie. Was konnte der Junge nicht alles: singen, zeichnen, Gedichte machen, Geige spielen, und dazu lernte er, wenn er nur wollte, wie ein Daus. Die schwersten lateinischen Aufgaben schüttelte er sich rein aus dem Ärmel. Aber freilich: Ausdauer hatte er nicht viel. Es lockte ihn eben zu viel, als daß er bei einem hätte lange bleiben mögen. Man sah es ihm nach. Die Ruhe und Weisheit würde mit den Jahren schon kommen.

Wer mißt denn solch ein begnadetes Kind mit dem Zentimetermaß?

Als zwanzigjähriger Student kam Fritz zum erstenmal von Greifswald als Feriengast nach Hause. Unter den Geschwistern war große Aufregung vor seinem Kommen: wie wird er aussehen nach den drei Jahren Trennung? Was wird er sagen?

Und sie alle hatten sich ebenfalls verändert. Wie würde er sie finden?

Die Sache verlief weit ruhiger als gedacht. Fritz war kein Mensch, der Aufregungen verbreitete oder zur Schau trug. Er war auch eigentlich noch derselbe wie damals. Sein knochiges, farbloses Gesicht mit dem ruhigen, etwas düsteren Blick unter den vorgebauten blonden Brauen war wohl großer Veränderungen gar nicht fähig. Nur der Flaum auf der Oberlippe war zum Schnurrbart geworden.

Die Mutter selbst hatte eine Art Fest aus seiner Ankunft machen wollen, aber die Festgedanken verliefen sich, wie beschämt, im Sande. Ein Fritz Dönniger war kein Mittelpunkt für Feste. Er kam am Alltag, und es blieb Alltag.

Gleich in den ersten zwei Stunden hatte er hier alle Verhältnisse durchschaut: die Mutter, überarbeitet, hielt die Wirtschaft nur noch so in der Balance. Raubühler, treu und gewissenhaft, aber ohne eigene Initiative und Schöpfergeist: eigentlich nur im negativen Sinne wertvoll, allerdings in diesem auch nicht zu entbehren. Kläre: ein richtiges Hausmütterchen. Eine brave Stütze der Mutter und dabei doch voller Frohsinn und Kindlichkeit. Für sie empfand er die erste freudige Regung und eigentlich auch die einzige. Paul erschien ihm ängstlich elend mit viel zu großen Augen. Er war für einen fünfzehnjährigen Jungen zu still und nachdenklich. Fritz ließ ihn seine Zensuren holen. Er bestimmte wie ein Vater, und Paul gehorchte wie ein Sohn. Die Zensuren waren gut, zu gut für das schwächliche, blasse Kerlchen.

Steckte auch in dem der Überarbeitungstrieb, den er nur allzu gut kannte? Der ihnen vielleicht die Mutter zugrunde richten wollte?

„Ich werde morgen mit dir zum Doktor fahren," sagte er ohne weiteren Kommentar.

Paul schlug errötend die Augen auf. „Ich bin gesund, Fritz," warf er ein.

„Wir werden ja sehen."

Bei Eva und Wolfgang konnte man allerdings vor Überarbeitung sicher sein. Das waren zwei bunte Paradiesvögel, so reizend wie unnütz. Bei Eva hatte man immer das Gefühl, als hüpfe sie mit Tanzschuhen durchs Leben. Alles nahm sie leicht, selbst wenn sie einmal gekränkt war und weinte, blieb

es ein Sonnenregen. Sie war das zärtlichſte kleine Ding, das je ſeine Arme um einen großen ſtrengen Bruder ſchlang, aber ihre Zärtlichkeit war auch nur eine Regenbogenbrücke, für Laſten wenig berechnet.

Immerhin — ſie iſt nur ein Mädchen, dachte Fritz. Sie bleibt im Hauſe oder heiratet — es wird ja mit ihr keine Gefahr haben.

Aber Wolfgang.

Er ſah raſcher als alle anderen das Drohnendaſein, das dieſer Junge führte. Aber er ſah auch tiefer als alle anderen die Notwendigkeit ſeiner Gegenwart für die Mutter.

Wolfgang iſt Mutters Liebling. Das hatte er gewußt, ſeit er zurückdenken konnte. An einen Weihnachtsabend dachte er noch heute.

Er hatte als neunjähriger Junge für die Mutter einen Handſchuhkaſten gedrechſelt mit unſäglicher Mühe und glühendem Fleiß. Jeden einzelnen kunſtvollen und wohlgelungenen Schnörkel hatte er mit Herzklopfen betrachtet: Was wird ſie dazu ſagen?

Der Handſchuhkaſten war aber dann doch nicht zu ſeinem Rechte gekommen. An demſelben Weihnachtsabend bekam Mutter eine Photographie von dem Baby Wölfchen, die der Vater hatte heimlich machen laſſen. Fritz ſah und hörte ihr Entzücken noch! Darüber hatte ſie freilich alles andere überſehen.

Nachdem trug er ſich faſt ein volles Jahr mit einem ſtillen, zehrenden Haß gegen ſein Brüderchen. Ja, er wußte noch von Tränen, die ihm glühend ins Kopfkiſſen getropft waren, weil die Mutter vergeſſen hatte, mit ihm zu beten. Nebenan hörte er ihre koſenden, ſchäkernden Laute, die Wölfchen galten, ſie hätte ihn gehört, wenn er gerufen hätte. Aber er rief nicht.

Nie hatte er jemand je zu Hilfe gerufen. Er fand ſich ſchließlich noch immer mit ſich ſelbſt zurecht.

Er wurde auch mit dem Haß fertig. Nach Jahresfriſt haßte er Wölfchen nicht mehr. Er blieb ganz ruhig dabei. Es war dann auch nicht mehr Mode, daß mit ihm, dem großen Jungen, abends noch gebetet wurde.

Wolfgang war Mutters Liebling. das war nun ſchon einmal ſo. Sich um Dinge aufzuregen, die ſind, wäre ſentimental, töricht, Zeitverſchwendung. Er lernte auch mit dieſer Tatſache rechnen wie mit allem Gegebenen.

Die Mutter verehrte er trotzdem. Sie war ihm geradezu das Muſter einer Frau, und er hätte ſich nichts Vollkommeneres denken können. Daß Mutterinſtinkte und Mutterpflichten vor allem zur Vollkommenheit gehören, konnte er ſich unmöglich ſagen. Sie hatte natürlich das Recht, das hübſche, reizende Wölfchen lieber zu haben als ihn, den häßlichen, täppiſchen Fritz.

Ja, Wolfgang war Mutters Liebling, ihr Stolz und ihre Stärke. Den durfte man ihr nicht fortnehmen. Mochte die Sache hier gehen, ſo gut oder ſchlecht ſie wollte, es war nichts an ihr zu ändern. Vielleicht, daß er durch einen energiſchen Eingriff hier Wandel geſchafft hätte. Aber er wollte nicht.

Oder vielmehr — er konnte nicht. Da ſteckte auch in ihm der weiche Punkt: die Mutter. Was war ſchließlich an Wolfgang gelegen, wo es ſich um ſie handelte!

Mit Paul aber ſetzte er eine Kur durch und Befreiung von mehreren Schulſtunden. Der Junge weinte, als ihn dies Urteil traf. „Ich bleibe ſitzen, Fritz, du wirſt ſehen! Wie habe ich Zeit zu dieſer umſtändlichen Kur!“

„Wahrſcheinlich wirſt du ſitzen bleiben,“ erwiderte Fritz ruhig. „Darauf darfſt du dich ſchon vorbereiten. Es iſt auch meine Abſicht. Aber ängſtige dich nicht, du biſt nicht der Älteſte, auf dich kommt's nicht ſo an, daß du ſchnell ins Brot mußt!“

Einige Tage nach ſeiner Ankunft aber erlebte Fritz etwas Sonderbares.

Die alten Pacherns kamen herüber mit Eliſabeth und Karl Ludwig. Dieſer brachte jetzt auch einen Urlaub zu Hauſe zu und war heute zur Geſellſchaft für Fritz beſtimmt, dem er im Alter am nächſten war. Fritz ließ ſich auch durch ſein Verlangen nach den Heckendammer Waldungen bewegen, mit ihm hinauszureiten.

Aber die ganze Zeit über hatte er ein unwillkürliches Drängen, wieder nach Hauſe zu kommen. Er wußte ſelber noch gar nicht einmal, warum, aber er fühlte eine helle Freude in ſich aufblühen, als es endlich auf den Heimweg ging und das Gutshaus von Heckendamm in der Ferne durch die Bäume ſchimmerte.

Die kleine Geſellſchaft ſaß auf der luſtigen Veranda, die in einer breiten Freitreppe

zum Garten hinabging. Der Duft der Rosenstöcke von untenher — diese waren Kläres Revier — mischte sich in den des Kaffees und Kuchens. An der Hauswand, auf der langen bequemen Polsterbank, saß Frau Dönniger zwischen den beiden alten Pachterns, um den Tisch herum auf leichten Gartenstühlen Elisabeth, Klära und die jüngeren Kinder.

Plötzlich wußte Fritz, warum er die ganze Zeit über so eilig hatte zurück wollen.

Elisabeth von Pachern trug ein weißes Kleid, aus dem ihre brünette Hautfarbe und ihre dunklen Augen sich seltsam abhoben. Als Fritz sie jetzt über die Kaffeetassen und Kuchenteller weg ansah, meinte er, noch nie etwas Schöneres gesehen zu haben.

Sie war ihm ja keine Fremde, er kannte sie schon seit Kindheitstagen. Aber er hatte jetzt durchaus keine Erinnerung mehr daran, wie er früher für sie gefühlt hatte. Wahrscheinlich gar nichts, jungenhaft gleichgültig. Und doch hatte er die dunkle Empfindung, als müsse er sie schon sein lebelang sehr — sehr gern gehabt haben.

Sie sah ihn auch an und lächelte ihm zu. In diesem schwermütigen Gesichtchen machte solch ein Lächeln immer einen ganz besonderen Eindruck.

„Na, tüchtig ausgehungert, Jungens?“ rief Herr von Pachern, „Appetit erritten?“

Karl Ludwig stimmte ihm lachend zu. Er setzte sich und begann von dem Heckendammer Forstbestand zu schwärmen. An das Stück hinter der Kiefernschonung reiche Graffnitz nicht heran.

„Ja, das ist auch immer noch mein Rückhalt,“ sagte Martha Dönniger. „Ich habe, gottlob, einen sehr tüchtigen Waldhüter.“

„Wir trafen ihn,“ berichtete Karl Ludwig. „Nicht wahr, Fritz, das war doch der Förster Hinrich, den du heranriefst? Er war mit seiner kleinen Tochter beim Heuen.“

„Marie Hinrich ist ein prächtiges Mädel,“ sagte Frau Dönniger. „Immer fleißig, und Kräfte hat sie — gar nicht umzubringen! Ihr Vater hat einen Schatz an ihr.“

„Und dumm ist sie dazu wie eine Gans!“ warf Wolfgang vorlaut dazwischen. „Neulich beim Gewitter, wie wir bei ihnen einkehrten — nicht Eva?“

Eva machte Augen, die vor lauter Spottlust blitzten, wagte aber nicht, in Gegenwart der Mutter sich gehen zu lassen.

„Wolfgang!“ sagte die Mutter strafend. „Das ist häßlich von dir. Sie besucht doch natürlich nur die Dorfschule.“

„Auf die Gelehrsamkeit kommt's nicht an,“ sagte Herr von Pachern, einen Gemeinplatz mit dem Ergebnis eigener Erfahrung belebend, „sondern darauf, wie ein jeder in seinen Grenzen seine Persönlichkeit am besten erfüllt.“

Fritz hatte von alledem nur den letzten Satz gehört. Er saß jetzt auch hinter seiner Tasse, die Klära ihm gefüllt hatte. Er sah Elisabeth nicht an, aber er dachte unausgesetzt an sie.

Sie erfüllt ihre Persönlichkeit! dachte er ohne weiteres voller Begeisterung.

Er wußte eigentlich gar nichts von ihr, als daß sie eine liebende und geliebte Tochter sei. Auf Klärens Freundinnengeschwärm war natürlich nichts zu geben. Aber heute, auf lustiger Veranda, am warmen Julitag, zwischen Rosen- und Kaffeeduft, stand es ihm plötzlich fest — fester als der eisernste Rechtssatz, daß sie an Seele, Geist und Körper vollkommen sei.

Er näherte sich ihr heute gar nicht, das gehörte für ihn noch nicht dazu. Aber er fühlte ihre Nähe beständig und sprach nichts oder gab, angeredet, die kürzesten Antworten, um nichts von ihrer Gegenwart oder gar dem Klang ihrer Stimme zu verlieren.

— — — — — — — — — — — — —

Im Laufe der Ferienwochen kam dann doch eine Annäherung zustande, ohne daß sie gesucht wurde. Dazu war der Verkehr zwischen Graffnitz und Heckendamm zu lebendig.

Es war, als hätten diese beiden jungen Menschen nur die Zeit abgewartet, in der sie erwachsen einander gegenübertreten würden. Jetzt, ohne Hin und Her, ohne Zagen und Bangen, tauschten sie hellen Blickes ihre Herzen aus. Es war dazu kein Wort der Verständigung nötig. Jeder wußte es einfach vom anderen, daß er ihm das Liebste und Wichtigste auf Erden war.

Es war in diesen wundervollen Sommertagen bei beiden wie ein leises, tränenreiches Lösen hartverschlungener Knoten. Unter

Elisabeths feinen und zarten Händen glätteten sich unmerklich die Ecken in Fritzens Charakter. Sein Wesen ward ehrfurchtsvoller, weicher, vorsichtiger. Ihr gegenüber hätte er nie dreinfahren können, wie Wille und Verstand hinter seinem harten Schädel ihm dies sonst überall hießen. Er sah den Schatten einer Wolke auf ihrer Stirn, er fühlte es an ihrem ersten Gruß, ob sie lieb oder verstimmt gegen ihn war.

Das feinste Feingefühl war ihm plötzlich zu eigen. Ohne Nachdenken oder die Schule der Gewöhnung wußte er im voraus, was sie erfreute und was nicht. Wenn er von seinem Studium, seiner Zukunft zu ihr sprach, wie es ihm sonst bei keinem Menschen, auch seiner Mutter nicht, einfiel, dann erhielten die nüchternsten Dinge plötzlich ein Licht, das ihn selber blenden wollte. Mehrmals verstummte er, innerlich erbebend, mitten im Satze.

Und auch sie schwieg, und in ihren Wangen verdunkelte sich die Farbe.

Es war die Zukunft — ihre gemeinsame Zukunft, in die sie schauten!

Aber sie sagten es sich nicht. Es war für Fritz unmöglich, in Worten oder Zeichen schon diese Dinge zu berühren. Auch wenn sie miteinander allein waren, im Garten oder auf dem See, änderten sie in der fremden Anrede, in allen äußeren Formen nichts. Nur die Sommerluft um sie her ging in leise zitternden Schwingungen.

Und ihre Herzen erschlossen sich.

Auch in Elisabeth lösten sich harte Knoten. Ihre Unzugänglichkeit, ihr stolz-scheues Verschließen, alles gab nach unter dem Banne der blauen, dringenden Männeraugen, und ohne zu wissen, daß sie es tat, legte sie ihre Seele vertrauend vor ihn hin. Er war imstande, sie zu verletzen, sehr, sehr leicht sogar. Ein unbedachtes, rauhes Wort, eine harte Äußerung über des Lebens Dinge, ja eine Nachlässigkeit in äußeren Formen tat ihrem zartgewöhnten Empfinden weh, das ihm gegenüber besonders verletzlich war.

Aber das war nur in der ersten Zeit. Wie schnell begriff er sie! Wie voller Rücksicht, Zartheit, Feinfühligkeit wurde sein Wesen! Wie wundervoll verstand er, sie zu versöhnen!

Wenn er von Graffnitz nach Hause kam, legte er oft den ganzen Weg wie im Traume zurück und erstaunte, sich schon vor der eigenen Tür zu finden.

Es war wie ein Märchen, das das Leben vor ihm aufbaute. Und er war darin der starke und doch in seiner Stärke demütige Held, und Elisabeth war das Königskind, das er auf Händen trug, damit es seinen Fuß nicht an einen Stein stoße, das er vor jedem Sturm, jedem Angriff, jeder Wolke schützte.

Noch lange, lange, sehr lange mußte es dauern, ehe er ihr das schöne goldene Heim bauen konnte, das er für sie von sich selber verlangte. Einschränkung, Entbehrung und Arbeit für sie — ein Unding! Ein Frevel, nur den Gedanken auszudenken.

Aber sie waren ja beide noch so jung! Und das Leben lag so hell vor ihnen. So voller starker, fruchtbarer Arbeit für ihn.

Ach freilich! was war aus seiner pflichtgemäßen, grauen, harten Arbeit über Nacht geworden: ein sprossendes Saatenfeld, eine Stätte leuchtender Lust!

Sowohl in Graffnitz wie in Heckendamm wußte jeder über diese beiden Bescheid. Es ist die alte Logik, daß gerade diese intimsten und verschwiegensten Dinge in aller Welt die offenbarsten sind. Ehe man es selber weiß, wissen es schon die anderen Leute. Ja, man erfährt es manchmal erst durch sie.

Dieses aber war hier nicht. Kein Neckton, keine lose Anspielung störte die beiden. Es war, als heische die Zartheit und tiefe Ehrfurcht dieser Liebenden voreinander auch von der Welt die Ehrfurcht vor dem noch dichtverschleierten Herzensbund.

* * *

Als Fritz das nächste Mal kam, war er Referendar.

Er hatte mit Elisabeth in der Zwischenzeit Briefe gewechselt, denn ganz voneinander ohne Nachricht zu bleiben, schien ihnen unmöglich. Doch eigentlich stand in ihrer beider Briefen nicht viel. Sie beide konnten Dinge, die sie nicht einmal in Worten oder halben Blicken zu berühren vermochten, brieflich nicht zum Ausdruck bringen. Sie schrieben sich von ihren äußeren Erlebnissen, und selten einmal kam ein Wort, das etwas von der Persönlichkeit seines Schreibers in

ſich trug. Und doch lebten ſie von dieſen Briefen!

Fritz war jetzt landeinwärts an einem Landgericht eingeſtellt, ſeine Vorgeſetzten gewannen ſehr raſch Intereſſe für ihn, und ſeine Laufbahn lag vor ihm: klar, geebnet, in glänzende Perſpektiven ſich verlierend, weit mehr als bei den meiſten ſeiner Kollegen.

Als er Eliſabeth zum erſtenmal wiederſah, war es ihm, als riſſe vor ſeinen Augen ein Wolkenſchleier, der ihm bisher den Himmel verhangen hatte. In ſeine erſten Worte klopften ungeſtüm die lauten Schläge ſeines Herzens hinein.

So ſah ſie aus? ſo ging und redete ſie? ſo war ſie?

Ihre toten Briefe hatten ihm ihr Bild verdunkelt. Doch es war nicht zum Schaden geweſen. Um ſo heller leuchtete jetzt die Wirklichkeit!

Ihr erging es vielleicht ebenſo wie ihm. Sie konnte nicht reden, ſie ſah ihn an, während er noch immer ihre Hand in der ſeinen hielt. Dann ſchien ſie plötzlich deſſen gewahr zu werden, und mit glühendem Erröten ſenkte ſie die Augen und zog ihre Hand zurück.

Frau von Pachern hatte dicht daneben geſtanden, vergeſſen von den beiden. Sie dachte lächelnd: So etwas Feines und Glühendes dabei, das iſt ſelten. Das muß ja gut werden!

Fritz hatte diesmal kaum Augen für die Verhältniſſe in Heckendamm. Die zogen wie Schattenbilder an ihm vorüber. Ein paarmal wurden die Schatten lebendiger, traten näher — wollten ihn aus ſeiner Verträumtheit wecken —, aber dann zogen ſie ſich doch immer wieder in ihre Weſenloſigkeit zurück und ſtrichen vorüber.

Es ſtand ſchlecht um Frau Martha. Der Fritz von früher hätte dies auf den erſten Blick geſehen. Doch ſie erſtrebte nichts ſo ſehr, als vor anderen Augen geſund und tätig wie einſt zu erſcheinen.

Fritz war ſo traumbefangen, daß er ein paarmal ſagte: „Du ſiehſt gut aus, Mutting. Ganz rote Backen!“

Freilich, ſie hatte auch oft ganz rote Backen.

Die Wirtſchaft ging verhältnismäßig gut. Raubühler ſaß jetzt kernfeſt in dem altgewohnten Sattel. Auch hatte es ſich in der letzten Zeit ſchon zwangsweiſe mehr und mehr ergeben, daß Frau Martha ihm Vertrauen ſchenken mußte. Und dieſe Selbſtändigkeit erhöhte wirklich die Leiſtungskraft des braven Burſchen.

Die arme Kläre hatte keinen Grund, traumbefangen einherzuwandeln wie Bruder Fritz. Ihr laſtete der Mutter Zuſtand wie Blei auf der Seele. Sie tat mit ihren jungen, tapferen Kräften, was ſie konnte, und ſtellte auch eine reſpektable Hilfskraft dar. Aber gegen das nahende Verhängnis war ſie machtlos.

Mit der Mutter ließ ſich nicht darüber reden. Es hatte ſogar ſchon einmal eine anhaltende Verſtimmung mit Frau von Pachern gegeben, weil dieſe durchaus den Arzt holen laſſen wollte.

Martha Dönniger hatte in ihrer Weiſe recht: die Maſchine mußte nun eben laufen, bis ſie zuſammenklappte. An wirkliche Hilfe für ihr Leiden zu denken, war es jetzt viel zu ſpät. Und Maßnahmen, Kuren hätten wohl ihren perſönlichen Zuſtand etwas gemildert, ihr Leben verlängert, aber ſie hätten ihre Tätigkeit unerbittlich dem Gut entzogen. Das war das Wichtigſte.

Ob ſie lebte oder litt, darauf kam im Grunde doch nicht ſo viel an. Aber ob ſie der Wirtſchaft und im Dienſte der Kinder lebte bis zum letzten, das war die Sache!

So freundlich und fröhlich war ſie noch nie gegen Fritz geweſen als jetzt, da er in aller Treuherzigkeit und Ehrlichkeit ihre roten Backen pries.

Auch das ſah Kläre. Sie wagte nicht, den Bruder aufzuwecken. Daß die Mutter leidend war, wußte er ſchon lange und hörte es allerorten. Aber der Inſtinkt in ihm rief zum Freuen und zum Leichtnehmen, nicht zum Sorgen und Grämen. Man konnte den harten, klarköpfigen Fritz kaum wiedererkennen.

Bis zur Stunde der Abreiſe kämpfte Kläre mit dem Entſchluß, ihm doch noch die Wahrheit zu ſagen. Aber er war ſo ſchön und lieb in dieſer ſorgloſen Fröhlichkeit. Warum ihm die trüben?

Und als ſie zum Abſchied in ſein treues Geſicht ſah, dachte ſie mit raſch erwachtem jungem Mut und neunzehnjähriger Hoff-

nungsmacht: vielleicht täuschen wir uns alle. Vielleicht überwindet Mutter diese Schwäche! Wir haben ja noch kein einziges ärztliches Urteil über sie!

* * *

So schön und lieb, wie Kläre ihren Fritz beim Abschied gesehen hatte, sollte sie ihn in diesem Leben nicht wiedersehen.

Das nächste Mal, als er kam, kam er zu seiner sterbenden Mutter.

Die Maschine war abgelaufen. Jetzt kam ein Arzt. Jetzt hörte kein Mensch mehr auf ihren Willen.

Auszehrung — baldige Auflösung. Zu tun war nichts mehr dabei. Schlafmittel, Hustenlinderungsmittel, recht viel Licht und Freundlichkeit um sie her. Möglichste Entlastung von allen quälenden Sorgen.

Ja, das war das letzte, was die Kinder von Heckendamm für ihre Mutter tun konnten, die sich für sie zu Tode gearbeitet hatte.

Kläre war hierin wie in allem die Hauptheldin. Kindlich und unbeholfen war sie nur, wo sie in Unselbständigkeit gehalten ward. Sowie eine Last auf sie gelegt, Verantwortlichkeit von ihr verlangt wurde, wuchsen sichtlich ihre jungen Kräfte, ward ihr ganzes Wesen belebt von der Stärke des Herzens, die in ihr wohnte.

Jetzt war sie die Herrin, die Leiterin. Und ihre Leitung war gut!

Das stürmische Sorgen und Ängstigen in Frau Marthas Herzen legte sich. So sanft und stetig strich ihres Kindes Hand über die aufgeregten Wellen.

„Laß man, Muttchen, laß man. Es geht vorläufig auch ohne dich." Das war der beste Trost, den man ihr geben konnte.

„Ja doch, Muttchen, Hero hat heute nacht gekalbt. Es ist ein junger, kräftiger Bulle. Raubühler ist ganz Feuer und Flamme. Damit laß ihn nur. Er mag's nicht, wenn wir ihm dreinreden."

Kläre fragte nicht mehr und zögerte nicht und wankte nicht. Sie war Entschiedenheit in allem. Das war so wundervoll beruhigend!

Draußen war es Herbst. Oktoberstürme fuhren um das Haus. Frau Dönniger verlangte nach Wolfgang. Er kam herein, setzte sich an ihr Bett, ließ sich die Hände streicheln, antwortete einsilbig und etwas verlegen. Ihm graute so vor der Krankenstube und der weißen Mutter in den Kissen!

„Wolfgang, du wirst deine schönen Talente ordentlich ausbilden, auch wenn ich nicht mehr dabin —" sagte sie mit ihrem kurzen Atem, dringenden Blickes. „Nicht wahr, du wirst ein Künstler werden oder ein großer Gelehrter?"

„Ja, ja, Mutter, ich werde schon. Nun werde du man wieder gesund."

Mitten in der Nacht kam Fritz, von der Depesche gerufen. Er war noch ganz kopflos trotz der langen Fahrt, unfähig, der Zukunft ins Auge zu sehen. Ihm galt nur eins: Mutter will sterben!

Sie hatte den Wagen gehört und bestand darauf, Fritz gleich zu sehen. Warum nicht? man durfte ihr jetzt ja alles zuliebe tun.

Er erstaunte über ihren klaren freundlichen Blick. Er wußte ja auch nicht, wieviel seine kleine Schwester vorgearbeitet hatte.

„Fritz," sagte sie, und es klang beinahe schüchtern. „Du graust dich doch nicht vor Krankenbetten? Dann mache ich es rasch, was noch zu sagen ist."

Er beugte sich erschüttert über ihre bleichen Hände, die jetzt gar nicht mehr nach harter Arbeit, sondern zart und weiß aussahen. Er setzte sich zu ihr aufs Bett und streichelte ihr Gesicht. Die Kehle war ihm von aufsteigenden Tränen wie verschnürt.

„Wie kam es nur?" brachte er hervor.

Sie lächelte beinahe schelmisch. An die roten Backen dachte sie, die ihn so wunderschön angeführt hatten. Aber sie sagte es nicht.

„Wir haben nicht mehr viel Zeit, mein Junge," sagte sie. „Und mit dir habe ich am meisten zu reden, du bist mir der Wichtigste."

„Laß es noch," bat er gequält. „Es ist Nacht, Mutter, du sollst schlafen. Morgen früh —"

„Ach, morgen früh!" Jetzt wurde sie ungeduldig. Ein bißchen wieder die alte Frau Dönniger. „Hast du etwa meine Pulsschläge ausgezählt, ja? Ob die noch langen? Und jetzt ist alles so hübsch ruhig, so gut zum Nachdenken. Da, setz' dich wieder auf den Stuhl, du rückst mir zu nahe aufs Kollett.

So, nun stelle die Lampe, daß ich dein Gesicht sehen kann. Lieber Junge — siehst du" — ihre Stimme wurde sehr bewegt — „an dir hängt ja alles. Das Gut, die Kinder, alles, Fritz."

Er saß und hörte wie im Traum. Er begriff auch wie im Traum. Er begriff, daß er seine Laufbahn aufgeben und Heckendamm übernehmen müsse.

„Verstehst du auch, Fritzing," sagte seine Mutter weich, als sie sein unbewegliches Gesicht sah, das im Schein der kleinen Lampe geisterhaft blaß erschien. „Ich habe hin und her gedacht und gesonnen, aber es wird wohl nichts anderes werden. Nur auf ein paar Jahre, bis Paul so weit ist, du bist ja so tüchtig als Jurist. Dazu mußt du jedenfalls zurückkehren, und Paul muß von Anfang an zum Landwirt bestimmt sein. Bei seiner Schwächlichkeit wird ihm auch die stete Tätigkeit in der Luft guttun. Gibst du mir recht?"

„Ja, Mutter," sagte er ganz ruhig. „Ich gebe dir recht."

„Du bist überall so tüchtig, Fritz," sagte Frau Martha. „Jetzt kann ich's dir ja sagen. Du wirst unser schönes Heckendamm wieder hoch bringen, wirst es besser verstehen als deine alte dumme Mutter. Fritz — o, ich könnte mich aufs Sterben freuen, wenn ich mir ausmale, wie schön du alles hier machen wirst. Fritz, um die Erntezeit, da geh' du immer an mein Grab und denke dran, daß sie, die da unten liegt, dir dankt und sich über dich freut!"

„Und der Erntekranz soll auf deinem Grabe liegen," sagte er. Er sprach mühsam, mit trockenem Gaumen.

„Ach nein, Junge, keine Allfanzereien. Die Leute brauchen's doch nicht zu wissen. Die laß mich nur immer vergessen. Und du, Fritz, behalte es im Sinne: nur ein paar Jährchen sollst du hier wirken, bis Paul so weit ist. Der ist jetzt in Obersekunda. Nun noch ein Jahr auf die Landwirtschaftsschule, dann sein Dienstjahr, und dann lernst du ihn dir ein. Danach kehrst du zu deinem Berufe zurück, mein Junge. Wenn ich das nicht dächte, würde ich es auch nicht ertragen."

„Es ist alles gut eingerichtet, Mutting. Gut und wunderschön." — —

Als der graue Oktobermorgen heraufkam, stand Fritz am Wohnstubenfenster und sah über die Einfahrt und die Felder in der Richtung nach Graffnitz.

Was sollte die Sonne ihm, die drüben heraufkam?

Seine Zukunft war tot.

* * *

Auf dem windigen Dorfkirchhof wurde Frau Martha Dönniger neben ihrem Manne begraben. Nun waren sie allein und aufeinander angewiesen, die verwaisten Kinder von Heckendamm. Nur der Pastor von Graffnitz übernahm bis zu seinem Tode die Vormundschaft, dann trat Fritz in dies Amt ein.

Es ward jetzt ein schweigsames, hartes Leben in Haus und Hof. Fritz verstand zwar von der Wirtschaft nicht mehr und nicht weniger als jeder Junge, der auf dem väterlichen Gute heranwächst. Er mußte regelrecht bei Raubühler lernen. Aber sein Schülertum dauerte nicht lange. Schon sah aus allen Ecken und Enden der Herr hervor. Raubühlers Traum von unumschränkter Selbstherrlichkeit war bald ausgeträumt.

Die Leute sagten: „Dat wier ja woll noch bäter, as wi de Fru hadden!" Fritz war noch jung und heftig in seinen Ansprüchen, ohne den Überblick reiferer Erfahrung. Und überdies war ihm Gift ins Blut geflossen. Seine gequälte Seele stand in Aufruhr gegen sein Geschick. Aber sein Wille war stärker.

In den ersten Nächten hatte er noch gegen das Kommende, das sein Leben erdrücken wollte, voll verzweifelter Kraft angerungen. Der Mutter liebreiche Einrichtungen hatte er als Hoffnungslichter vor sich auftauchen lassen: — Paul! Die Ablösung würde kommen, in ein paar Jahren schon. Er konnte wieder weiterstreben und bauen an dem Glücksschloß für sich und sein Königskind!

Wie höhnisch lächelte der graue Nebelmorgen dann in diese Nachtgebilde hinein! Die Ablösung würde niemals kommen.

Paul! O ja, so sehen die bekannten Strohhalme aus, an die man ertrinkend sich klammert. Für diese Hoffnung war Paul freilich ein Strohhalm. Der schwächliche, unpraktische Junge!

Ja und tausendmal mehr: der begeisterte, unermüdliche Schüler, der zu nichts taugte als zum wissenschaftlichen Beruf. Ein Unsinn und ein Mord — beides wäre solche Tat gewesen.

Wohl hatte die Mutter in dem letzten wohltätigen Gedankendämmer die Dinge gesehen, wie sie sie wünschte. Nicht, wie sie waren.

Wenn er danach an sein graues Tagewerk hinausging, war ihm anfangs oft, als ginge er jetzt weit lieber mit seinem Jagdgewehr in irgendeinen ganz stillen Winkel. Aber er kam über diese Anwandlungen hinweg. Es war ja im Grunde viel mehr möglich, als man sich erst dachte. Es ging ja im Leben auch schließlich so. Und was sollten wohl die Kinder ohne ihn anfangen?

So selbstverständlich war es für ihn und seinen grimmigen Stolz, das Band mit Elisabeth zu lösen, daß er nicht einmal daran dachte, wie sie dies ansehen würde. Daß ihm selbst in den stillsten Nächten keine Ahnung kam, wie ihr junges, scheues Herz, das er in zartesten Händen getragen, das so leicht zu erschrecken und zu verwunden war, unter seiner jähen, rauhen Abwehr sich wie unter einer unerhörten Qual aufbäumte und dann langsam in Nacht und Verzweiflung sank.

Frau von Pachern fühlte das Leiden ihres Kindes. Mit verzweifelten Händen suchte sie den stummen Bann zu brechen, der plötzlich über Nacht zwischen den Häusern von Graffnitz und Heckendamm aufgeschossen war. Sie kannte ja ihre Elisabeth. Willig wäre sie Gutsfrau von Heckendamm geworden, mit allen Sorgen und Lasten dieser Stellung.

Und tausendmal hätte sie es ihr gewünscht, ehe sie sie an dieser Liebe zugrunde gehen sah.

Was half ihr Wünschen, ihr Rütteln! Sie war eine stolze Edelfrau, und doch demütigte sie sich ohne Besinnen, um Fritz die Größe und Sinnlosigkeit seines schweren Irrtums durchfühlen zu lassen. Aber er war blind und taub, unzugänglich und leblos wie ein Stein.

Er kam auch nicht mehr nach Graffnitz hinüber. Und Klärе selbst, obwohl er ihr nie ein Wort darüber sagte, fühlte seine finstere Meinung wie eine harte kalte Hand auf ihrem Freundschaftsbunde mit Elisabeth lasten.

Da lockerten sich leise auf beiden Seiten die Bande, die wie für eines Lebens Ewigkeit die beiden Häuser umschlossen hatten.

Auch Frau von Pachern, die immer noch an eine knabenhafte Torheit geglaubt hatte, fühlte jetzt: war es schon so, dann war es am besten, sie sahen sich nicht mehr.

Still gingen diese Menschen auseinander.

Nach einigen Monaten kam die Nachricht, daß Herr von Pachern, wie er es im Ruhebedürfnis seines Alters schon länger geplant hatte, Graffnitz verkauft habe und mit Frau und Tochter nach Berlin gezogen sei. Von der Zeit an verstummte jede Kunde von ihnen.

* * *

Unter den Gutsknechten hatte anfangs die Mode geherrscht, Fritz mit „Herr Referendar" zu titulieren. Er gewöhnte ihnen dies rasch wieder ab. Nur nicht noch obendrein hören müssen, was gewesen war und hätte werden können!

Im nächsten Sommer ging er nicht mit dem Erntekranz an das Grab seiner Mutter. Er hatte diese kleine Abmachung längst vergessen. Auch waren es jetzt außer den Ernteinteressen noch ganz andere Sorgen, die ihn bedrängten.

Es war höchste Zeit, daß Wolfgang aufs Gymnasium kam. Bisher hatte Fritz in einer Art von geistiger Müdigkeit der Mutter Prinzip von der häuslichen Erziehung weiterlaufen lassen. Es hatte in seinem eigenen Leben genug umzuwerfen gegeben, so daß er für andere Reformen wenig Zeit und Lust gehabt hatte. Nun aber drängte die Sache zum Entschluß. Wolfgang war fünfzehn Jahre und durch einen Hauslehrer unmöglich noch zu bändigen. Außerdem lag hierzu jetzt längst kein Grund mehr vor.

Paul war in seiner Pension gesteigert worden. Eva, im höchsten Grade für die Wirtschaft ungeeignet, sollte nach Klärеs dringenden Vorstellungen das Lehrerinnenexamen bestehen und damit ihre Zukunft sichern.

Fritz saß und rechnete, bis ihm der Kopf brannte. Endlich, in seiner Not, rief er Klärе herzu.

Es war in dem schmalen Hinterzimmerchen, Mutters „Kontor", dessen Fenster auf den Wirtschaftshof führte. Hier stand der große schöne Eichenschreibtisch des Vaters, ein paar Stühle, eine Kommode, ein Bücherschrank.

„Kläre," sagte Fritz. „Die Kinder müssen in Pension. Aber wir schaffen es nicht! Eva muß zurückbleiben."

Kläre stand vor ihm, in der großen Wirtschaftsschürze, schmal und sehr ernst geworden im letzten, harten Jahre. Gewiß hatte die Mutter nicht viel Milde und Güte um sich verbreitet, aber sie war selbst in der letzten Zeit hilflos geworden, von Zärtlichkeit und Verständnis abhängig.

Unter Fritzens Hand blühten auch die kleinsten Blumen nicht auf. Selbst die Freundin war ihr genommen. Wären Wölfchen und Eva nicht gewesen, die fern vom großen Bruder noch ihre Lustigkeit bewahrt hatten, so hätte sie in Heckendamm wohl kaum mehr gewußt, was Frohsinn und Lachen war.

Sie fürchtete sich auch vor Fritz. Er forderte viel und das Viele rauh und unweigerlich. Ein trauliches Beraten gab es mit ihm nicht, nur ein Befehlen und Gehorchen. Und das Gehorchen verstanden die Menschen auf Heckendamm unter dem Sohne von Martha Dönniger.

Heute zum erstenmal lag etwas wie Ratlosigkeit auf seinem Gesicht. Das brachte sie ihm plötzlich näher. Und zudem hatte er ein Wort gesagt, das all ihren Mut und ihre Entschlossenheit aufrief.

Hätte er gesagt: du sollst hungern oder die Nächte durcharbeiten oder ähnliches, so hätte sie es vielleicht ganz richtig gefunden. Aber statt dessen sagte er: Eva soll zurückbleiben!

Ihr blasses Gesicht bekam Farbe.

„Nein, Fritz, das dürfen wir nicht! Wir müssen es möglich machen. Mutter hätte es auch gekonnt!"

Die blauen Augen von Fritz sahen starr geradeaus. In seinem jungen eckigen Gesicht erschienen untrüglich die ersten Sorgenfalten.

Kläre fühlte plötzlich ein warmes Mitleid mit ihm. Sie trat zu ihm. „Fritz, es wird gehen! Wollen wir nicht einmal zusammen alles berechnen und beraten?"

Mit einer unbeholfenen Handbewegung machte er ihr einen Platz an dem breiten Schreibtisch frei, holte ihr sogar einen Stuhl.

„Ich werde es dir vorrechnen," sagte er bedrückt.

Durch das schmale Fenster kam ein flüchtiger abendlicher Sonnenstrahl. Er hüpfte über die gesenkten blonden Köpfe der beiden Heckendammer Kinder, die hier über ihren schweren Elternsorgen saßen. Dann schob sich eine Wolke dazwischen, und es wurde dämmerig im Gemach.

Aber unter den ehrlichen jungen Händen lösten sich nach und nach die beklemmenden Schwierigkeiten, die sich zum Berge hatten häufen wollen.

Kläre war die Erfinderische, Schöpferische, Fritz das Gewicht an ihren allzu hochfliegenden Plänen. So ward aus Phantasie und erdbeschwertem Wirklichkeitssinn der rettende Plan gebaut.

Die drei Kinder sollten freilich in Pension. Aber Kläre mit ihnen als ihre Pensionsmutter. Eine richtige kleine Wirtschaft sollte in Sassow errichtet werden. Deren Bedürfnisse bestritt Heckendamm, und nur die Miete, die Schulgelder und etwaige Nebenausgaben für etwas bessere Kleidung fielen auf die Kasse. Paul hatte noch seine zwei Primajahre vor sich, und Eva konnte die gutgeleitete Selekta der Töchterschule besuchen, die ihr zwei Seminarjahre ersetzte.

„Dann mußt du noch ein Mädchen haben," sagte Fritz von selber.

Dagegen wehrte sich Kläre. Sie lachte in dem Gedanken, daß die kleine Stadtwirtschaft ihr zu schwer werden solle. Aber Fritz bestand darauf. „Die Kartoffelrike ist hier abkömmlich," sagte er.

Kartoffelrike war ein altes, braves Küchenmädchen, allerdings mehr in ihrer Arbeitsamkeit als ihrer Intelligenz bewundernswert.

„Du sollst die groben Arbeiten nicht tun!" bestimmte er. Er sah sie dabei an, seine tapfere, kleine Schwester, die ihm dies ganze Jahr so selbstverständlich sein treuer und gehorsamer Kamerad gewesen war. Sein Herz schlug plötzlich lauter. Noch nie hatte Kläre ihm Ärger bereitet. Und was hatte sie eigentlich vom Leben?

„Du wirst vielleicht auch ein bißchen Spaß von der ganzen Sache haben," setzte er hinzu

Es kam faſt verlegen heraus, ſo ungewohnt war ihm die einfache Freundlichkeit geworden.

„O Fritz!“ rief Kläre, „wer denkt denn an ſo etwas!“

Er lächelte flüchtig. „Na, jedenfalls ſollſt du dir nicht die Hände durchreiben und die Dielen ſcheuern! In Saſſow ſollſt du als Dame gelten, verſtanden? Ach und außerdem: ſo viel Geſchrei um die Kartoffelrike! Wenn ich dir noch die Vogtſche oder Minka Rößlers mitgeben wollte! Aber die Trennung von der Rike überlebe ich noch.“

Die Vogtſche und Minka Rößlers waren die Intelligenzen unter der weiblichen Geſindeſchaft. Wirkliche, verläßliche Kräfte, wie ſie nur ein patriachaliſch ſtrenges und zielbewußtes Regiment wie das Martha Dönnigers wecken konnte.

* * *

Ehe der Herbſt kam, war alles in Ordnung.

Bis auf die Anzahl der Möbel und Bettbezüge, der Handtücher und Kochlöffel war alles zwiſchen Fritz und Kläre durchgeſprochen. Dann wurde eine nette dreizimmerige Wohnung für billige Miete in einer engen Straße des inneren Stadtteiles ausfindig gemacht, bei einem alten Schneiderehepaar, das die unteren Räumlichkeiten bewohnte. Die Beſprechungen mit den Schuldirektoren wurden abgehalten und zum Schluß die Leiterwagen mit den wohlverpackten Möbeln und Geräten vom Hofe geſchickt. Die Kartoffelrike ſchwankte vorn zum Jubel der Dorfjugend auf einem angebundenen Lehnſtuhl.

Zuletzt fuhr Fritz mit den Geſchwiſtern nach, ſorgte in der Wohnung für richtiges Abladen und Aufſtellen, händigte den drei Schulpflichtigen ihre Quartalgelder ein, richtete noch ein paar kurze, etwas rauh klingende Worte an Wolfgang, verabſchiedete ſich von allen und ſah Kläre ermutigend ins Geſicht. „Schreib' nur an mich, wenn du einmal nicht weiter weißt,“ ſagte er.

Sie lachte. „Ich ſchreibe lieber, auch wenn ich weiter weiß!“ gab ſie fröhlich zur Antwort.

Als Fritz am Abend in das leere Haus zurückkehrte, ging er noch einmal durch die Ställe, dann ſetzte er ſich an den Schreibtiſch, ſtützte den Kopf in die Hände und dachte nach, bis die Uhr über ihm Mitternacht ſchlug.

Es war kein angeſtrengtes, hartes Grübeln wie ſonſt. Er dachte nur halb träumend an das neugegründete kleine Heim da drüben in der engen Stadtgaſſe von Saſſow und an ſeine vier Bewohner.

Die laſttierhafte Dumpfheit ſeines Empfindens begann den Lebensſtrömen zu weichen, die, aus dem Sorgen und Behüten für andere Menſchen entſpringend, faſt etwas wie leiſe Zärtlichkeit mit ſich führten.

(Fortſetzung folgt.)

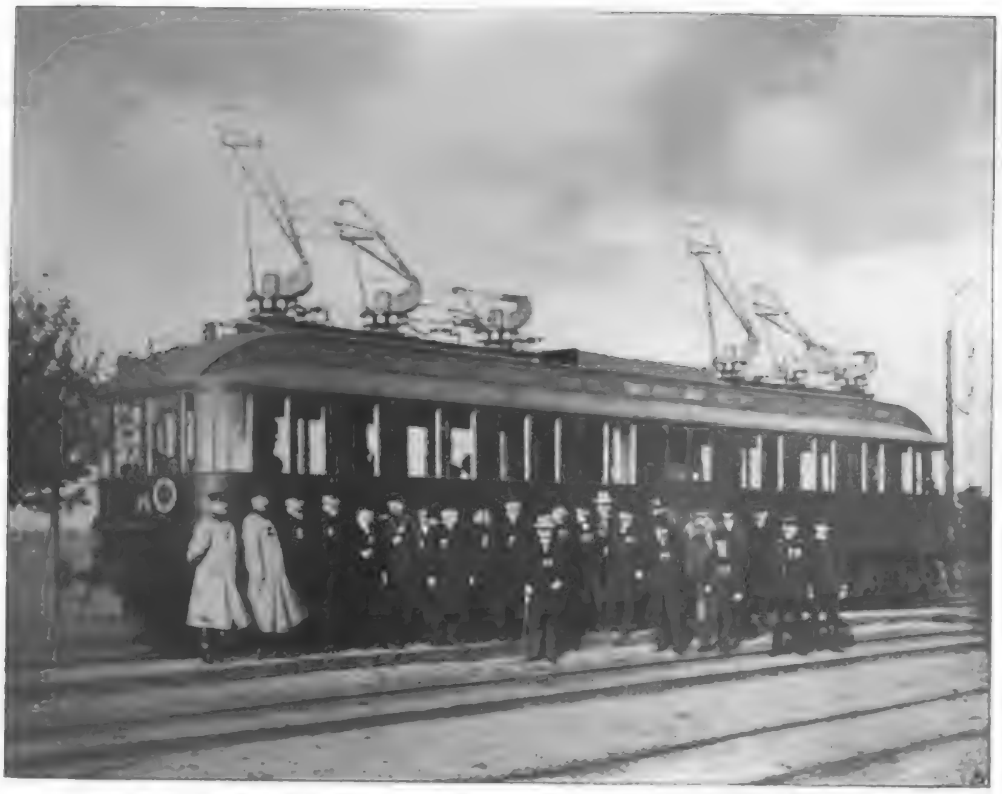
Von einem Tag zum andern —

Es iſt ja nur ein Schritt.
Ein müheloſes Wandern
Von einem Tag zum andern:
Doch kommt dein treueſter Gefährte mit?

Wie ſchnell verrinnt die Zeit
Vom Abend bis zum Morgen!
Doch alle deine Sorgen
Ziehn wohl ſo lang nicht mit als dein Geleit.

Wie kurz iſt eine Nacht!
Und dennoch alles wenden
Kann ſie, kann alles enden —
Wer weiß, ob er erwacht?

Marie Tyrol



Der Wagen der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft; davor „die schnellsten Menschen".

1 Hauptmann Lindow (Militäreisenbahn). 2 Major Friedrich (Militäreisenbahn). 3 Dr. Sulzberger (A. E.-G.). 4 Fabrikdirektor Lasche (A. E.-G.). 5 Ingenieur Stiz (Studiengesellschaft). 6 Oberstleutnant von Böhn (Militäreisenbahn). 7 Exzellenz Hollmann (Vorsitzender des Aufsichtsrates der A. E.-G.). 8 Geheimrat Zimmermann (Ministerium der öffentlichen Arbeiten). 9 Direktor Schrimpff (A. E.-G.). 10 Geheimrat Lochner (Leiter der Schnellbahnversuche der Studiengesellschaft). 11 Regierungsbaumeister Denninghoff (Geschäftsführer der Studiengesellschaft). 12 Oberingenieur Dr. Haas (A. E.-G.). 13 Dr. Benischke (A. E.-G.). 14 Ingenieur Otto (Führer des Wagens; A. E.-G.). 15 Ingenieur Hartenheim (A. E.-G.). 16 Regierungsbaumeister Rutkowski (A. E.-G.). 17 Monteur Erven (van der Zypen u. Charlier). 18 Ingenieur Bergfeld (Studiengesellschaft). 19 Monteur Zabel (A. E.-G.). 20 Lokomotivführer Rieke (Preuß. Staatsbahn).

Die elektrische Schnellbahn

Eine technische Großtat der Neuzeit

Von

Franz Bendt

(Nachdruck ist untersagt.)

Vor etwa vier Jahren fanden sich im Schlafwagen des Berlin-Mailänder Zuges zwei hervorragende Industrielle, die Herren Rathenau und Schwieger, zusammen. Naturgemäß führte das Gespräch auf das Reisen, und man bedauerte, daß trotz des hundertjährigen Bestehens der Dampflokomotiven und ihrer großen technischen Entwickelung es nicht gelingen wolle, mit ihnen Geschwindigkeiten zu erreichen, wie sie das moderne Leben gebieterisch fordert.

Und in der Tat, wenn man bedenkt, daß die Verständigung in Wort und Schrift mittels des Fernsprechers und des Telegraphen den Raum besiegt hat, dann muß es einem Techniker wie ein Mangel erscheinen, daß es nur im äußersten Falle möglich ist, unsere schwerfällige Körperlichkeit über eine Strecke von hundert Kilometern in der Stunde zu befördern. Und auch das gilt schon als eine außerordentliche Leistung.

Digitized by Google

In ſolchen Gedankenkreiſen etwa bewegte ſich das Geſpräch der beiden Reiſenden.

Ein Wort gab das andere; und aus dem Hin und Her gelangte man endlich zu der Überzeugung, daß es wohl möglich ſein könnte, auf Grund entſprechender Studien elektriſche Betriebe zu ſchaffen, die eine Geſchwindigkeit von etwa zweihundert Kilometern zulaſſen möchten. Die Schaffung eines elektriſchen Schnellverkehrs erſchien als eine zu erſtrebende Möglichkeit.

Was ſo im raſſelnden Schnellzuge in nächtlicher Stunde im gelegentlichen Geſpräch erörtert wurde, iſt dann in reifer Form von Rathenau, Schwieger und Gewinner in Form einer Denkſchrift der deutſchen Technikerwelt unterbreitet worden.

Der Oberbau.

Es bildete ſich im Jahre 1899 unter Mitwirkung hervorragender Bankhäuſer die „Studiengeſellſchaft für elektriſche Schnellbahnen". Der Grundplan dieſer in der Geſchichte der Technik wohl einzig daſtehenden Gründung war darin gegeben, daß die beiden großen deutſchen Elektrizitätsfirmen, die Allgemeine Elektrizitätsgeſellſchaft und Siemens u. Halske in Berlin, ſich bereit erklärten, unabhängig voneinander je einen elektriſch betriebenen Schnellwagen zu ſtellen, mit dem vorausſichtlich eine Geſchwindigkeit von zweihundert Kilometern in der Stunde zu erzielen ſei. Das war in der Tat neu, daß große Geſchäftshäuſer zunächſt rein aus ideellen Gründen und zu wiſſenſchaftlichen Zwecken ihre Arbeitskraft und Erfahrung in den Dienſt des Fortſchrittes ſtellten. Ein wirtſchaftlicher Erfolg konnte in abſehbarer Zeit ſelbſt in dem Falle nicht zu erhoffen ſein, wenn das von vielen Fachleuten damals ironiſch belächelte Ziel wirklich erreicht werden ſollte.

Der Plan der Studiengeſellſchaft erſchien von Anfang an dadurch beachtungswert, daß neben den beiden berühmten Firmen eine große Zahl techniſcher Intelligenzen ſich zur Mitarbeit an den Vorverſuchen bereit erklärten. Auf dieſe Vorverſuche kam es zunächſt an; fehlte es doch in der Kenntnis bewegter Fahrzeuge von zweihundert Kilometern Geſchwindigkeit an jeder Erfahrung.

Zu den Probefahrten wurde von der preußiſchen Militärverwaltung die dreiundzwanzig Kilometer lange Militärbahn bei Berlin, welche von Marienfelde nach Zoſſen führt, zur Verfügung geſtellt. Dieſe Strecke zeichnet ſich u. a. dadurch aus, daß ſie faſt geradlinig verläuft und nur wenig Krümmungen aufweiſt. Obgleich

Digitized by Google

der Oberbau verhältnismäßig schwach war, gelang es doch schon im Herbst 1901, Geschwindigkeiten bis zu hundertdreißig Kilo-

Untergestell des Wagens der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft.

meter und einmal sogar mit dem Siemenswagen eine Geschwindigkeit bis zu hundertsechzig Kilometer in der Stunde zu erreichen. Allerdings war die Unsicherheit dann bereits so bedeutend, daß es nicht ratsam erschien, solche Versuche auf dieser Grundlage weiter auszuführen. Die neuen, die Technikerwelt revoltierenden Schnellbahnversuche wurden deshalb im letzten Herbst auf einem Geleise ausgeführt, das vom preußischen Eisenbahnminister zur Verfügung gestellt war. Es wird zunächst von Interesse sein, darzulegen, in welcher Weise der sogenannte Oberbau fach- und sachgemäß ausgeführt wurde.

Die Strecke war zuerst von Schienen gelegt, die auf das Meter zweiunddreißig Kilogramm ausmachen. Das Meter der neuen Fahrschienen wiegt zweiundvierzig Kilogramm. Auf einem Lager von Basaltschotter ist immer je eine zwölf Meter lange Schiene über achtzehn kräftige hölzerne Querschienen gelegt und das Ganze dann auf das sorgfältigste miteinander verknüpft. Um etwaige Schlingerbewegungen zu verhindern und um endlich auch dem gesamten Oberbau ein möglichst kräftiges Gefüge zu verleihen, hat man neben der Fahrschiene noch eine sogenannte „Führungsschiene" angebracht, wie man es leicht auf unserer Abbildung S. 42 beobachten kann. Dadurch gelang es, die Räder an jeder seitlichen Bewegung zu verhindern. Wie fest und kräftig der Oberbau jetzt konstruiert ist, kann man am besten daraus erkennen, daß auf das Meter Strecke dreihundert Kilogramm kommen.

Es wird nun zu erörtern sein, in welcher Weise man die elektrische Energie dem Wagen zuführt. Wir müssen dazu einen etwas erweiterten Ausblick in das Reich der elektrischen Ströme tun.

Die einfachste Art der elektrischen Strombewegung kann man an den elektrischen Klingelapparaten beobachten. Bei ihnen tritt bekanntlich der Strom aus einem galvanischen Elemente heraus, durchfließt einen Schließungsdraht mit entsprechenden Vorrichtungen und fließt wieder zum ursprünglichen Elemente zurück. Solche immer nach derselben Richtung fließende Ströme sind am längsten bekannt, und sie werden als „Gleichströme" bezeichnet. Die Physik verfügt aber auch noch über eine andere Stromart, die ihre Richtung sehr oft in der Se-

Digitized by Google

kunde verändert; man nennt sie „Wechselstrom“. Es hat sich herausgestellt, daß der Wechselstrom, wenn man große Kraftmengen über weite Entfernungen hin verteilen will, bei weitem wirtschaftlichere Ergebnisse zuläßt als der Gleichstrom. Allerdings müssen, um mechanische Arbeit zu ermöglichen — wie bei der Drehung von Motoren —, drei Wechselströme zu einem Motor geleitet werden. Eine solche Vereinigung von drei Wechselströmen pflegt man als Drehstrom* zu bezeichnen.

Wenn der Physiker von einem elektrischen Strome handelt und über seine Leistung sich klar und präzise ausdrücken will, dann pflegt er von der elektromotorischen Kraft und von der Spannung des Stromes zu sprechen. Unter elektromotorischer Kraft versteht er die Menge der elektrischen „Flüssigkeit“, die sich in einem bestimmten Raumteile findet, und unter Spannung den Druck, unter dem sich diese Flüssigkeit bewegt. Da überall, wo gemessen werden soll, auch Maßeinheiten vorhanden sein müssen, wie Meter und Kilogramm, so haben sich auch die Elektriker über die elektrischen Maßeinheiten verständigt. Sie bezeichnen die Einheiten von elektromotorischer Kraft und Spannung nach zwei berühmten Forschern ihres Faches. Die Einheit der elektromotorischen Kraft heißt Ampère und die Einheit der Spannung Volt. So stehen z. B. unsere Glühlampen unter einer Spannung von einhundert bis zweihundert Volt, unsere elektrischen Straßenbahnen unter einer solchen von gar fünfhundert Volt.

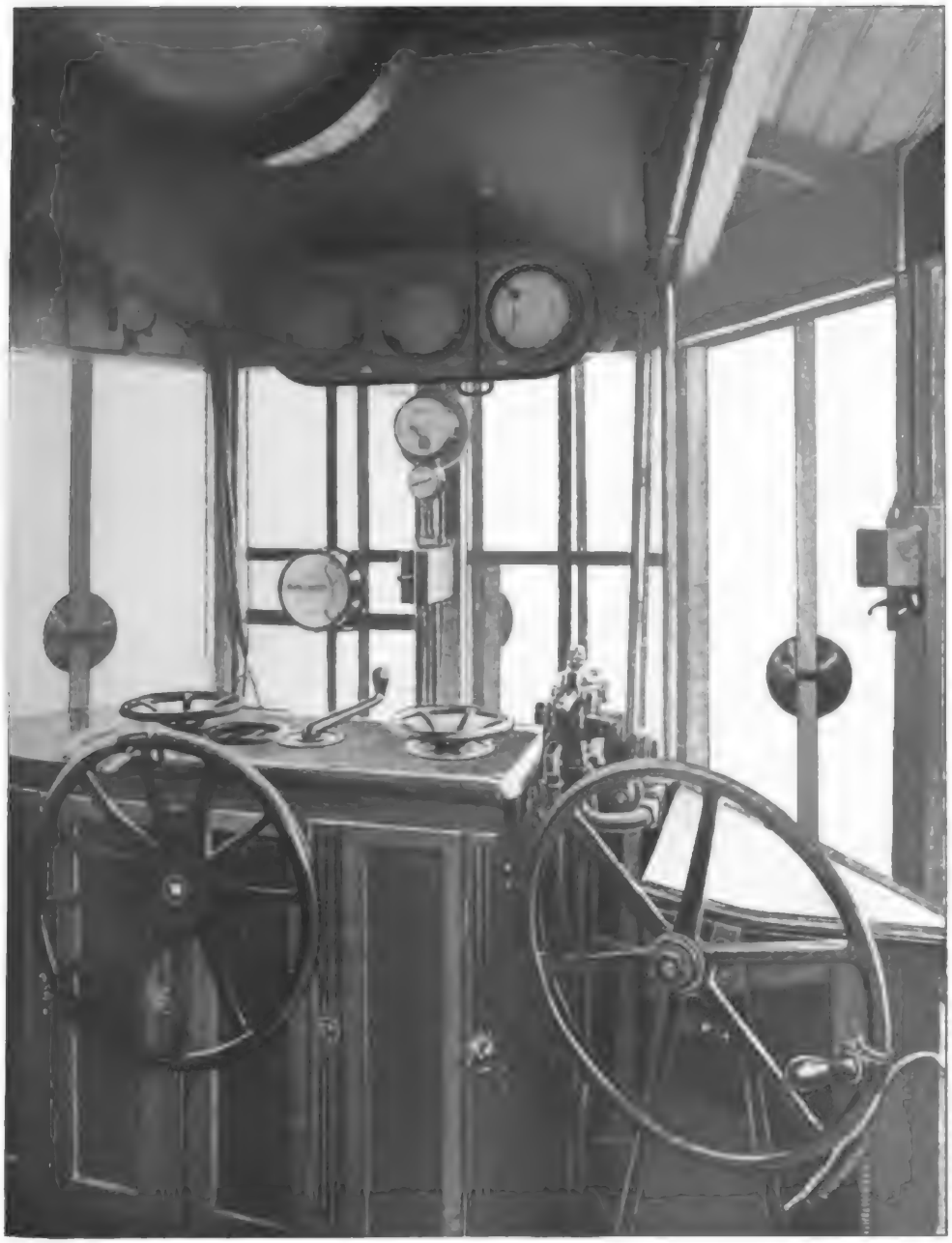
Soll der elektrische Strom über größere Entfernungen geleitet werden, dann hat es sich aus wirtschaftlichen Gründen als praktisch erwiesen, ihm eine möglichst hohe Spannung zu verleihen. Das war der Grund, daß den Strömen, die bei den Schnellbahnversuchen Verwendung finden, auf den Vorschlag Wilhelm von Siemens', eine Spannung von über zehntausend Volt erteilt wird. Bis vor kurzem galt es als nicht ungefährlich, so hochgespannte Ströme direkt zu den Motoren der Schnellbahnen zu führen. Man leitet sie deshalb erst zu Vorrichtungen, in denen man befähigt ist, ihre Spannung zu vermindern. Solche „Umwandler“ werden in der Elektrotechnik als Transformatoren bezeichnet.

Wir erhalten also kurz folgendes Bild von der Stromverteilung: Der hochgespannte Drehstrom tritt aus der Kraftstation, die sich zu Oberschöneweide befindet, heraus, fließt durch die Drahtleitungen, die man zur Seite des Geleises erblickt, und wird durch drei Bügel von diesen abgenommen. Nach Umformung im Transformator fließt der Drehstrom in den Elektromotor ein.

Der sogenannte Oberbau und die Einrichtungen, die den Strom führen, bilden gleichsam den äußeren Umbau der elektrischen Schnellbahn. In diesen hineingestellt sind nun die beiden von der Wagenfabrik van der Zypen u. Charlier gelieferten Wagenkasten und Drehgestelle, von denen der eine seine elektrische Ausrüstung von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, der andere von Siemens u. Halske empfangen hat. An dem elektrischen Ausbau des Siemenswagens hat sich allein der Oberingenieur Dr. Reichel betätigt, während der Wagen der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft vom Fabrikdirektor Lasche ausgerüstet worden ist. Schon im vorigen Jahre haben sich die Fahrzeuge vortrefflich bewährt. Sie konnten nur deshalb ihr Ziel nicht erreichen, weil, wie wir schon bemerkten, der Oberbau der Bahnanlage für größere Geschwindigkeiten sich als zu schwach erwies.

Technisch unterscheiden sich die beiden großen „Flieger“ in ihren Grundzügen so wenig voneinander, daß wir diese Unterschiede eben nur andeuten möchten. Die Grundidee und die Mittel, mit denen man arbeitete, waren die gleichen. Was zunächst den Wagen der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft anlangt (s. die Abbildung am Kopfe dieses Aufsatzes), so besitzt er die ansehnliche Länge von einundzwanzig Metern und eine Breite von 2,7 Metern. Er ruht auf zwei langgestreckten dreiachsigen Drehgestellen, von denen unsere Abbildung S. 43 eine gute Anschauung gibt. Die vier Motoren — die Bewegungsvorrichtungen —, welche jedes Fahrzeug besitzt, haben eine Gesamtleistung von tausend Pferdekräften, die aber auf das Dreifache gesteigert werden kann. Unsere Abbildung

* Vergl. Franz Bendt, Der Drehstrom. Braunschweig, George Westermann, 1898.



Der Führerſtand im Siemenswagen.

zeigt, in welcher vorſichtigen und überlegten Weiſe ſie gefedert und dem Wagen eingehängt ſind.

Die Transformatoren, die, wie wir ſahen, zur Umwandlung dienen, haben in der Mitte des Fahrzeuges Aufſtellung gefunden. Im Wagen der Allgemeinen Elektrizitätsgeſellſchaft wird der Strom auf vierhundertundfünfzig Volt, im Siemenswagen auf elfhundert Volt erniedrigt.

Der ſogenannte Führerſtand (ſ. obenſtehende Abbildung), von dem aus der Wagen geleitet und reguliert wird, befindet ſich an den beiden Enden. Hier ſind die Meßinſtrumente für Stromſtärke und Geſchwindigkeit, die Bremsvorrichtungen u. dgl. mehr untergebracht. Mit dem einen großen Rade kann der Führer die Schaltungen auf vor- und rückwärts, ſowie auf halt! in jedem Augenblick und in leichteſter Weiſe ausführen.

Digitized by Google

Der Siemenswagen iſt ein wenig länger als der der Allgemeinen Elektrizitätsgeſellſchaft (ſ. untenſtehende Abbild.). Im übrigen

Der Siemenswagen.

unterſcheiden ſich die beiden neuen techniſchen Wunder durch gewiſſe Anordnungen in der Aufhängung der Motoren und in der Ausbildung ihrer Widerſtände.

Den originellen Probefahrten der beiden Schnellbahnwagen im Herbſt 1903 kommt hervorragende hiſtoriſche Bedeutung zu. Zuerſt erreichte der Siemenswagen eine Geſchwindigkeit von zweihundertundſieben Kilometern in der Stunde, einige Tage darauf der Wagen der Allgemeinen Elektrizitätsgeſellſchaft eine Geſchwindigkeit von 210,2 Kilometern. Die höhere Geſchwindigkeit war eine rein zufällige; ſie hatte ihren Grund in der größeren Periodenzahl des ſpeiſenden Wechſelſtromes.

Wir möchten an der Hand der Ausführungen des Oberingenieurs Dr. Haas, der alle Fahrten des Allgemeinen Elektrizitätsgeſellſchaftswagens mitgemacht und überwacht hat, den Eindruck ſchildern, den die ſchnellſte Fahrt, die je gemacht worden iſt, auf die Mitfahrenden ausübte.

Ein Hornſignal und eine Warnungstafel, ſo erzählt er, verkünden, daß Strom in der Leitung iſt. Der Wagen wird beſtiegen, die einzelnen Teilnehmer nehmen ihre Plätze ein, der eine am Führerſtand, der andere beobachtet die Inſtrumente für den Strom- und Energieverbrauch und die Höhe der elektriſchen Spannung, wieder andere ſtellen die Geſchwindigkeit feſt, meſſen den Luftdruck und beobachten die ſelbſttätig ſchreibenden Apparate. Der Wagen iſt eingeſchaltet; man hört ein deutliches Brummen der Transformatoren, entſprechend der vom Elektrizitätswerk gelieferten Periodenzahl des Stromes.

Die Offiziere der Militäreiſenbahn, unter deren Aufſicht der Oberbau der Strecke ausgeführt worden iſt, teilen mit, daß alles in Ordnung ſei, und daß die Fahrt des Wagens vorgemeldet iſt. In der Ferne hört man die Glockenſchläge der Läutewerke ertönen, die den Zug ankündigen. Das Uhrwerk im Wagen, welches alle zehn Sekunden ein Glockenzeichen gibt, ſo daß zu gleicher Zeit alle Meſſungen von den beobachtenden Ingenieuren wahrgenommen werden können, wird in Gang geſetzt. Die Schalter werden geſchloſſen, und die elektriſchen Widerſtände werden langſam ausgeſchaltet. Kaum merklich ſetzt ſich der Wagen in Bewegung.

Schon nach einigen hundert Metern iſt die Geſchwindigkeit von fünfzig Kilometern erreicht; und nachdem die Abfahrtsſtelle vierundvierzig Kilometer hinter uns liegt, ſauſt das Fahrzeug ſchon mit hundertundſechzig Kilometern in der Stunde dahin. Da ſcheint vor uns das Gleis plötzlich aufzuhören, mit einem ſcharfen Knick biegt es um die Ecke; hier ſcheint man unfehlbar entgleiſen zu müſſen. Wir befinden uns im Beginn der Zweitauſendmeterkrümmung unſerer Strecke, und jetzt erkennen wir die ſchlanke Krümmung, in die das Fahrzeug mit leichtem Stoß einfährt, und die es mit flottem Schwunge durchſauſt. Die Höchſtgeſchwindigkeit von hundertundſechzig Kilometern, welche beim Durchfahren der Krümmungen zuläſſig iſt, kann nun überſchritten werden.

Digitized by Google

Stufe um Stufe wird der Widerstand ausgeschaltet, und in jedem Augenblick erhöht der Wagen seine Geschwindigkeit.

Die Station Mahlow ist erreicht, und der Geschwindigkeitsmesser überschreitet die Zahl von hundertundachtzig Kilometern in der Stunde. Kurz vor Dahlwitz kommt eine horizontale Strecke und ein etwa einen Kilometer langes Gefälle von eins zu zweihundert und darauf wieder eine längere horizontale Strecke. Auf diesem Stücke kommt es darauf an, den noch fehlenden Teil der Beschleunigung herauszuholen. Mehr und mehr wird die Leistung des Wagens gesteigert; der Geschwindigkeitsmesser zeigt die Zahl zweihundert. Die frohe Botschaft verbreitet sich im Wagen, man sieht freudig erregte Gesichter. Auf der darauf folgenden horizontalen Strecke und dem dann folgenden Gefälle spielt sich das große Ereignis ab. Der Zeiger des Geschwindigkeitsmessers

Das Innere des Schnellbahnwagens der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft.

schwankt zögernd über die Zahl zweihundert hinweg. Wir Teilnehmer haben das glückliche und erhebende Gefühl, als die schnellsten Reisenden aller Zeiten sicher und ruhig dahinzufliegen. Der neben dem Geleise der Militärbahn nach Dresden fahrende Schnellzug, der selbst eine Geschwindigkeit von etwa siebzig Kilometern besitzt, wird im rasenden Laufe überholt und bleibt hinter uns in der Ferne zurück.

In Dahlwitz erwartet uns ein aus Neugierigen und Sachverständigen bestehendes Publikum. Für die Zuschauenden ist es ein gewaltiger Eindruck, das Riesenfahrzeug in der Ferne mit seinen blitzenden Stromabnehmern auftauchen und, ehe man sich recht besonnen, an sich vorüberrasen und wieder in der Ferne entschwinden zu sehen. Der Eindruck des in nächster Nähe vorübersausenden Kolosses ist überwältigend.

Ein leichter Schlag erschüttert den Wagen; ein Vogel ist trotz seiner Bemühungen, dem Wagen zu entrinnen, von ihm wie so häufig überholt und an seiner Vorderseite zerschlagen worden. Wie im Fluge saust die Landschaft am Wagen vorüber. Wer einzelne Punkte auf der Strecke ins Auge gefaßt hat, sieht mit Erstaunen, wie schnell sie erreicht sind. Die Kilometersteine können

nicht mehr abgelesen werden, dagegen sind die Wärterbuden, die Bäume und alle diejenigen Gegenstände, welche in etwas größerer Entfernung stehen, ganz gut zu erkennen, so daß der mit der Strecke vertraute Führer in jedem Augenblicke weiß, wo sich sein Wagen befindet.

Von hundertsechzig Kilometer Geschwindigkeit abwärts bietet sich dem Auge kaum ein ungewohnter Anblick. Die Einzelheiten des Geleises, die Kilometersteine, die Leitungsmasten mit ihren Einzelheiten, die Streckenwärter, alles ist genau zu erkennen; und da der Gang des Wagens sehr ruhig ist, so wird die Geschwindigkeit leicht unterschätzt, und man glaubt nicht, daß man noch mit mehr als doppelter Schnellzugsgeschwindigkeit dahinfährt.

In der Ferne erblickt man die Station Zossen. Nun treten die Bremsen in Tätigkeit, und genau an der vorgeschriebenen Stelle kommt der Schnellbahnwagen zum Stehen. Die Ablesung am registrierenden Geschwindigkeitsmesser ergibt, daß das Maximum der Geschwindigkeit von 210,2 Kilometern erreicht ist. —

Wie außerordentlich ruhig die Schnellwagen sich bewegten, ist durch ein sehr einfaches Experiment häufig gezeigt worden. Man stellte ein mit Wasser gefülltes Gefäß auf den Boden des Fahrzeuges und konnte beobachten, daß auch bei der höchsten Geschwindigkeit keine Flüssigkeit überfloß.

Die Schnellbahnwagen sind übrigens auch mit Anhängewagen gefahren; auch da ergab sich, daß die Erschütterung nur mäßig war, nicht stärker, als man es in einem Schnellzuge gewöhnt ist.

Man kann also mit Recht behaupten, daß die neue Schnellbahn sich bewährt und daß die moderne Technik es verstanden hat, Fahrzeuge zu schaffen, die allen Forderungen entsprechen und den Reisenden auch bei so hohen Geschwindigkeiten gleiche Bequemlichkeiten bieten, wie man sie bisher gewohnt war.

Von höchstem Interesse wird es sein, sich ein wenig näher mit der Geschwindigkeit der Schnellbahnwagen vertraut zu machen — mit einer Geschwindigkeit, mit der bisher das Menschenkind seine Wanderungen nicht auf der Erde ausführen konnte.

Eine kleine Rechnung stellt fest, daß die neuen Fahrzeuge sich in der Sekunde sechsundfünfzig Meter fortbewegen. Das ist für die Beförderung unserer Körperlichkeit etwas Ungeheuerliches! Bedenke man zunächst, daß ein Mensch, der das Unglück hätte, vom Kölner Dome (160 Meter hoch) herabzufallen, mit keiner größeren Geschwindigkeit als eben der von sechsundfünfzig Metern in der Sekunde am Boden aufschlagen würde.

Als außerordentlich schnell gilt, besonders in Laienkreisen, die Bewegung der Geschosse. Sie dient gleichsam als ein Beispiel für größte Geschwindigkeiten. Wie man leicht sieht, ist diese Bewegungsgröße nicht viel bedeutender als die unserer Wagen.

Die Anfangsgeschwindigkeit einer Pistolenkugel, d. h. die Geschwindigkeit, mit der sie die Waffe verläßt, liegt zwischen dreihundert bis vierhundert Meter. Diese Größe verliert durch den Widerstand der Luft sehr schnell und sinkt auf ihrem Wege bald auf das Drei- bis Vierfache hinab. Man sieht, daß die Pistolenkugel in einiger Entfernung von ihrem Ausgangspunkte die Bewegung unseres neuesten „Verkehrsmittels" nicht viel überschreitet. Die Dichtung ist wieder einmal durch die Praxis erreicht; die Geschwindigkeit in der Geschützkugel, die Jules Vernes Reisende zum Mond besitzen, stellt keine phantastische Unmöglichkeit mehr dar.

Wer für physikalische Untersuchungen Interesse hat, kann im Schnellbahnwagen jetzt reichen Stoff finden. Wie man sich erinnert, bewegt sich der Schall in der Luft mit einer Geschwindigkeit von dreihundertdreiunddreißig Metern in der Sekunde. Das ist also nur eine sechsmal so große Geschwindigkeit als die unserer Wagen.

In sehr interessanter Weise konnte das „Dopplersche Prinzip" auf dem Schnellbahnwagen geprüft werden. Bekanntlich wächst die Höhe eines Tones mit der Anzahl der Schwingungen. Dementsprechend erhöht sich ein Ton, wenn man sich einer Tonquelle schnell nähert, und umgekehrt. Als der Schnellbahnwagen einer pfeifenden Lokomotive entgegensauste und sich dann von ihr entfernte, wurde der Ton der Lokomotive plötzlich sehr tief.

Die Schnellbahnversuche bedeuten einen hervorragenden technischen Fortschritt; es

fragt sich nun, was sie praktisch bedeuten. Wir möchten uns da den Ausführungen des Oberingenieurs Dr. Reichel anschließen, des hervorragenden Fachmannes auf diesem speziellen Gebiete.

Zunächst ist festzustellen, daß vorläufig die Geschwindigkeit von zweihundert Kilometern nicht mehr sehr weit überschritten werden dürfte, weil bereits dann die Stromabnehmer beginnen, bei der Stromabnahme an Sicherheit zu verlieren, besonders an den Geleiskrümmungen. Man wird sich daher wohl in der Praxis zunächst mit Geschwindigkeiten von etwa hundertundsiebzig Kilometern begnügen. Mit dieser Geschwindigkeit kann man bereits von Berlin nach Dresden, Halle oder Leipzig in einer Stunde, nach Hannover oder Hamburg in anderthalb Stunden gelangen. Die Wirtschaftlichkeit einer solchen Anlage ist durchaus ausreichend. Der Preis von hundert Kilometern für den Platz stellt sich beim Dampfbetrieb auf einundfünfzig Pfennig, beim elektrischen Schnellbahnenbetrieb auf fünfzig Pfennig. Die Anschaffungskosten für einen Dampfzug (Lokomotive und fünf Beiwagen) oder für einen elektrischen Schnellbahnzug (ein Motorwagen und vier Beiwagen) sind fast die gleichen und betragen etwa vierhunderttausend Mark. Wir wollen unsere Ausführungen mit den Worten Reichels schließen, derer er sich in seinem Vortrage vor dem Verein für Eisenbahnkunde bedient hat: „Die neueren Ausführungen im großen Stile z. B. in Amerika zeigen, daß es die höchste Zeit ist, etwas Ernsthaftes zu unternehmen, damit wir nicht bloß in unserer Heimat die Ehre gehabt haben, mit schweren Opfern zu zeigen, wie sich die Schnellbahnen mit größter Annehmlichkeit und mit der erforderlichen Sicherheit ausgestalten lassen, sondern auch in bezug auf die praktische Ausführung solcher Bahnen als Erste der ganzen Welt in der Verkehrsentwickelung vorangehen dürfen."

So ging noch nie ein Tag zu Ende ...

So ging noch nie ein Tag zu Ende,
So sonnenleuchtend, segenschwer ...
Ich halte deine weißen Hände,
Und Frieden, Frieden ohne Ende
Füllt unser Herz und weicht nicht mehr.

Von Nordlands heil'ger Sonnenwende
Kennst du die wundersame Mär?
Dann lodern helle Feuerbrände,
Und Jubel, Jubel ohne Ende
Herrscht ob des Lichtes Wiederkehr.

Die Nacht ist tot! Des Lichtes Spende
Umfließt uns beide rein und hehr.
Das war des Lebens Sonnenwende,
Und nie ging uns ein Tag zu Ende
Wie dieser, leuchtend, segenschwer.

Walter Britting

Der schöne Knabe

Von

Wilhelm Jensen

Ihr Vater hat gesagt: Nun kommt der Frühling,
Der schöne Knabe mit dem Kranz im Haar;
Ob grüner Wiese kommt er hergezogen
In goldnem Kleid, mit Blumen in den Händen,
Und sucht, wo freundlich ihm Empfang bereitet.
Dort grüßt er singend hoch aus blauen Lüften
Und läßt sich lächelnd auf die Erde nieder.

Die Kleine hört's, das Töchterchen, zwei Schuh'
Vom Boden kaum, und von den größern Schwestern
Verliert sie unbemerkt sich aus der Stube;
Hinan zur Kammer, wo ihr Sonntagsschürzchen,
Erst frisch gebügelt, hängt. Das zieht sie an
Und schleicht sich auf den Zehen in den Garten
Und huscht durch ihn bis an die Hinterpforte.
Mit erstem Halmgrün dehnt sich dort die Wiese,
Drauf kniet sie nieder, breitet ihre Schürze,
So weit ihr's möglich, vor sich hin und wartet.

Vom blauen Himmel spannen Sonnenstrahlen
Rings um sie einen goldnen Teppich aus,
Und fröhlich trillern Lerchen über ihr.
Es öffnen erste Blumen ihre Kelche,
Ein früher Falter wiegt die bunten Flügel
Auf ihrem Glanz.
Dazwischen kniet die Kleine,
Ganz regungslos, mit sehnsuchtsvollen Augen
Stumm in die Weite blickend, Stund' um Stunde,
Bis Mittagglockenschlag vom Kirchturm hallt.
Da sucht man sie im Haus, im Garten, findet
Sie schließlich auf der grünen Wiese knieend.
Die Suppe wartet schon, so steht sie auf
Und folgt dem Ruf, doch Tränen an der Wimper.
Was fehlt dir? heißt's; sie blickt noch einmal um
Und sagt nur schluchzend: Er ist nicht gekommen.

Wer nicht? Verständnislos befragen sie
Die Hörer drum, bis leis vom Mund ihr kommt:
Der schöne Knabe mit dem Kranz im Haar.
Dann schweigt sie, und die großen Schwestern lachen.

Wie sie nun aufwächst, größer und verständig,
Da neckt man sie bisweilen, wenn der Frühling
Beginnt, mit ihrem einstigen Kindertun:
Sieh' da! Er kommt! Hol' schnell dir deine Schürze!
Sie hat's nicht gern und tut, als hör' sie's nicht,
Geht stumm hinaus. Es eilt die Zeit, und mählich
Vergessen wird's, wie alles sich vergißt.

So wächst ein großes Mädchen aus der Kleinen.
Die blauen Augen seh'n, wie Ehrenpreis
Am Lenzhang, still aus einem holden Antlitz.
Doch schmal und blaß umgibt sie das Gesicht,
Das mit verschwiegnem Sehnsuchtsglanz im Blick
Hinausschaut in den winterlichen Schnee,
Der, trüb umnebelt, nicht zergehen will.
Die andern tummeln lachend sich da draußen
Und kehren aus dem Frost mit roten Wangen
Vergnügt ins Haus; sie aber hält der Arzt
Ins Bett gebannt und zuckt, wenn vom Besuch
Er auf den Flur tritt, schweigend mit der Schulter.
Und mehr entfärbt von Tag zu Tage sich
Ihr Antlitz, daß es fast der weißen Decke
Des Feldes gleicht.
Die aber schwindet sacht
Zusammen nun, vom weichen Südwind tauend,
Und grüne Spitzen tauchen aus ihr auf.
Dem linden Anhauch heißt der Arzt am Mittag,
Wie Glockenschlag herab vom Kirchturm hallt,
Das Fenster öffnen; mühsam hebt die Brust
Der Kranken sich der reinen Luft entgegen,
Und leise klingt ein erster Lerchenton
In ihr herein. Sie spricht nicht mehr, zu matt
Ward ihre Lippe; nur die Augen blicken
Hinaus zum Himmel, dran ein grauer Schleier
In Blau sich wandelt.
Jetzt auch tritt daraus
Ein Strahl hervor, mit breitem Glanzstrom flutet
Die Sonne durchs Gemach. Und plötzlich regt
Die Liegende den blassen Mund und sagt
Mit einer Stimme wie im Traum: Da ist er —
Der schöne Knabe mit dem Kranz im Haar —
In goldnem Kleid — er kommt — grad' auf mich zu —
Sie tastet leise mit den Händen, faßt
Das weiße Linnentuch und hält es kurz,
Ein wenig aufgehoben, ausgebreitet.
Dann sinkt's zurück, und ihre Lider sinken.
Doch um den Mund, von dem der letzte Atem
Hinweggeschwunden, liegt ein Kinderlächeln.

Nach Hause

Novelle

von

Otto Gysae

(Nachdruck ist untersagt.)

Robert von Lossen stand auf dem Achterdeck. Vor ihm waren drei Matrosen damit beschäftigt, Rauchbezüge am Großmast anzubringen; der eine saß ganz oben und zerrte an dem grauen Segeltuch, der andere hockte in halber Höhe und bemühte sich, die Reihleine zu fassen, mit welcher der Bezug am Mast befestigt werden sollte, der dritte stand an Deck und starrte, ohne sich zu rühren, in die Höhe. Am Fallreep stand der wachhabende Offizier und sah von Zeit zu Zeit mit ungeduldigem Ausdruck durch das Doppelglas nach Land zu, ob dort das Boot noch nicht absetzte.

Auf dem Wasser lag greller Sonnenschein in harten, goldgelben Reflexen. Die hohen Felsen Gibraltars überragten den Hafen wie riesige Mauern; die langgestreckte Mole und die großen Schiffe des englischen Mittelmeergeschwaders sahen wie Spielzeug gegen diese Steinmassen aus, welche in der Mittagshitze zu schlafen schienen. Weißgraue, flimmernde Luft hing dick und schwer über den Bergen, und die Sonne schwamm in dem farblosen Himmel wie in einer milchigen Flut.

Eigentlich war dieser Anblick kein erfreulicher. Die Augen schmerzten nur, wenn man nach jener Seite blickte.

Lossen wandte sich und sah hinüber nach dem anderen Ufer der Bucht, wo aus dem graublauen Dunst der Berge die weißen Häuser von Algeciras hervorschimmerten. Hier waren alle Farben weich, gedämpft. Der mattblaue Himmel, der hinter dieser feingetönten Bergkette hervorblickte, glich einem sehnsüchtigen Liede. Und das war es, woran Lossen denken wollte. Er hatte lange genug die gelbe Hitze der Tropen gefühlt, die einmal trocken war wie Hochofenglut und dann wieder feucht und schwammig wie Wasserdampf; er hatte sich gründlich satt gesehen an dem fetten Blau des südlichen Himmels und mochte die Sonne nicht mehr leiden, die am Tage nur blendete und des Abends mit blutenden Farben zur Ruhe ging. In den ersten Wochen seiner Reise hatte er dies alles bewundert. Er hatte davorgestanden mit einem fremden, fast bestürzten Erstaunen; er hatte nach Namen gesucht, die ähnliche Empfindungen in ihm wachrufen konnten: Rubens, d'Annunzio, Wagner; — deren Lebensglut war ja noch blaß gewesen gegenüber diesen Orgien, die die Natur hier feierte, in trunkenem Rausche der unendlichen Fülle ihrer Kraft. Aber dann war sehr bald eine Erschlaffung über ihn gekommen, und eines Abends, als er im Indischen Ozean einem Sonnenuntergang zugeschaut, der einem Weltenbrande glich, hatte er sich abgewandt mit einem plötzlichen Gefühl der Übersättigung, das ihn nun nicht wieder verließ. Und heute, in diesem Augenblicke, ward es ihm klar, daß er seit zwei Jahren eine nie ausgesprochene, ihm nie bewußt gewordene Sehnsucht mit sich herumtrug nach den stillen, blassen Farben seiner Heimat, nach dem müden,

weichen Lichte der Sonne, die sich zu dem stummen Walde herabneigte, nach den schweigenden Schatten der Dämmerung, die dort im Tale hingen, nach der ernsten Ruhe der Nacht, in der es keine bange, zitternde Schwüle gab.

Andere Leute nannten es Heimweh.

Er wußte nicht, ob diese Sehnsucht sich auch auf die heimatlichen Verhältnisse und die Personen, welche ihm dort nahestanden, ausdehnte. Jedenfalls dachte er zunächst nicht an diese. Aber zu den lieben Bildern, die nun wieder vor ihm auftauchten, fanden sich doch bald genug, ohne daß er sie gerufen, Menschengesichter hinzu, gewissermassen um diese Bilder vollständig zu machen. Er sah wieder die weite, sich im Horizont verlierende Ebene vor sich, grüne Wiesen, vorn eine Landstraße, drüben weidendes Vieh, darüber blassen, mattblauen Himmel und dort hinten einen feinen, grauvioletten Dunst. Neben ihm stand eine junge Frau, die ihn mit kleinem, spöttischem Lächeln ansah; das war seine Frau, mit der er einen kurzen Urlaub auf dem alten Familiengute verbrachte, und der er die Spaziergänge, die er schon als Junge am liebsten gemocht, zeigte. Und das Lächeln hatte ihm damals viel genommen. Er hatte sie nicht gefragt, was es bedeute: Geringschätzung dieser anspruchslosen, seinen Naturschönheiten oder Mitleid mit seinen einfachen Kinderträumen? — sie würde ihm das doch nicht gesagt haben; aber er wußte, daß sie ihm nun nicht mehr so nahe stand wie zuvor, wo sie einander eigentlich immer verstanden hatten. Dies gegenseitige Verstehen war der Grund gewesen, als er sich entschlossen hatte, um ihre Hand anzuhalten. Ihr feines Empfinden, ihr vorzüglicher Geschmack hatten hierbei mehr den Ausschlag gegeben als ein drängendes persönliches Gefühl, das erst allmählich durch diese Eigenschaften geweckt wurde. Übrigens wohl auch bei ihr, die unter so vielen Bewerbern keinen gefunden, der ihren Ansprüchen genügt hatte.

Jenes Lächeln, das noch deutlich vor seinem Auge stand, hatte einen feinen scharfen Stachel in ihm zurückgelassen. Es war die erste Enttäuschung gewesen, vielleicht haltlos, vielleicht ein Mißverständnis; aber er war einige Tage später, auf ein plötzlich eintreffendes Kommando, nach Ostasien abgereist, ohne daß hierüber eine Aussprache zustande gekommen war. In ihren Briefen waren sie einander wieder viel nähergekommen; sie fanden sich hier gewissermaßen auf einem neutralen Gebiete, das einen Verkehr freundschaftlicher Höflichkeit gestattete. Diese Briefe waren Muster von solchen, wie man sie im Ausland erhalten möchte. Da in ihnen nie Persönliches berührt wurde, erhielten sie einen gleichmäßig ruhigen Charakter. Der anregende, oft amüsante Ton ihrer Berichte machte, daß er diese mit derselben behaglichen Freude zur Hand nahm, wie man ein gutes Buch aufschlägt. Und wie man eine Lektüre liebgewinnen kann, so hatte sich auch bei Lossen mit der Zeit eine wohltuende Herzlichkeit eingestellt, die ihn mit einer weichen Bewegung an seine Frau denken ließ. Ja, er hatte eigentlich öfter an sie gedacht, als er selbst vermeinte, und die peinliche Empfindung jener ersten Enttäuschung war allmählich verwischt oder doch in den Hintergrund gerückt. Nun erschien sie plötzlich von neuem, heute, wo er zum erstenmal wieder Sehnsucht nach Zuhause empfand. Und sie war so scharf beleuchtet, stand so sehr im Vordergrunde, daß sie ihn schon mit derselben unbekannten Gewalt beeinflußte, die damals sein Inneres beherrscht hatte.

Warum, das konnte er sich nicht sagen; er kam auch mit dieser Überlegung nicht zu Ende, da seine Gedanken durch die festen Schritte des ersten Offiziers unterbrochen wurden, der eilig auf ihn zukam.

„Das Schiff ist seeklar, bis auf die Jolle, die eben geheißt wird. Alles an Bord."

„Danke sehr! Dann wollen wir Anker lichten!"

Lossen begab sich nach vorn auf die Kommandobrücke. Als er die Treppe hinaufsteigen wollte, meldete sich die Postordonnanz bei ihm und gab zwei Briefe ab, die mit der spanischen Post gekommen waren. Er sah sie flüchtig von außen an. Der eine hatte einen Umschlag von dunkelgrauem Leinenpapier, auf dem die Adresse mit klarer, ausdrucksvoller Handschrift geschrieben war, verständlich, ohne unnötige Beiworte: dieser Brief kam von seiner Frau. Der andere trug auf breitem, dickem Papier die Adresse

in der üblichen schwülstigen Form, die durch die typisch schöne Offiziersschrift noch ihr ganz besonderes Gepräge erhielt. Poststempel Berlin. Er wandte den Brief um. Der Absender war verzeichnet: Tarnau. Was hatte der ihm zu schreiben? Sie waren Crewkameraden, aber standen sich eigentlich nicht näher. Er steckte die Briefe zu sich, denn das Manöver begann.

Die „Elektra" war ein kleiner Kreuzer älterer Bauart, auf dem der Anker noch nicht durch Dampfkraft, sondern durch die breiten Schultern der Mannschaft gelichtet wurde. Die Leute hatten das Spill besetzt und liefen mit kurzen Schritten, weit nach vorn über die Spaken gebeugt, im Kreise herum. Von Zeit zu Zeit kamen Meldungen von vorn, wieviel Kette noch aus war. Lossen stand auf der einen Seite der Kommandobrücke und sah wieder hinüber nach den sonnenbrennenden Bergen. Das war wohl nun der Abschied von der leuchtenden Hitze. Sobald sie um St. Vincent herumkamen, würde wohl schon andere Luft wehen, und dann die gesegnete Biscaya! Das konnte noch ein erfreulicher Tanz mit dem kleinen alten Schiff werden, das seit acht Jahren ununterbrochen im Dienste gewesen. Nun dachte er doch gern zurück an die stillen, mondscheinglänzenden Nächte im Indischen Ozean mit dem lauwarm streichelnden Wind und den weißen flockigen Wolken, die am Monde vorübersegelten. Aber es ging schließlich nach Hause, und dieser Brief, den er eben erhalten hatte, würde —

„Anker ist los!" rief der erste Offizier.

Lossen gab Maschinen- und Ruderkommando. Das Schiff drehte langsam den Bug nach jener fernen, blaßschimmernden Bergkette da drüben und weiter nach der in graublauen Dunst gehüllten Küste von Afrika.

Langsam dampfte die „Elektra" aus der Bucht, vorbei an dem großen englischen Kreuzer, der träge vor der Mole lag, und dem massigen Lloyddampfer, auf dem die Passagiere winkten und die Kapelle das Flaggenlied spielte, und kam nun hinein in das belebte Fahrwasser der Straße von Gibraltar. Nach der eintönigen Ruhe des Hafens tat es wohl, sich wieder vorwärts zu bewegen; der unveränderte Anblick der hohen Berge und der festliegenden Schiffe machte auf die Dauer so stumpf. Nun wurde das Bild wieder lebhafter und frischer. Dampfer aller Nationalitäten zogen hier ihren Weg: reinliche deutsche Frachtdampfer, englische Kohlenschiffe mit kaum kenntlicher Flagge, kleine zerbrechliche Spanier, dort ein Grieche, drüben ein großer japanischer Passagierdampfer. Sie alle hatten ein Ziel, dem sie zustrebten. Man fühlte gleichsam den Pulsschlag des großen Weltverkehrs, der durch diese wichtigste aller Straßen hindurchflutete, und man empfand hier mehr als anderwärts die große Verbindung zwischen den Völkern der Erde, welche die Grundlage für eine gesunde Entwickelung der Kultur bildet. Lossen dachte darüber nach und überlegte, daß auch die „Elektra" in einem Zusammenhang hiermit stand, daß sie die Sicherheit dieser Friedensarbeit schützen sollte. Und dieser Gedanke erfüllte ihn mit freudigem Behagen. Das Bewußtsein dieser höheren Aufgabe seines Berufes kam ihm so leicht abhanden unter den vielen eintönigen Fach- und Standesinteressen, die mit seiner Stellung verknüpft waren; und er empfand es wie ein Aufatmen in frischer Luft, wenn er über diese hinweg nach weiteren Zielen schauen durfte.

Nun war Gibraltar schon nicht mehr zu sehen, und auch Tarifa war bereits passiert. Lossen trat ins Kartenhaus, wo der Navigationsoffizier über die Karte gebeugt stand. Der neue Kurs war schon eingetragen. Er prüfte ihn und gab Befehl, daß der Kurs gesteuert werden sollte. Dann verließ er die Brücke und ging in die Kajüte.

Es war ein behaglicher Raum mit dunkler Holztäfelung und geräumigen Mahagonimöbeln: in der Mitte der Rückwand das goldgerahmte Bild des Kaisers, an den Seitenwänden einige einfache Seestücke. Lossen setzte sich an den Schreibtisch, auf dem einige Aktenstücke lagen, Schießberichte und Kleiderlisten. Er schob sie beiseite und zog die Briefe aus der Tasche. Er betrachtete beide nochmals von außen, als überlege er, welchen er zuerst lesen solle. Dann folgte er seiner alten Gewohnheit, nach der er sich die Briefe seiner Frau stets bis zuletzt aufhob, und öffnete den anderen. Tarnau schrieb:

„Lieber Loffen!

Es ist eine delikate und peinliche Angelegenheit, die mich zu Ihnen kommen läßt. Ich würde diesen Brief nicht schreiben, wenn nicht ein ausgesprochenes Pflichtgefühl ihn mir zur Notwendigkeit machte. Sie wissen, wie sehr ich Sie und Ihre hochverehrte Frau Gemahlin schätze. Um so schmerzlicher ist es mir, durch diese Zeilen gewissermaßen zwischen Sie beide zu treten und dies zu dem Zeitpunkte, wo Sie nach Hause zurückkehren und gewiß voll Sehnsucht auf das Glück eines innigen und zärtlichen Familienlebens warten. Aber ich glaube, daß Sie mir dennoch hierfür Dank wissen und zu der Überzeugung kommen werden, daß ich als Gentleman so handeln muß."

Loffen sah auf; er hatte gedankenlos gelesen; nun aber erschrak er, als habe ihn jemand plötzlich gerufen; nun wurde er sich plötzlich seiner selbst bewußt, und daß dieser Brief an ihn gerichtet war. Er war einen Augenblick versucht, die letzte Seite vorwegzunehmen, aber er unterdrückte dies Verlangen und las weiter.

„Lassen Sie mich etwas zurückgreifen. Sie wissen, daß ich durch meine Stellung naturgemäß in sehr enger Fühlung mit der hiesigen Gesellschaft stehe. Ich habe fast auf keinem Balle dieser Saison gefehlt, und bei jedem größeren Diner — na, Sie kennen das ja! Bereits zu Anfang des Winters, auf einem Balle beim englischen Botschafter, mußte ich — freilich habe ich dafür wohl ein besonderes Talent — eine Beobachtung machen, die mich in Ihrem Interesse peinlich berührte. Ein Mitglied der Botschaft machte Ihrer schönen Frau in höchst bedenklicher Weise den Hof. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß sie die schönste aller anwesenden Damen war; in ihrer blaßlila Chiffontoilette war sie ein bezaubernder Anblick. Sie wurde natürlich dementsprechend gefeiert, und ich selbst habe mich daran in harmloser Weise beteiligt. Aber keiner hätte es gewagt, dies so auffällig zu tun wie Mr. Bennett. Ich traf Ihre Frau Gemahlin und ebendiesen Herrn oft in der Gesellschaft wieder. Ich mußte bemerken, daß Ihre Frau Gemahlin die Huldigungen dieses jungen Mannes gern entgegennahm, ja, ich hatte schließlich die Empfindung, als ob eine gewisse Vertraulichkeit zwischen ihnen bestünde. Ich behielt diese Eindrücke selbstverständlich für mich. Aber ich wunderte mich nicht, als nach einiger Zeit allerhand Gerüchte auftauchten, daß Mr. Bennett der regelmäßige Gast bei den Teestunden Ihrer Frau Gemahlin sei, daß sie sich bei Schulte getroffen, zusammen ausgeritten seien — ja, es gab boshafte Zungen, die von einem bekannten Coupé sprachen, das gegen neun Uhr abends vor Mr. Bennetts Hause gehalten haben sollte. Es bildete sich ein regelrechter Klatsch, der zur Folge hatte, daß einige besonders rigoros denkende Damen den Verkehr mit Ihrer Frau Gemahlin auf das notwendigste Maß der Höflichkeit beschränkten. Ich beschloß, mich Ihrer Frau Gemahlin in dieser unangenehmen Lage anzunehmen, und ging vor einigen Tagen zu ihr, um mit ihr über diese Angelegenheit zu sprechen. Ich steuerte geradeswegs auf mein Ziel los und sprach ihr von den Gerüchten, welche über sie im Umlauf seien, und daß ich es für meine Pflicht halte, mich ihr zur Verfügung zu stellen, falls sie meiner während Ihrer Abwesenheit bedürfe. Sie ließ sich leider auf mein gutgemeintes Anerbieten nicht ein, und ich ging unverrichteter Sache wieder fort. Als ich das Haus verließ, traf ich Mr. Bennett in der Tür."

Loffen richtete sich plötzlich auf. Eine peinliche Empfindung berührte ihn, als stünde jemand hinter ihm, den er doch nicht sehen konnte. Er wandte den Kopf — aber er sah nur die zitternden Sonnenlichter, die auf dem Teppich hin und her glitten. Er griff wieder nach dem Brief und las weiter.

„Ich fühlte mich jedoch durch diese Zurückweisung keineswegs gekränkt. Eine junge unerfahrene Frau, die von den Schlechtigkeiten der Welt nichts weiß, unterschätzt so leicht die Gefahren, die in ihrem Handeln liegen können. Indem ich mich in Ihre Lage, lieber Loffen, hineinversetzte, schrieb ich darauf selbst an Mr. Bennett: Nach meinem und vieler anderen Erachten schädige er durch die Art, in der er bei Ihrer Frau Gemahlin verkehre, den guten Ruf derselben. Man erwarte von ihm als Gentleman, daß er durch energisches Einschränken dieses Verkehrs sich bemühe, den bereits begangenen Fehler wieder gut zu machen. Ich

erhielt eine kurzgefaßte Antwort: Über sein Verhalten Ihrer Frau Gemahlin gegenüber sei er nur Ihnen allein Rechenschaft schuldig, und er sei jederzeit bereit, dieselbe abzulegen. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß er nach Absendung dieses Briefes noch zweimal bei Ihrer Frau Gemahlin war, und heute teilt man mir mit, daß diese nach Dresden abgereist ist.

Es ist für mich nun außer Zweifel, daß hier etwas nicht in Ordnung ist. Sie tun mir aufrichtig im Herzen leid, lieber Lossen!

Was nun die Konsequenzen dieser Angelegenheit betrifft, so weiß ich, daß Sie energisch Ihren Standpunkt vertreten werden. Mr. Bennett hat durch sein fragwürdiges Benehmen Ihre Ehre angetastet. Sie werden Ihre Persönlichkeit zu wahren wissen und ihn dafür zur Verantwortung ziehen.

Sie dürfen natürlich vollkommen auf mich rechnen. Ich warte auf Ihre Antwort, deren Inhalt ich doch heute schon weiß. Wenn Sie es wünschen, komme ich nach Kuxhaven, um sogleich nach Ihrer Heimkehr das Weitere mit Ihnen zu besprechen. Telegraphieren Sie mir von Portsmouth.

Ihr Wolfram von Tarnau."

Lossen faltete den Brief zusammen und steckte ihn behutsam in seinen Umschlag. Er sah Tarnau vor sich — den Rock auf Taille gearbeitet, den schwarzen Bart kokett zurechtgestutzt —; er warf den Brief beiseite. Dann griff er nach dem anderen, legte ihn aber plötzlich wieder hin und stand auf ... Er ging in der Kajüte auf und ab, trat an das Seitenfenster und sah über die weite blaue Wasserfläche, an deren Horizont eine kleine grauschwarze Rauchwolke hing. Dann wandte er wieder um, blieb einen Augenblick vor dem Bilde des Kaisers stehen, schrieb mit dem Finger den Namenszug nach, der unter dem Bilde stand, richtete sich plötzlich auf, nahm den Brief seiner Frau und wog ihn in der Hand. Sollte er ihn öffnen?!

Das war einer jener bangen Augenblicke, die den jähen Wendepunkten des Lebens vorangehen. Wir wissen genau, daß die Gegenwart, die unsere Hände noch umklammern, in der nächsten Minute zerbrechen wird, daß ein neuer Abschnitt beginnen wird, in dem wir uns selbst nicht wiedererkennen, weil wir andere geworden sind. Und wir stehen zögernd und warten, als ob es in unserer Macht stünde, die Woge des Lebens zurückzuhalten, wir wiegen den Augenblick in unserer Hand, als hätten wir eine Entscheidung zu treffen. Ja, wenn das Neue da ist, meinen wir wohl gar noch, aus freiem Entschluß unser Schicksal gepackt zu haben, es zu meistern. Und gingen doch nur nach unabänderlichen Gesetzen der Notwendigkeit.

Und Lossen öffnete den Brief. Er las:

„Dresden, den 5. März 19..

Mein lieber Robert!

Ich bin in Dresden. Emely Werrman hatte mich schon lange eingeladen, und ich habe nun plötzlich den Entschluß gefaßt, sie endlich einmal zu besuchen. Es ist schön hier, ruhig und still! Ich fühle mich ganz glücklich. In Berlin war ich es nicht. Aber von meiner letzten Zeit in Berlin ist es, wovon ich Dir erzählen will. Du wolltest nicht, daß ich diesen Winter wieder ganz einsam leben sollte; Du wolltest, daß ich tanzen sollte und mich unterhalten. Ich habe es getan. Zuerst hatte ich nicht so viel Freude davon; es war, wie es immer ist, Bälle, Soireen, in der richtigen Weise einer season. Aber das war alles ziemlich langweilig. Dann kam der Ball auf der englischen Botschaft. Der war schön. Nicht darum, weil man mich gefeiert und mich ausgezeichnet hat, sondern weil ich einen alten lieben Jugendfreund wiedersah, Jack Bennett. Du kannst Dir denken, Robert, daß wir viel zusammenkamen, daß er oft Tee bei mir trank, daß wir ausritten and so on. Eine Weile ging das ganz gut. Dann mit einem Male — und nun kommt das Häßliche, was ich Dir von dieser Zeit in Berlin erzählen wollte — fing man an zu reden und zu klatschen. Fürs erste amüsierte mich das, ich lachte. Es war so echt Konvention! Du kennst das ja auch, wie man nach oben schielt, wie man sich argwöhnisch belauert, um jede eigene Meinung zu unterdrücken. Aber nicht genug! Ein paar von diesen schöngeistigen Frauen, die den Beruf haben, geistreich zu sein, kannten mich plötzlich nicht mehr. Dann kam eines Tages eine ältere Marinedame, mütterlich besorgt, mit einem Pack gutgemeinter Vor-

ſtellungen, endlich erſchien auch der ſchöne Tarnau, lächerlich elegant. Nun ja, und da wurde es mir zuviel, und ich bin eben hierher gereiſt.

Ich habe viel durch Jack Bennett erlebt. Er hat mir meine ganze Kindheit in Devonſhire wiedergebracht. Und hier in den langen Stunden inhaltsreichen Schweigens und in dem altgewohnten Rhythmus verſtändnisvoller Geſpräche habe ich einen langen Spaziergang in mich hinein gehabt. Da iſt alles Alte wieder zu mir gekommen. Ich habe immer viel über mich nachgedacht; ich war ja ſo oft allein, und ich war ſo gern mit mir allein. Ich kannte wohl Bücher, die ich ſchön fand und liebhatte, und Menſchen, die mich anregten; aber am liebſten kam ich doch immer wieder zu mir ſelbſt zurück. Da gab es doch Sachen, die ich ganz für mich hatte, von denen niemand etwas wußte, die keiner verſtand.

Wunderſt Du Dich auch nicht, Robert?

Sieh, es iſt ja ſo natürlich, daß mir dies wieder in den Sinn kommt, nachdem ich mit Jack Bennett über alles geſprochen.

Damals war ich ganz glücklich und zufrieden. Dann kam eine Zeit, wo die Zufriedenheit wegging und das Glücklichſein unruhig wurde, und eine Sehnſucht kam, von der ich nicht wußte, was ſie wollte. Das war, als ich nach Deutſchland kam. Ich lernte Dich kennen. Wir verſtanden uns gut, beſſer, als ich es bisher mit jemandem getan. Und ich hatte das Gefühl, als ſei nun einer da, an den ich mich anlehnen könnte, der mich beſchützen und für mich ſorgen würde.

Wir verlobten uns. Ich glaubte, Dich liebzuhaben. Wir heirateten. Du warſt gut gegen mich, ſo lieb und gut!

Aber es genügte mir nicht, nur als Deine Frau liebgehabt zu werden und ruhig neben Dir dahinzuleben. Ich wollte mehr!

Ich wollte, daß unſer Perſönliches ſich ineinander vertiefte. Ich hoffte auf ein feines, farbenreiches Empfinden, mit dem man aufeinander lauſchen würde, und ebenſo wartete ich auf ein ſtarkes bewußtes Gefühl von Freiheit, von innerer Freiheit, das ſtolz macht — und ſo glücklich. O, darauf wartete ich ſo ſehr! Das alles ſchien mir ſo notwendig für mein Leben. Und daß es nicht kam, das war die große Enttäuſchung. Und ſo geſchah es, daß ich, ohne es zu merken, mich von Dir entfernte. Und ich verlor Dich mehr und mehr. Ich erinnere mich: es war draußen auf den Wieſen bei eurem alten Gut, als Du mir von Deinen Kinderträumen ſagteſt; da ſuchte ich Dich bei mir — und fand nur ein Lächeln. So weit weg war ich ſchon von Dir.

Aber ich habe Dich auch ſpäter nicht finden können. Das iſt ſo traurig, und es tut mir ſo weh. Aber ich muß es Dir doch nun ſagen.

Ich habe Dich verloren. Einen richtigen Grund dafür weiß ich nicht. Vielleicht habe ich mich ſo geändert — oder Du, ich weiß nicht!

Aber das weiß ich, daß ich niemals ganz glücklich mit Dir ſein werde.

Robert, hat unſere Ehe einen Sinn, wenn nicht eine Überfülle von Glück darin iſt?! Nein! Und wenn wir einander nun einmal nicht ſo glücklich machen können, wie wir es brauchen, iſt es dann nicht beſſer, daß wir ruhig auseinandergehen?!

Ich habe mir das ſo lange ſchon überlegt — ſeit Du im Auslande biſt, Robert. Immer habe ich geſchwankt und gezögert, ob ich es Dir ſagen ſollte. Jetzt aber muß ich es tun. Denn ich habe einen gefunden, der mich glücklich machen kann.

Alles, was der Berliner Klatſch von mir und Jack Bennett erzählt, iſt erfunden. Nur eins iſt wahr: daß ich ihn liebhabe!

Seit heute weiß ich, daß auch er mich liebhat.

Und darum bitte ich Dich, Robert: Laß mich von Dir gehen!

Ich weiß, Du wirſt mich verſtehen, ja, Du wirſt es. Verſtanden haben wir uns doch eigentlich immer, nicht wahr, Robert?!

Es wird Dir ſchwer werden und wird Dir weh tun, dies alles; aber wie ich Dich kenne, glaube ich, wirſt Du zuletzt ſtolz auf Dich ſein.

Gib mir, bitte, bald Nachricht. Ich bleibe bei Emely.

Grace."

Loſſen legte den Brief auf den Tiſch.

Das war nun der Wendepunkt in ſeinem Leben. Das Neue war gekommen und hatte

das Alte über den Haufen gerannt. Und er stand daneben. Er hatte nichts davon gewußt, und wenn es ihm auch bekannt gewesen wäre, er hätte es ja doch nicht aufhalten können. Warum? Hatte er nicht die Kraft besessen, sie an sich zu fesseln? Nein, sie hatte ihm überhaupt nie gehört! Sie hatten sich verlobt, und mit dieser Tat hatten sie sich eigentlich schon wieder voneinander entfernt. Wie das gekommen war, wußte er nicht. Er wußte nur, daß er sie liebhatte, sie sehr sehr liebhatte. Er fühlte plötzlich, wie es ihn heiß überlief, er empfand ein tiefes Sehnen nach ihr. Erinnerungen tauchten auf, mit leuchtenden Farben und sanken wieder hinab, alte Hoffnungen sprachen zu ihm und schwiegen nun wieder. Das waren so hastige Tage gewesen damals: auf Besuche fahren, Dienst, ein kurzer Urlaub, den sie bei Verwandten zubrachten; er hatte keine Zeit gehabt, ihr zu zeigen, daß sie mehr für ihn war als eine Frau, die man eben heiratet. Und die Briefe? Nun ja, da war es wohl schon zu spät gewesen!

Er empfand plötzlich einen scharfen Schmerz. Da war nun also ein anderer, den sie liebte. Tarnaus Brief fiel ihm wieder ein. Dieser andere hatte seine Ehre angetastet. Er hatte über ihn gelächelt und hatte seine Frau — Er lachte grimmig.

Was sollte er nun tun? Er ging mit erregten Schritten durch die kleine Kajüte. Er mußte ihn fordern. Das erwartete man von ihm. Ganz Berlin, die ganze Marine wußte die Geschichte ja schon haarklein. Sie würden sich also schießen. Wenn er dann fiel, würde seine Frau den anderen heiraten, sie würden dann in England wohnen, auf einem gemütlichen Landsitz —

Er schob den Stuhl jäh zurück, stand auf, steckte die Briefe zu sich und verließ schnell die Kajüte.

Auf dem Achterdeck stand der erste Offizier, vorn war die Mannschaft in Gruppen verteilt zum Dienstunterricht. Der erste Offizier machte ihm eine Meldung darüber.

Lossen sah ihn gedankenlos an. „Schönes Wetter," sagte er.

„Jawohl, Herr Kapitän!" antwortete jener kurz. „Hoffentlich bleibt es so."

„Ich denke doch," sagte Lossen. „Wir müssen doch nun endlich nach Hause kommen."

Der erste Offizier lächelte. „Die Mannschaft spricht nur noch vom Osterurlaub."

„Natürlich! Den soll sie auch haben!" meinte Lossen. „Die Eltern freuen sich doch auf ihre Bengels."

„Herr Kapitän werden auch auf Urlaub gehen?"

„Ja, natürlich, — ich weiß noch nicht! Wenn Sie gern fahren wollen?"

Der erste Offizier verbeugte sich dankend. „Werden Herr Kapitän in Kiel von Ihrer Frau Gemahlin erwartet?"

„Wahrscheinlich! — Können Sie die Umdrehungen halten?" wandte er sich an den Ingenieur, der vorüberging.

Der kleine dicke Mann wandte sich kurz um und riß die Hand an die Mütze. „Jawohl, Herr Kapitän, es geht sehr gut! Ich brauche nur noch einige Leute zum Kohlentrimmen."

Der erste Offizier warf einen feindlichen Blick auf den Ingenieur.

„Ich kann keine mehr abgeben, Herr Kapitän!" sagte er schnell. „Es ist noch so viel zu tun an Instandsetzungsarbeiten. Der Divisionsdienst hat in der letzten Woche schon ganz ausfallen müssen."

„Na, Sie müssen das untereinander ausmachen!" sagte Lossen ärgerlich und wandte sich ab, um auf die Brücke zu gehen. Er hörte, wie beide ein erregtes Gespräch begannen. Er zuckte die Achseln. So etwas berührte ihn immer peinlich. Warum mußten sich die nun immer Schwierigkeiten machen?!

Er kam hinauf. Der wachhabende Offizier grüßte und meldete den Kurs und die Fahrt des Schiffes.

Lossen trat auf die rechte Seite der Brücke. Es war noch immer das unbewegte tote Blau, das einer Glasplatte glich. Das Schiff schnitt scharf hinein, aber hinten schlossen sich die Wasser wieder und lagen unbewegt. Über allem lag die stumpfe Ruhe weißlich grauer Luft und greller Lichter.

Grace würde nun also von ihm gehen. Er würde wieder allein sein, eine Junggesellenwohnung haben, im Kasino zu Mittag essen. Warum hatte sie ihm nur niemals geschrieben, daß sie etwas anderes brauche als sein ruhiges freundliches Wesen!? War nicht Liebe genug darin gewesen? Wie der andere es wohl angefangen hatte?!

Grace hatte eigentlich nichts über ihn geſchrieben. Sie hatte nur von Perſönlichkeit geſprochen, und daß der Zweck der Ehe verfehlt ſei, wenn nicht die wertvollſten Seiten unſerer Perſönlichkeit in ihr ſich entfalten dürften. Darüber hatte er übrigens noch nie nachgedacht. Seine Anſchauungen über die Ehe waren viel einfachere. Man mußte natürlich Rückſichten nehmen und den Eigenarten des anderen Teiles entgegenkommen, man mußte Nachſicht üben und Geduld haben. Aber wenn beide das ernſtlich wollten, mußte die Ehe eigentlich glücklich werden. Allerdings, das war ſchon richtig, es gab doch wohl noch Dinge, bei denen dies nicht verfing. Gewiſſe Stimmungen, die irgendwoher aus einer Ecke zu kommen ſchienen und einen widerſtandslos in Beſitz nahmen. Bei denen kam man mit Güte allein nicht aus. Dann gab es Hoffnungen — man wußte nicht, worauf —, die alle Nerven in ſchwingende Erregung brachten, Schmerzen, die ohne verſtändliche Veranlaſſung plötzlich da waren und quälten; da genügte weder Geduld noch Entgegenkommen.

Aber durfte man ſich ſolchen Empfindungen ſo bedingungslos hingeben?

Er wurde ſich darüber nicht klar. Je mehr er grübelte, deſto wirrer liefen ſeine Gedanken durcheinander. Er bemühte ſich, an anderes zu denken. Er ging ins Kartenhaus und griff auf der Karte die Entfernung bis Portsmouth ab. Dann rechnete er ſich aus, wann ſie dort eintreffen könnten. Bei zwölf Seemeilen Fahrt, mit dieſem ſchönen Wetter — morgen mittag mußten ſie die Tajomündung paſſieren — Cintra, da war er als Kadett einmal geweſen, vor vierundzwanzig Jahren. Was hatte er damals alles vom Leben erträumt! Träume waren überhaupt töricht! Er hatte ſie freilich ſehr liebgehabt, ſie waren das beſte geweſen, was er beſeſſen, ſein eigenſtes perſönliches Eigentum! Nun war er ſchon wieder bei der „Perſönlichkeit"! Er wollte Tee trinken. Das war geſcheiter als dieſes Bohren in unerfreulichem Boden. Er ging in die Kajüte.

Dort lagen noch die Schießberichte und Kleiderliſten. Die kamen ihm gerade gelegen. Er ſetzte ſich an den Schreibtiſch und begann, ſie durchzuſehen. Gleich auf der erſten Seite fand er einen Fehler. Er ließ den Artillerieoffizier kommen und arbeitete mit ihm zwei Stunden ununterbrochen. Er hatte Ausſetzungen an der Liſtenführung, an dem Stile der Beſprechungen, ſchließlich mußte das ganze Aktenbündel noch einmal abgeſchrieben werden. Aber dieſe Beſchäftigung tat ihm wohl. Er brauchte nicht an ſich ſelbſt zu denken. Er war hier ein anderer, der ganz mechaniſch ſeine Arbeit verrichtete. Sein eigentliches Ich war fern, ſtand abſeits.

Als die Schießberichte fertig waren, ging er die Kleiderliſten durch. Er kam plötzlich auf die Idee, für ſich ſelbſt einige ſtatiſtiſche Notizen herauszuziehen. Er ließ ſich aus dem Bureau alte Liſten kommen, ſtellte Vergleiche auf, machte Berechnungen, vertiefte ſich angelegentlich in die verſtaubten Papiere. Das hatte nun ſchwerlich einen Zweck. Aber er war ganz bei der Sache. Er zog akkurate Linien, er notierte Zahlen mit peinlicher Sorgfalt, ja, er freute ſich ſogar, wenn er ſcheinbar ein günſtiges Reſultat erzielt hatte.

Die Stunden gingen ſchnell vorüber, und er achtete ihrer nicht. Der erſte Offizier hatte ihm die Abendmeldung gemacht, er hatte etwas gegeſſen und ging noch einmal an Deck. Die Zahlen ſaßen noch in ſeinem Kopfe beiſammen und unterhielten ſich geräuſchvoll.

Um ihn her ruhte eine ſtille Nacht. Am blauſchwarzen Himmel träumten die Sterne, wie ſtille Wünſche, die auf der dunklen Unendlichkeit unſerer Sehnſucht ſchimmern. Und das Waſſer ſchwieg. Es ſchien unermeßlich und ohne Grenzen. Da, wo es wohl aufhören mußte, hing ein grauſchwarzer Dunſtſchleier, der Himmel und Waſſer verband. Nun war alles eine einſame, klagende Ferne. Als ob man im Weltenraume, fern von der Sonne, in tiefem Dunkel allein ſei.

Loſſen ſah in das Waſſer hinab. Ein blaſſer Schein von den Sternen oben ſchien darauf zu ruhen. Die Schaumblaſen leuchteten bläulichweiß; ſie glitten ſchnell vorüber und verſchwanden. Er dachte an die Heimkehr. Es würde ein friſcher, kalter Vorfrühlingstag werden, blaßblauer Himmel, zerriſſene, weißgraue Wolken, die atemlos einander jagten, kühles, weißgelbes Sonnen-

licht. Das Boot würde längsseit liegen, dann würde er an Land fahren. Er sah deutlich alles vor sich von dem kleinen Verschlag der Pinasse aus; die großen Schiffe des Geschwaders, drüben die eintönigen, viereckigen Gebäude der Werft, graues, bewegtes Wasser, die tutenden Dampfer aus Friedrichsort und dann an Land: kahle Bäume, schmutzige Straßen, verwaschene Häuser und nun den kleinen Vorgarten mit seinem schwarzgrünen Rasen und den stackigen Sträuchern. Oben würde Grace auf ihn warten. Er ging hinein in sein stilles Arbeitszimmer mit den alten Stichen und modernen Radierungen; links die Bibliothek, am Fenster der Schreibtisch. Durch die Gardine kam ein weiches, müdes Sonnenlicht; in dessen blassem Gelb würde sie dann stehen. Ihre Hände hingen ruhig herab, ihr blonder Kopf war etwas zurückgelehnt, und auf ihrem Gesicht lag ein glückliches, liebes Lächeln. Ob er sie küssen würde? Lossen lächelte. Ja, o ja, er würde sie küssen, anders, als er es damals getan, nicht so farblos, nicht so konventionell. Er wollte sie wirklich in seine Arme nehmen und liebe, weiche Worte zu ihr sprechen. Und sie würde die Augen schließen und sich an ihn lehnen, um ganz wohlgeborgen zu sein. Dann wußte er wieder, was „Zu Hause" hieß. Und Grace würde —

Das war ein Irrtum. Grace würde ihn verlassen. Sie hatte ihn schon verlassen — mit diesem anderen!

Nun war das stumpfe, bohrende Gefühl wieder da, aber er wollte sich dem nicht hingeben. Er wollte seine Augen zupressen und an nichts denken. Er ging noch einmal auf die Brücke und begab sich dann in die Kajüte. Er nahm einen englischen Roman vor und las, bis ihm die Augen zufielen.

* * *

Die nächsten Tage waren nicht anders.

Mit derselben fieberhaften Hast suchte Lossen nach Arbeiten und fand deren auch genug. Er stellte ein genaues Programm für die Besichtigung auf, besprach sich darüber eingehend mit dem ersten Offizier und setzte eine Vorbesichtigung für einen der folgenden Tage an. Er revidierte unvermutet die Kleiderspinde, die Proviant- und Munitionsräume. Über dieser Tätigkeit konnte er alles Persönliche vergessen; mit lebendigem Eifer ging er allen Dingen auf den Grund und erreichte natürlich auch etwas.

Sie hatten nun Finisterre schon passiert und waren mitten in der Biscaya. Es war immer noch auffallend warm. Das Sonnenlicht blendete die Augen, in unzähligen goldenen Punkten flirrte es auf dem Wasser.

Lossen hielt Besichtigung der Mannschaft ab. Er konnte zufrieden sein: die Leute waren gut ausgebildet; alles ging munter und flott vonstatten, überall war Lust und Liebe zur Sache. Zum erstenmal seit der Abreise von Gibraltar überkam ihn ein frohes Gefühl, dem er sich gern hingab.

Es war schon alles durchgenommen bis auf den wichtigsten Dienstzweig, das Klar-Schiff. Während die Vorbereitungen hierfür getroffen wurden, trat Lossen in die Kajüte, um eine Tasse Tee zu trinken. Er schloß die Tür und trat an den Tisch. Er dachte an die Besichtigung, und daß er mit guter Hoffnung an sie herangehen konnte. Sein Blick fiel auf den Schreibtisch, wo das Bild seiner Frau stand. Die Nachmittagssonne warf grelles Licht darauf. Das Bild leuchtete gleichsam von selbst. Das feine Gesicht schien zu lächeln. Es dünkte ihn ein spöttisches Lächeln. Da faßte er mit jäher Bewegung nach dem Bilde, riß es vom Tisch und warf es zu Boden, wo das Glas hart klirrend zerbrach. Er starrte mit stumpfem Blick auf die Scherben.

Der Bursche stand in der Tür, trat vor und hob die Glassplitter auf.

Lossen wandte sich ab.

„Es ist mir heruntergefallen. Geben Sie her!" Er nahm die Photographie und verschloß sie im Schreibtisch. Der Bursche verließ die Kajüte.

Lossen ging kopfschüttelnd auf und ab. Wie hatte er sich so gehen lassen können?! Das war ihm doch noch nie geschehen! Aber es war gut, diese Wut mußte einmal heraus. Die hatte immer auf ihm gehockt, daß er nicht atmen konnte. Was sollte ihr Bild da noch? Sie gehörte ihm ja nicht mehr. Sie war fortgelaufen, durchgebrannt, um ihrer Persönlichkeit zu leben. Er lachte laut

auf. Wie man es sich doch bequem machen konnte! Das also hieß Persönlichkeit: Nichtachtung aller Pflichten, Stimmungsduselei, Leben, wie es der Augenblick just eingab. Gut! Er wollte seine Persönlichkeit dagegensetzen! Noch heute wollte er ihr schreiben! Er wollte ihr sagen, was er —

Der erste Offizier trat ein und meldete: „Die Mannschaft ist auf den Klar-Schiff-Stationen angetreten!"

Lossen verließ die Kajüte. Der weitere Verlauf der Besichtigung rauschte dumpf an ihm vorüber. Er sah und hörte, aber er verstand nichts. Er wartete nur auf den Augenblick, wo die Geschichte zu Ende sein würde und er den weißen Briefbogen vor sich haben würde. Er sah schon seine Schriftzüge auf dem Papier. Aber er war ja noch mitten in der Besichtigung. Einige grobe Versehen, die vorkamen, bemerkte er nicht. Plötzlich empfand er die Notwendigkeit, etwas auszusetzen. Er bemäkelte einige völlig richtige Anordnungen. Seine nervöse Stimmung teilte sich sofort den Offizieren mit. Es war ein Hasten und Übereilen, es fehlte die erste Bedingung: eine klare und ruhige Disposition. Die Mannschaft empfand dies unverzüglich, wurde unlustig und nachlässig. Als bei schon eintretender Dämmerung weggetreten wurde, hatte man allgemein den Eindruck eines mißlungenen Tages.

Lossen empfand diese Wirkung, und sie verstimmte ihn aufs höchste. Der Zorn, der ihn vorhin übermannt hatte, bemächtigte sich seiner von neuem, und er gab sich ihm rückhaltlos hin.

Nach dem Essen hatte er noch einige dienstliche Schriftstücke zu erledigen, die ihn lange aufhielten. Er arbeitete sie ungeduldig durch, schob sie endlich ärgerlich fort, nahm einen Briefbogen, um an Grace zu schreiben. Er war in Stimmung. Das würde gut werden! Er wollte sich frei und offen alles herunterschreiben: Schmerz, Enttäuschung, Empörung. Aber dabei sollte der Brief einer gewissen sachlichen Kühle und Überlegenheit nicht entbehren. Er nahm ihr Schreiben wieder zur Hand und las es langsam durch. Er ließ es auf die Schreibmappe zurückfallen und stützte den Kopf in die Hand. Plötzlich richtete er sich auf, nahm einen neuen Bogen und schrieb, ohne abzusetzen:

„Lieber Tarnau!

Ich habe Ihren Brief in Gibraltar erhalten. Da wir sogleich nach dem Eintreffen der Post in See gingen, konnte ich Ihnen von dort aus nicht mehr antworten. Seien Sie gewiß, daß ich Ihnen für Ihre kameradschaftliche Gesinnung von Herzen dankbar bin. Ich bitte Sie, alle Schritte für die Erlangung der Satisfaktion, welche ohne meine persönliche Anwesenheit unternommen werden können, bereits zu tun. Wenn Sie Zeit finden können, nach Kuxhaven zu kommen, werden Sie mir damit einen großen Dienst erweisen. Wir treffen dort am 30. März ein.

Ich bin tief in Ihrer Schuld. Möchte sich mir bald eine minder traurige Gelegenheit bieten, einen Teil derselben abzutragen.

Robert von Lossen."

Er siegelte den Brief und schrieb die Adresse. Dann verschloß er ihn im Schreibtisch.

Er atmete auf. Es war gut, daß er diesen wichtigeren Brief zuerst geschrieben hatte. Nun war doch auch von seiner Seite etwas geschehen. Das Weitere würde sich programmäßig von selbst abspielen. Er fühlte sich plötzlich ruhig und leicht. Nun nahm er Graces Brief wieder vor und las ihn aufmerksam durch. Wie rührend war das eigentlich alles geschrieben, wie innig und hilflos auch. Wie sprach sie von der Sehnsucht, mit der sie nach ihm gesucht hatte!

Er bemühte sich, sich zu erinnern, wie er in jener Zeit gegen sie gewesen war. Nun kamen manche Bilder wieder hervor, die er damals geflissentlich beiseite geschoben hatte. So oft, daß er den feinen Ton ihres Empfindens gestört und die zarten Farben ihres Fühlens durch grelle Lichter stumpf gemacht hatte. Angefangene Gespräche, von denen er abgelenkt, beredtes Schweigen, das er jäh unterbrochen, fröhliches Lachen, das er durch täppischen Ernst getrübt hatte.

Darüber dachte er lange Zeit nach. Die Bilder glitten an ihm vorüber wie von einem feinen Dunstschleier umwoben, über dem er ihre Augen sah. Die blickten ihn mit seltsamem Blick unverwandt an. Er kannte diesen Blick gar nicht. Wie mochte er darauf kommen? Er nahm die Photo-

graphie hervor, sie war unversehrt. Es war noch dasselbe Lächeln in ihren Zügen, aber jetzt schien es ihm unsagbar traurig. Er neigte sich darüber und stützte den Kopf in die Hand.

So saß er lange. Die Zeit ging langsam hinter ihm vorüber. Und er träumte von einem Glücke, das niemals gewesen.

Alles andere um ihn schien wie vergessen. Ab und zu glitt ein Eindruck davon über seine Augen; er sah fast wie im Traume das kleine Seitenfenster und hinter diesem draußen einen goldenen Stern. Dann sah er eine weite dunkle Fläche hinter dem Glas, nun wieder den Stern, dann war er verschwunden, dann kam er wieder und wieder —

Er schloß die Augen. Ein weiches, wohliges Gefühl schien ihn aufzuheben; seine Glieder streckten sich. Nun war es, als ob er langsam irgendwo hinabglitt; er versuchte noch einmal, die Augen zu öffnen; der Stern war nicht mehr da — doch, da war er. Die Augen schlossen sich müde. Er schlief.

Plötzlich schrak er auf. War er eingenickt? Er riß die Augen auf und wollte aufstehen. Aber er mußte sich festhalten. Das Schiff schlingerte mit verschlafenen, trägen Bewegungen. Es neigte sich nach Backbord, blieb einen Augenblick liegen, richtete sich langsam wieder auf, schien stillzustehen und glitt hinüber nach Steuerbord.

Lossen faltete den Brief zusammen und legte ihn mit der Photographie in den Schreibtisch. Als er den Schlüssel umdrehte, öffnete sich die Tür, ein Matrose trat ein und meldete in militärischer Haltung: „Meldung vom wachhabenden Offizier: Das Barometer ist seit acht Uhr um 6 Millimeter gefallen, steht jetzt 752,4. Seit zehn Uhr ist starke Dünung aus Nordwest aufgekommen."

„Es ist gut!" sagte Lossen. Der Matrose verließ die Kajüte.

Lossen rieb sich die Augen, trat dann an das Barometer. Das war allerdings erheblich gefallen! Er wollte sich die Sache mal ansehen. Er nahm seine Mütze und trat aus der Kajüte.

Es war sehr dunkel. Oben standen die Sterne, aber sie waren eingehüllt in weichen, schwarzen Dunst. In dem unruhigen Lichte der Laterne, die bei der Kambüse hing, konnte man nur schwach die Umrisse des Handruders und der Boote erkennen. Das Schiff torkelte müde von einer Seite zur anderen. Das Tauwerk, das beim Großmast aufgehängt war, baumelte hin und her, schlug knarrend gegeneinander.

Lossen kam auf die Brücke. Der wachhabende Offizier ging mit gleichmäßigen Schritten auf und ab. Als er den Kommandanten erblickte, grüßte er.

„Bekommen wohl schlechtes Wetter?" fragte Lossen.

„Das Barometer ist stark gefallen!" antwortete der Offizier.

Lossen blickte nach dem Horizont. Er war dicht verhängt. Vom Wasser war fast nichts zu sehen. Man fühlte nur, wie die Dünung sich heranwälzte und unter dem Schiffe wegkroch. Eine große Stille schwebte in der Luft. Jedes Wort, das man sprach, klang seltsam tief und hallte gleichsam von ihr zurück. Es lag schon eine Erwartung über allem, aber man empfand sie noch fern.

„Was haben wir denn an der Zeit?" fragte Lossen.

„Halb zwölf," antwortete der wachhabende Offizier.

Lossen ging ins Kartenhaus und sah auf die Karte. Das nächste Land war über hundertundfünfzig Seemeilen ab: er konnte sich mit gutem Gewissen schlafenlegen. Wer wußte, ob man morgen zur Ruhe kam. Er gab dem wachhabenden Offizier seine Anweisung: „Lassen Sie stündlich Barometer ablesen und schicken Sie mir um vier Uhr Meldung herunter. Sollten Wind und Seegang aufkommen, so wünsche ich sogleich Meldung."

„Zu Befehl, Herr Kapitän!"

Lossen ging in die Kajüte, kleidete sich aus und legte sich zu Bett. Das Schiff hob sich, senkte sich in weichen, schwebenden Bewegungen, die Schrauben schlugen in gleichmäßigem Takte durch das Wasser. Ein einschläferndes Lied. Allerhand Gedanken kamen ihm. Schlechtes Wetter also! Die charakteristische Dünung aus der Richtung des Sturmfeldes, so hatte er als Kadett früher gelernt; Biscaya — Gott, das war an der Tagesordnung, vielleicht würden sie nun später ankommen; aber in Kuxhaven sollten

ſie pünktlich eintreffen — ja, und Tarnau — der würde wohl dort auf ihn warten — und Grace —

Und er ſchlief ein, während Grace vor ihm ſtand und ihn anblickte. —

Man konnte das Näherkommen des Sturmes in dieſem kleinen Raume deutlich beobachten. Erſt war es nur ein ſchläfriges Hin- und Hertaumeln, allmählich wurden die Bewegungen ſtärker. Das Schiff hatte ſich zu Anfang an die rollenden Waſſermaſſen angeſchmiegt, jetzt wurde es von dieſen gewalttätig herumgeworfen.

Alle Gegenſtände, die irgendwie aufgehängt waren, baumelten in heftigen Schwingungen, dann begannen andere, die herumlagen, zu gleiten, erſt langſam, dann in heftiger Eile; Nagelbürſten, Seife ſprangen klappernd von rechts nach links, eine Truhe ſchob ſich träge an der Wand entlang, Stühle polterten. Und das ganze Schiff ächzte. Man hörte von draußen das Klirren von Kochtöpfen, die aneinander raſſelten; an einem Geſchütz lärmte eine Speiche, die über die Laufſchwellen ſtolperte. Und doch ſchienen alle dieſe Dinge zu ſchlafen und gleichſam im Traume hin und her zu pendeln.

Schließlich erwachte Loſſen von dem Lärm. Er richtete ſich auf und ſah nach der Uhr. Drei vorbei. Er ſtand auf und kleidete ſich an. Die Sache ſchien alſo zu kommen. Der Burſche hatte auch ſchon alles für ſchlechtes Wetter bereit gelegt. Na, das hatte wohl noch Zeit. Er nahm die Mütze und trat aus der Kajüte. Aber er kehrte ſofort wieder um. Das Schiff holte eben ſtark nach Backbord über; man ſah eine ſchwarze Maſſe, die einen Augenblick über der Bordwand ſtillzuſtehen ſchien, dann klatſchte es gurgelnd, und während das Schiff nach Steuerbord hinüberſank, ſchlürfte eine fußhohe Flut über das Deck.

Es wurde alſo anſcheinend ungemütlich. Loſſen zog ſich Gummiſtiefel und Ölzeug an. Dann taſtete er ſich nach vorn auf die Brücke. Hier empfand man die heftigen Bewegungen noch unmittelbarer. Das zeigte einmal abſchüſſig mitten ins Waſſer, dann wieder hinauf in den dunklen Himmel. Sterne waren nun nicht mehr zu ſehen. Ein ſchwarzer Dunſt hing da oben, und der Horizont war überhaupt gar nicht zu erkennen. Es war ganz ſtill. Eine zitternde Angſt ſchien in dieſer dunklen Stille zu liegen. Man fühlte die Nähe von etwas Ungeheuerlichem; man empfand, daß es in dieſen langſam wälzenden Waſſermaſſen verborgen war, die das Schiff herumwarfen, aber man konnte es noch nicht ſehen. Und alles ſchien darauf zu warten.

Loſſen ſtand in ſeiner Ecke. Er mußte ſich am Geländer feſthalten. Auch er wartete. Plötzlich durchglitt ihn ein Gedanke. War Grace ihm untreu geworden? Hatte dieſer andere —?

Er warf den Kopf in die Höhe und horchte. Ein feiner, pfeifender Ton war über das Waſſer gekommen. Aber nun ſchwieg es wieder.

„Wie ſteht das Barometer?“ fragte er nach drüben.

„Vier Millimeter gefallen. 748,2,“ kam die Antwort.

Loſſen ſah nach drüben in die dicke Finſternis. Er kannte dieſe Stürme zur Genüge. Entweder fingen ſie mit harmlos kühler Briſe an, die immer mehr auffriſchte zu einem echten, rechten Sturme mit grober See und ſprühendem Giſcht, das waren die braven Weſtwinde oder ihre Vettern. Ungeſtüme Geſellen, aber eigentlich gut zu leiden. Oder ſie kamen mit unheimlicher Stille, die alle Nerven zittern machte in unbeſtimmter Angſt; die hing über ihnen wie ein ſchwarzer Mantel, grauſig, ſchreckhaft; und dann riſſen ſie den Mantel mit kurzer, jäher Bewegung herunter und ſprangen in unbändiger wilder Kraft über das Waſſer, pfiffen über das Schiff, fauchten über die weiten Flächen und brüllten in der Brandung. Man mußte die Augen offen halten, wenn ſie kamen.

Das waren ſie! Ein hohler heulender Ton kam über das Waſſer. Kurz danach ein leichter Luftzug und dann ein jäher Windſtoß. Einen Augenblick ward wieder Ruhe, und dann fing es an.

Wimmerndes Heulen klang von oben aus der Luft. Plötzlich praſſelte es atemlos über das Waſſer, trieb eine Peitſche von Giſcht vor ſich her, der über das Deck ſpritzte, packte dann wütend das Schiff und preßte es auf die Seite. Gleichzeitig rollte eine rieſige Woge darunter hinweg. Das Schiff

fiel jäh nach drüben, unter der Bordwand kroch das Wasserungeheuer herauf, leckte mit rauschenden Bächen über die Ausbauten herein, wälzte sich weiter. Dann schlugen schwere dicke Tropfen auf, und plötzlich knatterte wie Gewehrfeuer ein Platzregen herunter.

Man sah nichts mehr. Das Wasser, wie eine nasse Wand, die herniederjagte, verhüllte alles. Das Schiff zitterte.

Und in schrillem Pfeifen begann der Sturm sein Lied.

Ein wildes Lied. Das waren nicht nur Leidenschaften, die brüllend ihre Ketten zerbrachen, nicht nur rohe Gewalten, die im Vollbewußtsein ihrer Macht sich schüttelten, hier jauchzte eine Kraft, die Sonnen gebar und sie zerstäuben ließ in glühende Meteore.

In kurzer Zeit war eine gewaltige See aufgekommen.

Aber es schien, als ob die kleine „Elektra" nicht nur instinktiv um ihr Leben stritt, sondern bewußt ihr kleines zerbrechliches Ich durchsetzte. Mit fast intelligenter Gewandtheit paßte sie sich den groben, schwerfällig herandrängenden Massen an, glitt behende in die tiefen Täler hinab, kletterte eilend auf die hohen Wasserberge.

Lossen stand unbewegt in seiner Ecke. Er fühlte fast, wie dieses Schiff unter seinen Füßen lebendig wurde. Er vertraute ihm. Er wußte, was er ihm zumuten durfte. Jetzt hieß es eben warten und so ruhig wie möglich bleiben. Vorläufig wollte er noch versuchen, Kurs beizubehalten. Denn er wollte ja nach Hause. Er sollte auch alle, die ihm anvertraut waren, nach Hause bringen. Er empfand plötzlich die Verantwortung, die er trug. — —

Als das erste fahle Grau im Osten heraufdämmerte, erkannte man das Ungeheuer des Meeres. Es rollte heran und bäumte hoch auf, brach dann brausend über sich selbst zusammen und flutete in Täler hinab, wo große Blasen und weißgrauer Gischt schäumend kochten. Ein kalter Sprühregen flog zischend herüber und spritzte über das Deck. Ab und zu prasselte eine Woge gegen die Bordwand und zerschellte dort mit dumpfem Getöse.

Aber da waren auch schon hochlämmende Seen gewesen, die vor dem Schiff zerbrachen und mit breiten Fluten über das Deck stürzten. Lossen hatte sämtliche Luken bis auf zwei schließen lassen.

Nun wartete er. Es war hell geworden, und das Wetter wurde immer schlechter. Über den Himmel rasten zerfetzte weißgraue Wolken, und am Horizont qualmten feuchte schwarzgraue Dunstmassen. Die See rollte immer schwerer. Das Schiff bebte vor Angst. Und das Barometer fiel stetig und schnell. Man hatte zu luvard Ölsäcke ausgebracht, welche das Überkommen von Sturzseen verhindern sollten. Die klatschten in das graue Wasser, auf dem dann plötzlich große blaugrüne Blasen erschienen; dann, wenn das Schiff überholte, zappelten sie hoch in der Luft. Der fettige Geruch des Oles vermischte sich mit dem scharfen beizenden Salz des Windes. Aber sie nützten nicht viel.

Draußen auf dem Wasser wurde der Gischt vom Sturm weggerissen und jagte in sprühenden Garben über die Wogen. Weißgraue Möwen, starke knochige Tiere mit zerrupftem Gefieder, kreisten in unruhigen Bogen dort drüben unter dem Schutze der kleinen Takelage. Das war ein schlechtes Zeichen. An Deck durfte sich niemand mehr blicken lassen, der nicht dienstlich dort zu tun hatte. Sie alle wußten auch, daß man sie nicht wiederholen konnte, wenn eine See sie mitnahm.

Lossen sah prüfend über das Wasser. Die Wasserberge türmten sich übereinander und brachen donnernd zusammen. Wenn eine solche See einmal über das Schiff kam —!

Plötzlich wandte er sich um und rief: „Beidrehen!"

Aber noch ehe der wachhabende Offizier oder der Mann am Ruder ihn verstanden hatten, stand da links oben eine riesige graugrüne Wand.

Wie fasziniert starrten alle mit Entsetzen nach ihr hin.

Ein kurzer Augenblick grauenhafter Angst.

Dann ging ein scharfes Zischen durch die Luft und nun ein kochendes Brausen, und mit donnerndem Krachen warf sich die See über das Schiff.

Das Schiff bebte wie von einem tödlichen Schlag. Es legte sich auf die Seite und blieb einen Augenblick — einen ewigkeitslangen Augenblick — so liegen. Die schäu-

menden Waſſermaſſen praſſelten drüben über die Bordwand.

Loſſen war ausgeglitten und über die Brücke geſchleudert. Mit wahnſinniger Kraft hielt er ſich drüben feſt.

Die „Elektra“ richtete ſich langſam und ſchwerfällig wieder auf.

Loſſen faßte wieder Fuß.

Das Waſſer ſtand mannshoch. Das Schiff ſchien verſinken zu wollen unter ſeiner Laſt; es torkelte hinüber und herüber, als tappe es bewußtlos umher.

Er überſah die Lage mit einem irren, abweſenden Blicke. Dann ſchrie er zu dem Rudersmann: „Hart Backbord!“ Gleichzeitig ſprang er an den Maſchinentelegraphen. Er wußte, was nun auf dem Spiele ſtand. Noch eine ſolche See, und das Schiff würde ſich nicht wiederaufrichten. Er krampfte ſich am Geländer feſt. Die Waſſermaſſen an Deck fluteten wild hin und her und liefen nur langſam durch die Sturzpforten ab. Er ſah mit krampfhaft banger Erwartung nach vorn. Gedanken ſchoſſen in eilender Flucht durch ſein Gehirn: Grace — Tarnau in Kuxhaven — die „Elektra“ am Kai, ausruhend von der langen Reiſe —

Ganz allmählich drehte ſich der Bug der anrollenden See entgegen.

Die ſchien einen Augenblick ihr Opfer vergeſſen zu haben. Sie dehnte ſich gleichſam behaglich.

Nun hatte ſich das Schiff gegen ſie gewandt. Loſſen verminderte die Fahrt. Sie hatten beigedreht.

Es war die höchſte Zeit geweſen. Denn nun türmte das Meer wahre Gebirgskämme auf. Die ſchoben ſich heran, als wollten ſie das Schiff erdrücken, und richteten ſich in die Höhe wie böſe Ungeheuer, die es verſchlingen wollten. Der Sturm pfiff über ſie weg, als wolle er ſie reizen und ihrer ſpotten.

Die „Elektra“ ſchoß hinab in grauſig tiefe Schluchten und ſtand vor dieſen Bergen, die im nächſten Augenblick über ihr zuſammenſtürzen mußten. Aber dann hob ſie ſich, kletterte höher und höher und glitt auf die ſchäumenden Gipfel. Dort ſauſte ſie wieder in die Tiefe, und das ganze Schiff ſchütterte vor Erregung, während die Schrauben in der Luft hingen und wild herumſchlugen. Dicke graue Fluten ſtrömten von vorn über das Schiff, brauſten rauſchend das Deck entlang, aber ſchlürfend und triefend hob ſich der Bug ſtets von neuem aus dem Giſcht.

Loſſen wandte ſich um. Erſt jetzt kam er zur Beſinnung. Er hatte völlig inſtinktiv gehandelt. Nun fand er ſeine Überlegung.

Er ſah, welchen Schaden jene ſchwere Sturzſee angerichtet hatte. Die Jolle, die an Backbordſeite hing, war weggeſchlagen. Zertrümmerte Reſte ſchwammen an Deck umher. Mehrere Platten der Geſchützausbauten waren eingedrückt und hingen verbogen an ihren Bolzen. Geländerſtützen, Geſchützteile, Bezüge fluteten in wirrem Durcheinander von einer Seite zur anderen. Bei einem Geſchütz waren die Feſtſtellvorrichtungen gebrochen, und es rollte mit harten ruckweiſen Stößen hin und her.

Er dachte plötzlich an Tarnaus Lackſtiefeletten; die paßten eigentlich hierher.

Welcher Unſinn, daran jetzt zu denken! Vielmehr die Leute! Waren ſie noch alle da?!

Er befahl eine Muſterung unter Deck, um feſtzuſtellen, ob jemand über Bord geſpült war. Während man von unten ab und zu das Rufen der Namen hören konnte und oben der Sturm über das Deck fegte, ſtand Loſſen wieder in ſeiner Ecke. Er fühlte ſchwer die Verantwortung, die er trug, und er dachte, daß es da eben ſo gerade noch gut gegangen war. Warum eigentlich? Ebenſogut hätte das Schiff dem Ruder einmal nicht gehorchen brauchen, dann wäre eine zweite See gekommen und eine dritte, und die kleine „Elektra“ mit ihrer hohen Bordwand wäre wie ein Waſchtrog untergeſchnitten. War das Zufall? Glück? Wenn nun jetzt Leute fehlten?! Gerade ſo gut, wie er ſchon außenbords gehangen hatte, konnte es einen anderen weggeriſſen haben.

Er wartete ungeduldig. Endlich kam der erſte Offizier auf die Brücke und meldete, daß die Mannſchaft vollzählig an Bord ſei.

Loſſen atmete auf. Er gab Befehl, die notwendigſten Arbeiten vornehmen zu laſſen. Vor allem ſollte das Geſchütz, ſo gut es eben ging, feſtgeſtellt werden. Man mußte ſich beeilen, denn das Wetter wurde immer ſchlechter.

Während es bisher noch einigermaßen ſichtig geweſen war, ſchien jetzt ſich alles in dicken wolligen Dunſt zu hüllen. Der hing

zäh um das Schiff, so daß es schwer wurde, die Richtung der See zu erkennen. Es war bereits neun Uhr. Das Barometer, bis auf 742 gefallen, stand.

Eine schwere Grundsee brüllte über die Wasserwüste wie ein Raubtier. Um so grausiger, da man sie nicht sehen konnte. Nur die klatschenden Wassermassen, die vorn auf die Back schlugen, über das Deck rasten und hinten sich wieder in die Tiefen stürzten, ließen einen gewahr werden, daß sie dawar und beutehungrig ihr Opfer suchte.

Der Aufenthalt auf der Brücke wurde unerträglich. Man schwamm geradezu in fliegenden Wasserfetzen, der Sturm riß einem den Atem vom Mund, und die sausenden Bewegungen des Schiffes, dies zitternde Steigen, dies schwindelnde Fallen, machten den Körper gänzlich mürbe.

Lossen hatte plötzlich eine heftige Empfindung des Ekels. Ein klebriger Salzgeschmack war auf seiner Zunge, der ihn anwiderte.

Mochte der Teufel die Seefahrt holen! Man konnte sein Leben wirklich besser verwenden! Hier war man ja nichts anderes als eine ohnmächtige Kreatur, mit der die Natur ihren Spott trieb.

Das war doch schließlich nur Zufall, wenn man da mit heiler Haut davonkam. Wäre jene Sturzsee vielleicht einen halben Meter höher gewesen, dann trieb man jetzt da draußen irgendwo umher. Daß man den Elementen Trotz bot, war doch nur die erbärmliche Angst um das eigene teure Leben, doch nicht etwa Intelligenz! Der Mensch, der sich die Kräfte der Natur nutzbar machte! Er lachte grimmig. Persönlichkeit! Hier waren alle gleich, will sagen: nichts! Was war das für ein Unfug — dies Wort „Persönlichkeit"! Die dort behaglich im warmen Zimmer saßen, die hatten es ausgeklügelt. Man sollte sie einmal alle auf dies ohnmächtig kämpfende Schiff packen! Wer wohl dann noch an Persönlichkeit dächte! War er nun etwa eine Persönlichkeit, weil er dies Wetter vielleicht überstand und dann nach Hause kam und diesen Bennett totschießen würde?! Das eine war ein Zufall, das andere geschah, weil er in seiner Stellung eben so handeln mußte.

Diese Phrase, die ihm Tarnau da geschrieben hatte! Ein hübsches Wort für eine häßliche Sache: daß man freiwillig sich ducken sollte unter die Anschauungen anderer Leute!

Er stutzte.

In den dicken grauen Dunst kam plötzlich eine wogende Bewegung. Die zähen Massen zerrten sich langsam hin und her, hingen in breiten Flocken nebeneinander. Mit einem Male blickte blauer Himmel durch sie hindurch. Hinter den weißgrauen Schwaden begann es zu flimmern, sie rissen auseinander, und blendend goldenes Sonnenlicht flutete über das Wasser. Und der Sturm ward stille.

Das Schiff war in das Zentrum des Wirbelsturmes gekommen, wo die große lautlose Ruhe herrscht. Nur das Wasser tobte auf dem Boden dieses riesenhaften Trichters.

Lossen schloß einen Augenblick die Augen.

Eine weiche wohlige Wärme floß von seinen Schultern herab über seinen Körper.

Der Himmel und die Sonne! Hatte er die ganz vergessen?!

Es gab also noch eine weite blaue Ferne! Es gab noch warmes helles Licht, und er stand davor und durfte davon nehmen!

Das Schiff arbeitete schwer. Aber es schien, als ob jetzt eine helle lebenskräftige Freude in seinen Bewegungen lag. Vorhin hatte es sich müde und verzweifelt vom Sturme treiben lassen, hatte sich resigniert unter die despotische Macht der Natur gebeugt. Jetzt schien es ihrer zu lachen, schien aller grauen Wolken und schwarzen Gedanken hell und fröhlich zu lachen. Wenn es in die Tiefen hinunterglitt, so konnte man glauben, es wollte sich ein wenig verstecken, und dann flog es auf die Gipfel, schüttelte sich vor Übermut und jubelte in den blauen Himmel. Alle die feuchten Tropfen glitzerten in bunten Farben.

Lossen fühlte sich plötzlich frei. In seinem Inneren hatte sich etwas losgelöst, das durch die erschlaffenden Stunden aufgeregt nervöser Wachsamkeit zusammengepreßt worden war. Dieses Etwas war sein eigentliches Ich! Welche Nacht, welches stumpfe Grau hatte doch in seinem Inneren gehockt. Er war ein anderer gewesen und sich selbst so unbekannt. Er hatte sich unterkriegen lassen von fremden Gewalten, die auf ihn eingestürmt waren. Von diesen in Ketten ge-

legt, hatte er voll ohnmächtigen Grimms jämmerliche Klage geführt.

Nun mit einem Male waren die Ketten klirrend herabgefallen. Er war frei und reckte ſeine Glieder. Er wußte nicht, wodurch er frei geworden, ja, er wußte auch nicht, warum er ſich hatte knechten laſſen. War es nur die mühevolle Laſt der Verantwortung geweſen oder der nun ſeit Tagen auf ihm laſtende Druck jener inhaltsſchweren Briefe, die er in Gibraltar erhalten hatte!? Nein! Aber er hatte unter dem Einfluß dieſer Briefe eine Antwort geſchrieben.

Ja, hatte er dieſe Antwort denn wirklich geſchrieben?! War er ſelbſt es geweſen, der ſie verfaßt?! Er hatte ſie ſich von Tarnau diktieren laſſen. Der wollte ihm vorreden, daß ſeine Ehre verletzt ſei, und daß er Genugtuung fordern müſſe.

Und er war drauf und dran geweſen, dieſes Gefaſel gutmütig zu glauben. Ohne ſein eigenes Empfinden zu prüfen, aus Ärger und Rachſucht, aus Trägheit wollte er der eigenen Kraft entraten und fremde Hilfe ſich leihen, indem er Normen ſich anpaßte, die von anderen Menſchen nach irgendwelchen überkommenen Gebräuchen aufgeſetzt worden, ohne daß man jemals ihn ſelbſt um ſein Einverſtändnis gefragt hatte.

Er ſah in den blauen Himmel, der ſo klar und groß war.

Er war frei! Er wollte tun, was er ſelbſt für recht hielt, was der untrüglichen Stimme ſeiner wahren Perſönlichkeit in ernſter Wirklichkeit entſprach!

Eine heitere fröhliche Ruhe ward es nun in ihm. Die Sonne barg ſich freilich wieder hinter milchig weißem Dunſt, und in der Ferne kam es ſchwarz heraufgezogen. Er lächelte.

Der Sturm begann von neuem mit wilder Gier, und die Seen hoben ſich drohend gegen das Schiff. Er lächelte.

Er ſann darüber nach, was er nun tun wollte. Er lauſchte auf ſich ſelbſt. Wie lange hatte er es nicht getan! Jetzt fühlte er, wie es ihm gefehlt hatte. Und durch den Sturm hindurch hörte er ſeine Stimmen klingen; die ſprachen zu ihm, als hätten ſie nur gewartet, daß man ſie leiſe anrühre.

Er hatte Grace lieb und wollte ſie verſtehen lernen. Er wollte ihre Empfindungen begreifen. Das alles hatte ſo kommen müſſen. Tiefes Glück wollte er ihr ſchenken. Daß es ihm nicht gelungen, war nicht ſeine Schuld, jedoch auch nicht die ihre.

Hatte ſie nicht voll Sehnſucht nach ihm geſucht, daß ſie ſeine Hand faſſe, um mit ihm zuſammen glücklich zu ſein!? Sie hatte ihn nicht finden können.

Nun war ein anderer gekommen. Sollte er darum traurig ſein? Ein Recht an ſie beſaß er doch nicht! Das war nur vorhanden, ſo lange Grace ihm innerlich gehörte. Beſtand dieſe innere Zuſammengehörigkeit nicht, ſo durfte ſie auch frei über ſich verfügen. Dann war die Ehe, welche ſie verband, nichts anderes als eine leere, ja ſogar unſittliche Form! Und an den Formen hängen bleiben, das wollte er nicht!

Er wollte fröhlich ſein, daß ſie nun Sonnenlicht und blauen Himmel haben durfte. Sie beſaß dasſelbe Recht auf blühend warmes Leben wie er. Hatte er doch eben ſelbſt noch freudig ſtarken Anſpruch auf dieſes Recht erhoben, als des Sturmes Nacht gewichen und die Sonne ihm des Lebens jubelndes Lachen gezeigt!? Nun ſollte auch ſie leben dürfen, ſollte jubeln dürfen!

Freilich nicht mit ihm! Aber er durfte ihr dazu helfen! Das wollte er tun!

Er ſah ſtill über das graue Waſſerfeld, in deſſen tiefen Furchen weißer Schaum zerfloß. Er ſah zurück über dies kleine Schiff, das ſich ſo brav gehalten.

Die Stunden gingen vorüber wie in wachem heiterem Träumen. Die brauſenden Wogen ſenkten ſich, und die ſchäumenden Kämme wurden glatt. Des Sturmes Brüllen wurde ein weiches Lied, und die gedankenſchweren Wolken flogen ſtill davon.

Und dann kam die Sonne. Es begann zu glitzern und zu flimmern, und tauſend Farben grüßten leuchtend von dem weiten Waſſer her, und das kleine Schiff, das im Lichte fröhlich glänzte, nickte ihnen zu.

Die Mannſchaft war an Deck gekommen. Man hörte frohe luſtige Stimmen und ſah vergnügte Geſichter. Der Navigationsoffizier erſchien auf der Brücke, um eine Beobachtung zu machen. Der Zahlmeiſter promenierte auf dem Achterdeck.

Und Loſſen ging in die Kajüte.

Er ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch, nahm einen Bogen und ſchrieb:

„Lieber Tarnau!

Ich habe Ihren Brief in Gibraltar erhalten. Ich danke Ihnen herzlich für die kameradſchaftliche Geſinnung, welche ich aus Ihrem Verhalten und Ihren mannigfachen Bemühungen dankbar empfunden habe.

Ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie mich verſtehen werden, wenn ich Sie bitte, in der betreffenden Angelegenheit keine Schritte zu tun. Ich beabſichtige, dieſelbe auf eine andere Weiſe in Ordnung zu bringen, als Sie mir vorgeſchlagen haben.

Stets Ihr Robert v. Loſſen.“

Er ſiegelte den Brief und legte ihn in den Schreibtiſch. Da lag noch der andere, den er geſtern geſchrieben hatte. Er nahm ihn in die Hand und zerriß ihn langſam in kleine Stücke. Darunter lag das Bild ſeiner Frau. Er betrachtete es lange.

War es eigentlich Reſignation?

Nein! Bequemer würde es wohl ſein, die breite Straße aller Welt zu gehen. Da wurde man geſchoben und brauchte ſich nicht zu rühren. Er wußte auch, was ihm bevorſtand: das Kopfſchütteln da oben, das Achſelzucken der anderen, vielleicht der Abſchied.

Er ſah auf das Bild.

Das traurige Lächeln würde nun verſchwinden; ein glückliches, ſtrahlendes ſollte an ſeine Stelle treten.

Und er ſelbſt würde glücklich ſein, weil er ſich nicht preisgegeben hatte, ſondern ſeine Perſönlichkeit feſthielt als das Beſte, was er hatte, weil er aus eigener Kraft ſeinen Weg ging, ruhig und unbeirrt.

Er nahm einen neuen Bogen, tauchte die Feder ein und ſchrieb ruhig:

„Liebe Grace —“

Ein heiteres Lächeln lag um ſeinen Mund.

Der Sonne goldenes Licht glitt durch die Fenſter und flutete in leuchtenden, warmen Wellen über ſein Geſicht.

Mit dir

So wandern wir. Das Licht der Sterne
Verblaſſend noch herniedertaut,
Indes geheimnisvoll die Ferne
Uns lockend ſchon entgegenblaut.

Auf Lerchenſchwingen naht ein Glänzen:
Der Tag, der Tag! Der Morgen lacht —
Wir ſeh'n bis an die fernſten Grenzen
Die wunderſame Erdenpracht.

Beflügelt nun dem Licht entgegen!
Sehnſüchtig treibt das Herz uns fort.
All unſer Denken wird ein Segen —
Sprich du mir nun ein liebes Wort!

Paul Rüthning

Narzißbrunnen in Sanssouci.
Naturfarbenaufnahme Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Adalbert von Preußen.

Zu Miethe: Photographie in natürlichen Farben.   Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Mittagsſtimmung auf der Langkofelſcharte, Blick auf die Marmolata.
Naturfarbenaufnahme von Prof. A. Miethe.

Photographie in natürlichen Farben
nach der Natur

Von

A. Miethe

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Das Beſtreben, durch die Photographie die Natur nicht nur in ihren Helligkeitsabſtufungen wiederzugeben, ſondern auch die Farben und die Stimmung feſtzuhalten, iſt ſeit langem gepflegt worden. Die Wege, welche vorgeſchlagen wurden, das vorgeſteckte Ziel zu erreichen, ſind mannigfaltig. Zwei verſchiedene Methoden laſſen ſich hierbei unterſcheiden. Die eine ſucht die Löſung der Aufgabe in einer direkten Wiedergabe der natürlichen Farben durch Methoden, die ſich prinzipiell von den üblichen ſchwarzphotographiſchen nicht unterſcheiden, die andere wählt einen Umweg, indem ſie das Problem dadurch zu löſen ſucht, daß ſie zunächſt die Farben der Natur analyſiert und aus dieſer Analyſe durch ſynthetiſche Verfahren die Naturfarben wieder komponiert.

Auf dem erſten geſchilderten Wege iſt bisher nur durch das Lippmann-Verfahren ein leidlich befriedigendes Reſultat erzielt worden. Das genial erdachte, theoretiſch äußerſt bedeutungsvolle Verfahren erlaubt tatſächlich die Herſtellung farbiger Bilder nach der Natur in der Camera und liefert ohne weiteres als Reſultat der Aufnahme ein gefärbtes Bild. Die großen Hoffnungen aber, welche an dieſes Verfahren für die Praxis geknüpft wurden, haben ſich nicht erfüllt und zwar einmal deswegen, weil jede Lipp-

Google

mann-Aufnahme ein Unikum iſt und nicht vervielfältigt werden kann, ferner deswegen, weil das Verfahren trotz der Bemühungen der geſchickteſten Experimentatoren immer noch außerordentlich lange Expoſitionszeiten erfordert, und ſchließlich beſonders deswegen, weil die Methode zwar reinen Spektralfarben gegenüber eine exakte Wiedergabe ermöglicht, Miſchfarben aber nur in beſchränkter Weiſe und um ſo unvollkommener wiedergeben kann, je unreiner dieſe ſind, d. h. je mehr ſie ſich dem Weiß nähern.

Ein zweites direktes Verfahren, welches dieſen Namen ſchon eigentlich nicht verdient, iſt das ſogenannte Ausbleichverfahren. Auch dieſes Verfahren hat bis jetzt noch nicht die Vollendung erreicht, die es zu einer praktiſchen Ausnutzung befähigt. Es eignet ſich zwar in gewiſſem beſchränktem Maße zum Kopieren vorhandener farbiger Originale, nicht aber zu Naturaufnahmen, vor allen Dingen wegen der übermäßig langen Expoſitionszeiten, deren Herabdrückung auf ein techniſch erträgliches Maß bis jetzt nicht gelungen iſt und auch vorausſichtlich, wenn nicht ganz neue Mittel zu ſeiner Ausführung gefunden werden, nicht gelingen wird.

Porträt. Naturfarbenaufnahme von Prof. A. Miethe.

Damit bleiben als einziger, augenblicklich gangbarer Weg die ſogenannten indirekten Verfahren, welche auf den erſten Blick äußerſt ſchwerfällig und praktiſch kaum verwendbar ſcheinen. Ihre Anwendung läuft auf die Theorie der Farbenwahrnehmung durch das menſchliche Auge hinaus und geht von der Vorſtellung aus, daß der Geſichtsſinn unähnlich dem Gehör nicht für jede Farbennuance ein beſonderes wahrnehmendes Organ beſitzt, ſondern daß die Farbenwahrnehmung des Auges zuſtande kommt durch einen verhältnismäßig einfachen Nervenapparat, der nur über drei Empfindungsſphären verfügt, die durch ihre gleichzeitige oder einzelne Reizung die komplexen Farbenwahrnehmungen vermitteln. Dieſer Vorgang im Auge wird bei den indirekten Verfahren nachgeahmt, indem man zunächſt mit Hilfe dreier nacheinander folgender Aufnahmen durch drei gefärbte Medien hindurch die Anteile der Grundfarben photographiſch regiſtriert und dann dieſe drei Bilder auf irgendeine Weiſe wieder zu einem farbigen Bilde komponiert.

Dies kann nun entweder auf dem von Ducos du Hauron zuerſt angegebenen Wege des Dreifarbendruckes geſchehen oder mit Hilfe der optiſchen Übereinanderlagerung der drei Bilder durch Projektions- oder Betrachtungsapparate. Nur das erſtere Verfahren liefert wirklich farbige Bilder auf Papier oder anderen Unterlagen. Das letztere dagegen iſt in ſeinen Reſultaten ſo vollkommen, daß es wohl kaum übertroffen werden kann. Die auf dieſem Weg erzielten farbigen Projektionsbilder ſind von überraſchender und durch nichts erreichbarer Naturwahrheit und Schönheit.

Das Problem, naturfarbige Papierbilder herzuſtellen, iſt, wie geſagt, auf den Dreifarbendruck angewieſen und hat das durch photographiſche oder photomechaniſche Prozeſſe zu erzielende Übereinanderdrucken der

Digitized by Google

drei Teilbilder in Farben zur Voraussetzung, deren jede einzelne komplementär zu den Farben der Aufnahmefilter sein muß. Mit Hilfe dieses Verfahrens lassen sich ebenfalls unter gewissen Bedingungen die Farben des Originals mit verhältnismäßig großer Treue wiedergeben in einer Annäherung, die für die meisten Zwecke als hinreichend betrachtet werden kann. Der Grund, daß dieses Verfahren nicht so vollendet ist wie die optische Synthese, liegt einerseits in den Eigenschaften der zur Verfügung stehenden Druckfarben in optischer Beziehung, anderseits in rein mechanischen Umständen. In optischer Beziehung lassen alle zur Anwendung gelangenden Druckfarben sowohl in bezug auf die verfügbaren Nuancen, als auch vor allen Dingen in bezug auf ihre absolute Transparenz zu wünschen übrig. Mechanisch entstehen Schwierigkeiten durch die Eigenschaften der Unterlage, besonders des Papiers, und die dadurch bedingte Gefahr, an Stelle einer absoluten Überdeckung der drei Teilbilder ein weniger vollkommenes Zusammenfallen zu erhalten.

Pilze im Laubwald. Naturfarbenaufnahme von Prof. A. Miethe.

Die diesen Aufsatz illustrierenden Reproduktionen nach Naturaufnahmen sind auf dem Wege des auch sonst üblichen Dreifarbendruckes hergestellt. Das Neue besteht in der jetzt erreichten Möglichkeit, mit einem sehr leicht transportablen und einfachen Aufnahmeapparat die Aufnahmen in wenigen Sekunden bewerkstelligen zu können. Diese Möglichkeit wird wesentlich durch die Vervollkommnung der photographischen Aufnahmeplatte gegeben. Während man früher bei der Herstellung von Dreifarbendrucken fast ausschließlich auf Platten angewiesen war, die für jede der verwendeten Filterfarben eigens sensibilisiert (empfindlich gemacht) werden mußten, und während man dieses Ziel sonst gewöhnlich mittels Platten erreichte, die in nassem Zustande Verwendung finden und daher ein längeres Aufbewahren nicht ermöglichen, besitzen wir jetzt Farben-Aufnahmeplatten von höchster Vollendung, die bei jahrelanger Haltbarkeit für alle in Frage kommenden Teile des Spektrums empfindlich sind.

Der Entdecker der Möglichkeit, photographische Platten für andere Farben als Blau und Violett empfindlich zu machen, ist der 1898 verstorbene H. W. Vogel. Er löste diese Aufgabe, indem er die Platten in bestimmten Farbstofflösungen badete, die man als optische Sensibilisatoren bezeichnet. So erhält man beispielsweise, wenn man eine gewöhnliche Trockenplatte in einer Eosinlösung badet, Platten, die außer für Blau für Grün empfindlich sind, durch Anwendung einer Cyaninlösung Platten, welche außer für Blau für Rot empfindlich sind. Die Entdeckung, daß es Farbstoffe gibt, welche in hohem Maße eine gewöhnliche Trockenplatte durch bloßes Baden in ihren Lösungen zugleich für Rot und für Grün empfindlich machen,

Digitized by Google

ſo daß durch Behandlung mit der Löſung eines einzigen Farbſtoffes die Platte für alle drei benutzten Spektralregionen empfindlich wird, iſt mir vor zwei Jahren mit einem meiner Aſſiſtenten, Herrn Dr. Traube, zuſammen gelungen, und hierdurch ſowie durch die hohe Empfindlichkeit der auf dieſe Weiſe erzielten Platten und die Möglichkeit, dieſe Platten dauernd haltbar zu machen, konnte der Aufgabe näher getreten werden, Aufnahmen direkt vor der Natur mit Hilfe des Dreifarbenprozeſſes zu machen. Die Aufnahmecamera beſitzt dabei eine äußerſt einfache automatiſche Vorrichtung, um nacheinander die drei Aufnahmen zu machen, und zwar in ſo kurzen Zeiträumen, daß die Herſtellung der drei Teilbilder ſelbſt unter ungünſtigen Umſtänden ſich in wenigen Sekunden bewerkſtelligen läßt; ja, es ſtünde der Aufnahme von Momentbildern nach dieſem Verfahren nichts im Wege, wenn nicht das Hintereinander der drei Aufnahmen ſich bis jetzt als eine unüberwindliche Notwendigkeit erwieſen hätte. Denn alle Verſuche, die Aufnahmen gleichzeitig zu machen, haben, bis jetzt wenigſtens, zu einem greifbaren Reſultate nicht geführt.

Kann ſomit die Frage nach der Herſtellung der Teilbilder nach der Natur als gelöſt betrachtet werden, ſo gilt dies noch nicht in gleichem Maße von der Syntheſe derſelben zu einem farbigen Papierbild. Auch hier ſind Anfänge vielverſprechender Art gemacht worden; beſonders der ſogenannte Dreifarben-Gummidruck läßt ſich in verhältnismäßig einfacher Weiſe nach unſeren Vorſchriften ausführen, und in neueſter Zeit wird von der „Neuen Photographiſchen Geſellſchaft“ ein von Krayn ausgearbeitetes Farben-Pigmentverfahren kultiviert, das auch dem Amateur die bequeme Möglichkeit zur Herſtellung farbiger Bilder nach ſeinen Negativen geben ſoll. Das letztere Verfahren ſcheint in der Tat, wenigſtens nach gewiſſen Richtungen hin, eine gute Löſung des vorſchwebenden Problems zu ſein.

Die unſerem Aufſatz beigefügten Illuſtrationen geben einen Begriff von der Vollendung der auf dem Wege des Dreifarbendruckes zu erzielenden Wiedergabe der Natur; die techniſche Verwendung dieſer Möglichkeit iſt bereits angebahnt worden, und zwar auf dem Gebiete der illuſtrierten Poſtkarte. Die Rotophotgeſellſchaft für photographiſche Induſtrie zu Berlin hat ſich entſchloſſen, nach dieſem Verfahren Poſtkartenſerien herzuſtellen, die naturfarbigen Aufnahmen eine weite Verbreitung verſchaffen werden. Unſer ganzſeitiges Sonderblatt nach einer derartigen Naturaufnahme ſtellt einen herbſtlichen Sonnenaufgang hinter einer Mühle dar. Eine weitere Aufnahme zeigt ein Porträt als Beleg dafür, wie kurz die Expoſitionen ſich bereits geſtalten laſſen. Die Landſchaftsaufnahme ſowie das Bild der Pilze ſollen die Transportfähigkeit der für dieſe Aufnahme dienenden Apparate illuſtrieren. Daß das Naturaufnahmeverfahren bereits das Intereſſe aller Kreiſe erweckt hat, geht aus dem zweiten Sonderblatt hervor, der Aufnahme eines plaſtiſchen Bildwerkes, des Narziß-brunnens in Sansſouci, durch Se. Königl. Hoheit den Prinzen Adalbert von Preußen, den der Verfaſſer in dieſem Verfahren unterrichten durfte, und der auf ſeiner jetzigen Weltreiſe einen Apparat für farbenphotographiſche Aufnahmen mitgenommen hat. Auch auf Forſchungsreiſen iſt dieſer Apparat bereits tätig, und die Aufnahmen, die der Forſchungsreiſende von Königswaldt in Braſilien nach meinem Verfahren hergeſtellt hat, werden demnächſt der Öffentlichkeit übergeben werden.

Somit kann man wohl die Erwartung ausſprechen, daß die farbige Photographie in abſehbarer Zeit ſich weitere Kreiſe erobern wird, und daß das neue Jahrhundert uns die Farbenphotographie in einer Vollendung beſcheren wird, wie das vergangene Jahrhundert uns die Schwarzphotographie hinterlaſſen hat. Damit wäre ein weiterer Schritt zur Vertiefung unſerer Naturkenntnis und Naturfreude getan.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Herbstlicher Sonnenaufgang. Naturfarbenaufnahme von Prof. A. Miethe.

Zu Miethe: Photographie in natürlichen Farben.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Heidelberg, vom Philoſophenweg aus geſehen.
(Nach photographiſcher Aufnahme von K. Lange in Heidelberg.)

Heidelberg

Ein deutſches Städtebild

Von

Karl Pfaff

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Heidelberg bildet einen Faktor in dem Geiſtesleben, vielleicht mehr noch in dem Gemütsleben des deutſchen Volkes wie wohl wenige Städte unſeres Vaterlandes. Die unvergleichliche Feier des fünfhundertjährigen Beſtehens der Heidelberger Univerſität, die denkwürdige Jahrhundertfeier ihrer Erneuerung durch Karl Friedrich von Baden, die leidenſchaftliche Stellungnahme Deutſcher aller Gaue zu der „Heidelberger Schloßfrage“ ſind dafür klaſſiſche Zeugen.

Die „gigantiſche, ſchickſalskundige Burg, nieder bis auf den Grund von den Wettern geriſſen“, die Hochſchule, die von Jahrhundert zu Jahrhundert ſtets ſiegreicher und ruhmbedeckter durch Kampf zur Wahrheit ſchreitet, ſind durch unauflösliche Bande mit der Stadt verknüpft, der Stadt mit ihrer von Goethe geprieſenen „idealen“ Lage an der Ausmündung eines ſtromdurchrauſchten, engen Tales in die weite, durch die wundervollen Formen der Hart leiſe begrenzte Rheinebene, der Stadt mit dem jungfröhlichen Treiben in den buntbewegten Gaſſen und dem tiefen Frieden in ihren weiten Wäldern. Stadt, Schloß und Univerſität, eins webt ins andere; zu wunderbarer Einheit ſchließen ſich alle Momente zuſammen in dem zauberhaften Bilde, das ſich an ſchönen

Sommer- und Herbſtabenden von der großen Schloßterraſſe dem Wanderer bietet.

Wollen wir aber dies Bild völlig uns zu eigen machen, ſo müſſen wir uns in die Betrachtung des einzelnen verſenken, aus der Gegenwart in fernſte Vergangenheit rückwärts ſchauen.

Urſprünglich Beſitz der Biſchöfe von Worms, gelangte der ſehr ſpät (1196) zum erſtenmal urkundlich erwähnte Ort Heidelberg erſt zur Bedeutung, nachdem er dem Hauſe Wittelsbach als Lehen übertragen und von Ludwig I., dem erſten Pfalzgrafen dieſes Stammes, im Jahre 1225 zur pfälziſchen Reſidenz erhoben worden war.

Dies Heidelberg war ins enge Tal gebettet, am Nordfuße zweier burggekrönter Hügel, mit der „niederen Burg", dem ſpäteren „Schloß", bald durch ſtarke Mauern verbunden, im Weſten, an der Sturmſeite, durch einen tiefen Graben gedeckt, an ſeinen Zugängen im Oſten, Weſten und Norden durch mächtige Tortürme bewehrt. Der Marktplatz mit uralter Linde und vielröhrigem Brunnen, Heiliggeiſtkirche und Rathaus bildeten den Mittelpunkt des ſtädtiſchen Lebens, das in engen Gaſſen mit ſchmalen, hohen Giebelhäuſern pulſierte.

Vom Jahre 1225 ab entwickelte ſich die Stadt im ganzen ruhig und ſtetig, ſo daß ſie Ende des vierzehnten Jahrhunderts eng bebaut und dicht bewohnt war. Wie hätte ſie ſonſt ſchon wenige Jahre nach der Gründung der Univerſität durch den ehrwürdigen Pfalzgrafen Ruprecht I. im Jahre 1386 ſich als zu klein erweiſen können? Ruprecht II. ſchuf Raum. Auf Bitten der Bürger vereinigte er im Jahre 1392 die Gemarkung des vor der Talmündung gelegenen uralten, reichen Dorfes Bergheim mit dem kleinen Stadtbezirk, ſchob die weſtliche Feſtungsmauer bis zur Talausmündung vor, ſiedelte in der ſo gewonnenen „Vorſtadt", zwiſchen der heutigen Grabengaſſe und Sophienſtraße, den größten Teil der Bauern Bergheims an und eröffnete ſo die Bahn für eine verheißungsvolle Entwickelung. Dieſe trat ein. Beſonders im ſechzehnten Jahrhundert äußerte ſie ſich in einer Reihe ſtolzer Bauten; die Renaiſſance ſtieg vom Schloſſe in die Stadt herab. So bot Heidelberg am Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts das ſtattliche Städtebild, das uns in M. Merians berühmtem Panorama vom Jahre 1620 entgegentritt.

Heidelberg, vom Engliſchen Bau des Schloſſes aus geſehen.
(Nach photographiſcher Aufnahme von W. Erb und Karl Pfaff.)

Die Geißel des Dreißigjährigen Krieges, der die blühende Pfalz in eine Einöde verwandelte, laſtete auch auf der Stadt ſchwer. Ein Spiel der Parteien, ſah ſie bald Freund, bald Feind vor und in ihren Mauern. Doch hatte dieſer, das bayeriſch-wittelsbachiſche Haus, kein Intereſſe daran, die vom Kaiſer ihm zugeſprochene Pfälzerſtadt zu vernichten. Die Vernichtung traf

Heidelberg, von der Grossen Schlossterrasse aus gesehen.

Zu Pfaff: Heidelberg

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Heidelberg, von der Ziegelhäuſer Landſtraße aus geſehen.
(Nach photographiſcher Aufnahme von Karl Pfaff.)

Heidelberg, als es ſich unter dem Regiment des weiſen, toleranten Karl Ludwig, des älteſten Sohnes des „Winterkönigs“ und der Eliſabeth Stuart, eben zu neuer Blüte erhoben hatte: die Vermählung ſeiner Tochter Eliſabeth Charlotte — Liſe Lotte —, die uns in ihren Briefen koſtbare Sprachdenkmäler und eine Fülle anziehender Kulturbilder hinterlaſſen hat, mit dem Herzog von Orleans, dem Bruder Ludwigs XIV., führte das Unheil über Land, Stadt und Schloß herauf. Da ſchlug in den Schreckensjahren 1689 und 1693 die Lohe aus Kirchen und Klöſtern Heidelbergs, da weidete ſich ein Melac an dem Brande des ehrwürdigen Rathauſes, da ging die ſchöne, holzgedeckte Nekarbrücke in Flammen auf, boten die gotiſchen Fachwerkbauten dem Feuer unendliche Nahrung, fielen die Renaiſſancehäuſer mit ihren maleriſchen Erkern und Giebeln der Vernichtung anheim; von der Höhe beleuchtete das Schloß furchtbar das ſchreckliche Schauſpiel im Tale. Nur wenige öffentliche Bauten, von Privathäuſern einzig der „Ritter“, überdauerten die Zeiten eines Louvois und ſeines „allerchriſtlichſten“ Königs.

Als die Stadt ſich wieder aus den Trümmern erhob, herrſchte das Barock in allen Landen. So tragen die meiſten Häuſer Heidelbergs aus dem achtzehnten Jahrhundert das Gepräge jenes Stiles, entzückende Miniaturſtücke, wie ein Häuschen am Schloßberg, und ſtattliche Patrizierbauten, wie das von Cheliusſche Haus und der „Rieſe“ auf der Hauptſtraße; natürlich auch alle öffentlichen Gebäude jener Zeit, wie Rathaus und die Univerſität. Reizvoll iſt, wie etliche Bauten die Vermittelung des trauten Giebels mit der breiten Barockfaſſade erſtreben. Dazwiſchen ragt da und dort ſtolz das alte Giebelhaus mit den überkragenden Stockwerken, ſo daß manche Straßen und Plätze, wie Untere Straße und Fiſchmarkt, uns lebhaft in alte Zeiten verſetzen.

So ſchien die Stadt durch Kurfürſt Johann Wilhelm, den zweiten Kurfürſten der Pfalz-Neuburgſchen Linie, die 1685 der erloſchenen Pfalz-Simmernſchen Linie gefolgt war, zu neuem Leben erweckt. Aber bald verfiel ſie neuem Siechtum. Von jeher war Blühen und Welken der Stadt wie der Univerſität durch Gunſt oder Ungunſt der pfälziſchen Fürſten und deren innere oder äußere Politik bedingt. So auch im achtzehnten Jahrhundert. Durch die Herrſcher der Pfalz-Neuburgſchen Linie erhielt der katholiſche Glaube

Digitized by Google

Der Marktplatz zu Heidelberg.
(Nach photographischer Aufnahme von Karl Pfaff.)

wieder Heimatsrecht in der Pfalz, und Kirchen und Kirchenvermögen wurden zwischen Reformierten und Katholiken geteilt. Die Grabkirche der pfälzischen Kurfürsten, die Heiliggeistkirche, ward erst zur Simultankirche erklärt, dann, 1705, durch Aufführung einer Scheidemauer zwischen Chor und Langhaus, die die erhabene Wirkung des Innern völlig aufhob, in einen katholischen und einen protestantischen Teil geschieden. Da beanspruchte Kurfürst Karl Philipp auch das Langhaus (gegen Entschädigung) für die Katholiken, und als die reformierte Gemeinde sich dessen weigerte und in dem Streite, der alle katholischen und protestantischen Stände Deutschlands in Aufruhr versetzte, recht behielt, da fluchte der Fürst der alten Pfälzerstadt, erklärte Mannheim für seine Residenz, verlegte die Regierung dahin und begann jenen Riesenbau des Mannheimer Schlosses, der heute noch unvollendet steht. Das alte Stammschloß auf dem Jettenbühel zu Heidelberg erstand nimmermehr aus seinen Trümmern, und Stadt und Hochschule sanken zur Unbedeutendheit herab. Das war das Heidelberg, das der ebenso edle als weise Markgraf Karl Friedrich von Baden antraf, dem er durch die ruhmreiche Wiederaufrichtung der Universität im Jahre 1803 neues Leben einhauchte, dies jenes Heidelberg, das Goethe so oft geschaut, so heiß geliebt und so schön gepriesen.

Verweilen, wandern wir einen Augenblick in ihm.

Als Wahrzeichen von Alt-Heidelberg dürfen Heiliggeistkirche und „Ritter" gelten.

Als dritte ihres Namens wurde die „Stiftskirche zum heiligen Geist" von Ruprecht III., dem deutschen König, im Jahre 1400 begonnen und von Ludwig V. 1544 vollendet. Sie ist eine spätgotische Hallenkirche, deren Chor und Schiff ganz verschiedene Raumeinteilung zeigen, deren heute wenig gegliedertes Äußere durch die zwischen den Strebepfeilern eingebauten bunten Kramlädchen glücklich belebt wird. Durch wie viele Erinnerungen ist diese Stätte geweiht! Auf den Galerien der Seitenschiffe vertiefte sich Kurfürst Otto Heinrich in die Schätze seiner der Universität zum Frommen dort aufgestellten Bibliothek, die, eine Beute des Dreißigjährigen Krieges, noch immer im Vatikan zu Rom in der Verbannung schmachtet. In den lichten Chor zogen die Kurfürsten zu hohen Festen und lauter Feier, aber auch zu stiller Ruhe ein. Hier liegen ihre von Franzosen geschändeten Grüfte, hier erhoben sich ihre Grabmäler, eines Otto Heinrich, eines Friedrich IV., Meisterwerke der Kunst, von Feindeshand zerschlagen, in ihren Trümmern alle wie durch bösen Zauber spurlos verschwunden bis auf die einfach schöne Grabplatte König Ruprechts von der Pfalz und seiner Gemahlin Elisabeth von Hohenzollern. Hier erhielt die Heidelberger

Hochſchule am 18. Oktober 1386 in Zeiten jammervoller Zerriſſenheit des Vaterlandes ihre erſte Weihe, hier empfahl ſie nach Vollendung einer halbtauſendjährigen Geſchichte, umrauſcht von dem mächtigen Flügelſchlag des Hohenzollernaars, am 3. Auguſt des Jahres 1886 ſich von neuem der Gnade des Höchſten. Wieviel Freude, wieviel Leid hat dieſe Kirche erfahren! Wie tiefe Frömmigkeit ſchaute ſie, aber auch welch blinden Glaubenseifer; welchen Wechſel der Bekenntniſſe, bis ſie beiden Konfeſſionen Obdach bot, jetzt freilich durch trennende Mauern in zwei Teile geſchieden und jammervoll entſtellt! Aber das Schwerſte erlebte ſie doch in den Maientagen des Jahres 1693, als ihr Turm und Dachgebälk einem Feuermeere glichen und ihre Mauern von dem Wehgeſchrei der in ihr eingeſchloſſenen Heidelberger Bürger widerhallten.

Der „Ritter“ (Haus zum Ritter St. Georg), im Jahre 1572 von dem aus Tournay eingewanderten Hugenotten Charles Belier erbaut, iſt eines der vornehmſten Werke deutſcher Renaiſſance, gleich ausgezeichnet durch ſeine Verhältniſſe wie durch den architektoniſchen und bildneriſchen Schmuck. In ſeinem Aufbau ganz das deutſche Giebelhaus, zeigt er in den Säulenſtellungen, den Frieſen, den Fenſterbekrönungen und der Giebelumrahmung ausſchließlich die Formenſprache der Renaiſſance. Mit verſchwenderiſcher Pracht ſind die beiden durch das erſte und zweite Obergeſchoß durchgeführten, ſymmetriſch angeordneten Erker ausgeſtattet; die Medaillonbilder ihrer Brüſtungen ſtellen den Bauherrn und ſeine Familie dar, deren frommen Sinn die Sprüche der Giebelgeſchoſſe offenbaren. Im Erdgeſchoß hat die Faſſade entſtellende Veränderungen erfahren. Aber wieviel haben auch die oberen Geſchoſſe an ihrer Pracht

Gaſthaus zum Ritter.
(Nach photographiſcher Aufnahme von K. Lange in Heidelberg.)

Digitized by Google

eingebüßt! Wieviel Zierat hat Sturm und Wetter verweht, wie viele Formen ſind kaum in der Silhouette noch erkennbar! Freilich wirkt die Faſſade ſo als Halbruine nur deſto maleriſcher. Aber — lange noch?

Denkmal Karl Theodors auf der alten Neckarbrücke und das Brückentor.
(Nach photographiſcher Aufnahme von R. Lange in Heidelberg.)

Wenige Schritte weiter, und wir ſind in eine andere Welt verſetzt. Da ſteht das beſcheidene Häuschen der Dorothea Delph, in dem Jung-Goethe die ſchickſalsſchwangeren Stunden des Jahres 1775 durchlebte, die er am Schluſſe von „Dichtung und Wahrheit“ ſo dramatiſch ſchildert. Gegenüber, an der Oſtſeite des Marktplatzes, erhob ſich einſt das durch „Götz von Berlichingen“ und Scheffels Rodenſteinlieder verewigte Gaſthaus zum Hirſchen. Unfern, am Karlsplatz, lebte Goethe in den Jahren 1814 und 1815 tagelang dem Studium und dem Genuß der koſtbaren Sammlung von Gemälden altdeutſcher Meiſter, wie der Dürerſchen Apoſtel, die ſeine Freunde, die Brüder Boiſſerée, hier aufgeſtellt hatten. Und droben in den „großen und ernſten Halbruinen des Schloſſes“ koſtete der Dichter die ſeligen Stunden, deren holdem Andenken die unſterblichen Suleikalieder geweiht ſind. Mit Goethe ſchreiten wir zum Karlstor hinaus, zur Stelle, da ihm die alte Brücke „ſo ſchön“ erſchienen iſt „wie vielleicht keine zweite der Welt“, wandern zum Marktplatz zurück, um dies geprieſene Bauwerk in der Nähe zu ſchauen.

Noch feſſelt uns am Marktplatz das Rathaus, ein ausgezeichneter Vertreter des ſüddeutſch-italieniſchen Barockſtiles aus den Jahren 1701 bis 1703. Der große Saal des 1886 angebauten Nordflügels iſt durch ſeine Täfelung, durch ein Gemälde von W. v. Lindenſchmit, „Kurfürſt Otto Heinrich überreicht Rektor und Profeſſoren die neuen Statuten der Univerſität“, demnächſt auch durch Glasgemälde, Szenen aus der pfälziſchen Geſchichte, nach den Entwürfen K. Hoffackers, bemerkenswert.

Schreiten wir allmählich der alten Brücke zu, ſo geſellen ſich uns leiſe traute Geſtalten: Brentano, Jean Paul, Scheffel, Hoffmann von Fallersleben, Gottfried Keller, die alle von dieſer ſchönen Brücke geſagt und geſungen haben; auf der Brücke empfinden wir, wenn irgendwo, die Erhabenheit von Friedrich Hölderlins Dichtung:

Aber ſchwer in das Tal hing die gigantiſche,
Schickſalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern geriſſen;
Doch die ewige Sonne goß
Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Rieſenbild, und umher grünte lebendiger
Efeu; freundliche Wälder
Rauſchten über die Burg herab.

Wir grüßen die Denkmäler Karl Theodors und der Pallas Athene, laſſen die Inſchriften des Torbaues uns von der Brücke und ihren kampferprobten Türmen erzählen, bewundern die trotzigen Mauern und Türme des alten

Digitized by Google

Marſtalls und die freundliche neue Stadthalle und laſſen unſere Blicke ſtromabwärts ſchweifen bis zu den duftumfloſſenen Bergen der Hart.

Lenken wir unſere Schritte der Grabengaſſe zu, die einſt Alt- und Vorſtadt ſchied! Hier erhebt ſich ſeit 1715 die „Univerſität“, für ihre Zeit ein ſtattlicher, wenn auch faſt ſchmuckloſer Bau und ein glänzender Erſatz für die „finſteren Leſeſtuben“ der in engen Gaſſen zerſtreuten „Kollegien“ oder „Burſen“ der einzelnen Fakultäten in früheren Jahrhunderten. Heute reichen ihre Räume nicht einmal mehr für die Vorleſungen der theologiſchen, juriſtiſchen und philoſophiſchen Fakultät aus; der mediziniſchen und der naturwiſſenſchaftlich-mathematiſchen Fakultät ſind ſeit Jahrzehnten in der „Vorſtadt“ und in den neuen Stadtteilen eigene Heime erſtanden. Aber immer noch iſt das Kollegiengebäude an der Grabengaſſe Mittelpunkt der Hochſchule: hier thronen Prorektor und Senat, hier verſammelt ſich der geſamte Lehrkörper in der im Jahre 1886 von Durm geſchaffenen, überaus ſtimmungsvollen Aula zur Ehrung von Lebenden und Toten. Und auf dem Ludwigsplatze daneben, wo ſeit kurzem ein Denkmal Kaiſer Wilhelms I. ſich erhebt, ſchließen die Studenten heute wie einſt den feurigen Kreis, ſchwingen die lohende Fakkel und laſſen unter dem Klingen der Schläger ihr „Gaudeamus igitur“ erſchallen.

Das Univerſitätsgebäude.
(Nach photographiſcher Aufnahme von K. Lange in Heidelberg.)

Die Aula der Univerſität.
(Nach photographiſcher Aufnahme von K. Lange in Heidelberg.)

Wie der Hochſchule, ſo iſt es

auch ihrer Bibliothek in ihrem nahegelegenen, gleicher Zeit entſtammten Heim zu enge geworden. Was ſollen wir von ihren Schätzen ſagen? Die Handſchriften und Druckwerke, aus dem ſechzehnten Jahrhundert ſtammenden Sammlung der Werke von 140 Minneſängern und 138 gleichzeitiger Bilder (Miniaturen) von unſchätzbarem kulturgeſchichtlichem

Die Hauptſtraße Heidelbergs; Blick von der Ziegelgaſſe gegen Oſten.
(Nach photographiſcher Aufnahme von R. Lange in Heidelberg.)

die vor allen anderen Kurfürſten Otto Heinrich und Friedrich IV. zuſammengebracht und auf dem Schloß und in der Stadt aufgeſtellt hatten, verliehen allein ſchon Heidelberg europäiſchen Ruf. Schenkung und Raub führten im Jahre 1623 alle dieſe Kleinodien nach Rom. Erſt den Fürſten zähringiſchen Stammes war es vergönnt, in den Jahren 1815 und 1816 die Rückgabe von 38 griechiſchen und lateiniſchen ſowie 852 deutſchen Handſchriften zu erwirken. Ob ein gütiges Geſchick auch die übrigen 3000 griechiſchen, lateiniſchen und orientaliſchen Handſchriften aus dem Vatikan nach Heidelberg heimführen wird? Kaiſerlicher Huld dankt die Bibliothek die Rückerwerbung eines ihrer wertvollſten Schätze, im Jahre 1888, der großen Heidelberger Liederhandſchrift, des ſogenannten Manneſſe-Kodex, d. h. einer Werke. Die koſtbarſten dieſer Handſchriften ſowie der aus dem Kloſter Salem überkommenen ſind in Schaukäſten ausgeſtellt und der Beſichtigung zugänglich; ebenſo Autographen, Urkunden, Inkunabeln, endlich die im Jahre 1897 erworbenen ägyptiſchen Papyri. Die Druckwerke der Bibliothek umfaſſen jetzt mehr als eine halbe Million Bände.

Aus dem Stadtteil Neuenheim: Die alte proteſtantiſche Kirche.
(Nach photographiſcher Aufnahme von Dr. C. Jaeger in Aarau.)

Digitized by Google

Das Univerſitäts- ſowie das Bibliotheksgebäude ſind von Jeſuiten erbaut worden: Jeſuiten zählten damals zum Lehrkörper der Hochſchule. Sie ſchufen auch die heutige Kaſerne als Konvikt und die ebenfalls der Bibliothek benachbarte monumentale Jeſuitenkirche, deren Inneres, urſprünglich in Stukko behandelt, um 1870 „im Geiſte des ſtrengen Hellenismus“ erneuert ward und erhebend wirkt.

Aus dem Stadtteil Handſchuhsheim: Ruinen der Tiefburg, das Schlößchen und die Kirche.
(Nach photographiſcher Aufnahme von Karl Pfaff.)

Dem Univerſitätsgottesdienſt (der proteſtantiſch-theologiſchen Fakultät) dient die unweit, am Südende der Grabengaſſe, ſich erhebende St. Peterskirche, reizvoll durch ihre Lage inmitten eines Teiles des ehemaligen Friedhofes, anziehend durch ihre Formen, bedeutend durch eine große Zahl kunſtgeſchichtlich wertvoller Grabmäler des ſechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts und durch zwei Wandgemälde Hans Thomas, die ja den Leſern der „Monatshefte“ erſt kürzlich (Auguſtheft 1903, S. 620 u. 621) in Abbildungen vorgeführt worden ſind.

Gedenken wir noch des Renaiſſanceportales der Harmonie, eines ehemals ſelbſtändigen Torbaues, der einfachen, unter Kurfürſt Karl Ludwig um 1660 von den Lutheranern erbauten Providenzkirche, deren graziöſer Barockturm die Hauptſtraße ſo glücklich belebt, ſchließlich der St. Annakapelle mit dem angebauten ehemaligen Hoſpital in der Plöckſtraße, ſo iſt unſere Wanderung durch das Heidelberg des ausklingenden achtzehnten Jahrhunderts beendet.

Der Jäger aus Kurpfalz. Frankenthaler Porzellangruppe der Städtiſchen Kunſt- und Altertümerſammlung zu Heidelberg.

Das neunzehnte Jahrhundert führte der Stadt eine neue Zeit herauf.

Erſt unmerklich, dann ſtärker und immer ſtärker ging den Menſchen gleich einer Offenbarung die Ahnung von der Schönheit Heidelbergs auf, ſeiner Lage, ſeiner Berge und Täler, ſeines Schloſſes. Der Friede, der auf dem Landſchaftsbilde ruht, die Gegenſätze geborſtener Mauern, geſprengter Türme und leergebrannter Paläſte der Burgruine zu der Fülle von Leben, die ſie umgibt, zu dem grünen Kleide, das die ewig ſich verjüngende Natur um das „alternde Rieſenbild“ gewoben, empfand niemand mächtiger als die Romantiker. Mit wahrhafter Leidenſchaft gaben ſie ſich

Digitized by Google

dieſen Stimmungen hin und liehen ihnen in ergreifenden Liedern zum Preiſe Heidelbergs Ausdruck. Zu dieſem lyriſchen Moment geſellte ſich bald ein anderes, das aus rein künſtleriſcher, bald auch kunſtgeſchichtlicher Betrachtung und Würdigung der Schloßbauten, beſonders der Renaiſſancepaläſte, entſprang. Ein Graf Charles de Graimberg mußte ſeiner Heimat verluſtig gehen, um den Paläſten des Heidelberger Schloſſes wieder Heimatsrecht in ihrem Vaterlande zu erwerben und in faſt unzähligen Werken die Schönheit ihrer Formen zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen. Indem ſo von Dichtern und Künſtlern das Evangelium von Heidelbergs Schönheit verkündigt ward und in die Herzen einging, begannen jene Pilgerfahrten von nah und fern, aus deutſchen und aus fremden Landen, die mit jedem Jahrzehnt ſtärker anſchwollen und

Karl Friedrich von Baden,
der Neubegründer der Heidelberger Univerſität im Jahre 1803.

jetzt alljährlich Hunderttauſende nach der alten Neckarſtadt führen — unbeirrt durch ihren Ruf als „Regenſtadt", den übrigens die meteorologiſche Wiſſenſchaft als durchaus trüglich und unbegründet erwieſen hat.

Aber auch die ſchlummernde Hochſchule wurde im neunzehnten Jahrhundert zu neuem Leben erweckt. War ſie im achtzehnten Jahrhundert zu einer unbedeutenden Provinziallehranſtalt herabgeſunken, ſo wurde ſie, 1803 durch Karl Friedrich von Baden neubegründet, wie durch einen Zauberſchlag ein geiſtiger Mittelpunkt für ganz Deutſchland, ja, erlangte wieder wie ehedem internationale Bedeutung.

So viele Gäſte, Studenten und Fremde, heiſchten Unterkunft. So wurden allmählich die zahlreichen Gärten der „Vorſtadt" überbaut; da, wo einſt die ſüdliche Stadtmauer gezogen, erſtand die „Anlage", mit ihren Gaſthöfen und Penſionen Jahrzehnte hindurch das eigentliche Fremdenquartier, beſonders Sitz der engliſchen Kolonie, der es zu danken, daß der Sport in Heidelberg zu hoher Blüte gediehen iſt. Aber nur vereinzelt erſt erhoben ſich am Südabhang des Heiligenberges einfach geſchmackvolle Landhäuſer; Privatſpekulation warf ſich leider, nicht gehemmt von Staat oder Stadt, auf die Höhen im Oſten und Süden des Schloſſes und errichtete durch Formen und Farben gleich aufdringliche Hotels und Villen, die nun das Bild Heidelbergs dauernd auf das ſchwerſte ſchädigen; draußen in der weiten, freien Ebene regte ſich die Bauluſt nur allmählich. Die Lage des 1840 erbauten Hauptbahnhofes, ja auch der um 1876 erſtandenen akademiſchen Kliniken, faſt unmittelbar weſtlich der Talausmündung, legt nahe, daß man damals kaum ernſtlich dachte, daß die von Kurfürſt Ruprecht II. im Jahre 1392 der Stadt im Weſten gezogene Grenze je erheblich überſchritten werden könnte. Wohl ergriff die ſtädtiſche Verwaltung große Aufgaben, wie Waſſerleitung und Kanaliſation, welche die geſundheitlichen Verhältniſſe Heidelbergs zu den denkbar günſtigſten geſtalteten, der Begründung des Stadttheaters, aber es mußten ihr doch erſt Schwingen wachſen und

Digitized by Google

der Mut, ſie zu gebrauchen. Die „große Zeit“ brachte, wie dem großen Vaterland, ſo auch dieſer Stadt Segen; das Geſetz der badiſchen Städteordnung vom Jahre 1874 verlieh der Stadt das Recht und die Pflicht ſelbſtändigen Entſchließens und Handelns. Es will uns aber bedünken, daß erſt das Jahr 1886, das Jahr der großen Jubelfeier der Univerſität, Heidelberg und ſeiner Verwaltung den Mut ſchuf, freieren Flug zu wagen. Unglaublich raſch entwickelten ſich ſeitdem die neuen Stadtteile der Ebene auf dem linken Neckarufer, das Rohrbacher, Speyerer und Bergheimer Stadtviertel. Auf dem rechten Neckarufer, an den Abhängen des Heiligenberges, erſtand eine bedeutende Villenkolonie; das Dorf Neuenheim mit ſeinem alten Kirchlein, dem einzigen Baudenkmal, das den Sturm der Zeiten überdauert hat, und das Dorf Handſchuhsheim, das Generationen von Studenten mehr als durch ſeine intereſſante Kirche und die maleriſchen Reſte ſeiner ehrwürdigen Tiefburg durch die „Tante Felix“ traut und lieb geworden iſt, wurden in den Jahren 1891 und 1903 der Stadt einverleibt und entwickeln ſich dank der 1877 erbauten „neuen“ Brücke mehr und mehr zu modernen Villenvorſtädten Heidelbergs. Neue Straßen regten die Bautätigkeit an und ſchufen wie der Neckarſtaden zwiſchen der alten und neuen Brücke, die Uferſtraße und die Bergſtraße in Neuenheim und Handſchuhsheim ſowie die Panoramaſtraße am Weſtabhang des Gaisberges prächtige Spazierwege von mannigfachſtem landſchaftlichem Reiz. Öffentliche Gärten unterbrechen angenehm die neuen Straßenzüge. Die elektriſche Bahn, Eigentum der Stadt, ſetzt die einzelnen Stadtteile in engſte Verbindung.

Es entſtand eine Reihe ſtädtiſcher Bauten, wie der Schlacht- und Viehhof und das Elektrizitätswerk, muſtergültige, ſehenswerte Anlagen; drei neue Volksſchulgebäude wurden errichtet, die Höhere Bürgerſchule zur Oberrealſchule umgeſtaltet, eine Höhere Mädchenſchule und eine Handelsſchule geſchaffen.

Reger Wetteifer ließ in den neuen Stadtteilen binnen wenigen Jahren vier Kirchen erſtehen, links des Neckars die katholiſche

Großherzog Friedrich von Baden, Rektor der Heidelberger Hochſchule.
(Nach photographiſcher Aufnahme des Hofphotographen Oscar Suck in Karlsruhe.)

Bonifatiuskirche, eine romaniſche Baſilika, und die proteſtantiſche Chriſtuskirche ein „moderner Renaiſſancebau“, im Stadtteile Neuenheim eine in den Formen der Frühgothik gehaltene proteſtantiſche Kirche und die in der Formenſprache an den Dom zu Piſa ſich anlehnende katholiſche Raffaelskirche. Nachdem lange das ominöſe Wrede-Denkmal eine Art Wahrzeichen von Heidelberg gebildet, ſchmücken heute Denkmäler Kaiſer Wilhelms I., Bismarcks, Scheffels, des pfälziſchen Dialektdichters Nadler und des Begründers der freiwilligen Feuerwehren Karl Metz unſer Heidelberg.

Die ſoziale Tätigkeit der Stadt ſpiegelt ſich in einer Reihe von Einrichtungen und Maßregeln, wie in den ſtändigen und regelmäßigen Wohnungsunterſuchungen. Aber auch die Pflege rein ideeller Güter iſt der Stadt ein Anliegen, beſonders die Erforſchung ihrer Geſchichte und die Bewahrung von

Digitized by Google

Denkmälern ihrer Vorzeit in der Städtiſchen Kunſt- und Altertümerſammlung. Ausgrabungen der letzten fünf Jahre haben die überraſchende Tatſache erwieſen, daß die heutigen „neuen“ Stadtteile in Wahrheit das älteſte Heidelberg darſtellen, daß die vor der Talausmündung zu beiden Seiten des Neckars ſich dehnende fruchtbare Ebene ſchon in früheſter vorgeſchichtlicher Zeit dicht beſiedelt geweſen, daß die Völker der Steinzeit, der Bronze- und Hallſtattzeit, Kelten, Römer und Germanen in ununterbrochener Folge ſich abgelöſt und die Spuren ihres Daſeins uns im Schoße der Erde hinterlaſſen haben. Wertvolle Zeugniſſe dieſer Kulturen bewahrt die genannte Sammlung; von ihren übrigen reichen Schätzen ſeien hier nur eine faſt vollſtändige Sammlung der Anſichten von Stadt und Schloß ſowie eine einzig daſtehende Sammlung von Frankenthaler Porzellanen und pfälziſchen Münzen genannt.

Detail des Friedrichsbaues: Statue Ruprechts I., des Stifters der Univerſität im Jahre 1386.
(Nach photographiſcher Aufnahme von C. Hertel in Mainz [1889].)

Vergeſſen wir aber bei dieſer flüchtigen Überſicht über die Entwickelung der Stadt Heidelberg im neunzehnten Jahrhundert nicht der vom Staat geſchaffenen Bauten! Faſt für alle Disziplinen der Medizin und der Naturwiſſenſchaften ſind in den letzten fünfzig Jahren in der einſtigen Vorſtadt, dem Rohrbacher und dem Bergheimer Stadtviertel Neubauten erſtanden: die chemiſchen Laboratorien, die Wirkungsſtätte Robert Bunſens, der Friedrichsbau mit dem anatomiſchen Inſtitut, mit dem der Name Karl Gegenbaurs immerdar verknüpft iſt, dem mineralogiſch-geologiſchen und dem phyſikaliſchen Inſtitut, in dem Kirchhoff ſeine berühmten Unterſuchungen über das Sonnenſpektrum vollendete, das botaniſche und das zoologiſche Inſtitut, dies durch ſeine bedeutenden Sammlungen, jenes durch den botaniſchen Garten mit ſeinen Gewächshäuſern und dem Palmenhaus auch für weitere Kreiſe intereſſant; die Kliniken und Inſtitute der mediziniſchen Fa-

Die „Stadthalle“, vom rechten Neckarufer aus gesehen.
(Nach photographischer Aufnahme von Edmund von Koenig in Heidelberg.)

kultät im Bergheimer Stadtteil, im Äußeren schlicht, in ihrer inneren Ausstattung mustergültig, alle freilich trotz jährlicher Ergänzungsbauten stark im Raume beengt. Die neue Universitätsbibliothek, ein gewaltiger Monumentalbau im Stile der französischen Re-

Die „Stadthalle“, Westfront.
(Nach photographischer Aufnahme von Edmund von Koenig in Heidelberg.)

Digitized by Google

Das Heidelberger Schloß vor dem Dreißigjährigen Kriege.
(Nach Merians Stich von K. Lange in Heidelberg.)

naiſſance, iſt (der Peterskirche gegenüber) im Bau begriffen. Auch dem Archäologiſchen Inſtitut mit ſeinen reichen keramiſchen Schätzen wird wohl in nicht zu ferner Zeit die Stunde der Erlöſung von längſt ungenügenden Räumen ſchlagen. Der Univerſität nur angegliedert, nicht inkorporiert, iſt die 1895 bis 1897 erbaute Großherzoglich Badiſche Landesſternwarte auf dem Königsſtuhl, deren zwei Obſervatorien, das aſtrophyſikaliſche und das aſtrometriſche, mit ihren Inſtrumenten Sehenswürdigkeiten erſten Ranges darſtellen.

Dem Leben der Stadt geben Studenten und Fremde im weſentlichen das äußere Gepräge; ihr geiſtiges Leben wird durch die Hochſchule beſtimmt.

Die Gründung der Univerſität im Jahre 1386 war die Geiſtestat eines weitſchauenden Fürſten, Ruprechts I., „des eigentlichen Begründers des pfälziſchen Territorialſtaates". Ihn beſtimmten frommer Drang, die allgemeinen kulturellen und kirchenpolitiſchen Verhältniſſe — das kirchliche Schisma — und die ideellen und materiellen Vorteile, die ſeinem Land und ſeiner Reſidenzſtadt von einer ſolchen Studienanſtalt erwachſen mußten. Aus dem Strome der Zeit geboren, iſt die Univerſität in der Folge aus jeder Stagnation wieder fortgeriſſen worden von

Der Schloßhof vor dem Orleansſchen Kriege, von Süden geſehen. (Frauenzimmerbau, Friedrichsbau, Gläſerner Saalbau, Otto Heinrichsbau, Ludwigsbau.)
(Nach Kraus' Radierung vom Jahre 1683.)

Digitized by Google

Der Heidelberger Schloßhof, von Norden geſehen. (Brunnenhalle, Torturm und Ruprechtsbau.)

dem Strome der Zeit, ja ſie hat dieſem zeitweiſe ſelbſt Lauf und Richtung gegeben. Als ſelbſtändige Korporation gegründet und von Landesfürſt und Papſt reich fundiert, ſollte ſie, wie alle mittelalterlichen Univerſitäten, nur den von der Kirche gebilligten Lehrſtoff ihren Schülern überliefern, nicht freier Forſchung obliegen. So trug ſie bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts den Charakter einer ſtreng ſcholaſtiſchen Lehranſtalt; es gelang ihr auch, alle Neuerungen hinſichtlich des Lehrſtoffes oder der Lehrmethode, mochten ſie von Lehrern oder den Landesherren, wie von Friedrich I., dem Siegreichen, und Philipp, dem Mäcen der Humaniſten, angeregt werden, mit größerem oder geringerem Erfolg abzulehnen. Aber durch ein Machtwort Otto Heinrichs (1556 bis 1559) wurde „die Hochburg der Scholaſtik“ im Sinne der Renaiſſance (des Humanismus) und der Reformation völlig umgeſtaltet, namentlich unter der Mitwirkung Philipp Melanchthons, und unter den Nachfolgern jenes hochbegabten Fürſten zu einem Bollwerk des Calvinismus von europäiſchem Rufe ausgeſtaltet. Nach dem Dreißigjährigen Kriege, der ſie ihrer berühmten Bücherſchätze beraubte, erlebte ſie unter dem toleranten Karl Ludwig eine kurze Nachblüte, um nach den Schrecken des Orleansſchen Krieges (1689, 1693) ein Jahrhundert faſt völliger Stagnation zu verleben. Der Gegenſatz der Bekenntniſſe, der ſeit dem Regierungsantritt der katholiſchen Pfalz-Neuburgſchen Linie (1685) das Land erfüllte, war mit ein Hauptgrund für jenen Stillſtand. Als nun gar die franzöſiſche Revolution die Univerſität ihrer zumeiſt auf dem linken Rheinufer gelegenen Beſitzungen oder ihrer Naturaleinkünfte beraubte, kam ſie der Auflöſung nahe.

Der Reichsadler am Ruprechtsbau.
(Nach photographiſcher Aufnahme von K. Lange in Heidelberg.)

Karl Friedrich von Baden ſchuf ihr eine völlig neue materielle und geiſtige Grundlage. Ein zweiter Ruprecht und Otto Heinrich, errichtete er ſie als eine durchaus ſtaatliche, vom Staate dotierte Lehranſtalt. Die alten, längſt zur ſchwerſten Hemmnis gewordenen Privilegien beſeitigte er, ein neues verlieh er ihr von unſchätzbarem, unvergänglichem Werte, indem er — zum erſtenmal ſeit Gründung der Univerſität — die völlige Freiheit wiſſenſchaftlicher Forſchung von jedem einſeitig konfeſſionellen Standpunkt verkündigte und verbriefte. Es iſt hier nicht des Ortes, die glänzende Geſchichte der Heidel-

berger Hochſchule im neunzehnten Jahrhundert eingehend zu ſchildern; wenige Andeutungen mögen genügen. Die geiſtigen und politiſchen Strömungen dieſes Jahrhunderts ſpiegelt die Geſchichte der (proteſtantiſch-) theologiſchen Fakultät vielleicht am ſtärkſten wider. Wer irgend mit der vaterländiſchen

Der Erker des Bibliotheksbaues von innen.
(Nach photographiſcher Aufnahme von Karl Pfaff.)

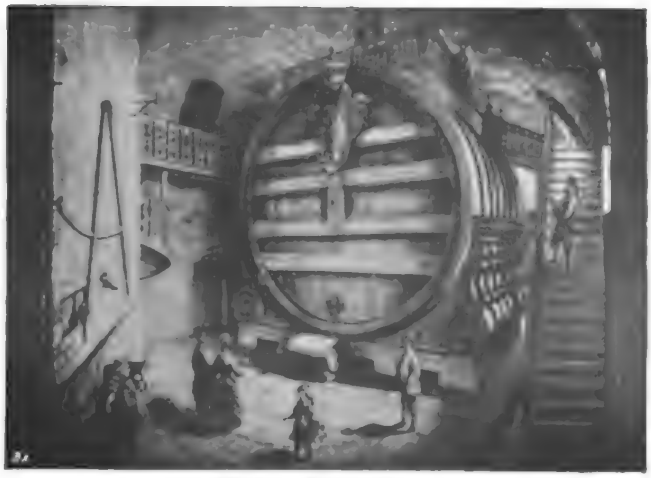
Geſchichte vertraut iſt, weiß, welch tiefgehenden Einfluß die Hiſtoriker Schloſſer, Gervinus, Ludwig Häuſſer und H. von Treitſchke auf das Denken und Empfinden der deutſchen Jugend geübt haben. Rechtslehrern wie Thibaut, Mittermaier, von Vangerow, Windſcheid iſt es zu danken, daß die Heidelberger Hochſchule jahrzehntelang als Juriſtenuniverſität ſchlechtweg gegolten. Was Bunſen, Kirchhoff, Helmholtz Heidelberg und der Welt bedeuteten und bedeuten, iſt Gemeingut der Gebildeten. Die akademiſchen Kliniken haben den von M. J. von Chelius ihnen begründeten Weltruf bis auf den heutigen Tag behauptet und gemehrt. Doch nicht den Toten nur ſei der Kranz gereicht! Von den Lebenden aber ſei hier einzig des Neſtors Kuno Fiſcher gedacht, welcher der Erforſchung und Darſtellung der tiefſten Probleme der Geiſteswiſſenſchaften ſein Leben geweiht und in nie ermüdender Pflichttreue heute wie einſt Hunderte von Jünglingen durch ſeine wundervolle Lehrgabe für jene höchſten Fragen begeiſtert.

So hatte die Heidelberger Hochſchule wohl das Recht, im Jahre 1886 die Feier ihres fünfhundertjährigen Beſtehens ſtolz zu begehen und den Lorbeer entgegenzunehmen, der ihr von Kaiſer und Reich, von Fürſt und Volk, von der ganzen gebildeten Welt gereicht ward, hatte wohl das Recht, auch die Jahrhundertfeier ihrer Erneuerung durch Karl Friedrich von Baden froh zu begehen und dem hochgeſinnten Enkel Karl Friedrichs, Großherzog Friedrich von Baden, der ihr als erlauchter Rektor ein volles halb Jahrhundert treu das Banner vorangetragen, dankbar zu huldigen.

Und es ſcheint, als ſtröme der Hochſchule auch aus ſolchen Feiern neue Kraft zu. Eine kurze Spanne Zeit liegt zwiſchen beiden Feſten: die Zahl der Lehrenden und Lernenden iſt ſeit der Jubelfeier des Jahres 1886 ganz erſtaunlich gewachſen; überſchauen wir die reiche Fülle der akademiſchen Vorleſungen und Übungen, ſo will uns bedünken, die Heidelberger Hochſchule habe zu keiner Zeit ihres Daſeins dem Pulsſchlag ihrer Zeit aufmerkſamer gelauſcht als in unſeren Tagen: teilnehmend, beſtimmend, führend erſcheint ſie inmitten all der wiſſenſchaftlichen und ſozialen Strömungen der Gegenwart; vorurteilsfrei hat ſie auch den Frauen ihre Hallen erſchloſſen, neidlos ſpendet ſie außerhalb

Digitized by Google

ihrer Lehrſäle auch nicht akademiſch Gebildeten von ihren reichen Schätzen; die Ehrenpromotionen des Jahres 1886, faſt in höherem Grade noch die des Jahres 1903 haben bewieſen, daß die Univerſität von freier geiſtiger Warte jede ſchöpferiſche Tat in Wiſſenſchaft und Kunſt zu würdigen und zu ehren weiß.



Das Große Faß.
(Nach photographiſcher Aufnahme eines Stiches von R. Lange in Heidelberg.)

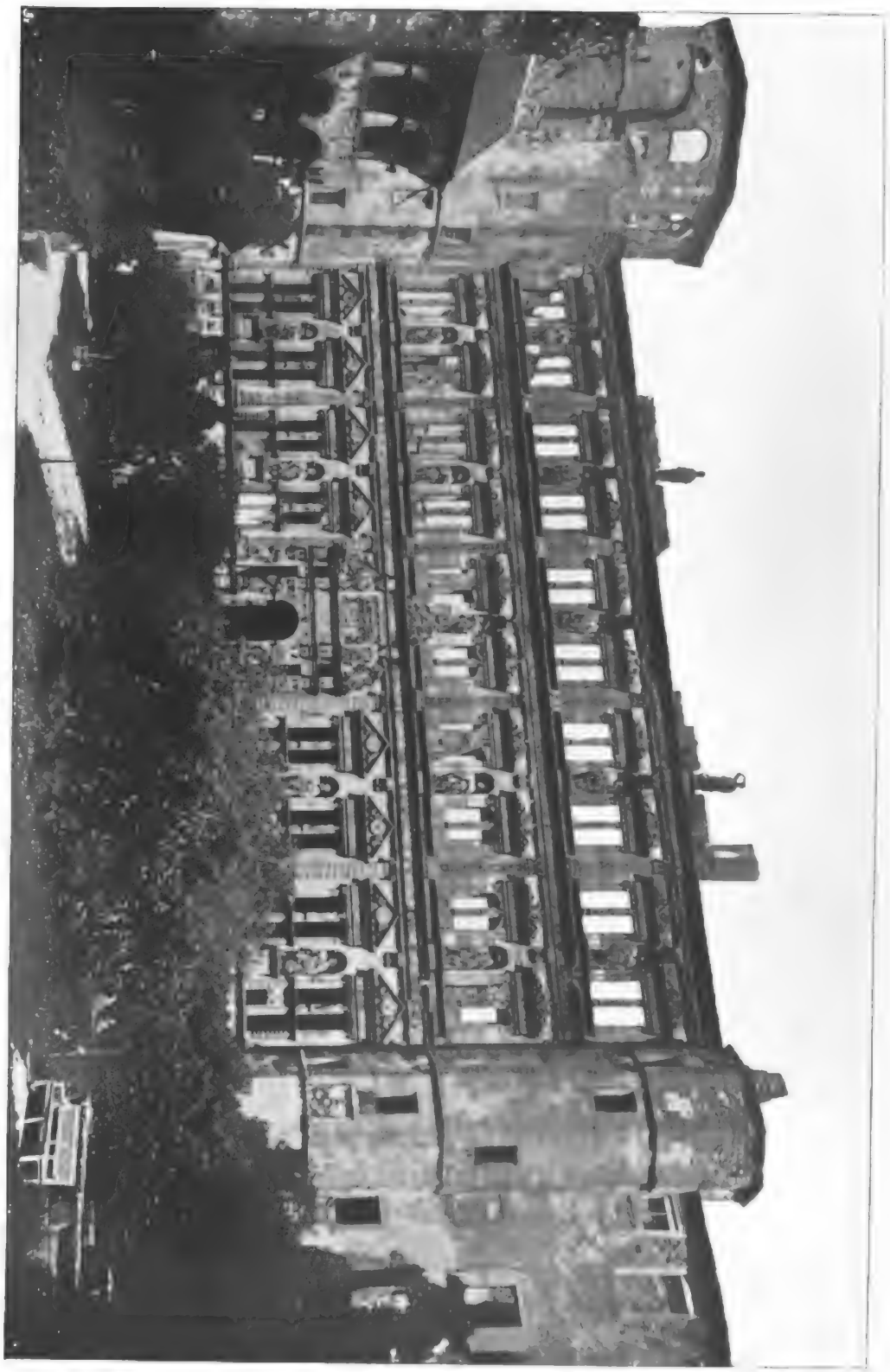
In der Aula der Univerſität mag man die Namen der Lehrer leſen, die in fünf Jahrhunderten der Hochſchule beſonderen Glanz geliehen. Eine weihevolle Stunde wird der durchleben, der an einem ſchönen Abend in dem ſtimmungsvollen Friedhof an den ſonnigen Abhängen des Gaisberges ſich ergeht und zwiſchen den Gräbern derer wandelt, die von unermüdlicher Forſchung und heißem Geiſtesſtreit hier ruhen.

Die Univerſität beſtimmt heute mehr denn je die geiſtige und geſellſchaftliche Phyſiognomie der Stadt. Ihr iſt es auch zu danken, daß das im „Bachverein“ gipfelnde muſikaliſche Leben zu einem mächtigen, beherrſchenden Faktor geworden und ſich zu einer Blüte entfaltet hat, die reiche Großſtädte Heidelberg neiden mögen. Mit gutem Bedacht hat die Stadt Heidelberg dieſer Kunſt in der „Stadthalle“ am herrlichen Neckarufer einen würdigen Tempel errichtet, dem durch die Jahrhundertfeier der Univerſität in den Auguſttagen und durch das Heidelberger Muſikfeſt in den Oktobertagen des Jahres 1903 eine herrliche Doppelweihe zuteil geworden iſt. In der Stadthalle hat auch bis zur Gewinnung eines eigenen Hauſes der Kunſtverein mit ſeinem eigenen Beſitz und ſeinen permanenten und Sonder-Ausſtellungen ſein Heim gefunden.

Der Schloßhof, von Süden geſehen.
Friedrichsbau, Gläſerner Saalbau, Glockenturm und Otto Heinrichsbau.)

Aber mit der Stadt und der Hochſchule iſt der Begriff „Heidelberg“ nicht erſchöpft.

Wohl ſchon im zwölften Jahrhundert ragten auf den die Talmündung beherrſchenden Höhen zwei Burgen. Von der „oberen“, die im Jahre 1537 durch eine Pulvereroſion zerſtört ward, ſind nur noch die Fundamente der Umfaſſungsmauern und



Der Otto Heinrichsbau.
(Nach photographischer Aufnahme von K. Lange in Heidelberg.)

Digitized by Google

ſpärliches aufgehendes Mauerwerk vorhanden, auf dem durch ſeine Ausſicht berühmten kleinen Gaisberg, da, wo heute das Reſtaurant „Molkenkur“ ſich erhebt. Aus der „unteren“ Burg hat ſich im Laufe der Jahrhunderte die ſtarke Feſte, die prächtige Reſidenz entwickelt, deren Ruinen wir heute bewundern und lieben.

Merians Bild zeigt uns, wie das Heidelberger Schloß um das Jahr 1620, alſo unmittelbar nach dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, nach außen ſich darſtellte; der Krauſſche Stich gibt uns ein Bild des Schloßhofes im Jahre 1683, vor der Zerſtörung im Orleansſchen Kriege.

Wer von Süden den Schloßhof betritt, umſpannt mit ſeinem Auge im weſentlichen Bauten der Renaiſſance: den Otto Heinrichsbau, den Friedrichsbau und als ſtimmungsvolles Bindeglied den Gläſernen Saalbau mit ſeinen maleriſchen Loggien. Wendet er den Blick gen Süden, ſo ſchaut er die Bauten gotiſchen Stiles: den mächtigen Torturm als Mittelpunkt, den Soldatenbau mit der reizvollen Brunnenhalle, die Wirtſchaftsgebäude und den Ludwigsbau zur Linken, den Ruprechtsbau, den Bibliothekbau und den Frauenzimmerbau (Bandhaus) zur Rechten und, dieſem nach Norden vorgelagert, den gotiſchen Faßbau.

Detail vom Otto Heinrichsbau.
(Nach photographiſcher Aufnahme von K. Lange in Heidelberg.)

Detail vom Friedrichsbau: Statue Ottos von Ungarn im zweiten Obergeſchoß der Hoffaſſade.
(Nach photographiſcher Aufnahme von Karl Pfaff [1895].)

Aber wer denkt, wenn er den Schloßhof betritt, an verſtandesmäßiges Scheiden und Trennen! Der Phantaſie erſcheint dieſe Trümmerwelt als ein harmoniſches Ganze, von gottbegnadeter Hand gefügt! Faſt zögernd wird man bekennen, daß Jahrhunderte an dieſem Werke geſchaffen und zerſtört, daß das von der Natur vorgezeichnete Schema der erſten Burganlage durch eine faſt unendliche Kette von Geſchlechtern auf das mannigfaltigſte umgeſtaltet und erweitert worden iſt. Ernſtes Schauen vermag unſchwer aus zahlreichen Reſten die urſprüngliche typiſche Burganlage mit den Feſtungs- und Wohnbauten zu erſchließen. An der Südſeite, der eigentlichen Sturmſeite, iſt ſie am treueſten erhalten; auf den drei anderen Seiten haben die Wohnbauten die Feſtungsmauern faſt gänzlich verdrängt oder, wie auf der Weſtſeite, weit hinausgeſchoben. Stammen die Untergeſchoſſe der drei Oſttürme — Krautturm (Geſprengter Turm), der efeuumrankte Apothekerturm und der hochragende Glockenturm — aus älterer Zeit, ſo gehören die heutigen Feſtungswerke der Süd- und Weſtſeite — Südwall, Torturm, Weſtwall (Engliſcher Garten) und Dicker Turm — der Zeit Ludwigs V. an (1508 bis 1544). Ihm, dem Hauptbaumeiſter des Schloſſes, werden auch die meiſten der heute ſichtbaren gotiſchen Wohnbauten zuzuſchreiben ſein.

Der kaum mit Recht auf den deutſchen König Ruprecht von der Pfalz (1400 bis 1410) zurückgeführte Ruprechtsbau iſt ſchon durch ſeine Wappentafeln bedeutend, deren eine den prächtig ſtiliſierten, einſt reich bemalten Reichsadler mit den pfälziſchen Wappenſchilden in den Fängen zeigt.

Vom Bibliothekbau iſt im Schloßhofe nur die erkergeſchmückte Oſtſeite ſichtbar; vom Engliſchen Garten aus blickt man in ſein geborſtenes Innere mit der einſam ragenden Säule, den originellen Konſolen der reichen Deckengewölbe, die einſt die prächtigen Säle überſpannten, mit den einfach ſchönen Kaminen; ſteigt man aber zu dem maleriſchen gotiſchen Erker empor, ſo genießt man entzückende Blicke in den Schloßhof, auf die ſchöngeformten alten Linden des Engliſchen Gartens, auf Stadt und Strom und auf das weite lachende Pfälzerland bis hinüber zu den blauen Bergen der Hart.

Den Frauenzimmerbau zeigt der Krausſche Stich als dreiſtöckigen Bau, der im ſiebzehnten Jahrhundert „illuminiert“ worden, um ſeine äußere Erſcheinung der der Renaiſſancebauten anzugleichen. Das heute noch vorhandene Erdgeſchoß (Bandhaus), läßt nichts mehr von der Pracht ahnen, die ſeine zweiſchiffige Halle mit den vier Erkern bei glänzenden Hoffeſten zeigte.

Digitized by Google

Friedrichsbau.

Zu Pfaff: Heidelberg.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Pfalzgraf Johann Kaſimir kam auf den originellen Gedanken, den Reichtum der rebenfrohen Pfalz im Jahre 1591 in einem Rieſenfaſſe zu verkörpern. Es ward augenſcheinlich ſofort ein Wahrzeichen des Heidelberger Schloſſes, ward „als ein Wunder angeſchaut, desgleichen in derſelben Zeit war keines in der Chriſtenheit", ſo daß nach ſeinem Zerfall im Dreißigjährigen Kriege ſogar der ernſte, ſparſame Karl Ludwig im Jahre 1664 ſich entſchloß ein neues „Großes Faß" herſtellen zu laſſen. Es übertraf das erſte an bildneriſchem Schmuck und kündigte in wohlgemeinten Verſen Joſ. Thannebergs ſeine Geſchichte und Beſtimmung. Wurden ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert Denkmünzen auf das Faß geſchlagen, ſo feierte es im achtzehnten Jahrhundert, als ihm Karl Philipp im Jahre 1728 ſeinen „luſtigen Rat" Perkeo zum Wächter beſtellte, noch größere Triumphe. Doch auch dieſem Rieſenfaß war kein hohes Alter beſchieden. So erſtand denn im Jahre 1751 auf Befehl Karl Theodors das dritte „Große Faß", ſchlichter als ſeine Vorgänger, doch geräumig genug; faßt es doch 221726 Liter. Seit 1769 ſteht es als eine „geleerte Größe", als ſolche durch Scheffels Sang vom „Zwerg Perkeo" in allen Landen bekannt. Durch frommen Trug erlebte es in den Jubeltagen der Univerſität, in den Jahren 1886 und 1903, eine Auferſtehung zu flüchtigem Leben und ſchaute da, zumal bei dem unvergeßlichen „Koſtümfeſt" des 8. Auguſt 1886, Bilder frohen und gehobenen Lebens wie wohl nie zuvor.

Schon in den gotiſchen Bauten Ludwigs V. pocht eine neue Kunſt, die Renaiſſance, leiſe an.

Der Gläſerne Saalbau Friedrichs II. (1544 bis 1556), völlig Ruine, zeigt alte und neue Formen in reizvollem Bunde in den drei (einſt vier) übereinander angeordneten Logien der Hoffaſſade mit den prächtigen, kranzumrahmten Wappen, in dem vor dieſe Faſſade vorſpringenden Giebelbau und dem Erker der Oſtwand mit ſeinem eigenartigen Gewölbe. In den edelſten Frühformen ſpricht die neue Kunſt in einem Kamin zu uns, das Friedrich II. im erſten Obergeſchoß des Ruprechtsbaues aufgeſtellt, das aber leider zu lange Wind und Wetter preisgegeben war.

Glücklich, weſſen Auge je auf dem Otto Heinrichsbau geruht hat! Glücklich, wer dieſe Harmonie der Maße, der Formen und der Farben genoſſen! Wie einfach iſt der Aufbau der drei durch Gebälk und Fries ſcharf getrennten Geſchoſſe, wie klar ihre Gliederung in fünf, durch Pilaſter und Halbſäulen zuſammengefaßte, ſtatuengeſchmückte Syſteme! Wie freut ſich der Beſchauer der ſcheinbar ins Unendliche ſich dehnenden Horizontalen,

Detail der Nordfaſſade des Friedrichbaues.
(Nach photographiſcher Aufnahme von Karl Pfaff in Heidelberg [1902].)

Digitized by Google

Der Gesprengte Turm (Krautturm.)
(Nach photographischer Aufnahme von K. Lange in Heidelberg).

Gesamtheit nach der geistvollen Deutung K. B. Starks „einen schönen Spiegel der fürstlichen Regierung“ bilden.

Welch andere Sprache redet der vierzig Jahre später (1601 bis 1607) erstandene Friedrichsbau! Nichts von epischer Breite! Energisch, ungeduldig strebt dieser trotz fremder Formensprache wahrhaft deutsche Bau Johannes Schochs himmelwärts. Als wuchtige Bauglieder wirken hier die Pilaster, kühn das Gebälk der drei Hauptgeschosse durchbrechend, bis hinauf zu den Giebelgeschossen. Keine freie Fläche, die den Figuren der Hoffassade, jetzt Kopien, dieser Ahnengalerie pfälzischer Fürsten, Raum gönnte! In die Pilaster drängen sich ihre Nischen hinein. Kaum ein Ruhepunkt für das Auge vor der Überfülle des ornamentalen wie figürlichen Schmuckes. Aber welchen Schmuckes! Man und wie wird das Auge doch immer wieder energisch auf den Mittelpunkt der Fassade gewiesen, auf das wundervoll sich aufbauende Portal mit dem unvergleichlich schönen Wappen Alexander Colins aus Mecheln! Welche Meisterschaft in allem Dekorativen, wie in den phantasiereichen Fensterbekrönungen, und doch, welches Maßhalten, um auf ruhigen Flächen das Auge ausruhen zu lassen! Rein dekorativ sind auch die Statuen gedacht und ausgeführt, ohne Anspruch auf selbständiges Leben. Schrifttafeln oder Attribute charakterisieren sie als Helden der heidnischen und christlichen Welt, als die drei christlichen und zwei heidnischen Haupttugenden und als die sieben Planetengötter, die in ihrer

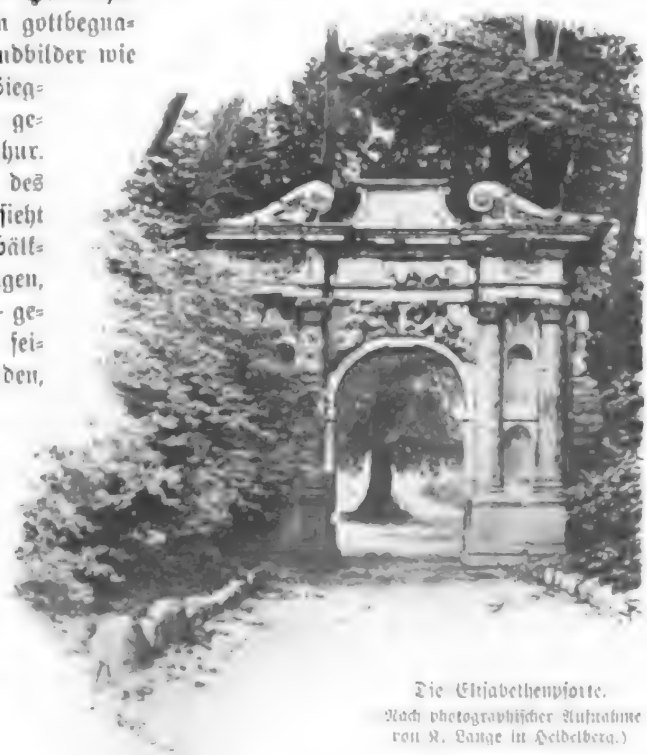
Blick auf den Englischen Garten (Stückgarten) und den Dicken Turm.
(Nach photographischer Aufnahme von Karl Pfaff.)

Digitized by Google

löſe die Köpfe aus dem Gebälk, aus den Fenſterbekrönungen, ſie werden als Meiſterwerke der Plaſtik ſelbſtändig beſtehen. Welch individuelles Leben in den Löwenköpfen, die die Pilaſter des Erdgeſchoſſes der Nordfaſſade ſchmücken! Man vergleiche die jetzt im Ruprechtsbau aufgeſtellten Originalſtatuen des Friedrichsbaues und des Otto Heinrichsbaues: begeiſtert wird man den gottbegnadeten Künſtler preiſen, der Standbilder wie die Ruprechts I., Friedrichs des Siegreichen oder Ottos von Ungarn geſchaffen — Sebaſtian Götz aus Chur.

Wer in das Kellergeſchoß des Frauenzimmerbaues hinabſteigt, ſieht da eine Menge Werkſtücke, Gebälkteile, Geſimſe, Fenſterbekrönungen, Pilaſter, Wappen, Kartuſchen — geborſten, zerriſſen, abgefault, die feineren Linien zumeiſt geſchwunden, der ornamentale und bildneriſche Schmuck infolge der Abwitterung vielfach nur noch in der Silhouette erkennbar —: dieſe Werkſtücke ſtammen von den Faſſaden des Friedrichsbaues. Man wandere zum Ruprechtsbau und betrachte dort die Standbilder der Kurfürſten, die bis vor ſechs Jahren am Friedrichsbau prangten: alle von größeren oder kleineren Sprüngen wie von Adern durchzogen, da ein Haupt geſpalten, dort Hand oder Finger abgefallen, manche Figuren ſtandfaul, wohl bei allen die Epidermis angegriffen. Denke man die weitgehendſte Zerſtörung der Innenflächen der Umfaſſungsmauern des Friedrichsbaues hinzu, gewaltige Riſſe zwiſchen den Quadern klaffend, dieſe ſelbſt von Feuersglut geborſten, abgeſprengt, und man hat ein ungefähres Bild des Zuſtandes, in dem ſich dieſer Palaſt vor ſeiner Wiederherſtellung in den Jahren 1897 bis 1903 befunden.

Daß der Friedrichsbau als Halbruine mit ihrer wunderbaren Skala von tauſend Farbentönen ſtimmungsvoller, zauberhafter wirkte denn jetzt, unmittelbar nach ſeiner Wiederherſtellung, wird kein Verſtändiger leugnen. Ob in der Erneuerung einzelner Teile zu weit gegangen, unterliegt ſachverſtändigem Urteil. Daß eine durchgreifende Reſtauration (einſchließlich des Daches) ſtattfinden mußte können nur die in Zweifel ziehen, die das Bild der Ruine um den Preis ihrer völligen Vernichtung erhalten ſehen wollen und ſich damit tröſten, daß man nach dem Unter-



Die Elisabethenpforte.
(Nach photographiſcher Aufnahme von R. Lange in Heidelberg.)

gang des Originales mit Hilfe von Gipsabgüſſen eine Kopie in Geſtalt eines völligen Neubaues erſtehen laſſen könnte. Daß ihnen auch mit der glanzvollen Herſtellung des Inneren des Friedrichsbaues durch Karl Schäfer zu viel geſchehen, bedarf kaum der Erwähnung.

Heißer tobt der Streit der Meinungen um die Erhaltung des Otto Heinrichsbaues, zu faſt unerträglicher Glut entfacht durch das Hereinwirken perſönlicher Gegenſätze. Wem auch hier die leiſeſte Berührung Frevel dünkt, der möge ſich doch durch gewiſſenhafte Betrachtung aus nächſter Nähe davon überzeugen, daß auch die Prunkfaſſade des Otto Heinrichsbaues ſich wohl in ſchlimmerem Zuſtande befindet, als es ſelbſt Sachverſtändigen erſcheinen möchte. Nur von einem Gerüſt aus kann man die zahlloſen Riſſe

Digitized by Google

und Sprünge erkennen, die die Quadern der beiden Obergeſchoſſe und die aus ihnen herausgearbeiteten Pilaſter, Halbſäulen, Hermen, Fenſterbekrönungen und Friese durchziehen. Vom Zuſtande der Faſſade im Erdgeſchoß vermag ſich jedermann zu unterrichten. Iſt nicht das wundervolle Portal in ſchon weit vorgeſchrittener Zerſtörung begriffen? Die Karyatiden ſchützt nur Drahtgeflecht vor dem Zerfall, reizvolle Reliefs mit den Emblemen des Krieges und des Friedens hat unaufhaltſame Fäulnis erfaßt. Das Wappen, dies Wunderwerk plaſtiſcher Kunſt, das, von ferne betrachtet, völlig unverſehrt erſcheint, iſt mehrfach geſprungen, Helmſpangen, Löwen, Laubwerk ſind vielfach beſchädigt, die Epidermis der drei Wappenſchilde ſelbſt angegriffen. Und wie viele Jahrzehnte werden die muſizierenden Putten über den Fenſtern des Erdgeſchoſſes noch Auge und Herz erfreuen, wenn Wind und Wetter noch lange ihr Spiel mit ihnen treiben?

Heidelberg, vom Fußweg nach dem Königſtuhl aus geſehen.
(Dem Werke „Heidelberg und Umgebung“ von Prof. Dr. Karl Pfaff entnommen.)

Doch dies iſt faſt eine untergeordnete Frage, ob einzelne Glieder der Schmuckfaſſade erneuert werden ſollen oder nicht. Die Hauptfrage iſt vielmehr die, ob dieſe Faſſade als Ganzes, als freiſtehende Mauer, bei dem heutigen Zuſtand des Otto Heinrichsbaues erhalten werden kann, oder ob die jetzige Ruine mit einem Dache verſehen, d. h. als Bau völlig wiederhergeſtellt werden muß, damit die Hoffaſſade nicht heute oder morgen durch Winddruck umgeſtürzt wird.

Dieſe Frage beſchäftigte in erſter Linie die beiden von der badiſchen Regierung einberufenen „Heidelberger Schloßbau-Konferenzen“ vom Jahre 1901 und 1902. Die zweite Konferenz hat die zuletzt berührte Gefahr bejaht: eine Entſcheidung iſt aber noch nicht gefällt. Sie iſt um ſo ſchwieriger, als ſie vielleicht mit der weiteren, nicht minder leidenſchaftlich erörterten Frage betreffs der Geſtaltung einer Bedachung zuſammenhängt, indem von der einen Seite horizontaler Abſchluß der Hoffaſſade als urſprünglich vom Bauherrn geplant behauptet wird, von der anderen Seite die ſchwer anfechtbaren Zeugniſſe der Stuttgarter Federzeichnungen, des Merianſchen Stiches und des Wetzlarer Skizzenbuches ins Feld geführt werden, wonach der Otto Heinrichsbau vor dem Dreißigjährigen Kriege mit zwei hohen, durchgehenden Doppelgiebeln bekrönt geweſen iſt.

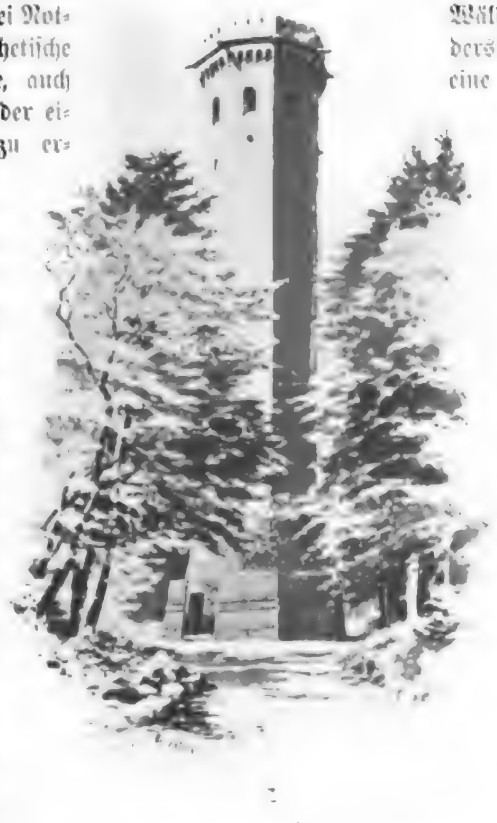
Wenn der Otto Heinrichsbau ausgebaut werden müßte, wäre aus äſthetiſchen Gründen die Wiederherſtellung des Gläſernen Saalbaues unvermeidlich. In der Nordoſtecke des Schloſſes träte dann an Stelle des bisherigen Ruinenbildes das Bild der Paläſte vor ihrer Zerſtörung. Die lebende Generation würde jenes Bild ſchmerzlich miſſen. Wenn der Otto Heinrichsbau aber

nur um dieſen Preis erhalten werden kann, ſo muß unſeres Erachtens dieſer Preis bezahlt werden.

Die Renaiſſance-Ecke des Heidelberger Schloſſes ſtellt ein in ſich geſchloſſenes Bild dar. Die auf der Süd- und Weſtſeite des Schloſſes ragenden Ruinen gotiſcher Bauten ſind eine Welt für ſich. Wir ſehen keinerlei Notwendigkeit, weder äſthetiſche noch kunſtgeſchichtliche, auch einen Ruprechtsbau oder einen Bibliothekbau zu erneuern und gegen das Zauberbild ihrer Ruinen mindere Werte einzutauſchen. Und wer wird ſich vermeſſen, an die Ruinen des Geſprengten Turmes oder des Dicken Turmes Hand anzulegen?

Mit dem ſchlichten Engliſchen Bau klingt auf dem Heidelberger Schloſſe die Renaiſſance aus; es iſt der letzte Palaſt, der überhaupt auf ihm errichtet worden.

Das Bild der Schloßruine iſt von wundervollem Rahmen umſchloſſen, dem weſentlich von Friedrich V. kurz vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges geſchaffenen Schloßgarten. Reizvoll an ſich, gewährt er die köſtlichſten Blicke auf Schloß und Stadt, mag man zur Großen Terraſſe ſchreiten, wo Scheffels Bild Alt-Heidelberg, die Feine, grüßt, oder durch die Eliſabethenpforte, die der unglückliche Winterkönig dem geliebten engliſchen Königskind errichtet hat, zu den Linden des Stückgartens wandern. —



Der Ausſichtsturm auf dem Königſtuhl.
(Nach photographiſcher Aufnahme von R. Lange in Heidelberg.)

Recht kennen und lieben wird Heidelberg nur, wer auch ſeine Umgebung genoſſen, wer auf ſeinen Höhen gewandert, in ſeinem Tale ſich ergangen. Den Zauber dieſer waldigen Höhen haben Unzählige empfunden, keiner inniger und ſinniger geſchildert als Helmholtz in den Jubeltagen des Jahres 1886 (vgl. Monatshefte, Sept. 1903, S. 796); die intime Schönheit des Neckartales aber von Heidelberg bis Heilbronn hat ſchon hundert Jahre früher W. v. Humboldt ſtärker zum Herzen geſprochen als die geprieſenſten Stätten am Rhein.

Schön für ſich, bieten die Wälder Heidelbergs, beſonders an den Bergeshängen, eine Fülle herrlicher Blicke auf Schloß und Stadt, in das Neckartal und auf die Rheinebene. So die Wege nach der Molkenkur, von der aus man den berühmten Blick auf das Schloß aus der Vogelſchau hat, nach dem Königsſtuhl mit ſeinem weitſchauenden Turm, nach den gaſtlichen Raſthäuſern Kohlhof und Speyererhof und nach dem ſagenberühmten Wolfsbrunnen. Und wie leicht iſt heute das Wandern auf den Höhen gemacht! In wenigen Minuten bringt uns die Bergbahn empor zum Schloß und zur Molkenkur — von hier führen uns treffliche Wege in kaum merklicher Steigung auf die Höhen und in die ſtundenweit ſie bedeckenden Eichen- und Buchenwälder, von da hinab zu den freundlichen Dörfern der Rheinebene oder den Burgen des Neckartales.

Weniger bequem macht es uns der Heiligenberg, der auf dem rechten Neckarufer den Talausgang bewehrt. Aber der Aufſtieg zu ihm lohnt reich. Vom Philoſophenweg ſehen wir Heidelberg in ſeiner ganzen Ausdehnung, haben wir ſchöne Blicke ins enge Neckartal und in die weite Ebene mit dem ſilberblinkenden Rhein und den ſtolzragenden Türmen des Kaiſerdoms zu Speyer. Steigen

Digitized by Google

Partie vom Kohlhof: Das alte Gasthaus.
(Nach photographischer Aufnahme von Dr. C. Jaeger in Aarau.)

wir zur Höhe des Heiligenberges hinan, ſo überkommt uns mächtig geſchichtliche Erinnerung. Da ragt die Bismarckſäule gleich einem Mahnzeichen weit ins Land hinaus; dort ziehen merkwürdige Steinwälle, die ein unbekanntes Volk vor Jahrtauſenden zu ſeinem Schutze rings um den Berg geſchichtet; auf der Höhe erblicken wir die Trümmer der Kloſterkirche, die Lorſcher Mönche in Karolingerzeit auf der Stelle eines römiſchen Merkurtempels fromm gegründet haben.

Unzählige geſchichtliche Erinnerungen weckt uns auch das Neckartal. Geht man von der Alten Brücke auf dem rechten Ufer ſtromaufwärts, ſo gelangt man in etwa zwanzig Minuten zum ſogenannten Haarlaß. Hier genießt man des ſchönſten Blickes im unteren Neckartale, gegen Weſt auf die im Neckar ſich ſpiegelnde Stadt, ſtromaufwärts auf das überaus ſtimmungsvoll auf einem Hügel thronende Stift Neuburg, einſt Benediktinerkloſter, dann Stift adeliger Fräulein, im achtzehnten Jahrhundert Eigentum der Jeſuiten und Lazariſten, ſeit 1825 im Beſitz des Rates Fritz Schloſſer aus Frankfurt und ſeiner Nachkommen, eine Stätte, durch Goethe und Marianne von Willemer geweiht, noch heute zahlreiche Goethe-Reliquien bergend.

Weiter ſtromaufwärts reiht ſich Burg an Burg, Dorf an Dorf, Stadt an Stadt: die vier Burgen von Neckarſteinach, der ihnen gegenüber ragende Dilsberg, Hirſchhorn mit weitſchimmerndem Palas, Stolzeneck mit ſeiner rieſenhaften Schildmauer, Zwingenberg mit dem ſtimmungsvollen Burghof und den ergreifenden Fresken ſeiner Burgkapelle, die einſamen Trümmer der Minneburg, Hornberg, die Burg des Götz von Berlichingen, und viele andere bis hinauf zur Hohenſtaufenpfalz von Wimpfen und dem weinfrohen Emporium Heilbronn mit dem prächtigen Rathaus und der Kilianskirche — ſo folgt Bild auf Bild, jedes eigenartig in ſich geſchloſſen.

Wie anders die Landſchaft an der Bergſtraße, wo Kirſch' und Rebe blüht, wo die Mandel reift! Ein Hügel maleriſcher geſtaltet als der andere, beherrſchende Kuppen

Stift Neuburg und Stiftsmühle.
(Nach photographischer Aufnahme von Karl Pfaff

Digitized by Google

mit weithin sichtbaren Burgen bekrönt! Wer kennt nicht die Windeck bei Weinheim, den mächtigen Bergfried der Starkenburg, einst Besitz und Schirm des ehrwürdigen Klosters Lorsch, das Auerbacher und das Alsbacher Schloß?

Dann der Odenwald selbst mit seinen zahllosen Tälern und Tälchen, dem Mümlingtal vor allen anderen, mit den an Kunstschätzen so reichen Orten Erbach und Michelstadt und dem Breuberg, dessen herrliche Burg uns durch alle Perioden der Baukunst geleitet.

Selbst nach der scheinbar reizlosen Ebene ziehen uns das stille Ladenburg, ein Schatzkästlein für den Freund der Kunst- und Kulturgeschichte, Mannheim, die stolze Handelsstadt, Schwetzingen, ein klein Versailles, durch seinen Garten, wann der Flieder blüht und die Blätter fallen, ein wundersamer Ort.

Kotzebue hat das unvergängliche Wort geprägt: „Wenn ein Unglücklicher mich fragt, wo er leben müsse, um dem lauernden Kummer dann und wann eine Stunde zu entrücken, so nenne ich ihm Heidelberg; und wenn ein Glücklicher mich fragt, welchen Ort er wählen soll, um jede Freude des Lebens frisch zu kränzen, so nenne ich ihm abermals Heidelberg."

Nun gehst auch du

Nun willst auch du die braunen Berge lassen,
Nun gehst auch du vom stillen Heidesee,
Suchst dir dein Glück in engen Großstadtgassen
Und weißt nicht, wie die Welt voll Wahn und Weh.

Hörst du es nicht, das alte Lied vom Scheiden,
Das mahnend tief aus schwarzer Welle klingt?
Schon zackt es grün sich um die wilden Weiden,
Das morsche Mühlwehr träumt und tropft und singt.

Und leise knospt es an den Wildweinranken,
Der erste Traum huscht scheu vom Lenz ins Land,
Da seh' ich meines Lebens Pfeiler wanken, —
Die Schilfe flüstern dunkelfremd am Strand.

Wie Blut entquillt's den roten Raschelbuchen,
Geh, wenn du kannst, zur Truggoldferne, geh
Der Fremde zu, — ich will die Heimat suchen,
Tief, tief im stillen, dunkeln Heidesee.

Eugen Stangen

Vorspuk

Ballade

von

Isolde Kurz

Ich dien' am Hofe voll Glanz und Pracht,
Wo die Schönheit herrſcht und die Jugend lacht,
Ich folge meinem Herrn zu Jagd und Spiel und Mahl
Und reiche der ſchönſten Königin den Goldpokal.

Doch lieber äß' ich das trockne Brot
Und ſchlief' auf Streu und kennte die Not,
Als daß ich jemals hielte eine zweite Nacht
Vor meines Herren Türe im Schloß die Wacht.

In jüngſter Nacht — ich vergeſſ' es nie —,
Da glitt's durch die Pforten der Galerie
Wie Tritt von hundert Füßen, das huſchte und ſchlich,
Körperlos wie Nachtwind fuhr es über mich.

Dann klang es innen im Gemach
Wie Todesſtreich und Sterbeach,
Es war, als ob Schwerthieb auf Schwerthieb traf,
Der König und die Königin ſchrien auf im Schlaf.

Und den Flur, die Hallen und Treppen entlang
Scholl Ächzen und Wimmern und Waffenklang,
Unſichtbar, nicht unhörbar flog durch das Schloß der Tod,
Über Dielen und Schwellen quoll es purpurrot.

UNIV. OF CALIFORNIA

Gemeldet hab' ich's dem Offizier,
Sein Mund ward blaß und sein Auge stier:
Schweig', du junger Page, und fliehe weit,
Blut ward hier vergossen in Väter Zeit.

Verflucht auf immer ist nun der Ort,
Königsmord ist wie Vatermord,
Die Geister kehren wieder. Wer den Spuk geseh'n,
Soll eilig ohne Abschied von hinnen geh'n.

Kaum hat er verlassen das Königshaus,
Da fliegt die Kunde schreiend in die Welt hinaus,
Sie fliegt, wo Menschen wohnen, von Land zu Land:
Getroffen hat den König Verräterhand.

Er hatte sich müde getanzt, gespielt,
Da würgten ihn, die er die Treusten hielt.
Erschlagen in Flur und Halle liegt Mann und Weib und Kind,
Beim toten Königspaare tot das Hofgesind'!

Die Mörder führte der Adjutant,
Die Wache hat selber die Tür berannt,
Der Hauptmann war's, der führte den ersten Schlag,
Seinen eigenen Waffen der König erlag.

Mann mit dem stieren Aug' und dem Mund so blaß,
Das Blut, das klebt am Boden, ist frisch und naß.
Klag' nicht so grauser Schuld deine Väter an,
Die Tat, die gottverfluchte, hast du heute selbst getan.

Paul Mahn.

Mädchenseele

Novelle in Briefen

von

Paul Mahn

(Nachdruck ist untersagt.)

Frau Adeline Sörensen, geb. Masius, an ihren künftigen Schwiegersohn Adolar Thomaelen, Bildhauer zu Berlin.

Pretzelburg im Holsteinischen, den ...

Mein teurer Adolar, geliebter Sohn!

Früher, als Du wohl denkst, erhältst Du diesen Brief und nicht, wie Du gewiß vorausgesetzt hast, von Deiner Braut. Ach, mir ist das Herz so schwer in den letzten Tagen. Dreimal habe ich diesen Brief angefangen und ihn immer wieder fortgeworfen, nicht weil ich nicht wußte, wie ich ihn schreiben, wie ich ihn anfangen sollte — Du weißt, daß ich deshalb nicht in Verlegenheit komme —, sondern weil es mir zu schmerzlich war, weil es so furchtbar ist, über das noch zu reden, was uns in unserem Gram so gegenwärtig ist.

Aber ich habe die Pflicht, Dir davon zu sprechen; ich darf Dich nicht länger in Unkenntnis lassen. Du bist so fröhlich von

dannen gereiſt das letzte Mal, lieber Adolar, wir waren alle ſo fröhlich, ſo heiter. Es iſt uns geweſen, als hätten wir durch ein Geſchenk vom lieben Gott nun auf einmal noch in ſpäten Jahren einen lieben Sohn und Bruder in unſere Familie aufnehmen dürfen, der längſt unſer war, wir wußten es nur nicht. Iſt das nicht ſeltſam: da draußen in der Welt lebt jahrelang ein Menſch, mit dem man verbunden iſt, mit dem man eins iſt im Inneren, deſſen Puls im ſelben Takte ſchlägt wie der unſere, deſſen Leben denſelben Rhythmus atmet wie das unſerige — und man ahnt nichts voneinander, man weiß nichts. Man lebt hin, gleichſam in parallelen Lebenswegen, immer gleich, immer nebeneinander, nur niemals eines zum anderen hin.

Ellen ſelber war ſo glücklich, ſo ſtolz, ſo gehoben in ihrem ganzen Weſen. Wir ſahen faſt mit einer Art Hochachtung auf ſie hin, wie auf die Hauptperſon, ohne die alles nicht geweſen wäre. Mein lieber Sohn, ich würde Dir das alles nicht ſchreiben, wenn ich nicht wüßte, zu wem ich ſpreche, wenn ich nicht fühlte, daß ich nicht mißverſtanden werden kann. Du weißt ja, daß wir nie gewohnt geweſen ſind, unſer Licht unter den Scheffel zu ſtellen. Du weißt, daß auch nach dem Tode meines Mannes die „geborene Knobloch“, wie Katinka mich tauft, das unhoffärtige, aber gediegene Andenken einer Familie hochhält, die an ihrem Platze das ihrige geleiſtet zu haben glaubt. Aber eben deshalb können wir auch unbekümmert das ausſprechen, was iſt, können jedes in ſeinem Wert und in ſeiner Bedeutung laſſen. Man muß ſich nur deſſen verſichert wiſſen, mit dem man zu tun hat. Außerdem — ich alte Frau kann es ja ſagen: Es iſt etwas Beſonderes, ſobald ein Mann, der den Namen verdient, mitten unter Frauen hineingeſchneit kommt. Es gibt ein ſeltſames Rumoren, ein geheimes Surren, eine ſtille Regſamkeit — ſelbſt unter denen, die es zunächſt gar nicht angeht — niemand weiß eigentlich warum. Sie alle kümmern ſich auf einmal um etwas; Gedanken, die ſie ſonſt nie gedacht, erwachen und werden angeregt, es wird alles lebhafter, freudiger, luſtiger. Dinge, die ſonſt brachlagen, die gar keinen Wert und keine Beziehung zu haben ſchienen, gewinnen Zweck und Anſehen ... Ich weiß nicht, immer ſehe ich Ellen vor mir, wie ſie an dem Abend ſtill, in einer ſonnigen Ruhe vor uns herging, als wären wir anderen gar nicht da, ſo groß, ſo hoch, mit ihren glühenden ſchwarzen Augen wie in ſich ſelbſt hineinleuchtend. Und ich ging hinterher mit Milla und ſprach zu mir: Der Herr ſegne euch, meine Kinder.

Ach, mein lieber Adolar, wozu erzähle ich Dir das alles. Es iſt nur ein Hinauszögern, wie wenn man ſich ſcheut, den böſen Augenblick herbeizuführen. Als ob ich ihn noch in der Hand hätte! Iſt es nicht geweſen, als hätte jener Abend noch einmal alles, was ſie an Schönheit vielleicht beſaß, an ihr erſcheinen laſſen wollen, als hätte ihr Stern ſich vorgenommen gehabt, die Gunſt der letzten Augenblicke auszunutzen, alle Kraft noch einmal zuſammenzufaſſen wie in dem äußerſten Aufflackern eines bald verglimmenden Flämmchens?

Denn ſo iſt es, lieber Adolar, das Flämmchen, das die Schönheit, ich will ſagen, den äußeren Schein Deiner lieben Braut bedeutete, iſt dahin, iſt ausgeblaſen ſeit dem Abend Deiner Abreiſe. In der Nacht erwachte ich einmal, wie ich glaubte, von einem halb unterdrückten Aufſchrei. Ich höre aufgeſchreckt hin, aber alles iſt ſtill, und ich ſchlafe wieder ein — ach, wenn ich denke, daß ich ſchlafen konnte! ... Am Morgen finde ich das geliebte Kind, das Antlitz vergraben in den Kiſſen auf dem Sofa, in ihrem Zimmer; nur die Augen blicken mit ihrem alten Glanze zu mir her ... Sie hat Deine Briefe am Abend hervorgeſucht, um ſie noch einmal zu leſen, den ganzen Stoß, dann iſt ſie eingeſchlafen — o, ich ſehe das liebe Lächeln auf ihren Zügen —, und auf einmal erwacht ſie, während alles umher in Flammen ſteht. Irgendein Blatt muß an dem Nachtlicht ſich entzündet haben ... das Feuer Deiner Briefe hat ſie verſehrt —

Mit den ſchrecklichen Wunden im Geſicht hat ſie das Feuer gelöſcht, alles, was von Decken und Mänteln dawar, ſchnell darauf geworfen und es erſtickt. Dann hat ſie den Kopf ins Waſſer geſteckt, um die erſten Qualen zu betäuben, und ſchließlich iſt ſie, ſtill in der Nacht, hingegangen zum nächſten Arzt, allein in den dunklen, einſamen Stra-

ßen, und hat ſich den Verband anlegen laſſen, die ganze linke Wange war ihr verbrannt. Und mit dem wahnſinnigen Schmerze ſitzt ſie bis zum Morgen, bis wir erwacht ſind, weil es ja doch keinen Zweck gehabt hätte, uns zu ſtören ... Und bei alledem hat ſie keine Spur von Bewußtſein, daß ſie eine Heldentat vollbracht, daß ſie eine Märtyrerin iſt! — Ich kann mich ruhig ſo ausſprechen; denn ſie hat das von ihrem Vater, meinem ſeligen Mann, der auch das Größte fertig brachte, ganz ſelbſtverſtändlich, ohne eine Miene zu verziehen. Ach, Adolar, daß Du den nicht gekannt haſt! Ich weiß, ihr hättet euch verſtanden. Gott verzeihe mir, daß ich mein Kind ſo abgöttiſch liebe. Ich kann nichts dagegen tun. Er ſtrafe mich auch nicht, daß ſie mir ſo viel reicher und tiefer, ſo viel größer und höher als meine anderen Kinder erſcheint.

O, wenn ich denke, daß zwei Tage ſpäter alles nicht geſchehen wäre! Zwei Tage ſpäter, und das Elektriſche, das ſchon bis zu ihrer Tür gelegt war, brannte auch auf dem Nachttiſch. Es ſollte gerade gelegt werden. Ach, man muß wohl für Schickung nehmen, was uns nur als blinder Zufall erſcheinen will. Wärſt Du doch hier, mein lieber Sohn, es wäre mir ein ſo großer Troſt. Du biſt auch ſo feſt, ſo ſicher ...

Und nun kommt der ſchmerzlichſte Teil meines Amtes, meiner Pflicht. Es iſt nun ganz gewiß, lieber Adolar, daß die linke Seite nie wieder gut werden kann, ſie wird immer entſtellt bleiben. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß Ellen Dir unter dieſen Umſtänden Dein Wort zurückgibt. Du kennſt uns gut genug, um zu wiſſen, wie ſchwer uns dieſe Worte fallen. Aber ich denke, Du weißt auch genügend von uns, um zu ermeſſen, daß Schwierigkeiten uns nicht abhalten können, das zu tun, was wir nicht nur Dir, ſondern auch uns ſelbſt ſchuldig zu ſein glauben. Menſchlich, mein lieber Adolar, denke ich, hoffe ich, ſind wir damit nicht geſchieden. Immer wird Ellen und werde ich mich freuen, von Dir zu hören, teilzunehmen an Deinem Wirken, an Deinen Ideen, mit Dir vereint zu ſein in weiterem Verſtehen. Dieſer Wunſch iſt nicht unegoiſtiſch. Du haſt uns viel gegeben während der Zeit unſeres Verkehrs, Du biſt uns als Menſch noch mehr geweſen — das möchte ich Dir in dieſer Stunde ſagen. Lebe wohl, auf alle Fälle, mein geliebter Sohn — ich kann Dich auch heute nicht anders nennen.

Adeline Sörenſen, geb. Maſius.

* * *

Adolar Thomaelen an Frau Adeline Sörenſen, geb. Maſius.

Berlin, Faſanenſtraße, den ...

Meine liebe Mama!

Bevor ich noch an Ellen ſelbſt ſchreibe, was ſofort geſchehen ſoll, will ich Dir erſt antworten auf Deine Zeilen. Was müßt ihr gelitten haben, ihr armen Frauen! Wenn es nur denkbar wäre, dieſe paar Tage vor der Ausſtellung, ſo wäre ich jetzt ſchon unterwegs zu euch. Fühlt, wie ich alles mit euch empfinde, wie ich mit jedem Gedanken bei euch bin! Was ich auch arbeite, was ich beginne, ihr ſteht mir überall im Hintergrund. Ich fühle, daß ihr da ſeid, ihr und euer Geſchick, hinter jedem, was ich in dieſer Zeit der fieberhaften Anſpannung treibe und ſchaffe. Der Gedanke an euch jagt mich in die Arbeit, ich will ſagen, noch mehr als ſonſt, um mich zu betäuben, und es iſt, als ob die Konzentration der Arbeit mich noch ſtärker zu eurem, zu unſerem Unglück zurückkehren ließe.

Was verliere ich Worte! Mir iſt faſt, als ob jede Verſicherung meines Mitgefühls, jede Abſicht, euch ein „Beileid“ auszuſprechen, wie es ſo ſchön heißt, eine Profanation unſeres Verhältniſſes zueinander wäre.

Ich komme jetzt aber zu Dir, meine teure Mama, zu dem, was Du ſonſt noch geſchrieben haſt. Ich glaube, ich muß Dir einmal gehörig den klugen, ſchönen Kopf zurechtſetzen. Was haſt Du Dir eigentlich gedacht, ſag' mal, als Du das ſchriebſt von „Wort zurückgeben“? Wie iſt es möglich, habe ich mich gefragt, daß jemand, den du lieb haſt, darauf verfällt! „Jemand“! Ich darf ja gar nicht einmal denken, daß dieſer Jemand — Du biſt. Ein Innerliches ſoll aufhören, weil es ſeiner lächerlichen Majeſtät, dem Zufall, gefallen hat, ein Äußeres zu verändern? Von einem Bund auf immer

soll man ausreißen, sobald er das erstemal Gelegenheit hat, sich zu bewähren?

Es berührt mich ja zu komisch, daß immer wir Männer als die Menschen des praktischen Lebens, der vorsichtigen Bedenken, der berechnenden Erwägung hingestellt werden. Ich kenne keinen Mann von einiger Ehre, bei dem auch nur als Ahnung auftauchen könnte, was Du mir jetzt kaltblütig als wohlerwogenen Vorschlag vorsetzest. Ihr, ihr Frauen, seid die Realisten, ihr seid diejenigen, die stets im Gefühle der tausend kleinen Nichtigkeiten des Erdenlebens stehen, die immer gegenwärtig haben, wie sehr ein Ding vom anderen beeinflußt werden kann in seinem ganz banalen irdischen Befinden.

Ist es nicht so, liebe Mama? Ich kann vorläufig nicht glauben, daß Ellen selbst etwas von dem weiß, was Du mir geschrieben hast. Ich nehme an, daß Du es allein bist, die sich aus der sogenannten „Erfahrung", auf die ihr Älteren euch uns gegenüber immer so viel zugute tut — also daß Du es bist, die sich aus den Tiefen ihres Gemütes diese Idee herausgesponnen hat ... diese Idee, die sich als Stolz, als Rücksicht gegen andere vorkommt und weiter nichts ist als ein ganz gewöhnlicher Hochmut ... jawohl, liebe Mama, als Hochmut, der sich nur ja von niemandem etwas erweisen lassen will, das — nicht wie eine Gnade, nein nur wie eine Liebe aussieht, wie eine Folge der Treue und Bundesgenossenschaft, die man sich für ein Leben gelobt hat.

Seid ihr denn jemals ernstlich entschlossen gewesen, zu mir zu halten durch dick und durch dünn? So muß ich wirklich fragen, wenn ich sehe, wie ihr leichten Herzens und, als sei es selbstverständlich, mir „mein Wort zurückgebt". Teufel noch mal, ich will es nicht. Ich nehme nicht zurück, was ich einmal fortgegeben habe. Ich weiß nichts mit dem anzufangen, das denen, die mir die Liebsten sind, nur gut genug war, bei der ersten Gelegenheit fortgeworfen zu werden.

Denkst Du, ich hätte auch nur einen Augenblick gezögert, falls mir etwas zugestoßen wäre, das für mich Ähnliches bedeutete wie dies für Ellen, von meiner Braut ein „Opfer" anzunehmen? Sei gewiß, ich hätte nicht die in ihr geliebt, die ich so unaussprechlich hochstelle und verehre, wenn ich das nicht als selbstverständlich ansähe. Wer nicht nehmen will, der ist im Grunde auch wenig entschlossen, zu geben ... Nur der hat den rechten Sinn auszuströmen und Menschen mit der Tat zu bereichern, der auch selbst gesonnen ist, das, was aus einem vollen Herzen zu ihm kommt, was ihm in der großen Sorglosigkeit der frei schenkenden Seelen angetragen wird, auf sich einströmen zu lassen. „Opfer" nennt man so etwas. In Wahrheit ist es nur der unhemmbare Drang, seine Liebe durch sein Handeln zu beweisen, es ist nur das leidenschaftliche Sehnen, endlich einmal nach außen zu zeigen, was man so lange nur immer als Phrase im Munde führen konnte: Du bist ich, und ich bin Du! Mit unendlicher Dankbarkeit zwar würde ich ein „Opfer" von Ellen annehmen, mit dem vollsten Bewußtsein jeglichen Wertes, der in ihm enthalten sein kann — aber auch in der Gewißheit, daß es anders auch ihr nicht lieber sein könnte, daß jedes Bedenken ihr gegenüber eine Beleidigung enthalten müßte.

Ihr Lieben! Ihr wißt alle ganz genau, ihr Frauen, wie euch eine Spitze steht, ein zartes Schleifchen, die Feder auf dem Hute, die Blumen an eurer Brust und selbst der Ring am Finger ... aber keine Ahnung habt ihr davon, was ein nur nicht ganz mit dem gewöhnlichen Maßstabe zu messender Mann für euch empfindet, was er eigentlich an euch liebt! — Fühlst Du denn gar nicht, daß Ellen gerade jetzt mir um so viel lieber sein muß als vorher? Fühlst Du nicht, daß alles das, was mit den tiefen Gewalten der Rührung, des Mitgefühls und des unsagbar heißen Dranges, zu helfen und beizustehen — daß alles das mit ihr im Bunde steht? Und fühlst Du nicht, meine liebe, kluge, dumme, kleine Mama, wie unbedeutend, wie nebensächlich Du eigentlich Deine Tochter hinstellst, wenn Du meinst, daß jetzt, nachdem ihre äußere Erscheinung vielleicht eine Einbuße erlitten hat, es nichts mehr in ihr gebe, das mächtig genug sei, auf ein Leben zu fesseln? Nein, geh' mir, das war kein Heldenstück! Diesmal hast auch Du etwas gemacht, was „man nicht tut" — Du kennst die schöne Wendung und den Ton, in dem sie gesprochen werden kann

— diesmal warst Du nicht auf der Höhe Deiner selbst. Klimme! Fleißig, hurtig, daß Du noch bei Tageslicht den Gipfel schaust, daß Du wieder sein kannst, die Du warst.

Dein Adolar.

* * *

Ellen an Adolar.

Pretzelburg im Holsteinischen, den ...

Mein lieber Adolar!

Nimm unseren liebsten, besten Dank für Deinen guten Herzensbrief, den Du uns geschrieben, und der uns in allem eine so innige Freude gewesen ist, weil er so voll aus Deinem warmen, starken Gemüte kommt. Aber in einem muß ich Dich sofort berichtigen: ich wußte von dem Briefe, den Mama an Dich schrieb, wie sie es Dir ja auch zu verstehen gab. Ich war sogar die Veranlassung, daß er geschrieben wurde, und offen gestanden, mein Geliebter, du hast mich auch jetzt nicht überzeugt. Ich muß Dir nun ein wenig ausführlicher und klarer schreiben. — Du, als Mann, siehst vieles nicht so scharf und so, wie es ist. Denk' doch, wie ich Dir künftig als Dein Weib zur Seite stehen sollte! Wenn Du noch der Jurist wärest von früher, als den ich Dich vor sechs Jahren kennen lernte, und als der Du mir so gänzlich unjuristisch schienst, ich glaube, ich würde alles selbstverständlich finden, was Du geschrieben hast. Nun ist aber inzwischen die ganze Wandlung vor sich gegangen, die Dich zu dem geführt hat, was Du heute bist, ich kenne Deine Anschauungen, ich weiß, was in Dir als Künstlerblut vorgeht! ... Denkst Du noch daran, wie Du das letztemal von Deiner „verklärten Schönheit" schwärmtest, wie wir davon schwärmten? Weißt Du noch, als Du von der „reinen Form" sprachst, wie schon in ihr, abgesehen von allem, was die Beseelung vielleicht hinzutun könnte, jedes „Recht" des Lebens, Schuld und Sühne, zu gleicher Zeit liege, wie sie eine der Urharmonien der Welten sei, die keine Erklärung heische, die unmittelbar, ursprünglich sich dem Geist, der Seele mitteile, die in tausend Zungen nur immer das eine Entzücken in die Welt hinauspredige: O du Schönheit, o du Herrlichkeit!

Ach, ich ahne ja kaum noch, was Du alles sagtest, Du Lieber; aber es war schön und trifft jetzt doppelt wie mit scharfen Dolchen mein Herz. Weiß ich denn nicht, Geliebter, wie sehr wir armen Dinger abhängen von der „reinen Form"? Was redest Du von Dir, „falls Dir Ähnliches zustieße"? Du bist ein Mann, für euch gibt es nichts „Ähnliches". Ihr legt ein Pflaster auf die wunde Stelle, und alles ist gut — sobald ihr sonst nur „jemand" seid. — Aber was sind *wir*, wenn wir bloß „jemand" sind! Was ist meine Seele, meine sogenannte unsterbliche Seele, wenn sie nicht in meinen Zügen geschrieben steht, wenn sie sich nicht dem Auge als „ästhetischer" Eindruck gibt? Dir, Dir persönlich könnte ich jetzt wohl etwas sein, falls Du alles zu Hilfe nimmst, was Du von früher über mich weißt, falls Du die Gegenwart ständig aus der Vergangenheit beschenkst. Aber genügt das, um für ein Leben auszuhalten? Würde nicht auch bei Dir die Kraft des Inneren schließlich erlahmen an dem Widerstande des Äußeren? Strahlt nicht auch die Welt auf uns zurück? Würde sie nicht auf Dich zurückwirken mit ihrer allgemeinen Meinung und — bliebe etwa ich dieselbe, die ich war, wenn ich täglich sehen muß, wie anders als vorher mein Bild auf die Umgebung wirkt? Ist so der Geist unabhängig von dem Körper? Ach, Liebster, wir müssen uns klar sein: All das, was sonst an uns Frauen geschätzt wird, kommt erst hinzu, wenn der „ästhetische" Eindruck, wenn die „reine Form" den Sinn für uns, für das Beste in uns geweckt hat ... Wir blühen, weil Blühen unsere Waffe ist und Vergehen unsere Niederlage.

Ich weiß alles, was Du sagen willst, und ich bin selbst nicht „bescheiden" genug, um von dem, was sonst in mir sein mag, allzu gering zu denken. Aber es kommt darauf an, Geliebter, neben *wem*, für *wen* ich mich denke. Gerade neben Dir und von Dir könnte ich es nicht ertragen, selbst nur ein wenig das Gefühl haben zu müssen, daß ich nur geduldet würde, daß Du Deine allgemeine Menschenliebe zu Hilfe rufen müßtest, um die besondere für mich aufzubringen, daß erst Erwägungen, Reflexionen mir eine Liebe verschafften, die ich in Wahrheit die meine nennen dürfte. Ich könnte den Gedanken

nicht verwinden, daß Dein guter Wille, Deine Treue, und wie die schönen Tugenden alle heißen mögen, Dir beistehen müßten, um mir derjenige zu sein, der Du selbst, ich weiß es, sein möchtest, und den allerdings auch ich, ich sage es offen, für mich beanspruchen müßte, falls ich mit jemandem den Bund eingehen sollte auf „Tod und Leben" — so haben wir es in unserer Verlobungsstunde genannt. Nur die größte Auffassung einer großen Sache, wie die Ehe, kann es uns geben, ihren herrlichsten Gehalt herauszuschöpfen, nur sie kann uns davor bewahren, nicht in die Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit um uns her zu versinken. Lieber gar nicht wollen, was in seiner erhofften Schönheit und Reinheit nicht erreichbar wird, als nur die Schlacken kennen lernen, die von den Gluten des höheren Daseins auf uns herniederstieben. Ich fühle mich nicht mehr fähig als dieser Krüppel, der ich jetzt bin, als dieses in seinen Kräften und Wirkungen vom Schicksal herabgesetzte Weib Dir diejenige zu sein, als die ich mich sah, als die ich mich träumte — lebe wohl, Geliebter, auch das zu träumen war schön!

Ellen.

* * *

Adolar an Ellen.

Berlin, Fasanenstraße, den ...

Mein liebes Ellen!

Mehr als je habe ich Dich lieb in diesen Tagen, mehr als je, während ich Dir diese Worte schreibe. Denn ich sehe, Du bist gestört in Deinem Wesen; der Unglücksfall hat Dich erschüttert und verändert. Wie wäre es sonst möglich, daß bei den Worten, die Du mir schriebst, so gar nichts von dem in Dir lebte oder auch nur wach wurde, was sonst zwischen uns wirkte, daß keine der alten Schwingungen von Dir zu mir, von mir zu Dir hinüberkam? Mit einer unsäglichen Trauer habe ich ganze Stellen gelesen, weil immer und immer wieder dieses furchtbare Gefühl in mir emporstieg: das kann nicht *sie* geschrieben haben; hier spricht ein Fremder, der für mich keinen Ton, für den ich kein Ohr besitze. Ach, es ist entsetzlich, auf einmal dem Liebsten gegenüber zu stehen, als sei man durch Abgründe von ihm getrennt!

Was redest Du von Schönheit, von „reiner Form" und allem anderen, von dem wir zu hohen Stunden geschwärmt haben! Wovon Du sprichst, es ist äußere Schönheit — an die innere denkst Du nicht? Ich will nicht reden von Dir! Ich kann mir denken, was einem Weib ein Schicksal, gleich dem Deinen, persönlich bedeutet, wie es zunächst alle klaren Maße verkennen macht. Aber denke an mich! Stelle Dir vor, wie ich nach einer Trennung leben sollte! Wie ich es mit dieser Liebe zu Dir im Herzen ertragen sollte ohne die Möglichkeit, mich zu ihr zu bekennen. Ich soll hier in Berlin zu schaffen versuchen, soll vom sogenannten Besten und Innersten des Menschentums zu reden trachten, wenigstens von dem, was ich davon begriffen habe — und dort hinten im Lande sitzt jemand, dem ich meinen Eid — ja, mehr als das, *unser* Gelübde — nicht gehalten habe! Ich sollte mich mit Gleichmut, wahrscheinlich noch garniert durch malerische Weltschmerzmiene, wappnen, wenn in dunklen Stunden Dein Bild zu mir emporsteigt mit den lieben Augen, vielleicht mit einem melancholischen Lächeln zu mir hinüberträumt?

Wie denkst Du Dir das? Du kennst mich doch! Du weißt, daß Tun und Denken, Leben und Kunst bei mir nicht zu trennen sind. Du weißt, daß ich nicht zu denen gehöre, die jedes für sich auf verschiedenen Blättern buchen, die an einem Tage sich im Schlamme zu suhlen imstande sind und am nächsten Tage mit schwimmenden Augen zum reinen Äther emporhimmeln. Du weißt, daß ich eine Untat nicht einfach von mir abschütteln könnte, daß sie weiterleben würde, weiterleben müßte in allem, was von mir ausgeht. Ich will doch als ein nach Kräften ringender Mensch, als ein zum Besten Strebender wirken, nicht mit Moralismen und Tugendsätzen, sondern in dem Sinn, in welchem es nach unserer Überzeugung die Entwickelung des Weltganzen ausspricht: Du weißt das ... so hilf mir doch! Bist Du denn nicht auch ein wenig dazu da, mir beizustehen? Wenn wirklich in diesem ganzen Fall, in dem Du Dich nach meiner Überzeugung so unberechenbar, so anders, als ich je angenommen hätte, benimmst — wenn es also hier wirklich etwas zu über-

winden gäbe, es müßte ja gerade um der Überwindung willen von mir getan werden, weil in ihr und nicht in der feigen Flucht die Kräfte enthalten sind, von denen ich lebe, von denen allein dasjenige zehrt, was meine Arbeit und meine Kunst je bedeuten können.

Du sagst: „Du als Künstler". Was stellst Du Dir eigentlich unter einem sogenannten „Künstler" vor? Ist das noch immer auch für euch so ein Mensch, der gänzlich außerhalb der menschlichen Gesellschaft steht, außerhalb aller Empfindungen, Gedanken, Erwägungen, die andere haben? Es ist ja zu komisch: Für euch, die ihr ständig in bestimmt umzirkten Kreisen gelebt habt, ist ein Künstler immer noch ein Mann, der den ganzen Tag in Sammetjacke, Polkahaaren und Flatterschlips, mit Stirnlocke und schwermutsvollem Augenaufschlag umherzulaufen hat, der in allem anders sein muß als die anderen. „Anders". Vielleicht! Aber wie anders! Ihr ahnt ja nicht, ihr Lieben: Jene sind nur die Gigerl der Kunst, die Affen der Literatur, die Gecken der Musik; es sind die Burschen, die das Äußerliche hervorkehren müssen, weil sie nichts Innerliches haben, bei denen man an sonst nichts merken würde, daß sie der Genius stachelt, daß der Blitz der heiligen Flamme sie getroffen hat. Nein, Geliebte, glaube mir, wenn „Künstler" sich in irgend etwas von anderen Geniemenschen unterscheiden — eigentlich ist ja alles, was Genie hat, dasselbe —, so ist es dadurch, daß sie das, was andere leicht beiseite stoßen und verwinden, viel tiefer, viel ungeheurer empfinden müssen und oft weniger gefestet sind, es zu tragen.

Siehst Du, Ellen: um meinetwillen, nicht um Deinetwillen mußt Du mich nehmen, aus reiner christlicher Nächstenliebe. Niemand kann sonst sagen, was aus mir werden soll. Und dann: Mama hat mir geschrieben, daß es nur die linke Seite ist ... bist Du mein Weib, so brauche ich nie mehr von Deiner Rechten zu weichen ... ein Grund mehr, die Verlobung abzukürzen!

Ich komme in drei Tagen. Ich werfe alles hinter mich und reise zu euch. Ich muß Dich sehen, ich muß Dich sprechen. Und der Satan selbst soll mit uns im Bunde sein, wenn nicht all das scheue Gelichter der Nacht, das Dich jetzt umflattert, in seinen Höllenpfuhl zurückweicht. Ach, wäre erst die Sonne dreimal gesunken Dein Adolar.

* * *

Adolar an Ellen.

(Am Abend der Rückkunft in Berlin.)

Berlin, Fasanenstraße, den ...

Mein liebes Kind!

Nun bin ich wieder da in dem verrückten Hexenkessel, der sich Berlin nennt, und Elektrische, Droschkentrapptrapp und all das wahnsinnige Gelärm der Straßen keift und heult um mich herum, daß es mich fast schmerzt. Diese wenigen Stunden der Ruhe, der Stille bei euch, in eurem Frieden — Du ahnst nicht, welch ein reiner, frischer Trunk sie mir wieder gewesen sind. Je länger, desto seliger wurde ich; die letzten Augenblicke, die wir beisammensaßen: sie waren mir ein einziges, schweigendes, schwelgendes Entzücken. Ach, Ellen, ahnst Du denn überhaupt, was Du mir bist? Du liebes, Du dummes Köpfchen Du? Könnt ihr je ermessen, wie ein solches Mädchenwesen in einem „hohen Mannesbusen" widerhallt? Ich bin nur schnell noch in ein Restaurant gegangen von der Bahn aus, um etwas zu essen, und, denk Dir, ich sitze nun schon eine halbe Stunde über den offiziellen Akt hinaus — bei — bei — kannst Du's fassen: bei einer Pulle Sekt. Einer halben, muß ich bemerken, womit ich indessen nicht der Zukunft vorgreifen will. Denn jedwedem Ding ist es eingeboren, zu einem Ganzen zu streben. Das ist sein Vollendungsdrang. Ich sollte eigentlich noch zu X.ens kommen, die ihren „Jour" haben, auf dem ich lange nicht gewesen — er fängt um acht Uhr an und dauert, bis die Hähne krähen! — aber ich kann nicht. Ich vermag fast keinen Menschen mehr zu sehen! Es ist nicht aus Haß, das beruhigt mich so außerordentlich, sondern nur, weil ich mir genug bin, möchte ich sagen ... weil unausgesetzt und stärker als jemals vorher meine Pläne mich beschäftigen, und alles andere, was an lieber Menschlichkeit sich in mir regt, in dem Gefühle zu Dir, meine Herzensbraut, in meiner unstillbaren Sehnsucht nach Deinem Wesen sich vereinigt, sich verdichtet. Ich kann es nicht ertragen, daß andere Men-

schen mir da hineinschwätzen; sie stören mich in dem, was mir das Wichtigste ist. Ich will ja mit nichts anderem noch zu tun haben als mit diesen beiden, mit meinem sogenannten Schaffen und mit Dir. Beide sind dasselbe. Nie habe ich ähnlich scharf und tief gesehen — wenigstens meinem Gefühle nach —, als seitdem ich Dich liebe und in dem Gefühle zu Dir diese unnennbare Sammlung, diese Stärkung aller guten Geister finde. Mitten in meinem Dichten und Trachten bist Du ständig dabei; und es ist, als ob alles gute Gelingen, alle Freudigkeit sich von neuem Deinem geliebten Bilde zu Füßen legen müßte, Dir zum Danke. — Sieh, auch jetzt, wo ich hier vor mich hinsitze, sehe ich Dich vor mir, ich spreche zu Dir, und Du antwortest mir, wir scherzen zusammen und — treiben sonst allerlei, was ich getrost Deiner Einbildungskraft überlassen darf. Und daß ich an Dich schreibe, ist kein Vorsatz, kein Wille; nichts davon ist dabei: „Sie soll morgen ihren Brief haben, ich will ihr dies und das mitteilen" ... Ich *muß* einfach schreiben, es ist ein unwillkürliches Strömen, es ist ein verstärktes Plaudern mit Dir. Ach, im Herbst, Ellen — ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, was mich bei dem Gedanken erfüllt, daß von da an unser gemeinsames Wirken beginnt. „Freude" ... alles Ähnliche sind banale Worte, sind Ausdrücke für Massenvergnügungen gegen das, was *ich* dabei empfinde. Es ist, als ob bis dahin nur ein einziger Streif dunkler Sehnsucht vor mir läge, der plötzlich, wie die Kleinen sich den Jüngsten Tag oder Weihnachten vorstellen, in eine lichte, von tausendfachem Glanz überstrahlte Landschaft endet. Gute Nacht! Schlaf wohl, Gebenedeite!

Dein Adolar.

* * *

Ellen an Adolar.

(Geschrieben an demselben Abend wie der letzte Brief Adolars.)

Pretzelburg im Holsteinischen, den ...

Mein lieber Adolar!

Während ich dies schreibe, bist Du wohl soeben angekommen in Deinem „Babel" und denkst vielleicht kaum noch an die, die Du soeben dahinten in der Provinz verlassen hast. Du stehst sofort wieder drin in dem großen Leben, das Dich umgibt, und „teilst die Wogen", während ich hier mit meinen drückenden, drängenden Gedanken sitze, in dieser wahnsinnigen Stille, in diesem öden Hause. Es ist jetzt ein Viertel zehn Uhr und kein Laut mehr auf der Straße zu hören. Im Hause drüben, beim Superintendenten, steht ein Fenster offen, ich höre die Uhr aus dem Zimmer ticken; ach, es ist eine Angst, diese Stille, diese Ruhe ... Geliebter Adolar, Dir wird so vieles an mir unbegreiflich scheinen. Es ist gewiß auch nicht zu verstehen. Aber ich habe ein seltsam beklommenes Gefühl, seitdem Du fort bist und ich wieder allein mit meinen Gedanken weile. Mir ist, als wäre wieder alles nicht wahr, als hättest Du alle Gewißheit mit Dir fortgenommen. Nach Deinem Briefe vor drei Tagen, bevor Du selbst eintrafst, war ich so freudig entschlossen, so gewiß in meinem Gefühl; es gab für mich keinen Zweifel, daß alles so geschehen müßte, wie Du wolltest ... Jetzt bist Du hier gewesen, und mir ist, als seien meine Vorsätze wie weggeblasen, als stürze unser Hoffen und Gedenken unter unseren Händen zusammen wie ein Kartenhaus. Du warst so still gegen den Abschied hin. Du saßest immer vor Dich hin versonnen — geliebter Adolar, ich weiß, ich fühle, wie namenlos groß und hochsinnig Du denkst, ich kenne Deine Natur, die nicht vor einem Zufall zurückweichen will. Aber ich kann nicht, Adolar, gewiß nicht! Mir fehlt die eigene Gewißheit. Ich habe es wohl bemerkt, als Du mich zuerst erblicktest, welche Erschütterung es Dir gab. Du kannst Dich trotz aller Energie nicht verbergen in Deinem Empfinden, wenigstens nicht vor mir. Lieber, Geliebter, ich vermag diese Gedanken nicht mehr zu ertragen ... Du wirst gewiß dieses alles nicht verstehen — ich wäre ja froh, wenn ich nur selbst mich verstünde. Aber Du wirst gelten lassen, Du wirst anerkennen, was sich Dir als etwas Fremdes, Persönliches gegenüberstellt, und ich kann nur sagen, ich folge meinem bestimmten Gefühle ... Lebe wohl, Geliebter, leb' wohl ... ich kann nicht! Dein Freund fürs Leben.

Ellen.

* * *

Adolar an Ellen.

Berlin, Faſanenſtraße, den ...

Geliebte!

Alſo ſo weit ſind wir gekommen, daß wir uns ins gerade Gegenteil mißverſtehen, das heißt, Du mich, nicht ich Dich — ich muß das ohne Phariſäerei feſtſtellen. Dahin ſind wir geraten, daß Unſinn Sinn wird und alles gut und herzlich Gemeinte einen verborgenen Grund bekommt, der in dunkle, heimliche Pfuhle hinableitet, die wir nicht kennen ſollten ... Was nichts war als das große, ſchweigende Glück, an Deiner Seite zu ſitzen, in jeder Fiber, in jedem Ahnen ſich eins zu fühlen mit Dir, was mir das wundervolle Ineinanderfließen unſerer Gemüter bedeutete, wovon ich glaubte, daß Du es gleich mir empfändeſt, gerade das wird Dir zum Argwohn, zum ſtillen Mißklang. Wie iſt das möglich? Wie iſt es möglich, daß meine erſte Bewegung, die mich ergriff, als ich Dich wiederſah, mein Mitgefühl, als mir vor Augen ſtand, was Du gelitten hatteſt — daß Du das als ein Widerſtreben, als unterdrückten Schrecken deuteſt? Sag' doch ſelbſt: Was müßte ich für ein Elender ſein, wenn ich die, die ich liebe, in ihrem Schmerze ſehen und gelaſſen daſtehen könnte wie ein Athlet?

Mir iſt ſo weh, während ich das ſchreibe ... es ſcheint, Du *willſt* uns durchaus unglücklich machen, Du willſt in ſelbſtgeſchaffenen Schmerzen wühlen, Du willſt nur die Nacht ſehen, wo ringsum tauſend Farben prangen ...

Aber ich ſage Dir: Es ſoll Dir nicht gelingen! Oder, wenn doch, ſo ſoll es Dir ſo gelingen, daß wir beide ein für allemal davon genug haben. Ich ſehe, Du biſt nicht in der Verfaſſung, zu handeln, Du vermagſt nicht, Dich ſelbſt in Freiheit zu beſtimmen; alſo werde ich es für Dich tun! Ich bin kein Träumer; mir iſt mein Leben keinen Pfifferling wert, wenn es nicht imſtande iſt, ſeine eigene Würde zu behaupten. Deshalb will ich Dich zwingen zu Deinem Geſchick; denn wir ſind noch zu ſchade dazu, wegen ſolch einer Lappalie in eitlem Schwanken unſer Beſtes zu verlieren.

Ich habe Dir nun folgendes zu erklären: Wenn Du mir nicht binnen vierundzwanzig Stunden Deine Einwilligung ſendeſt, endgültig den „Bund auf Tod und Leben" mit mir einzugehen, ſo ſchwöre ich Dir hiermit bei allem, was mir heilig iſt, daß auch eine meiner Wangen einem Mordinſtrument zum Opfer fällt. Es iſt möglich, daß ich mir noch die beiden Ohren abſchneide — das wird davon abhängen, ob ich meinen Häßlichkeitsanſprüchen mit der mißhandelten Wange bereits genüge oder nicht. Ich ſchicke dieſen Brief eingeſchrieben, mit Rückſendung der von Dir zu unterzeichnenden Empfangsquittung; daran werde ich wiſſen, daß Du ihn erhalten haſt.

Nur ein klares Ja oder Nein laſſe ich als eine Antwort gelten. Jede ausweichende, hinausſchiebende, jede bedingende, erklärenwollende oder Erklärung heiſchende Erwiderung hat denſelben Erfolg wie ein Nein. Danach, geliebtes Ellen, entſcheide Dich!

Ich bitte Dich im übrigen, Dich ja nicht durch die Rückſicht auf meine Schönheit zu einem Ja wider Willen beſtimmen zu laſſen. Mir machen ſo ein paar neue Schmiſſe nichts aus; ein paar mehr, ein paar weniger, ſpielt für einen alten Studenten keine Rolle, und ich werde ſchon ſorgen, ſie geſchmackvoll zu arrangieren. Quarten habe ich ſchon; ſoll ich ewig ohne Terzen bleiben? Wenn ich dann mindeſtens ebenſo wie Du „verunziert" bin, darf ich vielleicht hoffen, Dir ebenbürtig zu erſcheinen und nicht abgelehnt zu werden. Du links, ich rechts: das iſt die ſo ſeltene Harmonie in der Ehe, und ich darf dann das beruhigende Gefühl haben, nicht mehr dem Neide der beſitzloſen Klaſſen ausgeſetzt zu ſein ...

Alles dies ſelbſtverſtändlich nur unter der Vorausſetzung, daß der Grund, den Du bisher für Deine ſeltſame Weigerung, für Deine beharrliche Untreue — denk' Dir, Ellen, ſchon vor der Ehe! — angegeben haſt, wirklich Dein Grund iſt. Iſt er es nicht, haſt Du andere, innere Motive — dann freilich, liebes Ellen, liegt alles anders. Dann ſollſt Du ſehen, daß es niemanden gibt, der ſich lautloſer aus dem Staube macht, der bequemer abzudanken iſt als ich. Und nun eile Dich, falls Dir — meine Ohren lieb ſind.

Dein Adolar.

* * *

Telegraphie des Deutschen Reiches.

Herrn Adolar Thomaelen

Berlin, Fasanenstraße.

Ja! Ja! Ja!

Ellen.

P. S. Brief folgt.

* * *

Ellen an Adolar.

Pretzelburg im Holsteinischen, den ...

Geliebter Adolar!

Das heißt wirklich, einen mit Janitscharen bei nächtlicher Weile überfallen. Mein Telegramm hast Du hoffentlich bekommen. Was bleibt mir übrig als nachzugeben? Ich dachte zu Anfang, ich wollte Dir dadurch ausweichen, daß ich Dir auch noch mit Zerstörung meiner rechten Wange drohte, falls Du infolge eines Nein von meiner Seite Dein abscheuliches Massaker ausführen solltest. Aber dann fiel mir ein, daß es ja noch mehr Körperteile gibt und Du, da ich im Vorsprung bin, immer einen mehr in der Reserve hast. Am Ende wären auch zu komische Gestalten aus uns geworden.

Ach, lieber Adolar, ich denke so oft, wie ich mich künftig ausnehmen werde in euren Berliner Kreisen mit all dem Leben und der Regsamkeit, die um euch herum ist, in dieser weiten Verzweigung aller Beziehungen, die mir so fremd sind, mir armem kleinem Provinzwesen. Du kannst es Dir nicht vorstellen, was unsereins empfindet, wenn man vor sich allein hinsitzt, mit irgendeiner „häuslichen Arbeit" beschäftigt und den langen, endlosen Gedanken, die man, einen nach dem anderen, statt sie in den Kanevas hineinzusticken, aus ihm herausfädelt. Wir haben ja so viel Zeit, so unendlich viel Zeit. Ich dünke mich da manchmal wie verloren, wenn ich mich sehe in diesem „verrückten Hexenkessel", wie Du schreibst — es scheint mir fast unmöglich, daß ich mich da hineingewöhne, und ich sehe dann Dich, der Du in all dem drin stehst, mit Leichtigkeit und spielend dergleichen Sachen abtust, der Du gewöhnt bist, daß man Dir mit gleicher Leichtigkeit auf halbem Weg entgegenkommt. Ich sehe, wie Du mich unbehilflich und schwerfällig findest, vielleicht unzufrieden mit mir bist, wenn Du es auch nicht sagst. Ach, ich könnte es nicht ertragen, wenn Du auch nur in Gedanken Vergleiche anstelltest, wenn nur ein wenig von der unwillkürlichen Rücksicht und Liebe fehlte, die sich in den kleinen Dingen am deutlichsten und empfindlichsten äußert.

Ich lege also fortan mein Schicksal in Deine Hand. Ich kann nicht mehr wider Dich. Aber das eine, lieber Adolar, möchte ich noch betonen: Eine Lösung ist das nicht, wie Du es jetzt angestellt hast ... Unser wahres Schicksal, die echte und endgültige Prüfung, ob wir einander für ein Leben verbunden sein können, fängt erst an. Wir sollen es noch beweisen in dem täglichen Neben- und Füreinander, was wir uns zu sein vermögen ... Du hast mir ja schon unendlich viel gegeben, rückhaltlos, verschwenderisch: etwas hat in meinem Zaudern wohl auch das mitgesprochen, dies Gefühl der Beschämung, eigentlich immer nur empfangen, immer nur von Dir genommen zu haben. Es kommt ein Augenblick, wo all die Reize, all die Schönheit nicht mehr das Gefühl der eigenen Armut aufzuheben vermögen.

Deine Ellen.

* * *

Adolar an Ellen.

Berlin, Fasanenstraße, den ...

Mein liebes „altes" Ellen!

Denn das bist Du jetzt wieder! Wenn Du nur gesehen hättest, wie ich gelacht habe, als Du von der Berliner Gesellschaft schriebst, von „unseren Kreisen", die Du als Dir überlegen im Gefühl hast. Tränen habe ich gelacht, sage ich Dir. Meine Aufwärterin schwebte herein und fragte, ob ich krank sei, und Cäsar kam aus dem dritten Zimmer mit drei Gewaltsätzen herangeprescht, pflanzte sich unter nicht zu verkennender Mißbilligung auf der Türschwelle vor mich hin und bellte, daß die hohe Wölbung widerklang.

Ach, ich möchte, ich könnte Dich auf einem Zaubermantel augenblicklich nur einmal unter das führen, was Du Berliner Gesellschaft nennst. Weißt Du, wie Du mir vorkommst, wenn ich Dich in Gedanken gegen all die Larven halte? Wie ein stolzer deutscher

Wald gegen Treibhausbosketts, wie eine ranke Schlehdornrose gegen Bündel von Lavendel und Thymian. Wenn Du nur ahntest, wieviel zu gut Du mir bist, unter dieser Gesellschaft zu sein. Was stellst Du Dir unter ihr vor? Die wirklich etwas bedeuten, die etwas können und in sich besitzen, halten sich fern von dem Treiben. Sie kennen es, sie haben es früher allzusehr kosten müssen, um nicht zu wissen, wie so gar nichts für ihr eigentliches Leben dort abfällt. Sie schweifen höchstens einmal meteorgleich da hindurch, weil man nun einmal nicht anders kann, als der allgemeinen Menschlichkeit, mit der man verhaftet ist, von Zeit zu Zeit seinen unfreiwilligen Tribut zu entrichten. Wenn Du sie einmal kennen lernen willst, so sollst Du einige der Prächtigsten hören, sehen und — empfinden. Wenn Du auch das nicht willst, mir fast noch lieber. Denn im Grunde hat man auch von ihnen wenig. Sie leben zu sehr für sich, in sich hinein, sind zu sehr mit ihren eigenen Ideen, mit ihren Plänen beschäftigt. Sie sind durchschnittlich im geistigen Sinne zu starke Egoisten, um, von dem augenblicklichen Sprühfeuerwerk abgesehen, noch anderen viel zu sein.

Und im übrigen? Ach, Geliebte, es ist ja nur das Verschleißpublikum der Kunst, der Literatur, der Musik, des Theaters, das sich auf den großen Jahrmärkten breit macht ... Händler und Ausbrüller, gewisse Verleger, Kunstmakler und Impresarien, ein ekelhaftes Gelichter. Außerdem ein paar Literaturweiber, die überall dabei sein müssen, ein paar verzückte Augenverdreherinnen des „Feinen", des „Exquisiten" und „Delikaten", dumme Gänse, die ewig von „Halbdunkel", von „leisen Ahnungen", von „Schattierungen" und „Vibrierungen" salbadern — ach, für jeden, der selbst mit heißem Ringen sich um den tiefsten Gehalt, um die letzte Ausdrucksfähigkeit einer Kunst gemüht hat, so unaussprechlich widerwärtig. Wi—der—wärtig, sage ich Dir! Du sollst bestimmen, wie weit uns das alles beschäftigen soll, Du ganz allein. Ich bin nicht umsonst geflohen aus dem trüben Strudel. Ich will es nicht kennen ... willst Du es, so werde ich mich insoweit beteiligt finden, als sich die verlassene Welt in einer Seele spiegelt, die ich liebe ...

Komm, mein liebes Ellen! Hilf Du uns befreien von diesem Otterngezüchte! Du brauchst ja nur da zu sein, um sie schwinden, um sie in sich vergehen zu machen wie bleichende Schatten ... Hilf vor allem mir, die nunmehrige Einsamkeit mit den tausend lieben Geistern Deiner Gegenwart, Deines Wesens zu erfüllen. Wir müssen ja doch im letzten Grunde diejenigen sein, auf die alles ankommt, die sich das Letzte und das Beste, die sich das Wesentliche geben. Wir, unser inneres Verhältnis zueinander, sind die Basis, sind die Phalanx, von der aus wir die Welt stürmen, auf der wir unseren eigensten Reichtum uns gewinnen. Ist das geschehen, so kann es sogar sein, daß wir auch die anderen Menschen wieder erträglicher finden, daß wir das große Verstehen und Geltenlassen für sie erlangen, das jedem von uns als schöner Wunsch vor Augen schwebt, und das doch meistens so schief und unpraktisch wird, sobald wir versuchen, es in die Wirklichkeit zu übersetzen.

Du meinst, mein Handeln sei ein Gewaltstreich, die echte „Lösung" sei es noch nicht. Ja, wann ist sie denn je da? Ein halbes Leben überlegt und bedenkt man ohnehin schon ... willst Du noch länger warten, so ist das ganze Dasein verrauscht, und Du stehst da mit leeren Händen wie ein bankerotter Spieler. An das Mögliche müssen wir uns halten, geliebtes Ellen ... wir müssen der Zukunft um deswillen vertrauen, weil wir in der Vergangenheit Kräfte fanden, an die wir glaubten ... Und schließlich ist es der Wille, der sich den Leib baut. Ich will mit Dir glücklich sein, und ich will, daß Du es bist! Wir haben uns bisher als zwei Menschen kennen gelernt, die an ihre wohl erfaßte Absicht ein ehrliches Streben setzten. Sollen wir nicht dem Gelingen dessen trauen, das unserem eigensten Heile dienen will?

Dein Adolar.

* * *

Frau Adeline Sörensen an Adolar.

Pretzelburg im Holsteinischen, den ...

Mein lieber Sohn!

Noch einmal muß ich Dir in der alten Angelegenheit schreiben. Ich habe sie euch beide ganz allein austragen lassen ... ich

bin der Meinung: Menſchen wie ihr müſſen ſich ſelbſt finden, ſie dürfen nicht von außen zuſammengeführt werden. Ich bin ſo froh über Dich, mein lieber Sohn, wie Du alles angefangen haſt. Ich bin glücklich, weil ich glaube, daß Du mein Kind glücklich machen wirſt, und — wähne nicht, daß ich egoiſtiſch genug bin, nur an ſie zu denken — weil ich glaube, daß auch Du in ihr diejenige findeſt, die Dein Leben und Dein Schaffen bereichert, ſoweit eine Frau es vermag. Ich muß Dir aber noch eines mitteilen, damit Du eine Natur, wie die Ellens, ganz verſtehen lernſt. Denn, glaube mir, lieber Adolar, es iſt nicht leicht, hinter manches zu kommen, was in einem Mädchenherzen verborgen liegt. Die feinſten, die geheimſten Gründe, glaube ich, die begreift ein Mann nie. Mag er noch ſo viel Wiſſen, noch ſo viel Weltblick beſitzen, irgend etwas ſtimmt in ſeiner Rechnung, die er ſich vom Weibe macht, regelmäßig nicht — falls ihm nicht ein Weib ſelber zu Hilfe kommt ... Ich weiß ja nicht, was ſie Dir geſchrieben hat von Gründen, die ſie beſtimmen könnten, nicht die Deine zu werden: alles das iſt unzweifelhaft richtig; ſie würde nie ein Wort an Dich richten, das ſie nicht ſelbſt glaubte. Aber eines hat ſie Dir ſicher nicht bekannt, das im geheimen mitgeſprochen hat, und das ich ſelbſt erſt in dieſen Tagen erfahren habe. Nicht von ihr — nie würde ſie zu mir eine Silbe darüber verraten —, ſondern indirekt von unſerem Hausarzt, der es auch nur aus gewiſſen unbeſtimmten Fragen ſchließen konnte, die ſie ſtellte. Offenbar hat ſie gefürchtet, daß der Fehl, den ſie jetzt im Geſicht trägt — er ſcheint ſich übrigens ſehr gutartig geſtalten zu wollen —, ſich auf Nachkommen vererben könnte, falls der liebe Gott euch ſegnen ſollte ... Auch manches andere hat wohl in ihren komplizierten Gedanken zuſammengewirkt; als Gefühlsmoment aber iſt ſicherlich dies das Wichtigſte geweſen. Wer weiß, wie ſie ſich das zuſammengereimt hat. Lache nicht, mein lieber Sohn, ſie iſt rührend, dieſe Unwiſſenheit, dieſe Hilfloſigkeit bei einem jungen Mädchen, das ſich die ernſteſten, die ſchwerſten Gedanken über Dinge macht, die nicht vorhanden ſind. Sei gewiß, ſie hat im geheimen mehr darunter gelitten, als wir zu ahnen vermögen. Ich kenne ſie zu gut, ich weiß, wie ſie alles in ſich hineinſchließt und in ſich zu verarbeiten ſucht.

Das iſt es, lieber Adolar, worin ich glaube, daß Du ihr unendlich viel ſein kannſt, ſobald ihr euch frei gegenüberſteht. Ein Wort von Dir wird genügen, um alle Dummheiten, Stimmungen, Launen zu zerſtreuen, weil ſie Dir bedingungslos vertraut. Sie iſt ja auch im Grunde klug und begreift alles. Das iſt das Merkwürdige an ihr: bei aller Angeregtheit, bei aller Klarheit dieſe Naivität und Unſchuld! Ich ſtelle Dir vollkommen anheim, ob Du dies, was ich jetzt ſchreibe, zwiſchen uns beiden laſſen willſt oder nicht. Vorläufig iſt es wohl das Beſte. Sonſt — wie es Dir paßt.

Deine getreue Adeline Sörenſen.

* * *

Adolar an Ellen.

Berlin, Faſanenſtraße, den ...

Geliebtes Ellen!

Eins ſehe ich klar: langweilig biſt Du nicht. Kaum iſt man mit einem bei Dir fertig, ſo bietet ſich ſchon ein anderes dar, das der Erledigung harrt — Du biſt mannigfaltig, geliebtes Ellen, Dir fällt ſchon etwas ein, Du ſorgſt für Wechſel! Es iſt wirklich recht ſchwer, euch zu verſtehen. Da glaubt man lange, daß irgend etwas ganz Unerhörtes, etwas unheimlich Heimliches, etwas verborgen Myſtiſches euch leite, man zermartert ſich das Hirn, um zu finden, was euch eigentlich bewegt, und derweil liegt alles ſo unendlich einfach, nur ein ganz kleiner Irrtum iſt ſchuld, eine Laune, ein leicht verflatterndes Gefühl, das gleich längſt verklungener Muſik noch einmal ahnend durch die Seele zieht ... Ein anderes Mal glaubt man euch ſo einfach, wähnt alles am Schnürchen zu haben, ſo klar und verſtändlich wie in einer Zahlenrechnung, und plötzlich liegt das Ausſchlaggebende in etwas ganz Unfaßbarem, das ihr ſelbſt kaum kennt, in gar nichts Beſtimmtem, ſondern in irgend einem wogenden Etwas; Umſtände, Erwägungen, Empfindungen kommen hinzu, wie aus dem Nichts entſtanden und ins Nichts zerrinnend, die das Einfachſte verworren machen. Das eine Mal ſeid ihr ſo viel ſimpler als

wir grübelnden, forſchenden „Denkerſeelen“ uns träumen laſſen, ein anderes Mal ſo viel verwickelter, mannigfaltiger, „tönereicher“ als unſer ſcharfes Scheiden und Sezieren.

Das gilt es einfach feſtzuſtellen. Es hilft nichts, ſich dem entgegenzuſtemmen. Man muß anerkennen, was man in ſeiner Exiſtenz nicht leugnen kann; man muß etwas, das man an ſeiner Wirkſamkeit ſpürt, nicht um deswillen, weil man ſeine Logik nicht verſteht, verneinen wollen. Alles iſt Gottes Geſchöpf. Dem Strom ſich entgegenſtellen, iſt Torentun; er ſpült uns hinweg oder ſchäumt um uns herum —: der Weiſe baut Brücken über ihn, baut Fahrzeuge, ihn zu befahren; wer gar dem Elemente hold iſt, ſtürzt ſich mitten hinein und ſchwimmt mit ſeinen Silberwellen.

Laß Dich, Geliebte, den beſtimmten Anlaß nicht kümmern, aus dem heraus ich dieſe tiefe Weisheit ſchreibe. Der Anlaß iſt gleichgültig; wichtig iſt nur, daß er da iſt. Auch wir haben unſere Stimmungen, unſere Schwankungen; aber Männer ziehen ſich, gleichſam als Hilfsmittel, als Geländer, an dem der Charakter entlang wandeln kann, eine Richtſchnur, bei der dann zu bleiben Ehrenſache wird, während eine Frau das Recht hat oder ... es ſich nimmt, Eindrücken und Stimmungen im erſten Augenblick zu folgen ... Geliebte, magſt Du Dir Launen und Kapricen leiſten, welche Du willſt, es ſoll meine Hauptbeſchäftigung, noch mehr, es ſoll mein Hauptvergnügen ſein, ſie Dir zu nehmen. Wenn Du nicht müde wirſt, neue hervorzubringen, ſo ich nicht, ihnen mit neuen Mitteln auf den Leib zu rücken ... Ich habe Mut zu Dir, ich habe Luſt, es mit Dir aufzunehmen. Auch ich glaube an keinen ewigen Frieden, wir werden kämpfen miteinander, Geliebte — getrennt nach innen, vereint nach außen —, und werden ſo wiſſen, wer wir ſind. Kämpfen wollen wir, ſolange wir lieben ... Sage mir eines Tages, daß Du müde biſt des Streites, den wir ſtreiten, und wiſſe, daß auch unſere Liebe müde iſt ... Ich grüße Dich, Schweſter, Freundin, Kämpferin!

Dein Adolar.

Dir

Manches ſtill im Buſen trag' ich.
Nicht verſtehen würd's die Welt.
Leiſe nur im Liede ſag' ich.
Was mein Herz gefeſſelt hält.

Oft in bangen Zweifeln zag' ich.
Schaue nichts als Lug und Trug.
Dann mit neuen Kräften wag' ich
Kühn zur Sonne meinen Flug.

Langſam ſchon zur Reiſe rüſt' ich.
Ferne winkt ein dunkles Land.
Leichter würd' ich ſcheiden, wüßt' ich.
Daß mich hielte deine Hand.

Wilhelm Kunze

Gesamtansicht von Cremona.
(Nach einer Photographie der Gebr. Alinari in Florenz.)

Der Meister von Cremona

Von

Olga von Gerstfeldt

(Nachdruck ist untersagt.)

Wie eine Insel aus weiter Meeresfläche, so erhebt sich das Städtchen Cremona aus der Unendlichkeit der lombardischen Ebene, deren wogendes Grün es von allen Seiten gleichsam umspült. Bei aller Einförmigkeit wirkt die Landschaft reizvoll und anmutig, und wer zum erstenmal diese üppigen Kornfelder sieht, eingefaßt von Maulbeerbäumen, an denen von Stamm zu Stamm traubenschwere Rebenranken gezogen sind, den wird Italiens Fruchtbarkeit überraschen und erfreuen. Mitten aus dieser unabsehbaren grünen Fläche tauchen die Mauern von Cremona auf, der Stadt, die sich zweier großer Wahrzeichen rühmen darf. Das eine ist der Torazzo, der kühne, himmelhohe Turm, oft als Weltwunder gepriesen und besungen, der, weithin sichtbar, in seiner herrlichen, schlanken Grazie den Charakter der Stadt bestimmt; das andere Wahrzeichen aber ist der Name des großen Meisters von Cremona, Antonio Stradivari, der weit und breit durch alle Welten erklungen ist. Und so sehr ist man gewohnt, diesen Namen und diese Stadt zu identifizieren, daß es fast eine Enttäuschung ist, zu hören, daß der Meister nicht hier das Licht der Welt erblickt hat. Erst kürzlich hat diese Tatsache festgestellt werden können durch die unermüdlichen Forschungen eines Cremonesen, der es sich zur Aufgabe stellte, das Dunkel zu erhellen, welches über Stradivaris Geburt und Kindheit schwebte. Signor Mandelli gelang es zu erforschen, daß Antonios Eltern, Alessandro Stradivari und Anna Moroni, die 1622 in Cremona getraut worden waren,

Digitized by Google

1630 die Stadt verließen, als eine entsetzliche Pestepidemie dort wütete. Jeder, der fliehen konnte, suchte sich zu retten, und nur die ärmste Bevölkerung blieb in der schwergeprüften Stadt zurück, welche in wenig Monaten sechzehntausend ihrer Einwohner verlor und auch sonst gänzlich daniederlag, sowohl durch die spanische Mißwirtschaft zugrunde gerichtet als auch durch den Schaden, den elementare Naturereignisse, wie Erdbeben und Überschwemmungen, ihr zugefügt hatten. Längst waren die ruhmreichen Tage von Cremonas Glanz entschwunden, längst hatte es seine Bedeutung auch als Handelsstadt verloren. Um vier Jahrhunderte lag die Zeit zurück, als jährlich Tausende von schwerbefrachteten Schiffen von hier den Po hinunterfuhren, um nach Venedig und bis in den fernen Orient die Erzeugnisse der Textilindustrie und der Waffenschmiedekunst zu tragen; wo die regsamste Bautätigkeit herrschte und Kunst und Gewerbe in gleicher Weise ihrer Blüte entgegenwuchsen. Zweihundert Jahre später hatten beide ihre Gipfelhöhe erreicht und entfalteten sich nun nach allen Richtungen, nachdem die Zeiten der guelfischen und ghibellinischen Parteikämpfe, sowie der Tyrannenherrschaft mit all ihren Greueln der Ordnung und Ruhe gewichen waren. Die Sforza ließen hier wie auch sonst in der Lombardei ihre Spuren zurück, indem sie Kirchen und Klöster gründeten und mit reichen Schenkungen bedachten. Dann aber begann schon früh der Niedergang. Indem Cremona, ein Spielball des Schicksals, von Hand zu Hand ging, nacheinander den Venetianern, Ludwig XII. von Frankreich, abermals den Sforza, endlich Karl V. und somit auf Jahrhunderte Spanien zufiel, war sein Untergang unabwendbar. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, als Antonio Stradivari geboren wurde, war der Ruin vollständig, und traurig und verlassen lag die Stadt inmitten des verwüsteten Landes, ein erschreckendes Zeugnis dafür, wie beutegierige Gewalt einen herrlichen und blühenden Staat auszusaugen vermag.

Aber selbst inmitten dieser Not, unter der andere Gewerbe daniederlagen, hatte sich die Zunft der Geigenmacher zu behaupten vermocht und stand um 1600 in Italien unerreicht da. Die Familie der Amati war es vor allem gewesen, die Generation um Generation in unermüdlicher Arbeit die größten Erfolge erzielt hatte. Der Gründer der Werkstätte, Andrea Amati, brachte nach Cremona die Traditionen der Brescianer Schule mit, wo Gaspard da Salò und nach ihm Giovanni Paolo Maggini sich unvergängliche Verdienste um den Bau der Violine erworben hatten. Andreas Söhne, Antonio und Geronimo, übernahmen 1580 die Werkstatt. Aus der Zeit ihrer gemeinsamen Arbeit bis zu Antonios Tode stammen sehr schöne Instrumente von ungewöhnlich süßem und einschmeichelndem Tone. Die Dimensionen sind im ganzen klein, die Formen voll Schwung und Grazie; reiche Verzierungen entsprechen dem Geschmack der Zeit; die technische Ausführung ist mustergültig. Der Ruf der Amatigeigen verbreitete sich rasch, besonders als es Geronimos Sohne Nicolo (1596 bis 1684), dem bedeutendsten der Amati, gelang, sie noch vollkommener zu gestalten. Seine Instrumente besitzen, neben den Vorzügen der früheren, einen vollen und runden Ton, der in manchen Violinen eine vollendet schöne Klangfarbe erreicht. Trotzdem gehört aber sein Wirken noch der Morgenfrühe des Werdens an, auf dem Antonio Stradivaris dagegen liegt der Sonnenglanz des Gewordenen. Wie gern verfolgen wir das bescheidene Leben dieses Meisters,* der im stillen Arbeitskreise seines Berufes, unberührt von den Wechselfällen der Geschichte, fern der Welt und ihrem lauten Treiben, Werke geschaffen hat, die noch heute nicht ihresgleichen gefunden haben! Wie ein klares, stilles Wasser scheint sein Leben dahingeflossen zu sein, ereignislos — und doch an sich welch ein Ereignis!

Wo Antonio Stradivari 1644 geboren wurde, wo er seine Kindheit verlebte, ist bisher nicht ermittelt worden. Er gehörte einer alten bürgerlichen Cremoneser Familie an, deren Name 1188 zum erstenmal erwähnt wird, als einem Giovanni Stradivarto ein Stück Land verpachtet wurde;

* Die beste moderne Biographie Stradivaris ist die der Gebrüder Hill (Antonio Stradivari, his life and work; London, 1902); ihr wurden die Hauptdaten und Notizen entnommen, sowie die hier wiedergegebenen farbigen Abbildungen.

1334 und 1338 werden als Rechtsgelehrte Grisandro und Guglielmo Stradivari erwähnt, später ein Notar Lanfranco Stradivario, der sich Verdienste um die Geschichte seiner Vaterstadt erwarb. Man glaubt, der Name käme von „Stradiere", was im lombardischen Dialekt Zollbeamte bedeutet. Antonio muß mit zwölf oder dreizehn Jahren zu Nicolo Amati in die Lehre gekommen sein. Vom Jahre 1666 besitzen wir eine von ihm datierte Geige, welche „Alumnus Nicolai Amati faciebat" bezeichnet ist. Diese, von W. H. Hill erst kürzlich entdeckt, liefert den lange vergeblich gesuchten Beweis, daß Antonio in der Tat Nicolos Schüler gewesen ist. Im folgenden Jahre wurde der junge Meister in der Kirche Sant' Agata mit einer Witwe, Francesca Ferraboschi-Capra, getraut, deren Mann durch Selbstmord geendet hatte. Zuerst lebte das Ehepaar in der bei der Kirche Santa Cecilia gelegenen „Casa del Pescatore"; sie wurde aber der wachsenden Familie bald zu eng, und 1680 kaufte Antonio ein Haus auf der Piazza San Domenico, welches er zeitlebens nicht wieder verlassen sollte. Das schmale, dreistöckige Gebäude hatte oben neben einer Terrasse Trockenböden und Dachkammern, welche der Tradition gemäß durch fast sechzig Jahre Stradivaris Werkstätte gewesen sind. Hier brannte die Sonne in den heißen Sommermonaten herein, trocknete die Holzvorräte und durchglühte den Firnis, dem sie die herrliche, goldig warme Farbe verlieh. Als das Haus 1888 eingerissen wurde, fand man noch einige Reliquien aus jener Zeit, da es eine Stätte rastloser Arbeit gewesen war. Die Bruchstücke einer Truhe, auf welcher des Meisters Name geschnitzt ist, und ein steinerner Brunnen haben im Museum ihren Platz gefunden; eindringlicher noch erzählten aber von des fleißigen Mannes Kunst die Stücke und Späne von feingeädertem Ahornholz, sowie die angenagelten Behälter aus Pergamentstreifen, in denen kleine Werkzeuge aufbewahrt worden waren.

Im Jahre 1698 verlor Antonio seine treue Lebensgefährtin und blieb mit sechs Kindern zurück. Daß er schon ein wohlhabender Mann geworden war, beweist das äußerst reiche Begräbnis, welches er seiner Frau gab, worüber sich eine von ihm unterzeichnete Rechnung erhalten hat. Schon im August des folgenden Jahres heiratete Antonio zum zweitenmal. Von seinen vielen Kindern (er hatte deren im ganzen elf) folgten nur zwei dem Beruf des Vaters, aber weder Francesco noch Omobuono zeichneten sich darin aus. Anfang 1737 verlor Stradivari seine zweite Frau, und am 19. Dezember desselben Jahres schloß auch er, ein Greis von vierundneunzig Jahren, die Augen im Tode. Er wurde in San Domenico in der Cappella del Rosario in einer Gruft bestattet, die er schon früher für sich und die Seinigen erworben hatte. 1869 ist die ehrwürdige Kirche niedergerissen worden, um einem öffentlichen Garten Platz zu machen; trotzdem dieser heute eine Zierde der Stadt bildet, kann man nicht genug die Zerstörung von Kirche und Kloster bedauern, denn eine der schönsten Kunststätten Cremonas ging damit zugrunde. Ebensowenig Pietät wie diesen Kunstwerken erwiesen die Cremonesen dem Andenken ihres großen Mitbürgers. Stradivaris Gebeine, wie die seiner Familie und aller sonst in San Domenico begrabenen Toten, wurden auf dem Campo Santo in einem Massengrab bestattet. Nur eine Gedenktafel an seinem Hause oder vielmehr an dem Gebäude, das sein Haus ersetzt hat, und eine nach ihm benannte Straße halten sein Andenken wach; aber auf keinem Monumente sehen wir des ehrwürdigen Mannes Züge und Gestalt, die uns leider auch kein beglaubigtes Porträt vergegenwärtigt. Ein Bild, welches lange für authentisch galt und sogar auf Cremoneser Papiergeld (1870) abgedruckt wurde, scheint vielmehr ein Porträt des ebenfalls aus Cremona stammenden Komponisten Claudio Monteverdi zu sein. Um so wertvoller sind für uns die Manuskriptnotizen vom Jahre 1720, die Antonios Freund Desiderio Arisi, ein Priester der Kirche San Sigismondo, hinterlassen hat. Sie sind das einzige persönliche Zeugnis, das wir besitzen, und lassen des Meisters Bild in seiner ganzen Schlichtheit vor uns erstehen.

Stradivari war groß und hager und sonnengebräunt, stets mit Arbeitskittel, weißer Wollenmütze und weißledernem Schurz angetan, voll Frohsinn und unermüdlicher Arbeitsfreudigkeit. Arisi sagt: „Sein Ruhm ist unerreicht; er hat Violinen von außer-

ordentlicher Schönheit gefertigt und ſie mit Ornamenten von kleinen Figuren, Blumen und Früchten, ſowie Arabesken aller Art verziert; er malt die Arabesken, oder er legt ſie ein in Elfenbein und Ebenholz, was er mit größtem Geſchick zu machen verſteht, ſo daß ſeine Werke der hohen Fürſten würdig ſind, denen ſie gehören ſollen."

Der Dom von Cremona.
(Nach einer Photographie der Gebr. Alinari in Florenz.)

Ein anmutiges Bild des Meiſters von Cremona hat George Eliot, die engliſche Schriftſtellerin, entworfen:

Der ſchlichte Mann im weißen Schurz, der in der Arbeit ſtand
Geduldig und voll Fleiß wohl achtzig Jahr;
Durch Mäßigkeit ſich Augenlicht und Kraft erhielt
Und, da ein ſcharfer Sinn Vollkommenheit erheiſcht,
Vollkomme Geigen ſchuf, erwünſchte Brücken
Für des beſeelten Künſtlers hohe Meiſterſchaft.

Unter ſeinen Mitbürgern galt Antonio für geizig, und da er wenig ausgab und viel einnahm, ſo wurde es bald in Cremona üblich, ſprichwörtlich zu ſagen „reich wie Stradivari". Allein dieſe Bedürfnisloſigkeit kleidet ihn gut. Er, der ſelbſt ſo wenig vom Leben verlangte, der ſo beſcheiden in ſeinen Anſprüchen blieb, wie reich hat er andere gemacht! Denn wer kennt nicht die herzerhebende, die ſeelenſtillende Kraft der Muſik? Lauſchen wir den Tönen eines jener herrlichen Inſtrumente, hören wir es jubeln und ſchluchzen, ſingen und klingen, ſo wird es ſtill in uns, es ſchweigt des Lebens Unraſt, und wie aus himmliſchen Sphären tönt uns eine Botſchaft der Freude entgegen.

Stradivari ſcheint die Welt kaum über die Grenzen der Heimat hinaus gekannt zu haben. Jedenfalls iſt uns nicht überliefert worden, daß er weitere Reiſen unternommen hätte; doch liegt es nahe, zu denken, daß er ſelbſt hinaufgewandert ſei in die nahen Bergamasker Alpen, wo auf waldigen Abhängen die ſchönſten Tannen und Ahornbäume wuchſen, deren Holz ihm ſo unentbehrlich war. Vielleicht gelangte er auch wohl bis Venedig, wo von der kroatiſchen oder dalmatiſchen Küſte her beſonders treffliches Ahornholz eingeführt wurde, aus welchem Ruder und verſchiedene Teile der Gondeln gefertigt zu werden pflegten. Jedenfalls hat Antonio ſeinen Wohnort nie gewechſelt und iſt der Scholle treu geblieben, die ſeit Jahrhunderten die Heimat ſeiner Väter war. Zu ſeiner Zeit war Cremona noch allerwärts mit Mauern und Türmen umgürtet, und nur durch die ſtarkbewehrten Tore gelangte man aus den engen, dunklen Straßen ins Freie hinaus. Im Inneren mag die Stadt ganz ſo geweſen ſein, wie

Digitized by Google

wir ſie heute ſehen mit ihren vielen Kirchen und edlen Palaſtfaſſaden, die im Labyrinth der unſchönen Gaſſen das Auge mit mancher Proſa verſöhnen. Vor allem der Domplatz mit der unvergleichlichen Gruppe herrlicher Gebäude iſt einſt und jetzt im weſentlichen gleichgeblieben. Hoch empor in die köſtliche Himmelsbläue trug der Torazzo ſeine ſchlanke Pyramide, er, jedes Cremoneſen Stolz und Freude. Nicht umſonſt iſt er ein Weltwunder genannt worden, denn keiner der Glockentürme Italiens kann ſich mit ihm an Höhe meſſen, und vielleicht keiner wirkt dabei ſo ſchwebend und leicht wie dieſer. Neben ihm erhob ſich einſt wie heute die Domfaſſade mit ihren unvergleichlichen Säulenloggien, ihrer feingegliederten, ſtatuengeſchmückten Vorhalle und der mächtigen Fenſterroſe — ein Bauwerk, das zu den ſchönſten Oberitaliens zählt. Allerdings ſtörten auch damals ſchon die großen Voluten des Giebels mit ihrer ſchwerfälligen Schneckenform den Geſamteindruck, der ohne dieſe unerfreuliche Zutat ein vollendeter genannt werden könnte. Um ſo einheitlicher wirkte das Innere der prächtigen Kirche, an deren Hochwänden Szenen aus dem Leben Chriſti und der Madonna in farbenprächtigen Fresken dargeſtellt waren. Sind viele von ihnen heute verblaßt und manche durch Reſtaurationen völlig zugrunde gerichtet, ſo mußten ſie hingegen in Stradivaris Tagen in unvergleichlichem Farbenſchmelz ſtrahlen. Boccaccino Boccaccinis lieblich naive Darſtellungen voll Innigkeit und Poeſie, Romaninos kräftige Kunſt und Pordenones atemraubende Verkürzungen, — ſie alle leuchteten friſch und klar von den Wänden herab und erzählten dem frommen Beter beredt von den Wundern ſeines Glaubens. Doch auch die übrigen Bauten, die den Domplatz mit ihrer ernſten Schönheit ſchmücken, waren alle längſt vollendet, das achteckige Baptiſterium, der Palazzo dei Giureconſulti und der Palazzo Comunale. Dieſer hat vielleicht von ihnen allen am meiſten ſeine charakteriſtiſchen Merkmale eingebüßt, denn von ſeinem ehrwürdigen Antlitz hat die Hand der Zeit mehr als von anderen die urſprünglichen Züge weggewiſcht. Schon 1575 hatte er durch einen unglücklichen Umbau viel von ſeiner erſten burgähnlichen Geſtalt verloren; aber erſt 1839 hat ihn Luigi Voghera völlig und für immer verdorben. Heute iſt die Rückſeite anziehender und maleriſcher als die Faſſade und gibt mit dem Palazzo Pretorio und mehreren Türmen von der Piazza Cavour aus ein anziehendes Straßenbild ab. Der Palazzo dei Giureconſulti dagegen, faſt unangetaſtet in ſeinem urſprünglichen Stil, iſt ein vollendetes Beiſpiel lombardiſcher Gotik, an deſſen entzückend ſchönen dreiteiligen Fenſtern das Auge ſeine Freude hat. Im ſiebzehnten Jahrhundert hielten hier die Rechtsgelehrten noch ihre vielbeſuchten Vorleſungen; ſie trugen den Titel der Cavalieri Dorati und bildeten das berühmte Cremoneſer Collegio dei Giureconſulti, welches erſt 1786 aufgelöſt wurde.

Eine große Anzahl von Kirchen, die das Cremona des ſiebzehnten Jahrhunderts ſchmückten — trug doch damals die Stadt den Beinamen „la turrita“, die turmreiche —, ſehen wir heute nicht mehr; auch manches Kunſtwerk iſt mit ihnen zugrunde gegangen. Doch heute wie damals ſtrahlt auf einem der Altäre von Sant' Agoſtino das unvergleichliche Gemälde Peruginos, welches, 1494 gemalt, Cremonas herrlichſten Beſitz bildet. Dieſes Werk, deſſen verklärter Zauber den Künſtler auf der Höhe ſeines Könnens zeigt, iſt ein ſo unvergleichliches Beiſpiel umbriſcher Innigkeit und Farbenpracht, daß es ſich würdig Raffaels Madonnen an die Seite ſtellen läßt; ja, wir meinen in den wundervollen Greiſenköpfen der Heiligen Auguſtinus und Johannes des Evangeliſten Vorbilder jener Heiligen zu ſehen, die Raffael 1505 mit jugendlicher Hand in San Severo in Perugia auf Wolken thronend darſtellte.

Stradivaris Leben iſt, wie geſagt, ein Leben der Arbeit geweſen, und über die enggezogenen Grenzen ſeines Berufes gingen ſeine Wünſche nicht hinaus. Auch die Schickſale ſeiner Vaterſtadt werden ihn kaum berührt haben. Er hatte genügende Mittel, um ſeine zahlreichen Kinder ſtandesgemäß zu erziehen und ſich auch dann eines ſorgenfreien Daſeins zu erfreuen, wenn Teuerungen und Kriegsnöte viele ſeiner Mitbürger ins Elend ſtürzten. Leider hören wir nicht, daß er in ſolchen Zeiten freigebig anderen geholfen hätte, und die große Einſamkeit, in welcher er lebte, läßt darauf ſchließen, daß

er nur wenige Freunde besaß. Nur ein wichtiges historisches Ereignis fällt in des Meisters Lebenszeit und wird auch ihn bewegt haben: die Gefangennahme des Maréchal Villeroy durch den Prinzen Eugen an einem schicksalsvollen Februartage des Jahres 1702. Der Verrat eines Geistlichen hatte den kaiserlichen Truppen in tiefer Nacht die Tore Cremonas geöffnet, und als der Morgen anbrach, wurden die bestürzten Bürger in allen Straßen des Feindes gewahr. In mörderischen Kämpfen ging Stunde um Stunde dahin, und mit so zäher Verzweiflung wehrten sich die Franzosen, daß Prinz Eugen endlich den Abmarsch befehlen mußte. Allerdings war sein Rückzug ein Sieg, denn er führte den gefangenen Maréchal Villeroy als Preis dieses blutigen Tages in sein Lager mit fort.

Wenn wir nach dem Ergebnis von Stradivaris Leben und Wirken fragen, so sind wir erstaunt, zu hören, wie viele Instrumente der Meister von Cremona in nie versagender Arbeitskraft geschaffen hat. Die Zahl seiner Violinen wird auf tausendsechsunddreißig, seiner Celli auf achtzig geschätzt; außerdem hat er Bratschen, einige Gitarren und Pochetten (Taschengeigen) gemacht. Diese Zahlen sind eher zu niedrig als zu hoch angeschlagen, denn immer wieder werden aus Rumpelkammern verwahrloste Instrumente hervorgezogen, die sich dann dem beglückten Besitzer als alte Cremonesen entpuppen. Erst im vergangenen Sommer wurden z. B. in Frankfurt eine Amati- und eine Stradivarigeige entdeckt und als echt erkannt. Ein abschließendes Urteil kann in solchen Fällen nur ein Fachmann geben. Auch für Instrumente gibt es eine Stilkritik; aber nur der Kenner vermag aus den Linien der Wölbungen, aus der Form der Schnecke oder des Halses die Echtheit zu erkennen, ebenso wie das geübte Auge des Kritikers aus Zeichnung und Pinselstrichen die Hand des Meisters oder die des Schülers erät.

Die Periode von Stradivaris höchster Reife bezeichnen die Jahre 1700 bis 1725, doch ist es ungerechtfertigt, seine Werke in bestimmte Abschnitte einzuteilen; denn unentwegt hat er von einem Instrument zum anderen nach Vervollkommnung gestrebt, stets das eine Ziel im Auge: den Ton in seiner idealsten Klangfülle zu gestalten. Wir sehen ihn tasten und ringen und versuchen, hier eine Änderung anbringen, dort auf alte Formen zurückgreifen, bald erfolgreich Herrlichstes vollbringen, bald auch einen Irrtum begehen. So gehören denn seine schönsten Schöpfungen verschiedenen Zeiten an, und nur in seinen letzten Lebensjahren sehen wir die Kraft erlahmen, das Augenlicht schwinden, die zitternde Hand nur noch zaghaft das Messer führen. Deutlich zeigt diese rührende Unbeholfenheit des Greises die sogenannte „Schwanengesang-Violine" vom Jahre 1737, in der er verzeichnete: „d'anni 93" (mit 93 Jahren gemacht). Ein wichtiger Abschnitt ist das Jahr 1690, wo Stradivari von der kleinen Amatiform auf eine längere (das „patron allongé") übergeht. Aus diesem Jahr ist die wundervolle „toskanische" Violine, die sich bester Erhaltung erfreut, und deren Ton ungewöhnlich stark ist, sonor und voll und doch ohne jede metallische Härte. Selten bleibt Antonio bei den gleichen Dimensionen, vielmehr schwanken die Maße unausgesetzt. Schon 1698 geht er auf kleinere Formen zurück und experimentiert weiter. Von 1700 an hat sein Lack jene wunderbare, durchsichtige orange-rote Farbe, die das Entzücken des Kenners ist. Vom Jahre 1704 ist die „Betts"-Violine, deren Formen als der Rhythmus der Grazie selbst erscheinen. Welch bezaubernde Harmonie der Linien im Schwellen und Abnehmen dieser Konturen! Welch vollendetes Ebenmaß aller Teile! Die F-Löcher stehen etwas mehr aufrecht als sonst, ohne jedoch ihren Schwung einzubüßen; die Schnecke ist so geschnitten, wie sie nur des großen Cremonesen Hand zu formen vermochte; das feingeäderte Ahornholz des Bodens und der warmgefärbte Lack vollenden die Schönheit des herrlichen Instrumentes. Es wurde im Jahre 1825 von Artur Betts um fünfundzwanzig Mark erstanden. Von 1852 bis 1891 ging es von Hand zu Hand und wurde endlich mit mehr als 24000 Mark bezahlt. Gegenwärtig gehört es einem Engländer, Mr. Waddell.

Das schönste Holz hat Stradivari um 1709 bis 1715 verwendet. Es ist tadelloser Ahorn, dessen akustische Eigenschaften unvergleichlich sind. Erst nachdem Antonio berühmt ge-

OF CALIFORNIA

1. Alard-Violine. 2. Duport-Cello. 3. Betts-Violine. 4. Eingelegte Bratſche.
(Nach Abbildungen aus dem Werke der Gebrüder Hill „Antonio Stradivari, his life and work“.)

Zu Gerſtfeldt. Der Meiſter von Cremona.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Der Dom von Cremona: Inneres.
(Nach einer Photographie der Gebr. Alinari in Florenz.)

worden war, konnte er ſolche teure Holzarten verwenden. Man kann oft verfolgen, wie ſparſam er mit ſeinem Material umging, wenn er ein beſonders ſchönes Stück auf ſeine Reſonanz hin erprobt hatte. Als die ſchönſte Geige des Meiſters wurde von Fétis der ſogenannte „Boiſſier“ (1713) geprieſen, jetzt im Beſitz von Saraſate; doch ſpielt dieſer Künſtler in Konzerten ausnahmslos auf einer Violine von 1725, deren Äußeres weniger tadellos iſt, die aber jenen bezaubernd ſüßen Ton beſitzt, den jedermann kennt. Eine der berühmteſten, die „Alard“-Violine, jetzt Baron Knoop gehörend, iſt vom Jahre 1715; ſie verrät Antonios tauſendfach geübte Hand, die ſchon ſo viel Vollkommenes geſchaffen hatte; alles zeigt den großen, männlich kraftvollen Zug, und von bezaubernder Schönheit iſt der warm und dunkel glühende Lack; der Ton iſt edel und rund, von großem Umfang und in allen ſeinen Schattierungen gleich wirkungsvoll. Dem folgenden Jahre gehört die vielgeprieſene, „le Messie“ benannte Violine an, die von allen auf uns gekommenen Stradivarigeigen am beſten erhalten iſt; 1808 auf 2400 Mark geſchätzt, wurde ſie 1890 um 40000 Mark von Hill in London erworben. Tariſio, der originelle Inſtrumentenſammler, der 1827 zu Fuß aus Italien nach Paris wanderte, um ſeine Schätze zu verkaufen, hat „le Messie“ bis zu ſeinem Tode beſeſſen. Ihr am nächſten ſtehen die Medici- und die Ceſſolvioline, deren Lack von beſonders dunkler roter Farbe iſt.

Hat Antonio Stradivari in ſeinen Geigen alles übertroffen, was auf dieſem Gebiet geſchaffen worden iſt, ſo hat er in ſeinen Celli ſich ſelbſt übertroffen. Hier ſteht er unerreicht und unerreichbar da, einſam in ſeiner Größe wie jeder, der zum Ziele der Vollendung gelangt iſt. Sein Typus bleibt für alle Zeiten der Urtypus, aber noch iſt es keinem gelungen, ihn in gleicher Weiſe zu verwirklichen. Wer Hugo Becker auf ſeinem Stradivari gehört hat, weiß, was ein Cello ſein kann! Urſprünglich war die Beſtimmung des Violoncells eine durchaus beſchränkte; es wurde, durch ein Band am Halſe des Spielers befeſtigt, bei Prozeſſionen

getragen und so gespielt, wobei es nur als Fundamentalbaß diente, in der Weise wie heute der Kontrabaß. Diese Stellung nahm es noch bis zum Tode Nicolo Amatis ein. Erst als einige Künstler gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Schönheit des Instrumentes begriffen und es zum Solospiel gebrauchten, wuchs der Bedarf und zugleich das Bedürfnis nach einer weiteren Ausgestaltung. Von 1680 bis 1700 hat Stradivari an etwa dreißig Celli seine gewohnte suchende und probierende Art betätigt. Zu den schönsten Exemplaren dieser Periode gehören das Medici- (1690) und Aylesford-Violoncell, beide jetzt in Florenz, letzteres im Besitz des italienischen Dilettanten Marchese de Picolellis; sowie die Celli von Jules Delsart (1689) und Hollmann (1696). Die Formen sind schön geschwungen, die F-Löcher mit verblüffender Sicherheit geschnitten, alles fehlerlos bis ins kleinste Detail. Vom Jahre 1700 ist das gewaltige Servais-Cello, das schwer zu handhaben ist, aber eine überraschende Tonfülle besitzt. Um diese Zeit fängt der Meister an, die Dimensionen zu vermindern und jene kleinen Celli zu bauen, welche das Ideal der Gattung bedeuten. Hierher gehört das wunderbarste aller Instrumente, das Duport-Violoncell, das unsere Leser auf dem Sonderblatt in farbiger Wiedergabe finden, vom Jahre 1711; selbst dem Auge des Laien muß jede Linie als ein Rhythmus voll harmonischer Schönheit erscheinen, jede Proportion, jede Wölbung als ein „Nonplusultra". Es wurde vom Cellisten Duport schwärmerisch geliebt, gehörte nach dessen Tode seinem Sohne, dann Franchomme und ist jetzt im Besitz von Baron Knoop, dem auch das berühmte Batta-Cello (1714) gehört. Auf gleicher Höhe wie dieses steht das Piatti-Cello (1720), das 1867 dem trefflichen italienischen Künstler geschenkt wurde, der es von 1844 an gekannt hatte und fortan mit begeisterter Liebe an ihm hing. Wer an Mondscheinabenden in Cadenabbia am Comersee an der kleinen, von Rosen und Glycinen übersponnenen Villa Piatti vorübergegangen ist, der konnte den wunderbaren Klängen dieses Instrumentes lauschen, wie sie weit über den Spiegel des Sees durch die stille Sommernacht hinschwebten. Im Juli 1901 ist Piatti gestorben, sein Violoncell wurde damals von R. von Mendelssohn in Berlin erworben.

Viel weniger zahlreich als die Celli sind die Bratschen von Stradivari, von denen nur etwa zehn auf uns gekommen sind. Dies Instrument spielte zu seiner Zeit noch kaum eine Rolle, und wie wenig es den Meister interessierte, ersehen wir daraus, daß er fast nichts am gegebenen Typus änderte. Auch war er auf diesem Gebiet am wenigsten erfolgreich. Seine Viola ist von kleiner Form und meist von kleinem Tone, der sich von dem der Geige nicht wesentlich unterscheidet und nicht jenen tiefen, verschleierten Klang besitzt, der bei schönen Bratschen dem Timbre einer Altstimme ähnlich ist. Ein schönes Exemplar ist die „toskanische" Viola (1690), ferner die Archinto- (1696) und die Macdonald-Viola (1701), beide mit tiefrotem Lack. Nicht weniger schön ist die prächtige eingelegte Bratsche (1696), deren Erhaltung ganz besonders erfreulich ist. Solcher reichverzierter Instrumente hat Antonio nur wenige gearbeitet und sie stets fürstlichen Käufern bestimmt. Für solche besonders kostbaren Stücke erhielt er natürlich auch höhere Preise. Man glaubt, daß seine Geigen mit etwa dreihundert Mark bezahlt wurden, die Celli mit siebenhundert Mark; der Preis der eingelegten Instrumente mag das Doppelte betragen haben. Skizzen zu den verwendeten Verzierungen dieser eingelegten Instrumente haben sich erhalten und bilden einen Teil der wertvollen Sammlung von Stradivari-Reliquien, welche dem Conte Cozio di Salabue in Mailand gehörte und später auf den Marchese Della Valle überging. Hier sieht man z. B. die Federzeichnungen zu den reizenden Inkrustationen der Instrumente, die das sogenannte „Medici-Quatuor" bildeten.

Es ist viel über den Meister von Cremona geschrieben worden; man hat seine Arbeit nach allen Richtungen hin geprüft und sich gefragt, wie er eigentlich zu so glänzenden Resultaten gelangt ist. Worin hat sein Geheimnis bestanden? Und ist es überhaupt ein Geheimnis gewesen? In gewissem Sinne wohl, insofern jeder Genius etwas Rätselhaftes ist. Sonst aber brauchen wir keine Geheimnisse bei Stradivari zu suchen. Er war ein hochbegabter Handwerksmann, dessen Verdienst vor allem in der Ge-

duld lag, womit er die Erfahrung zu bereichern, zu erweitern, zu erſchöpfen ſuchte. Wer aus ihm einen Gelehrten machen will, der mit akuſtiſchen Problemen ſein Hirn zermartert, Formeln für die Schwingungen der Saiten ſucht und chemiſche Analyſen anſtellt, der zeigt für dieſen ſchlichten Mann nur wenig Verſtändnis, über deſſen unbeholfene Handſchrift und fehlerhafte Orthographie wir oft lächeln müſſen. In der Wahl ſeines Holzes hatte Antonio eine beſonders glückliche Hand, und vor allem liegt in ſeinem Firnis das Hauptmoment für die Vortrefflichkeit ſeiner Inſtrumente. Dieſen Lack, den die ſüdliche Sonne läuternd durchglühte, hat der Meiſter mit unermüdlicher Sorgfalt ſelbſt gemiſcht und mit erſtaunlicher Geſchicklichkeit ſelbſt aufgetragen. Denn in der Anwendung liegt ebenſoviel Kunſt wie im Zuſammenſetzen der Beſtandteile. Übrigens hat ſich Stradivaris Rezept erhalten und gehört heute der Witwe eines ſeiner Nachkommen. Allein wer vermöchte den Lack genau ſo anzuwenden wie der große Cremoneſe? Die gleichen Mittel ſtehen den heutigen Inſtrumentenmachern wie ihm zur Verfügung, das gleiche Holz, ja eine noch weit größere Auswahl davon; auch ſind die Werkzeuge vollkommener, und welche Fortſchritte hat nicht die Wiſſenſchaft inzwiſchen gemacht! Aber es fehlt eben das individuelle Talent, welches einen Stradivari in ſeinem beſcheideneren Fache den größten Künſtlern an die Seite ſtellt.

Nur wenige tüchtige Schüler gingen aus des großen Meiſters Werkſtätte hervor; außer den beiden Söhnen, die den Vater nur kurz überlebten, iſt nur Carlo Bergonzi zu nennen. Aber auch von ihnen nahm Antonio keine Hilfe an, auch nicht, als er, ein Neunzigjähriger, mit müden Händen die letzten Violinen formte. So blieb er bis zuletzt rüſtig, heiter und arbeitsfreudig. Die Schule von Cremona weiſt noch manchen Namen auf, und erſt im neunzehnten Jahrhundert iſt ſie erloſchen ...

Wer hätte nicht den Zauber empfunden, der alten Inſtrumenten eigen iſt? Sie ſcheinen kein lebloſer Stoff zu ſein, ſondern eine ſchlummernde Seele zu bergen, die unter des Künſtlers Hand zu erwachen beginnt und ſich aus der feſſelnden Hülle losringt, um den Raum mit tauſend Klängen zu erfüllen. „Kein Inſtrument iſt ſo feſſelnd und ſo launenhaft. Iſt eine Saite etwas zu ſtark, ſo werden alle anderen ungebärdig; ſie fühlen jeden Witterungswechſel wie ein Barometer, und die Geige muß oft gerieben, gewärmt und in gute Laune geſchmeichelt werden wie ein verwöhntes Kind. Manches Mal, wenn man ſie geliebkoſt und in eine glänzende Verfaſſung hineingeſpielt hat, wird man erſtaunen über die ſenſitive Art, mit welcher das Inſtrument auf jede leiſeſte Berührung reagiert, und der Spieler ſelbſt wird gänzlich bezaubert ſein. So will es oft ſcheinen, als fände der Künſtler ebenſoviel Kraft im Inſtrument vor, als er ſelbſt ihm zuträgt; und iſt er oft der Herrſcher, ſo iſt anderſeits oft auch die Violine die Gebieterin, welche ihn bezwingt und ihn mit fortträgt mit ihrer lockenden Stimme, ſo daß er alles vergißt und nur der Führung ſeiner berückenden Gefährtin folgt.“ So ſchreibt in ſeinen feſſelnden muſikäſthetiſchen Studien (Music and Morals) H. R. Haweis, der ſtimmungsvoll wie kein anderer die ſuggeſtive Eigenart des Inſtrumentes zu ſchildern verſtanden hat.

Wir haben einen Einblick in das Leben und Wirken Meiſter Antonio Stradivaris gewonnen und geſehen, wieviel Herrliches er in einem faſt an hundert Jahre grenzenden Daſein vollbrachte. In ſeinem kleinen, ſtillen Cremona ſind zum erſtenmal alle jene ſüßen Geigenſtimmen erklungen, die über Zeit und Raum ſieghaft dahingeſchwebt ſind und in den tauſendfachen Melodien alter und neuer Muſik der Menſchen Freude und Leid geſungen haben. Und ſie werden nicht verſtummen, denn die ungnädige Zeit — ihnen iſt ſie gnädig! In immer weicheren, volleren Tönen werden ſie erklingen, den fernſten Geſchlechtern von dem großen Meiſter erzählend, der ſie ſo wunderbar zu formen wußte, und zugleich den Namen der Stadt verkündend, welche ihm und ihnen die Heimat geweſen iſt.

Die Schwiegermutter und der Hagestolz

Von

Otto Schrader

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Wenn ich im folgenden aus der Geschichte unserer Familienordnung einige Seiten aufschlage und dabei in den Mittelpunkt meiner Betrachtungen zwei allbekannte Gestalten unseres Familien- oder gesellschaftlichen Lebens, die Schwiegermutter und den Hagestolz stellen werde, so geschieht dies zunächst, weil ich an ihnen den auf dem Boden unserer Familienordnung sich vollziehenden Kampf des Alten und Neuen, erhaltender und zerstörender, umgestaltender und aufbauender Kräfte am deutlichsten glaube schildern zu können.

Dann aber muß ich bekennen, daß mich beide Gestalten seit geraumer Zeit persönlich beunruhigt haben, wie uns eben das nicht oder nur halb Verstandene zu beunruhigen pflegt. Ich habe eine gute Schwiegermutter gehabt und bin überzeugt, daß die meisten meiner Leser, soweit sie hierbei mitzusprechen in der Lage sind, sich des gleichen Besitzes erfreut haben oder noch erfreuen. In diesem erhebenden Bewußtsein nehmen wir eins unserer humoristischen Blätter, etwa die „Fliegenden", in die Hand, und siehe da, das erste, was uns fast in jeder Nummer in die Augen springt, ist ein mehr oder weniger schnöder Witz über die „böse Schwiegermutter". Müssen wir da nicht in unseren heiligsten Empfindungen für ein Wesen, das wir nur lieben und verehren sollten, gekränkt, ja irre werden? Und der Hagestolz? Haben wir nicht schon als Kinder gelernt, daß man das als Sünde fliehen solle, was, von allen getan, ins Verderben führen würde? Und sehen wir nun nicht eine ganze Zunft sonst höchst ehrenwerter Männer, die ungestraft, ja vom modernen Staat gehegt und gepflegt, den Untergang, wenn nicht der Menschheit, so doch den eines unserer wertvollsten Kulturgüter, den der Familie, ganz offen auf ihre Fahne geschrieben haben? Woher kommt dies alles? Woher der Typus der „bösen Schwiegermutter"? Woher die unser soziales Empfinden beleidigende Gestalt des Hagestolzen?

Über diese Fragen habe ich nachgedacht und erlaube mir nun, das Ergebnis meiner Betrachtungen hier vorzulegen.

Wir lassen, wie es sich ziemt, der Schwiegermutter den Vortritt.

Dieses Wort, das auch heute noch ohne die Hinzusetzung von „mutter" gebraucht werden kann, lautete in althochdeutscher Zeit swigur und ist in der sprachgesetzlich entsprechenden Form bei nahezu allen indogermanischen Völkern, von den Gestaden des Atlantischen Ozeans bis an die Ufer des Indus und Ganges, verbreitet. Wort und Begriff gehörten also schon der indogermanischen Ursprache an. Zugleich lehrt uns aber die Sprachwissenschaft noch ein zweites. Wir bezeichnen heute mit Schwieger oder Schwiegermutter sowohl die Mutter des Mannes wie auch die der Frau. Es zeigt sich nun, daß die älteste Bedeutung unserer Wortsippe eine engere war: sie wurde ursprünglich nur für die Mutter des Mannes gebraucht, der Schwiegertochter gegenüber, deren ebenfalls schon indogermanische Bezeichnung in unserem Worte „Schnur" vorliegt. Und da wir nun weiterhin die Beobachtung machen können, daß überhaupt

alle auf Urverwandtschaft beruhenden Ausdrücke für Verschwägerungsgrade, ein Wort für den Vater des Mannes, ein solches für seinen Bruder, für seine Schwester, für die Frauen der Brüder des Mannes, lediglich die Beziehungen der Frau zu dem Hause des Mannes betreffen, während indogermanische Ausdrücke für das Verhältnis des Mannes zu dem Brautvaterhause nicht vorhanden sind, so ergibt sich hieraus der sichere Schluß, daß in jener alten Zeit nur die Verschwägerung der Frau mit den Angehörigen des Mannes als Verwandtschaft betrachtet wurde.

Es gab also damals nur eine Art von Schwiegermüttern, nämlich die Mutter des Mannes der Schwiegertochter gegenüber, und mit dieser haben wir uns im folgenden zunächst ausschließlich zu beschäftigen.

Versuchen wir ihre Stellung im Kreise der alten Familie des näheren zu bestimmen, so werden wir guttun, dabei von den volkstümlichen Überlieferungen der osteuropäischen Völker auszugehen, bei denen, abseits von den großen Heerstraßen der Kulturgeschichte und versteinert unter der Herrschaft der rechtgläubigen Kirche, die Reste uralter Familienzustände sich mit außerordentlicher Treue bewahrt haben. Eine Quelle ersten Ranges bilden in dieser Beziehung die russischen Volkslieder, in denen die Beziehungen der einzelnen Familienmitglieder zueinander mit verblüffender Unbefangenheit geschildert werden.

Das russische Mädchen sieht dem Tage ihrer Hochzeit selten mit frohem Herzen entgegen. Meist ohne um ihre Zustimmung befragt zu werden, wird sie nach langwierigen und zeremoniellen Verhandlungen zwischen den Ihrigen und den Abgesandten oder der Abgesandtin des Freiers, deren eigentlicher Zweck ursprünglich auf die Erzielung eines Kaufpreises für das Mädchen hinauslief, „in die Fremde“ ausgeliefert, oft an einen ganz Alten, nicht selten auch an ein reines Kind. Mit allseitigem Mißtrauen wird sie betrachtet, wenn sie in die Familie des Mannes eintritt. „Da bringen sie uns eine Menschenfresserin,“ sagt der Schwiegervater, „da bringen sie uns eine Bärin,“ sagt die Schwiegermutter, „da bringen sie uns eine Schlampige,“ sagen die Schwäger, „eine Faulenzerin,“ die Schwägerinnen, „eine Störenfriedin,“ die Tanten. Wohl versucht die junge Frau, sich zu wehren, auch mit Geschenken, eines Pferdes an den Schwäher, einer Fuchsschaube an die Schwieger, eines Sattels an den Schwager, eines Spinnrades an die Schwägerin, ihre Gunst zu erkaufen; aber das Verhältnis bleibt doch in der Mehrzahl der Fälle ein gespanntes, ja ein feindseliges, und sehnsuchtsvoll fliegen die Gedanken der „Jungen“ zu dem Gärtchen am Hause der Mutter mit dem Apfelbäumchen und der Nachtigall, die ihr Lieder sang, als sie noch frei war.

Aber sie bleibt gebunden an das Haus des Mannes, und nun gilt es, sich zu sputen von früh bis spät; denn als Arbeitskraft ist sie heimgeführt worden, und nur durch Arbeit kann sie ihre Stellung halbwegs erträglich machen. Da heißt es bald Getreide dreschen oder trocknen, die Tenne abkratzen und kehren, bald Leinwand anzetteln, weben und spinnen bis in die tiefe Nacht, bald dem Schwager das Pferd satteln, bald der Schwägerin das Haar kämmen und flechten, bald den Mann ausziehen, wenn er — wie nur zu oft — schwer trunken aus der Schenke nach Hause kommt. Und hinter allen ihren Pflichten steht ewig unzufrieden, ewig scheltend die Schwiegermutter, die „mürrische“, die „brummige“, die „böse“, die „grausame“, „die mit der schiefen Haube“, der „greuliche Drache“, „die alte Teufelin“. „Was der Hund an der Kette, ist die Schwiegermutter auf dem Ofen“, d. h. auf dem warmen Plätzchen, von dem aus man die ganze Bauernstube überschauen kann. Sie ist es, die in aller Himmelsfrühe im Flur poltert: „Steh' auf, steh' auf, steh' auf, du Schläferin, du Träumerin, du unordentliches Geschöpf,“ sie ist es, die die Tür versperrt, wenn die Gusli und Hirtenflöte die Junge zum frohen Reigen auf der breiten Dorfstraße lockt, sie, die die Schwiegertochter in den dunklen Keller nach „grünlichem Wein“, d. h. nach Vodka, oder in der Winternacht barfuß und entblößt, kalt und hungrig an den Fluß nach Wasser schickt, sie, die in allen ehelichen Zwistigkeiten unweigerlich auf seiten

des Sohnes steht. Und wenn der russische Muschik es schon allein für seine Pflicht ansieht, die Frau, wie es wohlklingend heißt, von Zeit zu Zeit zu „belehren", d. h. mit der seidenen Peitsche ihr einen demütigen und ergebenen Sinn einzuflößen, so hetzt ihn die Mutter noch mehr mit den Worten: „Du bist mir ein schöner Sohn, du bist mir ein schöner Hausgenosse: du schlägst nicht dein Weib, du schlägst nicht die Junge." Flehend wendet sich wohl in solchen Augenblicken die Schwiegertochter an die Alte: „O Frau Schwiegermutter, rette mich vor meinem Manne, diesem wilden Tiere." Aber die Frau Schwiegermutter, die ja, wie das Volkslied treuherzig sagt, keine leibliche Mutter ist,

„heißt ihn stärker schlagen, bis aufs Blut zu schlagen. Die Peitsche sauste, das Blut spritzte."

Das ist die russische Schwiegermutter! Aber wohin wir uns nun auch von den Russen, genauer den Großrussen, im Osten und Südosten unseres Erdteiles, wenden, ob zu den Weißrussen, den Litauern oder Letten, ob zu den Serben oder Albanesen, überall tritt uns dasselbe Bild, wenn auch weniger ausgeführt und in manchen Zügen schon gemildert, in Dichtung oder Wirklichkeit entgegen. Und auch auf dem ganzen übrigen indogermanischen Völkergebiet, im Westen bei Germanen und Kelten, im klassischen Süden, bei Römern und Griechen, oder endlich unter der Sonne Indiens, wie die Kultur dieses Landes uns die alten Lieder des Rigveda schildern, müssen ursprünglich gleiche oder doch sehr ähnliche Verhältnisse geherrscht haben; denn ihr Ergebnis, eine tödliche Feindschaft zwischen Schwieger und Schnur, ein glühender Haß gegen die Schwiegermutter werden überall als feste und uralte Volksüberlieferung betrachtet.

Sehr reich an Zeugnissen ist die deutsche Vergangenheit.

das alt sprichwort sagt: jüdn und christen,
hund und katzen auff einer misten,
zum dritten auch schwiger und schnur
von hertzen nie recht eines wur,

so heißt es bei Hans Sachs.

Daher kommt die Uneinigkeit,
Die also weit nun ist beschrait,
Das man ganz Lider darvon dicht
Von alter Schwiger Pelz und gschicht,

so steht in Fischarts Ehezuchtbüchlein.

„Schwieger und Schnur brauch'n a weiti Fuhr", „Zwischen Schwieger und Schnür g'härt an eiserja Thür", „Die Schwiegermutter verdenkt die Schwiegertochter und die Schwiegertochter die Schwiegermutter", so und ähnlich äußert sich mit zahllosen Variationen der deutsche Volksmund.

Aus dem alten Rom besitzen wir von Terenz ein Stück „Die Schwiegermutter", nach griechischem Vorbild. Eine junge Frau ist aus dem Hause ihrer Schwiegereltern entlaufen, nicht aus Furcht vor der Schwiegermutter, sondern aus anderen, sehr triftigen Gründen. Aber alle Welt und besonders der Schwiegervater Laches glauben, daß sie die angeblich schlechte Behandlung der Schwiegermutter vertrieben hat. „Beim Himmel," sagt er, „was sind die Weiber für ein Volk! Wie abgekartet, was sie lieben, was sie verschmähen! Ein Sinn ist aller Sinn, und so ist's Brauch: die Schwiegermutter haßt die Schwiegertochter." Vergebens sucht sich Sostrata, die Schwiegermutter, zu verteidigen; bald fühlt sie, es ist vergeblich, „weil es denn nun einmal bei allen Menschen feststeht, daß jede Schwiegermutter hartherzig und ungerecht sei." Ein anderer römischer Dichter, Ovid, spricht von dem großen Verwandtenfest der Charistien. „Alle, die reinen Herzens sind," sagt er, „mögen hier zusammenkommen. Fern aber bleibe die grausame Schwiegermutter, die Quälerin der verhaßten Schnur." In Leptis, einer römischen Kolonie in Afrika, hatte sich nach dem Bericht des Plutarch ein alter Hochzeitsbrauch erhalten, nach dem die junge Frau am Tage nach der Hochzeit die Schwiegermutter um ein Sieb bittet, das diese verweigert, damit die Schwiegertochter von vornherein den stiefmütterlichen Sinn der Alten erkenne und nicht klage, wenn es später schlimmer kommt. In derartigen Hochzeitssitten aber offenbaren sich die ursprünglichen Anschauungen mit großer Treue, wie denn z. B. in Rußland die Schwiegermutter am Morgen nach der Hochzeit die junge Frau symbolisch mit der Peitsche schlägt und dabei spricht: „Das ist die Strafe des Schwähers, das die der Schwieger, das die des Mannes." Erst wenn wir uns den vom russischen Volkslied so ausführlich geschilderten Kampf der jun-

gen Frau mit den einzelnen Mitgliedern der männlichen Familie vergegenwärtigen, werden wir die Situation ganz verstehen, wenn im alten Indien der Neuvermählten als höchstes Glück gewünscht wird, sie möge Herrin werden über Schwäher und Schwieger, über Schwäger und Schwägerinnen, oder wenn in der Ilias Helena, die ja freilich eine böse Schwiegermutter reichlich verdient hat, dem Hektor noch im Tode dankt, daß er ihr beistand, wenn drinnen Schwäger und Schwägerinnen, die Frauen der Schwäger und die Schwiegermutter auf sie schalten.

Und wie im Altertum, so ist es in dem gegenwärtigen Griechenland und Italien. Die neugriechische Volksliteratur ist voll von Sprichwörtern und Liedern, die von der bösen Schwiegermutter handeln. Auf Naxos sagt man: „Ich liebe meine Schwiegermutter — wie Leibschmerzen," auf Kreta: „Verflucht die Schwiegermutter, und wenn sie zuckersüß ist." auf Melos, Kreta und im Peloponnes: „So viel grüne Stuten, so viel gute Schwiegermütter," an anderen Orten: „Die Schwiegermutter ist wie eine faule Zwiebel, sie beißt und lockt Tränen hervor." In den Volksliedern kehren namentlich zwei Motive wieder. Nach dem einen reicht „die Hündin Schwiegermutter" — wie man sieht, ein häufiges Kosewort für die Mannesmutter — der jungen Frau gleich bei ihrer Ankunft den Gifttrank. Es bricht ein furchtbarer Durst infolgedessen bei der Unglücklichen aus. Vergebens wendet sie sich um Wasser an die einzelnen Mitglieder der männlichen Familie. Es wird ihr verweigert, und als es der Mann endlich bringt, ist sie bereits tot. Nach dem zweiten Motiv zwingen Schwiegermutter und Schwägerinnen die junge Frau, in der Abwesenheit des Mannes, nachdem sie ihr das schöne Haar abgeschnitten haben, unter schwierigen Verhältnissen Schafe und Ziegen zu hüten. Dieselbe Geschichte kehrt in piemontesischen Volksliedern und Märchen wieder. Das Volk sagt in Italien: „Schwiegermutter und Schnur, Sodom und Gomorrha" (scompigli), und in dem Patois der Romagna nennt man unsere Stiefmütterchen unter Verstümmelung des eigentlichen Wortes suocera e nuora „Schwiegermutter und Schnur", offenbar weil von den fünf Blättern des Blümchens zwei weniger schön als die übrigen gefärbt sind, von denen die ersteren für die Schwiegertöchter, die letzteren für die Schwiegermutter mit ihren leiblichen Töchtern gelten. Ein rumänisches Sprichwort endlich, das hier seine Stelle finden möge, sagt: „Schwiegermutter, saure Traube, du kannst reifen, soviel du willst, süße Traube wirst du nie."

Aber wozu die Zeugnisse häufen? Es ist klar und läßt sich nicht leugnen, daß mit unserer Familienform in vorgeschichtlichen wie geschichtlichen Zeiten die Gestalt der „bösen Schwiegermutter" auf das engste verbunden war und teilweise noch ist, angeklagt von Tausenden von Zungen der Liebllosigkeit, Hartherzigkeit, Grausamkeit gegen die Schwiegertochter, ein Ungeheuer, gerichtet von der Stimme des Volks. Von der Stimme des Volkes! Ja, aber darf denn die Stimme des Volkes auch für uns die Stimme Gottes sein? Tritt kein Anwalt für die Vielgeschmähte ein? Läßt sich kein Standpunkt, keine Beleuchtung finden, von dem aus oder in der das Bild der Schwiegermutter weniger häßlich und, wenn auch nicht lieblich und holdselig, so doch vielleicht Achtung gebietend, ja ehrwürdig erscheint?

Wir wollen es versuchen!

Das Alter muß der Jugend den Platz räumen und empfindet dies schmerzlich. Dieses Naturgesetz ist es, das uns zunächst aus dem Kampf der Schwiegermutter mit der Schwiegertochter entgegenklingt. Die junge Frau fordert im neugriechischen Volkslied bei ihrem Eintritt ins neue Haus die Schlüsselgewalt, darum tötet sie die alte. Allzu leicht verliert aber auch die strenge Weisheit des Alters das Verständnis für die liebliche Torheit der Jugend. „Die Schwieger denkt zu keiner Frist, daß sie Schnur gewesen ist," sagt ein alter lateinischer Spruch, und in alten dänischen Volksliedern trachtet die böse Schwiegermutter der Schnur aus keinem anderen Grunde nach dem Leben, als weil schön Lybborig oder schön Inge wie eine Else tanzt oder „wie eine Harfe" singt. Drückt hier das Volkslied in seiner drastischen und naiven Art nicht dasselbe aus wie unser Goethe, wenn er in seinem herrlichen Gedicht „Meine Göttin" die „alte Schwie-

germutter Weisheit" warnt, „das zarte Seelchen", die Dichtergattin Phantasie, ja nicht zu „beleidigen"? Und ist endlich nicht auch der Zug wohlverständlich aus der Tiefe mütterlicher Liebe, daß diese mit Eifersucht über der Zuneigung des Sohnes wacht und eine Beeinträchtigung dieser Liebe durch die schöne junge Frau befürchtet?

Wenn aber so durch die Natur selbst ein Gegensatz, eine kritische Stimmung der alten gegen die junge Frau gegeben ist, so kommen, um die Stellung der Schwiegermutter uns weiterhin „menschlich näher" zu bringen, noch andere Erwägungen hinzu, zu denen uns wiederum die Beobachtung des russischen Volkslebens führt.

Der eigentliche Schauplatz des Haders der beiden Frauen ist hier, wie ursprünglich auf dem ganzen indogermanischen Völkergebiet, die Großfamilie oder Herdgenossenschaft. In einem Hause, ja in einer Stube lebt hier eine größere Zahl verschiedenartiger Frauen beieinander: außer der Hausfrau ihre unverheirateten Töchter, die Frauen ihrer Söhne, d. h. eben die Schwiegertöchter, Tanten, d. h. unverheiratete Schwestern des Mannes, die Großmutter usw. Unter solchen Verhältnissen wird auch das moderne Empfinden die Anwesenheit eines starken autoritativen Elementes, um Friede und Eintracht aufrechtzuerhalten, für notwendig ansehen. Und diese Notwendigkeit wird um so größer erscheinen, wenn wir uns nunmehr diese russischen Frauen, vor allem diese russischen Schwiegertöchter etwas näher betrachten.

Sie sind nach der Schilderung des russischen Volksliedes keine Heiligen. Sie sind da, um zu arbeiten, aber sie wollen schlafen und „spazieren gehen". Sie drohen die Tenne zu zertreten, den Besen zu zerbrechen, die Leinwand zu zerreißen, wenn man sie nicht „spazieren gehen" läßt, und das Wort „spazieren gehen" hat im Russischen (guljáti) in diesem Zusammenhang einen bösen Klang, denn es bedeutet, mit dem Liebsten, der nicht der Ehegatte ist, spazieren gehen. Deshalb werden diese Schwiegertöchter gescholten oder geschlagen. Oder deshalb, weil sie, in den Keller nach „grünlichem Wein" geschickt, allzu lange säumen, indem sie davon naschen, ja oft sehr gründlich naschen. Oder weil sie in der Abwesenheit des Mannes eine Ziege oder ein anderes Wertstück veräußern, um sich weiße, rote oder schwarze Schminke (Schminken ist eine uralte und ewig neue Sitte) zu kaufen, und sie, wenn der Mann dann nach Hause kommt und fragt, warum die Frau so weiß oder so rot oder so schwarz aussähe, antworten, daß sie Mehl gesiebt oder daß sie in der Glut gestanden oder daß sie den Kienspan, die Lampe der russischen Bauernhütte, abgeschnuppt hätten. Ja, diese Huldinnen bereiten den Ehemännern, die sie hassen, oft freilich mit gutem Grunde hassen, schwere Nachstellungen: schwache und alte würgen sie im Schlafe, auch Gifttränke verstehen sie zu bereiten, die knabenhaft jungen aber binden sie an Bäumen fest, um inzwischen zum Liebsten zu eilen.

Und endlich ein letzter Punkt, nur von ferne andeutbar. Er betrifft das Verhältnis von Schwiegervater und Schwiegertochter. In den westlichen Ländern ist der erstere der Schnur gegenüber frühzeitig zu einer väterlich-wohlwollenden oder gleichgültigen Persönlichkeit geworden. Bei den Russen aber spielt er, wie ursprünglich wohl überhaupt, dieselbe Rolle wie die Schwiegermutter, d. h. wie diese tritt er mit äußerster Strenge gegen die Schnur auf. In merkwürdigem Gegensatz hierzu stehen nun die in ganz Rußland und darüber hinaus verbreiteten und unter dem Namen snochačestvo (von russisch snochá = unserem „Schnur") bekannten Liebesverhältnisse von Schwiegervätern mit ihren Schwiegertöchtern, die, obgleich aus der patriarchalen Stimmung und den räumlichen Verhältnissen des dortigen Familienlebens wohl verständlich, dennoch einen schweren und oft beklagten Schaden des russischen Volkslebens bilden. Sie sind keineswegs eine junge Erscheinung, sondern werden vielmehr schon in der ältesten russischen Chronik Nestors unzweideutig geschildert.

So hangen schwere Wolken über dem Horizont der russischen Familie, und es läßt sich teils direkt erweisen, teils aus dem Satz, daß gleiche Ursachen gleiche Wirkungen erzeugen, mit Sicherheit erschließen, daß ähnliche Gefahren überall die Familienordnung unseres Stammes bedroht haben; denn nicht als ein Geschenk der Götter sind uns Zucht und Ordnung, Sittlichkeit und Keuschheit

mühelos in den Schoß gefallen. Sie ſind vielmehr in ſtetem Ringen mit Leidenſchaft und Begierde, mit Schmutz und Schande unter tauſend Rückfällen und abertauſend Rückſtänden erkämpft worden. In dieſem Kampf aber hat die ſtarke Hand der „böſen Schwiegermutter“ im Dienſte der Kultur eine der führenden Rollen geſpielt.

Dieſen Gedanken haben ſchon in ſehr früher Zeit die Römer klar erkannt, ja, ihm einen geſetzgeberiſchen Ausdruck verliehen.

Wir haben eine merkwürdige Überlieferung des Plutarch, in der es heißt: „Die erſte Frau, die mit ihrer Schwiegermutter haderte, war Thalăa, des Pinarios Gattin, unter der Regierung des Tarquinius Superbus. So ſchön waren von dem Geſetzgeber alle Eheverhältniſſe geordnet.“ Da in dieſem Satze die in der römiſchen Familie zwiſchen Schwiegermutter und Schnur angeblich herrſchende Eintracht als die Folge der Wirkſamkeit eines Geſetzgebers ausdrücklich bezeichnet wird, ſo erhellt, daß Geſetze vorhanden geweſen ſein müſſen, die ſich auf jenes Verhältnis bezogen. Tatſächlich beſitzen wir nun aus der Zeit vor der Zwölftafelgeſetzgebung, auf die ſich das hiſtoriſche römiſche Recht gründet, die Trümmer von Geſetzen, die, weil ſie mit den Namen der Könige verknüpft ſind, als „Königsgeſetze“ bezeichnet werden, und in denen über die Ausſetzung von Kindern, den Verkauf des Hausſohnes, Eheſcheidung, tätliche Beleidigung der Eltern uſw. Beſtimmungen getroffen waren. Eines nun dieſer Geſetzesfragmente iſt mit einer ſehr großen Wahrſcheinlichkeit folgendermaßen zu rekonſtruieren: „Wenn eine Schwiegertochter ſich gegen ihre Schwiegermutter auflehnt,“ oder vielleicht auch, was wegen der in der Überlieferung ſich anſchließenden Worte noch wahrſcheinlicher iſt: „wenn eine Schwiegertochter ihre Schwiegermutter ſchlägt und dieſe klagt (nämlich bei dem Inhaber der väterlichen Gewalt oder vor einem häuslichen Gericht), ſo ſoll ſie den Gottheiten der Vorfahren (den Laren und Penaten) verfallen ſein,“ d. h. ſie ſoll ſterben oder, was dasſelbe iſt, aus der Familiengemeinſchaft ausgeſtoßen, vogelfrei ſein.

Für ſo wichtig alſo haben die mit dem feinſten geſellſchaftlichen Inſtinkt begabten Römer die Autorität der Schwiegermutter für das Beſtehen ihrer Familienordnung, die nachweisbar auch im älteſten Rom die der Großfamilie und Herdgenoſſenſchaft war, gehalten, daß ſie die Unbotmäßigkeit der Schwiegertochter mit der denkbar ſchwerſten Strafe bedrohten, wie ſie wohl auch am früheſten in ſittlicher Beziehung das Verhältnis von Schwiegervater und Schwiegertochter dem von Vater und Tochter geſetzlich gleichſtellten.

So hat unſere Unterſuchung gegen dieſe älteſte und echteſte Art „böſer“ Schwiegermütter mit einer Freiſprechung geendet, ja, wir werden nicht anſtehen, der viel Geſchmähten dasjenige Attribut zu erteilen, das Homer zu gebrauchen liebt, wenn er eine Erſcheinung als unter dem beſonderen Schutz der Götter ſtehend bezeichnen will, das Attribut ἱερά „die heilige“.

* * *

Damit wenden wir uns dem Hageſtolzen zu, um auch ſein Bild in die Ferne der Zeiten zu verfolgen. Ich werde dabei von zwei Tatſachen unſerer heimiſchen Kulturentwickelung ausgehen, von denen eine der Vergangenheit, die andere der Gegenwart angehört. In zahlreichen Gegenden unſeres Vaterlandes haben ſich, ſeit dem elften Jahrhundert nachweisbar, Rechtsdenkmäler erhalten, die ſich mit der Regelung des Nachlaſſes eines unverheiratet Geſtorbenen beſchäftigen, ein „Hageſtolzenrecht“, deſſen Beſtimmungen ſich dahin zuſammenfaſſen laſſen, daß die Hinterlaſſenſchaft eines Hageſtolzen entweder allgemein oder mit gewiſſen Einſchränkungen nicht an die Familie vererbt wird, ſondern dem Kloſter, der Kirche, dem Gebietsherrn oder dem Fiskus anheimfällt. Tritt hier in der Geſetzgebung eine gewiſſe Benachteiligung des Unverheirateten gegenüber dem Verheirateten hervor, ſo wird dieſe Benachteiligung zu einer ausgeſprochenen Mißachtung in einem Brauche, wie er noch heute von der bäuriſchen Bevölkerung Schleſiens berichtet wird. Hier iſt es Sitte, einer unverheirateten Mannsperſon das Eheleuten zukommende „Ihr“ der Anrede ebenſo wie die Bezeichnung „Mann“ vorzuenthalten. Über dieſe Auffaſſung, erzählt unſer Ge-

währsmann, geriet ich vor einigen Jahren mit einer Bauersfrau beinahe in Streit, als ich einen fünfzigjährigen Junggesellen, der seine achtzig Morgen bewirtschaftete und Gemeindeschöffe war, als Mann bezeichnete. „Dos is kè Moan," fiel die Frau rasch ein. — „Was, kein Mann? Nun, was ist er denn, er ist doch keine Frau?" — „Nè, a Kalle (Kerl) is a, aber kè Moan; wenn dàr a Moan wär, müßt ha a Weib hoan. War kè Weib hot, is kè Moan. Sulche Leute nenna mir ledige Kalle."

Es liegt auf der Hand, daß beide Tatsachen nur dann richtig verstanden werden können, wenn man sie als Überreste einer einst allgemein herrschenden Anschauung betrachtet, der die Ehe als der einzig normale, das Junggesellentum aber als ein unnormaler, minderwertiger Zustand erschien, eine Anschauung, die wir im Osten und Südosten unseres Erdteils noch heute in voller Herrschaft erblicken. In dem gegenwärtigen Griechenland „bleiben nur die durch ein Leiden zur Heirat Untauglichen unverheiratet; die über die Zeit hinaus unbeweibt Gebliebenen schätzt man gering". In der Crnagora und Herzegowina sowie bei den ungarischen Serben wird es geradezu für eine Schande gehalten, unverheiratet zu bleiben. In Bulgarien wird das Heiraten als eine unumgängliche Pflicht betrachtet, die jeder erfüllen muß, so daß unverheiratete Leute auf dem Lande nicht vorkommen. So frühe Heiraten finden in Serbien statt, daß in gewissen Kreisen schon unverheiratete Burschen von zwanzig Jahren für „alte Leute" gelten, wie auch in unserem deutschen Odenwald vor nicht langer Zeit „Hagestölze hießen, die so fünfundzwanzig Jahre alt und nicht heiraten wollen, da sie könnten".

Und auf dieselben Begriffe von einer sittlichen Notwendigkeit der Ehe und einer Schande des Junggesellentums stoßen wir, wenn wir den klassischen Süden unseres Erdteils betreten.

Die altgriechischen Völkerverhältnisse haben bekanntlich ihren Abschluß durch die „dorische Wanderung" erhalten, d. h. durch den Einfall der Dorier in Mittelgriechenland und dem Peloponnes, wohin sie aus ihren nördlicheren Stammsitzen mitten zwischen die unter orientalischen Einflüssen emporgeblühte achäische Zivilisation eine Menge außerordentlich primitiver Sitten und Anschauungen mitbrachten, die in der sogenannten Lykurgischen Gesetzgebung festgelegt worden sind. In ihr waren die Hagestolzen mit Atimie (Entziehung der Ehrenrechte) bedroht. Sie wurden von den festlichen Spielen und damit auch von dem Anblick der Kraft und der Schönheit unverhüllter Mädchengestalten ausgeschlossen und mußten auf Befehl der Behörde im Winter nackt um den Markt ziehen und ein Spottlied auf sich selber singen, daß sie Gerechtes erlitten, weil sie den Gesetzen des Staates nicht gehorchten. Die Jugend versagte ihnen die dem Alter schuldige Rücksicht. Ein Jüngling, der dem angesehenen Feldherrn Derkyllidas nicht Platz machte, begründete dies mit den Worten: „Hast du doch keinen Sohn erzeugt, der dereinst mir Platz machen könnte." Noch andere hübsche Geschichten dieser Art werden aus Sparta gemeldet. Um bei der Wahl der Ehegattin die Rücksicht auf Äußerlichkeiten auszuschließen, seien Jünglinge und Jungfrauen in ein dunkles Gebäude eingeschlossen worden, und jeder habe die — und noch dazu ohne Mitgift — heimführen müssen, die er im Dunklen erwischte. Unsere „Folkloristen" werden geneigt sein, hierin den Ursprung unseres Blindekuhspiels zu entdecken. Oder aber an einem bestimmten Fest hätten die Frauen die Hagestolzen um den Altar geschleift und sie mit Ruten geschlagen. In dem freieren und fortgeschritteneren Athen scheint dagegen ein eigentliches Strafverfahren gegen Hagestolze nicht bestanden zu haben, und Solon soll einem, der ihn zur Verhängung einer Strafe über diese Leute aufgefordert habe, geantwortet haben: „Mein Freund, das Weib ist ein lästiges Frachtgut," offenbar in dem Sinne: man kann es niemandem zumuten, sich damit zu beladen, was aber wohl zu modern klingt, um als echte solonische Äußerung gelten zu können; denn auch in Athen waren in der guten Zeit die Hagestolzen von bestimmten staatlichen Rechten ausgeschlossen, und wie fest in ganz Attika die Vorstellung herrschte, daß das Hagestolzentum ein trauriger und beklagenswerter Zustand sei, zeigt am besten der allgemein verbreitete Brauch, daß auf den Gräbern unverheiratet Gestorbener das

Symbol der Ehe, ein für die Herbeiholung des Waſſers zum Hochzeitsbad beſtimmter Krug, dargeſtellt oder aufgeſtellt wurde. Was der Arme im Leben nicht genoſſen hatte, ſollte er nun im Tode haben. Die Gräber von Hageſtolzen waren alſo als ſolche weithin ſichtbar.

Ganz wie in Sparta müſſen endlich im alten Rom jene Königsgeſetze, die, wie wir ſahen, die Stellung der Schwiegermutter in der Familie befeſtigten, auch Strafbeſtimmungen gegen die Hageſtolzen enthalten haben.

Faſſen wir dies alles zuſammen und bedenken wir weiter, daß, während wir fanden, daß unſer Wort „Schwiegermutter“ bei allen Gliedern des indogermaniſchen Sprachſtammes wiederkehrt und alſo ſchon dem Wortſchatz der indogermaniſchen Urſprache angehört, unter den Benennungen des Hageſtolzen, die wir zum Teil ſpäter kennen lernen werden, ſich nicht die geringſte etymologiſche Übereinſtimmung zeigt, ſo kommen wir zu dem ſicheren Schluß, daß gegenüber der ehrwürdigen Geſtalt der Mannesmutter die des Hageſtolzen ein Parvenu unſeres geſellſchaftlichen Lebens iſt, ja, daß ſich der Ausblick in eine Zeit eröffnet, in der es überhaupt keine Hageſtolzen gab. Ein paradieſiſcher Zuſtand! Keine Hageſtolzen! Und keine Hageſtolzinnen! Und keine Frauenfrage! Zu ſchön, um wahr zu ſein, werden manche meiner Leſer ausrufen.

Und doch wird unſer Ergebnis dem nicht wunderbar erſcheinen, der ſich mit der Denkweiſe alter Zeiten vertraut gemacht hat; denn es gab keine Hageſtolzen, weil es keine geben konnte, und es konnte keine geben ebenſowohl aus religiöſen wie aus weltlichen Gründen.

Der älteſte Glaube unſerer Vorfahren iſt der Seelenglaube oder Ahnendienſt. Wenn der Menſch geſtorben iſt, umflattert ſeine Seele unruhig die Grabesſtätte und bedarf, wenn ſie nicht in mancherlei Geſtalt die Hinterbliebenen ängſtigen und quälen ſoll, der Labung mit Speiſe und Trank wie einſt im Leben.

Noch heute kann man in Rußland an den großen Totenfeſten, die namentlich in Weißrußland geradezu „Großväter“ (djady) genannt werden, die Bevölkerung nach dem Kirchhof, der höchſt bezeichnenderweiſe in einigen Gegenden der „Verwandtenort“ heißt, hinauspilgern ſehen, mit Grütze, Blinys und — last not least — Vodka wohl verſehen, um an den Gräbern ihrer Lieben zu beten, zu ſchmauſen und Teile von Speiſe und Trank auf die Grabesſtätte fallen zu laſſen — zur Nahrung für die Seelen der Verwandten. Und wenn die guten Leute nach Hauſe kommen, da rühren ſie eine Miſchung an aus Met und Eierkuchen, eſſen davon jeder drei Löffel, gießen den Reſt in eine Schüſſel und ſtellen dieſe am Fenſter für die toten „Großväter“ auf. Auch Reſte anderer Speiſen ſtellen ſie ebendahin, laſſen das Brot und die Löffel auf dem Tiſche liegen und verſchließen die Tür nicht, damit die Seelen auch hereinkommen und behaglich den Schmaus einnehmen können. Und ſo wie in Rußland war es einſt überall, bei uns wie in Indien, in Griechenland wie in Italien. Überall aber iſt dieſer Totendienſt an einen beſtimmten Verwandtenkreis des Verſtorbenen, in erſter Linie an ſeine Söhne gebunden. Keinen Sohn haben, heißt daher für jene alte Zeit auf die Ruhe des Grabes verzichten.

Und nicht minder heißt es, die Sicherheit im Leben entbehren; denn es gibt in jener Zeit noch keinen Staat, der mit Argusaugen über Gut und Blut ſeiner Bürger wacht. Es gibt nur Familien, Sippen und Stämme, und jeglicher Schutz des einzelnen liegt in der Selbſthilfe des Geſchlechtes, organiſiert durch die Satzungen jener Blutrache, deren Flammen aus den Bergen Korſikas oder Albaniens oder Montenegros noch heute, wie jeder weiß, oft genug ſchrecklich emporlodern. Die Pflicht aber zur Ausübung dieſer Blutrache ruht bei demſelben Verwandtenkreis, dem auch die Darbringung der Totenopfer obliegt, und innerhalb desſelben wiederum bei den Söhnen des Geſchädigten oder Getöteten, und ſo verſtehen wir es, wenn ein angelſächſiſcher Hageſtolz klagt:

> Nicht wähnen darf ich,
> daß ein Sohn mich räche an des Schlägers Leben,
> wenn mich der Feinde einer fällt im Kampfe:
> vermehrt wird die Magſchaft nicht
> durch meine Abkömmlinge, welcher ich entſtammte.

Darum alſo ſchallt aus allen Äußerungen des höchſten Altertums der Schrei nach

Söhnen uns entgegen, und darum also erscheint den Menschen dieser Zeit das Hagestolzentum als ein Widerspruch in sich selbst, ein Selbstmord.

Und so liegt denn nunmehr das Familienbild der indogermanischen Urzeit im Hinblick auf die beiden Personen, die uns hier beschäftigen, in klaren Zügen vor unserem Auge: die streng geschlossene väterliche Großfamilie, in deren Schoß die Weiber der Söhne verschwinden, ohne Fäden der Verwandtschaft zwischen dem alten und neuen Hause zu knüpfen, in ihrer Mitte mit starker Hand als Trägerin der Ordnung unter den Frauen waltend die „böse Schwiegermutter", das ganze Verhältnis gegründet auf die Vorstellung von einer selbstverständlichen und unabänderlichen Notwendigkeit der Ehe zum Zwecke der Erzeugung von Söhnen, die den Vater rächen und seiner Seele opfern können. Diesen Zustand, den wir aus zahlreichen Einzelheiten als den ältesten unseres Stammes erschließen mußten, finden wir, zum Beweis, daß uns keine Fata Morgana irreführt, auf einem anderen Völkergebiet, das uns durch den Gang der Weltgeschichte in neuester Zeit greifbar nahe gerückt ist, in dem chinesischen Reiche, noch heute in voller Herrschaft. Wie einst bei uns, so kennzeichnen die ausgeprägteste Vaterfamilie, verbunden mit beinah sklavischer, durch strenge Gesetze sicher gestellten Verehrung der Schwiegereltern durch die Schwiegertöchter, sowie unbedingter Ehezwang vereint mit oder besser veranlaßt durch eine uralte und hochheilige Vergötterung der Ahnenseelen, noch die gegenwärtige Familienordnung des chinesischen Volkes. Die Eismassen aber, die dort im Osten seit Jahrtausenden starr und unbewegt stehen — vielleicht nicht auf ewig —, sie sind im Westen durch den Frühlingssturm geschichtlichen Lebens ins Tauen geraten, und aus dem Strome, der sich von ihnen ergießt, heben sich allmählich, zuerst in nebelhaftem Schleier, dann in immer klareren Umrissen, zwei neue, für die Geschichte unserer Familie hochbedeutsame Gestalten hervor: eine zweite Schwiegermutter, die Weibesmutter, und der Malesikus, der dem Aufgang dieses segensreichen Gestirns widerstrebt, der Hagestolz. Ihnen soll ein zweiter Aufsatz gewidmet sein.

De Mandschienbrügg

Dat lütte Huus in grönen Kranz.
Wur du in wahnt!
Un werrer gifft em sinen Glanz
De vulle Mand.

Dat ook dien Finster, efeudicht,
Moet apenstahn!
Bet rinner buugt dat Mandenlicht
Sien Sülverbahn.

Wier nich sien Sülverbahn för mi.
Up de ick treer.
Up de mien Sehnsucht selig di
Engegengleer? –

Voerbi. Wat west is, is nich mien.
Du büst nich hier —
Un wierst du hier, de Mandenschien
Droeg mi nich mihr.

Max Dreyer

Mandschienbrügg: Mondscheinbrücke. **Wur**: wo. **wahnt**: gewohnt. **Moet**: muß. **Bet rinner**: bis hinein. **buugt**: baut. **Wier**: war **treer**: trat. **Engegengleer**: entgegenglitt. **Droeg**: trüge.

Musikalische Rundschau

Von

Karl Storck

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Muſikinduſtrie und Muſikpflege

Zu viel und zu wenig Muſik — Dezentraliſation — Hebung der Hausmuſik durch die Kammermuſik — Eugen d'Albert wider den materialiſtiſchen Muſikbetrieb — „Moderne" Probekonzerte — Die Anſtalt für muſikaliſches Aufführungsrecht — Neuheiten — Der Künſtlernachwuchs.

Zu viel Muſik! der Ruf kehrt ſeit Jahr und Tag faſt regelmäßig wieder. Noch regelmäßiger iſt aber die Steigerung der Zahl der muſikaliſchen Veranſtaltungen. In Berlin haben wir in den letzten fünf Jahren zwei neue Konzertſäle erhalten; ſie ſind ebenſo, wie die drei älteren, faſt jeden Abend beſetzt. Man braucht in den Wochenüberſichten der einen Konzertdirektion von Hermann Wolff nur flüchtig nachzuzählen und erhält etwa vierhundert Soliſtenkonzerte; zwei weitere Konzertagenten geben ſich alle Mühe, die Zahl dieſer Veranſtaltungen weit über das halbe Tauſend hinaufzutreiben. Dabei ſind alſo nur die Soliſtenkonzerte und die Kammermuſikveranſtaltungen mit eingerechnet. Die regelmäßigen Orcheſterabende und Militärkonzerte, die zahlreichen kirchlichen und öffentlichen Vereinskonzerte ſind nicht berückſichtigt. Das alles ſpielt ſich ab in der Zeit von Ende September bis Anfang April. Die Oſterglocken läuten die Saiſon aus. Dann werden die Konzertſäle geſchloſſen. Wer im Sommer die Sehnſucht nach einer Muſikaufführung verſpürt, muß ſich mit den durch ihre Vorliebe für das Potpourri hinlänglich charakteriſierten Gartenkonzerten begnügen. Es ſcheint, daß, wenn die Vögel ſingen, unſere Berufsſänger verſtummen. Kein Geiger, kein Klavierſpieler läßt ſich hören, niemand verſpürt das Verlangen nach der ſo edlen Kammermuſik. Wie ſeltſam! Wollte man nach dem Angebot auf das Muſikverlangen ſchließen, die Deutſchen müßten im Winter ein Volk wenn nicht von Muſikern, ſo doch von Muſikliebhabern ſein. Im Sommer dagegen iſt dieſe ganze Muſikfreude wie erſtorben; die techniſch unzulänglichen, in geiſtiger Hinſicht aber meiſt geradezu barbariſchen Gartenkonzerte bilden dann die Höhepunkte unſeres öffentlichen Muſikbetriebes.

Es wird kein Menſch behaupten wollen, daß das geſunde und natürliche Muſikverhältniſſe ſeien. Man hat nicht einmal die Entſchuldigung dafür, daß es immer ſo geweſen ſei. Zum Gegenbeweis erinnere ich nur an einen Fall. Karl Loewe machte ſeine alljährlichen Konzertreiſen in den Schulferien, da er ſonſt durch ſeine Stellung am Stettiner Gymnaſium nicht dazu kam. Er hat im damals kleinen Berlin im Juli und Auguſt vor gefülltem Singakademieſaal ſingen können. Ich möchte ja nun keineswegs für derartige Hundstagskonzerte Stimmung machen. Aber ich vermag ebenſowenig ein-

Digitized by Google

zuſehen, weshalb man nicht gern auch an Sommerabenden in einem gut ventilierten Saal ſchöne muſikaliſche Darbietungen entgegennehmen ſollte.

Im Sommer wird alſo der Muſikfreund eher in die Klage ausbrechen: Zu wenig Muſik! Dieſelbe Klage kann man jederzeit von Muſikfreunden hören, die auf dem flachen Lande oder in kleinen Städten wohnen. Ihnen iſt es ohne ganz unverhältnismäßig große Opfer an Zeit und Geld überhaupt unmöglich, gute Muſikaufführungen anzuhören, da dieſe nur in den großen Städten ſtattfinden. Nun ſind ja viele Kunſtleiſtungen an die Hilfsmittel größerer Städte gebunden. Auch die Muſeen und die Theater ſind nur hier. Aber die Muſik iſt da viel beſſer daran. Zwar Opern, Oratorien und große Orcheſterkonzerte erheiſchen einen umfangreichen Apparat. Aber Geiger, Klavierſpieler, Sänger und Kammermuſikvereinigungen ſind ſo leicht beweglich und bedürfen für ihre Konzerte ſo geringer außerhalb ihrer Perſon liegender Vorbereitungen, daß gar nicht einzuſehen iſt, warum nicht jede kleine Stadt in jedem Monat ein gutes Konzert haben könnte. Man muß dabei bedenken, daß die umliegenden Ortſchaften zum Publikum der Stadt hinzuzurechnen ſind.

Nur freilich dürften ſolche Konzerte nicht von der Unternehmungsluſt einzelner Künſtler oder gar gewinnſüchtiger Konzertagenten abhängig gemacht werden. Vielmehr müßten ſie die Frucht einer planmäßigen Pflege des Muſiklebens ſein. Ich will nicht entſcheiden, ob dazu die Form eines Muſik- oder Konzertvereins ſich beſonders eignet. Nötig iſt die ſelbſtloſe Arbeit und das Zuſammenwirken etlicher Muſikfreunde, die die Teilnahme für ſolch ein Unternehmen wecken. Man beginnt vielleicht im erſten Jahre nur mit zwei Konzerten, eins in jeder Winterhälfte. Wenn man dafür ſo viele Subſkribenten hat, daß der Künſtler auf alle Fälle vor perſönlichen Opfern ſicher iſt, ſo wird man ganz bedeutende Soliſten gewinnen können. Die Saalmiete, die Bekanntmachung, der Druck des vom Künſtler feſtgeſetzten Programms und der Texte — alles das muß von den ortsanſäſſigen Muſikliebhabern beſorgt werden, ſo daß der Künſtler eben ſich um nichts anderes zu bekümmern braucht als um ſeinen Vortrag. Mit einem Worte: dem Künſtler müſſen auch hier alle jene Geſchäfte abgenommen werden, die an großen Plätzen der Konzertagent beſorgt.

Gewiß, alles das macht eine gewiſſe Mühe, und ein äußerlich ſichtbarer Lohn wird eigentlich immer ausbleiben. Aber ſollten die Männer völlig ausgeſtorben ſein, denen das Bewußtſein, an der Veredelung ihres Volkes mitzuarbeiten, die Gewißheit, ihrer Kunſt echt prieſterlich zu dienen, nicht reichlicher Lohn iſt? Ich glaube es nicht. So „amerikaniſiert“ iſt unſer Volk glücklicherweiſe doch noch nicht, ſo induſtriell geſinnt iſt man noch lange nicht überall. Ich ſpreche aus eigener Erfahrung, wenn ich ſage, daß es nur das erſtemal feſt zu ſein gilt, daß man nur die erſten Schwierigkeiten zu überwinden braucht, um hier eine dauernde Einrichtung zu erzielen, deren Bedeutung für die künſtleriſche Erziehung unſeres Volkes kaum überſchätzt werden kann. Daß weiten Volkskreiſen ein reiner künſtleriſcher Genuß verſchafft wird, tritt dabei — ſo bedeutſam gerade hier, wo ſonſt nichts geboten wird, das ſchon iſt — noch zurück gegen die erzieheriſche Wirkung, die von ſolchen Konzerten für unſere Hausmuſik ausgehen könnte.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß eine geſunde und ergiebige Pflege der Hausmuſik die Grundlage aller Muſikkultur iſt. Deutſchlands muſikaliſches Übergewicht über die anderen Völker, die zum Teil (z. B. die Slawen) an ſich muſikaliſcher veranlagt ſind, beruht auf der Verbreitung und der Güte der Hausmuſik. Man braucht nur unſere Muſikgeſchichte von Bach bis Beethoven zu verfolgen, um einzuſehen, daß dieſes unvergleichliche Emporwachſen in vorher ungeahnte Höhen ohne das feſte Fundament einer trefflichen und tiefgehenden häuslichen Muſikpflege niemals möglich geweſen wäre.

Es iſt nun eine unverkennbare Tatſache, daß unſer Volk in den letzten Jahrzehnten immer ärmer an Muſik geworden iſt. Hermann Kretzſchmar hat in ſeinen trefflichen „Muſikaliſchen Zeitfragen“ im einzelnen aufgezählt, wie viele muſikaliſche Anregungen und Genüſſe, die ehedem das Leben unſeres Volkes von ſelber mitbrachte, verloren gegangen ſind. Daß der einſt ſo blumenreiche Garten des Volksliedes verdorrt iſt, weiß

ein jeder. Aber mit dem Schwinden der Stadt- und Dorfpfeifereien hat auch die instrumentale Musikpflege im Volke aufgehört. Damit ist auch die Gelegenheit genommen, zu Familienfestlichkeiten Musik heranzuziehen. Postillon, Türmer und Nachtwächter sind gleichfalls verschwunden. Ihre Weisen waren einfach; aber sie klangen so recht in die Arbeit hinein und weckten in den Aufhorchenden Freude zum Singen. Es würde zu weit führen, bis ins einzelne diese betrübende Erscheinung der musikalischen Verarmung unseres Volkes zu verfolgen und ihre Ursachen aufzudecken.

Die traurige Tatsache wird ja auch von niemandem bestritten, wohl aber wird darauf hingewiesen, daß an ihr zum guten Teil die allgemeine Entwickelung schuld sei, die so vieles schöne Alte niedergerissen, dafür aber auch manches gute Neue gebracht habe. Gerade auf musikalischem Gebiete habe doch durch die Verbilligung der Instrumente, insbesondere des Klaviers, das ja geradezu zu einem Volksmöbel geworden sei, die Hausmusik eine Verbreitung erfahren, an die frühere Zeiten niemals gedacht hätten.

Ja gewiß, eine Verbreitung, sagen wir besser eine Verbreiterung hat unsere Hausmusik erfahren; aber das bedeutet überall Verflachung, nirgends Vertiefung. Und gerade die ungemeine Verbreitung des Klaviers — die Klavierseuche, wie sie viele tüchtige Musiker nennen — hat viel zu diesem Zustande beigetragen. Das Klavierspiel hat für den ersten Augenblick etwas Bestechendes. Auf keinem anderen Instrument erreicht man so leicht eine gewisse Gewandtheit, mit der sich nach außen glänzen und prahlen läßt. Dann bietet das Klavier — und darauf beruht ja seine ungeheure Bedeutung auch im guten Sinne — wie kein anderes Instrument die Möglichkeit, für sich allein große Tonschöpfungen bewältigen zu können. Was aber unter den Händen des musikalisch hoch Veranlagten ein Segen ist, wandelt sich unter denen des bloßen Stümpers zum Fluche. Der Besitz wie das Erlernen des als Möbelstück wirkenden Instrumentes wurden in den letzten Jahrzehnten einer ganz auf äußeren Glanz gerichteten Lebensführung zu einer Mode. Wo sich die gleichzeitig üppig ins Kraut schießende innerlich hohle, äußerlich „brillante" Vortragsmusik ohne tiefere musikalische Bildung mit etwas Fleiß bewältigen ließ, wurde gerade das Klavier, das die intimste Musikübung ermöglicht, zum Instrument eines stümperhaften Dilettantenheeres, dem jede ernste Beschäftigung mit Musik fernlag. Sodann hat das Klavier alle anderen Musikinstrumente immer mehr verdrängt, so daß heute in Dilettantenkreisen allenfalls, wenn auch in weit geringerer Zahl, Geiger vorhanden sind, die zahlreichen übrigen Instrumente aber kaum mehr erlernt werden. Dadurch geht unseren Musikliebhaberkreisen die Möglichkeit des Ensemblespiels und damit das wichtigste und sicherste Mittel der Vertiefung der Hausmusik verloren: die Kammermusik.

Zur Zeit unserer Klassiker war die Kammermusik noch vorzugsweise Hausmusik. Heute sind die Fälle, wo sich mehrere Freunde im engen Kreise zum Trio-, Quartett- oder Quintettspiel vereinigen, schon sehr selten geworden. Noch viel seltener trifft man unter den Liebhabern auf solche, die eines der zahlreichen Blasinstrumente beherrschen. Wir brauchen uns darum nicht zu verwundern, daß Liebhaberorchester, wie sie ehedem fast überall auch in kleineren Städten vorhanden waren, kaum mehr anzutreffen sind. Ich brauche nur darauf hinzuweisen, daß der Verlust dieser edelsten Unterhaltungsweise nicht nur die Musik, sondern unsere ganze seelische und künstlerische Kultur auf das Empfindlichste schädigt.

Hier hat die Arbeit einzusetzen. Hier gilt es rückwärts zu entwickeln. Natürlich nicht zu Postillon, Türmer oder Nachtwächter; auch die Einrichtung der alten Stadtpfeifereien ist unwiederbringlich dahin. Nein, wir müssen die Hausmusik heben. An die Stelle der einseitigen Pflege des Klavierspiels muß die der zahlreichen Streich- und Blasinstrumente treten. Daraus folgt von selbst die Pflege des Zusammenspiels in Kammermusik und Orchester.

Und — hiermit kommen wir auf den Ausgangspunkt zurück — für diese Wandlung verspreche ich mir viel von guten Konzerten, zumal solchen von verschieden zusammengesetzten Vereinigungen für Kammermusik. Noch sind ja überall die Reste der früheren In-

ſtrumentalpflege da. Das lebendige Beiſpiel wird hier zu neuem Beginnen anregen. Freilich darf dabei die Mitwirkung der muſikaliſchen Erzieher und Muſikſchriftſteller im Unterricht und in der Preſſe nicht ausbleiben.

Aber da man ja immer allgemeiner die innere Armſeligkeit und Ungeſundheit unſerer heutigen, äußerlich ſo glänzenden Muſikverhältniſſe einſieht, wird man hoffentlich auch bald ſich nicht mehr bloß mit dem Klagen begnügen, ſondern ans Beſſere denken. Und da muß jeder in der Dezentraliſation unſeres öffentlichen Muſiklebens, ſowie in der Hebung der Hausmuſik zwei der beſten Hilfsmittel erkennen. Durch die Dezentraliſation werden die wenigen großen Muſikſtädte naturgemäß entlaſtet werden, da ja zahlreiche Kräfte einen eigenen Wirkungskreis erhalten. Die Hebung der Hausmuſik aber wird dazu beitragen, daß auch die begabteren Elemente hier ihr Genüge finden und nicht bloß im öffentlichen Konzertieren ihr Heil ſuchen. Macht ſich die Kritik dann noch in immer ſteigendem Maße zur Pflicht, den Berichterſtatterſtandpunkt, von dem aus jede öffentliche Veranſtaltung beſprechenswert erſcheint, aufzugeben, und berückſichtigt ſie nur jene Erſcheinungen, die wirklich auf den Namen Künſtler Anſpruch haben, ſo wird ganz von ſelbſt eine ſtarke Entlaſtung unſeres großſtädtiſchen Konzertweſens eintreten. Und das iſt zunächſt die Hauptſache.

Denn von der gegenwärtigen Überfüllung hat niemand einen Vorteil. Nicht der genießende Muſikfreund, der durch die Fülle der Erſcheinungen verwirrt, durch die Maſſe des Gebotenen überſättigt, durch das Vordrängen des virtuoſen Elementes vom Gehalt auf eine mehr äußere Auffaſſung gedrängt wird. Ebenſowenig haben die Konzertgeber ſelber von der Überfülle Gewinn. Bei der Maſſe des Angebots verſagt die Nachfrage. Nur ganz wenige Künſtler können mit ausreichendem, materiellen Gewinn verheißendem Beſuch rechnen. Dem wirklichen Talent wird durch Mittelmäßigkeiten der Weg verſperrt. Man könnte erwarten, daß wenigſtens die Komponiſten von der großen Zahl der Konzerte Nutzen haben würden, indem ſo der einzelne Konzertgeber eher darauf bedacht ſein ſollte, durch Vorführung neuer Werke für ſeine Veranſtaltung Teilnahme zu erwecken. Aber auch hier zeigt die Wirklichkeit genau das Gegenteil. Bei der Unmaſſe vortragender Künſtler gewinnen ſich nur vereinzelte ein Publikum, das zu ihnen in einer Art von perſönlichem Verhältnis ſteht. Lilli Lehmann, Ludwig Wüllner, daneben einige leichtere Talente — das ſind die einzigen Sänger, die einer unbedingten Gefolgſchaft ſicher ſind. Ein Wüllner nutzt dieſe Stellung im richtigen Geiſte aus, indem er faſt in jedem Konzert für einen weniger bekannten oder auch ganz unbekannten Komponiſten eintritt oder doch wenigſtens etliche Lieder von ihm einſchmuggelt. Lilli Lehmann, die ja durch die wunderbare Art, wie ſie ſich ihre Mittel und deren künſtleriſche Verwendung bewahrt hat, unter den heutigen Künſtlern ganz allein ſteht, hat immer nur für vereinzelte Lieblinge den Kampf, mit dem allem Neuen widerſtrebenden Publikum aufgenommen. Als ſie in dieſem Winter mit beſtem Gelingen eine Reihe Hugo Wolfſcher Lieder ſang, konnte ich deſſen gar nicht froh werden. Wieviel hätte es dem unglücklichen Komponiſten genutzt, vielleicht wäre er nie einem ſo tragiſchen Verhängnis verfallen, wenn eine ſo beliebte Sängerin bereits vor einem Jahrzehnt für ſeine Muſe eingetreten wäre.

Der Fall Hugo Wolf iſt überhaupt wieder einmal geradezu ein Paradigma der deutſchen Künſtlertragödie. Man muß in des Komponiſten Briefen nachleſen, um es glauben zu können, daß es noch vor wenigen Jahren faſt unmöglich war, Sänger zur Aufnahme dieſer Lieder in ihre Konzertprogramme zu bewegen. Denn ſeit Wolfs Tode bilden die Geſangskonzerte, in denen ſein Name gänzlich fehlte, auffällige Ausnahmen. Und das Publikum nimmt die Gaben mit lebhaftem Dank entgegen. Ja, muß denn ſolch ein Künſtler erſt tief gedemütigt werden, dann halb verzweifeln, ins Irrenhaus kommen und ſterben, bevor man für ſeine Schöpfungen einzutreten wagt? Ich begreife die Scheu gegenüber Opern oder großen orcheſtralen Schöpfungen. Denn ſie erheiſchen den Einſatz großer Arbeit und erfordern zumeiſt auch ſtarke materielle Opfer. Aber der Soliſt iſt doch frei und unbehindert. Einige Lieder, ein Klavier-, ein Violinſtück finden doch leicht in jedem Programm

ihr Unterkommen. Aber man ſehe ſich einmal unſere Konzertprogramme an. Bei Klavier- und Violinkonzerten bildet nicht nur jede Neuheit eine ganz auffällige Erſcheinung, ſondern auch die Wahl eines älteren Werkes, das nicht zum eiſernen Beſtand jedes Spielers gehört, iſt eine Seltenheit. Das hat freilich ſeinen Grund mit darin, daß die Konzertgeber nur ausgeſprochene Konzertwerke von bedeutender techniſcher Schwierigkeit vortragen wollen. Die Folge davon iſt wieder, daß der Liebhaber aus den Konzerten nichts Neues für das Repertoire ſeines häuslichen Spiels gewinnt. Es iſt immer wieder derſelbe Kreis, in dem wir uns bewegen; immer wieder haben wir das traurige Ergebnis, daß zwiſchen der öffentlichen und der häuslichen Muſikpflege eine unüberbrückte Kluft liegt, wo doch die erſtere nur eine höhere Lage auf dem Wege zum gleichen Gipfel ſein ſollte.

Gerade dieſe abſtumpfende Gleichartigkeit der Programme iſt ein charakteriſtiſches Zeichen des induſtriellen Charakters unſeres Muſiklebens. Der Virtuoſe iſt nur mehr Commis Voyageur in Muſik. Er ſauſt vom Norden zum Süden, von Oſt nach Weſt. Am Morgen kommt er in einer Stadt an; der Konzertagent hat alles beſorgt; zur Not wird eine Probe abgehalten; abends iſt vor einer dem Künſtler fremden und ihm gleichgültig gegenüberſtehenden Zuhörerſchaft das Konzert, das über eine beſtimmte Zeit hinaus nicht dauern darf, weil der Virtuoſe womöglich noch am gleichen Abend weiterreiſen muß, um morgen an anderer Stelle das gleiche Spiel zu wiederholen. Daß dabei der Künſtler gar nicht auf den Gedanken kommen kann, daß er das Publikum zur Kunſt erziehen ſoll, iſt ja klar. Aber er kann es auch gar nicht einmal verſuchen, ein perſönliches Verhältnis zur Zuhörerſchaft zu gewinnen. Es kommt ihm einzig darauf an, möglichſt ſchnell und deutlich zu zeigen, was er kann. Und darum reitet er einige Paradepferde vor, zeigt etliche als ſchwierig anerkannte Kunſtſtücke: „Ihr wißt, dieſes Werk iſt in techniſcher Hinſicht ſehr ſchwierig; nun wohl, ich bemeiſtere es glatt. Dieſes andere Werk iſt, wie bekannt, voll tiefſter Leidenſchaftlichkeit; ſehet an, ich wühle in den Tiefen.“ Dieſe Art des Vortrages beſchränkt ſich längſt nicht mehr auf die Virtuoſen. Es iſt ſogar ganz beſonders charakteriſtiſch, daß er ſich auf jene Muſiker erſtreckt hat, die eigentlich der beſte Hort gegen das Virtuoſentum ſein müßten, die berufsmäßig geradezu die muſikaliſchen Erzieher eines Ortes ſind: die Dirigenten. Ich will damit noch nicht ſo ſehr auf die bekannten Erſcheinungen Weingartners und Nikiſchs hinweiſen. Denn wenn ſie auch in verſchiedenen Städten nur die großen Konzerte verſchiedener Orcheſter leiten, ſo gewinnt doch auch dieſes Verhältnis im Laufe der Zeit etwas Beſtändiges. Aber immer häufiger wiederholt ſich der Fall, daß ein Dirigent ſich einfach ein Orcheſter mietet und dann an bekannten Werken vorführt, wie fein er auf dieſem Inſtrument ſpielen kann. So hatten wir den Fall, daß innerhalb weniger Tage drei verſchiedene Dirigenten mit demſelben Orcheſter Beethovens „Eroica“ vorführten. Jeder natürlich in möglichſt ſubjektiver Auffaſſung, damit man ja ſeine Perſönlichkeit merke. Ich muß offen geſtehen, daß mir das Orcheſter leid getan hat. Schließlich ſind ſeine Mitglieder doch

Künſtler und nicht Fabrikarbeiter oder Teile einer Maſchine. Die höhere Einheit, zu der ein Orcheſter mit ſeinem Leiter verwachſen ſoll, iſt auf dieſem Wege natürlich nicht zu erreichen. Dieſer führt vielmehr zu einem äußerlichen Artiſtentum, das übrigens auch eine produktive Kritik ſehr erſchwert. Die artiſtiſche Kritik, wie eine Aufführung war, iſt ja auch viel leichter und äußerlich dankbarer als die Erkenntnis und Bewertung des Gehaltes neuer Werke. So iſt es ganz ſicher, daß in unſerer Tageskritik der Raum, den der Bericht über reproduktive Leiſtungen einnimmt, viel zu breit iſt gegenüber der Beſprechung der ſchöpferiſchen Tätigkeit. Und ſo darf man ſich ſchließlich nicht wundern, wenn die Leitung eines der berühmteſten Konzertinſtitute der Welt, die des Leipziger Gewandhauſes nämlich, in einem bedauernswerten Streite wider die Rechte der Komponiſten es vor aller Welt ausſpricht, daß für unſere Muſikpflege nicht die Kom-

poniſten, ſondern „die Dirigenten und Soliſten das Ausſchlaggebende ſeien. Und was einkommt, haben dieſe eingebracht. Es iſt ein ganz lächerlicher Idealismus, dieſe ganz offen zutage liegenden Tatſachen um der edlen heiligen Kunſt willen leugnen zu wollen.“ In einfaches Deutſch übertragen heißt das: es iſt ganz gleichgültig, was geſpielt wird; es kommt bloß auf das Wie an. Übrigens gibt es ja genug alte Muſik, an der man dieſes Wie erproben kann. Alſo die Schöpfer neuer Werke ſind eigentlich ganz überflüſſig, jedenfalls haben ſie keine — materiellen Rechte.

Darauf läuft es ſchließlich hinaus. Und hier offenbart ſich eine Geſinnung, die kein geringerer als Eugen d'Albert als Grundübel unſerer heutigen Muſikverhältniſſe angegriffen hat. „An dem krankhaften Zuſtand unſeres Muſiklebens,“ ſo ſchreibt der Künſtler in der „Neuen Rundſchau“, „trägt vor allen Dingen der materielle Aufſchwung, den Deutſchland genommen, die Hauptſchuld; denn mit ihm hat auch die allgemeine Sucht nach Begüterung, die proſaiſchere Auffaſſung des Lebens und ſeines Inhaltes, bei uns Einzug gehalten. Der Künſtler, der früher nur ſeinen Idealen lebte und die materiellen Güter wenig zu ſchätzen verſtand, iſt nun auch zu der Erkenntnis gelangt, daß auf der allgemeinen Jagd nach Reichtümern er nicht allein zurückbleiben ſollte. Da wird kein Mittel geſcheut, weder die gewöhnlichſte Reklame noch die abſurdeſte Sucht nach äußerlichem Blendwerk, wenn nur die Menge herangelockt, der Saal oder das Theater gefüllt wird. Und das auf jedem Gebiet der Kunſt. Der reproduzierenden ſowohl als der produzierenden ... Der Klavierlehrer — wir dürfen verallgemeinern und ſagen der Muſiklehrer — iſt auch bei uns nur ein Geſchäftsmann geworden wie in Amerika oder England. Seine Schüler ſind ſeine Ware, und das Hauptaugenmerk muß auf die gute Kundſchaft gerichtet ſein. Bei einer ſolch fabrikartig betriebenen Lehrweiſe kann natürlich von freier Entwickelung, von wirklicher Künſtlerſchaft nie die Rede ſein. Was tut dies auch? Wenn nur der Name des Lehrers, des Konſervatoriums ſo und ſo wieder genannt werden und der Schüler zufriedengeſtellt iſt, ſein ‚Ideal‘ — in Berlin öffentlich aufgetreten zu ſein — erreicht zu haben. Den allermeiſten Vorteil aus dieſer Methode ziehen die Konzertagenturen und die Beſitzer von Konzertſälen, und wie deren Geſchäft blüht, zeigt uns die beſorgniserregende Vermehrung der Konzertſäle.“ Die Konzertagentur wird eigentlich von

Digitized by Google

allen Künſtlern für ein Übel gehalten, aber eben für ein notwendiges. Sie iſt dieſes aber doch erſt in den letzten Jahren geworden. Man kennt die Entwickelung der weitaus größten deutſchen Konzertdirektion, die aus der untergebenen Geſchäftsführung eines Künſtlers (Bülow) zu einer wirklichen Direktion, man könnte faſt ſagen Tyrannei des Muſiklebens ſich entwickelt hat. Das war natürlich nur dadurch möglich, daß alle Künſtler zu reiſenden Virtuoſen wurden, daß jeder Konſervatoriumsſchüler es für Ehrenpflicht hält, ein Konzert zu geben. Aber Urſache und Wirkung ſind hier wechſelſeitig verteilt. Die Konzertagentur iſt heute ein ſelbſtändiges Geſchäft. Das Geſchäft blüht um ſo mehr, je mehr Konzerte ſtattfinden. Alſo liegt es im Intereſſe der Konzertagenten, für möglichſt viele Konzerte zu ſorgen. Das trifft noch mehr zu, wenn eine ſolche Agentur gleichzeitig Beſitzerin eines Konzertſaales iſt. Denn der Agent iſt ſeines Verdienſtes immer ſicher. Außer im Muſikleben gibt es ſolche Kompaniegeſchäfte, bei denen der eine das ganze Riſiko trägt, der andere unbedingt gewinnen muß, nur noch im Traumreich konkursfreudiger Seelen. Die Konzertagentur würde im Gegenſatz zu ihrer jetzigen verderblichen Stellung eine nutzbringende Inſtanz werden, wenn ſie wirklich zur Intereſſenvertretung des Künſtlers würde, wie ſie ſich jetzt gern nennt. Dann wären Agent und Künſtler eine geſchäftliche Einheit. Und ſelbſt wenn dabei der Künſtler die Barauslagen für die Saalmiete, Programme und Ankündigung allein tragen würde — wir wären ſchon die Hälfte aller Konzerte los, wenn der Verdienſt des Agenten von dem Gewinn des Künſtlers abhängig gemacht würde. Jetzt aber gehört der Lohn des Agenten zu den feſten Ausgaben des Künſtlers von vornherein hinzu.

Bei ſeiner Schilderung des Muſiklehrerſtandes hat d'Albert nur die berühmten Lehrer vor Augen. Glücklicherweiſe iſt man aber in immer weiteren Muſikerkreiſen zu der Einſicht gekommen, daß die Art des heutigen Muſikunterrichtes viel dazu beiträgt, ein unfähiges Dilettantentum großzuziehen. Da vom Staate nicht zu erwarten iſt, daß er den Unterricht außerhalb der Schule von gewiſſen Prüfungen abhängig macht, haben die Muſiklehrerkreiſe zur Selbſthilfe gegriffen. Vom 18. bis 21. Oktober 1903 fand in Berlin unter vielfacher Beteiligung auswärtiger Lehrkräfte ein „muſikpädagogiſcher Kongreß“ ſtatt, der zunächſt zur Gründung

eines Verbandes führte, der durch Regelung des Muſikunterrichtes und Aufſtellung von Lehrplänen eine künſtleriſche Hebung des ganzen Berufes anſtrebt. Es liegt in der Natur der Sache, daß die ſichtbaren Erfolge der Arbeit erſt in der Zukunft liegen können. Jedenfalls bedeutet es aber auch hier ſchon einen großen Fortſchritt, daß man die Schäden erkannt hat und zu ihrer Heilung entſchloſſen iſt. Und dieſe tröſtliche Verſicherung können wir ſchließlich auf das ganze Muſikgebiet ausdehnen. Die Erkenntnis der Wahrheit iſt auch hier die wichtigſte Vorbedingung für eine Beſſerung.

* * *

Wenn man das Geſamtergebnis der diesjährigen Muſikſaiſon überblickt, gewinnt man den beſten Maßſtab für die Bedeutung, die einem Unternehmen wie den von Richard Strauß ins Leben gerufenen „Modernen Konzerten“ zukam. Zukam, denn die Konzerte haben in dieſem Winter nicht mehr ſtattgefunden. Ich weiß nicht, was den Ver-

Digitized by Google

liner Hofkapellmeister veranlaßt hat, sein Unternehmen aufzugeben — ich hoffe, es war die Unzulänglichkeit des ihm zur Verfügung stehenden Orchesters und nicht der lockende Klang des amerikanischen Dollars —, jedenfalls muß sich jeder Freund einer gesunden Musikentwickelung sagen, daß wir gerade bei der Überfüllung unseres Musiklebens unbedingt eine solche Prüfungsstelle für Neuerscheinungen brauchen, die dann zu einer Art Filter für die übrigen Konzertinstitute wird. Wir brauchen Konzerte, die grundsätzlich dem zeitgenössischen Musikschaffen gewidmet sind. Konzerte, die einerseits den Komponisten dazu dienen, ihre neuen Werke womöglich noch aus dem Manuskript zu hören, in denen anderseits für die große Zahl der Konzertleiter gewissermaßen die Kastanien aus dem Feuer geholt werden, indem nicht mehr der einzelne Dirigent das Risiko des Fehlschlages übernimmt. Für den Ort dieser Aufführungen eignet sich nur die größte Musikstadt, weil sich hier am leichtesten die genügende Zahl ernster Musikliebhaber findet, um das ganze Unternehmen finanziell sicherzustellen.

Freilich dürfte, das Eingehen der Straußkonzerte zeigt es, ein solches Unternehmen nicht auf dem guten Willen oder auf den zwei Augen eines einzelnen stehen. Es muß einen mehr amtlichen Charakter haben. Nun möchte ich keineswegs nach dem Staate rufen; das würde wohl Akademie und damit Einschränkung bedeuten. Ich glaube, die natürliche Stelle für dieses Unternehmen ist uns gegeben in der „Genossenschaft deutscher Tonsetzer". Sie wäre hier eine sehr wohltätige, ja fast notwendige Ergänzung der „Anstalt für musikalisches Aufführungsrecht". Es ist ja klar, daß der Anschluß an diese Anstalt jedem freistehen muß, daß auch die unbedeutenden Werke „geschützt" werden müssen. Ebenso ist es unmöglich, alle Werke, die der Anstalt zugeführt werden, gewissermaßen probeweise vorzuführen. Aber die Anstalt hat ja die Möglichkeit, einen Prüfungsausschuß zu ernennen. Es kommt dabei ja keineswegs nur auf große sinfonische Konzerte an. Es können auch in kleinerem Rahmen Liederabende und kammermusikalische Aufführungen geboten werden. Mir will scheinen, hier sei ein Mittel gegeben, das imstande wäre, dem zeitgenössischen Schaffen zu seinem Rechte zu verhelfen. Es gibt ja schon mancherlei derartige Versuche. So veranstaltet der Berliner Tonkünstlerverein ziemlich regelmäßig Aufführungen von neuen Werken seiner Mitglieder. Auch der Leipziger Verleger Rahter verfiel in diesem Jahr auf den an sich sehr beachtenswerten Gedanken, in einem großen Konzert die Neuheiten seines Verlages einer gewählten Zuhörerschaft vorzuführen. Da nun einmal weitaus die meisten aller Musiker, und erst recht der Musikliebhaber, sich nur nach dem Hören ein Urteil über ein Werk machen können, also auch nur auf das Hören hin sich für Kauf oder Vortrag neuer Werke entscheiden, ist es das natürlichste Verbreitungsmittel, daß man durch systematische Vorführung der Neuheiten breiteren Schichten die Möglichkeit dieses Hörens bietet. Allerdings, solange das alles dem Unternehmungsgeist, dem Wage- und Opfermut einzelner anheimgegeben ist, werden sich die Kräfte zersplittern, und die Wirkung wird sehr klein bleiben. Das wird aber mit einem Schlage anders, wenn diese Vorführung des neuen musikalischen Schaffens gewissermaßen offiziell wird. Dann wird auch die Kritik in der Presse hier die Hauptgelegenheit zu fruchtbarer Arbeit erkennen und gerade diesen Vorführungen besondere Aufmerksamkeit schenken.

Ich habe oben die „Anstalt für musikalisches Aufführungsrecht" genannt. Das ist eine junge Schöpfung der „Genossenschaft deutscher Tonsetzer". Ihre Erwähnung gehört in diese „Musikalische Rundschau", weil es gilt, den Gerechtigkeitssinn breiterer Volksschichten gegenüber der Kurzsichtigkeit und dem bösen Willen vieler Fachleute aufzurufen. Die Rechtsverhältnisse der öffentlichen Musikpflege haben sich seit dem Inkrafttreten des Gesetzes vom 19. Juni 1901 über das musikalische Urheberrecht verändert. Dieses neue Gesetz gibt dem Komponisten das ausschließliche Recht, sein Werk zu vervielfältigen, gewerbsmäßig zu verbreiten und öffentlich aufzuführen. Hiernach darf grundsätzlich seit dem 1. Januar 1902 kein musikalisches Werk öffentlich aufgeführt werden, wenn nicht der Urheber oder sein Rechtsnachfolger die Genehmigung dazu erteilt hat.

Um die Rechte dieſes Geſetzes für die Komponiſten nutzbar zu machen, hat die „Genoſſenſchaft deutſcher Tonſetzer“ die genannte Anſtalt gegründet. Es iſt hier nicht der Ort, auf Einzelheiten einzugehen. Wer ſich für die Frage näher intereſſiert, ſei auf die in Karl Heymanns Verlag erſchienene „Denkſchrift“ (Berlin 1904) verwieſen, in der auch ſehr geſchickt die verſchiedenen Angriffe auf die Gründung zurückgewieſen werden. Denn an Angriffen von Verlegern und — wir wieſen ſchon oben darauf hin — reproduzierenden Künſtlern und Körperſchaften hat es dem Verbande nicht gefehlt. Ich verſtehe nicht, wie man beſtreiten kann, daß die Übertragung des Tantiemeſyſtems auf öffentliche Konzertaufführungen durchaus gerecht und billig iſt. Wie kann man den deutſchen Idealismus aufrufen, wenn die Opfer dafür ſo einſeitig verlangt werden. Und ſchämt man ſich denn nicht zu ſagen, den deutſchen Konzertgebern werde die Möglichkeit, für neue Werke einzutreten, dadurch unterbunden, daß ein ganz geringer Prozentſatz der Einnahmen an den Schöpfer des Werkes abgeführt wird? Warum ſollte denn nicht im reichen Deutſchland des zwanzigſten Jahrhunderts möglich werden, was in Frankreich ſeit Jahrzehnten beſteht und beſtens erprobt iſt! Es iſt jedenfalls idealer, dem künſtleriſchen Schöpfer die Möglichkeit zu geben, von ſeinen Werken leben zu können, als ihn dazu zu zwingen, den beſten Teil ſeiner Kraft in irgendeiner reproduzierenden Tätigkeit als Virtuoſe, Kapellmeiſter oder Muſiklehrer aufzubrauchen.

Es iſt wohl möglich, daß der Streit zwiſchen Konzertdirektionen und Tonkünſtlerverband mit die Schuld an dem betrübenden Ergebnis der diesjährigen Novitätenſchau trägt. In Berlin iſt jedenfalls das Programm eines philharmoniſchen Konzertes noch in letzter Stunde völlig umgeändert worden, um ſo tantiemepflichtigen Werken zu entgehen. Wenn das am grünen Holze geſchieht! Die wertvollſte Neuheit brachte wohl die Dresdener Kapelle in einer D-Dur-Serenade Felix Dräſekes. Dieſer in knorriger, ſelbſtgewollter Einſamkeit lebende Künſtler iſt längſt nicht nach Gebühr geſchätzt. Eine Zeit, die einſehen wird, daß aus der Verbindung des Weſens von Wagner mit dem von Brahms die neue Entwickelung hervorgehen muß, wird in Dräſeke einen jener wenigen erkennen, die für dieſe Bahn Wegweiſerdienſte taten. Nun erſchwert Dräſekes oftmals ſpröde, zuweilen abſchreckend herbe Schreibweiſe auch jenen, die ihn ſchätzen, ein praktiſches Eintreten für ſein Schaffen. Aber die genannte Serenade zeigt, wie übrigens auch manches ſeiner Klavierwerke, den Komponiſten von der liebenswürdigen Seite. Reiche Melodie und dabei vornehmſte und vollendetſte Formengebung müßten dem humorſprühenden Werkchen alle Tore öffnen.

Henri Marteau.

Neben dem erprobten Altmeiſter das junge vielverſprechende Talent: Ernſt Boehes (geb. 1880) mehrfach aufgeführte ſinfoniſche Epiſode „Ausfahrt und Schiffbruch“ aus dem vierteiligen Werke „Odyſſeus Fahrten“ hat überall einen ſtarken Eindruck gemacht. Man wird von einem Jüngling, den offenbar Gymnaſialeindrücke anregten, noch keine urperſönliche Offenbarung erwarten. Richard Strauß iſt Boehes deutlich erkennbares Vorbild. Aber abgeſehen davon, daß Boehe die Orcheſterſprache als ihm natürliche Ausdrucksweiſe handhabt und über ein bei ſeiner Jugend doppelt beachtenswertes techniſches Können verfügt, vermag er prägnante Themen zu erfinden, und hat er echtes Empfinden. Die Penelope-Epiſode iſt von hoher Schönheit. Die unheimliche Düſternis nach dem Schiff-

Digitized by Google

bruch zeugt gleicherweiſe von Charakteriſierungsvermögen wie für den Mut des Verzichts auf ſtarke Effekte. Freilich auch Boehe läßt ſich noch von anderer Kunſt inſpirieren, holt ſich die Anregung zu ſeinem Schaffen

Der zehnjährige Geiger Franz von Vecſey.

in der Poeſie. Das tut ja auch Richard Strauß zumeiſt; aber ihm gelingt die Überſetzung ins Muſikaliſche faſt immer ſo gut, daß man beinahe an eine Urſprache glaubt. Bei Boehe fehlt die muſikaliſche Notwendigkeit des thematiſchen In- und Zueinanders; wir erhalten nur ein Nebeneinander. Aber ſicher iſt hier eine ſtarke Begabung, deren Entwickelung wir mit Teilnahme verfolgen werden. Dasſelbe gilt für E. v. Dohnanyi, deſſen allzu lange D-Moll-Sinfonie mehr für ein großes Können denn für ein ſtarkes Kunſtempfinden zeugt. Doch hat der Künſtler in Kammermuſikwerken eine ſo ſtarke Entwickelungsfähigkeit bewährt, daß wir auch hier auf ein glückliches Reifen wohl hoffen dürfen. Als völlig verfehlt erwies ſich dagegen die D-Moll-Sinfonie Walter Rabls, deſſen Orcheſterlieder ſo Gutes verſprachen. Nenne ich noch Rezniceks „Idylliſche Ouverture", ſo wären die beachtenswerten orcheſtralen Neuheiten lebender deutſcher Komponiſten aufgezählt.

Reicher war das Ausland vertreten. Der treffliche Pianiſt Ferruccio Buſoni hat ſich nun ſchon im zweiten Jahre zum Vorkämpfer fremdländiſcher Werke gemacht. Dieſer bei einem reproduzierenden Künſtler ganz ſeltene Idealismus verdient wärmſte Anerkennung. Er verdiente auch einen beſſeren Erfolg, als mit den vorgeführten Werken zu gewinnen war. Die Franzoſen machen uns z. B. immer den Vorwurf, daß wir ihrer neuen ſinfoniſchen Literatur zu teilnahmlos gegenüberſtünden. Nun, nach den hier vorgeführten Proben können wir unſer Verhalten rechtfertigen. Vincent d'Indys Vorſpiel zu ſeinem Muſikdrama „Der Fremde" läßt alle Plaſtik und Klarheit in Empfinden und Geſtalten vermiſſen. So wirkt das Ganze wie ein Schwall von Phraſen über Wagnerſche Gedanken. Übrigens wäre es Pflicht eines Programms, durch Inhaltsangabe der Oper dem Gedankengang des Zuhörers eine Richtung anzugeben. Claude Debuſſys „Prélude à l'après-midi d'un faune" iſt noch ſchwächer. Das Werk muß durchaus nur Illuſtration der leider wieder nicht mitgeteilten Dichtung von S. Mallarmé ſein, denn muſikaliſch bleibt es wirres Stammeln ohne allen Zuſammenhang. Die dann folgende ſinfoniſche Dichtung für Klavier und Orcheſter „Les Djinns" von César Franck war zweifellos die wertvollſte Gabe des Abends. José Vianna da Motta ſpielte den ſchwierigen Klavierpart ausgezeichnet. Aber, offen geſtanden, iſt der Gehalt auch dieſer Tondichtung wenig mehr als Salonmuſik, und der Reiz liegt nur in der glänzenden Orcheſtrierung. Jedenfalls iſt Viktor Hugos glänzend gearbeitetes Gedicht in dem großartigen Crescendo und Decrescendo ſeiner Verſe eigentlich viel muſikaliſcher als dieſe etwas zahme Vertonung des Vorbeirаſens des wilden Heeres. — Darauf nahm ein Däne das Wort zu einer leider viel zu langen Rede über „Die vier Temperamente". Der Gedanke iſt muſikaliſch glücklich, aber Karl Nielſen hat ihn doch etwas zu oberflächlich angefaßt. Immerhin wird man dem blutjungen Komponiſten nach dem zweiten Satze ſeines überlangen Werkes eine beachtenswerte Begabung nicht abſprechen können.

Dürfen wir hier demnach noch hoffen, ſo lernten wir in dem um die Muſikpflege

Digitized by Google

ſeines Vaterlandes wohlverdienten Dänen Viktor Benedix einen Mann kennen, deſſen reiches Schaffen eigentlich einer überlebten Vergangenheit angehört. Das alles iſt doch im Grunde nur Wiederholung deſſen, was Mendelsſohn, Schumann, Spohr, Gade bereits geſagt haben. Die Geſchicklichkeit der Ausſprache vermag für den Mangel perſönlicher Kraft nicht zu entſchädigen. Viel ſtärker wirkten einige finniſche Werke, die in dem trefflichen Dirigenten Ferdinand Reißer aus Waſa einen ausgezeichneten Vorkämpfer fanden. Dieſe ganze Muſik iſt auf Motiven des Volksgeſanges aufgebaut. Eine gewiſſe Schwermut lagert über dem Ganzen; aber nie verfällt ſie in Sentimentalität. Ich muß im Gegenteil geſtehen, daß mir das leidende Heldentum, das in der wundervoll klingenden „Finlandia“ von J. Sibelius vollendeten Ausdruck findet, eine leiſe Hoffnung gemacht hat, daß dieſes Volk die ſchwere Prüfung, unter welcher es jetzt leidet, überſtehen und ſeine angeſtammte Kultur erhalten wird.

Alle dieſe Kompoſitionen ſtehen, wie man ſieht, im Zeichen der Programmuſik. Zu einer wirklich tiefen, innerlichen Auffaſſung des Weſens der ſinfoniſchen Dichtung gelangen aber nur wenige. Zu nahe liegt die Verſuchung, mit den einzelnen Themen als gewiſſermaßen feſtſtehenden Begriffen zu arbeiten. Ein typiſches Beiſpiel dafür bietet der letzte Satz einer umfangreichen, von ernſter Arbeit zeugenden, aber auch etwas unperſönlichen Fis-Moll-Sinfonie von Julius J. Major. Der Künſtler ſagt dazu: „Von der Idee ausgehend, daß es nur eine Religion gibt, habe ich klanglich darzuſtellen verſucht, wie jede Religionsform ſich mit der Nächſtenliebe verbinden und wie alle zuſammen durch das Gefühl dieſer Nächſtenliebe nur eine Religion bilden können.“ Um die „Ringparabel“ muſikaliſch auszudrücken, entnimmt der Komponiſt dem jüdiſchen, katholiſchen und evangeliſchen Ritus je ein Thema, das erſt mit dem Thema der Nächſtenliebe und nachher noch untereinander verbunden wird. Ja, das iſt dann eben muſikaliſche Mathematik, kontrapunktiſche Arbeit, die unmöglich zum Ausdruck der vom Programm ausgeſprochenen ſeeliſchen Werte werden kann.

In geradezu vollendeter Weiſe zeigt dagegen das Weſen der ſinfoniſchen Dichtung die aus dem Nachlaß Hugo Wolfs veröffentlichte „Penthesilea“. Noch ein anderes fühle ich dieſem Werke gegenüber, was ich nicht verſchweigen möchte, da ich oben manchmal von Zukunftshoffnungen geſprochen habe. Auch dieſe „Penthesilea“ iſt ein Jugendwerk; dreiundzwanzig Jahre war Wolf alt, als er ſie ſchuf. Aber das iſt denn doch ein anderes. Man verſteht es nicht, daß nicht jeder in dieſer Schöpfung das Genie fühlte, daß den Komponiſten vielmehr bei der erſten Aufführung ſogar das Orcheſter einfach verlachte. Ach, wenn doch ſolche beſchämenden Fälle endlich einmal erzieheriſch wirkten. Wolfs „Penthesilea“ atmet denſelben Geiſt wie ſeine Lieder. Sie iſt aus einer reſtloſen Verſenkung in Kleiſts Wunderdichtung geboren; eben darum iſt ſie mit dem Blute des Komponiſten gefüllt. Alles Beiwerk, alles drum und dran, ja ſogar den wichtigen

Gegenſpieler Achill hat Wolf ausgeſchaltet. Für ihn lebt nur Penthesilea. Die Seele dieſer Frau offenbart er uns. In drei Stufen entwickelt er dieſes Seelengemälde. Erſt der fröhliche Auszug des Amazonenheeres, voll Kraft und Lebensluſt; des Komponiſten ſchildernde Kraft, die in ſeinem

„Corregidor" ſich ſo glänzend offenbart, feiert auch hier einen Triumph. Mit ſeinen ſüßeſten Weiſen verklärt Wolf dann Penthesileas Traum vom Roſenfeſt. Es folgen in überſchäumender, hier und da auch maßloſer Wildheit Penthesileas Leidenſchaft, Kampf und Wahnſinn, bis auch ſie den Liebestod ſtirbt. Hier muß es dem genialen Jüngling geweſen ſein, als ob das Herzblut von ihm flöſſe. Dieſer Schluß gehört zum Herrlichſten aller ſinfoniſchen Literatur.

Hoffentlich wird nun auch dieſes Werk in den eiſernen Beſtand unſerer Sinfoniekonzerte aufgenommen, denn dieſe Bereicherung iſt ja das Wichtigſte. Erſt durch die häufige Wiederkehr der gleichen Werke werden dieſe zum Gemeingut. Und dieſe Tatſache der Einbürgerung iſt denn auch viel wichtiger als eine gelegentliche Neuaufführung.

Der letzte Winter brachte übermäßig viel Berlioz, deſſen hundertſter Geburtstag bis

in die kleinſten deutſchen Orte gefeiert wurde. Es war mir nicht immer ganz wohl dabei. Man kann Berlioz nur gerecht werden, wenn man ihn als Vollblutfranzoſen auffaßt. Und da bleibt doch viel in der äußeren Form ſo ſehr ſtecken, daß er auf uns bis zu einem gewiſſen Grade immer fremd wirken muß. Ich möchte den eifrigen Berliozdirigenten raten, die Werke des Franzoſen nicht ſo oft auf die Programme zu bringen; es wird ſonſt ſicher derſelbe Rückſchlag eintreten, wie er bei Tſchaikowsky bereits zu beobachten iſt.

Auffällig iſt dagegen die geſteigerte Teilnahme für Brahms. Allerdings mehr für den Kammermuſiker; und da wird wohl jeder freudig beiſtimmen.

Die bedeutſamſte Aufgabe für unſer Konzertleben aber iſt zunächſt die Eroberung Bruckners. Auch ſie ſchreitet vorwärts; aber gerade Bruckner erheiſcht die häufige Wiederholung. Im letzten Winter iſt vielfach die neunte Sinfonie aufgeführt worden. Dieſes letzte Werk iſt auch des Komponiſten größtes. Ein unendlicher Reichtum von Muſik ergießt ſich in ſchäumenden Wogen eines farbentiefen Klangmeeres. Daß der Komponiſt ſein „Te deum laudamus" als Erſatz für den fehlenden Schluß haben wollte, weiſt den Gedanken dieſes Wunderwerkes. Ein Lobgeſang Gottes iſt das Ganze. Die Majeſtät, die Herrlichkeit Gottes im Großen und Kleinen, im Erhabenen wie im Idylliſchen kündet der erſte Satz. Bruckner war gläubiger Katholik. In der Pracht ſeiner Kirche, in deren emporſtrebenden Hallen Weihrauchwolken wallen, durch die die Fluten orcheſtralen Orgelſpiels brauſen, wo die geſtickten Prieſtergewänder blitzen und von den Wänden farbige Heilige niederſchauen — da fühlt ſein Herz ſtolz den glänzenden Herrn des Himmels und der Erde. Hier merkt man, daß Bruckner in Barockkirchen herangewachſen iſt. Aber dieſer Mann trug auch die Gottesfreudigkeit des kindlichen Gemütes in ſich. Seine „Scherzl" ſind Sonntagnachmittage. In der Kirche iſt man geweſen, nun geht's, juchhe, zum Tanze. Die nägelbeſchlagenen Schuhe ſtampfen, die Röcke fliegen. Wird dir die Luft hier zu dick, ſo gehe doch hinaus in Matten und Wald. Iſt das nicht alles ein Tanzen und Summen und Singen? Iſt nicht der ganze Himmel voll Freudigkeit? Wohl quaken die Unkenſtimmen der Peſſimiſten und Nörgler dazwiſchen. Wohlan denn, übertönt ſie mit Fröhlichkeit. Dieſer Mann hat aber auch ſeine einſamen Stunden, in denen er perſönlich den Weg ſucht zu Gott, dem lieben Gott, wie er ihn

Digitized by Google

erkannte, trotzdem auch ſeine Seele oft voller Ängſte war. In dieſem „Adagio“ betet der „Myſtiker“ Bruckner. Es iſt wie heiliger Schauer, wenn die erſt ſo melodiſche Sprache zum Stammeln wird. Als falle alles Irdiſche ab, ſo zerbröckeln die Motive. Und rührend iſt's, wenn der Komponiſt mit einem Zitat aus ſeiner achten Sinfonie gewiſſermaßen ſein ganzes Lebenswerk dem Höchſten kniend darreicht.

* * *

Von den anderen Gebieten ſchöpferiſchen muſikaliſchen Schaffens iſt nicht viel zu vermelden; der Oper ſoll ja erſt der nächſte Bericht gelten. Unter den größeren Chorwerken iſt die eigenartigſte Erſcheinung Guſtav Charpentiers Sinfoniedrama „La vie du poète“, das in Heidelberg einen ſtarken Erfolg gewann. Das Werk ſteht in der Form Berlioz' dramatiſcher „Fauſtlegende“ und „Romeo und Julia“ nahe, nur daß der Chor noch viel bedeutſamer hervortritt.

Des Engländers Edward Elgar bedeutſame Chorſchöpfungen ſind bei uns noch nicht aufgeführt; ſeine Oratorien kommen leider auch nicht über gelegentliche Feſtaufführungen hinaus. Gerade die großen Chorvereine ſind Neuerſcheinungen gegenüber beſonders zurückhaltend, was ja in der großen Arbeit, die das Studium eines ſolchen Werkes macht, eine gewiſſe Entſchuldigung findet.

Von deutſchen Werken bleibt mir, da ſich Max Bruchs „Nal und Damajanti“ als Fehlſchlag erwies, nur Georg Schumanns „Totenklage“ zu erwähnen. Die kontrapunktiſche Schreibweiſe läßt leider die herrlichen Worte aus Schillers „Braut von Meſſina“ (vierter Aufzug, vierter Auftritt) nicht genügend zur Geltung kommen. Schumann ſtrebt nach dem Ausgleich von Moderne und Klaſſizismus. Bach und Brahms verſucht er mit einer alle Effekte der geſteigerten Chromatik ausnutzenden, mehr orcheſtralen Stimmführung zu vereinigen. Nicht überall iſt das Ergebnis ſo günſtig wie im Schluß, wo aus dem ſchmerzgequälten Nebeneinander von As-Moll und C-Dur ein weicheres, mild verklärendes H-Dur ſich entwickelt.

Auf dem Gebiet der Kammermuſik herrſcht ſehr viel ſtrebſame Arbeit, die aber nur ſelten den Lohn des Gelingens findet. Den neueren Komponiſten fehlt faſt durchweg das

Yolanda Méro

rechte Gefühl für den Kammermuſikſtil. Ich möchte durch die Aufzählung zahlreicher Namen nicht verwirren und begnüge mich, die hervorragendſten zu nennen. Eine Suite für Klavier und Violine des Skandinaven Eyvind Alnoes iſt ein Prachtſtück vornehmſter Hausmuſik. Ins Haus ſollte man ſich ferner Paul Juons Schöpfungen zu gewinnen ſuchen. Dann aber merke man ſich den Namen Paul Scheinpflugs, deſſen E-Dur-Quartett einen großen Wechſel für die Zukunft ausſtellt, den der noch ſehr junge Komponiſt hoffentlich einlöſen wird.

Auf dem Gebiete des Liedes iſt die bedeutendſte Erſcheinung Theodor Streicher. Mit ſeinen bei Lauterbach u. Kuhn in Leipzig erſchienenen Liedern hat er ſich in die erſte Reihe der lebenden Tondichter

Digitized by Google

geſtellt. Ein tiefes Eindringen in den dichteriſchen Gehalt verbindet ſich mit einer intuitiv ſicheren Formgebung. Reiche Melodik, kraftvolle Empfindung, Humor und tiefer Ernſt, völliges Freiſein von lyriſcher Zerfloſſenheit, eine gewiſſe balladenhafte Gegenſtändlichkeit machen dieſe Lieder zu einem köſtlichen Hausgut. Man ſcheue nicht vor gewiſſen Schwierigkeiten zurück. Dieſe ſchwinden, wie bei Hugo Wolf, bei eindringlicher Beſchäftigung. — Ebenfalls hoch erfreulich ſind Hermann Biſchoffs „25 neue Weiſen zu alten Liedern“. Für Biſchoff iſt oberſtes Geſetz Einfachheit und ausgeſprochene Sangbarkeit der Melodie. Ich weiß keinen zweiten Lebenden, der ſo den großen Schwung der einfachen Volksliedlinie zu treffen weiß. Dagegen fehlt der Humor, und auch die Ballade liegt dieſem ausgeſprochenen Lyriker nicht. Ich mache alle Liederfreunde auf das hübſche Heft beſonders aufmerkſam. Von lebenden Liederkomponiſten erſcheinen des ferneren im Konzertſaal mit jener Regelmäßigkeit, die die Einbürgerung verſpricht: Richard Strauß, Heinrich von Eyken, Eugen d'Albert, Rudolf Buck; dagegen hat Max Reger noch immer nur eine ganz kleine Gefolgſchaft für ſeine die abgelegenſten Wege ſuchende Kunſt.

* * *

Über die reproduzierenden Künſtler kann ich mich kurz faſſen. Gerade hier bleibt das Bild durch Jahre dasſelbe. Die eine oder andere Erſcheinung verſchwindet, eine andere tritt an die freigewordene Stelle. Die Zahl der Anſtrebenden iſt kaum überſehbar; die Zahl jener, die wirklich ans Ziel gelangen, deren Auftreten ein erwartetes oder gar erſehntes Ereignis bedeutet, iſt nur ſehr klein. Dabei ſteht die techniſche Leiſtung im allgemeinen auf hohem Durchſchnitt. Nur auf dem Gebiet des Geſanges haben wir unverkennbar eine Tiefſtandsperiode. Die Urſache iſt nicht etwa Mangel an guten Stimmen, ſondern einfach Mangel an deren Ausbildung. Man lernt zu wenig heute; man erlaubt ſich ein öffentliches Auftreten im Konzertſaal, wo man nur bei ſorgſam verſchloſſenen Fenſtern üben ſollte. Ich kann mir nicht denken, daß es die Lehrer ſind, die ihren Zöglingen dieſen verfrühten Flug in die Öffentlichkeit anraten. Viel eher werden die Lehrer Opfer ſein, Opfer der Haſt, der Ruhm- und Erwerbsgier unſerer Tage. Denn es iſt für jeden Pſychologen ja ſelbſtverſtändlich, daß dieſe Kunſtjünger, wenn ſie erſt einmal aus Licht der Öffentlichkeit getreten ſind und die Beweihräucherung durch Freunde und Verwandte glücklich überſtanden haben, ſich für weiteren ſchulmäßigen Unterricht bedanken. Mag die Kritik noch ſo ungünſtig geurteilt haben, das liegt eben an der ja bei allen Getroffenen feſtſtehenden Beſchränktheit der Kritiker.

Ich unterſchätze keineswegs die Gaben der Natur. Es gibt in der Tat Stimmen, die kaum einer Schulung bedürfen, um auch im Konzertſaal Freude und Genuß bereiten zu können. Aber wir wollen nicht vergeſſen, daß das Singen im Konzertſaal kein Naturſingen iſt, und dürfen uns deshalb auch nicht wundern, wenn faſt immer nach ganz kurzer Zeit eine betrübende Abnahme der für dieſe Kunſtverhältniſſe nicht geſchulten Mittel ſichtbar wird. Nur ganz ſelten entſchließen ſich dieſe Sänger nun noch zu eifrigem Studium, um zu retten, was zu retten iſt. Sie verſuchen das Heil auf ihre Weiſe und machen Kuren aller Art durch; da ſie das Konzertieren nicht laſſen können, dabei aber fühlen, daß ihre Stimme nicht genug hergibt, verfallen ſie aufs Forcieren. Das iſt dann der Anfang vom Ende. Es vergeht keine Konzertwoche, ohne daß man mehrere Male ſolch vorzeitig verblühten Stimmen begegnet, ohne daß man Anfängern gegenübertritt, die im Vertrauen auf ihre ſchönen Mittel es an der ausreichenden Ausbildung haben fehlen laſſen. Wenn man das Beiſpiel der Lilli Lehmann dagegen hält, die mit ihren fünfundfünfzig Jahren noch faſt alle Konkurrentinnen aus dem Felde ſchlägt, wenn man auf Raimund von zur Mühlen hinweiſt, der es durch Kunſt mit verhältnismäßig geringem natürlichem Material zu einem der erſten Sänger der Gegenwart gebracht hat, ſo findet man zumeiſt wenig Gehör. Lilli Lehmann, heißt es, ſei eine Ausnahmeerſcheinung. Gewiß, ſie iſt es heute; aber es laſſen ſich aus früheren Jahren, in denen die Schulung der Stimme noch viel ausgiebiger betrieben wurde, manche

Das Steindel-Quartett.

Albin Steindel, 9 Jahre alt. · Vater Steindel. (Bratſche.) Max Steindel. 10 Jahre alt. Bruno Steindel, 12 Jahre alt.

gleiche Beiſpiele anführen. Jedenfalls iſt es geradezu lächerlich, wenn man das Verblühen weiblicher Stimmen vor dem vierzigſten Lebensjahr als natürlich hinſtellen will. Nein, daran iſt faſt ausſchließlich die mangelhafte Stimmbildung ſchuld. Bei den Männern iſt es ebenſo. Wenn Vogl am Ende ſeiner fünfziger Jahre den Triſtan bewältigte, ſo lag das an der trefflichen Schulung ſeiner Stimme, wie er es ja auch nicht verſchmähte, als berühmter Künſtler noch alljährlich einige Monate den Unterricht guter Lehrer aufzuſuchen. Man iſt ja heute glücklicherweiſe allgemein zu der Anſicht gekommen, daß für Richard Wagners Tondramen der bloße dramatiſche Geſang, der mißverſtandene „Sprechgeſang“ allein nicht ausreicht, daß eben eine gründliche Schulung der Stimme durch nichts erſetzt werden kann.

Junge Anfänger weiſen gern auf Ludwig Wüllner hin, den gefeiertſten Konzertſänger der Gegenwart, dem in dieſem Winter in Berlin fünfmal die bis auf den letzten Platz beſetzte Philharmonie zujubelte. Aber gerade Wüllner iſt eine Ausnahmeerſcheinung. Er übt die ſtarke künſtleriſche Wirkung trotz der Mängel ſeiner Stimmbildung. Er weiß aber ſehr wohl, daß dieſe ihm nur ſchaden können, und ſucht ihnen durch eifriges Studium abzuhelfen. Jedenfalls zeigten die diesmaligen Konzerte neue Fortſchritte in der Leiſtungsfähigkeit der Stimme wie in deren rein geſanglicher Behandlung.

Durch ähnliche Strebſamkeit zeichnet ſich der Tenor Ludwig Heß aus, vielleicht der beſte Sänger Hugo Wolfs und ſtets bereit, für zeitgenöſſiſches Schaffen einzutreten. Gleiches gilt für den trefflichen Artur van Eweyk, der durch künſtleriſchen Ernſt und warme Hingabe an ſeine Aufgabe für die Sprödigkeit ſeiner Stimme entſchädigt. Ob Richard Könneckes Art wirklich tief genug gründet, um dem mit einer Prachtſtimme begabten Sänger das Erreichen ſeiner hochgeſteckten Ziele zu ermöglichen, wage ich noch nicht zu entſcheiden. Ein Stimmrieſe iſt Joſef Loritz, der ſich glücklicherweiſe nicht an Stimmprotzerei genügen läßt, ſondern eifrig an der Veredelung des ihm anvertrauten Gutes arbeitet.

Digitized by Google

Kaum übersehbar ist die Zahl der Sängerinnen; aber gerade hier treten die oben gerügten Mängel besonders stark hervor. Übrigens verschwinden gerade hier die meisten nach etwa zwei Jahren vom Podium; mancher allzu Beständigen möchte man zum Abschied raten. Lula Mysz-Gmeiner hat sich bei allen Freunden eines rein lyrischen Gesanges in dauernde Gunst gesungen. Tilly Koenen gewinnt immer wieder durch die natürlichen Vorzüge ihrer Stimme. Therese Behr vermochte dieses Mal nicht so zu befriedigen; ich fürchte, daß diese schöne Stimme schon über ihre Glanzzeit hinweg ist. Aus dem jüngsten Geschlecht nenne ich nur einige, die mir als die Hoffnung der Zukunft erscheinen. Bei Julia Culp und Maria Seret tritt die Begabung für das moderne Lied besonders überzeugend hervor. Antonia Dolores kann einem sogar die Koloratur wieder lieb machen. Helene Staegemann ist wie geschaffen für humoristische und zierliche Kleinkunst. Annemarie Huber hat eine der schönsten Stimmen, die ich je gehört habe. Eine solche Gabe legt Pflichten auf, die hoffentlich erfüllt werden.

Weit höher steht der Durchschnitt auf instrumentalem Gebiete. Vor allem das Violinspiel zählt eine lange Reihe erstklassiger Vertreter. Neuerdings tritt die französische Schule wieder stärker hervor. Oliveira Franchette, Aldo Antonietti, Albert Geloso gehören ihr an. Henri Marteau, mir die sympathischste Erscheinung unter den jüngeren Violinisten, vereinigt in idealer Weise vollendetes Formgefühl mit tiefstem Empfinden. Ganz hervorragend an Technik und geistiger Eindringlichkeit in den gewählten Stoff ist Alexander Sebald, der Bach und Paganini mit gleicher Meisterschaft vorträgt. Erna Schulz mit ihrer gediegenen Künstlerschaft, die geborenen Virtuosinnen Amelie Heller und Marie Argiewicz, der ernste Heinrich Bandler, der großzügige Artur Hartmann seien wenigstens genannt. Beim Publikum mußten alle diese, wie auch die älteren, längst erprobten Künstler zurücktreten gegen ein geniales Kind, Franz von Vecsey. In diesem kräftigen zehnjährigen Jungen hat die Natur wieder einmal eines ihrer Wunder geoffenbart. Technische Schwierigkeiten gibt es für diesen kleinen Geiger nicht mehr. Er spielt das Schwierigste, er spielt es, er braucht es nicht zu überwinden. Aber wertvoller ist, daß in diesem Knaben eine echte Künstlernatur steckt, die sich in einem hervorragenden Feingefühl für Rhythmik und Melodik offenbart. Dem Knaben haftet viel Virtuosenhaftes an. Das aber ist bloß angelernt, und käme das Kind in die Lehrerhände eines Joachim, wir würden sicher Herrliches erleben. Hoch erfreulich ist die Entwickelung, die eine Künstlerin genommen, die auch in jüngsten Jahren schon viel gefeiert wurde. Elsa Ruegger ist heute eine Meisterin des Cellos, gleich ausgezeichnet durch vollendete Technik und echtes Fühlen. Wieder auch ergötzte auf dem herrlichen Instrument Jean Gérardy seine zahlreichen Verehrer. Daß aber auch der großen ungefügen Kontrabaßgeige nicht bloß verblüffende virtuose, sondern auch innerliche künstlerische Wirkungen abzugewinnen sind, bewies der Russe Kussewitzky.

Im Klavierspiel herrscht noch immer die ältere Garde. Eugen d'Albert steht auf einsamer Höhe; bei ihm hat man nie das Gefühl, einer Reproduktion beizuwohnen, sondern glaubt dem Schöpfer unmittelbar gegenüberzustehen. Bei Konrad Ansorge hat man eine ähnliche Empfindung, nur daß es eben immer Ansorge ist, den man hört. Sein Subjektivismus beeinträchtigt das objektive Stilgefühl. Risler, Busoni, Reisenauer, Theresa Carenno, Frederic Lamond stehen auf der alten, oft bewunderten Höhe. In ihre Reihe sind als ebenbürtige Jüngere Woldemar Lütschg, Artur Schnabel, Leopold Godowsky, Hedwig Meyer getreten. Ersterer der ernste, grüblerisch nachdichtende Musiker; Schnabel vorwiegend Verstandesnatur mit wundervollem Formgefühl; Godowsky glänzender, in der Technik unfehlbarer Virtuose; Hedwig Meyer eine Art verjüngter Carenno mit hinreißendem Temperament. Bei Alice Ripper ist das technische Element einseitig bevorzugt, bei Bruno Hinze-Reinhold geht alles zu sehr auf wuchtige Kraft. Die erfreulichste Neuerscheinung war mir Jolanda Merö, eine musikalische Vollblutnatur, von der wir das Größte erwarten.

Daß die starke Pflege der Kammermusik nicht in jeder Hinsicht als Bereiche-

rung angesehen werden darf, ist oben begründet worden. Im allgemeinen aber ist es ein sehr erfreuliches Zeichen, daß das Publikum derartige Veranstaltungen besonders gern aufsucht. Fünf Quartettvereinigungen sind in Berlin ansässig. Joachim, Halir, Hollaender, Bernhard Dessau, Waldemar Meyer sind ihre Anführer. Die „Böhmen" sind hier wie zu Hause. Das „Brüsseler Streichquartett" wird dank seiner vorzüglichen Eigenschaften auch durchdringen. Auf den ersten Schlag gesiegt hat das „russische Streichquartett" unter Führung Kamenskys. Auch auf diesem Gebiet fehlt das „Wunder" nicht. Im Steindel-Quartett spielen mit dem Vater (Bratsche) seine drei Söhne im Alter von neun bis zwölf Jahren eine lange Reihe schwieriger Kammermusikwerke auswendig. Jeder der Knaben ist bereits ein guter Virtuose, der als Solist seinen Mann steht. Daß nichts von Blendwerk oder äußerlichem Drill dabei, beweist eben ihr Zusammenspiel. Um Werke wie Schumanns Es-Dur-Quartett auswendig spielen zu können, muß man den musikalischen Bau durchschauen und verstehen. Das Ganze ist überdies so gesund und frisch, daß einem gar keine Besorgnis vor Frühreife aufkommt.

Sehr dankenswert ist ferner ein Unternehmen des bereits oben erwähnten Artur Schnabel, der im Verein mit Alfred Wittenberg und Anton Hekking und unter jeweiliger Mitwirkung eines Sängers Musikabende veranstaltet, wie sie eigentlich im Hause sein sollten. Schade nur, daß die Herren jetzt ihre Veranstaltungen des gemütlichen Charakters entkleidet haben, den sie zu Anfang hatten. Jetzt sind es eben Konzerte, anfangs saß man an Tischen mit Getränk und Speise. Ich möchte ja keineswegs einem so „materialistischen" Musikgenuß das Wort reden. Aber in unserer Zeit, wo man die künstlerische Stimmung so gern in Äußerlichkeiten sucht, war es geradezu bedeutsam, daß an einem Beispiel gezeigt wurde, daß es vor allem darauf ankommt, gut zu musizieren. Alles Äußere kommt erst in zweiter Linie, das Wesentliche ist der Gehalt.

Volkslied

Du willst in Wind und Weh'n
Mit mir zusammengeh'n?
So trag' mein Herz bergan
Und sieh mich an.

Die Gott in Händen hält.
Rings um uns rauscht die Welt:
Hörst du den tiefen Klang?
Sei du nicht bang:

Die so voll Liebe sind,
Wie du und ich, mein Kind,
Werden in Glück und Pein
Gehütet sein.

Karl Bulcke

Dramatische Rundschau

Von

Friedrich Düsel

Nichts tritt im Gepräge unserer modernen Literatur deutlicher hervor als der Drang unserer Dichter und Schriftsteller zum Drama und Theater. Das ist mittlerweile ein so festgewurzelter Glaubenssatz geworden, daß es fast wie ein Frevel erscheint, auch nur den leisesten Zweifel daran zu äußern. Trotzdem wird, wer näher zusieht, die äußerlich unbestreitbare Tatsache ihrem inneren Wahrheitsgehalt nach einschränken müssen. Schriftsteller mag es heute mehr denn genug geben, die, dem Theater einmal verfallen, dem Theater auch treu bleiben und ihre dramatischen Gaben, seien sie nun angeboren oder anerzogen, für die Bühne und ihre Forderungen bewußt und konsequent auszubilden wissen. Ja, wir haben Beispiele — ich erinnere nur an Sudermann —, die uns zeigen, wie ein Schriftsteller seine Begabung für Roman oder Novelle, Lyrik oder Epik mit schier gesuchter Grausamkeit in sich abtötet, nur um desto freier und ungehemmter der Stimme seines dramatischen Talentes nachgehen zu können. Bei unseren Dichtern stellt sich das Bild aber doch etwas anders dar.

Nicht mit Unrecht hat Ernst von Wildenbruch kürzlich in einer Betrachtung über die Frage: „Brauchen wir ein Bayreuth des Schauspiels?“ gegenüber anderen Meinungen hervorgehoben, daß die dramatische Kunst den Deutschen eigentlich keineswegs angeboren sei, wenigstens so lange man daran festhalte, daß das Lebensgesetz der dramatischen Kunst nicht in der charakteristischen Ausarbeitung der Einzelgestalt, sondern in der Fabel und in deren architektonischem Aufbau ruhe. Dramatik, führt er aus, und jeder wird fühlen, wie der immer gleich Ehrliche und Mutige hier zugleich über sich selbst Gerichtstag hält, Dramatik ist die Kunst der mageren Linie, des straffen Umrisses, der symmetrischen Komposition. Unser deutscher Genius dagegen neigt instinktiv nach der entgegengesetzten Seite, zur breit ausmalenden Stimmung, zur weichen, satten Farbe; er liebt es, im einzelnen berauschenden Moment zu versinken und darüber den Gang der Haupthandlung zu vergessen. In der Natur des deutschen Menschen seien Eigenschaften, die den charakteristischen Eigentümlichkeiten des Dramatikers widersprechen: er ist nachdenklich beschaulich statt impulsiv temperamentvoll; je tiefer seine Empfindung, um so lebhafter ist sein Bedürfnis, sie stumm in sich zu verbergen, während es für den Dramatiker eine Lebensbedingung, sie laut von sich zu geben. „Der Deutsche dichtet in sich hinein, der Dramatiker aus sich heraus.“

Und trotz alledem dieser Drang der Deutschen zum Drama und Theater! Vergebens sucht Wildenbruch ihn sich zu erklären. Er fühlt, daß weder äußerliche Gründe, wie die raschere und leichtere Arbeit, die der Dramatiker vor dem Romandichter oder Novellisten voraus hat, oder die Aussicht auf schnelleren und reicheren Lohn, noch innere, wie der dem Menschen eingeborene Tantalusfluch, nach unerreichbaren Früchten zu greifen, die merkwürdige Erscheinung erklären. Sie läßt sich meiner Meinung nach auch gar nicht begründen, denn dieser Drang zum Theater, soweit er unsere wirklichen Dichter, nicht bloß unsere dramatischen Handwerker angeht, ist eine Trugerscheinung, eine Phantasmagorie, die sich selbst auflöst, sobald man ihr näher tritt. Man blicke die Strecken unserer nationalen Literatur zurück bis zu der klassischen Periode des vorvergangenen Jahrhunderts — wo ist der Dichter, der stetig und folgestreng den dramatischen Nerv in sich ausgebildet hätte, der der dramatischen Bühne, wie sie ist, allein mit den in ihr selbst liegenden und von ihr selbst dargebotenen Mitteln gedient hätte, der nicht an irgend einem Punkte seiner Entwickelung, falls sie nicht vor der Zeit abgebrochen wurde, wider den Stachel zu lecken versucht und das Theater durch, wie er glaubte, höhere, seinem natürlichen Kreise fremde Kunstmittel zu entheatern gestrebt hätte? Von Goethe, der mit dem „Götz“ begann und mit dem zweiten „Faust“ schloß, darf ich wohl schweigen. Aber selbst der Dichter des „Tell“

und der „Braut von Meſſina“ iſt nicht auf dem ſtreng dramatiſchen Wege geblieben, den ſeine „Räuber“ und ſeine „Kabale und Liebe“ ihm vorgezeichnet zu haben ſchienen. Als die „Braut von Meſſina“ in Weimar zum erſtenmal aufgeführt wurde, meinte Goethe, „der theatraliſche Boden wäre durch dieſe Erſcheinung zu etwas Höherem eingeweiht worden.“ Zu etwas Höherem — das Wort iſt bezeichnend. Noch immer haben die feineren Geiſter am Ende danach geſtrebt, die dramatiſche Bühne über ſich ſelbſt zu erhöhen, ſei es nun zum Typiſchen, zum Symboliſchen, zum Philoſophiſchen oder zum Dekorativ-Muſikaliſchen, und noch immer iſt dabei das, was wir trotz alledem als das eigentlich und urſprünglich Dramatiſche anſprechen müſſen, in irgendeiner Weiſe zu kurz gekommen. Und nicht bloß die deutſchen, auch die nordiſchen Dichter unter den Dramatikern der Neuzeit ſind dieſen Weg gegangen. Man denke nur an Ibſens und an Björnſons Altersdramen, an den dramatiſchen Epilog „Wenn wir Toten erwachen“ oder an „Laboremus“ und „Auf Storhove“ und vergegenwärtige ſich, wie hier ſymboliſch erſchaute Lebenserkenntniſſe oder moraliſche Weisheitsmaximen dargeboten werden, für die die dramatiſche Prägung eigentlich nur noch zufällige Form iſt.

So wandelt hier wie dort der Zug zum Dramatiſchen ſich ſchließlich unverſehens in den Zug vom Dramatiſchen hinweg zu einer Dichtung, die nur noch die ſtärkere Reſonnanz der Bühne benutzt, um ihren Gedanken, Stimmungen oder Ahnungen einen volleren und weiteren Widerhall zu ſichern. Auch von unſeren jüngeren Dichter-Dramatikern, die anfangs durch ihre realiſtiſche Grundrichtung noch beſonders nahe mit der Wirklichkeitsbühne und ihren dramatiſchen Forderungen verknüpft zu ſein ſchienen, nähert ſich heute ſchon mehr als einer jenem kritiſchen Punkte, wo das Dramatiſche ſich ſelbſt auflöſen und in den großen Strom der Dichtung aufgehen muß, deſſen Wogen das Wehr zwiſchen Epik und Dramatik, zwiſchen Dramatik und Lyrik nicht mehr ängſtlich zu reſpektieren brauchen. Die Maeterlinck und Oskar Wilde, Wedekind und — Hauptmann, der Dichter des „Armen Heinrich“ wie der „Roſe Bernd“, ſind, wenn nicht Beweiſe, ſo doch Anzeichen dafür. Daß Arthur Schnitzler, der Wiener, ſich zu ihnen geſellen werde, konnte nach ſeiner Renaiſſancedichtung „Der Schleier der Beatrice“ nicht mehr zweifelhaft ſein. In ſeiner jüngſten Dichtung, dem fünfaktigen Schauſpiel „Der einſame Weg“, iſt dieſer Übergang vollzogen. Vollzogen zum Schaden des Dramatikers, denn das Drama erfuhr bei ſeiner Erſtaufführung im „Deutſchen Theater“ zu Berlin eine unzweifelhafte Ablehnung; vollzogen zum Vorteil des Dichters, denn dieſer, der trotz aller Bühnenerfolge von jeher als Novelliſt und Lyriker Tieferes und Feineres gab denn als Dramatiker, hat ſich niemals reicher und reifer offenbart als in eben dieſem vom Theaterpublikum abgelehnten „Einſamen Weg“ (Buchausgabe bei S. Fiſcher, Berlin). Damit ſoll das Los, das das Schnitzlerſche Drama traf, an ſich nicht geſcholten werden. Als Drama iſt es vielmehr mit Recht abgelehnt worden. Die fünf Akte haben viel zu wenig leibhaftige Gegenwart, viel zu wenig ſinnlich anſchaulich geſtaltetes Augenblicksleben, um von der Bühne herab überzeugend zu uns zu ſprechen, geſchweige denn uns ſeeliſch zu ergreifen. Mehr wie eine Spiegelung von Geſchehniſſen, denn wie Geſchehniſſe ſelbſt, ſchwebt die ſogenannte „Handlung“ an uns vorüber; an geſteigerten Momenten, in denen man die Wucht der dramatiſchen Energie ſpürt, in denen man unter ihrem Anſturm den Atem anhalten möchte, bietet das Stück ſo gut wie gar nichts. Der harte Griffel des Dramatikers hat ſich in den weichen Stift des Paſtellmalers verwandelt; wie eine abſichtlich in Schleier der Erinnerung gehüllte Elegie mutet uns dieſe mit reſignierten Gedanken über Menſchenleben und Menſchenſterben mehr belaſtete als gefüllte Dichtung an.

Das Bild des Schleiers wollen wir feſthalten; dieſes Lieblingsſymbol der Schnitzlerſchen Poeſie begleitet uns durch die fünf Akte, vom leiſen Anfang bis zum leiſen Ende. Schleier gleiten über die Dinge, und Schleier heben ſich von den Dingen; Erinnerungen werden lebendig, und der lebendige Augenblick wird Erinnerung; alles iſt gegenwärtig, und das Gegenwärtige iſt vergangen. Gegenwart — was heißt das eigentlich? Iſt das Wort, das eben verklang, nicht ſchon Erinnerung? Der Ton, mit dem eine Melodie

Digitized by Google

Ludwig Fulda

begann, nicht Erinnerung, ehe das Lied geendet? Gerade in erhöhten Stunden unſeres Daſeins wiſſen wir, daß wir nichts verloren haben und eigentlich nichts verlieren können. Dieſes Ineinanderfließen von Erinnerung und Gegenwart, von Gegenwart und Ahnung macht es, daß in dem ganzen Stück eigentlich nichts zu pulſendem, kraftvoll atmendem Leben erwacht, daß keine ſeiner Geſtalten ſich ins Weiße des Auges ſehen läßt und faſt alle uns die Hand entziehen, wenn wir in aufkeimendem Mitempfinden ihnen die unſerige entgegenſtrecken wollen. Aber, ſcheint Schnitzler zu fragen, kennen wir Menſchen einander denn überhaupt? Gehen wir nicht vielmehr trotz all der Worte, die wir tauſchen, ſtumm und ſtumpf aneinander vorüber? „Wer hat ſie denn gekannt von uns allen? wer kümmert ſich denn überhaupt um die anderen?“ Das ſagt ein Bruder von ſeiner Schweſter, die plötzlich — niemand weiß, warum und wohin — aus dieſem Leben verſchwunden iſt. Wort und Situation erſcheinen wie ein Echo aus dem „Schleier der Beatrice“. Die Wegraths in Wien ſind wie die Nardi in Bologna. Sie ſcheinen nicht geſchaffen, wirklich zu beſitzen: weder Frau noch Kinder. Es iſt ihr Beruf, Weſen in ihren Armen aufzunehmen, die von irgend einer Leidenſchaft müde oder zerbrochen ſind; aber ſie ahnen nicht, woher ſie kommen. Es iſt ihnen gegönnt, Weſen heranzuziehen und zu betreuen; aber ſie verſtehen nicht, wohin ſie gehen. So meint der, der die Melodie ihres Glückes im Entſtehen zerbrochen hat. Der Sohn, den die zarte Gabriele ihrem Gatten im erſten Jahr ihrer Ehe geſchenkt hat und der nun dreiundzwanzig Jahre alt, iſt ſein Sohn, Julian Fichtners Kind, der kurz vor der Hochzeit mit dem Bräutigam, ſeinem Freund, in Gabrieles Geſichtskreis trat und mit ſeiner genialen Unwiderſtehlichkeit im Fluge des bangen Mädchens Seele und Leib gewann. Alles war bereit zur Flucht, aber im letzten Augenblicke ſank dem großen Lebenskünſtler der Mut vor den Folgen und Feſſeln, die er damit auf ſich laden würde. Ihm graut vor den Pflichten und vor den Riegeln, die ſich mit einer Heirat vor die offenen Türen ſeiner ſchimmernden Zukunft ſchieben würden. Die Unbekümmertheit ſeiner Jugend, die Fülle des Daſeins iſt ihm nicht feil auch für den ſchönſten Liebestraum. Einſam geht der Liebeleere ſeinen Weg weiter, und das Jugenderlebnis wird ihm alsbald zur Erinnerung, die ihn weder ſchmerzt noch drückt, die nur ein äſthetiſcher Schmuck mehr iſt in ſeinem Genuß- und Äſthetenleben. Als dann aber das Alter ihn überſchattet, als die jagende Unraſt von ihm weicht, als er ſich einſam zu fühlen beginnt, da ſucht er, der nie bisher dauerndes Glück zu geben oder zu empfangen vermochte, doch einen Menſchen, der zu ihm gehört und für den weiter auf der Welt zu ſein es ſich lohnt. Und in der naiven Zuverſicht des Egoiſten glaubt er, daß, wofern er nur jemandes wirklich bedarf, er auch ſchon ein Anrecht auf ihn habe. Der Sohn, auch wenn er ihn ſo lange verleugnet hat, kann ſich ihm ja gar nicht entziehen, ſobald er ihm nur den Zuſammenhang offenbart! Aber er täuſcht ſich. In anderer Weiſe, als er meint, hat Felix den „Sinn für das Weſentliche“. Daß

Thereſina Geßner in der Titelrolle des Schauſpiels „Novella d'Andrea“ von Ludwig Fulda.

Digitized by Google

Fichtner ſein Vater, iſt ihm eine Wahrheit ohne Kraft; für ihn hat ſich damit nichts geändert. Das Andenken ſeiner Mutter — erſt nach deren Tod erfährt er von ihren Beziehungen zu Fichtner — bleibt ihm ſo heilig wie zuvor, und der Mann, in deſſen Haus er geboren und auferzogen iſt, der ſeine Kindheit und ſeine Jugend mit Sorgfalt und Zärtlichkeit umgeben und der ſeine Mutter geliebt hat, gilt ihm hinfort eher mehr noch als bisher. Fichtner ſelbſt aber, deſſen Selbſtſucht es nicht über ſich vermochte, das Andenken der Geliebten rein zu erhalten, erſcheint ihm ſeitdem fremder denn je. Ich darf hier die Leſer wohl an Marie v. Ebner-Eſchenbachs dramatiſche Skizze „Ein Sportsmann“ erinnern, die vor einiger Zeit in den „Monatsheften“ erſchienen iſt (Oktober 1903). Auch hier tritt der Sohn, Offizier gleich Felix Wegrath, vom Sterbebette ſeiner Mutter ſeinem väterlichen Freunde gegenüber, dem er, ohne es zu wiſſen, das Leben verdankt. Dieſer aber zwingt, der Toten zuliebe, die weich und verführeriſch in ihm aufquellenden Vatergefühle für den prächtigen Burſchen mit harter Fauſt nieder und geht mit Willen auch im Alter einſam ſeinen Weg weiter.

Bei Schnitzler wie bei der Ebner bleibt die Geſtalt der Mutter verſchleiert im Hintergrund. Kein ſtrafender Strahl fällt auf ihr Haupt; Liebe, die einem anderen ſich ſchenkte, braucht nicht zu ſühnen. An Stelle Gabrieles aber büßt bei Schnitzler ihre von Ahnungen umſponnene Tochter Johanna. In ihr wiederholt ſich zum Teil das Schickſal der Mutter. Wieder ſcheint der Dichter zu fragen: Was iſt Gegenwart, was iſt Vergangenheit? Der ſich Traum und Wirklichkeit unkeuſch verſchlingen wie Beatrice Nardi, der vor Leid und Krankheit unweiblich graut, die mit ſich und anderen ſpielt, der nicht das Frauenglück vergönnt iſt, ſich einem anderen hoffend und helfend zu geben — ſie verliert ſich an einen Todeskandidaten, einen unſteten, wurzelloſen Gaſt auf dieſer dunklen Erde, dem von jeher aller Schmerz und alles Glück nur eine Senſation für ſeine ſpieleriſch eitle Seele bedeuteten. Dieſer ſchöngeiſtige Herr von Sala, der vom Künſtler nur die immer bereite, immer hungrige Empfänglichkeit hat, iſt ein Partner Fichtners, gleich ihm ein Spieler in der Lebenskomödie, nur daß er ſich über ſich ſelbſt klar iſt und ſich weniger wehleidig betrachtet als dieſer. Die er vielleicht im Abendrot ſeiner verlorenen Tage doch noch lieben gelernt hätte, Gabrielens Tochter, weiß, daß es zu ſpät iſt: ſo ſtürzt ſie ſich, zu verzärtelt, um mit dem Leidenden zu leiden, in den Teich in ſeinem Garten und macht ſich ihm zu einer „Erinnerung“ wie die anderen, die vor ihm und für ihn dahingegangen ſind. „Und wenn uns ein Zug von Bacchanten begleitet hätte, den Weg hinab gehen wir alle allein — wir, die ſelbſt niemandem gehört haben.“ Wie Fichtner, dem der Sohn die Hand verweigert, ſchreitet nun auch Sala einſam den Pfad gen Abend, in die Nacht. Er beklagt ſich auch gar nicht weiter darüber; er nimmt es nur als den gerechten Lohn für ein Leben, das niemandem Liebe geſchenkt hat, das nicht für jemand anderen auf der Welt war. „Was hat das, was unſereiner in die Welt bringt, mit Liebe zu tun? Es mag allerlei Luſtiges, Verlogenes, Zärtliches Gemeines, Lei-

Otto Sommerſtorff als Sangiorgio in dem Schauſpiel „Novella d'Andrea“ von Ludwig Fulda.

denſchaftliches ſein, das ſich als Liebe ausgibt, aber Liebe iſt es doch nicht. Haben wir jemals ein Opfer gebracht, von dem nicht unſere Sinnlichkeit oder unſere Eitelkeit ihren Vorteil gehabt hätte? haben wir je gezögert, anſtändige Menſchen zu betrügen oder zu belügen, wenn wir dadurch um eine Stunde des Glückes oder der Luſt reicher werden konnten? Haben wir je unſere Ruhe oder unſer Leben aufs Spiel geſetzt — nicht aus Laune oder Leichtſinn; nein, um das Wohlergehen eines Weſens zu fördern, das ſich uns gegeben hatte? haben wir je auf ein Glück verzichtet, wenn dieſer Verzicht nicht wenigſtens zu unſerer Bequemlichkeit beigetragen hätte? ... Und glauben Sie, daß wir von einem Menſchen — Mann oder Weib — irgend etwas zurückfordern dürften, das wir ihm geſchenkt hatten? Ich meine keine Perlſchnur und keine Rente und keine wohlfeile Weisheit, ſondern ein Stück von unſerem Weſen — eine Stunde unſeres Daſeins, das wir wirklich an

Arthur Schnitzler

sie verloren hätten, ohne uns gleich dafür bezahlt zu machen?"

Auch sonst wird das Leitmotiv des Stückes, daß nur Liebe dieses Leben lebenswert macht, daß nur sie uns vor der kalten Einsamkeit schützt, von Schnitzler noch mannigfach variiert. Aber auch die diese Erkenntnis positiv vertreten, wie die Schauspielerin Irene Herms, die sich aus dem unfruchtbaren Reiche der Kunst zur Natur und an den warmen Herd der Familie zurückgeflüchtet hat, und die das Wort spricht: „Eine Frau, die kein Kind hat, ist gar nie eine gewesen", auch diese Gestalten werden unter des Dichters allzu weichen Händen keine rechten vollsaftigen Menschen von Fleisch und Blut. Am lebendigsten und sympathischsten erscheinen am Ende doch die beiden Wegraths, Vater und Sohn aus Wahlverwandschaft des Herzens und des Charakters. Der junge Ulanenoffizier, so fein organisiert er ist, erweist sich bereits als wirklich einer von jener kommenden Generation, die Schnitzler mit dem Blicke des Moses vom Berge Horeb in dämmernder Ferne sieht: Männer mit „weniger Geist und mehr Haltung". Ihn zieht es zu dem, der die Pflicht und das Recht höher stellt als den rücksichtslosen Genuß und die gebotelose Selbstherrlichkeit des Künstlers, und unbeirrt durch schmeichlerische Lockungen von rechts und links geht er den geraden Pfad seines Gewissens. Wenig erfahren wir von dem alten Wegrath. Aber dieses Wenige läßt uns warm und innig empfinden für einen Mann, der, ein Künstler mehr von Handwerk als aus innerem Beruf, wie ein Mensch von reiner, unantastbarer Güte „mitten im Betruge" sitzt und doch keinen Deut seines Wertes verliert. Wie für die beiden unfruchtbaren Künstler und Genießer in seinem Rubek („Wenn wir Toten erwachen"), so hat Ibsen auch für diesen schlichten Pflicht- und Alltagsmenschen in gewissem Sinne die Vorbilder geliefert: aber Schnitzler, einmal geweckt, hat ihn mit eigenen Augen gesehen. Und nun ereignet sich das Wunder, das Dichterkunst wahr macht: der Verwaiste, dem Weib, Tochter und Sohn entgleiten, geht *nicht* einsam den Weg gen Abend, mit ihm, dem Alten, schreitet der Junge; jeder von ihnen hat einen Menschen und ein Ziel, wofür er leben und wirken kann. Von diesen beiden innerlich aufrechten Gestalten geht also schließlich doch noch jenes aufrichtende und pfadweisende Licht, wenn auch nur in mattem Strahl, aus, das Trauriges zum Tragischen, Erschütterung zur Erhebung macht. Nicht die Musik des Stückes selbst bringt dieses sieghafte Gefühl zustande — das ist und bleibt seine Schwäche —, aber die Melodie geht uns nach, und in stiller Stunde, eh' wir es ahnen, blüht sie singend in uns auf ...

Schnitzler läßt sein Stück im Wien der Gegenwart spielen, während wir uns doch nicht verhehlen können, daß ihm nach seiner ganzen verschleierten Art eine auch zeitliche Entfernung von unseren Tagen eher zum Vorteil als zum Nachteil gereicht hätte. Seine beiden Künstlermenschen, die so schönheitsgierig den Genüssen des kurzen Lebens nachjagen, gemahnen geradezu an gewisse Gestalten der Renaissance. Von *Ludwig Fuldas* Menschen, wie sein Schauspiel „*Novella d'Andrea*" (Buchausgabe bei J. G. Cotta, Stuttgart), zuerst im Wiener Burgtheater aufgeführt, sie uns zeigt, kann man das nicht behaupten, so fleißig sich der Dichter um das Zeitkolorit des italienischen Trecento bemüht hat. Ein innerer Grund, dies Gelehrten- und Frauenemanzipationsdrama ins Bologna des dreizehnten Jahrhunderts zu verlegen, will sich mir nicht ergeben. Daß Novella, des gelehrten Rechtsprofessors gelehrte Tochter, das Katheder der Universität besteigt und die Kollegien ihres Vaters trotz der unehrerbietigen Allotria verliebter Scholaren fortsetzt, wäre ja wohl kaum nötig gewesen; das heute auch unseren Damen so leicht zugängliche Doktordiplom hätte es am Ende auch getan. Denn der Gelehrsamkeit ergibt sich doch auch die Bologneserin eigentlich nicht um der Gelehrsamkeit, sondern vielmehr des Mannes, des Geliebten willen. Den ebenso diplomatisch geschickten wie humanistisch gelehrten Sangiorgio hofft sie durch ihre Bücherweisheit sicherer als durch Schönheit und Anmut gewinnen zu können. Aber sie hat die Rechnung ohne die Oberflächlichkeit eines Männerherzens gemacht, das sich, wie es bei Gelehrten auf der Bühne nur zu oft der Fall, über sein eigenes Wollen und Empfinden völlig

Digitized by Google

im unklaren iſt. Der Freund hilft ihr wohl kollegial in die rote Robe der Profeſſorin, aber als es gilt, ein Eheweib zu wählen, bleiben ſeine Augen an der reizenden Mädchenanmut ihren jüngeren Schweſter Bettina haften, deren hausmütterliches Seelchen vom Hauche des gelehrten Hauſes vollſtändig unberührt geblieben iſt. Indes das junge Paar gen Padua in ſein neues Heim zieht, bleibt die gelehrte Novella, um das Glück ihres Lebens betrogen, einſam bei ihren juriſtiſchen Büchern zurück. Schlöſſe das Drama hier, wie man ſich nach ſeiner Anlage und ſeinem Tone faſt vermuten möchte, ſo wäre es eine Komödie geworden, die einer ſatiriſchen Spitze gegen die Gelehrſamkeitsgelüſte der Frau nicht entbehrt hätte. Aber aus dem Schwanke von der geſoppten Profeſſorin ſollte ein ernſtes Schauſpiel werden, das von dem einzelnen Falle zu allgemein menſchlicher Bedeutung emporſteigt. So ward den drei erſten Akten ein vierter hinzugefügt, der mit den vorausgehenden nur loſe verknüpft erſcheint und eigentlich ein ganz neues Thema aufnimmt. Leider iſt Zeit und Raum zu knapp, um es wirklich zu geſtalten; ſonſt könnte dieſes zweite Drama die etwas tändelnde Grazie des erſten leicht auch dramatiſch in Schatten ſtellen, wie es ſie dem Gedanken- und Stimmungsgehalt nach tatſächlich in Schatten ſtellt. Der letzte Aufzug ſpielt zehn Jahre ſpäter: Sangiorgio kommt zum Beſuch bei der einſamen verbitterten Novella und geſteht ihr, wie an der Seite der kleingeiſtigen, ſpießbürgerlichen Bettina auch ſein einſt ſo flugſtolzer Sinn zu Neſte gekrochen ſei. Wie Novella bei ihren Büchern, ſo hat auch er bei ſeinem Hausmütterchen nur eitel Enttäuſchung und Bitternis erfahren. So klein und wenig renaiſſancehaft zwei Geiſter ſein mögen, die ſich durch eine Herzensirrung die Zügel ihrer Perſönlichkeit und Selbſtbeſtimmung aus den Händen winden laſſen, in dieſem letzten Akte ſpricht doch ein echter Dichter zu uns. Ich denke dabei viel weniger an die Sprache und die Verſe, die ſich hier über die bei Fulda ſelbſtverſtändliche Glätte und Sauberkeit zu oft ſchönen und edlen Bildern erheben, als an die warme Empfindung und das echte Gefühl, das, wie aus Herzenstiefen kommend, den ebenen Fluß der Gedanken durchpulſt. Es ſcheint, als habe eigenſtes ſchmerzlich-glückliches Erleben etwas von ſeinem Herzblut in dieſen Akt hineinſtrömen laſſen, und deshalb gehen von ihm wirklich leiſe Schauer aus, die an unſer Innerſtes rühren. Nur ſchade, daß ſie ſich aus dem Vorausgehenden nicht organiſch herleiten laſſen, und daß ſie die innere Struktur des Stückes eher zerbrechen als folgerichtig fortſetzen und abſchließen. Trotzdem, denk' ich, ſollten wir uns ſolcher Werke, die mit ſo viel liebevoller Sorgſamkeit, Behutſamkeit und tüchtigem Können gearbeitet ſind, im Intereſſe unſeres Theaters freuen. Sie kommen ihm verſtändnisvoll entgegen, ohne ſich ihm liebedieneriſch zu unterwerfen; ſie regen mit ihrer bunten Fülle die Zuhörer an, ohne rohen Inſtinkten der ſchauluſtigen Menge zu frönen; ſie wehren, was vielleicht ihr Hauptverdienſt iſt, dem weiteren Umſichgreifen der ſkrupelloſen Effektſtücke, die ohne ihr Dazwiſchenkommen ſich noch weit anmaßender in der Publikumsgunſt ſonnen würden, als ſie es ohnedies tun. Gewiß iſt einem Fulda die Bühne kein heiliger Boden, der zu „etwas Höherem" geweiht werden müßte, ſondern nur ein willkommener Tummelplatz

Jenny Groß in der Titelrolle des Luſtſpiels „Maria Thereſia" von Franz von Schönthan.

Digitized by Google

für das Spiel ſeiner Phantaſie und ſeines Witzes; aber wer ſo viel Geſchmack und Bildung, ſo viel Fleiß und Formgefühl dafür mitbringt, wie er in ſeinem jüngſten Schauſpiel, ſollte wenigſtens einer freundlichen Aufnahme immer gewiß ſein dürfen.

Auf dem Grenzrain, der ſich zwiſchen dem heiligen Hain der Dichter und der fetten Weide der Schriftſteller breitet, wachſen auch Otto Julius Bierbaums Lorbeerreiſer. Auch bei ihm, wie bei Fulda, halten wahres Gefühl und echte Empfindung gute Nachbarſchaft mit Spiel und Maskenſcherz, die ſich am bunten Abglanz des Lebens genügen laſſen, anſtatt in ſeine ſchmerzlichen Tiefen zu ſteigen. Man weiß, daß auch der Lyriker Bierbaum ſchon gern in fremde Koſtüme ſchlüpfte und daß er einer der erſten war, die um den Roſenbuſch des Überbretls tanzten. So wird man, nun da er uns, ein Vierzigjähriger bald, ſein erſtes abendfüllendes Drama ſchenkt, gegen allzu hohe Erwartungen, etwa auf erſchütternde Dichterkonfeſſionen oder tiefſinnige geiſtige Offenbarungen, von vornherein gefeit geweſen ſein. Daß Bierbaum noch kein Eigener und in ſich Reifer, hat denn auch ſein

(Mit Genehmig. von E. Bieber, Hofphotogr., Berlin u. Hamburg.)

vieraktiges Schauſpiel „Stella und Antonie“ bewieſen, das, zuerſt in des Dichters ſchleſiſcher Heimat am rührigen Breslauer Lobe-Theater hervorgetreten, ſpäter mit verändertem Schluß auch in Berlin am „Berliner Theater“ aufgeführt worden iſt. Noch vermag er weder den inneren Stil und die Kompoſition ſeines Werkes feſtzuhalten, noch ſeine Figuren in lebenswahrer Körperlichkeit und mit folgerichtiger Pſychologie ausgerüſtet vor uns hinzuſtellen. Bitterer Ernſt und tändelnder Scherz ſtehen hart und unvermittelt nebeneinander, ohne ſich gegenſeitig zu durchdringen; ergreifende Naturtöne echter Leidenſchaft werden jäh und ſchrill durch Bänkelſänger- und Leierkaſtenklänge zerriſſen. Das Thema iſt das alte, ſchon bei den Stürmern und Drängern des achtzehnten Jahrhunderts ſo beliebte: der Mann zwiſchen zwei Frauen. Nicht von ungefähr wohl führt eine der beiden Bierbaumſchen Heldinnen, zwiſchen die der junge Schmierendirektor und geniale Feuerkopf Johann Chriſtian, in manchen Zügen ein getreues Abbild des ungezügelten ſchleſiſchen Poeten Joh. Chriſt. Günther, ſich geſtellt findet, den Namen der Goethiſchen Stella. Vieles von der Rokokoſphäre des achtzehnten Jahrhunderts, in die ſo ſtürmiſch das Rouſſeauſche Naturevangelium bläſt, begegnet auch ſonſt in dem Stücke, nur daß doch auch dabei dem Eklektiker moderne Noten, die der unverſtandenen Frau und die der Perverſität, das Konzept verwirren. Dem Direktor der wandernden Schauſpieltruppe iſt ſeine Stella, ſein leidenſchaftlich geliebtes Weib, mit einem anderen davongegangen; ſo findet ihn die vornehme Grafentochter, deren heißes, verlangendes Blut ſich mitten unter den Larven ſteifer Konvenienz nach echtem Gefühl und ſchäumender Jugendlichkeit ſehnt. Es lockt ſie, den wilden Falken für ſich zu zähmen und das ungebändigte Naturkind ihren verwöhnten Launen dienſtbar zu machen. Ja, ſie weidet ſich geradezu an den Qualen, die der in eine Bedientenlivree geſteckte Dichter und Schauſpieler im Kreiſe der hohlen Geſellſchaft ausſtehen muß, während ſeine und ihre Wangen noch glühen von den heimlichen Küſſen, die ſie beim Schlag der Nachtigall im heimlichen Gartenverſteck getauſcht haben. Als Johann Chriſtians Demütigung und Verzweiflung aufs höchſte geſtiegen, kommt eines Abends eine verirrte, vom Elend der Landſtraße zerzauſte Harfenſpielerin ins Schloß, die ſeine Lieder ſingt. Er erkennt ſeine Stella und fliegt ihr nach kurzem Kampfe befreit und erlöſt in die Arme, aus dem goldenen Bauer der feinen Kultur, die Antonie ihn lehren wollte, zurück an den Buſen der Natur. Wie nun aber weiter? Wird der erneute Bund der beiden Naturkinder ſich ſtärker erweiſen als der erſte? Oder wird die Erinnerung an die feineren und zarteren Empfindungen, die die vornehme Geliebte ihn gelehrt hat, dem Befreiten nachgehen und ihm zum zweitenmal das Glück zerſtören? Bierbaum ſelbſt hat geſchwankt, wie er den Konflikt zwiſchen ungezügelter Natur und höherer Sitte zu Ende führen ſolle — daher die zwei verſchiedenen Schlüſſe, die der inneren Wahrheit ſeines Stückes und ſeiner Menſchen ein ſo bedenkliches Zeugnis ausſtellen. In der erſten Faſſung, die zweifellos temperamentvoller und zeitgerechter war, erſticht die von ihrer Flatterſucht keineswegs geheilte Stella ihre Nebenbuhle-

Digitized by Google

Dekoration zu Leſſings „Minna von Barnhelm“. Nach der Aufführung im „Neuen Theater“ zu Berlin.

rin Antonie, als dieſe noch einmal ihren Weg kreuzt, und Johann Chriſtian, deſſen ungeſtorbene Liebe zu der vornehmen Komteſſe ſo offenbar wird, räumt mit demſelben noch vom Herzblut der Geliebten geröteten Dolche dann ſich ſelbſt aus dem Leben, während Stella, von ihrem Stichwort gerufen, auf die Bretter hüpft. In der zweiten Faſſung erſticht Johann Chriſtian ſich, als er bei einer unerwarteten Begegnung mit Antonie, der inzwiſchen Vermählten, erfahren muß, daß dieſe höhniſch über ihn hinwegſieht, und nachdem dem Cyniker auch Stellas girrende Verliebtheit mittlerweile zuwider geworden iſt. Man muß ſich ſchon ein ſtarkes, liebevolles Gedächtnis für die lyriſchen Schönheiten des erſten und zweiten Aktes bewahrt haben, um über die unkünſtleriſche Willkür des letzten Aufzuges unverſtimmt hinwegzuſehen. Aber auch dann ſcheidet man noch mit dem Eindruck: der klangfrohe Lyriker und phantaſievolle Fabulierer Bierbaum hat wohl den Drang, noch nicht aber den Beruf zum Drama, das vor allem anderen einen inneren Konflikt (hier alſo den zwiſchen Kunſt und Natur, Freiheit und Sitte) zu knüpfen und zu löſen verſtehen muß.

Eine ſeltſame Blüte hat der lange ſchon unfruchtbar daſtehende Strauch des hiſtoriſchen Luſtſpiels getrieben. Franz von Schönthan hat ſich die große „Maria Thereſia“ zur Heldin einiger recht kleinlicher, an Geiſt wie Witz beſcheidener Liebes- und Eiferſuchtsſzenen erkoren, die ebenſogut im Hauſe Müller oder Schulze wie im Hauſe Habsburg hätten ſpielen können. Hiſtoriſch iſt an den vier Akten nichts weiter als eine hübſche Sammlung artiger Anekdoten aus Arneth oder Broglie und — was den Erfolg des Stückes ausgemacht hat — das Sortiment glänzender Toiletten, das die Darſtellerin der Titelrolle zur Schau trägt. An der ſchönen blauen Donau, wo die leutſelige Kaiſerin unvergeſſen iſt, tat das zum Jubel der Wiener die immer noch anmutige Frau Kathi Schratt; in der deutſchen Reichshauptſtadt hatte, um am „Berliner Theater“ dieſes Vorzugs gewürdigt zu werden, die immer noch charmante Jenny Groß eigens ihren Vertrag mit dem „Reſidenztheater“ gelöſt. Die große Hofſtaatstoilette im erſten Akte — Rock und Mieder von ſchwerſtem weißem Atlas mit großen Roſen in echter Silber-Reliefſtickerei, halblangen Alençonſpitzenärmeln und einer ungeheuren hermelinbeſetzten Kurſchleppe — bildete dabei die pièce de résistance. Man ſieht: Kleider machen manchmal nicht nur Leute, ſondern auch Theaterſtücke und Theatererfolge.

Fürſtliche Kronenträger werden auch ſonſt von den modernen Dramatikern gern auf die weltbedeutenden Bretter gezogen; aber ſelten wird ihre Majeſtät dabei ſo liebenswürdig behandelt wie in Schönthans Maria-Thereſia-Schwank. Der kritiſche Zug unſerer Zeit, der alle Schleier lüftet und alle Kronen auf ihren inneren Goldgehalt prüft, macht auch vor Königen und Kaiſern nicht mehr Halt. Eine der keckſten dieſer Simpliciſſimus-Dramen iſt „Die Doppelgängerkomödie“ des Finnen Adolf Paul (Buchausgabe bei Alfr. Janſſen, Hamburg), die das „Kleine Theater“ in Berlin, die Geburtsſtätte der Sereniſſimusſcherze, erſt nach hartem Kampf aus den Händen der Zenſur befreien konnte. Das Thema vom Doppelgängertum wandert ſeit Jahrhunderten ſchon durch die Weltliteratur: von Plautus' Zwillingen über Shakeſpeare bis auf Molière-Kleiſts „Amphitryon“. Aber beſſer als mit dieſen oder ähnlichen Stücken vergleicht ſich Pauls Komödie mit Wedekinds letzthin hier beſprochener Komödie „So iſt das Leben“: ein Königsſpiel ſteht dort wie hier im Mittelpunkt der Handlung, in der Maske eines anderen erſt beſinnt ſich der Held dort wie hier auf ſein wahres Selbſt. Ein Geiger, der dem König ſo aufs

Digitized by Google

Haar ähnlich sieht, daß er ständig mit ihm verwechselt wird — Emanuel Reicher spielte die Doppelrolle mit großer Virtuosität — macht eines Tages den Gedanken, mit dem er längst geliebäugelt hat, wahr: er läßt in einem Tumult den echten König verhaften und spielt statt seiner den Tyrannen und Landesvater. Das wird ihm um so leichter, als beide, der echte wie der unechte König, im Grunde gleich hohl und schattenhaft sind; mit ein paar erhabenen Phrasen und großtuerischen Gebärden, meint der Satiriker Paul, läßt sich das ganze Handwerk verrichten. Aber dem vereinten Ansturm seines verlassenen Weibes, der Mutter seines Kindes, und seiner Geige, die man ihm heimlich hingelegt hat, gelingt es bald, den falschen König zu entlarven, ihn seiner Kunst, den echten König seinem Throne zurückzugeben. Die Welt geht ihren Lauf weiter, wie sie es getan haben würde, wenn der Geiger ferner das Königskleid getragen, der gekrönte König weiter im Kerker geschmachtet oder niemals in seiner Regiererei gestört worden wäre. Hier findet Paul die Furchen, in welche er die Drachensaat seiner Simplicissimuswitze ausstreuen kann. Doch trifft seine Satire eigentlich nirgends ins Herz der Dinge. In der verwegenen Mischung von Phantastik und Realistik ist Wedekind seinem finnischen Kollegen weit überlegen, beide aber sind gleich weit davon entfernt, einen festen Pol in dem wirren Durcheinander von Scherz und Ernst, Satire und tieferer Bedeutung zu finden, von dem aus allein die zersetzten und zerstreuten Glieder des Komischen und Tragischen zur künstlerischen Einheit der Tragikomödie oder meinetwegen der Komitragödie sich organisieren könnten. Vielleicht aber ging Pauls Ehrgeiz gar nicht so hoch, und er läßt sich dran genügen, eine prickelnde Abendunterhaltung geschaffen zu haben mit allerlei glitzernden Lichtern, wie sie sonst nicht überall angezündet werden; dann soll ihm gern das Zeugnis eines artigen Plauderers und Stundenkürzers ausgestellt werden.

Agnes Sorma als Minna von Barnhelm (4. Aufzug). Nach der Aufführung im „Neuen Theater" zu Berlin.

Ihm und seinem Kollegen, dem Iren Bernard Shaw, welcher sich in seiner vom Berliner „Neuen Theater" aufgeführten Komödie „Der Schlachtenlenker" den großen Napoleon auserkoren hat, um seine „Geschichtsironie" daran zu wetzen (deutsch von Siegfried Trebitsch; Berlin, S. Fischer). Auch Shaw also gehört zu denen, die an alten heiligen Gewändern zupfen, um zu sehen, was denn eigentlich, rein menschlich betrachtet, dahinter steckt. Der siebenundzwanzigjährige Sieger von Lodi, der „erbarmungslose Kanonier des politischen Wirrwarrs", steht denn vor seiner respektlosen Skepsis auch bald gar armselig und bloß da, schwankend zwischen kindischer Schwäche und schauspielerischer Pose. Am Ende der quecksilbernen, sich selbst immer wieder durchkreuzenden, mit geistreichen Sarkasmen gespickten Handlung sehen wir den „Schlachtenlenker", wie er sich, von einer pikanten Abenteurerin, die Agnes Sorma mit verführerischer Grazie spielte, durchschaut und überlistet, mit ihr über das Licht beugt, daran ein aufgefangener, seine Frau bloßstellender Liebesbrief verkohlt, den zu lesen er zu feig war, bei dessen noch warmer Asche mit verlangenden Augen bei der schönen Gefährtin um Erhörung und Entschädigung zu betteln er sich aber weder zu sehr Gott noch zu wenig Mensch fühlt.

Sind schon hier, bei Paul und Shaw, die Weltgeschichte mitsamt den Großen dieser Erde fast zu Karnevalsfiguren geworden, so führt uns Ludwig Fulda in seinem Faschingsscherz „Lästige Schönheit" vollends und wirklich ins lustige Reich der Maske und des Domino. Eine schöne Frau Kastiliens hat nur den einen Kummer, daß alle Welt von ihren schönen Augen, ihrem schönen Haar, ihren schönen Augen spricht, niemand aber je danach fragt, ob dazu auch ein kluger Kopf und eine schöne Seele gehöre. Erst auf einem Maskenfest, da ihre äußeren Reize vom Kostüm verhüllt sind, erlebt sie es zu ihrem Erstaunen, daß ein fremder Ritter sich zuerst in ihren Geist und in ihr Herz verliebt. Nun will sie gleich auch die Probe aufs Exempel machen. Seine verschwiegene Hoffnung, daß mit der schönen Seele sich auch ein schöner Körper paare, zerstört sie ihm deshalb gründlich, indem sie versichert, daß sie häßlich sei, häßlich wie ein Uhu. Aber siehe da! der standhafte Ritter läßt sich nicht verwirren. Die Seele allein ist's, die ihn an Donna Clara bezaubert. Da erbarmt sie sich endlich — die Schönheit ist ihr nun ja nicht mehr lästig —, nimmt die Maske vom Gesicht

Digitized by Google

und ſchenkt ihm mit der ſchönen Seele auch den ſchönen Leib. Er iſt erſtaunt, einen Augenblick faſt enttäuſcht — dann läßt er ſich die Zugabe gefallen: auch ihm iſt die Schönheit der Geliebten nun nicht mehr „läſtig“. Fulda hat eine eigene Gabe zu derlei Spaß und Spiel, Scherz und Schäkerei; ſeine formgewandte Verſprache und ſinnige Betrachtungsweiſe umgibt da auch ein noch ſo mageres Ideechen mit einem Augenblicksduft, der eine echte Blume aus dem Garten der Natur vortäuſcht, wo doch in Wirklichkeit nur ein zierliches Papierröſelein kniſtert. — Eng an Fuldas Seite ſchwebt Oskar Blumenthal im Reigen. Gleich der „Läſtigen Schönheit“ ward auch ſein Verslуſtſpiel „Wann wir altern“ der Erſtaufführung im Königlichen Schauſpielhauſe zu Berlin gewürdigt. Was er bringt, iſt aber auch harmlos und friedlich genug: eine anmutige, gar nicht ungeſchickt inſzenierte Rokokoplauderei über die Kennzeichen, die uns den Abſchied der Jugend, die Ankunft des Alters am untrüglichſten verkünden. Als der Marquis von Fargueuil, der ſich lange einer zärtlichen Neigung von ſeiten der Gräfin Blandine ſchmeicheln durfte, von ihr und ihrem Bräutigam, dem weder heldenhaften, noch geiſtreichen, nur eben jungen Gaſton von Rieux, in aller Ruhe als immer willkommener Hausfreund in ihr künftiges Heim geladen wird, da weiß er endlich über allen Zweifel ſicher und gewiß, daß ihm damit der Totenſchein ſeiner Jugend und Gefährlichkeit ausgeſtellt iſt:

Agnes Sorma als Minna von Barnhelm (5. Aufzug).
Nach der Aufführung im „Neuen Theater“ zu Berlin.

Der Ehrenſnhl des Hausfreunds als Belohnung —
Nun iſt der letzte Selbſtbetrug dahin!
Nun weiß ich, wer ich war und wer ich bin,
Nun weiß ich, wer ich bin und wer ich war!
Und dieſe Stunde macht's mir bitter klar:
Nicht der iſt alt, der mitleidslos verbannt wird —
Man altert erſt, wenn man zum Freund ernannt wird!

Die Verſe gehören nicht zu den beſten in der deutſchen Literatur, aber auch auf Blumenthals eigenen Waſſern — zu ſeiner Ehre ſei's geſagt — ſchwimmen hübſchere, etwa die, die uns verraten, wie das Alter ſich ankündigt:

Es kommt nicht unter Sturm und Blitzen,
Gleich einem Herbſtgewitter in der Nacht, —
Es ſchleicht verſtohlen auf den Zehenſpitzen
An unſer Lager geiſtergleich und ſacht.
Man merkt es kaum, wie ſich die Tage wenden,
Und daß der Weg allmählich neigt bergab, —
Es nimmt behutſam uns mit Diebeshänden,
Was uns die Jugend und der Frühling gab.

Indes der Marquis noch philoſophiert, ſind Blandine und Gaſton ans Spinett geſchlichen, um den Schmerz des Alters und den Scherz der Jugend unter Boccherinis ſchelmiſcher Menuettphantaſie leiſe zuzudecken ... Nicht nur mit Gedanken, auch mit Tönen überwindet man die plumpe Rüſtung des Theaters.

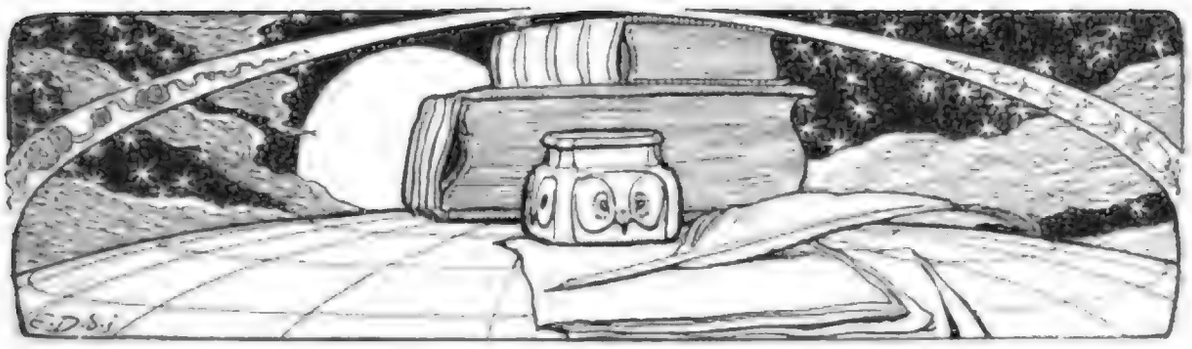
Weniger gut als Blumenthal und Fulda fuhr der ſonſt von der Gunſt des Theaterpublikums ſo verwöhnte Hausdichter des Königlichen Schauſpielhauſes, Felix Philippi, mit ſeinem bürgerlichen Schauſpiel „Der grüne Zweig“ (Buchausgabe bei S. Schottlaender, Breslau), das in drei Akten ſehr beweglich von den ſeeliſchen und pekuniären Kalamitäten eines biederen Buchhalters erzählt, ihn eine gleißende Verſuchung ſiegreich überſtehen läßt, um dann, juſt am ſilbernen Hochzeitstage des treu und rein Erfundenen, einen Depeſchenboten mit einer Freudenbotſchaft aus Paris auftreten zu laſſen, die alle Tränen und Sorgen ſtillt. Daß dieſer Schluß mehr als eine Scylla und Charybdis hat, durch die das ſchwanke Boot der Handlung nur ſchwer hindurchzuſteuern iſt, und daß mit der Symbolik des „grünen Zweiges“, auf den am Ende die Leute doch noch kommen, und mit dem ſich ſchließlich alt und jung zu ſchmücken beginnt, gar zu vertrauensſelig und verſchwenderiſch umgegangen war, ſah Philippi am Morgen nach der Erſtaufführung ſchon ſelber ein. Aber durch eine neue Kappe war der in Scherben gegangene Krug nicht mehr zu retten. Man würde Philippis gutgemeinte Theatereien und Moralitäten vielleicht freundlicher ertragen und behandeln, wenn ſie als Intermezzi, nicht aber als typiſche Darbietungen aus der modernen Literatur in einem Hauſe aufträten, das allein aus ſeinem Namen ſchon die Pflicht zu ernſterer und ſorgſamerer Kunſtpflege herleiten ſollte, als es ſie leider übt.

Iſt es ſchon mit unſerem bürgerlichen Schauſpiel armſelig genug beſtellt, ſo wird einem vollends weh und traurig ums Herz, wenn man ſich dem dürren Brachfeld nähert, auf dem unſer modernes ſogenanntes „Luſtſpiel“ wachſen ſoll.

Digitized by Google

Noch immer stehen Lessings „Minna" und neben der stolzen Preußin-Sächsin allenfalls ihre bescheidenen Geschwister aus der Mark und aus Schlesien: Kleists „Zerbrochener Krug" und Freytags „Journalisten" als einsame Größen da, denen der spätere Nachwuchs kaum die Schuhriemen lösen darf. Diese Dürftigkeit der modernen deutschen Lustspielproduktion wurde uns so recht zu Gemüte geführt, als vor kurzem das „Neue Theater" in Berlin einmal wieder diese „erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion von spezifisch temporärem Gehalt" in neuer Einstudierung und Inszenierung auf die Bühne brachte. Freilich, es standen von vornherein die günstigsten Sterne über diesem Unternehmen. Eine deutsche Bühne befaßte sich damit, deren Direktor, Max Reinhardt, sich bei allem fröhlichen Wagemut der Jugend für das Neue, Frische, Gegenwärtige doch auch die werktätige Ehrfurcht vor unserer deutschen Vergangenheitsliteratur bewahrt hat, und der weiß, wieviel Fleiß, Ernst und Vornehmheit man einem Lessing schuldig ist; eine deutsche Schauspielerin, die nach virtuosenhaft vertanen Irrjahren um so selbstsicherer und freudiger die deutsche Seele ihrer Kunst wiedergefunden hat, bot sich für die Titelrolle dar; der gründlichste und zuverlässigste Kenner friderizianischen Kostüms, den wir haben, kein geringerer als Adolf Menzel, ward als künstlerischer Ehrenbeirat für Regie und Ausstattung gewonnen. So gab es zu Anfang des Jahres 1904, hundertsechsunddreißig Jahre nach der Berliner Erstaufführung, an deren Schluß sich das Publikum erhob und, was noch nie geschehen war, einstimmig die Wiederholung für den nächsten Abend verlangte, in der deutschen Reichshauptstadt eine Darstellung der „Minna von Barnhelm", wie sie frischer, lebendiger, wärmer und unmittelbarer in Darbietung und Wirkung auch die Zeitgenossen des Dichters nicht gesehen haben können. Man hatte von Anfang bis zu Ende den Eindruck, als handele es sich um ein eben fertig gewordenes, frisch vom Manuskript gespieltes Stück. Soviel echtes Feuer und helläugige Jugendlichkeit war in dieser Neuaufführung! Die Schlacken einer üblen Kulissentradition waren weggeschmolzen; die Schauspieler waren durchweg an ihre Aufgaben herangetreten, als hätten sie ihre Gestalten dem Dichter zum erstenmal nachzuschaffen, als gelte es ein Metall zu prägen, das noch von keinem sonst seinen Stempel empfangen hatte. Das machte den Abend so blank und so hell; man sah keinen Kulissenstaub und keinen Requisitenmoder. Etwas von der stählernen Frische jener heiteren Frühlingsmorgenstunden kam über einen, die dem Sekretär des Generals Tauentzien auf seine Blätter taute, als er 1764 auf dem Bürgerwerder zu Breslau die erste rasche Skizze zu seiner „Minna" niederschrieb. Unter den Augen der „Kleinen Exzellenz" war Lessings „Minna" in der Darstellung unserer Agnes Sorma noch einmal zum ursprünglichsten, sprudelndsten Leben erwacht. Die Sorma gab die Minna leichter, quicker, ausgelassener und resoluter, als man sie für gewöhnlich sieht. Sie betonte mehr das „fröhliche Geschöpf", das entschlossene deutsche Mädchen, das dem König einen Offizier wegkapert, um ihn sich zum Manne zu gewinnen, mehr die schelmische Schalkhaftigkeit als die anmutige Klugheit und die kaltblütige Vernunft des sächsischen Edelfräuleins. Nur selten einmal störte dabei ein zu lauter Ausruf, ein zu schriller Affekt das jugendliche Ebenmaß ihrer Schöpfung.

Wie verblaßt neben dieser „wahrsten Ausgeburt des Siebenjährigen Krieges von vollkommenem norddeutschem Nationalgehalt" alles, was wir sonst in den letzten Monaten an deutschen oder fremdländischen Gaben der heiteren Muse Thalia empfingen! Gustav Kadelburgs Situationsschwank „Familie Schierke", zuerst im Berliner „Lessingtheater" aufgeführt, lebt eigentlich allein von Gnaden Georg Engels', der die schon einmal von Kadelburg verwandte Gestalt eines ewig quengelnden und krakehlenden Berliner Gegenvormundes, eines schäbigen Ehrenmannes, mit der ganzen Fülle seines drastisch-kaustischen Humors ausstattet, und gar „Der keusche Kasimir", das letzte Zugstück des „Residenztheaters", das neueste Erzeugnis einer bekannten Pariser Schwankfirma — man hat sich im Hinblick auf das Hauptrequisit des Stückes, einen drehbaren Schrank, den billigen Wortwitz nicht entgehen lassen, das w mit einem r zu vertauschen! —, sollte eher nach dem Maschinenmeister benannt werden, der im Handumdrehen Wandschränke in Liebesbrücken und Spieltische in Hospitalbetten verwandelt, als nach den Herren Desvallières und Mars. Deutsche Komiker, wie Richard Alexander und Hans Pagay, erscheinen fast zu schade für dieses französische Tugendkabinet. Dem „Keuschen Kasimir" lächelt aus dem Berliner „Trianontheater" eine Pariser Inconnue zu, die der deutsche Bearbeiter in „Madame X." umgetauft hat. Das ist eine Dame, die von einem unvermuteten Kuß des Negerkönigs Koko so erschüttert worden, daß sie das Gedächtnis für Eigennamen verloren hat und nun wohl oder übel von ihrem ritterlichen Wohltäter so lange beherbergt werden muß, bis sie zufällig ihrem Pariser „Freund" begegnet. Inzwischen aber hat sie reichlich und überreichlich Muße gehabt, in dem Strohwitwerheim ihres „Herbergsvaters" jenen Hexensabbat von Irrungen und Wirrungen anzurichten, den die französischen Schwankfabrikanten brauchen, um auf den Blocksberg des Blödsinns zu reiten. Ihre Namen? Die tun wirklich zur Sache so wenig wie die der Herren und Damen, die allabendlich auf unseren Spezialitätenbühnen ihre Sprünge und Possen üben. Mit dramatischer Kunst hat dergleichen nichts mehr zu schaffen. Der „Drang zu Drama und Theater" hat sich hier in einen Drang zum Variété und zum Artistentum verwandelt.



Literarische Rundschau

Von Mädchen-, Frauen- und Kinderseelen

Seit Gabriele Reuter den Erziehungsroman „Aus guter Familie“ geschrieben und damit einen so außerordentlich starken Erfolg errungen hat, scheint man von ihr immer nur ähnliche kühn agitatorische Werke zu erwarten und enttäuscht zu sein, sobald sich die Hoffnungen nicht erfüllen. Man vergißt dabei ganz, daß die Dichterin schon vor jenem so viel Aufsehen erregenden Buche eine Reihe schöner, tiefer und zarter Novellen geschaffen hatte, denen keine pädagogische oder soziale Tendenz innewohnte oder untergelegt werden konnte, und daß sie auch nach der Geschichte der armen Agathe „Frauenseelen“-Schicksale mit einer dichterischen Kunst geschildert hat, die den literarischen Vorzügen jenes vielgenannten Romans nichts nachgeben. Rein künstlerisch betrachtet, behauptet sich neben der „Guten Familie“ sowohl „Ellen von der Weiden“ wie „Frau Bürgelin und ihre Söhne“ mit allen Ehren. Und zu diesen beiden vollgültigen Zeugnissen für die reife Künstlerschaft Gabriele Reuters hat sich nun neuerdings ein drittes gesellt: ihr Roman **Liselotte von Reckling** (Berlin, S. Fischer; geh. 4 Mk.) beweist mit der stolzen, ruhigen Überlegenheit einer in sich reifen Persönlichkeit, die von Anfang bis zu Ende aus ihm spricht, daß seine Verfasserin keiner „Emanzipationsbewegung“ oder sonst irgendeiner außerkünstlerischen Sache mehr dient oder angehört, daß sie Krone und Insignien ihrer dichterischen Würde allein von ihrer Kunst empfängt. Von ihrer Kunst und von ihrer Weiblichkeit, was freilich bei einer Schriftstellerin, die es verschmähen darf, den Kopf in fremde Kappen zu stecken, ohne weiteres ein und dasselbe sein sollte. Gabriele Reuter hat aus der Weiblichkeit ihrer Begabung nie ein Hehl, vielmehr vom ersten Augenblick an eine Tugend und ein Prinzip gemacht. Wieder ist es eine höchst einfache, vielleicht, wenn man will, sogar alltägliche Lebensgeschichte, die da erzählt wird: sie setzt ein auf dem stillen Gut im Schoße einer tüchtigen, frommgläubigen Familie, die in den festen Pfaden der Pflicht wandelt und allem Exzentrischen feind ist, sie führt von dort in das geistige Gewoge Berlins, mitten hinein in eine vulkanisch glühende religiöse Sekte, die sich um die interessante, aber wirre Persönlichkeit ihrers Gründers Lorenz Altenhagen schart, und geht dann, wie verklärtes und verklärendes Abendrot, zur Rüste in derselben Weltabgeschiedenheit, von der sie ihren Ausgang nahm. Um das Heimfinden einer irregegangenen Frauenseele also handelt es sich auch hier. Liselotte von Reckling ist zu zart, scheu und selbstlos, viel zu weltfremd mit einem Wort, um sich ein lebendiges Glück zu erobern und zu bewahren; deshalb fühlt sie sich von allen anderen, seien es welche es wollen, zurückgestoßen, daheim und zu Hause nur bei sich selbst in ihrer „schönen, hellen Einsamkeit“. Das Gebende, immer nur Gebende einer Frauenseele, das uns Ompteda in seiner Cäcilie von Sarryn verkörpert und verherrlicht hat, ist auch Liselottes Schicksalsgepräge, nur daß, was dort von mildem, lächelndem Humor umspielt war, hier notwendig tragisch sich wenden muß, da Liselottes Jugend fordern darf, was ihr ihr Wesen doch verweigert. Aus diesem Wesen heraus aber erwächst ihr im entscheidenden Augenblick doch der Schutz vor dem Sichselbstverlieren, dem sie gefahrvoll nahe war: vor dem dumpfen Verharren bei dem hilflosen, gelähmten Manne, dessen Sinne nach ihr verlangen, an dessen Seite sie aber weder Frau noch Mutter hätte sein dürfen, bleibt sie behütet. Aber nichts, mag man sagen, wird ihr dafür geboten. Das Licht erlischt nicht gerade, es schwelt weiter, aber es hört auf zu leuchten. Das ist Müdigkeit, Resignation, doch kein Anbruch eines neuen Lebens, höre ich einwenden. Aber da taucht ein Wort des alten Fontane auf, an dessen gelassene Selbstverständlichkeit der Roman der Reuter auch sonst wohl erinnert. Das Wort, auf Ibsens Wahrheitsfanatiker Gregers Werle angewendet, lautet: „Auch in der Unterwerfung liegt eine Erhebung, auch die Resignation ist ein Sieg.“ Mit diesem Gefühl nehmen wir von Liselottes Leben Abschied;

wenn es nicht in Liselottes Gestalt erwacht zu neuem Sichregen und -bewegen, so wird es in anderer wiederkehren — sterblich ist dieser heilige Drang, sich selbst zu suchen, nicht.

Die moderne „Heimatkunst", die uns neben manchem Tüchtigen doch auch recht viel Enges und Kleinliches beschert hat, fängt mittlerweile an, ihre Kinderkrankheiten zu überwinden und aus ihrem eigensten Wesen heraus Keime zu entwickeln, die auf ein höheres Wachstum deuten. Zu diesen höchst erfreulichen Anzeichen einer Aufwärtsbewegung gehört der Kleinstadtroman **Familie P. C. Behm** (Dresden, Karl Reißner) eines jungen Schriftstellers, der aus der Heimat Storms und Frenssens kommt und von diesen beiden wie von Raabe auch wohl für Einzelheiten manches gelernt haben mag. Dem Kern seiner Begabung nach und im Gebrauch seiner Mittel aber ist er ein Eigener, wie denn überhaupt der entscheidende Eindruck des Buches der einer absoluten Ehrlichkeit, Geradheit und unverkünstelten Natürlichkeit ist. Gewisse Neigungen zur kleinseligen Idyllik, eine allzu breite Behaglichkeit in der Schilderung von Episoden und in der Ausmalung von stimmunggebenden Momenten wird der Verfasser in späteren Büchern hoffentlich als unnützen Ballast über Bord werfen, um dafür seine Andacht und Sorgfalt mehr dem inneren Gehäuse zuzuwenden. Auch dann freilich wird sich — wir wollen uns gegenüber hitzigen Prophezeiungen mit Kühle wappnen — Ottomar Enking (so heißt der Verfasser) schwerlich jemals zu den paar Großen gesellen, die wir auf dem Gebiete des realistischen Romans haben; aber unsere Erzählungskunst wird einen Tüchtigen mehr haben, der mitberufen ist, den bloßen Unterhaltungsroman literarisch-künstlerisch aus sich heraus zu veredeln. Das Problem der „Familie", das bei der Reuter eine so große Bedeutung hat, beherrscht auch Enkings Roman. Wie Agathe Heidling und Liselotte Reckling ihr Schicksal am Ende durch ihre Familie zugesponnen erhalten, so erfüllt auch Anna Behm nur das Geschick, das „Familie" P. C. Behm, diese herzensguten, aber in ihrer engherzigen Beschränktheit fast barbarisch-grausamen Kleinstadtmenschen, ihr an der Wiege singen. Die ungestüme Kraft der ersten Liebe hebt sie einen Augenblick über Dumpfheit und Enge empor; dann verfällt sie dem Bann um so rettungsloser. Das Tragische daran ist nur, daß sie im Gegensatz zu den anderen, die zufrieden, fast glücklich darin sind, einmal über den Zaun in das andere, soviel reichere und schönere Land sah, und daß ihr seitdem die heimliche, brennende Sehnsucht danach nicht aus dem Blute kommt. Die treibt sie dem frommen Schleicher August Philipp Schelius, der sich Gottlieb nennt und eine Stütze des christlichen Jünglingsvereins ist, in die Arme; die verschuldet es, daß sie sich schließlich an Harald Juhl, den Mann großer, himmelstürmender Worte, verliert, der doch nur noch, trotz seiner unreifen Jugend, ein ausgebrannter Aschenhaufen verzehrender Leidenschaften ist. Als auch er sie verlassen, stampft sie, seit einem verzweifelten Selbstmordversuch ein ungestalter Krüppel, mutterseelenallein durch das verfallende Häuschen der Familie P. C. Behm ... Auch hier verliert das Licht seinen Schein, ohne gleich zu verlöschen; denn es ist doch sehr fraglich, ob auch Enking hinter dieser gottverfluchenden Einsamkeit das stille, behagliche Altjungfernglück aufdämmern sieht, das andere sich dahinter vermuten. Mir scheint, seine Art und Entwickelung ist herber und strenger, und gerade in dieser norddeutschen Herbheit, die so schön mit seiner Ehrlichkeit zusammenklingen würde, erblicke ich eine Bürgschaft für sein Weiterkommen.

Von Mädchen- und Frauenseelen erzählen uns Gabriele Reuter und Ottomar Enking; von einer Kinderseele und ihren Wundern, von ihrem geheimen und geheimsten Leben erzählt Marie von Ebner-Eschenbach in ihrem neuen Buche **Die arme Kleine** (Berlin, Gebr. Paetel; mit 3 Farbendruckbildern und 22 Textillustrationen von F. Haß). In dem Gesamtschaffen der Dichterin wird diese Erzählung keine allzu hohe Stelle einnehmen, dafür ist sie zu harmlos und zu wenig persönlich. „Die arme Kleine" zählt zu den Intermezzi, die sich eine so reiche Könnerin und Schöpferin wie die Ebner „zwischen den Schlachten" gestatten darf, ohne deshalb einen Stein aus ihrer Krone zu verlieren. Ihre Liebe zu Gottes Geschöpfen, voran zu den kleinen unmündigen Menschengeschöpfen, wird man vielleicht gerade aus diesem anspruchslosen Büchlein am wärmsten auf sich zukommen fühlen. Die Ausstattung scheint es zudem hauptsächlich als ein Geschenk für die heranwachsende Jugend bestimmen zu wollen. Der wird es eine liebe und nützliche Gabe sein, eine, die erzieht und besser macht, ohne daß der Leser auch nur einmal den pädagogisch erhobenen Finger zu sehen bekommt.

F. D.

Einige Blütenlesen aus dem Garten der Lyrik heben sich aus der Fülle, die jedes neue Jahr, jeder neue Frühling zumal uns an Anthologien beschert, durch geläuterten Geschmack und zielbewußte Auswahl der berücksichtigten Dichter vorteilhaft hervor. Eine dieser Erscheinungen ist längst nicht mehr neu; schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschien, wenn ich nicht irre, die von Adolf Brennecke begründete lyrische Blütenlese **Im Wechsel der Tage** (Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn) zum erstenmal. Im Laufe der Zeit aber stellte sich die Notwendigkeit heraus, sie gründlich umzuarbeiten, nicht nur in dem Bilderschmuck, sondern vor allem was die Auswahl der Lyriker angeht. So darf denn nun die kürzlich herausgekommene elfte Auflage (mit zahlreichen Holzschnitten nach Originalzeichnungen und mit einer Heliogravüre von

E. Niczky; in Prachtband 10 Mk.) als eine fast neue Erscheinung auf unserem Büchermarkt angesehen werden. Auch in diesen Neubearbeitungen guter alter Bücher spiegelt sich am Ende der „Wechsel der Tage", d. h. der veränderte Geschmack unserer Zeit. Leider kann man nicht sagen, daß der bildliche Schmuck die Süßlichkeit, wie sie der Buchkunst der achtziger Jahre noch eigen war, schon ganz überwunden hätte: noch allzuoft grüßen uns Rosen und Vergißmeinnicht oder Amoretten mit Pfeil und Bogen. Doch ist ein Fortschritt zum Besseren nicht zu verkennen, sei es auch nur in dem Umstand, daß eine Anzahl der älteren Bilder durch neue, schlichtere, enger an die Natur sich haltende ersetzt worden ist. Sehr erfreut darf man sein über die Erweiterung des Textes aus dem Schaffen unserer neueren und neuesten lyrischen Dichter. So begegnen wir jetzt zum erstenmal oder in erweiterter Auswahl Gedichten von Ferdinand Avenarius, Hans Benzmann, Otto Julius Bierbaum, Rich. Dehmel, Gust. Falke, Arno Holz, Ricarda Huch, Fritz Lienhard, Detlev v. Liliencron, Hugo Salus, R. M. v. Stern, Wilh. Weigand, Bruno Wille u. v. a. Aber auch ältere Dichter, wie Mörike, Hebbel, Keller, Storm usw., sind in der neuen Auflage häufiger als in den früheren vertreten. Getreu dem in seinem Untertitel ausgeprägten Charakter bietet das schöne Werk nicht allein für jede Stimmung im Wandel der Jahreszeiten, sondern — was mehr sagen will — vor allem auch im Kreislaufe des menschlichen Lebens mit seinen wechselnden Geschicken auf der Tonleiter der Empfindungen allenthalben bezeichnenden Klang und Ausdruck. So darf „Im Wechsel der Tage" als ein Hausschatz für die deutsche Familie wieder empfohlen werden, in erster Linie als ein Konfirmationsgeschenk für das weibliche Geschlecht.

Nach christlich-ethischen Gesichtspunkten hat Professor Dr. Otto Hellinghaus, ein pädagogisch erprobter Schulmann, **Deutsche Poesie von den Romantikern bis auf die Gegenwart** zusammengestellt (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung; dritte verbesserte und erweiterte Auflage; geb. 6 Mk.). Seine Sammlung trägt den Untertitel „Für Schule und Haus", weil die Auswahl so getroffen ist, daß sie unbedenklich der christlichen Schule und Famile empfohlen werden darf, und weil die Proben von kurzen Lebensbeschreibungen der Dichter und zahlreichen Erläuterungen begleitet sind. Die Furcht, das literarische Charakterbild der einzelnen Dichter möchte sich durch diese bedingte Auswahl unter ihren Schöpfungen leicht verschieben, schwindet, sobald man den stattlichen Band (706 S.) daraufhin einer näheren Durchsicht unterzieht. Nur Liliencron scheint uns durch die ihm gewidmete Auswahl gar zu viel von seiner männlich kräftigen, lebensfröhlichen Eigenart eingebüßt zu haben. Daß im übrigen das Buch hauptsächlich für katholische Leser bestimmt ist, zeigt die starke Berücksichtigung, die Namen, wie Leberecht Dreves, Franz Alfred Muth, Oskar v. Redwitz, Heinrich Bone, Annette v. Droste-Hülshoff, Guido Görres, Friedr. Wilh. Grimme, Friedr. Wilh. Weber, Therese Keiter (M. Herbert), Wilh. Kreiten, Leo Tepe, Th. Herold u. a., erfahren haben. Aber daß auch hier keine gehässige Einseitigkeit obwaltet, dafür zeugt die reiche Fülle von Gedichten, mit denen dem gegenüber auch so ausgeprägt protestantische Sänger, wie Emanuel Geibel und Karl Gerok, vertreten sein dürfen. Die Sammlung bietet nicht nur jedem Freunde der Dichtkunst einen reichen Schatz der edelsten Perlen vaterländischer Poesie, sondern bildet zugleich ein Hilfsmittel für den deutschen Unterricht, besonders auch in den oberen Klassen höherer Schulen, für die ja die neuesten preußischen Lehrpläne eine geeignete Zusammenstellung und Ergänzung der im Lesebuche der unteren und mittleren Klassen dargebotenen Proben neuerer Dichter ausdrücklich vorschreiben.

Diese beiden Gedichtsammlungen, „Im Wechsel der Tage" wie die von Hellinghaus, ruhen mit ihrer breiten Basis auf unserer älteren deutschen Lyrik; nur vorsichtig ist dieser oder jener Baustein aus der neueren in das Gebäude aufgenommen worden. Doch auch wer hauptsächlich nach modernen, jungen und jüngsten deutschen Lyrikern verlangt, findet schon den Tisch gedeckt: in Reclams Universalbibliothek ist jüngst ein Bändchen **Moderne Deutsche Lyrik** erschienen (Nr. 4511—4515; geb. Mk. 1.50, mit Goldschnitt 2 Mk.), das, selbst von einem unserer jungen Lyriker, Hans Benzmann, herausgegeben, nur die Jungen und Jüngsten berücksichtigt. Zum erstenmal werden hier Proben von allen modernen Lyrikern von Bedeutung gegeben. Es lag dem Herausgeber vor allem daran, die Hauptvertreter der modernen Lyrik, die Liliencron, Dehmel, Holz, Falke, Mombert, jeden in seiner eigentümlichen Bedeutung und Eigenart, in der Sammlung erscheinen zu lassen. Sodann kam aber auch der noch in der Entwickelung begriffene Nachwuchs in Betracht. Auch alle diese Dichter, die v. Scholz, Schüler, Wallpach, Morgenstern, Münchhausen, Agnes Miegel, Hans Bethge, Karl Bulcke, Hermann Hesse, Wilhelm Holzamer, Karl Ernst Knodt, Hugo Salus, Marie Stona, Rich. Zoozmann und viele andere, sind mit charakteristischen Proben vertreten, so daß die Benzmannsche Anthologie also einen vollkommenen Überblick über die Entwickelung der modernen Lyrik gewährt. Zudem sind die Gedichte auch so ausgewählt, daß sich eigenartige reizvolle Stimmungsbilder und lyrische Harmonien ergeben. Das reiche Gefühlsleben des modernen Menschen wie das große soziale Leben der Gegenwart spiegelt sich in diesen Poesien. In einer ausführlich gehaltenen Einleitung (60 S.) gibt der Herausgeber eine ästhetische Würdigung der modernen Lyrik, eine Darstellung ihrer Entwickelung und ihrer Theorien, sowie Charakteristiken fast aller in Betracht kommender Dichter. Biographische und bibliographische Notizen beschließen das Werk.

Für die Jugend und das Volk ist die lyrische Auswahl bestimmt, die Ernst Weber in ein-

zelnen Bändchen unter dem Gesamttitel **Der Deutsche Spielmann** herausgibt (München, Georg D. W. Callwey; in Bändchen zu je 1 Mk.). Zu dem Liede tritt hier die feine lyrische Stimmung aufnehmende und weiterspinnende künstlerische Illustration. So haben die Illustrationen der ersten sechs Bändchen, deren Inhalt und Charakter durch die Untertitel: Kindheit, Wanderer, Wald, Hochland, Meer, Schalk genugsam charakterisiert sind, die bekannten Künstler J. V. Cissarz, Julius Diez, Franz Hoch, Ernst Kreidorf, G. H. Stroedel und Willibald Weingärtner besorgt. In Vorbereitung sind ferner: Soldaten, Gespenster, Arbeiter, Sänger, Tag und Nacht, das deutsche Jahr, Bach und Strom, Heide, Stadt und Land, die gute alte Zeit, Himmel und Hölle, Riesen und Zwerge, deutsche Sagen und Geschichten, Legenden, ein Büchlein der Hexen, Abenteuer, Fabeln u. v. a. Wie diese Themen verraten, handelt es sich um eine Auswahl des Besten aus der großen deutschen Literatur von Walter von der Vogelweide über Schiller und Goethe, Grimm und Bechstein bis herauf zu unseren Modernen, Dehmel, Liliencron und Falke, soweit die Stoffgebiete dem jugendlichen wie dem volkstümlichen Verständnis zugänglich sind. Jeder einzelne Band bildet ein in sich geschlossenes Ganzes, illustriert von einem Künstler, dessen Eigenart sich dem betreffenden Gebiet ungezwungen anpaßt und zwar in einer Weise, die bestrebt ist, den Stimmungscharakter des Ganzen zu erfassen und wiederzugeben, in dem Bilde gleichsam ein neues Gedicht zu schaffen, das die einzelnen Glieder organisch verbindet und jedem einzelnen Bande seinen eigenen Stil verleiht.

Ähnlich illustriert ist die kleine Sammlung **Großstadtlyrik**, die Heinz Möller bei R. Voigtländer in Leipzig herausgegeben hat (Preis 80 Pfg.), nur daß Ludwig Sütterlins Bilder strenger in den Formen des Buchschmuckes gehalten sind, dessen Popularisierung sich diese Voigtländerschen Oktavbändchen grundsätzlich angelegen sein lassen.

Aus seinen eigenen Gedichten, alten und neuen, schon veröffentlichten oder noch unbekannten, hat Otto Julius Bierbaum, der Dichter der „Stella und Antonie", eine Auswahl getroffen, die er nun mit dem etwas preziösen Titel **Das seidene Buch** als „Damenspende" zunächst und vor allem in die Hände des zarten Geschlechtes legt (mit zwölf Vollbildern von Hans Thoma und Buchschmuck von Peter Behrens; in Seide gebunden nach einem von Peter Behrens entworfenen Muster 6 Mk.; Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Damit ist schon angedeutet, daß alles allzu Freie — es gibt dergleichen in Bierbaums „Irrgarten der Liebe" —, aber auch alles, was sich mehr an ein literarisches Publikum wendet, ausgeschlossen worden, so daß der Poet hier tatsächlich in sanftem, seidenem Gewande zu uns tritt. Den ganzen unverfälschten Bierbaum also wird man hier nicht erwarten dürfen. Das Burschikos-Studentische fehlt oder tritt doch stark zurück, die Sinnenfreudigkeit schlägt ein Mäntelchen um, das sie so wenig ablegt wie Monna Vanna das ihre, selbst des Poeten jugendliche Kampf- und Raufluft, die sonst so gern mit den Philistern anbindet, trägt ihr Schwert unter Myrten. Doch wer den echten Bierbaum tiefer sucht, wird ihn auch in diesem Salonbuch finden. Die Naturlieder insbesondere tragen ganz das Gepräge seiner kindlich-phantastischen Art; da ist nicht bloß Klang und Duft, sondern auch Herzenswärme und eine andächtige Hingebung an die Schönheiten, die draußen in Feld und Flur blühen. Ein Zug zur Schwermut wird den Dichter dabei den Damenherzen nur noch interessanter erscheinen lassen. Aber auch äußerlich ist das „Seidene" ein Buch, wie schöne Augen und schöne Hände es sich wünschen: es ist zierlich in Mainzer Fraktur gedruckt, von Peter Behrens, dem Darmstädter Künstler, mit Rahmen, Leisten und Vorsatzpapier verziert und mit zwölf duftigen Bildern von Meister Hans Thoma geschmückt, die namentlich die Stimmung lyrischer Landschaften schön und zart wiedergeben.

Was lange Zeit hindurch Georg Scherer und sein „Deutscher Dichterwald" für die neuere deutsche Lyrik bedeutete: eine mit feinem Geschmack und sicherer Sachkenntnis getroffene Auswahl des Besten und Kennzeichnendsten, das ist für die französische Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts Eugène Borels Album lyrique de la France moderne. Die eben erschienene neunte Ausgabe, von Marc-A. Jeanjaquet besorgt (ebenda: in Prachtband 7 Mk.), tritt auch äußerlich in erneuter und verschönerter Gestalt vor uns hin. Besonders dankbar wird man für den klaren, kräftigen Druck, den dezenten Buchschmuck, die biographischen Notizen und die 31 Bildnisse französischer Lyriker von François Ducis bis auf Fernand Gregh sein, die die neue Ausgabe auszeichnen. Auch textlich aber hat sie reichliche Erweiterungen und Verbesserungen erfahren. Alle irgendwie literarisch bemerkenswerten Dichter des neunzehnten Jahrhunderts sind nunmehr, je nach ihrer Bedeutung, durch mehr oder minder zahlreiche Proben vertreten, die zugleich für ihre geistige und künstlerische Richtung, wie für ihre Technik und Schaffensart charakteristisch sind. Auf Ducis, André Chénier, Béranger und ihre Zeitgenossen folgen A. de Lamartine, Casimir Delavigne und die um Ch. Nodier und V. Hugo sich scharenden Romantiker. Neben den Parnassiens: Sully Prudhomme, François Coppée und Leconte de l'Isle, ist die naturalistische Lyrik Charles Baudelaires vertreten, der sich die modernsten Richtungen der Dekadenten, Symbolisten und Neuromantiker anschließen. So gewinnt der Leser eine vollständige Übersicht über die Wandlungen des Zeitgeschmacks und des künstlerischen Schaffens auf dem Gebiete der französischen Lyrik, wie sie vollständiger und reichhaltiger wohl kein anderes Sammelwerk gewährt. l.

Die deutsche Ausgabe von **Henrik Ibsens Sämtlichen Werken** (herausgegeben von Georg Brandes, Julius Elias und Paul Schlenther; Berlin, S. Fischer; bisher neun Bände) bringt in ihrem vorläufigen Schlußbande (Bd. 1) in den hier zum erstenmal veröffentlichten Reden und Prosaschriften manches Neue, das für die Erkenntnis des norwegischen Dichters, namentlich für die richtige Beurteilung seiner jugendlichen Periode und damit für seinen Entwickelungsgang nicht ohne tiefere Bedeutung ist. Wertvollere Ergänzungen erhält namentlich unsere Kenntnis des Theaterschriftstellers und Bühnenreformators Ibsen. Eine lebhafte Hinneigung vom französischen Kontrast- und Typendrama zum ehrlicheren deutschen Charakterdrama, eine warmherzige Verteidigung des Musikdramas (1851), die auffallend an Wagners Theorie und Praxis erinnert, eine schroffe Absage an das peinlich-kleinliche Kopieren der Alltagswirklichkeit, vor allem anderen aber ein begeistertes Eintreten für ein wahrhaft nationales, aus dem vaterländischen Boden, der vaterländischen Geschichte und dem vaterländischen Volkscharakter erwachsenes Drama treten dabei hauptsächlich hervor. Zu reformatorischer Höhe steigen Ibsens Theaterkritiken und Erörterungen dramaturgischer Fragen empor, als er 1857 Direktor des „Norwegischen Theaters" in Christiania geworden ist. Im Namen der jungen norwegischen Dramenliteratur erhebt er Klage über die fremden, unvolkstümlichen Tendenzen, von denen die Konkurrenzbühne der norwegischen Hauptstadt, das ganz im dänischen Fahrwasser schwimmende „Christianiaer Theater", sich leiten ließ. Er fordert von dem Theater, daß es sich der Nationalität und ihrer Bedeutung bewußt werde, und verwahrt sich dabei ebenso geschickt wie glücklich gegen den Einwand, daß man sich damit an der allgemeinen europäischen Kultur versündige. Im Gegenteil, meint er, wer sein eigenes Wesen am treuesten und kräftigsten ausbilde, diene am besten im Geiste und in der Wahrheit der großen europäischen Gesamtkultur. Erst wenn die Nationalitäts- und Kunstbestrebungen Hand in Hand dem gemeinsamen höheren Ziele zustrebten, erst dann seien die Bannerträger des Volkes auf dem rechten Wege. Bemerkenswert ist, daß Ibsen wie in früheren so auch in späteren Arbeiten nicht müde wird, vor der bloßen Wirklichkeitstreue immer wieder die Hoheitsrechte der inneren, symbolischen Wahrheit zu betonen; schon das sollte die Gegner des Dramatikers Ibsen stutzig machen, wenn sie ihn immer wieder einen engen Realisten und „Vierwände-Dramatiker" schelten: er war sich stets bewußt, daß aus der Wirklichkeitswahrheit die geistige, die bleibende, die symbolische Wahrheit herauswachsen muß, wenn ein Kunstwerk werden soll.

Ibsens Reden lassen uns kein politisches System, keine philosophisch geschlossene Weltanschauung sehen; dazu sind sie zu spärlich und zu zufällig. Doch fallen auch hier mehrmals interessante Schlaglichter auf Ibsens künstlerische und geistige Persönlichkeit. So wenn er in einer am 14. Juni 1885 im Verein Drontheimer Arbeiter gehaltenen Rede auch für die vaterländische Politik den „Adelsmenschen" fordert, der in seinen späteren Dramen eine so große Rolle spielt. „Etwa acht Tage sind vergangen," heißt es in der Ansprache, „seit ich, nach elfjähriger Abwesenheit, wieder zu Hause in Norwegen bin. Während dieser acht Tage in der Heimat habe ich mehr Lebensfreude empfunden als während der ganzen elf Jahre in der Fremde. Ich habe unermeßliche Fortschritte auf den meisten Gebieten wahrgenommen, und ich habe gesehen, daß das Volk, dem ich in erster Reihe angehöre, nunmehr dem übrigen Europa um ein bedeutendes Stück näher gerückt ist als zuvor. Aber der Aufenthalt in der Heimat hat mir auch Enttäuschungen bereitet. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß die unentbehrlichsten individuellen Rechte noch nicht in der Weise geschützt sind, wie ich unter der neuen Staatsform glaubte hoffen und erwarten zu dürfen ... Hier ist noch viel zu tun, bis man von uns sagen kann, wir seien zur wirklichen Freiheit gelangt. Aber ich fürchte, unsere Demokratie von heute vermag diese Aufgaben nicht zu lösen. Es muß ein adeliges Element in unser Staatsleben, in unsere Regierung, in unsere Volksvertretung und in unsere Presse kommen. Ich denke natürlich nicht an den Adel der Geburt und nicht an den Geldadel, nicht an den Adel der Wissenschaft und nicht einmal an den Adel des Genies oder der Begabung. Sondern ich denke an den Adel des Charakters, an den Adel des Willens und der Gesinnung. Der allein ist es, der uns frei machen kann. Dieser Adel, der, wie ich hoffe, unserem Volke verliehen werden wird, er wird uns von zwei Seiten kommen. Er wird uns aus zwei Gruppen kommen, die unter dem Drucke der Partei noch nicht einen Schaden erlitten haben, der nicht wieder gut zu machen wäre. Er wird uns kommen von unseren Frauen und von unseren Arbeitern. Die Umgestaltung der sozialen Verhältnisse, die sich jetzt draußen in Europa vorbereitet, beschäftigt sich im wesentlichen mit der zukünftigen Stellung des Arbeiters und der Frau. Diese Umgestaltung ist's, auf die ich hoffe und harre, und für sie will ich wirken und werde ich wirken mein lebelang nach besten Kräften ..."

Gleichsam als eine Ergänzung und Erläuterung dieser Aussprüche darf eine andere Rede Ibsens angesehen werden, die er im Mai 1898 beim Fest des norwegischen „Vereins für die Sache der Frau" gehalten hat. Darin heißt es: „Ich bin nicht Mitglied des ‚Vereins für die Sache der Frau'. Alles, was ich gedichtet habe, ist ohne bewußte Tendenz gewesen. Ich bin mehr Dichter und weniger Sozialphilosoph gewesen, als man im allgemeinen geneigt ist anzunehmen. Ich danke für das Hoch, das auf mich ausgebracht worden, muß jedoch die Ehre ablehnen, mit Bewußtsein für die Sache der Frau gewirkt zu haben. Ich bin mir nicht einmal klar darüber, was das eigentlich ist: die ‚Sache der Frau'. Mir hat sie sich als eine Sache des Menschen

dargestellt. Und wenn man meine Bücher aufmerksam liest, wird man das verstehen. Es ist wohl wünschenswert, die Frauenfrage zu lösen, so nebenher. Aber das war nicht der hauptsächliche Zweck. Meine Aufgabe ist die Menschenschilderung gewesen. Doch die Sache mag wohl so liegen, daß der Leser, wenn die Schilderung einigermaßen zutreffend ist, seine eigenen Gefühle und Stimmungen hineinlegt. Man schreibt das dem Dichter zu. Aber nein, dem ist nicht so: man dichtet hübsch und fein um, ein jeder nach seiner Persönlichkeit. Nicht nur die, die schreiben, sondern auch die Leute dichten, die lesen; sie sind Mitdichter — sie sind manchmal poesievoller als der Dichter selbst ... Immer habe ich es mir zur Aufgabe gestellt, das Land zu fördern und das Volk auf einen höheren Standpunkt zu heben. Und dabei machen sich zwei Faktoren geltend: es steht bei den Müttern, durch angestrengte und langsame Arbeit eine bewußte Empfindung von Kultur und Disziplin zu wecken. Die müssen dasein in den Menschen, ehe man in der Hebung des Volkes fortfahren kann. Die Frauen sind es, die die Frage des Menschen lösen werden. Als Mütter werden sie sie lösen. Und nur so können sie es. Da liegt eine große Aufgabe für die Frauen."

Wir hoffen, zur Empfehlung dieses reichhaltigen Bekenntnisbuches einer ebenso selbständigen wie selbstbewußten und deshalb bescheidenen Persönlichkeit und damit zur Empfehlung der vorliegenden Gesamtausgabe, die allein für uns Deutsche in Betracht kommen kann, wenn wir Ibsen lesen und kennen wollen, diesen Proben nichts weiter hinzufügen zu brauchen. D.

Bescheiden, wie ein Sommerfrischler nicht, der sein Ferientagebuch darbietet, leitet der große Forscher und Reisende Sven von Hedin sein neuestes Werk **Im Herzen von Asien** ein (Leipzig, F. A. Brockhaus). Sein Buch, sagt er, erhebe nur den Anspruch, ein in großen Zügen angelegtes Tagebuch seiner Erfahrungen und Erlebnisse im Inneren Asiens zu sein und eine Beschreibung jener Gebiete zu geben, die er auf einer Wanderung von zehntausend Kilometern dabei durchquert habe. Diese Länder aber sind vor ihm noch nie besucht und noch weniger je beschrieben worden. „Sie verdienen daher Aufmerksamkeit," fügt der Verfasser lakonisch hinzu. „Ich habe versucht, einen Begriff davon zu geben, wie man in der großen Einsamkeit Asiens lebt, und wie die Tage dort vergehen." Durch Asien wandelt man nicht auf Rosen, lautete schon ein früheres Wort Hedins. Die Mühe, die es dort braucht, vorwärts zu kommen, findet jedoch auch ihren Lohn in dem Bewußtsein, das Wissen der Menschheit vergrößert zu haben, wenn man, glücklich heimgekehrt, einfach erzählt, was man gesehen hat, und wie es einem ergangen ist. Obgleich die wissenschaftlichen Früchte der Reise in dem vorliegenden Buche (zwei Bände je 10 Mk. mit 407 Abbildungen, darunter 154 Separat- und Vollbilder, 8 bunte, höchst malerische Tafeln, 5 Karten) noch nicht dargereicht oder nur flüchtig berührt werden, da sie einem besonderen Werke vorbehalten bleiben sollen, schlägt man doch keine Seite um, ohne nicht neue überraschende Aufschlüsse über Land und Leute erhalten zu haben. Das Neue verhüllt sich nur manchmal in der anspruchslosen, immer fesselnden, immer liebenswürdigen Darstellung des Verfassers so, daß man beim atemlosen Lesen kaum recht zum Bewußtsein all des Forscherfleißes und all der Forschergelehrsamkeit kommt, die dem zugrunde liegt. Denn nicht sowohl der Gelehrte und Forscher, weit mehr der Mann und Mensch Sven von Hedin tritt uns aus diesen Blättern entgegen, der unerschrockene, von Tatendrang und friedlicher Eroberungslust erfüllte Mann, den in den „Monatsheften" kürzlich erst Georg Wegener den Lesern so anschaulich geschildert hat. Die russische Ausgabe hat der Verfasser dem Zaren, die schwedische seinem König, die deutsche hat er seinen „deutschen Studiengenossen" gewidmet. Sie dürfen stolz darauf sein. Denn auch schriftstellerisch betrachtet erscheint das Werk als eine hervorragende Leistung: der mannigfaltige Stoff ist gut geordnet und gesichtet, der Ton bleibt schlicht und sachlich auch da, wo die Verführung zur Gefühlsseligkeit nahe lag, das Ganze ist getragen von einer erquickenden Herzensfrische und -fröhlichkeit, der sich auf die Dauer niemand entziehen kann. Die größte Bewunderung erfüllt den Leser wohl bei der Schilderung der Wanderungen Hedins in Tibet, dem höchsten Gebirgsland der Welt. Dort bewegte sich der Forscher mit seiner Karawane, der größten, die je ein Reisender in Asien zu führen hatte, in Höhen, die weit über dem Montblanc liegen, und in einem Klima der widerwärtigsten Art. Die Gefahren, die dem Reisenden sowohl durch die unwirtliche Natur des Landes als auch durch die Menschen entgegengestellt wurden, waren derart, daß Hedin ausruft, er wolle lieber zehnmal durch die mörderischste Wüste ziehen als noch einmal durch Tibet! Man weiß in der Tat nicht, was man mehr bewundern soll, die Ausdauer des für die Wissenschaft zu jedem Opfer bereiten Forschers, den Mut und diplomatischen Sinn des mit allen Schlichen asiatischer Politik vertrauten Mannes oder die treue, rührende Anhänglichkeit, die Hedin als warmherziger Germane nicht nur seinen Leuten, sondern selbst den Tieren seiner Karawane entgegenbringt. Köstlich sind die dramatischen Schilderungen der Begegnungen mit tibetischen Gouverneuren und anderen hohen Beamten des Dalai-Lama, und man ist oft erstaunt über die Antworten, die Hedin als Gefangener sich zu geben erkühnt.

Denn ein Gefangener des Dalai-Lama war er wirklich. Auf seinem tollkühnen Vorstoße nach der heiligen Stadt Lhasa, die er, als Mongole verkleidet, nur von zweien seiner Leute begleitet, zu erreichen sucht, wird er vom mächtigen Kamba Bombo abgefangen. Die Tibeter haben ein scharfes Auge auf Hedin, der wiederholt droht, in Eilmärschen nach Lhasa zu dringen; erleichtert atmet der Dalai-Lama auf, als Hedin endlich an der Grenze von Ladak anlangt, also auf englischem Gebiet ist. Leichen von Menschen und Tieren bezeichnen die via dolorosa des Forschers durch Tibet, aber der Gewinn dieser Reise für die Wissenschaft, für die Menschheit ist außerordentlich groß. — Die Verlagshandlung hat in jeder Beziehung das ihrige getan, das schöne Werk auch in ein schönes Gewand zu kleiden, wozu die zahllosen Lichtbilder, die Hedin mitbrachte, die beste Unterlage boten. Photographien von Reisenden genießen oft einen üblen Ruf. Hier aber braucht man die „Amateurphotographie" nicht zu fürchten. Hedin hatte den besten Apparat mit und bezeigt in fast allen seinen Aufnahmen einen feinen Blick für künstlerische Auffassung und Umrahmung der Bilder. Wo die Photographie aus irgend einem Grunde eine gute Wiedergabe versagte, sind zudem gewandte Künstler, schwedische Landsmänner des Verfassers, eingesprungen und haben durch wohlgelungene Zeichnungen nach Hedins Skizzen vollgültigen Ersatz geschafft.

Gleichzeitig mit Hedins großem Reisewerke ist in demselben Verlage unter dem Titel **Neues Land** der Bericht über die vier Jahre erschienen, die Kapitän O. Sverdrup in arktischen Gewässern zugebracht hat (zwei Bände, derselbe Preis, mit 225 Abbildungen, darunter 69 Separatbilder, und mit 9 Karten). Auch hier handelt es sich um gewaltige Entfernungen und Ausdehnungen. Das Gebiet, das Sverdrup im Namen König Oskars von Schweden in Besitz nahm, umfaßt nicht weniger als dreihunderttausend Quadratkilometer, d. h. es ist nicht viel kleiner als das ganze Königreich Preußen! Wenn ihm und seiner Handvoll kühner Gefährten nun auch nicht so gefährliche Feinde entgegengetreten sind wie Hedin in Asien, so hatte die Expedition in den vier Jahren ihrer Tätigkeit doch reichlich und überreichlich mit den finsteren Mächten des Nordens zu kämpfen, die ihnen auf Schritt und Tritt mit Tod und Vernichtung drohten. Der Fleck, nach welchem Kapitän Sverdrup auf Nansens berühmtem Schiff, der „Fram", ausgezogen war, ist in jenem Teil des Polargebietes zu suchen, der die meisten Menschenopfer gefordert hat. Dort spielte sich einst die Tragödie des Unterganges der Expedition Franklins ab, dort fand das amerikanische Expeditionsschiff („Polaris") ein grauenhaftes Ende. Nun aber war diese Gegend, die von der Natur einst so hartnäckig gegen jedes Eindringen des Menschen verteidigt worden, der Schauplatz von Erfolgen, die nach dem Zeugnisse der berühmtesten Forscher zu den bedeutendsten gehören, die die Polarforschung seit langem erzielt hat. Durch Kapitän Sverdrup ist der Charakter des Ländergebietes westlich von Grönland ein für allemal aufs genaueste bekannt geworden. Man muß das Werk selbst zur Hand nehmen, um zu beurteilen, welche Tatkraft und welcher Mut dazu gehören, volle vier Jahre im höchsten Norden, abgeschlossen von der Menschheit, tätig zu sein, nur der Wissenschaft wegen. Nur Männer wie Sverdrup waren derartigen Anforderungen gewachsen. Durch seine Erzählung geht ein erfrischender Zug von Lebenskraft, die nicht lange grübelt, sondern sofort handelt, auch in den schwierigsten Lagen, und die aus den größten Gefahren einen Ausweg zu bahnen weiß. Sverdrups „Neues Land" ist, wie das Hedins, ein Buch für alle gebildeten Kreise des Volkes, die teilnehmen an den Abenteuern und Erfolgen schlichter Männer. Frisch, lebendig und humorvoll geschrieben und glänzend illustriert, wirkt es fast so spannend wie ein handlungsstarker Roman.

Ein nützliches Hilfsmittel und eine nie versagende Ergänzung zu jedem Reisewerk bietet sich in **Hirts Bilderschatz für Länder- und Völkerkunde** dar, in dessen neuester von Prof. Dr. Oppel und A. Ludwig besorgter Ausgabe wir nicht weniger als 432 zum großen Teil farbig ausgeführte Abbildungen beisammen finden (Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn; Folio, steif geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Der Inhalt dieses Bilderwerkes ist nach wohlüberlegtem Plane so gegliedert, daß 1. Allgemeine Erdkunde, 2. Landschaftskunde, 3. Völkerkunde, 4. Wirtschaftskunde durch sorgfältig gewählte und künstlerisch gut ausgeführte Bilder vor Augen gestellt werden. Die Verlagsbuchhandlung ist auch in der vorliegenden neuen Ausgabe wiederum bemüht gewesen, das Werk zu verbessern und zu ergänzen; insbesondere hat das für die praktische Benutzung so wichtige Wort- und Sachregister eine Erweiterung erfahren, und der erläuternde Text, der die Bilder begleitet, ist einer genauen Durchsicht unterzogen worden, um für ihn auch schon die neuesten Forschungs- und Entdeckungsergebnisse der Völker- und Länderkunde nutzbar zu machen. Für die heranwachsende Jugend wird es nach diesen neuen Erweiterungen und Verbesserungen kaum ein nützlicheres Geschenkwerk geben als Hirts Bilderschatz, ein geographisches Anschauungsbuch in des Wortes bester Bedeutung. Str.

Gustav Freytags Breslauer Kaufmannsroman hat neuerdings ein nationalökonomisch-wissenschaftliches Seitenstück gefunden in einem ganz eigenartigen, man darf vielleicht sagen: einzigartigen Buche, das sich betitelt: **Das Soll und Haben von Eichborn u. Co. in 175 Jahren** (Bres-

lau, Wilh. Gottl. Korn). Diese Geschäfts- und Familiengeschichte darf sich mit Fug und Recht den Untertitel „Ein schlesischer Beitrag zur vaterländischen Wirtschaftsgeschichte" beilegen; denn das ganz im Sinne altpreußischer Überlieferungen tüchtige und stolze Haus hat in stillen wie in bedrohten Zeiten seinen Mann gestanden, und wenn es auch, wie Breslau selbst, allmählich aus dem Mittelpunkte des Verkehrs herausgedrängt wurde, so ist es doch bis auf unsere Tage ein Vertreter kaufmännischer Vornehmheit, Klugheit und Umsicht, Redlichkeit und Festigkeit geblieben. So spiegelt sich in den Schicksalen von Eichborn u. Co. in der Tat ein Stück unseres wirtschaftlichen Lebens. Aber damit ist die allgemeine Bedeutung des Werkes nicht erschöpft. Freunde der preußischen Geschichte, die von den großen Heerstraßen der Ereignisse gern auf lauschige oder aussichtsreiche Nebenpfade abbiegen, werden auch sonst in Hülle und Fülle aus ihm lernen können, weil der Verfasser, Dr. Moritz Eichborn, die Geschichte des von ihm beschriebenen Handelshauses immer eng mit den allgemeinen Verhältnissen seiner Vaterstadt und seiner schlesischen Vaterprovinz zu verknüpfen versteht. Und als gründlicher Geschichtskenner weiß der Verfasser auch, wo er, um eine Lücke in unseren Geschichtsüberlieferungen auszufüllen, ausführlicher werden und wo er anderseits seine Chronistenfeder eiliger übers Papier laufen lassen darf. Dem entsprechend sind die Ereignisse der Franzosenzeit, also die Jahre 1806 bis 1815, mit besonderer Ausführlichkeit behandelt, klafft hier doch in der schlesischen Geschichtsschreibung eine große Lücke, die auszufüllen helfen soll, wer irgend Stoff dafür beizubringen weiß. Besondere Beachtung verdient zumal das hier zum erstenmal mitgeteilte Schreiben der Breslauer Kaufmannschaft vom Mai 1812, das uns von Hardenbergs Forderung, dem bedrängten Staate eine Summe von zwei Millionen Talern vorzuschießen, Kunde gibt. Die Gründe, mit denen dieses Ansinnen abgelehnt wird, zeugen von einem kaufmännischen Weitblick, der sich durch die Notlage des Augenblickes nicht beirren läßt, sondern in erster Linie sein Augenmerk darauf richtet, daß, wenn dem Vaterlande die Sonne wieder lacht, Aussaat da ist für die Ernte einer besseren Zukunft.

Das Eichbornsche Buch ist somit, wie auch ein namhafter Geschichtschreiber anerkannt hat, z. B. eine willkommene Ergänzung und selbst eine Verbesserung der bekannten Biographie des Freiherrn vom Stein von Max Lehmann. „Die traurigen Zustände der Jahre 1806 bis 1815 sind unseres Wissens," fährt Prof. Dr. M. Philippson in seiner Würdigung des Werkes fort, „noch nirgends mit so erschreckender und doch tatsächlicher Anschaulichkeit geschildert worden wie in dem Buche Moritz Eichborns. Es ist ein großer Gewinn für die Geschichtschreibung, daß er zum erstenmal hervorgehoben und unwiderleglich bewiesen hat, wie gerade der Kaufmann — weit mehr als Adel und Beamtenschaft — den preußischen Staat damals vor dem Untergang bewahrte." Nur wenn das Eichbornsche Geschäfts- und Familienbuch recht viele gleich tüchtige und gediegene Nachfolger erhält, wird unsere Wirtschaftsgeschichte zu der ihr so nötigen Zuverlässigkeit ihrer Grundlagen gelangen. Zu dem Bau, den die Wissenschaft in diesem Sinne aufzuführen hat, hat das vorliegende Werk nicht den ersten, aber einen der wertvollsten und festesten Bausteine geliefert. Freilich war das hier geschilderte Haus eins von denen, die in allen Geschäftslagen, trüben wie glanzvollen, echt großkaufmännischen Geist vertreten, jenen Geist, den Rudolf v. Gottschall in seinem poetischen Vorwort rühmt:

Nie war's ein Streben, das, sich selbst genug,
Die gold'ne Last zu andern Lasten trug.
Ein Schwungrad war's, das sich lebendig regte,
Machtvoll ein großes Räderwerk bewegte.
Und jede Kraft tat es hervorgelockt,
Hat frisch gefördert, was erlahmend stockt:
Beflügelt ward das Gold in seinen Händen,
Um reichen Segen nah und fern zu spenden.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau
unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom).
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Mai 1904

XCVI. Band
Heft 572

Westermanns
Illustrierte Deutsche
Monatshefte

Die Kinder von Heckendamm

Ein deutscher Familienroman

von

Marie Diers

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Aufgabe für Kläre war doch nicht so spielend leicht, wie sie es sich erst wohl gedacht hatte. Besonders mit Wolfgang gab es Not.

Der grundverzogene Junge wollte sich nicht in die Schulregeln fügen. Er schlug wie ein tolles Füllen hinten und vorn aus. Außerdem war er durch die einseitige Hauslehrerbildung ungleichmäßig beschlagen und wurde zu seiner hellen Entrüstung in die Untertertia gesteckt.

Im Anfang kam er jeden Tag mit einem roten Kopf nach Hause, ganz voll von den „Impertinenzen“ der Lehrer. Pauls verständiges Zureden beantwortete er mit Hohnlachen, die Arbeiten, die ihm viel „zu dumm und albern“ erschienen, machte er lieber gar nicht. Kläre hatte verzweifelte Tage mit dem rabiaten Strick durchzumachen. Doch schrieb sie hiervon noch kein Wort an Fritz, bat auch Paul, dies zu unterlassen. „Es kommt bald besser, wenn er sich erst eingewöhnt hat!“ sagte sie zum Trost.

Vorderhand kam es allerdings erst schlimmer. Eines Nachmittags, als die Jungens in ihrer Schlafstube arbeiteten und Kläre in dem Wohnzimmer, das auch zugleich Eßstube und Salon war, Eva französische Vokabeln überhörte, klingelte es draußen an der altmodischen Flurglocke. Gleich danach kam Rike mit nasser Schürze herein, sah ganz bestürzt aus und zog die Tür hinter sich zu.

„Da ist ein ganz feiner Herr, Fräulein Klärchen! Der will zu Sie!“

„Zu mir?“

„Jawoll, ganz bestimmt! Und so'n lütten Ding hat er mir auch gegeben.“

Sie reichte eine Visitenkarte, die sie mit einem trockenen Schürzenzipfel gefaßt hatte.

Kläre las: Konrad Löhr, Dr. phil.

„Das ist Wolfgangs Klassenlehrer!“ sagte sie mit jähem Schreck.

„Na, ich danke!“ rief Eva. „Da wünsche ich viel Vergnügen!“ Und mit einem Satze war sie im Nebenstübchen, daß ihre dicken, rotbraunen Zöpfe, die sie aus Stolz noch immer hängend trug, hinter ihr herflogen.

„Geh' hinaus, Rike, halt' ihm die Tür auf und sage: Fräulein Dönniger läßt bitten!“ prägte Kläre in aller Eile und mit zitternden Lippen dem alten Mädchen ein.

Draußen hörte sie sie sagen: „Unser Fräulein Klärchen läßt schön bitten,“ und während sie sich noch ein bißchen darüber ärgerte, flog die Tür schon von einem herzhaften Ruck der tatkräftigen Kartoffelfaust auf, und der Angemeldete erschien.

Digitized by Google

Er war noch jung und von dunkelblondem Typus. Er verbeugte sich und faßte dann Kläre scharf ins Auge. „Ich komme leider in einer unliebsamen Angelegenheit," sagte er.

„Das habe ich gefürchtet," sagte Kläre leise und deutete auf einen der alten braunen Ripssessel, die neben dem Sofa den runden Eßtisch umgaben.

Er setzte sich, behielt aber seinen kühlen, sachlichen Ausdruck bei.

„Ich habe gehört, gnädiges Fräulein, daß Sie hier eine Art Mutter Ihrer Geschwister sind. Ehe ich mich daher an Herrn Dönniger selbst wende, möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Wolfgang bei dem Beharren in seinen Widersetzlichkeiten relegiert werden muß."

Kläre antwortete nicht gleich. Das Herz stand ihr still, ganz bleich sah sie den Fremden an.

„Sie waren nicht darauf vorbereitet?" fragte er ein klein wenig eingehender.

„Doch! Nein — ich weiß es gar nicht," stammelte sie in völliger Fassungslosigkeit.

„Haben Sie Einfluß auf den Jungen?" fragte er.

„Ich glaube, nicht viel," entgegnete sie schüchtern. „Wenigstens nie sofort und durch Reden. Aber allmählich — ja allmählich geht es dann doch wohl. Aber damit wird wohl nichts geholfen sein."

Jetzt lächelte er wirklich. „Der allmähliche Einfluß ist meist der allerbeste," sagte er tröstend. „Aber wie kommt es nur, daß ein zivilisierter Junge sich so ungebärdig anstellt? Ist er zu Hause so sehr verzogen worden?"

„Ja," gab Kläre beschämt zu. „Er war unser aller Liebling."

„Diese Lieblingsschaft wird ihm jetzt saure Früchte tragen," sagte Doktor Löhr ziemlich kurz.

Kläre sah ihn mit ihren erschreckten Augen hilflos an. Dann faltete sie die Hände im Schoß und sagte ganz blaß: „Herr Doktor, haben Sie doch noch ein klein wenig Nachsicht mit ihm. Er wird sich eingewöhnen. Ach, Sie glauben es nicht, wie lieb er im Grunde ist und immer so lustig! Ich will ihn ja gewiß nicht entschuldigen," setzte sie hastig hinzu, in Furcht, den Gestrengen wieder zu erzürnen. „Er ist sehr böse und verdient Strafe. Aber ich meine nur — hoffnungslos ist er nicht."

Doktor Löhr stand auf. „Es ist gut, gnädiges Fräulein," sagte er. „Ich will mit dem törichten Knaben noch einmal Geduld haben. Aber ich verhehle Ihnen nicht: es ist nur ein Versuch. Müßte ich zum zweitenmal in dieser Sache kommen, so wäre es nur, um Sie auf trübe Dinge vorzubereiten."

Er wandte sich zum Gehen, aber trotz seiner kühlen Worte fühlte Kläre plötzlich ihren Mut wachsen. Sie kam ihm zuvor und legte die Hand auf die Türklinke, nach der er eben greifen wollte.

„Wie weit stecken Sie die Frist?" fragte sie ihn.

Er sah sie an und antwortete nicht sofort. Ein leises belustigtes Lächeln kam in seine Augen.

„Das kann ich nicht so klipp und klar sagen," versetzte er dann. „Aber ich verspreche Ihnen: wenn Ihnen sehr viel daran liegt, bringe ich Ihnen während der Frist einmal Nachricht."

„Ach, bitte, ja!" rief sie inbrünstig. Dann gab sie ihm den Ausgang frei.

Als er hinaus war und sie die Tür zu dem Nebenstübchen öffnete, in dem sie und Eva schliefen, torkelten Paul und Eva von der Schwelle zurück.

„Pfui, ihr Horcher!" rief sie strafend.

Wolfgang aber stand mitten in der Stube, in einer ganz unbegründeten Stellung. Sichtlich hatte er sich auch am Horchen beteiligt und war nur bei dem Nahen ihrer Schritte schneller entflohen als die anderen Missetäter.

Kläre sah ihn mit angenommener Kälte an.

„Nun, da brauche ich dir ja wohl nichts mehr mitzuteilen, Wolf. Du hast ja selber gehört."

Der Junge wandte sich zur Seite. „Ich habe nix gehört. Und ich frage auch den Teufel nach seinem Gewäsch."

Kläre ließ ihn ruhig schimpfen, sie verlor auch kein Wort mehr an ihn. Sie sah nur Eva an und sagte: „Komm, Maus. Wir wollen bei den Vokabeln fortfahren."

Aber während sie mechanisch die Zeile herunterfragte, dachte sie beständig an Wolf-

gangs Gesicht. Es war in der Tat blaß gewesen.

Eva unterbrach plötzlich die Beschäftigung. „Wie sieht er denn eigentlich aus, Kläre?"

Kläre schrak auf: „Wer?"

„Na, Doktor Löhr doch natürlich!"

Kläre besann sich. „Kühl und streng, denke ich. Weißt du, Evi, aber sag's nicht wieder: Wolfgang tut mir ein bißchen leid!"

Eva lachte. „Du hast auch schön für ihn gebeten!"

„Habe ich das?" fragte Kläre sinnend. „Wenn es nur etwas nützt!"

— — — — — — — — — — — — —

Kläre war geplagter als ein geplagtes Hausmütterchen. Denn sie hatte wohl deren Pflichten und Verantwortlichkeiten, aber doch noch nicht deren ganze Autorität.

Es ging auch mit dem Kuckuck zu: wenn es ihr gerade am meisten darauf ankam, irgend etwas zu erreichen und durchzusetzen — gerade dann entstand sicherlich jedesmal eine Revolte. Paul opponierte, Eva opponierte, Wolfgang wurde haarsträubend ungezogen.

Allerdings — allmählich siegte sie immer. Manchmal durch Redenhalten, manchmal durch einfaches Schweigen und Aufgeben ihrer Wünsche. Gerade dann aber fast immer. Eins nach dem anderen kam und erklärte sich für überzeugt. Manchmal war's freilich zu spät, manchmal auch nicht. Kläres Macht war und blieb in dem „allmählich".

Doch sie war auch noch kein alter phlegmatischer Mensch. Auch ihre Geduld war noch jung und hatte keine langen Fäden. Wenn es ihr und ihrem guten Willen manchmal gar zu arg in die Quere ging aus nichts als dummem Unverstand, dann war auch ihr zu Mute, als möchte sie am liebsten den Himmel einreißen.

Es waren, von fern besehen, belanglose Kleinigkeiten. Aber in der Praxis der Täglichkeiten sind sie ein probates Mittel, „aus der Haut zu fahren".

Dabei waren diese Kinder doch nicht boshaft oder feindselig gegen Kläre gesonnen. Es schien jedesmal reiner, unschuldsvoller Zufall zu sein. Und daß dem doch ein ganz leises Oppositionsgefühl gegen die allzu jugendliche Autorität zugrunde lag, kam den Missetätern gar nicht einmal zum Bewußtsein.

Ein Stachel blieb auch nie zurück. Denn „war die Not vorüber, dann waren die Nöte süß". So böse auch Kläre jedesmal war und so fest sie sich vornahm, nie wieder gut mit ihren schrecklichen Plagegeistern zu werden — sowie die Sache ihre aktuelle Bedeutung verloren hatte, konnte sie gar nicht anders als den lustigsten Spaß von der Welt daraus formen, sich selbst mit ihrem fürchterlichen Zorn zur drolligen Figur machen, die reuigen Sünder mit ihrer Reue noch obendrein auslachen und sich selber so ihrer Herrscherautorität entkleiden.

Es war dies wohl so unpädagogisch wie möglich. Aber aus der Entthronten, die von den Geschwistern fröhlich als ihresgleichen in den Kreis geschlossen wurde, ward doch allmählich die junge Königin in diesem kleinen Heim.

Sie wußten es alle vier nicht einmal, bis es eines Tages als das allernatürlichste unter ihnen feststand: daß Kläres Wille und Meinung der Kompaß unter ihnen war.

Aber freilich: diese Königskrone blieb vorläufig bei den täglichen Erlebnissen noch recht unsichtbar wie der Trägerin leider selbst unfühlbar, und das vielgeplagte Pensionsmütterchen mußte sich immer wieder in wildes, aufreibendes und dabei so ganz überflüssiges Handgemenge stürzen.

* * *

Fritz bekam alle Woche Nachricht. Sonntagnachmittag zwischen drei und vier war die unverrückbare Zeit der Berichterstattung. Meist besorgte Kläre dies, manchmal auch Paul. Wolfgang und Eva kritzelten nur nach viel Drängen und Mahnen ein paar farblose Redensarten hin, die sie ihrem flüchtigen Geist abrangen, und aus denen Fritz beim besten Willen nicht viel machen konnte.

Ein paarmal ereignete es sich auch, daß unvermutet plötzlich der hochrädrige Selbstfahrer aus Heckendamm vor der Tür hielt. Für die Bewohner der engen Gasse war dies jedesmal ein Ereignis, rechts und links wurden die Fenster aufgerissen und die einfache Livree des alten Matthias staunend bewundert, dazu die schön gepflegten Kutschpferde, die ungeduldig die Köpfe warfen, daß ihnen der Schaum ums Maul flog.

Aber auch oben, von Kläre herab zur Rike, herrschte Freude. Wenn Fritz kam, dann kam er nur, weil es ihn hergetrieben hatte. Weil er durchaus seine kleine Familie wiedersehen mußte.

Die materiellen Bedürfnisse übermittelte der wöchentliche Butterwagen und der alte Postomnibus, der täglich eine Viertelstunde von Heckendamm bei der Försterei vorüberkam.

„Na, ihr Kinder, das war wieder einmal fein mit Fritz!" sagte Kläre das letztemal wieder, als das Rollen des Wagens in der dunklen Straße verklang und die vier von Rikes Laterne geleitet das enge steile Treppchen in ihre Wohnung hinanstiegen.

Die beiden Ältesten und auch Rike stimmten ihr mit seltener Einmütigkeit zu. Nur Wolfgangs Augen streiften sie in dem flackernden Laternenschein mit einem schelmischen Seitenblick.

Den verstand sie ganz genau. „Hättest du nicht in betreff meiner so durchtrieben geheuchelt, so wäre es doch wohl nicht so fein geworden!"

Nun ja: Wolfgang trieb lauter Dummheiten. Er versteckte Riken die Schlüssel, pustete ihr sechsmal am Abend die Lampe aus, vertauschte, wenn ihm Kläre Briefe zu adressieren gab, die Kuverts, so daß Mißverständnisse und Verwirrungen entstanden. Er neckte Paul und Eva, trieb sich abends auf der Straße herum und ängstigte die höheren Töchter. Aber das waren doch alles nur Kindereien, die nicht vor das Forum von Fritz gehörten.

Nach einiger Zeit kam Doktor Löhr wieder und berichtete über Wolfgang. Der Bericht war eigentlich nicht gut und nicht schlecht. Von dem Durchgängertum der ersten Zeit hatte der Junge zwar abgelassen, aber er blieb ein Windbeutel und Flattergeist. „Schade um seine Anlagen," sagte Löhr.

Kläre hatte sich einen Lehrer eigentlich anders gedacht. Mehr Kathedermensch, weniger guter Freund. Es war so viel Natürlichkeit, Leben und starke Hilfsbereitschaft an ihm, so viel Verständnis und Interesse, daß Kläre staunend vor dem Geschenk solcher Bekanntschaft stand. Ein paarmal fragte sie sich wohl verwirrt, ob er denn allen seinen Schülern solch offenes Herz entgegenbringe.

In der Art, wie er Wolfgang auch daheim behandelte, lag die unerbittliche Forderung des Starken, der auch andere zu seiner Stärke erziehen will. Aber dabei jener ruhige Respekt des Menschenfreundes vor dem Guten, das für ihn auch in fremder Art und Natur lebt. Und dieser Respekt erhob den Jungen über sich selbst, ließ Scham und feineres Ehrgefühl in ihm erwachen.

„Wie Sie erziehen können!" rief einmal Kläre aus.

Es war an einem Sonntagabend zu Ende November. Fritz war auf ein paar Stündchen hier gewesen, hatte Doktor Löhr kennen gelernt, war dann aber wegen der undurchdringlichen Dunkelheit und schlechten Wege früher als sonst aufgebrochen. Das schöne Schneewetter hatte sich in Regen, Sturm und argen Schmutz verwandelt.

Ein sehr froher Nachmittag lag hinter ihnen. Wolfgang hatte sich auch von seiner liebenswürdigsten Seite gezeigt. Dann war er noch stets von bestrickendem Liebreiz. Er hatte Geige gespielt, soviel man nur von ihm wollte, und mit seinem drollig harmlosen Witz alle unterhalten.

Kläre merkte wohl, daß Fritz erstaunte. Er kannte den Bruder gar nicht so. In seiner Gegenwart benahm er sich sonst steif und gesetzt, sein natürliches Wesen stand dann unter einem Druck. Sie wußte wohl, wer ihn heute gelöst hatte: der, dessen Einfluß noch mächtiger war, weil er bejahte statt zu verneinen.

Zum erstenmal in ihrem Leben fühlte Kläre die Macht solchen geklärteren Willens Und Bewunderung und Freude lagen in ihrem Ausruf, den sie an Konrad Löhr richtete.

Paul und Wolfgang waren mit Fritz fortgegangen, der noch Geschäftliches in Sassow erledigte. Eva half draußen der Rike, das gebrauchte Geschirr forträumen.

Konrad Löhr sah fast betroffen in Klärens leuchtendes Gesicht. Er war es von ihr nicht gewöhnt, so jäh und stürmisch belobt zu werden.

Im großen und ganzen vergaß sie ihn, wenn er dawar. Bestenfalls „bruddelte" sie ihn mit in ihre Familie ein, und er durfte schon froh sein, wenn er ebensoviel wie ihre

Geschwister und ihre Haushaltungssorgen galt. Meistens wohl weniger.

Er war sonst gerade nicht an schlechte Behandlung gewöhnt. Er war vermögend, hatte gute Erziehung und war heiratsfähig. Solche Leute stehen zu unseren Zeiten hoch im Kurs. Aber er hatte seine hellen Augen im Kopfe. Auch nicht die unerschrockenste und gewandteste Töchtermama konnte ihm eine Neigung aufhängen, die er sich nicht ausgesucht hatte.

Sein Vater war Offizier gewesen und früh gestorben, seine Mutter hatte ihn und seine Geschwister in Pensionaten aufwachsen lassen. Er dachte nicht gern daran zurück. Aber die unerfüllte Sehnsucht des stürmischen Knaben nach Familienleben und häuslichem Glück war langsam zu dem Drange nach lebendiger Menschengemeinschaft gereift, hatte ihn zum Lehrer und Führer der Jugend gemacht.

In den Pensionaten war er in Not und Zorn zum Hasser jedweden Schemas geworden. Jetzt hatte er gelernt, auch dieses mit lebendigem Inhalt zu füllen, ohne die Form mehr zu verachten. Er hatte, trotz aller „guten“ Erziehung, sich selbst erzogen.

Nun stand er da: eine reife, klare Persönlichkeit. Kein Mensch durfte sich rühmen, ihn zu bestimmen, ihn zu beeinflussen. Und doch war sein Wesen ohne Härte und einseitige Schroffheit. Es war der große Blick für das Gute in jedem, das sein Wesen bereit und groß machte. Nur wo er zu lieben begann, wurde er streng und anspruchsvoll.

Und hier — diesem wunderbaren Mädchen gegenüber begann er zu lieben.

In ihr hatte sich zum erstenmal die eigentliche Erfüllung seines alten Sehnsuchtsleides gezeigt. So wie sie ihr Haus und Leben baute, so hatte auch er es sich immerdar geträumt. Losgelöst von dem geräuschvollen Getriebe da außen, nicht hassend, aber gleichgültig. Mit allen Interessen im eigenen Kreise wurzelnd, voll souveräner Unbekümmertheit um der Leute Meinung, ruhig und stolz in sich, ohne diesen eigenen Reichtum des Herzens auch nur zu kennen. Voll ungebrochener Freude am Kleinen, voll Frohsinn und Herzensfrische.

Wer stets in Pensionaten gelebt hat und dann viel in großen Gesellschaften, der hat unter Treibhausblumen beinahe vergessen, daß es auch noch solche gesunden Wiesenblumen gibt.

Nun stand er beglückt und bewegt. Und aus der allgemeinen menschlichen Freude wuchs leise, aber voll unaufhaltsamen Lebensdranges die Freude an anderen, nicht gar so allgemeinen Dingen. Am blonden Haar und dunklen Augen. An Gestalt und Gang, an Blick und Stimme. Und er fühlte und sah, wie dies Kind Kläre sein Herz in Besitz nahm, und wie sein Leben abhängig wurde von ihr.

Damit aber begann der Sturm in ihm, löste sich die überlegene Geklärtheit in ungestümes Fordern, in Widersprüche auf.

Er wollte ihr dafür dankbar sein, daß sie ihn endlich einmal anerkannte, endlich einmal wichtig nahm, und dabei war er ihr doch böse über das unbefangene Lob.

„Ich habe heute gar nicht erzogen,“ entgegnete er ihr unwirsch.

„Nicht in Worten, aber durch Ihren Einfluß! Wolfgang war in Fritzens Gegenwart noch nie so.“

„Das freut Sie wohl sehr?“

„Aber wie können Sie erst danach fragen! Das freut mich über alles.“

Er sah ihr stumm ins Gesicht, wie sie so fröhlich und zwanglos vor ihm stand. Und langsam erwachte der dunkle Hang in ihm, dies Menschenkind zu quälen, die hellen Augen zu trüben.

„Es ist ja schlimm, daß Sie damit erst auf mich warteten,“ sagte er hart. „Damit stellen Sie sich und Ihrem Bruder Fritz ein Schwächezeugnis aus.“

Sein Wunsch ging ihm sehr rasch in Erfüllung. Klärens Gesicht bekam plötzlich einen verwirrten und unglücklichen Ausdruck.

„O —“ sagte sie unwillkürlich, ihre Augen suchten in seinem Gesicht, aber er sah sie mit unbeweglicher Miene an.

„Ist das so?“ stammelte sie in ganz hilflosem Tone.

„Ja, das ist so,“ entgegnete er mit grausamen Augen.

Sie wußte plötzlich nicht mehr aus noch ein, ihre Lippen zitterten, und sie bekam Tränen in die Augen. Diese zu verbergen, wandte sie sich zur Seite und tastete mit verlorenen Bewegungen an einer Stuhllehne herum.

Er ließ ſie nicht aus den Augen, ſein Herz wurde ihm heiß. Wohl hätte er ſich ſagen können, daß, was ſie quälte, nicht ſeine Härte an ſich war, ſondern die Erkenntnis ihrer anſcheinenden Unzulänglichkeit. Aber das zu begreifen, fehlte ihm jetzt die Ruhe.

Die Tränen in ihren Augen machten ihn ganz wild. Er wußte: wenn er jetzt nicht davonlief, konnte er etwas unglaublich Törichtes tun. Etwa ihr Köpfchen an ſich reißen oder mindeſtens Worte ausſtoßen, die er gar nicht verantworten konnte.

Wie hätte er auch denken können, daß ſo ein Kind mit ſeinem unglücklichen Geſichtchen einen Menſchen um und um drehen konnte! Dann hätte er wahrlich dies Experiment unterlaſſen.

„Gute Nacht für heute," ſagte er heiſer und gewaltſamen Tones. „Wir ſprechen in den nächſten Tagen wohl noch einmal darüber. Schließlich — ſo zum Ärgern iſt es ja gar nicht."

Er gab ihr nicht einmal die Hand. Draußen ſchlug er die Flurtür zu, daß es knallte. Er war ſo froh, daß er ſeinen Hut auf dem Kopfe hatte und unten die Petroleumlaterne in der dunklen Straße wiederſah, als habe er ſoeben den größten Sieg ſeines Lebens erfochten.

Oben weinte Kläre zum Herzbrechen. Wie war dies Schreckliche nur ſo plötzlich gekommen? All ihr froher Mut lag zerſchmettert am Boden. Sie taugte nichts, war ganz und gar unfähig, ihre Geſchwiſter zu leiten!

Das ſtand jetzt über jeden Zweifel feſt. Sonſt hätte es ihr Doktor Löhr, der beſte Freund, den ſie hatten, doch nimmermehr mit ſolcher harten Beſtimmtheit geſagt.

Als ſie Evas Schritte hörte, drängte ſie mit verzweifelter Gewalt ihre Tränen zurück, ſtürzte ans Fenſter, riß es auf und ſah hinunter, als ſpähe ſie nach den Brüdern. Der Wind nahm die Feuchtigkeit von ihrem Geſicht, kühlte die erhitzte Stirn. Aber Kläre empfand keine Wohltat. In ihrem Herzen war ſchwärzere Nacht als drüben über den Dächern.

Eva merkte zum Glück nichts, ging plaudernd ab und zu. „Du, Doktor Löhr knallt aber gut mit den Türen! Die Schneiderſche wird aus ihren Federbetten ſchön aufgefahren ſein! Ich dachte doch, er bliebe noch ein Weilchen. Hab' mich ſchon ſo geſputet! Läßt er mich nicht grüßen?"

„Diesmal nicht —" ſagte Kläre in den Wind hinein.

„Es iſt auch man bloß ein Affe!" ſtellte Eva prompt feſt. „Na, meinetwegen. Ich bin müde, hu — ja. Ich mache jetzt das Schlafzimmer zurecht und warte nicht auf die Jungens. Komm mir bald nach, alte Mutter."

„Alte Mutter" — ja, das war Kläres neckiſcher Koſename. Ein bißchen Trotz und Spott lag darin und ſehr viel Anerkennung ihrer Mutterwürde.

Sie ſchloß das Fenſter und kam ins Zimmer zurück. Nebenan polterte und rumorte Eva. Sie machte ſtets mit der geringſten hauswirtſchaftlichen Verrichtung einen Höllenlärm. Das kannte und ertrug man an ihr. Dafür war ſie eben die kleine Gelehrte.

Kläre ſetzte ſich an den Tiſch. Sie weinte nicht mehr, aber eine tote Leere war in ihr.

Die Kinder ſollten ſie nun nicht mehr Mutter nennen. Ach, wie hatte ſie ſich über ſich ſelbſt ſo täuſchen können! Hatte in den Tag hineingelebt und ſich eingebildet, mit dem bißchen Nähen und Kochen und Ermahnen und Luſtigſein ſei es abgetan. Und nun kam der erſte Menſch, der in ihr Familienleben Einblick hatte, und ſagte ihr als ehrlicher Freund gerade heraus, daß ſie ihre Sache nicht verſtünde, daß ſie ihr Amt einfach ſchlecht verſehe.

Ja — in aller Welt, wozu war ſie denn überhaupt nütze? Was wollte ſie denn noch eigentlich auf der Erde? Die Kinder waren ja in Penſionen viel beſſer aufgehoben!

Aber das Geld! Was würde Fritz ſagen? War er nicht froh und glücklich über dieſe Einrichtung geweſen? Ordentlich aufgelebt war er ſeitdem.

An der Flurtür klapperte es, die Jungens kamen zurück. Sie ging zu öffnen, aber tat, als habe ſie noch eine nötige Verrichtung in der bereits dunklen Küche. Dort blieb ſie, bis die beiden in ihrer Hinterſtube verſchwanden und ſie das Herausfliegen der Stiefel auf den Flur vernahm.

Dann löſchte ſie das Licht und ging im Dunkeln zu Bett. Aber bis tief in die Nacht und in die Träume ihres unruhigen Schlafes verfolgte ſie der Jammer, der ſo jäh-

lings in ihr junges, helles Leben hereingebrochen war.

— — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen ging alles eilig. Es war keine Zeit, daß die Geschwister ihrem blassen, verstörten Aussehen Aufmerksamkeit schenken konnten. Doch vor dem Mittag mit seiner Ruhe und Beschaulichkeit fürchtete sie sich.

Um zwölf klingelte die Flurglocke. Das konnten die Kinder noch nicht sein, die sämtlich erst um eins kamen. Es war auch Doktor Löhr, noch mit den Büchern unter dem Arm, direkt wie er vom Gymnasium kam.

Er hatte noch nicht kommen wollen. Aber so ein Wollen, aus Gedanken geboren und von Gedanken gestützt, ist ein schwaches Bollwerk, wo das Herz stürmt. Er war eben da! Glaubte auch, heute besonnen genug zu sein, um nicht gleich das Schlimmste zu tun.

Das traurige Gesichtchen aufhellen zu dürfen, in den lieben Augen das alte Lachen anzustecken — nicht nur zu sehen, sondern selber zu schaffen —, das dünkte ihm für jetzt das Köstlichste, das die Erde hatte. Viel zu köstlich, um noch vierundzwanzig Stunden darauf warten zu sollen.

Kläre freute sich auch, daß er kam. Sie war nun doch nicht mehr so schrecklich allein mit sich und ihren Gedanken. Sie sah ihm auch gleich an, daß er es heute besser mit ihr meinte. Aber, im Grunde — helfen konnte er ihr auch nicht viel. Mit mitleidigem Trost ändert man doch keine Tatsachen.

Er war von ihrem Aussehen nun doch betroffen. Jede Bewegung, das freundliche Lächeln selbst, mit dem sie ihn grüßte, schien davon beherrscht. Es war, als sei ihr innerlich etwas zerstört.

Er hatte immerhin noch Trauer und Tränchen, vielleicht auch ein trotziges Schmollen erwartet. Erst jetzt, vor ihrem Anblick, ward es ihm klar, wie er die ganze Zeit über, seit gestern abend eigentlich nur an sich und seine Beziehung zu ihr gedacht habe. Es ganz und gar aus dem Auge gelassen, daß er ihr vielleicht das innerste Herz zerschlagen habe und zu einer Heilung selber unfähig sei.

Der Gedanke ließ ihn erblassen.

Während sie zusammen ins Wohnzimmer gingen, rang er nach kühler Beherrschung der Lage. Er hatte in seiner Rüge nichts gesagt, was er nicht aufrechthalten konnte und jetzt auch mußte. Einen Charakter wie den Wolfgangs zu bändigen und recht zu leiten, vermochte Kläre Dönniger nicht. Dazu war sie viel zu jung, innerlich zu froh und zu gläubig, zu einseitig liebend mit dem Jungen. Sie war doch immerhin, mochte sie tun, was sie wollte, nicht die Mutter, mit Mutterinstinkt und Muttererfahrung — sondern die Schwester. Und eine sehr junge und sehr, sehr weltunerfahrene Schwester obendrein.

Ihm wollten die Augen feucht werden, als er sie jetzt ansah. Ach, taten alle diese Mängel, diese ganz natürlichen, normalen Mängel, ihrem Wert und Wesen vor ihm auch nur um eines Fadens Gewicht Abbruch? Liebte er sie nicht doppelt um dieser holden Unfertigkeit willen, und weil sie solch ein mutiges junges Menschenkind war, das ganz wie selbstverständlich die allergrößten Aufgaben auf sich nahm?

Kläre hatte ihm nach alter Gewohnheit einen Stuhl hingeschoben, ihm sogar die Bücher abgenommen. Dann setzte sie sich ihm gegenüber, bemüht, ihren tiefen Kummer so gut wie möglich vor ihm zu verstecken.

Unwillkürlich fragte er, obwohl er sich die Antwort längst aus ihrem Wesen hätte ablesen können: „Sind Sie mir böse?"

Sie errötete heftig. „O nein!" rief sie. „Das dürfen Sie doch nicht von mir denken! Ich danke Ihnen vielmehr."

Konrad Löhr wandte den Blick zur Seite, er konnte ihren Anblick kaum ertragen. Hätte er sagen dürfen, wie es ihm ums Herz war, er hätte gerufen: Aber verstehst du denn gar nicht, mein Mädchen, daß all deine schöne Sachlichkeit auf meiner Seite gar nicht existiert? Daß ich den Kuckuck nach Wolfgang und deiner Pädagogik frage! Daß man in meinem Zustand die wunderlichsten Dinge redet und die einfachsten Dinge meint —

Da tönte Klärens leise Stimme in den Tumult seiner Empfindungen hinein. „Ich habe viel daran gedacht, Herr Doktor. Ich glaube, ich gäbe alles dafür, daß es mir gelänge, besser und tüchtiger zu werden. Und ich will es auch gewiß versuchen. Aber

ich — fürchte" — ihre Stimme stockte und wurde fast unhörbar — „es wird nicht gehen — Wolfgang —"

Sie brach ab, weil sie ihrer Stimme nicht mehr traute. Trotz aller Anstrengung stiegen ihr wieder die Tränen auf. Wie schrecklich das nur war! Immer bekam er gleich Tränen zu sehen. Wie mußte er sie für empfindlich und selbstsüchtig halten!

Konrad Löhr riß sich aus seinen Träumen und warf seinen ganzen inneren Menschen mit einem Ruck herum. Jetzt galt es nicht, Gedanken nachzuhängen, jetzt galt es, dies junge herrliche Geschöpf aus dem Abgrund wiederherauszuholen, in den er es voll unbedachten Übermutes gestoßen hatte.

„Fräulein Dönniger," sagte er ernst und warm, „es nützt gar nichts, daß Sie sich so maßlos quälen. Es liegt auch gar kein Grund dazu vor. Gewiß bin ich ein besserer, weil erfahrener Erzieher für Wolfgang als Sie. Doch ich wäre wahrscheinlich ein weit schlechterer, wenn Sie mir nicht zur Seite stünden. Die Schärfe meiner Ausdrücke, die mir sehr leid ist, hat Sie gestern verwirrt."

Jetzt fing die Sache selber an, ihn zu bewegen. Der etwas gewaltsame Trostton fiel unmerklich von ihm ab, und er vergaß sich selbst und sein großes Wünschen. Wie der Künstler seinem schwersten und liebsten Arbeitsstück, so stand er der Entwickelung dieses Knaben gegenüber. Nicht ein System, ein ausgeklügeltes Richtmaß, nein ein weiter lebendiger Blick, ein makroskopisches und daher im tiefsten Sinne künstlerisches Erfassen leitete hier Wort und Empfinden.

Nun war es kein Dozieren mehr, es war ein schöpferisches Tun, als er jetzt mit innerer echter Beteiligung von Wolfgang und den Einflüssen auf dessen Leben sprach. Sein starkes, klopfendes Empfinden drängte sich in die fremde Seele hinüber. Nicht mit leisen, lindernden Fingern mehr, nein mit mächtiger Faust griff er in das junge ungeklärte Erkennen vor ihm — und sein Griff war Herrschertum.

Glühend übergossen saß Kläre vor ihm. Ja! sie fühlte in diesem Moment sich selbst und all ihr Können und Vollbringen wanken, untergehen wie in einem breiten, reißenden Strom. Aber der Strom war kein Verderber. Er brachte neues, wundervolles Leben mit sich! Nicht sie selbst stand mehr im Vordergrund, nicht ihre Kraft und Tätigkeit war mehr die Säule für all das ihr anvertraute Leben: aber sie konnte nicht mehr weinen und jammern um solchen Untergang. Denn da war eine neue Macht erstanden, die sie noch nicht erkannte und begriff, aber vor der ihre Seele erschauerte und sich beugte.

Konrad Löhr stand auf, die Stirn war ihm feucht. „Auf Wiedersehen!" sagte er.

Kläre geleitete ihn zur Außentür, sie vermochte nicht, ihm ein einziges Dank- oder Abschiedswort zu sagen. Wie im Traume kehrte sie in ihr Wohnzimmerchen zurück.

* * *

Es ging stark auf Weihnachten. Abends, wenn alle Schularbeiten erledigt waren, saßen die Vier um die Lampe, stickten, schnitzten, drechselten um die Wette. Ein paarmal war auch Doktor Löhr dabei. Aber nicht oft.

Kläre fühlte eine Veränderung in ihm. Seit jenem Vormittag hatte er ihr noch kaum einmal wieder ein wirklich liebes Wort geschenkt. Er war launisch, kühl, gegen sie oft absprechend und schroff.

Sie fand keine Erklärung für sein Wesen und wurde traurig darunter. Gerade jetzt, da er in einer wunderbaren Stunde die Grenzen ihres Lebens und Empfindens ihr erweitert hatte, da unter seiner Hand die Kleinlichkeiten und Unklarheiten ihres Wesens gefallen waren und sie ihm bewegt und dankbar mit offenem Herzen entgegenkam, wandte er sich von ihr ab, stieß die Hände zurück, die sie ihm bot.

Mehr, als sie selber wußte, quälte sie sich mit diesem Rätsel. Es drängte sich ihr tagsüber in alle Verrichtungen, es verscheuchte ihr abends den Schlaf. Sie begann sich nach ihm zu sehnen. Es war ihr dann, als brauche es nur seiner Gegenwart, um diese wunderliche und unverständliche Entfremdung zu lösen. Aber je mehr die Zeit vorrückte, desto seltener kam er.

Dagegen bekam Kläre am letzten Vormittag vor ihrer Weihnachtsreise einen wunderlichen Besuch. Eva hatte sich vor einigen Tagen in dem naßkalten Nebelwetter stark

erkältet und war von dem alten Sanitätsrat Doktor Musche ins Bett gesteckt worden. Jetzt stellte sich plötzlich Frau Sanitätsrat Musche Kläre vor, die in ihrer Küchenschürze selber die Flurtür öffnete. Frau Sanitätsrat fragte vor allen Dingen einmal nach Eva.

Diese Erkundigung dünkte Kläre ja sehr freundlich, aber auch ein bißchen verwunderlich.

Frau Doktor Musche war eine stattliche, elegante und sehr sichere Fünfzigerin.

„Liebes Kind," nannte sie Kläre gleich in den ersten fünf Minuten. Das Mädchen saß auf ihrem Stuhl und sah sie mit Augen voll unverschleierten Erstaunens an. Die Fremde aber sprach unbeirrt, als befände sie sich in der natürlichsten Lage, über Fleischer- und Bäckerverhältnisse von Sassow und leitete so kaum merklich auf persönliche Fragen hinüber.

„Liebes Kind," sagte sie milde, „ich kann Ihnen leider nicht ganz verhehlen, daß hier in den besseren Kreisen einiges Erstaunen über Ihre so radikal durchgeführte Zurückhaltung herrscht, die wir uns jetzt nicht anders als absichtlich deuten können. Ich vornehmlich, deren Mann seit Jahrzehnten mit Ihrem Elternhause bekannt ist, hatte sehr erwartet, daß Sie, mein Kind, Ihre Pflichten in dieser Hinsicht kennen würden!"

Jetzt war Kläre blutrot geworden.

„Ich wußte nicht, Frau Sanitätsrat —" stammelte sie, „und da ich — da wir doch nicht in der Lage sind, geselligen Verkehr —"

„Liebstes Herz," sagte die Dame sehr gütig. „Nein, entschuldigen Sie sich nicht. Sie mißverstehen mich. Wer wäre denn wohl so töricht, von Ihnen, in Ihren Verhältnissen" — ein langer Blick flog durch das einfache Zimmerchen — „etwa Einladungen, Kaffees oder dergleichen Dinge zu erwarten. Nur ein bißchen Zutrauen hatten wir zu finden gedacht. Sehen Sie, um es Ihnen kurz heraus zu sagen: man ist hier allgemein erstaunt über Ihren Bruder, ja sogar etwas empört über ihn, daß er als Haupt Ihrer Familie seine junge Schwester ohne jeglichen Schutz, ohne Anstandsdame sagen wir geradezu, hier in der Stadt wohnen läßt und Sie dadurch dem ärgsten Gerede preisgibt, das je auf Kosten des guten Rufes eines jungen Mädchens ging!"

Kläres Augen waren nur immer größer geworden. Es schien beinahe, als verstünde sie den Sinn der Rede nicht einmal.

„Ja, aber ich — ich vertrete doch Mutterstelle —"

„Liebes Kind," belehrte Frau Sanitätsrat sehr sanft, wie man zu einem etwas zurückgebliebenen Kinde redet. „Ein junges Mädchen hat nichts Höheres als ihren Ruf. Sie schließt sich unweigerlich aus jedem achtbaren Kreise aus, sobald sie daran Einbuße erleidet."

Kläre war unter den sanften Worten dunkel erglüht. Und doch verstand sie noch immer nicht. Nur ihr Instinkt setzte sich jählings zur Wehr, und sie fühlte, ohne es zu wissen, daß jene Dame dort mit unerhörter Kühnheit in ihr allerinnerstes Leben eingriff.

„Was meinen Sie?" rief sie aus.

„Muß ich denn hier noch deutlicher werden?" fragte Frau Doktor Musche. „Es handelt sich hier um — Herrenbesuche, die Sie empfangen. Mein Mann hat es Doktor Löhr schon zu verstehen gegeben, daß er Sie kompromittiert. Natürlich hat es nichts gefruchtet. Es ist ja einem jungen Mann auch schließlich nicht zu verübeln, daß er nimmt, was ihm geboten wird. Die Schranke aufrechtzuerhalten, ist Sache des Mädchens."

Damit erhob sie sich. Wie schwer es ihr geworden sei, diesen Gang zu tun, könne sie kaum aussprechen. Aber nun fühle sie sich froh und glücklich. „Das liebe Kind" sei jetzt auf den rechten Weg gestellt. In jeder Not und jeder Frage solle es nur getrost zu ihr kommen, ja sie hoffe, es nächster Tage in ihrem Heim in die Arme schließen zu können. Dann sei sie mit Freuden bereit, bei jeder Neugestaltung und jeder Zukunftsordnung „zu helfen und zu fördern mit allen Kräften". Fortwährend sprechend, lächelnd und nickend ging sie zur Tür.

„Kläre! Kläre!" schrie Eva aus ihrem Bette. Kläre mußte dem Rufe folgen.

„Kläre, was wollte denn die alte Klatschbase eigentlich? Ich konnte fast alles hören. Wäre am liebsten dazwischen gesprungen. Ist sie denn verrückt? Ach, und wie siehst du aus! Kläre, Klärchen, nimm's doch nicht so schwer!" Eva fing an zu weinen.

Das nun auch noch, ehe sie mit sich selber im reinen war. Einen Moment wankte

alles in ihr, dann nahm sie sich zusammen und setzte sich auf der Schwester Bett.

„Evi, bist du denn ganz dumm geworden? Höre doch nur auf mit Weinen! Willst du dich kränker machen, du kleine, dumme Dirn'!"

Eva sah kläglich aus ihren Kissen auf. „Was wird nun werden, Kläre? Wird nun alles anders?"

Kläre legte ihr die kühle Hand auf den Kopf. „Nein, Eva — ich glaube fast — es wird gar nichts anders. Aber nun halte dich still und quäle dich nicht damit. Ich werde die Sache schon zwingen, laß mir nur erst ein bißchen Zeit und sage ja den Jungens nichts davon."

— — — — — — — — — — — — —

Es ist eine uralte und herzige Wahrnehmung, daß kaum ein Personenstand und eine Menschenart Wesen und Gebärde so in der Gewalt hat wie eine Mutter. Und was ein richtiges Mütterchen ist, das hat diese feine, liebevolle Kunst ganz wie selbstverständlich, ohne Schule und Reflexion erlernt, von einem Tage zum anderen, und hantiert sie, wie gewöhnliche Leute die Erfüllung ihrer eigenen Bedürfnisse hantieren.

Mütterchen Kläre machte es ebenso. Man konnte es nicht einmal eine Heldentat nennen, so natürlich war es ihr — wenn man nicht die natürlichen Helden gerade als die echtesten ansehen will.

Paul und Wolfgang merkten überhaupt gar nichts, Eva beruhigte sich vollkommen: das war der Triumph dieser uralten Muttermaxime. Aber Kläre selbst hatte blutwenig Freude von diesem Triumph.

Sie hatte sich in der ersten Qual der Stunde zum Trost gesagt: So ein Ärger kommt wohl mal im Leben, der verpufft sich wieder, wenn ich mich nur nicht unterkriegen lasse. Aber es schien im Gegenteil, als ob er sich von Stunde zu Stunde tiefer fressen wollte.

Es war auch nicht der Ärger über die unberufene Einmischung, der Zorn auf die Anmaßung der Fremden allein, auch nicht die innere Not der Unsicherheit, ob sie doch nicht recht hätte in dem, was sie als Verletzung der guten Sitte rügte. Das alles quälte und verfolgte sie — und doch war der Stachel noch tiefer gegangen.

Etwas Dunkles, kaum Geborenes, kaum Begriffenes war von plumpen Händen hervorgezerrt, betastet, zerpflückt. Noch bebte ihr tiefstes Empfinden bis in seine letzten Wurzeln.

Nein — er soll auch nicht wiederkommen! dachte sie, von innerem Frost geschüttelt.

Wie ein träumerisches Halbleben war es bisher in ihrer Seele gewesen. Nun — von lauten, mißtönigen Stimmen aufgeweckt, schlug die arme Seele die Augen auf — und das erste, was sie sah, war nur Schrecken, Furcht und tötende Scham.

Davor verging sogar der junge starke Trotz in ihr, der zudringlichen Dame Widerpart zu halten, nun erst recht ihren guten Lehren Verachtung entgegenzusetzen. Ach freilich, davor verging sogar jeder Gedanke an Rechtbehalten oder Unterliegen. Da wurde plötzlich alles so gleichgültig.

Nun kam Weihnachten heran, auf das sich Kläre so über alles gefreut hatte. Jetzt hatte sie den einzigen Wunsch: wäre es nur erst vorüber!

Mit solch beladenem, gequältem Herzen auf die Weihnachtsreise gehen, ist freilich ein hartes Stück.

Nun gesellte sich noch die endlose Unsicherheit dazu, ob Fritz von der Sache sagen oder nicht.

All der Jubel und das fröhliche Getriebe um sie her ging wie in Nebelschleiern an ihr vorbei. Die erste längere Trennung von Heckendamm lag hinter ihr, sie hätte sich gern gefreut über alles, das Haus, die Stuben, die Leute, den Weihnachtsbaum — sie ging durch die Ställe und begrüßte ihre alten Bekannten aus dem Kuh- und Kälberreich — aber nichts wollte ihr das bedrückte Herz befreien.

Als das Fest vorüber war, mußte sie nun doch zu Fritz sprechen. Es ging nicht an, ihn, den Herrn des Hauses, im unklaren über die gehässigen Meinungen zu lassen.

Draußen hatte es endlich wieder Schnee und Eis gegeben. Die ganze junge Gesellschaft war mit Schlittschuhen zum See hinunter. Durch die Fenster lachte ein wolkenlos blauer Winterhimmel.

Da saßen wieder die beiden ältesten Kinder des Hauses beisammen und sahen dem Leben in sein häßlichstes Gesicht.

Fritz rief, rot vor Erregung: „Kläre, es ist wahr, dir fehlte ein Schutz! Aber gegen die edle Dame selbst, die ihn dir anriet! Warum warfst du sie nicht aus der Tür?“

„Nein, Fritz, dazu war sie zu alt gegen mich. Und dem Sanitätsrat sind wir doch wegen Mutter so viel Dank schuldig. Ach, im Grunde auch: kommt darauf wohl so viel an? Nur das eine müssen wir uns überlegen: hat sie recht gehabt oder nicht?“

Fritz stand auf und ging im Zimmer auf und ab. Er fuhr sich durch das starre, blonde Haar. Endlich blieb er vor Kläre stehen und sagte in rauhem Tone: „Ja — sie hat recht.“

Auch Kläre stand auf, ihre Augen verdunkelten sich von aufschießenden Tränen.

„Fritz — was soll nun werden?“

„Ich weiß es nicht, Kläre.“

Sie wandte sich zur Seite, weil ein fassungsloses Weinen in ihrer Kehle würgte. Es war ihr klar — so klar, daß auch kein einziger fragender Gedanke diese Klarheit mehr trübte: Fritz wußte, und wenn er es jetzt hundertmal verneinte, ganz genau, was nun werden sollte und mußte. So war er noch immer gewesen: rasch von Entschluß und eisern von Tat.

Und sie wußte es auch, ohne ein Wort, was in seinem hellen, harten Kopfe sich jetzt für ein Plan aufbaute: das liebe kleine Heim in der engen Stadtgasse zerstören. Paul und Wolfgang in Pension — und Eva — Eva nach Hause. Das Kind mußte als Opferlamm fallen. So hatte es ja schon einmal sein sollen, ehe die rettende Einrichtung kam.

Da strömte die alte, mutige Kraft in Klärens Seele zurück wie ein frischer Windstoß, der Schwäche und Jammer über den Haufen blies.

„Ich aber weiß alles, Fritz!“ rief sie ihn mit blitzenden Augen an. „Ich weiß, daß wir ein reines Gewissen und einen guten Willen haben. Alles andere kommt dagegen nicht auf. Ist es ungewöhnlich, daß ich mit einundzwanzig Jahren einen Haushalt führe, so ist doch nichts Schlechtes dabei. Wir konnten es ja gar nicht anders, Fritz! Und hätten wir auch eine alte Tante als Anstandsdame zur Hand, wir könnten doch unseren Haushalt nicht mit noch einer Person belasten. Wir haben ja auch gar keine. Fritz — Mutter hat sich ihr lebelang nicht um die ‚Leute‘ gekümmert. Wir sind jetzt ihre Stellvertreter, sollten wir ihre Meinung so schlecht verstehen?“

Noch niemals hatte Kläre so zu Fritz gesprochen. Er sah sie staunend an. War sie gewachsen in der Zeit ihrer Abwesenheit? Das war ja kein Kind mehr, das sich willenlos seiner Entscheidung beugte, das war ja ein entschlossenes, reifes junges Weib.

Es ging ihm warm übers Herz, und er reichte ihr mit einer raschen, unwillkürlichen Bewegung die Hand. „Auf dich kommt es schließlich dabei an!“ sagte er. „Du sollst entscheiden.“

In dieser Nacht schlief Kläre zum erstenmal seit Wochen wieder ruhig und traumlos. Die stumme, ernste Anerkennung von Fritz war wie ein Trunk aus frischer Quelle für ihre erhitzte, abgemüdete Seele.

Nun konnte Kampf und Leben weitergehen! —

Während sie schon längst schlief, saß Fritz noch unten und schrieb an den Sanitätsrat Musche. Er bat ihn, seiner Frau Gemahlin mitzuteilen, daß er ihre gutgemeinte Einmischung nach ihrem Werte schätze, daß er aber aus Gründen, die sich nur dem Nächststehenden erschließen könnten, an seiner Einrichtung mit der Einwilligung seiner Schwester festhalte. Das Gebot der nächsten Pflicht habe hier mehr zu entscheiden als die Meinung, die in Kaffeekränzchen und vielleicht auch in Weinstuben die herrschende sei.

Doktor Löhrs Namen nannte er dabei nicht, weil er ein näheres Eingehen für überflüssig hielt. Nicht, weil er sich über diese Sache selbst Gedanken machte. Kläre hatte es vermocht, das unpersönliche Gepräge festzuhalten.

* * *

So hatten die Kinder von Heckendamm ihr Schifflein um diese böse Klippe glücklich herumgebracht, sich Willen und Unabhängigkeit gewahrt und aus dem Unwetter schließlich doch noch einen Gewinn gezogen: ein tüchtiges Stückchen Lebensklugheit und Überblick für die Zukunft.

Der Sanitätsrat nahm sich seine Ehehälfte ernstlich vor. Sie hatte ihm die ganze Ge-

ſchichte in einer anderen Beleuchtung dargeſtellt. Nun gab es Tränen und Aufregungen, und in den Kaffeekränzchen gingen die Wellen hoch.

Die Kinder dahinten merkten nichts von all dem Tumult und dem Redeaufwand, der um ſie getrieben wurde. Kläre trug ein ſeltſames Empfinden in der Bruſt: einen ſtillen Schatz von Ruhe und Sicherheit, den ſie ſich aus Lärm und Streit gerettet hatte. Aber daneben ein ſtetes leiſes Zagen, als müſſe ſie vor dieſem Schatz eine Wehr bauen, damit er ihr nicht wieder geraubt werde. Ja, als müſſe ſie ihren Gedanken verbieten, zuviel daran zu rühren.

Am froſtſtarrenden Januarabend waren alle wieder in das verſchloſſene, durchkältete Heim zurückgekehrt. Nun hieß es Feuer anmachen, heißen Tee für die durchfrorene Geſellſchaft kochen, lüften, Decken und Teppiche in Ordnung bringen, die Blumentöpfe, um deren Ergehen ſich Kläre ſchon geſorgt hatte, von der Schneiderfrau Brauſemann heraufholen. Eben ſtand ſie und betrachtete ihre Lieblinge. Es war alles in ſchönſter Ordnung. Die Blättchen der Hyazinthen ſproßten luſtig aus dem Erdreich, die Blattpflanzen ſchauten hell und friſch drein, und die Primeln blühten, wie ſie ſie verlaſſen hatte.

„Ja, es iſt alles geblieben, wie es war," ſagte da plötzlich eine Männerſtimme hinter ihr.

Sie erſchrak ſo heftig, daß der Primeltopf ihr faſt entfallen wäre.

„Wie kommen Sie —" ſtotterte ſie faſſungslos.

„Türen und Tore ſtanden weitauf," verſetzte Konrad Löhr. „Und ich mußte Ihnen doch als Kulturmenſch meinen Neujahrswunſch bringen."

Wie er ausſah! Sein ganzes Weſen leuchtete ja. Dabei war er noch im Mantel, und Schneeflocken tauten auf ſeinem Schnurrbart.

„Bekomme ich keine Hand?" fragte er. Es ſollte wohl vorwurfsvoll klingen, aber um Augen und Mund zuckten ihm tauſend Schelme.

„Doch!" ſagte ſie und ſtellte den Blumentopf auf den Tiſch. „Aber — meine Hände ſind voller Erde — ach, und ſo ſchmutzig bin ich von der Fahrt und all dem Kramen!"

Er nahm ihre Hand und drückte ſie und kehrte ſich weder an die Erde, die daran ſaß, noch an das andere. „Ich dachte ſchon, bei Ihren Blumen wäre ich wieder einmal nichts."

Sie lachte. Wie war heute nur alles ſo wunderſchön! Es war ja kaum zu faſſen.

„Waren Sie vergnügt die Weihnachtszeit über?" fragte er.

Sie ſenkte die Augen und errötete. Ehrlich bekannte ſie: „Nein. Nicht ſehr. Es — es war —" ſie hielt inne. Es ging doch wahrlich nicht an, ihm gleich in der erſten Stunde den ganzen Sack mit Kraut und Rüben auszuſchütten.

Er antwortete nicht ſogleich. Die Kobolde in ſeinem Geſicht waren plötzlich verſtummt. Er mußte eine jähe Bewegung meiſtern, als er in ganz verändertem Tone ſagte: „Ich auch nicht."

Sie wagte nicht aufzublicken, weil ſie ſeine Augen auf ſich ruhen fühlte. Ein leiſes Zittern lief über ſie hin.

„Es iſt hier noch ſo kalt —" murmelte ſie mit einem verlorenen Blick auf das bullernde Feuer im Kachelofen.

„Wo ſind Ihre Geſchwiſter?" fragte er.

„In der Hinterſtube, beim Koffernauspacken. Soll ich ſie holen?"

„Nachher. Oder — laſſen Sie ſie nur — es iſt —" Er taſtete unſicher nach Worten. „Ich habe Eile — ja wegen Weihnachten — Sie ſagten vorher — und da meinte ich nur, es kommt ſchließlich nicht darauf an, ob es zu Weihnachten ſchön iſt, wenn nachher nur das Schöne kommt —"

Kläre nickte nur mechaniſch, ſie verſtand kaum, was er ſprach.

„Frieren Sie noch?" fragte er.

„Ja, etwas. Es iſt hier alles ſo ſehr ausgekältet während der vierzehn Tage."

„Und es hat ſtark gefroren in letzter Zeit."

„Ja."

Er ſah zur Tür. „Mindeſtens könnten wir aber die Tür zumachen. Es iſt doch nicht nötig, daß Sie Flur und Haus mitheizen."

Er ging, doch auf der Schwelle trat er in unangenehmem Erſtaunen zurück. Im Korridor ſtand die Brauſemann mit noch

einem Blumentopf in der Hand. Fast hatte es den Anschein, als hätte sie schon länger hinter der Tür gestanden.

„Ach, entschuldigen Sie man bloß, wenn ich störe. Aber hier hat Fräuleinchen noch ein Töppchen vergessen. Das wollt' ich doch man bloß nachbringen."

Unterdessen öffnete sich auch schon die Tür zur Hinterstube, und Wolfgang stolperte in einer Weise heraus, die eine energische Beförderung durch fremde Hand ahnen ließ. Dahinter scholl auch Evas helle Stimme in ein paar entrüsteten Ausrufen über den „ungezogenen Bengel". Wolfgang feixte dazu wie ein bösartiger Faun.

Jetzt sah er im Scheine der Flurlampe seinen Lehrer stehen. Er gab seinem ganzen Wesen einen Ruck, der geradezu lächerlich wirkte, und kam mit einem seiner elegantesten Sätze, über die seine schlanke, biegsame Gestalt verfügen konnte, heran.

„Guten Abend, Herr Doktor! Prost Neujahr, nachträglich. Morgen früh geht's wieder los!"

Konrad Löhr war so wütend, daß er kaum antwortete. Die dicke Brausemann mitsamt ihrem Alpenveilchen hätte er an die Gurgel packen und die steile Treppe hinabwerfen mögen. Nach wochenlangen Sehnsuchtsschmerzen hatte das Glück ihm heute lachen wollen! Jawohl! Hohn lachen! Darauf kam es allemal heraus.

Er hatte kaum Beherrschung genug, sich gebührend zu verabschieden und irgendeine Verabredung seinem eiligen Fortgehen unterzulegen. Als er Klärе flüchtig die Hand reichte, sah er sie nicht einmal an. Auch auf sie war er bitterböse.

Unten an der Straßenecke pfiff ein schneidend kalter Wind. Die paar Schneeflocken, die noch in der Luft trieben, waren vereist und schnitten ihm wie Nadeln ins Gesicht.

Hundertmal auf seinem kurzen Wege sagte er sich vor: morgen! Es ist ja noch nichts verloren, was tobe ich denn nur so? Und sein Verstand entrüstete sich über die Pein, die er litt.

Ach, er soll sich nur nicht so sehr entrüsten! In solchen Sachen weiß das Herz besser Bescheid. Es ist ein riskantes Ding um das, was das Heute schuldig blieb und das Morgen einlösen soll.

Konrad Löhr freute sich jetzt über die karge Straßenbeleuchtung Sassows, die sonst seinen Spott herausforderte. Von den paar Menschen, die ihm begegneten, hätte er keinen in sein Gesicht sehen lassen mögen.

— — — — — — — — — — — — —

Klärе nahm wie im Traume der Brausemann das Alpenveilchen ab.

„Es tut mir doch man zu leid, Fräuleinchen, daß ich Sie gestört habe!" versicherte diese halb gutmütig, halb lauernd. „Nu is der junge Herr Doktor weg wie'n Wilder."

„Sie haben gar nicht gestört, Frau Brausemann," sagte Klärе mühsam. „Der Herr Doktor hatte sowieso keine Zeit. Um Ihretwillen ist er doch nicht etwa weggegangen!"

„Nich? Na, dann is ja man gut. Ich dachte man bloß — na, dann gute Nacht, Fräuleinchen. Gehn Sie man bald zu Bett, nach das kalte Fahren, und warm kriegen Sie's heute abend hier doch nich mehr. Lassen Sie die Rike doch man ufkramen, die weiß ja schon so nicht, was sie auf der Welt zu tun hat."

Klärе träumte in dieser ganzen Nacht von Musik. Es waren nicht die Beethovenschen Sonaten, die Wolfgang auf der Geige spielte, oder die Brahmsschen Tänze. Aber es war ein wunderbares, zauberisches Gemisch, ein Tönen und Klingen, ein Auf- und Niedergehen, ein Zusammenprallen, Verwirren und ein Lösen in zarter, leisester Harmonie.

Nichts anderes, die ganze Nacht. Nur Musik —

Jählings erwachte sie. Durch das weiße Rouleau am Fenster sah noch die finstere Nacht. Kopf und Augen glühten ihr. Weit, weit — in fernsten Fernen schienen noch die letzten Töne ihrer Traummusik leise verhallend zu ersterben.

Stille jetzt. Unten bei Brausemanns schlug die schnarrende Stehuhr fünf.

Da! Was war das plötzlich? Welche Gesichter um sie her —?

Die Brausemann in der blauen Schürze, mit dem Alpenveilchen — und dahinter — nein, vor ihr jetzt, Frau Sanitätsrat Musche.

Pfui! Fort mit euch, Gespenster!

Noch einmal alle diese Quälerei? Es ist ja nur wesenloser Spuk! Fort damit!

Ihr Gesicht brannte, und doch kroch es frierend in ihren Gliedern empor. So ringt

das junge Herz, das leben will und Licht haben, mit den dunkelſten Mächten dieſer Erde, mit Baſenſinn und Niedrigkeit, die es aus ſeinem Paradieſe hinauspeitſchten, aus dem Lande des fröhlichen, goldenen Glaubens, in die große Leere hinein.

Als es Zeit wurde zum Aufſtehen, fühlte ſie ſich körperlich elend wie nach einer langen Krankheit. Wenn er nur heute nicht käme! Ich könnte ſeinen Anblick ja kaum ertragen. Aber als um zwölf die Flurglocke ſcholl, wußte ſie: das iſt er! Und ihr erſter Gedanke war nichts als der eine elende: ob die Brauſemann ihn geſehen hat?

Sie wartete ab, daß Rike ihm öffnete. Dieſe ließ ihn erſt ein Weilchen ſtehen, dann, da Kläre nicht kam, ſchlurrte ſie hörbar ſchimpfend aus ihrer Küche und ſchloß ihm auf.

Kläre war totenblaß bei ſeinem Eintritt. Er hatte zuerſt deſſen nicht acht, aber als er ihre Hand nahm, fiel ihm auf, wie kalt und tot ſie in der ſeinen lag. Er ſah ihr in die Augen.

„Fräulein Kläre," ſagte er beſorgt, „Sie ſehen krank aus. Haben Sie ſich nicht geſtern doch erkältet?"

Sein warmer Ton wollte ſie überwältigen, ihr ſtand das Weinen nahe. Mit einer Stimme, vor deren Rauheit ſie ſelbſt erſchrak, verſetzte ſie: „Nein, ich bin nicht krank. Und ich möchte Sie um etwas bitten, Herr Doktor."

„Mich?" fragte er erſtaunt. „Aber gewiß, ich bin zu jedem Dienſte bereit."

Noch einen Augenblick, ringend mit ſich ſelbſt, ſchwieg ſie. In ihr wallte eine Bitterkeit auf. Warum mußte es erſt zu ſolchem Ausſprechen kommen? Warum beſaß er nicht die Rückſicht, ſie vor fremdem Gerede zu ſchützen? Fehlte ihm in der Tat nur — die Achtung vor ihr?

„Es iſt mir geſagt worden, daß über mich als alleinſtehendes Mädchen geredet wird. Und ich muß Sie bitten, Ihre Beſuche einzuſtellen." Sie ſprach raſch und hart, ohne die Farbe zu wechſeln.

Er dagegen wurde flammend rot. „Wer hat Ihnen ſo etwas geſagt?" brauſte er auf.

„Gleichviel wer es iſt. Erlaſſen Sie mir doch die Einzelheiten. Glauben Sie nicht, daß mich dieſe Unterredung quält?"

Ihr geſchloſſenes Weſen brachte ihn außer ſich.

„So — nicht einmal Namen darf man wiſſen! Und dabei ſoll blindlings dieſen unſichtbaren Hetzgeiſtern gehorcht werden?"

„Es iſt aber doch richtig," ſagte Kläre.

Er verſtummte, ſein Geſicht wurde langſam farblos. „Richtig —? o ja —" murmelte er in plötzlicher Erbitterung.

Freilich, auch er war gewarnt und ermahnt worden. Was hatte es ihn geſchert! Er hatte Kläre nicht geſchont, weil er ſie nicht ſchonen konnte, weil über Wiſſen und Gewiſſen ſein ſtürmendes Herz davongeraſt war!

Was galt auch das Geträtſch der kleinen Stadt! Sein Leben war ihm feil für dieſes Mädchen! Wenn ſie erſt ſein Weib war, ſo war ja Erde und Himmel keines Gedankens mehr wert.

Hatte er denn einen anderen Weg zu ihr gehabt? Sie gar nicht ſehen — hieß den Baſen gehorchen. Seine Seele und ſein Wille war rein. Fühlte ſie denn das nicht? durfte ſie ihm einen ſolchen Vorwurf machen? Die ganze Kleinlichkeit des Lebens ihm vor die Füße werfen, wenn er kam, ſich ihr zu bringen?

Hätte ſie es auch nur gekonnt, wenn ſie in ihrem Herzen ein Plätzchen für ihn gehabt hätte?

„Natürlich iſt es richtig," wiederholte er kalt.

„Warum —" begann Kläre, aber ſie konnte nicht weiter. Wie war die Frage ſo überflüſſig, ſo quäleriſch. Was wollte ſie denn darauf hören?

Er gab ihr auch keine Antwort, ſah ſie nur ſtumm, wie drohend an. Und in der Zeit gab er ſie ihr in ſeinem Herzen.

Warum? weil ich dich liebhatte, über Geſetz und Sitte hinweg. Weil ich ſinnlos war und ein Narr. Denn ein Narr nur träumt am hellen Tage, wenn verſtändige Menſchen wachen und ſich über ihn wundern und ihn kritiſieren.

Darum habe ich dich kompromittiert, du vorſichtiges Kind. Das iſt aber zu ſchwer für dich, es zu verſtehen. Die Sprache der Baſen iſt leichter.

„Leben Sie wohl, Fräulein Dönniger," ſagte er dann laut. „Ich werde Sie nicht

wieder in Verlegenheit bringen. Glauben Sie mir, daß es mir bitter leid ist, dies je getan zu haben. Ich muß es Ihnen überlassen, Entschuldigungsgründe dafür zu finden, wenn es Ihnen möglich ist."

Er ging, ohne mit einer der Türen zu schlagen. Und nur einmal auf der Treppe dachte er: Wie oft hat mich diese alte Stiege gesehen! Vielleicht wundert sie sich auch.

— — — — — — — — — — — — —

Als es Ostern wurde, gab es lauter neue Ereignisse: Wolfgang ward mit Glanz versetzt, Eva ohne Glanz mit einer kleinen Note in der Zensur für „naseweises Benehmen", und Doktor Löhr verließ Sassow, um in einer größeren Provinzialstadt die Leitung eines Vollgymnasiums zu übernehmen.

„Solch ein Glück, wie dieser Mann hat!" hieß es überall. Die Heckendammer Kinder waren vergessen, man redete jetzt nur von ihm und seinen eventuellen Plänen. Man wartete atemlos bis zu seinem offiziellen Abschiedsessen. Man aß sich durch und wartete noch immer.

Anderen Tages war er davon und hatte sich keine Lebensgefährtin aus Sassow mitgenommen. Nur der Briefträger trug als letztes Zeichen von ihm höfliche Dank- und Abschiedskärtchen in alle Häuser, in denen er verkehrt hatte. So auch eines in das Brausemannsche Haus über die alte Stiege hinauf.

* * *

Danach vergingen anderthalb Jahre.

Als der erste Frühling kam, hatte Klärc gemeint, sie könne ihn gar nicht überleben.

Aber es lebt sich schon weiter, wenn man so unabkömmlich bei einem Häufchen lieber Menschen ist, wie sie es war. Die Sorgen und Nöte, die kleinen Freuden des Tages schaffen schon das bißchen Luft, das die arme Seele nötig hat, um weiter zu atmen.

Und als der zweite Frühling kam, konnte Klärc es mit ganz ruhigen Augen sehen, daß Eva ihr die Stuben voller Veilchen stellte. Ja, sie war die erste, die den Geschwistern die große Nachricht überbrachte: „Der Storch ist da! Drüben auf Ackerbürger Neßlers Scheune steht er und klappert!"

Den beiden Jüngsten hatte das Jahr über ihr verändertes Innenleben auch nicht viel Abbruch getan. Sie verstanden es noch nicht, in ruhig blickenden, freundlichen Augen nach den stillen Spuren heimlicher Tränen zu sehen. Ihnen war Klärc recht, wie sie war, und das ganze Leben war ihnen immerdar recht.

Paul, der stille Primaner, war freilich aus anderem Holz. Er trug stumm mit an Klärcs stummem Leid, das seine Liebe nur erriet, ohne je zu forschen und zu fragen. Er verstand in seiner weichen Seele nicht, wie ein Mann von Herz und Verstand ein liebendes Mädchen in solcher Herzensnacht allein lassen kann und weiter leben, und er rang mit einem dumpfen Haß gegen den, dem er als Lehrer so viel verdankte, und den er über alle anderen Menschen zu stellen bereit gewesen war.

Er stand Klärc jetzt von allen am nächsten, näher sogar als Fritz. Sie wußte selbst nicht, wie dies gekommen war, denn sie wußte nicht, daß er sie ganz begriff in ihrem Leid, in der täglichen Überwindung, in dem langsamen und doch so traurigen Siegen.

Er war ihr jetzt auch ein Ratgeber und Helfer, denn die Nöte waren Gäste, die nie auf sich warten ließen. Wolfgang und Eva waren und blieben Sorgenkinder.

Eva hatte allerdings das Glück, eine Schulvorsteherin zu haben, deren Verzug sie war. Sonst wäre es auch dort nicht gegangen, wie es immerhin ging. Aber dafür blühten auf anderem Feld allerlei Unkrautblumen auf.

Klärc brauchte nur die Augen aufzumachen, so sah sie lauter Dummheiten. In Evas ewig unordentlichem Kommodenfach fand sie, achtlos hingeworfen, ein paarmal Gedichte voll Empfindung und Poesie, auch ein paar rätselhafte Briefchen mit unentzifferbaren Unterschriften, in denen Andeutungen von „Haberecht" und der „Bachlaube" vorkamen. Haberecht war ein beliebter Ausflugsplatz der Sassower, mitten in der Heide, mit Konditorei verbunden. Die Bachlaube gar ein verstecktes, romantisches Plätzchen in tiefer, grüner Einsamkeit.

Über diese Entdeckung erschrak Eva nicht ein bißchen. „Na ja, nun du es weißt, alte Mutter, kann ich ja beichten. All diesen Unsinn schreibt Hans Musche. Denkst du

wirklich, daß ich so dumm sein werde, mit ihm allein nach der Bachlaube zu laufen? Ja, mit Anni und Olga zusammen, das tue ich schon. Das ärgert ihn dann. Prost Mahlzeit, daß er nachher mit meiner Gutmütigkeit prahlt! Nein, Mütterchen, solch Schaf bin ich denn doch nicht."

Hans Musche war ein Kollege von Paul und gleich ihm willens, Medizin zu studieren. Zu dem größten Entsetzen seiner Mutter dachte und träumte er nichts als Eva Dönniger. Es war seine erste Liebe, und diese machte ihn dumm. Er fühlte recht gut, daß sein beständiges Betteln und Drängen ihn vor ihr herabsetzte, aber er konnte nicht anders. Jeder Tag war ihm verloren, an dem er sie nicht wenigstens einmal aus der Ferne gesehen hatte.

Er war eigentlich ein häßlicher Junge, mit breiten Backenknochen, rothaarig und sommersprossig. Aber sein Kopf war der intelligenteste im ganzen Gymnasium. Das wußte alle Welt, und das war es auch, was Eva schmeichelte. Welche Leidenschaftlichkeit aber in dem Jungen steckte, das ahnte sie nicht einmal.

„Wenn du Hans Musche keine Gelegenheit gäbest, würde er diese Briefe nicht schreiben können," sagte Klära empört und zerriß die Blätter. „Eva, soll ich dich behüten, wie man Kinder hütet? Kann ich mich so wenig auf dich verlassen?"

Eva fing an zu weinen.

„Klära, nimm's doch nicht gleich so schrecklich ernst! Ich will ja auch Musche ablaufen lassen, daß er für immer genug hat."

„Das macht nichts gut, Eva. Ach, ich weiß es dir nicht zu sagen, aber mir kommt immer vor, als fehlt dir etwas — der Ernst und die Andacht, Eva!"

Mitten unter ihren Tränen lachte die kleine Schwester laut. „Die Andacht! Nun soll ich wohl noch gar vor Hans Musche andächtig, mit gefalteten Händen, stehen?"

Aber Klära war mehr zum Weinen als zum Lachen zumute. Wenn sie Hans Musche sah, und er kam als Freund von Paul hin und wieder, konnte sie sich einer starken Sympathie für ihn nicht erwehren. Eva ist seiner Gefühle gar nicht würdig! mußte sie denken.

Doch dann kam ein harter Gedanke durch ihr Herz: Er wird schon damit fertig werden, fortgehen und sie vergessen. So machen es ja die Männer immer. Im Grunde — sind sie doch unabhängig von uns.

Die Sassower Zeit neigte sich ihrem Ende zu. Jetzt kamen große Veränderungen. Zwei Jahre lang war dieser billige kleine Haushalt geführt und hatte es ermöglicht, den Anforderungen, die jetzt kamen, gewachsen zu sein.

Paul bestand sein Abiturium. Trotz der täglich und stündlich ihn hindernden Körperschwäche hatte er in einer Selbstüberwindung, die ein Gesunder kaum zu taxieren vermochte, dies Ziel erreicht. Nun ging er mit Hans Musche zusammen auf die Universität nach Berlin.

Auch Eva kam für ihr letztes Seminarjahr in das Pensionat einer größeren Stadt landeinwärts, in der Fritz ehemals Referendar gewesen war und die Verhältnisse kannte. Nur Wolfgang blieb in Sassow und war zu seinem derzeitigen Ordinarius in Kost und Wohnung gegeben. Klära kehrte nach Heckendamm zurück, wo sie trotz der „weiblichen Intelligenzen", der Vogtschen und Minka Rößlers, schon an allen Ecken und Enden gefehlt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Volkswirtschaftliche Aufgaben der modernen Frau

Von

Luise Hagen.

(Nachdruck ist untersagt.)

Es läßt sich darüber streiten, ob die Frauentage, die Frauenzeitungen, das ganz ausgesprochene Betonen der Sonderrechte und Sonderbestrebungen der Frau im Kulturleben wirklich als eine Äußerung neuzeitlichen Lebens aufzufassen sind, oder ob sie nicht vielmehr den letzten rückständigen Ausfluß von Geistes- und Lebensströmungen vergangener Jahrhunderte bedeuten. Wer einige persönliche Bekanntschaft mit den mittelalterlichen Dichtungen besitzt, wer sich mit Bearbeitungen und Kritiken dieser Dichtungen nicht zufrieden gab und selbst vertrauten Umgang mit den Großen der Vergangenheit pflegte, weiß genau, daß die Verehrung des Minnesängers für die Frauen nicht auf einem krankhaft gesteigerten Empfinden des Mannes für die weiblichen Seiten der Menschennatur beruhte. So lange die Dichtung gesund und groß bleibt, ist ihr ein sehr sicheres Verständnis für die Frauenseele eigen und eine so verblüffend richtige Kenntnis der Beziehungen des Seelischen zum Körperlichen in der Frauennatur, daß diese Dichtung noch heute vermag, den Frauen selbst das Verständnis für ihr eigenstes Wesen zu erschließen. Tatsächlich wird dem Frauendienst und der Frauenliebe in den mittelalterlichen Dichtungen viel weniger Spielraum gewährt wie in neuzeitlichen Romanen. Auch im sechzehnten Jahrhundert hält sich das Verständnis des Mannes für das Wesen der Frau noch auf beträchtlicher Höhe. Luther und Hans Sachs sind klassische Zeugen dafür. Allerdings haftet beiden ihre ständische Sonderauffassung an: Luther die bäuerliche, Hans Sachs die kleinbürgerliche. In dem Maße, wie die bürgerlichen Schichten breiteren Anteil an der Kulturentwickelung erhalten, steigert sich die Macht dieser ständischen Stimmung. Kleinbürger und Bauer legen notgedrungen ein Hauptgewicht auf die körperliche Leistungsfähigkeit der Frau. In den aristokratischen und auch in den patrizischen Familien ist die Frau ausschließlich Verteilerin und Erhalterin der Güter. Die mittleren Stände sind durch unumstößliche Gesetze des Wirtschaftslebens genötigt, neben der erhaltenden auch eine erwerbende Tätigkeit von der Frau zu fordern. Dadurch wird ein mehr materieller Maßstab an den Wert der Frau gelegt, und es bildet sich eine Neigung zur Verneinung ihrer Gleichwertigkeit heraus. In den großen Haushaltungen stellt die Leitung, die Organisation des Betriebes große Anforderungen an die geistigen Leistungen der „Hausehre“. In dem Maße, wie der kleine Mittelstand erstarkt, wächst auch seine auf materiellen Grundlagen ruhende Auffassung vom Werte der Frau. Sie findet allmählich einen Niederschlag in den literarischen Strömungen, weil ein sehr breiter Zufluß in die Gelehrtenkreise gerade aus den Mittelschichten erfolgt. Von einer eigentlich feindseligen Stellung gegen die Frauen ist indessen nicht die Rede.

Als die erstarkende Bewegung der Gegenreformation mit der Internatserziehung ein Mittel zur bewußteren Organisation ihrer Bestrebungen in die Hand nahm, als die Knaben von früh an ihren Müttern und Schwestern entfremdet wurden, verschärfte sich der Gegensatz. Den jungen Condé hielt man vom Elternhause fern, damit er nicht verweichliche. Doch schätzte alle Welt seine Mutter als eine ungewöhnlich bedeutende Frau, und die Briefe seiner Schwester, der

reizenden Frau von Longueville, sind noch heute als geschichtliche Quellenwerke ebenso wertvoll, wie sie ansprechend bleiben als Äußerungen eines wahrhaft vornehmen Frauengeistes. Inzwischen aber verlieh die Entfremdung vom Familienleben dem Verkehr der in Alumnaten erwachsenen jungen Männer mit den Damen der Gesellschaft einen erhöhten Reiz. Weil die Kenntnis der Frau als Mutter und Schwester dabei fehlte, entwickelte sich in der Tat ein auf krankhafter Empfindungskultur beruhender Frauendienst, dessen nachwirkende Kraft noch Kornelia Goethe spürte und widerwillig über sich ergehen ließ.

Das Verlangen der Frauen, dem geselligen Verkehr einen tieferen Inhalt einzuflößen, fand zum guten Teil seinen Ausdruck in ihrer regen Teilnahme an der Begründung literarischer und wissenschaftlicher Gesellschaften, deren es in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts so viele gab. Man hatte in diese „Republiken der schönen Literatur“ auch die Frauen der bürgerlichen Kreise aufgenommen. Hier aber stieß die Bewegung aus wirtschaftlichen Gründen auf Widerstand bei den Männern. „L'une me brûle mon rôt en lisant mainte histoire“, lautete Molières bewegliche Klage.

Auf diese Klage antwortet die Gegenwartsfrau, daß sie durch die Verhältnisse genötigt ist, zunächst die Mittel zur Anschaffung des Bratens zu verdienen, den sie „verbrennen“ lassen soll. Die Überzeugung, daß eine „gelehrte“ Frau notgedrungen eine schlechte Köchin sein muß, ist trotzdem fast bei allen Männern und allen verheirateten Frauen verbreitet. Niemand berechnet den wirtschaftlichen Schaden, den völlig ungelehrte Frauen verursachen, daher vermag sich das jahrhundertealte Vorurteil so lange lebendig zu erhalten. Es muß freilich auch zugegeben werden, daß ein Teil der Frauen mit ausgedehnterer Verstandesbildung in verständlichem, wenn auch nicht verständigem Aufbäumen gegen den „Götzen Kochtopf“ anderseits zu weit geht in der Geringschätzung der Wirtschaftskunst. So hat sich ein schroffer Gegensatz der Auffassungen entwickelt. Zum Schaden der gemeinschaftlichen Kulturziele verschärft sich dieser Gegensatz um so mehr, je lebhafter die wissenschaftlich geschulten und die erwerbstätigen Frauen den Kampf gegen dieses überlieferte Vorurteil führen. Ein Vorurteil ist es gewiß. Man kann es einem mächtigen Felsblock vergleichen, der im Bett eines rauschenden Bergstromes liegt, und gegen den das Wasser unausgesetzt tobt. Der Block ist viel zu stark, um der Wassermasse zu weichen. Die Natur mit ihrem unerschöpflichen Kräftevorrat kann sich den Luxus des planlos tobenden Ansturmes leisten. Der Mensch, dem die höchste Kraftersparnis oberstes Arbeitsgesetz ist, muß den klugen, stillen und geradlinigen Weg der Ameise wandeln, um kurz und sicher zum Ziele zu gelangen.

In dem ständig zunehmenden beiderseitigen Mißverstehen der Gegenwartsmänner und der Gegenwartsfrauen wäre in erster Linie der Verzicht auf jeden planlosen Kraftaufwand erforderlich. Dann wäre als Einigungsgebiet für beide Teile rein sachliche Erörterung auf objektiv wirtschaftlicher Grundlage in Vorschlag zu bringen. Augenblicklich liegen die Verhältnisse noch immer so, daß nur der allergeringste Bruchteil der Männer, auch wohl kaum die Hälfte aller Frauen das richtige Verständnis dafür besitzt, in wie hohem Grade die Umwälzung der gesamten Arbeitsweise durch die Maschine den materiellen Wert der Frauenarbeit verändert hat. Überall hat sich die Industrie jene Gebiete erobert, die einst dem Hausfleiß gehörten. Der Hausfleiß aber verlieh dem Schaffen der Frau innerhalb der häuslichen Grenzen einen verhältnismäßig viel höheren Arbeitswert, als er der industriellen Massenherstellung gegenüber zu behaupten vermag. Hand in Hand mit dieser Massenherstellung und der gesamten technischen Entwickelung geht eine Vereinfachung des Haushaltsbetriebes, die, scheinbar wenigstens, ihrerseits nochmals geeignet ist, die Leistungswerte der Frau im materiellen und sogar im geistigen Sinne einzuschränken. Daher steigert sich allerorts bei Männern und Frauen die Geringschätzung, mit der man von dem „bißchen Kochen“ spricht. Selbst in den Kreisen der volkswirtschaftlich geschulten Gelehrten fehlt es vielfach an Verständnis dafür, wo eigentlich die Gegensätze zwischen einst und jetzt liegen. Da und dort begegnet man wohl noch einiger Rücksicht auf jene feine

Unterscheidung zwischen dem „Erwerben“ und dem „Erhalten“, die einst Lorenz von Stein zur bindenden Norm machte. Während indessen namentlich die Damen, die nationalökonomische, statistische und sozialpolitische Aufsätze schreiben, gewöhnlich für diesen Unterschied recht wenig Verständnis bekunden, lassen auch die Herren meistens den Umstand außer acht, daß die moderne, fast ausschließlich geldwirtschaftliche Haushaltführung in vieler Hinsicht eine viel umfassendere geistige Tätigkeit der Frau im Haushalte bedingt als die frühere realwirtschaftliche Haushaltbestellung. Hierbei ist zunächst von den Unterschieden zwischen Landhaushalt und Stadthaushalt ganz abzusehen. Auch der Stadthaushalt der älteren Zeit war, wie z. B. Dr. Georg Adler („Über die Epochen der deutschen Handwerkerpolitik“. Jena, Gustav Fischer, 1903) nachgewiesen hat, noch bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein mehr realwirtschaftlich als rein geldwirtschaftlich angelegt. Aus der Realwirtschaft ergab sich ganz von selbst eine höhere materielle Wertstellung der weiblichen Arbeitsleistung. Man kann aber überall nachweisen, daß jede Verminderung der Ansprüche an die physische Kraft des Menschen seine Verpflichtung zur verstärkten geistigen Tätigkeit erhöht. Vor allem steigern sich die Ansprüche an das Verantwortungsbewußtsein, an eine feiner zugespitzte Gewissenskultur. Eben weil man nicht davon durchdrungen ist, daß gerade die rein geldwirtschaftliche Haushaltungsführung die höchsten Ansprüche an die Gewissenskultur der Frau stellt, hat sich eine Geringschätzung des hauswirtschaftlichen Tuns herausgebildet, die um so mehr zur nationalen Gefahr zu werden droht, je schroffer ihr ein einseitiger Kultus des Kochtopfes, eine Beschränkung auf die bloße Zubereitung der Speisen gegenübersteht. Und trotz der Anstrengungen zur Einführung der hauswirtschaftlichen Rechenkunst und des Kochunterrichtes in die Schule wird für die neuzeitliche Frau rein gar nichts gewonnen sein, wenn man nicht allgemein lernt, den festen Zusammenhang zwischen Hauswirtschaft und Volkswirtschaft richtig zu erfassen. —

Es liegt in der Natur des neuzeitlichen Schulwesens, die Verstandes- und die schöngeistigen Empfindungswerte stärker zu betonen als die Gewissenswerte. Ebendeshalb macht sich bei den modernen Frauen, soweit sie für soziale Fragen Teilnahme bezeugen, so viel krankhaftes Gefühlswesen geltend. Man verschwendet unausgesetzt Mitleid an Menschen, deren ganzes Unglück darin besteht, daß sie nicht gewissenhaft arbeiten können oder wollen. Daher wird gerade von Frauen viel mehr in der Richtung des sozialen Mitleids gearbeitet als auf dem Gebiete streng volkswirtschaftlicher Erkenntnis. Anderseits waren es Frauen mit reichen Erfahrungen im praktischen Wohltätigkeitswesen, die zuerst die Erfahrung machten, daß ein Überangebot von Arbeitskräften fast ausschließlich in den Kreisen der mangelhaft geschulten, ungeschickten Kräfte herrscht. Genau so wie Dampfkraft und Elektrizität die Ansprüche an die Gewissenhaftigkeit des einzelnen Arbeiters in der Eisenindustrie unendlich erhöht haben, stellt auch der industrielle Betrieb der sogenannten Konfektion und aller anderen Arbeitszweige größere Forderungen an die Gewissenhaftigkeit der arbeitenden Frauen. Während sich die erhöhte Gewissenhaftigkeit der Arbeitskräfte in der Eisenindustrie vorwiegend aus der Achtung vor dem Werte des Menschenlebens entwickelt, erwächst die gewissenhaftere Arbeit auf anderen Gebieten aus einer gesteigerten Achtung vor dem Eigentum der Menschen, aus der wachsenden Erkenntnis, daß Untreue in Handel und Wandel in erster Linie ihren eigenen Herrn schlägt.

Während die erhöhte neuzeitliche Achtung vor dem Werte des Menschenlebens durch die Gesetzgebung, durch Haftpflicht und baupolizeiliche Verordnungen aller Art nach jeder Richtung hin vollwertig zum Ausdruck kommt, ist das Bewußtsein für die richtige Achtung vor dem Eigentum des Nächsten noch nicht einmal in den Kreisen der Geistesarbeiter und Künstler zum lebendigen Faktor geworden. Nimmt man z. B. die vielen Fälle von unzureichenden und völlig unhaltbaren Farben an neuzeitlichen Gemälden, die A. W. Keim in seinem Buche „Über Malmittel“ (Leipzig, A. Försters Verlag) aufzählt, so ergibt sich ein greifbarer Geldverlust, der in Zahlen ausgedrückt eine erhebliche Schädigung des Nationalvermögens

darstellt. Dieser Verlust ist aus Mangel an Gewissenhaftigkeit in der Herstellung der Malmittel entstanden. Ähnliche Verluste, oft von unberechenbaren Geldwerten, erwachsen aber fortgesetzt dem Nationalvermögen aus der mangelnden Warenkunde der Frauen.

Zum Verständnis für die Tragweite dieser mangelnden Warenkunde und der daraus entspringenden Verluste genügen wenige Beispiele.

Da ist zunächst die Frage des Ursprungslandes. Kleinlicher Chauvinismus hat sie gegenwärtig in den Vordergrund geschoben. Aber eben nur solcher kleinlicher Chauvinismus kann etwa die Forderung erheben, es sollten in Deutschland nur deutsche Waren gekauft werden. Dieser Grundsatz kann und darf nur dann zur Geltung gebracht werden, wenn es sich um Erzeugnisse handelt, deren Rohmaterial in bester Beschaffenheit im eigenen Lande beschafft werden kann. Aus diesem Grunde ist an die Erziehung der weiblichen deutschen Jugend die Forderung zu stellen, daß sie Belehrung darüber erteile, in welchen Fällen eine Bevorzugung ausländischer Ware gerechtfertigt ist. Beispielsweise kommen feuerfeste Tongeräte für den Küchengebrauch als deutsche und als französische Ware in den Handel. Das deutsche Geschirr besteht aus Alpenton, das französische aus pyrenäischem Ton. Da die natürlichen Eigenschaften des pyrenäischen Tons eine wesentlich größere Dauerhaftigkeit des Geschirrs gewährleisten, so wird eine gesunde Wirtschaftslehre die Anschaffung des teureren französischen Erzeugnisses befürworten.

Zu einer Frage von weittragender volkswirtschaftlicher, ja geradezu politischer Bedeutung gestaltet sich die Benutzung der Baumwolle oder der Leinwand. Schon lange ist von modernen Nationalökonomen darauf hingewiesen worden, daß Deutschland nicht im vollen Sinne des Wortes politisch unabhängig ist, solange es seinen Bedarf an Baumwolle im Ausland decken muß. Nun sind zwar in den letzten Jahren die Ergebnisse der jungen Baumwollkulturen in den deutschen Kolonien befriedigend gewesen. Allein das höchste Lob, das der deutschen Baumwolle zuteil wurde, lautete: ausländische Händler haben sie gekauft. Es wird auch voraussichtlich noch geraume Zeit währen, bevor der deutsche Baumwollhandel auf dem Weltmarkt eine unabhängige Stellung gewinnt. Nun gewährt zwar die Bearbeitung von Baumwollgespinsten und Geweben Tausenden von deutschen Arbeitern und Arbeiterinnen Gelegenheit, das tägliche Brot zu erwerben. Sie alle aber würden im Fall eines Seekrieges brotlos werden. Eben deshalb ist es auch erfreulich, daß die ehedem so reich entwickelte deutsche Leinenindustrie den ersten Anprall des hochflutenden Wettbewerbes der Baumwolle glücklich überwunden hat. Ein übertriebener Gebrauch von Baumwolle im Haushalt ist nur da möglich, wo die Kenntnis der Gewebe gering, die feinere Empfindlichkeit gegen die Reibung der Baumwollfaser wenig entwickelt ist. Naturgemäß mußte in den frühesten Perioden der maschinellen und industriellen Entwickelung die Macht der „billigen" Baumwolle am größten sein. Schnell genug lehrte indessen die praktische Erfahrung die deutschen Hausfrauen, daß die dauerhafteren Eigenschaften der Leinwand sich für Tisch- und Bettwäsche unendlich viel besser eignen als diejenigen der Baumwolle. So ist es gekommen, daß die Baumwolle für Futterstoffe und mancherlei Nebenlinien der Bekleidungsindustrie eine Bedeutung besitzt, die nicht leicht überschätzt werden kann. Gleichzeitig aber hat die Leinenindustrie zum großen Glück für die fleißige schlesische Gebirgsbevölkerung und weite Striche der westdeutschen Industriegegend eine gesunde Selbstständigkeit wieder gewonnen. Wohl macht sich auch hier jenes Gesetz geltend, das nur den tüchtigsten und leistungsfähigsten Arbeitern einen Platz an der Sonne gewährt. Wirtschaftlich unerzogen sind aber die Frauen aller Stände, solange der Begriff der wirtschaftlichen Tüchtigkeit als gleichbedeutend angesehen wird mit einer gewissen Routine bei einer Reihe von häuslichen Arbeiten.

Nicht bedingungslos gilt der Satz, daß alle Handarbeit erfolglos dastehe im Kampfe gegen die Maschine. Die ungeheure Verbreitung der Klöppelspitze, die gegenwärtig von der Mode begünstigt wird und Tausenden von Frauen im Vogtlande bis hinauf in die entlegenen Alpentäler oberhalb Taufers und Steinhaus annehmbaren Nebenverdienst verschafft, erbringt den schlagenden

Beweis für die Unhaltbarkeit dieser Auffassung. Weit beachtenswerter ist indessen die auffallende Erscheinung, daß es gelang, inmitten der stürmischen Entwickelungsperiode der Maschinenarbeit in Deutschland selbst einen Industriezweig anzusiedeln, der fast ausschließlich auf Handarbeit angewiesen ist — jene deutsche Smyrnateppich-Industrie, die im Laufe der letztvergangenen Jahre in kunstgewerblichen Kreisen durch Otto Eckmanns Entwürfe so wohl bekannt worden ist. Die Anfänge dieser Industrie in Deutschland liegen nur wenige Jahrzehnte zurück, wo es der preußischen Regierung gelang, einem deutschen Arbeiter in Kleinasien das Erlernen der Smyrnaknüpferei zu ermöglichen. Im Laufe der Zeit ist es dann gelungen, einen Stamm von geschulten Arbeiterinnen, namentlich wendischen Spreewälderinnen, heranzubilden für einen Erwerbszweig, der weder übertrieben anstrengend, noch geisttötend genannt werden kann.

Das Hauptabsatzgebiet findet der deutsche Smyrnateppich im Auslande. Einstweilen gibt es in Deutschland nur einen sehr geringen Bruchteil von Frauen, die nicht der Meinung wären, daß ein orientalischer Teppich unter allen Umständen schöner sein müsse als der deutsche. Geheimrat Bode und viele andere Sachkenner haben seit Jahren sich bemüht, das deutsche Publikum darüber aufzuklären, daß ein echter morgenländischer Teppich heute nahezu zu den Perlen des Kunsthandels zählt, daß eine Anzahl tüchtiger Kenner im Auftrage amerikanischer Händler „Land und Wasser“ durchziehen, um jedes begehrenswerte Exemplar aufzukaufen. Die Masse der orientalischen Teppiche, die den deutschen Markt überschwemmen, stammt aus fabrikmäßigen Betrieben des Orients, die unter europäischer Leitung stehen und teils mit indischen Sträflingen, teils mit türkischen Frauen arbeiten. Die Anilinfarbe hat hier längst ihren Einzug gehalten und zwar in ihren billigsten, daher auch unzuverlässigsten Vertretern. Durch Wälzen im Staub und Auswaschen in Bächen wird künstlich das vielbegehrte „alte“ Aussehen erzeugt.

Die Belehrung von Fall zu Fall, wie sie von hervorragenden Kennern z. B. in bezug auf den Altertümerschwindel immer wieder geübt wird, kann sicherlich der besseren volkswirtschaftlichen Erziehung der Frau dienen. Der Angelpunkt dieser Frage liegt aber nicht im Kampfe gegen Einzelbetrug und Einzelbetrüger. Bis zu einem bestimmten Grade liegt immer eine Mitschuld der Betrogenen vor, wenn ein Betrug in größerem Umfang überhandnimmt. Wohl sucht die Gesetzgebung solchem Unwesen vorzubeugen, allein solange den Käuferinnen die grundlegenden Kenntnisse fehlen, darf man sich nicht wundern, wenn ihre Unwissenheit ausgenutzt wird.

Ein wesentlicher Schritt zur Erhöhung deutscher Gewissenskultur, zur Vermehrung deutschen Nationalvermögens würde getan sein, wenn die deutsche Frauenwelt sich ein erweitertes Verständnis für die volkswirtschaftliche Tragweite ihres Einflusses als „Käuferin“ aneignete. In diesem Punkte hat sie sich von der Amerikanerin überflügeln lassen. Selbst die unbemittelte Amerikanerin besitzt meistens ein viel eingehenderes Verständnis für die Wertunterschiede und Eigenschaften der Waren, besonders so weit sie durch Feinheiten in der Bearbeitung erhöht werden. Die Merkmale der Wollen- und Seidengewebe, der edlen Steine und Metalle, der Spitzen und selbst des Porzellans sind der Durchschnittsamerikanerin viel geläufiger als den Damen in einem deutschen Salon. Höher als die Amerikanerin steht die deutsche Frau in der Bereitwilligkeit, kleine Dienstleistungen erwerbstätiger Frauen und Männer aus freien Stücken zu belohnen. In der — oft falschen — Freude an einem „billigen“ Einkauf bringt es die Amerikanerin wohl ebenfalls weiter als die deutsche Frau. Dennoch ist hier auch bei uns noch vieles zu bessern. Oft genug vergessen Damen von sehr wohltätiger Gesinnung und hochfliegenden sozialen Idealen, daß das Preisdrücken eine Hauptquelle sozialer Nöte bildet. Die wichtigste soziale Aufgabe der modernen Frau ist die, durch das Studium der Herstellung und Bearbeitung der im Handel vorkommenden Waren ihr Verständnis für den Wert des Gebotenen zu erweitern und sich dadurch gegen die Versuchung des Preisdrückens zu feien, gleichzeitig aber auch sich selbst und ihre Kasse gegen Übervorteilung zu schützen.

Carl Friedrich Leſſing: Nach dem Gewitterſturm. Handzeichnung.
(Nach einem Fakſimiledruck im Verlage der Nicolaiſchen Verlagsbuchhandlung [R. Stricker] in Berlin.)

Düsseldorfer Kunst

Von

Julius Norden

II.

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Zuſehends blühte die Düſſeldorfer Akademie auf. Schon Mitte der dreißiger Jahre ſtand die Schule überall in großem Anſehen, und in der Kunſtwelt machte Düſſeldorf München den Rang entſchieden ſtreitig. Die „Geſellſchaft" ſtand im Banne literariſch-äſthetiſcher Anſchauungen. Zu den hochgebildeten Malern, die als Führer der Romantik wirkten, hatten ſich bedeutende Gelehrte, Dichter, Muſiker geſellt. Schnaaſe ſchrieb ſeine Geſchichte der bildenden Künſte hier; Immermann übte als der Dichter der „Epigonen" und des „Münchhauſen" und namentlich auch als Theaterdirektor großen Einfluß aus; der geniale Grabbe machte im „Don Juan und Fauſt", im „Friedrich Barbaroſſa" und im „Heinrich VI." dieſelben Heroen der Romantik, die die Maler ſo anzogen, zu den Helden ſeiner Tragödien; Robert Reinick und Wolfgang Müller-Königswinter ſangen an der Düſſel viele ihrer ſchönſten Lieder; Robert Schumann lebte und komponierte hier, Felix Mendelsſohn-Bartholdy ſchwang in Düſſeldorf den Taktſtock, ehe er nach Leipzig ging — die Zahl dieſer bedeutenden Vertreter der Intelligenz ließe ſich noch leicht vergrößern.

Die Stadt war noch klein, die noch immer ſehr franzöſiſch geſinnte Maſſe der Bevölkerung arm und kleinlich, und der Bürger hatte nur wenig Intereſſe für die Kunſt. Wohl aber für die Künſtler, denn — er lebte ja von ihnen. Und das junge Volk gab viel Geld aus und machte ſich gute Tage. Eine Kluft blieb zwiſchen den Bürgerkreiſen und den Kreiſen der Intelligenz beſtehen, in deren Mittelpunkt die Akademie ſtand. Um ſo mehr wuchs das Selbſtbewußtſein der Künſtler. Ihrer Selbſtüberſchätzung leiſtete die Anerkennung, die ſie ſelbſt im Auslande

Digitized by Google

Hans Dahl: Lachendes Mädchen im Winde. Studie in Gouache.

Zu Norden: Düsseldorfer Kunst.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

reichlich fanden, begreiflicherweiſe Vorſchub. Sie feierten ſich gegenſeitig als wiederauferſtandene Größen der Vergangenheit. Da war der Realiſt Hildebrandt — der neue „van Dyck“, Karl Sohn, der Koloriſt — der wiedergekommene „Tizian“, Bendemann, der „gewaltige“, in Wahrheit ſo ſchwächliche und ſüßliche — der „Michelangelo“ der Neuzeit, Theodor Mintrop, der Selfmademan — ein zweiter „Giotto“.

Aber es fehlte auch nicht an Gegenſätzen trotz der ſcheinbaren Harmonie unter den Fittichen der Akademie. Der berliniſch ſteife und vornehme Direktor, der mit der kleinen Düſſeldorfer Hofburg liiert war, der allſonntäglich bei ſich jour fixe hatte, einen literariſch-äſthetiſchen Teeabend, zu dem alle ihm naheſtehenden Künſtler in Frack und weißer Binde kommen mußten, hatte natürlich die mit ihm gekommenen und ſpäter zugezogenen Künſtler aus dem Oſten und Norden des Reiches beſonders gern. Das gab zwiſchen ihnen und den Rheinländern zu Eiferſüchteleien Anlaß. Dazu kamen politiſche und konfeſſionelle Gegenſätze und ſpäter noch die Gegenſätze zwiſchen bureaukratiſchen und demokratiſchen Tendenzen. Es kam ſogar zu offenen Polemiken in der Preſſe. Ein Gutes aber hatten dieſe Erſcheinungen zur Folge: ſie förderten die Selbſtändigkeit der Künſtler, die der Schule entwachſen waren, und der Zuſtand hörte allmählich auf, daß ſelbſt diejenigen, die in den Meiſterateliers nichts mehr zu lernen hatten, doch in der Akademie verblieben.

Eine ſtarke Unterſtützung fanden die Künſtler durch den im Jahre 1829 ins Leben getretenen „Kunſtverein für die Rheinlande und Weſtfalen“, in deſſen Statuten die ſegensreiche Beſtimmung aufgenommen wurde, daß ein großer Teil ſeiner Einkünfte der öffentlichen Kunſtpflege zugute kommen ſollte. Dem alten Konſervator Mosler iſt dieſe weiſe Verfügung vor allem zu danken. Tatſächlich hat der Verein nach dieſer Richtung hin ungemein viel für Düſſeldorfer Künſtler getan. Bis zum Jahre 1900 betrugen die Summen, die für ſolche Zwecke ausgegeben worden waren — 4187934 Mark. Hiervon fallen nahezu 900000 Mark auf Beteiligung an öffentlicher Kunſtpflege, über 1260000 Mark auf die Herausgabe von Kunſtblättern, und für nahezu 2050000 Mark wurden Düſſeldorfer Kunſtwerke für die jährlichen Verloſungen angekauft. Auch förderte der Verein in immer ſteigendem Maße Kunſt-

Carl Friedrich Leſſing: Harzſchützen. Handzeichnung.
(Nach einem Faksimile-Stich im Verlage der Nicolaiſchen Verlagsbuchhandlung [R. Strecker] in Berlin.)

intereſſe und Kunſtverſtändnis in Düſſeldorf, der ganzen Rheinprovinz und Weſtfalen.

Was malten nun alle dieſe vielbewunderten Künſtler der dreißiger und vierziger Jahre, denen es ſo gut ging?

Ich habe die Richtung ihrer Kunſt als eine romantiſche bereits geſchildert, und ich habe einzelnes bei den Angaben über die Entwickelung ſpeziell der Monumentalmalerei ſchon namhaft gemacht. Ich betonte ſchon die Abhängigkeit von der Literatur und Dichtkunſt, Bibel, Geſchichte und Sage, die Gefühlsſeligkeit und Sentimentalität, das Theatraliſche und Lyriſche. Darin waren ſie alle einig, die Hübner und Bendemann, Hildebrandt und Sohn, die Köhler und Mücke, die Lentze und ſelbſt Carl Friedrich Leſſing, weitaus der Bedeutſamſte von allen: ihr Beſtes lag in der Monumentalmalerei wie in den Staffeleibildern der „Hiſtorie“ und des „hiſtoriſchen Genres“. Zahlreiche, überaus zahlreiche dii minorum gentium wagten es natürlich erſt recht nicht, eigene Wege zu gehen — ſie ſind mitſamt ihren Bildern heute alle vergeſſen, verſchollen.

Aber allgemein bekannt ſind noch durch die Vervielfältigungen und Galerien die Werke der Führer der Düſſeldorfer Kunſt aus dem zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts.

Schadow ſelbſt blieb als Künſtler mehr im Hintergrunde; ſeine Verdienſte kennzeichnete ſchon Immermann hauptſächlich als die eines „Organiſators, Lehrers und Diplomaten“, ſolange er nicht in ſeinem Urteil in ſtarre Einſeitigkeit verfiel, was in der letzten Zeit ſeines Regimentes, namentlich nach der Märzzeit, geſchah, die auch in den Kreiſen der Künſtler nicht ohne Einfluß blieb — feierten ſie doch ſogar ein freiheitliches „Germaniafeſt“. Deſto bekannter ſind die Werke ſeiner Genoſſen und Schüler. Eine Wehleidigkeit, eine Freude am Gruſeln, am Düſteren und Schaurigen, Außergewöhnlichen, Unheimlichen geht durch ſie alle; eine Sympathie für die außerhalb der Geſellſchaft Stehenden oder dem Strafgeſetz Verfallenen, auch ſo eine Art Armeleutmalerei. Wer kennt ſie nicht — die Wilddiebe in Todesnöten, die verfolgten Schmuggler, die

Carl Friedrich Leſſing: Gefangene Wilddiebe. -Handzeichnung.
(Nach einem Faksimiledruck im Verlage der Nicolaiſchen Verlagsbuchhandlung [R. Strecker] in Berlin.)

Digitized by Google

Carl Friedrich Leſſing: Barbaroſſa vor Mailand. Handzeichnung.
(Nach einem Faſſimiledruck im Verlage der Nicolaiſchen Verlagsbuchhandlung [R. Strecker] in Berlin).

großherzigen Räuber? Die hiſtoriſchen und dichteriſchen Liebespaare? Die Ritter und Kriegshelden? Die Mordüberfälle und Hinterhalte? Die Krönungsfeiern und Begräbniſſe? — die den Gegenſtand der „Hiſtorie“ und des „hiſtoriſchen Genres“ bildeten. Wer kennt nicht Vendemanns „Trauernde Juden in Babylon“ und ſeinen „Trauernden Jeremias“, Hübners „Fiſcher“ (nach Goethe) und „Roland und Iſabelle“, Sohns „Rinaldo und Armida“ und „Die beiden Leonoren“, Hildebrandts „Söhne Eduards IV.“, „Fauſt und Gretchen im Kerker“, „Othello und Desdemona“, Koehlers „Rebekka und Eliezar“, „Hagar und Ismael“ und „Mignon“ und „Gretchen“ und „Julia“, Leſſings „Trauerndes Königspaar“, „Ezzelin“, „Der Räuber und ſein Kind“? uſw.

Des Trauerns und des Pathos gab's ſo viel, daß bereits 1832 Adolf Schrödter in ſeinem Bilde „Die trauernden Lohgerber“ dieſe ganze Richtung verſpottete. Mit vollem Rechte, denn das alles war ja künſtlich Empfundenes. Die Künſtler ſelbſt empfanden dieſe Trauer und Schwermut nämlich nicht — es waren ja meiſt lauter fröhliche, geſunde, gut geſtellte Leute, die zu leben und leben zu laſſen liebten, eine Kunſt, die man in Düſſeldorf immer verſtanden hat, und die beſonders ſeit der Begründung des Künſtlerklubs „Malkaſten“ in den vierziger Jahren weit über die Grenzen der Provinz hinaus einen lauten Ruf erworben hatte. Und ebenſowenig waren alle jene Renaiſſancemenſchen und Ritter und ſogar Räuber, die ſie malten, je ſo ſentimental geweſen, wie ſie hier geſchildert wurden. Man wollte nur dieſe oder jene „poetiſche Stimmung“ des Künſtlers zum Ausdruck bringen und ſuchte ſich die Statiſten dazu aus der Geſchichte, Bibel, Literatur zuſammen. Und zu ihrer maleriſchen Darſtellung ſuchte man ſich dann ganz naturaliſtiſche Modelle in der nächſten Umgebung, oft unter den Freunden, wie denn dieſe Maler ſich nicht ſelten gegenſeitig dieſen Liebesdienſt leiſteten. Ein wunderlicher Zwieſpalt zwiſchen der Unwahrheit und Phantaſtik des Vorgangs und der ſogenannten Handlung und ihrer Pſychologie einerſeits und den lebensvoll gegebenen Wirklichkeitsmenſchen. Gurlitt nannte einmal nicht mit Unrecht dieſe Malerei ein „Geſellſchaftsſpiel der lebenden Bilder“. Und Immermann ſchrieb von dieſen Künſtlern: „Sie ſehen die Dinge zu natürlich und zu unwahr zugleich; die rechte Mitte iſt hier noch nicht entdeckt.“ „Zu natürlich“? Zu

Digitized by Google

Carl Friedrich Leſſing: Studie zum „Huß".
(Nach einer Zeichnung im Beſitz des Herrn Geh. Juſtizrates C. M. Leſſing in Berlin.)

gewiſſer Beziehung eben nur. Denn anderſeits erzählt man, daß z. B. Hildebrandt in ſeinem einſt vielgerühmten Bilde „Der Krieger und ſein Kind" das Panzerhemd des Vaters nach — einer kleinen gehäkelten Stahlperlenbörſe gemalt hatte.

Will man ſich das Einſt ſo recht vorſtellen und ſeinen ganzen Unterſchied vom Heute klarmachen, ſo vergleiche man etwa die Bendemannſchen unter einem weinumrankten Weidenbaum ſitzenden, ſchön und gut gekleideten, angeblich „Trauernden Juden", die mehr gelangweilt und verdrießlich erſcheinen, mit Leſſer Urys bekanntem Gemälde in der Hennebergſchen Galerie in Zürich, das denſelben Stoff behandelt. Oder Karl Hübners (nicht zu verwechſeln mit dem erſtgenannten Julius Hübner) „Weber" mit der Art, wie Käthe Kollwitz die gleiche Arbeitertragödie in ihrem Radierungenzyklus erfaßt und gegeben hat.

Es erſcheint ganz begreiflich, daß tiefere Naturen, wie Anſelm Feuerbach und Arnold Böcklin, ſich in Düſſeldorf damals nicht wohl fühlen konnten, wo man ihnen „Talent" oder „Vernunft" abſprach, und daß ſie ihres Weges zogen, ehe es zu ſpät war.

Aus der großen Schadowgruppe ragten aber zwei Künſtler um Haupteslänge hervor, zwei ausgeſprochene Perſönlichkeiten: Carl Friedrich Leſſing und Alfred Rethel. Dieſer, wohl unſtreitig der Allerbedeutendſte, mußte vor der Zeit ſterben, aber was er hinterließ, ſchlägt doch alles auf dem Gebiete der Monumentalmalerei. Leſſing konnte ſich ausleben. So wurde er auch zum Maler, der nicht bloß jene erſtgenannten Werke ſchuf, ſondern auch ſeine Hußbilder. Ein ſtarkes Naturgefühl und eine künſtleriſche Wahrheitsliebe brachen bei ihm allmählich durch und trieben ihn fort in die Einſamkeit, ließen ihn ſich wenigſtens vom großen Haufen fernhalten. Sein Naturgefühl betätigte ſich auch ſchon in ſeinen Geſchichtsbildern, in denen er das Landſchaftliche weit mehr berückſichtigte als die übrigen. So wurde er auch mit Schirmer zuſammen ein Neubegründer der Landſchaftsmalerei, die mit der Zeit in Düſſeldorf eine ſo große Rolle ſpielen ſollte.

Aber zuvor noch einige Worte über die von der Hiſtorie großen Stils und vom hiſtoriſchen Genre ſich abzweigende Malerei des Genres des Alltagslebens, die Jahrzehnte hindurch in den Augen der großen Maſſe für „Düſſeldorfer Kunſt" beſonders

Digitized by Google

bezeichnend war, die dieſe einführte in die Räume der wohlhabenden Bürgerkreiſe, ihre Wände ſchmückte, ihre Bücher illuſtrierte, ihre Mappen füllte, aber ſich auch in den Galerien einen hervorragenden Platz verſchaffte.

Einiges von dieſer Malerei wurde ſchon vorher geſtreift. Denn es iſt ganz ſelbſtverſtändlich, daß der Charakter der Geſchichtsmalerei auch den ihrer beſcheideneren Schweſter beeinflußte. Auch hier die literariſch-poetiſche Richtung, die Gefühlsſchwärmerei, die Theatralik, die innere Unwahrheit. Als ein Stiefkind friſtete ſie zuerſt ihr Leben. Direktor Schadow fehlte jedes Verſtändnis für ſie, ihm, der noch in den Tagen, wo bereits Ludwig Knaus und Benjamin Vautier ihre Triumphe feierten, mit der „Trilogie", ſeinem letzten Werke, noch einmal die Herrlichkeit der alten romantiſchen Hiſtorie zu neuem Leben zu erwecken ſuchte. Aber er legte der Genremalerei immerhin keine Hinderniſſe in den Weg, wenngleich es kein Meiſteratelier für dieſen Zweig gab.

Zunächſt freilich bewegte ſich die Genremalerei auch in den breit getretenen Bahnen der romantiſchen Koſtüm-Malerei: der ganze mittelalterliche Minnezauber und Ritterglanz treibt auch hier ſein Weſen, nur daß auch ehrſame Bürgermeiſter, tugendhafte Goldſchmiedstöchterlein, fahrende Geſellen und behäbige Gaſtwirtinnen neben den Rittern und Burgfräulein und Edelknappen aufzutauchen beginnen. Dann aber lenkten Adolf Schrödter und Johann Peter Haſenclever für einige Zeit in andere Bahnen ein. Wie ſie ſich techniſch von der alten Schablone befreiten — bei Schrödter zeigte ſich ſogar etwas wie Neigung zur Freilichtmalerei —, ſo ſuchten ſie anfangs auch ihre Stoffe auf anderen Gebieten als dem romantiſchen. Schrödters „Trauernde Lohgerber" waren ein Spottgedicht, ſeine „Rheinweinprobe", „Rheiniſches Wirtshaus" uſw. ein Bekenntnis zur zeitgenöſſiſchen Wirklichkeit im Rahmen rheiniſcher Lebensfreude. Und Haſenclever, Humoriſt wie jener, tat den gleichen Griff ins volle Menſchenleben. Beide freilich wandten ſich ſpäter auch der Koſtümmalerei und literariſchen Anregungen zu, Schrödter in ſeinen Falſtaff- und Don Quichotte-Bildern, Haſenclever in den Jobsbildern, die ſeinerzeit ein ſo ungeheures Aufſehen machten. Aber der Humor eben erhob ſie weit über die Bilder des hiſtoriſchen Genres. Novelliſtiſch und anekdotiſch blie-

Carl Ferdinand Sohn: Bildnis der Gräfin Monts.

Digitized by Google

ben dabei auch ſie. Wie dieſe beiden Bahnbrecher ſich von den Einflüſſen der Zeit und dem Geiſte der älteren Düſſeldorfer Schule nicht ganz frei machen konnten, ſo zahlte auch eine andere Gruppe von Künſtlern, wie Rudolf Jordan, Henry Ritter, Jakob Becker, Carl W. Hübner, J. W. Heinſe, Adolf Tidemann, der Skandinave, und ſeine Landsleute Gude und Nordenberg und Fagerlin, Chr. Ed. Böttcher, Louis Hugo Becker und viele andere noch, ihnen ihren Tribut. Wohl ſuchten ſie Anſchluß an das wirkliche Volk, wohl ſpielten die ſozialen Kämpfe ihrer Zeit in den Bildern, die ſie ſchufen, eine gewiſſe Rolle, aber ſchließlich war's auch bei ihnen nur eine roman-

Carl Gehrts: „Die Kunſt ein Göttergeſchenk". Lünette in der Kunſthalle zu Düſſeldorf.

tiſche Koſtümmalerei, war nur das Äußere der wirklichen Welt entlehnt und nahm ſich dieſe „Armeleutmalerei", die es mit Wilderern und Schmugglern, Holzdieben und Auswanderern, Landſtreichern und Räubern, Fiſchern und Bauern, Matroſen und Webern, Gerichtsſitzungen und Auspfändungen, Schiffsunglücken und Gewitterſtürmen, herzbrechenden Abſchiedsſzenen und verzweifelten Kämpfen, Bettlerſtolz und Bourgeoisanmaßung, aber auch Weinleſen und Ernteſeiern, jubelnder Heimkehr und verſchämter Liebesluſt zu tun hatte, ebenſo phraſen- und poſenhaft, alſo unwahr aus wie die große Geſchichtsmalerei. Nur daß die Akteurs all dieſer rührſamen oder aber philiſterhaften, ſelten humoriſtiſchen Erzählungen zur Abwechſelung nicht mehr in Phantaſie- und mittelalterlichen Koſtümen ſteckten, ſondern in blankgeputzten, wie eben vom Theaterſchneider gelieferten, bald heſſiſchen, bald weſtfäliſchen, bald norwegiſchen oder irgend welchen anderen Trachten. Unſchwer erkannte man zudem bei der ganzen Bauernmalerei den Einfluß von Immermanns „Oberhof" und Auerbachs „Barfüßele". Wie ſich Anzengrubers und Roſeggers Geſtalten zu jenen verhalten, ſo etwa Liebermanns und Uhdes Bauern zu denen der Düſſeldorfer Maler um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Und dieſes Weſen der Düſſeldorfer Lebens- und Sittenbilder blieb noch lange das gleiche. Die maleriſchen Qualitäten eines Ludwig Knaus und Benjamin Vautier, eines Michael Munkacſy, Karl Sohn, Chriſtian Bokelmann und Ferd. Brütt waren jedenfalls größer als die der meiſten älteren Genremaler — man begegnete ſogar freilichtleriſchen Tendenzen, z. B. bei Bokelmann und Aloys Fellmann —, größer auch war der Einfluß von Paris und Brüſſel, geſchickter, glaubhafter gewählt war das Motiv, aber bis in die achtziger Jahre hinein blieb doch die novelliſtiſch-aneldotiſche Richtung, wenn man auch immer weniger ſie an der Hand von Dichtern und Dichtwerken pflegte, vielmehr ſich im Leben ſelbſt nach wirklichen Vorgängen umſah, um dieſe dann „maleriſch" zuzuſtutzen — ich ſage, dieſe Richtung blieb dem Weſen nach die gleiche, und auch dieſer ſpätere „Realismus" mit ſeiner augenfälligen Abſichtlichkeit und kommentierenden Deutlichkeit erſcheint uns heute nicht lebensecht. Ja, es nahmen ſogar die gekünſtelte Sentimentalität und hausbackene Gemütlichkeit, die eine Zeitlang, wenigſtens was die vornehmſten

Künſtler betraf, faſt ſchon für überwunden gelten konnten, in der Folge wieder mehr überhand. So ſtark war der Einfluß der Pariſer und Brüſſeler und namentlich auch der Niederländer, bei denen ſo viele Düſſeldorfer in die Schule gingen, doch nicht, um dieſen uralten Zug der Düſſeldorfer Figurenmalerei auszumerzen. Er erſtreckte ſich eben nur mehr auf die Technik, auf die rein maleriſchen Ausdrucksmittel, auf die Art und Weiſe des Vortrags in Farben und Tönen; ſelbſt ein Ludwig Knaus, wohl der populärſte aller Düſſeldorfer der letzten fünfzig Jahre, iſt von dieſen Vorwürfen nicht ganz freizuſprechen; aber wenigſtens in Sentimentalität „machte“ er nicht, und ein weltmänniſches „savoir faire“, das „ſogar“ den Franzoſen imponierte, zeichnete ſeine Kunſt aus: ſie blieb vornehm, auch wenn er ſchmutzige Bengel, raufende Dorfrüpel malte. Aber die Zeit iſt über dieſe Vorzüge hinweggeſchritten: die Courbet und Millet, die Israëls und Meunier, die Leibl und Uhde, die Segantini und Zorn — ſie ſchilderten nicht mehr mit überlegenem Wohlwollen das Volk, ſie lebten und leben ſein Leben mit allen Faſern ihres Seins, oft auch tatſächlich mitten unter ihm mit.

Carl Gehrts: Studie zum Wandgemälde „Kunſt in der Renaiſſance“.
In der Kunſthalle zu Düſſeldorf.

Aber man vergeſſe dabei eins nicht: den tragenden, ſtützenden, treibenden Beifall, den dieſe Richtung zunächſt bei der ganzen großen Maſſe des Publikums, ſpäter aber immer auch noch in allen für die Düſſeldorfer maßgebenden Kreiſen, zumal in ihrer eigenen Stadt und Heimatprovinz, fand. Es war am Ende nicht verwunderlich, wenn ſchon

allein der Geſchmack der Düſſeldorfer „guten Geſellſchaft", der Mäcen der Rheinlande und der Käufer jenſeit des Kanals und des großen Waſſers beſtimmend für die Künſtler wurde, die aber auch außerhalb dieſer Kreiſe lange Zeit hindurch reiche Anerkennung, ja mitunter blinde Bewunderung fanden. Da erſchien es ganz natürlich, daß man allmählich in einen Dornröschenſchlaf verfiel.

Einer Perſönlichkeit muß hier noch gedacht werden: Wilhelm Sohns, der als langjähriger Lehrer für ein paar Jahrzehnte der Düſſeldorfer Genremalerei mit den Stempel aufdrückte. Der Vater eigentlich iſt er des Kultus der Farbentechnik einerſeits, der ſeit der Mitte der ſechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Düſſeldorf getrieben wurde, und der Vater anderſeits einer minuziös ſtudierten Koſtümmalerei und einer möglichſt deutlichen Phyſiognomik. Auf die archäologiſch-naturaliſtiſche Treue der Koſtüme und des ganzen Milieus, namentlich des Milieus auch der Bilder einer Reihe niederländiſcher Maler, wie das neuerdings auch der Nachfolger Sohns, der Karlsruher Claus Meyer, wieder tut, wurde ein ungeheures Gewicht gelegt. So kam man dort allmählich in eine Rezept- und Schablonenmalerei hinein. Sohns Verdienſte auf dem Gebiete der Koloriſtik und des phyſiognomiſchen Ausdrucks ſind nicht zu unterſchätzen, aber die Tatſache bleibt beſtehen, daß dieſe ganze Schule ſehr wenige Individualitäten hervorgebracht hat, darunter aber freilich eine von ſolcher Kraft wie Eduard von Gebhardt, der bald ſchon neben ihm als Lehrer tätig war.

Ludwig Knaus: Im Ährenfeld.
(Nach einem im Verlage von Rich. Bong erſchienenen Aquarell-Faksimile.)

Von dieſer Rezeptmalerei wußten übrigens bereits Immermann und Müller von Königswinter gar ſchnurrige Dinge zu erzählen. Sie ſteckte den Düſſeldorfern ſchon längere Zeit ſozuſagen im Blute. Gebhardt ſelbſt hat ſich ebenfalls einmal darüber ebenſo geiſtvoll wie vernichtend ausgeſprochen. Gerade dieſe koloriſtiſche Modeſexerei trieb ihn in die gewiſſenhaften und ſyſtematiſchen Studien in Italien hinein, als deren Früchte wir ſpäter ſeine Loeum-Wandgemälde bewundern lernten. Gebhardt ſchrieb alſo vor ein paar Jahren in einer Kunſtzeitſchrift:

„... Als ich vor etwa fünfunddreißig Jahren (Mitte der ſechziger Jahre) nach Düſſeldorf kam, war es das Streben aller, ‚hell' zu malen; ‚dunkel und braun' war der ſchlimmſte Vorwurf, den man einem Bilde machen konnte, und doch verfiel man immer wieder in dieſen Fehler. Beſuchte man ein Atelier, ſo wurde regelmäßig ein Taſchentuch vors Bild gehalten, um den Grad der Helligkeit zu bemeſſen. Den erſten Wechſel der Mode erlebte ich, als auf der Pariſer Ausſtellung die ‚Goldene Hochzeit' von Knaus Furore machte. Von da an wurde das Loſungswort: ein Bild muß ‚Bukett' haben. Auf dem kleinſten Fleck ſuchte man durch perlendes Ineinanderfügen von pfirſichgrün-himbeereis-ſilbergrauen Tönen einen gewiſſen prickelnden Reiz auszuüben, und man war glücklich in der Errungenſchaft. Als aber das ‚Bukett'

Hans Dahl: Hinter dem Segel.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

maſſenweiſe auf den Ausſtellungen auftrat, verlor es ſichtlich den Reiz, und wahrhaft erlöſend wirkte es, als damals plötzlich erfunden wurde, die Bilder müßten alle ‚eingeſchlagen‘, wie auf Kalk oder Kreide gemalt ausſehen. Das nannte man ‚feſt‘, ‚geſund‘. Aber auch die öden, hellgrauen Fläſchen wurden aus dem Felde geſchlagen, als die imponierende Reihe der Leyſchen Bilder auf der Pariſer Ausſtellung alle begeiſterte. Da ſchwärmte man dann für ‚ſcharfe Silhouetten‘ und kräftig innegehaltene ‚Lokaltöne‘. Da wurden Rembrandt und Franz Hals neu erfunden. Man glaubte, es ſei ein neues Licht aufgegangen. Das Ineinanderfließen der Flecken wurde zur Hauptſache; ‚im Hellen und Dunkeln träumen‘, das war der größte Genuß. Aber dabei blieb es nicht! Munkacſys Gefängnisbild ſchlug durch und ſo ſehr, daß man nur aus dem Schwarzen heraus zu arbeiten als ‚anſtändig‘ anſah. Munkacſys Wort: ‚Beinſchwarz iſt das lieblichſte Rot‘, wurde akzeptiert. Aber da erſchien Makarts Art mit dem Goldton. Dann kamen wieder das Hellmalen und alle die neueſten Modetorheiten an die Oberfläche. Keine Mode aber dauerte lange genug, um wirklich erfaßt zu werden — nur erſchnappt wurde ſie und dann wieder fallen gelaſſen. Durch den ſteten Wechſel wurden die talentvollſten Farbengenies in die ſtärkſten Schwankungen verſetzt. Wenn die tüchtigſten Koloriſten ein Bild angefangen hatten und irgendwo Gelb ſtehen hatten, ſo konnte man ſicher ſein, daß ſpäter Violett an die Stelle kam. Direktionslos und prinzipios folgte man einer unſicheren Empfindung, und jeder bunte Lappen, der zufällig am Boden lag, brachte einen dazu, das ganze Bild umzuſtimmen.“

Ludwig Knaus: Studie.
(Nach einer Zeichnung aus dem Beſitz des Künſtlers.)

Schaarſchmidt erzählt eine köſtliche Anekdote aus den Tagen Mintrops, die die gleiche Sucht in früherer Zeit treffend illuſtriert. Der Selfmademan aus der erſten Zeit der Schadowſchule hatte einmal eine Madonna in Arbeit, deren Gewand in der Farbe nicht der geheiligten „Tradition“, d. h. in Wahrheit der betreffenden Mode, entſprach. Er ging, ehe das Bild vollendet war, auf Reiſen. Inzwiſchen hatten ſeine Freunde das Gewand umgemalt, und als er zurückkam — merkte er den Farbenwechſel gar nicht. Das war während der erſten Blütezeit ſchablonierter Koſtümmalerei geweſen. Ein halbes Jahrhundert ſpäter, während ihrer zweiten Blütezeit, war es, wie man ſieht, nicht anders. Nur, daß die koloriſtiſchen Geſetze der Verteilung und Zuſammenſtellung der einzelnen Farben nunmehr den Gegenſtand eingehendſter Studien und oft langjähriger Experimente bildeten.

Von den Sohnſchülern ſeien außer Karl Sohn, Albert Baur, der übrigens ſeine Studien bald ſchon in München fortſetzte, Eduard von Gebhardt, Ferdinand Brütt, Chriſtian Louis Bokelmann und noch eine Reihe anderer genannt, die Düſſeldorf ſpäter den Rücken kehrten, wie Hugo Vogel, Hans Dahl, Konrad Kieſel, Bennewitz von Löſen, Max Wislicenus u. a. Sie alle befreiten ſich mehr oder weniger von der Rezept- und Schablonenmalerei, deren hauptſächlichſte Vertreter heute einer wohlverdienten Vergeſſenheit anheimgefallen ſind.

Ludwig Knaus: Studie eines Knaben.
(Nach einer Zeichnung aus dem Beſitz des Künſtlers.)

Digitized by Google

Eduard von Gebhardt: Der zwölfjährige Jesus im Tempel.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

Nur wenige Worte über die Düſſeldorfer Schlachtenmalerei, die gleichzeitig mit dem Sittenbilde ihren Höhepunkt erlebte.

Eduard von Gebhardt: Studie zur „Bergpredigt".
(Düſſeldorf, Friedenskirche.)

Daß dieſes Feld der Malerei heute in großen Kreiſen nur wenig Kurs hat, erſcheint von einem gewiſſen Standpunkte aus, der aber der künſtleriſche iſt, begreiflich. Das heißt jene ruhmredige, theatraliſche Schlachtenmalerei, die heute eigentlich nur noch in ganz beſtimmten Kreiſen Anklang und Schutz und — Beſteller findet. Wandlungen haben ſich ja im Laufe der Zeiten auch hier natürlich vollzogen. Von jenen Bildern, wo große Truppenkörper neben- und übereinander auf der Leinewand geordnet wurden, mit bequemen Rauchwolken dazwiſchen, die alle Schwierigkeiten verſteckten, bis zur Schlachtenepiſodenmalerei unſerer Tage, von dem ſozuſagen taktiſchen Schlachtenbericht bis zum Drama der Einzelperſonen, das heute im Mittelpunkte dieſer Malerei ſteht, von den ſteifen Paradebildern und vom Feldherrnporträt mit etwas Schlachtenſtaffage bis zur ſchneidigen, leidenſchafterfüllten Heldentat eines einzelnen iſt's immerhin ein ganz beträchtlicher Weg. Aber es verſteht ſich von ſelbſt, daß auf dieſem Gebiete bei der Abhängigkeit von den Vorſchriften der Beſteller, von der

Hans Dahl: Mädchen im Sonnenschein. Studie.

Zu Norden: Düsseldorfer Kunst.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Forderung der Porträtähnlichkeit, von den genauen Angaben der Kriegsgeſchichte, von all dem koloriſtiſchen Zwang, die die hiſtoriſche Treue in der Darſtellung von Uniformen uſw. auferlegte, von der Ausbildung einer individuellen Kunſt und auch nur von dem Charakter einer beſtimmten Schule nicht gut die Rede ſein konnte und kann. Auch in Düſſeldorf war es nicht anders. Neben den vielgefeierten Camphauſen, Bleibtreu, Hünten, die alle mehr Vertreter einer illuſtrativen Gefechtsberichterſtattung waren, möchte ich als einen von den wenigen, die damit eine landſchaftliche Stimmungsmalerei verbanden und ſich auf kleine Epiſoden mit wenig Akteurs beſchränkten, den heutigen Direktor der Kaſſeler Kunſtſchule, Louis Kolitz, nennen, deſſen Kunſt man nach dieſer Richtung hin vor zwei Jahren auf der „Großen Berliner Kunſtausſtellung“ eingehender zu ſtudieren willkommene Gelegenheit fand. Auch Theodor Rocholl iſt den beſten Vertretern dieſer modernen Schlachtenmalerei beizuzählen, obſchon das rein Militäriſche bei ihm immer noch eine beträchtlich hervorragendere Rolle ſpielt als bei Kolitz.

Gregor von Bochmann ſen.: Heimfahrt eſthniſcher Bauern vom Markte. Handzeichnung.

Daß die erzählende Tiermalerei in Düſſeldorf auch eine eingehende Pflege fand und findet, brauche ich nicht noch beſonders hervorzuheben. Ich verweiſe nur auf den beliebten Chriſtian Kröner und den genialen

Gregor von Bochmann ſen.: Eſthniſche Dorfſtraße.

Digitized by Google

Georg Bleibtreu: Handzeichnung zu dem Gemälde „Kronprinz Friedrich Wilhelm bei Königgrätz“.
(Im Beſitz des Herrn Geh. Juſtizrates C. R. Leſſing.)

Eugen Dücker: Sommertag. Studie.

Digitized by Google

Digitized by Google

C. F. Deicker, aus ſpäterer Zeit auf Hugo Mühlig, Guſtav Marx, der übrigens ebenſowenig wie der jüngere Albert Baur ſeine Hauptſtudien Düſſeldorf verdankt.

Länger aber muß ich bei einem anderen Zweige der Düſſeldorfer Malerei verweilen, der ſogar einen der Hauptzweige bildet und gleich dem Sittenbilde Jahrzehnte hindurch den Ruhm der Düſſeldorfer Schule mitbegründete: bei der Landſchaftsmalerei. Daß unter Cornelius für ſie kein Platz war, iſt ſelbſtverſtändlich. Aber gleich unter Schadow begann ſie in den Vordergrund zu treten. Carl Friedrich Leſſing und Johann Wilhelm Schirmer ebneten ihr die Wege. Natürlich ganz im Geiſte der Romantik, wenn auch bei Schirmer anfangs ſich eine mehr realiſtiſche Stimmungsmalerei nachweiſen läßt und anderſeits ſich Spuren eines Klaſſizismus im Geiſte der Claude Lorrain und Pouſſin zeigen. Als beide in den fünfziger Jahren nach Karlsruhe gingen, hatten ſie der Düſſeldorfer Landſchaftsmalerei für längere Zeit einen beſtimmten Stempel aufgedrückt. Eben den der Romantik. Keine objektive Schilderung empfangener Natureindrücke, ſondern die komponierende Benutzung beſtimmter Landſchaftsausſchnitte, um eine ganze ſubjektive Stimmung, d. h. einen „poetiſchen Gedanken", eine „lyriſche Wirkung" zum Ausdruck zu bringen. Wie wenig man ſich um die wirkliche genaue Vertrautheit mit der Natur kümmerte, das geht z. B. ſchon daraus hervor, daß man braſilianiſche Urwälder und arabiſche Wüſten ruhig an der Düſſel malte, ohne je in Südamerika oder in Aſien geweſen zu ſein; daß grüne, naturgrüne Wieſen und Bäume verpönt waren, daß man allenfalls in der Behandlung des Hintergrundes und der Luft ſich an die Wirklichkeit hielt, im übrigen aber einen Hauptnachdruck auf die feine Zeichnung und die gedankenvolle Kompoſition — natürlich immer in drei „Gründen" oder „Plänen" — legte. Namentlich von der Schirmerſchule gilt das alles, denn bei Leſſing finden ſich in der Folge doch ſchon mehr realiſtiſche Elemente.

Von allen dieſen Schirmerſchülern, zu denen ja auch vorübergehend Böcklin gehört hat, und von denen manche bald doch eigene Wege einſchlugen, die ſie allerdings nicht auf die Höhe des großen Schweizers führten, ſei hier nur Andreas Achenbach genannt, der auch eigene Wege ging und über ein halbes Jahrhundert hindurch in der rheiniſchen Kunſtſtadt und weit über ſie hinaus eine herrſchende Stellung behauptet hat. Wenn man dieſen ſo ungeheuer vielſeitigen und genial veranlagten Maler einſt einen „Naturaliſten" nannte, ſo erſcheint uns das heute verwunderlich. Aber man vergißt,

Hans Dahl: Studie einer Frau.
(Nach einer Handzeichnung aus dem Beſitz des Künſtlers.)

daß all ſolche Stich- und Schlagworte immer nur eine relative Bedeutung haben: im Gegenſatz zur klaſſiziſtiſchen und älteren romantiſchen Landſchaft nimmt ſich dieſe Bezeichnung durchaus berechtigt aus. Auch bei ihm gibt's noch ein Herummodeln und Zurechtkneten, um den Natureindrücken die gewollte Bildwirkung zu verleihen, auch bei ihm zeigt ſich ein konventionelles Kolorit, aber im Vordergrund, alles beherrſchend, ſteht ſchon nicht mehr der „lyriſche Gedanke", der „poetiſche Gehalt", ſondern die Natur ſelbſt, dieſer und jener Kampf der Elemente, Beleuchtungseffekte uſw. Und bei der Aus-

Digitized by Google

führung der oft sehr kühn gewählten Motive unterstützt ihn eine meisterhafte Technik. Der außerordentliche Eindruck seiner Kunst

Arthur Kampf: Studie eines sitzenden Mädchens.
(Nach einer Rötelzeichnung aus dem Besitz des Künstlers.)

verschaffte ihm allmählich in Düsseldorf auch eine außerordentliche Stellung. Wie ein Jupiter thronte er dort, und in dem Urteil der Düsseldorfer kam ihm kein eigener und kein fremder Künstler gleich, nicht bloß als Landschafter und Marinemaler. Wer es wagte, Nordseemotive zu malen, der beging ein crimen laesae majestatis an dem Meister der Meister. Schule machte Andreas Achenbach dabei eigentlich nicht, wie er auch kein Lehramt bekleidete. Seine starke Eigenart und seine unausgesetzte schöpferische Tätigkeit erklärte das gewiß ausreichend. Nur etwa sein Bruder Oswald Achenbach, der farbenprächtige Schilderer namentlich der modernen italienischen Landschaft, und Albert Flamm können als solche bezeichnet werden. Der jüngere Achenbach übrigens übte kurze Zeit auch eine Lehrtätigkeit aus, nach Hans Gude und Karl Irmer, den vorübergehenden Nachfolgern Schirmers, wie Th. Hagen, der spätere Weimaraner, und Flamm seine, Achenbachs, dankbare, wenn auch nur vorübergehende Nachfolger waren.

An den Namen Eugen Dückers, des Landschafters und Marinemalers, gleich Gebhardt Valte, knüpft sich dann eine neue Periode Düsseldorfer Landschaftsmalerei zu Beginn der siebziger Jahre. Sie bedeutet den allmählichen Bruch mit der Romantik, von der sich auch schon der Gudeschüler Irmer, der aber, wie gesagt, nur kurze Zeit als Lehrer tätig gewesen war, abgewandt hatte. Man kann Dückers Kunst, im Gegensatz zu dem ganz modernen Impressionismus, als eine in gewissem Sinne rationalistische bezeichnen. Als solche erscheint sie in dem fleißigen Studium auch des einzelnen, in dem Respekt vor der Form auch des Nebensächlichen, was aber nie in eine Blätter und Grashalme und Steine zählende Pedanterie ausartet, wie sie noch bei vielen Romantikern anzutreffen war. Damit verbindet sich ein objektives Verhalten gegenüber den Farbenstimmungen des gegebenen Naturausschnittes zu Lande und zu Wasser, der Verzicht auf die Wahl möglichst „pittoresker" Motive, an deren Stelle die Schilderung des Nächstliegenden, oft auch geographisch Nächstliegenden tritt, das man mit seinem ganzen sozusagen landschaftlichen Seelengehalt zu geben sucht. Das hängt natürlich zusammen mit der ganzen Entwickelung der Landschaftsmalerei in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, einer Entwickelung, die für die neuzeitliche Kunst so bezeichnend geworden ist. Welch ein Weg von den Tagen eines Lionardo da Vinci, der da meinte: „Wenn ich meine Palette abwasche und den Schwamm dann an die Wand werfe, so gibt das eine Landschaft!" Oder auch nur seit der Zeit eines Gotthold Ephraim Lessing, der der Landschaft jede „Seele" absprach.

Wie die Düsseldorfer Genremalerei der fünfziger, sechziger und siebziger Jahre den Markt und Geschmack beherrschte, so auch ihre Landschaftsmalerei. Da waren, um nur einige zu nennen, erst Schirmer und die August Weber, Karl Hilgers, Hans F. Gude, der ältere Graf Kalckreuth, der Vater des heutigen Stuttgarter Meisters, August von

Arthur Kampf: Farbenstudie eines französischen Grenadiers zum Gemälde „1812".

Zu Norden: Düsseldorfer Kunst. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

UNIV OF
CALIFORNIA

Wille, der Vater Fritz von Willes, einer der wenigen, wenn auch moderniſierten Nachzügler der einſtigen romantiſchen Landſchaftsherrlichkeiten, K. Fahrbach, vor allem die beiden Achenbach, dann Albert Flamm, Morton-Müller, Karl Irmer, Ludwig Munthe, der Norweger, in dem wir ſchon einen Vorläufer des modernen Impreſſionismus erblicken, wie in dem Landsmann von ihm Hans Dahl einen der erſten Düſſeldorfer Freilichtmaler, ein dritter Norweger, Georg Rasmuſſen, der Achenbach- und Gudeſchüler, Georg Oeder, der bedeutende Autodidakt, Gregor von Bochmann, ein dritter Balte unter den namhafteſten Düſſeldorfer Künſtlern, der dort mehr ſeine eigenen Wege ging und geht, in ſeinen die Landſchaft mit dem Sittenbilde ſo glücklich verbindenden Gemälden ſich von Modeſtrömungen und allem Experimentieren freizuhalten gewußt hat und in der Schilderung von Land und Leuten ſeiner Heimat Eſthland oder in den holländiſchen Niederungen ſich immer als der gleich treffliche Zeichner und feinfühlige Koloriſt gibt — wer kennt nicht alle dieſe Namen?

Eine ganze Reihe von Dücker-Schülern wirkt zudem in anderen Städten, zum Teil in angeſehenen Lebensſtellungen, wie z. B. Olaf Jernberg (Königsberg), Fr. Kallmorgen (Berlin), Hans Hermann, A. Norman, Willy Hammacher, Philipp Franck, alle in Berlin. Unter den Düſſeldorfern gehören zu den hervorragendſten Schülern Dückers Heinrich Hermanns, Joh. Peterſen, Karl Becker und, wenn ich nicht irre, auch die trefflichen Heinrich Liefegang und Eugen Kampf. Auch die Worpsweder Otto Modersohn und Fritz Overbeck waren Schüler Dückers.

Alle dieſe zuletzt Genannten zeigen übrigens nur noch wenig oder gar keine Verwandtſchaft mehr mit „Düſſeldorfer Landſchaftsmalerei“: ſie haben ſich fortentwickelt oder ganz andere Wege eingeſchlagen.

Ludwig Keller: Peter Jansen

Im allgemeinen aber läßt ſich der Landſchaftsmalerei Düſſeldorfs wie der Genremalerei in der gleichen Zeit, bis etwa Ende der achtziger Jahre, der gleiche Vorwurf nicht erſparen: der Vorwurf einer gewiſſen Erſtarrung in Schablone und Manier. Es war ſchon vorher von den Gründen dieſer Erſcheinung die Rede: zu abſeits lag, vom Verkehrsſtandpunkte aus, die Stätte des Wirkens der Künſtler, und zu gut ging's ihnen dort. Für den einzelnen gab es nur ausnahmsweiſe eine ſtarke Fortent-

Digitized by Google

wickelung. Was ſie jahrelang gemalt hatten, das gefiel noch immer und wurde noch immer ebenſo gern gekauft und ebenſo hoch bezahlt. Wozu alſo ſich in die Unruhe und die Mühe einer Beteiligung an der immer machtvoller einſetzenden Bewegung ſtürzen? Es hatte oft den Anſchein, als machte das Tagesleben mit all ſeinen Erſcheinungen an den Türen all dieſer Ateliers Halt. Ja — man hatte nicht einmal das Bedürfnis, in regen Verkehr mit anderen Kunſtſtätten zu treten. Man begnügte ſich mit lokalen Ausſtellungen, und man beteiligte ſich an auswärtigen ohne ſonderliche Rückſichtnahme darauf, möglichſt würdig dort aufzutreten.

Aber das rächte ſich. Rächte ſich an der eigenen Kunſt, die allmählich aufhörte, ein Wertmeſſer der Kunſtanſchauungen, der Menſchen und Zuſtände der Zeit zu ſein und ſich damit begnügte, „gute Malerei“ im allgemeinen zu produzieren, was nun wirklich der Fall war. Rächte ſich auch in bezug auf Wertſchätzung Düſſeldorfer Kunſt draußen. Je mehr dort ſich ein ſtarkes Leben regte, ein Suchen und Erobern neuer Wege, deſto mehr galt Düſſeldorfer Kunſt für rückſtändig, philiſterhaft, kleinlich — oft genug im einzelnen zu Unrecht, wie ich hier gezeigt zu haben glaube —, galt dafür bis in die allerletzte Zeit hinein, obſchon ſchließlich auch dort ſeit etwa zwölf bis fünfzehn Jahren es ſich zu regen begonnen hat.

Dieſe neueſte Phaſe eingehender zu betrachten, liegt nicht im Rahmen dieſes Aufſatzes, ebenſowenig wie ein Eingehen auf Düſſeldorfer Architektur und Skulptur, die nie eine Rolle nach außen hin geſpielt haben; in den Lehrplan der Akademie wurde die Skulptur überhaupt erſt Mitte der ſechziger Jahre aufgenommen. Auch heute noch iſt die Zahl der Bildhauer in Düſſeldorf verhältnismäßig gering. Dafür lebt und ſchafft aber dort jetzt eine ſo bedeutende Kraft wie des Akademiedirektors jüngerer Bruder, Karl Janſſen, und eine Reihe junger Bildhauer, wie Gregor von Bochmann jun., Heinz Müller, Joſ. Pallen-

Helmuth Liesegang: Schafherde in herbſtlicher Allee.

berg u. a., berechtigen mit ihm zu Hoffnungen, daß die an der Düſſel ſo ſpät erſt erblühende Plaſtik dafür auch gleich den im Geiſte der ſie beſaßen hierfür in den „Düſſeldorfer Monatsheften“ ſogar ein einheimiſches Organ. Um die Mitte des Jahrhunderts rief Müller

Auguſt Zinkeiſen: Das Dilemma.

Beſten unſerer Zeit liegenden Charakter einer Kunſt um der Kunſt willen annehmen wird.

Sehr groß war dagegen die Rolle der Düſſeldorfer Kunſt auf dem Gebiete der Graphik. Schon von den Tagen eines Cornelius an. Daß dabei die Zeichenkunſt, Lithographie, der Holzſchnitt, der Kupferſtich, die Radierung dort jedesmal das Weſen der Monumental- und Staffeleimalerei der betreffenden Zeit getreulich widerſpiegelte, verſteht ſich von ſelbſt. Trugen doch, wie wir ſahen, dieſe Werke der Ölmalerei ſelbſt gar oft den Charakter der Illuſtration. So waren die Düſſeldorfer in den dreißiger und vierziger Jahren und ſpäter in den ſechziger Jahren und darüber hinaus noch auf allen Gebieten ſehr geſuchte Illuſtratoren, und die Geſchichte der deutſchen Illuſtrationswerke jener Zeitperioden iſt gleichzeitig auch eine Geſchichte der graphiſchen Kunſt der Düſſeldorfer, in der wir den Namen faſt aller hervorragenderen Geſchichts- und Sittenbildmaler begegnen. Selbſt der politiſchen Karikatur blieben dieſe Künſtler Ende der vierziger Jahre nicht fremd. Und von Königswinter ein anderes illuſtriertes Journal ins Leben, das „Düſſeldorfer Künſtleralbum“, das dann von 1867 bis zu ſeinem letzten Jahrgang 1877 „Deutſches Künſtleralbum“ hieß. Auch ein „Düſſeldorfer Jugendalbum“ erſchien in den fünfziger Jahren und desgleichen ein Sammelwerk „Aquarelle Düſſeldorfer Künſtler“. Viel Beſchäftigung gab den Künſtlern, wie ſchon früher erwähnt, auch fortlaufend der „Kunſtverein für die Rheinlande und Weſtfalen“. Ferner ließen einzelne Gruppen von Künſtlern mitunter Sammelwerke erſcheinen. So liegt mir aus dem Jahre 1893 ein Prachtband „Unſere Kunſt“ vor, den die „Freie Vereinigung Düſſeldorfer Künſtler“ herausgab. Beiträge deutſcher Dichter wechſeln hier mit den Kunſtblättern Düſſeldorfer Maler und Zeichner ab.* In dem Eröffnungsgedicht dieſes Sammelwerkes, „Unſere Kunſt“ von Ernſt Scherenberg, heißt es:

* In dem Augenblick, wo dieſe Zeilen unter die Preſſe kommen, geht mir die zweite Folge dieſes Unternehmens zu. (Verlag von Hermann Michels, Düſſeldorf 1903.) Sie ſteht ganz auf der Höhe der erſten. J. N.

Ob klaſſiſch — oder ganz Natur —
Quillt's aus dem Born, dem vollen,
Willkommen ſei's! Wir fordern nur
Ein kraftbewußtes Wollen.

Romantizismus — Impreſſion —
Gleichwertig ihre Schätze;
Ob heller — dunkler Farbenton,
Wer zwängt es in Geſetze?

So abhold ſind wir altem Zopf
Wie neuſten Modenarren;
Und nimmer ſoll Hand, Herz und Kopf
In Formeln uns erſtarren!

Dies „unſere Kunſt", die zu euch ſpricht
Aus unverſchloſſener Halle;
Ihr Schlachtruf lautet nicht „Freilicht!" —
Doch „Freies Licht für alle!"

Freies Licht, freie Bahn für alle! Ein Programm. Und ein Beweis, daß auch dort, nur allzu unbemerkt von den Kunſtkreiſen draußen, der moderne Geiſt als befreiender Ritter das ſchlafende Dornröschen Düſſeldorfer Kunſt wachgeküßt hatte. Nur nach außen hin blieb die Dornenhecke beſtehen. Sie iſt erſt in jüngſter Zeit gefallen. Eine eigene, ſchneidig redigierte Kunſtzeitſchrift, „Die Rheinlande", die ſeit Oktober v. J. mit erweitertem Programm unter dem Titel „Düſſeldorfer Monatshefte" im Verlage von Fiſcher u. Franke erſcheint, und die im Sommer 1902 feierlich eröffnete würdige Stätte für Geſamtausſtellungen im großen Stile, wie München, Berlin, Dresden ſie kennen, der neue „Kunſtpalaſt", bilden fortan die Bindeglieder zwiſchen Düſſeldorfer und der Kunſt im weiten Deutſchen Reich und in fremden Kunſtländern.

Und es gärt und brodelt mächtig in den dortigen Künſtlerkreiſen. Nicht wenig überraſcht waren wohl die meiſten Beſucher, daß ſie auf der großen „Deutſchnationalen Kunſtausſtellung" mindeſtens einem halben Dutzend Künſtlervereinen in den Düſſeldorfer Sälen begegneten. Vereine, deren Zwecke weitab liegen von dem Vergnügungs- und Feſtlichkeitsprogramm des „Malkaſtens"; deren Programm vielmehr von Kunſtarbeit für die Kunſt und um der Kunſt willen ausgefüllt wird. Vereine, deren jeder faſt ſeine eigene Jahresausſtellung veranſtaltet. Etwas viel allerdings — dieſe große Anzahl von Vereinen für die kleine Kunſtſtadt. Es mögen wohl auch hier und da perſönliche Momente, praktiſche Ausſtellungsrückſichten u. dergl. mitgewirkt haben. Im übrigen aber: es gärt und brodelt eben. Und das heißt „Leben".

Peter Philippi: Winkelweisheit.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Peter Janssen: Studie.

Zu Norden: Düſſeldorfer Kunſt.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Karl Janſſen: Steinklopferin.

Dieſe Lebensbetätigung ſetzte bereits vor etwa fünfzehn Jahren ein, als die ſezeſſioniſtiſche Bewegung auch dort in der Gründung des „St. Lukasklubs“ ihren Ausdruck erhielt. Andere Verbände folgten. So die „Freie Vereinigung“, die „Kunſtgenoſſenſchaft“, „Vereinigung 1895“ uſw. Noch ganz vor kurzem trat die „Vereinigung 1902“, mit Peter Janſſen und Eduard von Gebhardt an der Spitze, zuſammen, und bereits heißt es, daß noch ein neuer Verband „Düſſeldorf“ in Bildung begriffen iſt, der ſich zum größten Teil aus bisherigen Mitgliedern des Lukasklubs zuſammenſetzen ſoll. Dem gegenüber iſt es eigentlich recht erfreulich, daß für die diesjährige große „Internationale Kunſtausſtellung Düſſeldorf 1904“ den einzelnen Gruppen keine eigenen Räume mehr zugebilligt werden wie 1902, denn das wirkt nur verwirrend. Sehr bezeichnend iſt, daß eine den dortigen Kunſtkreiſen ſehr naheſtehende und mit ihnen vertraute Perſönlichkeit mir auf *meine* Frage nach der Zugehörigkeit dieſer und *jener* Künſtler zu den verſchiedenen Gruppen erwiderte: „Wer ſoll ſich da auskennen; wir ſelbſt wiſſen es ſchon nicht mehr!“

Und das iſt auch ſchließlich ganz einerlei. Eine reinliche Scheidung in „Alt“ und „Jung“ war ſchließlich der unverkennbare und erfreuliche Eindruck auf der großen Ausſtellung 1902. Erfreulich inſofern, als man überhaupt von dem Vorhandenſein einer „jungen“, d. h. einer lebensvollen, kämpfenden, ſuchenden, ringenden Kunſt, in der die „Romantik“, die „Novelle“, die „romantiſche“ Landſchaft immer ſeltener werden, ſich überzeugen konnte. Und noch von etwas anderem konnte man ſich überzeugen — davon, daß die führenden Geiſter der Jungen und Jüngſten keinen uniformierenden Drill ausgeübt haben, daß dieſe ihre eigenen Wege gehen durften, daß die große Zahl der Janſſen-, der Gebhardt-, der Dücker- und Fernſeldſchüler — Fernſeld hat Düſſeldorf, ebenſo wie Otto Heichert an Königsberg, den vorzüglichen Arthur Kampf an Berlin abgeben müſſen, hat ſich aber dafür in Julius Bergmann, dem Karlsruher Landſchafter und Tiermaler, und in Adolf Männchen, dem Danziger Figuren- und Sittenbildmaler, zwei neue, vielvereinende Lehrkräfte gewonnen —, daß alſo dieſe Schüler oft ein ganz anderes Geſicht zeigen als ihre Lehrer und Meiſter. Eine Charakteriſtik dieſer Jungen und Jüngſten liegt mir fern. Aber man halte nur ſo verſchiedenartige Künſtler wie den phantaſtiſchen Alexander Frenz, den oft bis zum Grotesken humoriſtiſchen, auch mit Pinſel und Farbe derb dreinfahrenden Gerhard Janſſen, den neu-

Digitized by Google

Gregor von Bochmann jun.: Abſchied.

romantiſch veranlagten Willy Spatz, den feinen und eleganten, oft faſt zu feinen und eleganten Damenbildnismaler Walter Peterſen, der auch koloriſtiſchen Effektproblemen nicht abhold iſt, und den ſcharf charakteriſierenden Ludwig Keller, den Maler namentlich von Männerbildniſſen, den impreſſioniſtiſchen Bildnismaler Schneider-Didam, den feinſinnigen Koloriſten auf dem gleichen Gebiete Fritz Reuſing, den naturaliſtiſchen Volksſchilderer Max Stern, den dekorativen Maler Hermann Emil Pohle und den im beſten Sinne des Wortes realiſtiſchen Hiſtorienmaler Arthur Kampf alle als Janſſenſchüler zuſammen. Oder wer wird in den humoriſtiſchen Schilderern kleinbürgerlichen Lebens, Peter Philippi und Auguſt Zinkeiſen, der auch Märchen volkstümlich zu erzählen weiß, im großzügigen Maler der „Veteranenverſammlung“ und der „Pflügenden Mönche“, Otto Heichert, oder gar in Hermann Angermeyer, dem farbenfunkelnden, breit hinſtreichenden Maler der köſtlichen Kindergruppe „Vornehme Leute“, gleich auf den erſten Blick Gebhardtſchüler erkennen wollen? Wer wird den Landſchaftern Jernberg, H. Liefegang, Heinrich Hermanns, Eugen Kampf eine eigene Handſchrift abſprechen wollen? Wie weit haben ſich die Marinemaler Karl Becker, Erwin Günther, vor allem Andreas Dirks in Motiven, Auffaſſung, Vortrag und Technik von den Seeſtücken Andreas Achenbachs nicht bloß, ſondern auch der Dückerſchule entfernt!

Alles in allem zeigt ſich für den, der genauer zuſieht, daß die in dem letzten Jahrzehnt üblich gewordene geringſchätzige Behandlung der Düſſeldorfer Malerei eine ſchlimme Ungerechtigkeit iſt. „War“ werden wir hoffentlich bald ſagen können, jetzt, wo die Düſſeldorfer wohl bemüht ſein werden, ihr gewichtiges Wort mitzureden auch nach außen hin und vor allem im Auslande. Damit es wahr werde das alte Wort, im anderen Sinn als einſt:

Kunſt am Rhein
Wie der Wein
Fröhlich und — fein.

Jakob Gruners Eiche

Novelle

von

Georg von der Gabelentz

(Nachdruck ist untersagt.)

Ich kann die Geschichte nicht vergessen, sie wurde mir heute auf meinem Ritte von neuem ganz besonders lebendig. Mir ist, als sei dies alles erst vor wenigen Wochen geschehen, und doch ist seitdem ein Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren über dies Tal, seinen Wald und seine Wiesen gegangen.

Freilich, es scheint in diesen Bergen alles so geblieben zu sein, wie es damals war, da meine Eltern in der kleinen, nahegelegenen bayerischen Stadt lebten. Mit weißen Häusern und roten Dächern hatte sich diese in einer fruchtbaren, im Osten von waldigen Höhenzügen abgeschlossenen Ebene ausgebreitet. Dort besuchte ich zuerst die Schule, dort lernte ich zuerst die Freuden der Ferien kennen. Jedesmal, sobald diese herankamen und die sonst so geräuschvollen Klassenzimmer verödeten, begann im Hause ein emsiges Treiben, das damit endete, daß meine Mutter mit mir in einen klapperigen, vor der Tür wartenden Kutschwagen einstieg.

Dieses Gefährt, von unserem Nachbar, dem Mohrenwirte am Markt, entliehen, wurde stets von einem alten Schimmel gezogen; noch höre ich im Geiste seinen müden Schritt auf dem holperigen Pflaster der Stadt. Ich kann mich nicht entsinnen, daß der dicke, schwarzbärtige Wirt jemals ein andersfarbiges Pferd vor seinen „Halbverdeckten" gespannt hätte, es schien das seine besondere Liebhaberei zu sein. In den verschossenen roten Polstern dieses Wagens geleitete mich die Mutter nach Einöden hinaus zum Onkel Forstmeister. Er war einige Jahre nach meinem Vater von Amts wegen in jene Gegend versetzt worden und wohnte tief drinnen im Walde, dessen langgestreckte blaue Wand man von den Häusern unseres Wohnortes aus am Horizont erblickte.

Das war eine Freude, wenn unser Wagen nach kurzer Fahrt von der staubigen und im grellen Sonnenlichte kreideweißen Landstraße abbog und zur Rechten den schmalen, schattigen Seitenweg einschlug. Anfangs sanft, dann später steil ansteigend, wand sich dieser hinauf an den Eingang eines langes Tales. Mit Wonne sogen wir beide immer wieder den würzigen Harzgeruch ein, der dort in den Bergen, vor allem auf den Holzschlägen lag, wenn die frischgeschälten Fichtenstämme der trocknenden Sonne ausgesetzt wurden und die Rinden in Haufen, kleine Hütten bildend, aneinander lehnten.

Bis hinab an die große Chaussee, neben der, nur durch schmale, erlenbesetzte Wiesen von ihr getrennt, die glänzenden Bänder der Eisenbahn herliefen, zog sich meilenweit, fast ohne Unterbrechung der Wald. Mitten in ihm wohnte der alte, weißbärtige Onkel und stand das Haus mit den lustig schauenden grünen Fensterläden und den schwarz gestrichenen Giebelbalken, in dem ich die glücklichsten Tage der Ferien verlebte.

Die Forstmeisterei lag an einer Stelle, wo sich das im übrigen schmale, ja fast schluchtartige Tal ein wenig zu einem Kessel erweiterte und so einer großen, blumigen Wiese und zwei in der Sonne spiegelnden, tiefen Teichen Raum gab. Abends summten

die Mücken in tanzenden Schwärmen über diesen Teichen, die weißen Häupter der Wasserrosen wiegten sich träge auf ihnen hin und wieder, und ab und zu sprang eine graue Forelle wie ein silberner Pfeil aus den kleinen Wellen, nach einer Fliege oder blauen Libelle haschend. Im Röhricht brüteten die scheuen Wildenten, und zuweilen huschte ein schwarzer Taucher geschwind durch die schlanken Binsen. Mit heimlichem Gemurmel führte ein kleiner Bach in mutwilligen Windungen das abfließende Wasser der Teiche zu Tal.

Auf beiden Seiten der Forstmeisterei stiegen Anhöhen empor, hier und da von großen, unregelmäßig geformten Granitblöcken übersät. Ich glaubte als Kind, daß märchenhafte Recken diese in grauen Zeiten hierher zu irgendeinem Riesenbau geschleppt haben möchten, denn man sah nicht, wie anders solch graues, kahles Gestein aus dem weichen, den Boden deckenden Moose hervorgestiegen sein konnte. Dies Moos war so tief und dicht, daß der Fuß bei jedem Schritte geräuschlos in ihm versank wie in einem wolligen Teppich.

So weit das Auge auch schweifte, rings standen die schlanken, geraden Säulen der Fichtenstämme eng beisammen. Nur zuweilen wurde ihr dunkles Grün an den Rändern der Wege oder auf den Lichtungen von helleren Eichen unterbrochen. Die grauen Stämme dieser Eichen wuchsen knorrig und ihre Äste krumm, sonderbaren Launen gehorchend. Nirgends sonst sah ich so gewaltige Stämme wie um Einöden. Viele unter ihnen waren im Laufe der Jahrhunderte so stark geworden, daß nur mehrere Männer sie umspannen konnten. Hier und da standen auch einzelne halb verdorrt, sie waren schon dem Sterben nahe und reckten dennoch in trotziger Kraft ihre mächtigen, kahlen Äste drohend über das niedere Unterholz. Wehe diesem, wenn ein Sturm, eine letzte, tödliche Krankheit solche Riesen zusammenbrach. Allerlei lichtscheues Getier, Eulen und Marder, hausten in den tiefen Astlöchern.

Nur schmale, gewundene und verwahrloste Wege leiteten durch diesen Wald, und die starken Baumwurzeln krochen über deren Vertiefungen hin, daß man meinen konnte, große braune Schlangen hätten sich auf ihnen gelagert.

Es war etwas Eigenartiges und Geheimnisvolles um diesen tiefen Wald. Ich fühlte einen dumpfen Schauer unter seinen Schatten, er machte mein Herz klopfen und ließ meinen Atem stocken, daß ich oft horchend in ihm stillstand, und doch zog er mich unwiderstehlich immer von neuem in seinen Bann. Nach allen Seiten dehnte er sich gleichmäßig aus, er stieg unverdrossen über steile Höhen hinweg und senkte sich in tiefe Talmulden hinab. Von einem der Berge aus konnte man über seine dunklen Wellen bis hinein nach Böhmen sehen.

Mit welcher Stärke empfand ich die schwere, fast bedrückende Ruhe, die in diesem Walde stand! Wenn ich draußen in seinem gleichmäßigen Dämmerlichte saß, an einen der grauen Steinblöcke angelehnt, über mir nur ein winziges, gleichsam ausgeschnittenes Stück des blauen Himmels, so hörte ich kein anderes Geräusch als das einschläfernde, ewig dumpfe Rauschen der Baumkronen. Dieses Rauschen schien wirklich ewig zu sein, ohne Anfang und Ende. Es schwieg nie ganz, auch bei Windstille nicht, es schwieg weder bei Tag, noch ruhte es bei Nacht. Mir war, als müsse es so von Anbeginn der Erde gewesen sein. Bald war es lauter, bald leiser, bald tönte es aus weiter Ferne, bald klang es aus nächster Nähe, aber immer war es da, über meinem Haupte, hinter meinem Rücken, neben mir. Es tönte wie ein Gesang vom Emporsteigen des ersten Samenkornes aus dem ersten verwitterten Felsboden, wie ein Lied vom Entstehen des Waldes, wie eine dumpfe Erinnerung an den ersten, fruchtenden Regentropfen, wie ein Sichbesinnen auf längst vergangene Tage.

Wenn einmal ein Unwetter über die wilde Einsamkeit des Waldes ging, so drückte ich mich an den rauhen Leib einer der alten Fichten heran, und ich konnte lange zählen, bis endlich ein perlender Regentropfen den Weg durch das dichte Wirrnis der Äste gefunden hatte und klatschend neben mir zur Erde fiel. Solcher Sturm fuhr über den Fichtennadeln und dem Laube der alten Eichen hin wie das Brausen eines Wasserfalles oder das weite Branden des Meeres.

Halbdunkel herrſchte ſelbſt bei hellem Sonnenſchein unter den Bäumen, und auch im Hochſommer war die Luft unter ihnen kühl und feucht. Weitäſtige Farne wuchſen aus dem moosbedeckten Boden empor, manche waren mannshoch. Sie breiteten ihre ſchöngezeichneten Wedel über vielerlei Pilze aus, neben den kleinen gelben, von den Bauernkindern geſammelten Eierſchwämmen ſtanden die giftigen roten Fliegenpilze oder die braunen Speiteufel.

Stundenlang durchſtreifte ich nach allen Richtungen dieſen Wald. Mein Lieblingsweg aber führte am Bach aufwärts. Den holperigen Steig überwuchs ein vielfach verſchlungenes Netz von Wurzeln, er war beſät mit glatten, trockenen Nadeln und Tannenzapfen, an denen die Eichhörnchen genagt hatten. Wenn ich ihn eine halbe Stunde weit verfolgte, kam ich an eine Stelle, wo die Fichten im Kreiſe auseinander traten, und wo, mit der Rückſeite an eine niedere Felswand gelehnt, ein kleines, morſches Fachwerkhaus ſtand, deſſen trübe Fenſter nur wenig über dem Erdboden lagen. Sie ſchauten auf einen wüſten Platz hinaus, auf dem Reiſighaufen und Holzabfälle herumlagen. Das mit Schindeln bedeckte Dach des Hauſes hing, im Alter zuſammengeſunken, tief über die beiden Fenſter herein. Zwiſchen dieſen führte eine enge, verwitterte Holztür über eine abgenutzte Schwelle in das Innere. Man ſah durch ihre Öffnung in einen ſchwarzen und niederen Vorraum, in dem zur Waldarbeit notwendiges Gerät lehnte, Beile und Sägen. Der Platz vor dem Hauſe ging ohne Umgrenzung in eine Waldwieſe über, auf der im Schatten der hohen Bäume nur dürftiges Gras und Moos gedeihen konnte. Die Gräſer hatten alle eine graugrüne Farbe, nur am ſchmalen Bachrande wuchſen ſie friſch und bunt.

Stand ich am jenſeitigen Rande der Wieſe, ſo wurde in meiner kindlichen Einbildungskraft das gegenüberliegende Haus zum Kopfe eines rieſigen, aus der Erde hervorſchauenden Mönches. Die ſchwarze Tür war der zum Schreien geöffnete Mund, die Fenſter glichen zwei ſtarren, weit aufgeriſſenen Augen, der braune, dreieckige Felſen über dem Strohdache ſchien mir ſeine härene, zurückgeſchobene Kapuze zu ſein, und das Schindeldach ähnelte ſtraffen, in die Stirn gekämmten grauen Haaren.

Hier, in dieſer ſonderbaren Einſamkeit, wohnte der ehemalige Vorarbeiter im Staatswalde, Jakob Gruner. Ich fand Vater Jakob, als ich ſpielend, mit nackten Füßen, im Bach aufwärts gegangen war, mich freuend, wenn die flinken, von mir verſcheuchten Forellen an meinen Beinen vorüberſchoſſen. Unvermutet ſtand ich, auf der Lichtung emporblickend, vor dem verfallenen Hauſe. Der harte Schlag einer Axt hatte, die Waldesſtille unterbrechend, mein Ohr getroffen. Tief geneigt über einen Haufen trockener Äſte, ſchwang ein Greis ein kleines Beil in der Hand, mit dem er das Holz zerkleinerte, und ſelbſt nachdem er das ſcharfe Werkzeug zur Seite gelegt und, den Kopf nach mir wendend, ſeine Arbeit unterbrochen hatte, hielt er ſich noch ſo gebückt, daß ich nicht verſtehen konnte, wie es ihm möglich geweſen war, mich zu entdecken. Er kam langſam auf mich zu, mit gekrümmtem Rücken, als ſuche er einen verlorenen Gegenſtand am Boden.

Dicht vor mir ſtehen bleibend, fragte er nach meinem Spiel, und ich hatte anfangs Mühe, die Worte zu verſtehen, die aus ſeinem faſt zahnloſen Munde kamen. Erſt wagte ich nicht, an das Ufer zu treten, ja, ich wäre gern wieder umgekehrt, aber allmählich faßte ich Mut, begann mit ihm zu plaudern und fragte mit kindlicher Dreiſtigkeit nach dieſem und jenem. Zwei Vogelbauer ſtachen mir in die Augen, die neben einem Fenſter an der ſchmalen Giebelwand des Hauſes hingen und einige Kreuzſchnäbel beherbergten. Ich war nach einiger Zeit dem Greiſe bis vor ſeine Hütte gefolgt und betrachtete neugierig die ſeltſamen Vögel. Als der Alte meine Freude an den Tieren bemerkte, brachte er nach längerem Suchen ein kleines Käſtchen aus dem Hauſe hervor, fing einen der Vögel ein und ſperrte ihn in den Kaſten. Dann machte er mir gutmütig beides zum Geſchenk.

Damit war unſere junge Freundſchaft beſiegelt, und ich lief mit kurzem Danke davon, während der Alte ſich wieder an ſeine Arbeit machte. Glücklich, zeigte ich bei meiner Heimkehr meinem Onkel den erhaltenen Vogel und erzählte vielerlei von meinem

Besuche bei dem Alten. Der Oheim schien über mein Abenteuer nicht erstaunt, sondern sagte nur, während ich auf seinen Knien saß: „Gewiß, Vater Jakob ist eine brave alte Seele, einen solchen Arbeiter, wie der seinerzeit war, bekomme ich sicher nie wieder. Es ist nur schade, im Alter ist er immer sonderbarer und verrückter geworden."

Meines Onkels Frau aber fügte noch mit ernster Stimme hinzu: „Das ist kein Wunder, er steht so allein, und er hat viel Schweres erlebt."

Seit jenem Tage suchte ich Jakob Gruner häufig auf, und er belohnte meine Besuche, indem er mir zuweilen eine Holunderbüchse oder ein Rindenboot schnitzte, mir auch mitunter Geschichten erzählte. Gewöhnlich fand ich ihn, wie er, die Pfeife im Mundwinkel, auf einer Holzbank vor seiner Tür saß, den gebeugten Rücken an das Haus gelehnt. So starrte er oft lange teilnahmlos, mit halberloschenen, rotumränderten Augen in die Weite, auch wenn ich neben ihm stand und mit ihm zu sprechen versuchte. Manchmal wieder spaltete er Holz oder zersägte fichtene Knüppel, und alles das ging nur sehr langsam vonstatten, als habe er noch wer weiß wie lange zu leben, als gäbe es für ihn keine Zeit und keine Eile. Duftende Walderdbeeren von seltener Größe gediehen am Abhange hinter dem Hause, ich pflückte sie, wenn sich der Greis nicht um mich kümmern wollte. Er mußte wohl viel älter sein als irgend sonst ein Mensch, den ich kannte, ja, in törichtem Kinderglauben meinte ich, Vater Jakob, wie ihn alle im Dorfe vom Forstmeister herab bis zum letzten Gänsejungen nannten, sei gewiß ebenso alt wie die stärkste moosbewachsene Eiche im Walde, ja vielleicht wie der braune Felsen über seiner Hütte. Sein bartloses Gesicht war durchfurcht von zahllosen Runzeln, die schlohweißen, spärlichen Haare hingen ihm häufig unordentlich über die Stirn herein bis fast auf die Augen. Sie erinnerten mich an ein ärmliches Getreidefeld, in dem der Wirbelsturm die Halme geknickt oder in mageren Büscheln durcheinander geworfen hat.

Wenn Gruner irgendein Spielwerk für mich schnitzte oder erzählte, wie er in seiner Jugend hier oder dort im Dickicht einen Dachs gegraben oder im Winter einen Fuchs mit dem Eisen gefangen hatte, lag ich gewöhnlich platt vor seiner Bank auf der Erde, die von Holzsplittern und braunen Rindenabfällen bedeckt war, und betrachtete das alte, zusammengeschrumpfte, aber bei seinen Erzählungen noch immer bewegliche Gesicht.

Der Alte konnte aus seinem Leben mancherlei Geschichten mitteilen, und sie erschienen mir viel lebendiger als alles, was ich jemals von Kameraden in der Stadt gehört hatte. Wenn auch seine Augen allen Glanz verloren hatten, sein Gedächtnis schien trotz vieler Jahre nicht gelitten zu haben, und es mochte ihm sicher Freude machen, in mir einen so aufmerksamen Zuhörer zu haben. Zu Zeiten freilich konnte er wieder stundenlang in finsterem Schweigen vor sich hinbrüten, alle Fragen überhörend, als sei er über Nacht taub geworden.

Eines Tages lag ich vor ihm am Boden und beobachtete einen schwarzen Käfer, der eilig davonlief, sobald ich die dünnen Füßchen mit einem Rindenstückchen berührte. Der Alte saß wortlos, zusammengesunken vor der Tür, er hielt die Augen halb geschlossen, und ich meinte, er wolle einschlafen.

Mittlerweile hatte der Wind sich erhoben und flog über die Fichten hin, ihre Kronen mit schwerem Fittich beugend. Leise hob er ein wenig das weiße Haar an den welken Schläfen des Greises. Als ein stärkerer Windstoß uns beide traf und der schwarze Schatten einer Wolke wie ein feines Tuch sich vor unseren Augen über den eben noch sonnenbeschienenen Platz zog, hob der Alte plötzlich den Kopf und blickte horchend über die Wiese nach dem Waldrande hinüber, während seine Lippen sich leise bewegten, als spräche er zu sich selbst. Er erschien mir mit einem Male so grau und unheimlich wie ein Waldgeist, und ich fragte unvermittelt, fast ängstlich auf ihn sehend: „Vater Jakob, hast du immer hier gewohnt? Du, warst du schon immer hier oben im Walde?"

Der Alte blickte, ohne sich zu regen, über mich hinweg. Seine schmalen, blutlosen Lippen zuckten beständig, aber es dauerte geraume Zeit, ehe er mir Antwort gab. Die verschleierten Augen hingen wie gebannt

an den fernen Kronen einiger die Fichten überragenden Eichen.

„Nein, nicht immer. Erſt wohnte ich drunten im Dorfe. Dann bin ich heraufgezogen — nachher — es ſind nun ſchon viele Jahre her. Doch es iſt auch hier immer das gleiche, es iſt nicht anders wie unten. Ich weiß ſchon, auch hier hör' ich die Eiche. Du hörſt ſie vielleicht nicht, niemand ſonſt hört ſie, aber ich, ich — ſie ſchwatzt, glaub' mir, ſie ſchwatzt noch immer davon. Manchmal auch ächzt ſie."

Ich verſtand den Alten nicht, und dieſer fuhr nach einiger Zeit, halblaut vor ſich hinmurmelnd, fort: „Ja, das muß wahr ſein, es ändert ſich alles, neue Menſchen wohnen drunten. Nur der Wald, der bleibt immer gleich."

„Du meinſt, der Wald bleibt immer gleich?" fragte ich.

„Ja, gewiß, der Wald war ſchon ſo, wie ich noch Kind war und mein Vater Kind war und mein Großvater auch, immer war er ſchon genau ſo. Es werden wohl mal einige Bäume geſchlagen, aber der Wald ändert ſich darum nicht."

Der Alte zog ſeine Pfeife und einen ſchmutzigen, faſt ſchwarzen Beutel aus der Taſche, dann begann er die Pfeife langſam zu ſtopfen.

„Was iſt das mit der Eiche," fragte ich, „du ſagſt, ſie ſchwatzt und ächzt? Wohl wenn der Wind geht?"

„Freilich — wenn der Wind geht," erwiderte Vater Jakob, „dann redet und ächzt die Eiche; ja, ja nur dann; aber du mußt nicht drauf achten, das verſtehſt du nicht, dazu biſt du noch zu jung. Der Baum ſteht uns gegenüber, dort droben am Berge. Wenn du ein wenig hinaufgehſt, kannſt du ſeinen Stamm ſehen. Doch lauf' nicht hin, es iſt nicht gut."

„Aber warum ſchwatzen die anderen nicht?" forſchte ich weiter.

„Frag' nicht ſo viel, du mußt nicht alles wiſſen wollen, ich ſagte das auch nur, wir ſprechen ſo hier im Walde. Glaub' mir, wenn der Sturm drüber hingeht, dann heult ſie, wie'n Menſch heult ſie. Es tut keine andere Eiche ſo, nur die. Ich kann dir das ruhig ſagen, ganz ruhig, es verſteht's ja doch keiner."

Der Alte ſchien nicht in der Stimmung zu ſein, noch länger mit mir zu reden, nun ſchwieg auch ich. Lange mochte ich mich nicht rühren und aufſtehen, ſcheu beobachtete ich Gruners runzliges Antlitz.

Der Wind hatte von neuem einige ſchwarze Wolken vor ſich hergejagt, und Vater Jakob, der, ihr plötzliches Näherkommen bemerkend, ſich endlich von der Bank erhob, mahnte mich, vor dem drohenden Regen nach der Forſtmeiſterei zurückzukehren. Ich wagte dort nicht, von des Alten Eiche zu reden, aus Furcht, man möchte mich verlachen oder die bunten Märchen, die ich im Geiſte um jenen Baum zu ſpinnen begonnen hatte, zerſtören.

Einige Tage ſpäter trieb mich die Neugierde abermals zu dem alten Manne hinauf. Er hatte einen Schemel aus dem Hauſe getragen und ſich in die Sonne geſetzt, eine verſchabte Mütze aus Marderfell tief in die Stirn gezogen.

Wir plauderten ein wenig, und er humpelte ſogar mit mir eine Strecke in den Wald hinein, um mir im Geäſt einer hohen Tanne den Horſt eines Raubvogels zu zeigen.

Während wir nebeneinander ſeiner Hütte wieder zuſchritten, er tief gebeugt auf einen Krückſtock geſtützt, den die magere, knochige Hand wie eine Vogelklaue umſpannte, fragte ich plötzlich: „Sag' mal, Vater Jakob, wie alt biſt du?"

„Wie alt, wie alt," wiederholte der Greis ſtehen bleibend, „ja, wie ſoll ich noch ſo was wiſſen."

Eine Weile ſchien er nun im Geiſte ſeine Jahre zu zählen, denn ſeine Lippen bewegten ſich, und ſeine Stirn runzelte ſich noch mehr, als müſſe er ſcharf nachdenken. Dann murmelte er, indem er von neuem weiterging: „Wie alt, wart' mal, ich rechne und rechne, es müſſen wohl an die neunzig Jahre herauskommen. Es kann auch weniger ſein, es kann auch mehr ſein, das weiß ich nicht. Es iſt lange, Gott im Himmel, ſehr lange her, daß ich meine Jahre gezählt hab'. Man könnt's erfahren, wenn man die Kaſtanien fällt, die beiden, die vor der Tür an der Forſtmeiſterei ſtehen. Dann müßte man die Jahresringe zählen; ja, ſiehſt du, das müßte man, ſo käme man dahinter. Sie ſind frei-

lich etwas jünger als ich, die Kastanien, denn wie ich ganz klein war, noch kleiner als du, da wurden die beiden Bäume gepflanzt, ich hab' dabei gestanden und zugesehen. Und jetzt sind es schon so große Bäume geworden, stark wie hundertjährige Tannen. So lange bin ich schon hier in Einöden, bin nie wo anders gewesen."

Ich überlegte eine Weile, dann sagte ich: „Nicht wahr, Vater Jakob, weil du so alt geworden bist, darum weißt du auch so viel Geschichten hier aus dem Walde."

„Ja, ja, Kleiner, darum weiß ich auch so viel Geschichten. Aber es ist nicht gut, zu alt zu werden, man muß zu viel sehen, viel zu viel, man kriegt das satt. Du hast schon recht, und das muß wahr sein, ich kenne den Wald wie mein Haus, wie meine Pfeife hier so kenne ich ihn. Wenn die Leute sagen, es ist dunkel draußen im Walde, man sieht keinen Weg, man soll nicht gehen, dann lache ich bloß, für mich ist kein Dunkel in ihm. Ich muß ihn wohl kennen, denn er ändert sich nicht, er ist schon immer so gewesen. Ich kenne jeden Baum. Es gibt auch keinen Vogel, den ich nicht kenne, und die Vögel wissen, wer ich bin, wir leben ja immer zusammen."

Der Greis blieb stehen und spähte unter weißen, buschigen Brauen in die dämmernde Tiefe des Waldes.

„Hörst du, wie's rauscht, so ist's damals auch schon gewesen, genau so, wie ich noch neben meiner Mutter auf der Erde herumgekrochen bin. Freilich, wenn die Menschen von draußen kommen wie du, so verstehen sie den Wald nicht. Ich aber weiß, was er will. Und wenn der Wind stärker geht, dann hör' ich durch all das Rauschen immer die Eiche reden, denn dann wird sie wach. Ich hör's auch, wenn ich schlafe. Wenn die Leute wüßten, aber sie wissen nicht, sie sind dumm, sie merken nicht, was die Eiche will. Es wär' besser, auch ich hätte nichts damit zu tun, doch das ist meine Sache und geht niemand was an. Ich werd's auch niemand sagen, gewiß nicht. — Ja, so ist's, viele laufen in den Wald, aber sie wissen alle nichts von ihm."

Der Alte hatte die letzten Worte ganz leise vor sich hingeredet, nun setzten wir unseren Weg fort, fest stieß er den Stock in das weiche Moos. Ich wagte nicht, ihn von neuem anzusprechen, ich begann in meiner kindlichen Einbildungskraft ihm allerlei seltsame Zaubergaben anzudichten.

Als wir vor seinem Hause angelangt waren, zog er bedächtig einige Fichtenstangen aus einem Holzstoß hervor und begann diese in gleich lange Stücke zu zersägen, ohne sich weiter um mich zu kümmern. Die abgeschnittenen Stücke warf er neben sich auf einen Haufen, so arbeitete er eine Zeitlang wortlos, ganz mechanisch. Ich saß auf einem Hackeklotz neben ihm und sah seinem Tun zu. Die Neugierde aber, noch irgend etwas zu erfahren, ließ mich nicht lange ruhen, und ich fragte nach einer Weile: „Du, gibt es denn Geister hier, man sagt ja, im Walde gibt es welche."

Der Alte schüttelte unwillig mit dem Kopfe und erwiderte: „So'n Unsinn, wer wird so etwas glauben, das denken nur die alten Weiber, ich hab' noch nie einen gesehen. Ich aber müßt's doch wissen."

„Aber abends leuchtet's manchmal im Walde, es flackert so ganz plötzlich auf," warf ich fast enttäuscht über des Alten abweisende Antwort ein.

„Das sind nur die Glühwürmchen oder ein Irrlicht, wo's sumpfig ist, das sind keine Gespenster."

Mir wollte es unnatürlich erscheinen, daß es im Walde gar keine Geister oder übernatürliche Dinge geben sollte, und ich kam nun nochmal auf das, was mir schon lange auf dem Herzen lag.

„Aber die Eiche?" warf ich ein.

„Welche Eiche?" fragte der Alte, die Säge langsam über einer dünneren Fichtenstange hin und her ziehend. Die Beschäftigung schien ihn völlig in Anspruch zu nehmen, so daß er nur zerstreut zuhörte.

„Nun, du sagtest doch, daß da eine im Walde steht, oben am Berge, weißt du nicht mehr, Vater Jakob, und daß die ächzt und heult und redet, wenn der Sturm kommt. Weißt du das nicht mehr?" wiederholte ich.

Der Greis hielt mit der Arbeit inne und warf einen langen, erloschenen Blick nach dem Walde, dann antwortete er kurz und rauh: „Ja, das sagte ich wohl, aber da red' nicht drüber — Geister sind das nicht,

das ist was anderes, das ist viel schlimmer als Geister."

Er schob sich nach diesen Worten die Fellmütze in die Stirn, legte die Säge beiseite und ging in das Haus hinein. Nach längerer Zeit kam er mit einem kleinen Holzboote zurück, das er mir versprochen hatte, aus einem ihm mitgebrachten Rindenstücke zu schneiden. Dann zog er einen Bindfaden aus der Tasche, befestigte ihn mit zitternder Hand an dem Rindenschiffchen und ging nach dem Bache hinab, um das Spielzeug ins Wasser zu setzen.

Eine grüne Eidechse eilte vor unseren Füßen über den Weg und wandte uns den schmalen Kopf mit den klugen, schwarzen Augen zu. Mit einer Schnelligkeit, die ich dem Greise nimmermehr zugetraut hätte, versetzte dieser plötzlich dem neugierigen Tierchen einen Tritt, daß es verendend neben uns liegen blieb. Ruhig beobachtete er die letzten Zuckungen des zertretenen Körpers, dann humpelte er, als diese aufgehört hatten, weiter dem Bachrande zu.

Wie war meinem Knabenherzen die rohe Tat des Alten widerwärtig und unverständlich! Wie ein überraschender Blick in eine unbekannte, nebelhafte Ferne dämmerte in mir das Gefühl, daß zwei ganz verschiedene Wesen in Jakob Gruner verborgen sein mußten, das eine harmlos und gutmütig, gleichgültig für alles Fremde, das andere leidenschaftlich, voll verhaltenem Jähzorn und trotziger Wildheit. Der Einsiedler wurde für mich immer unbegreiflicher.

Warum beging er solch Unrecht, ein so harmloses Tier zu töten?

Während ich neben ihm am Bachrande kauerte, fiel mir ein, wie oft ich von meinen Eltern und in der Schule darauf hingewiesen worden war, die Geschöpfe Gottes nicht zu quälen. Ich konnte also kein rechtes Vergnügen mehr an dem geschnitzten Spielwerke finden und sah nur zerstreut hin, wie das kleine Boot auf den blanken, plätschernden Wellen auf und nieder tanzte. Dem Greis aber schien das ruhelose Hüpfen des Schiffchens Spaß zu bereiten, und ein Lächeln huschte über die verwitterten Züge, wenn es zu kentern drohte.

Immer in Gedanken an die tote grüne Eidechse wandte ich mich plötzlich nach dem Alten um und fragte fast gedankenlos, daß ich sogleich selbst über meine eigene Torheit erschrak: „Wirst du auch mal sterben?"

Wirklich schien mir eben der Tod dieses alten Mannes nichts ganz Gewisses zu sein, ich meinte, es sei wohl möglich, daß ihn Gott hier draußen in seiner Hütte mitten im Walde noch lange, sehr lange vergessen werde.

Vater Jakob verzog keine Miene bei dieser überflüssigen und unüberlegten Frage, er schien sie gar nicht verwunderlich zu finden und meinte: „'mal wird's wohl werden, es kommt jeder dran, das ist das einzig Sichere an den Menschen. Siehst du, alles andere, das wissen wir nicht, das wird mal so und mal so. Das ist nicht wie der Wald, der bleibt, und die Wiese bleibt, und der Bach bleibt auch. Aber die Menschen, die müssen alle weg, die müssen! Es geht uns wie dem Teufelstier, der Eidechse. Der Tod tritt auf uns, mit einmal packt er uns, eh' wir's uns versehen. Dann ist's aus."

Ich grübelte eine Weile und fragte endlich: „Wie wird denn das sein, wenn du tot bist, kannst du dir das denken?"

Der Greis hatte sich auf einen Steinhaufen gesetzt, die Ellbogen auf die Knie gestützt und stopfte sich seine Pfeife. Dann zog er Schwamm und Feuerstein aus der Tasche, schlug Funken und steckte die Pfeife in Brand. Erst nachdem er ruhig mehrere Züge aus ihr getan hatte, erwiderte er, den Satz aussprechend wie die Frucht einer langen Überlegung: „Das wird so sein — wart' mal, ich weiß es zwar nicht genau, aber ich denke es mir."

Hier machte er eine Pause und blickte mit Augen, die äußerlich so seltsam glanzlos waren, als hätten sie alle ihre Sehkraft nur auf das Innere gerichtet, über die Waldwiese nach den ragenden Tannen und den fernen Eichenkronen. Endlich schien ihm das Bild einer Zukunft klar vorzuschweben, er fuhr bedächtig fort: „Das wird ein großer Wald sein, der hat kein Ende wie unserer, und die Bäume werden noch viel höher sein, alle so wie die Fürstentannen an der Grenze oder auch noch größer. Auch rauschen wird der Wald dort oben, nur wird es so klingen wie Lieder, die ich noch von früher her höre, oder auch wie die

Abendglocken, wenn sie vom Dorfe heraufkommen. Vielleicht stehen auch andere Bäume darunter, nicht bloß Fichten und Tannen, vielleicht auch Linden, um die im Sommer die Bienen summen, und an den klaren Bächen da wachsen Erlen. Das alles aber wird mitten in hellen, durchsichtigen Wolken stehen. — Ich werd' auch nicht mehr allein sein."

Der Alte schwieg, ich zog mein Schiffchen mit dem Bindfaden ans Ufer und legte es zum Trocknen neben mich in die Sonne. Dabei begann Vater Jakob von neuem: „Es wird in dem Walde kein Haß sein und kein Streit und kein Sterben, jeder weiß, was er soll, und tut nichts Falsches. Bestimmt wird die Eiche nicht im Walde zu hören sein, es werden wohl überhaupt keine Eichen dort stehen. Ich liebe sie nicht. Ja, man wird nur lustiges Singen hören. Zu tun wird man auch haben, sicherlich wird man das haben; denn das gehört dazu. — So, nun hast du genug, die Sonne steht schon drüben hinter den Fichten, bald ist sie ganz weg, du mußt jetzt nach Hause gehen. Es ist auch nicht gut, alles zu wissen."

Ich bat, der Alte möge mir noch länger solch seltsame Dinge erzählen, er aber antwortete mir nicht mehr, er schien mit offenen Augen zu schlafen. Er brach unsere Gespräche immer so plötzlich ab.

Da nahm ich das Schiffchen in die Hand und machte mich quer über die Wiese auf den Heimweg. Ehe sich am Rande der Lichtung der Pfad im dunklen Gehölze verlor, wandte ich mich rasch noch einmal um. Wie der Widerschein eines fernen Brandes leuchtete die rote Sonne durch die schwarzen, gezackten Fichtenwipfel. Vater Jakob aber saß, mir den Rücken zukehrend, noch immer regungslos auf dem niederen Steinhaufen am Bache, blaugraue Wölkchen stiegen aus seiner Pfeife auf und zerflatterten in dem leichten Nebel, der sich, ein unendlich zarter Dunst, aus der Wiese zu erheben begann.

Wenige Tage später gingen meine Ferien zu Ende, und ich konnte vor meiner Abreise Vater Jakob nicht noch einmal in seiner Hütte aufsuchen. — —

Jahre waren seit diesem letzten Besuche bei dem alten Waldarbeiter verflossen, als mich die Mutter einmal von neuem im Schimmelwagen des Mohrenwirtes nach der Wohnung des Forstmeisters hinausfuhr. Ich hatte meinen Eltern daheim all das sonderbare und oft zusammenhanglose Zeug, das ich vor Jahren von dem Alten vernommen hatte, nicht erzählt, ich hütete das wie ein wichtiges Geheimnis. Nur einigen Schulkameraden hatte ich von Vater Jakob, seiner verfallenen Hütte und ‚seinem, wie ich meinte, schier unglaublichen Alter gesprochen. Es war selbstverständlich, daß ich in schülerhafter Übertreibung meinem alten Freunde die wunderbarsten Abenteuer andichtete.

An einem regnerischen Tage ging unsere Fahrt vonstatten, die Wiesen tropften vor Nässe, und unter den Rädern spritzte auf dem holperigen Wege nach Einöden das Wasser aus dunklen Lachen.

Meine Blicke flogen dem Wagen voraus talaufwärts über die leise bewegten Wipfel der Fichten, wußte ich doch, daß dort in weiter Ferne am Ende des Tales, wo die leichten Nebel an den Bergwänden hingen, Vater Jakob hauste. Mein Sinn war nicht mehr darauf gerichtet, daß er mir Spielwerk kunstvoll aus Holz- und Rindenstücken verfertigen werde. Aber ich war begierig, Näheres über sein Schicksal und seine seltsame Art zu erfahren. Auch hatte er mir einmal versprochen, auf seinem Boden nach einem alten Schlagnetze zu suchen, mit dem ich unter seiner Anleitung allerlei Vögel im Walde fangen sollte.

Es war mir daher eine arge Enttäuschung, als ich beim Abendessen im Forsthause von meinem Onkel erfahren mußte, daß Vater Jakob seit dem Frühjahr kränkele und wohl nicht mehr lange leben werde. Eine alte Frau aus dem Dorfe gehe jeden Tag auf einige Stunden zu ihm hinauf, um ihm sein Essen zu kochen und nach dem Rechten zu sehen, er selbst sei nicht mehr imstande zu arbeiten oder sich weit von seinem Hause zu entfernen.

Etwa zwei Tage nach meiner Ankunft, das Wetter hatte sich gebessert, und die Sonne stand flammend am Himmel, hängte mir der Onkel eine seiner kleinen Jagdtaschen um den Hals, steckte eine Flasche Rotwein und einen ledernen Beutel mit Tabak hinein und trug mir auf, beides mit den besten

Grüßen von ihm dem alten Jakob Gruner zu überbringen.

Ich eilte auf dem wohlbekannten Wege dahin, blaue Libellen schossen im Zickzack über den dunklen Wasserspiegeln der Teiche, die feinen Flügelchen blitzten im Lichte. Leise rauschten ringsum die Bäume. In ihrem Schatten war die Luft kühl und dumpfig wie früher, nur selten fand ein Sonnenstrahl durch das dichte Astgewirr neben mir einen Weg auf das weiche Moos und malte einen leuchtenden Fleck in die endlose Dämmerung des Waldes. Endlich lichteten sich die braunen Stämme, die kleine Wiese erschien, und vor mir lag das Haus des Waldwärters. Seine Tür stand wie gewöhnlich offen, ich beschleunigte meine Schritte, und da ich den Greis nicht sah, trat ich neugierig in den schmalen Vorraum.

Aus dem Zimmer zur Rechten des Ganges erklangen die Stimmen zweier Männer und ich erkannte in der einen unschwer die meines alten Freundes. Zaghaft klopfte ich an die Tür und öffnete sie endlich, ohne daß jemand Herein gerufen hätte.

Vater Jakob saß zurückgelehnt in einem zerrissenen und mit vielfarbigen Flicken bedeckten niedrigen Lehnstuhl. Über die Füße hatte er eine wollene Decke gebreitet, und eine Medizinflasche, zur Hälfte mit einer dunklen Flüssigkeit gefüllt, stand auf einem schmutzigen Tischchen an seiner Seite. Ihm gegenüber hatte zu meiner Überraschung auf einem hölzernen Schemel der alte Pastor von Einöden Platz genommen, und es schien mir, dem Tone seiner Stimme nach, als habe dieser dem Kranken soeben einige tröstende Worte zugesprochen.

Die beiden machten ernste Gesichter und beachteten mich kaum, nur der Geistliche gab mir flüchtig die Hand, Vater Jakob erkannte mich, aber er nickte zerstreut, seine Züge waren noch grauer und faltiger geworden.

Ich entledigte mich verlegen meines Auftrages. Der Pastor wollte sogleich dem Alten von dem mitgebrachten Weine zu trinken geben und reichte ihm ein Glas hin, dieser aber wehrte ungeduldig mit der Hand ab. Nun setzte es der Pastor vorsichtig neben sich auf den blankgescheuerten Tisch nieder. Zwei Fliegen flogen an den Rand des Glases, keiner verscheuchte sie.

Im Gespräche der beiden Männer war eine dumpfe Pause eingetreten, während der ich mich in eine Ecke des Zimmers neben den grauen Kachelofen auf eine Bank drückte. Es fehlte ihr ein Bein, und sie wippte mit mir leicht hin und her. Ich gab mir unwillkürlich Mühe, keinen Lärm zu machen.

Die Nähe des Sterbenden lastete auf mir. Im Zimmer war alles still, selbst die gelbe Wanduhr stand, der sonst lebendige Pendel hing tot herab. Mit leichtem Geräusch hüpften nur die beiden gefangenen Kreuzschnäbel im Holzbauer am Fenster ruhelos, ungeduldig von einer Stange zur anderen. Draußen sah man durch die blinden und verstaubten Scheiben kein Stückchen Himmel, die mächtigen Tannen standen wie starke, finstere Wachen rings um das Haus.

Jetzt hob Vater Jakob ein wenig den auf die Brust herabgesunkenen Kopf in die Höhe und wandte sich für einen Augenblick nach dem Pastor mit den Worten: „Was ich vorhin sagen wollte, es ist gut, daß Sie gekommen sind. Ich muß Ihnen was erzählen, ja, ja, ich muß. Früher hätt' ich's nicht gekonnt, aber jetzt ist's gleich, denn jetzt ist's doch bald alle mit mir, und einmal muß es doch heraus. Der junge Mensch kann's hören, das schadet nichts, wenn er weiß, wie's Leben ist. Ich hab' ihm ja früher immer so viel Geschichten erzählt. Heute soll's meine letzte sein."

Der Pastor legte seine Hand wie zur Beruhigung auf den Arm des Kranken und wandte mit gedämpfter Stimme ein: „Ja, Vater Jakob, ich weiß schon, was Sie mir sagen wollen. Sie haben viel Kummer gehabt, Sie sind sehr einsam gewesen, seit Ihnen Frau und Tochter gestorben sind. Warum sind Sie aber auch hier heraufgezogen, Sie hätten drunten in unserer Mitte, im Dorfe bleiben sollen. Doch ein reiches Leben voll Arbeit und Anerkennung liegt hinter Ihnen, das ist viel wert, das ist wahrlich sehr viel wert! Sie haben alle Prüfungen des Himmels wie ein echter Christ getragen, der himmlische Lohn wird nicht ausbleiben."

Der Pastor war nach diesen tröstenden Worten aufgestanden und an ein Fenster

getreten, durch das er auf die Waldwiese hinausschaute. Vater Jakob aber faßte nach dem leergewordenen Stuhl und zog ihn mühsam etwas näher an sich.

„Reden Sie mir nicht vom himmlischen Lohne, nur das nicht," begann Gruner mißmutig, „der Himmel ist viel zu weit. — So, Herr Pastor, nun setzen Sie sich und rücken Sie mal dicht heran, daß ich's Ihnen genau erzähle. Ich weiß es noch, als wär's gestern gewesen, alles, wie es zugegangen ist, wir hier draußen im Walde, wir haben ein gutes Gedächtnis. So was vergißt sich auch nicht."

Der Alte schob sich in seinem Lehnstuhle zurecht und blickte tief atemholend eine Weile durchs Fenster, als wisse er nicht, wie er seine Geschichte beginnen solle. Dann aber fuhr er mit ruhiger Stimme fort, ohne den Pastor dabei anzusehen, der mit erstaunter Miene wieder neben ihn auf seinen Stuhl zurückgekehrt war.

„Es ist nicht immer alles so still und friedlich gewesen, Herr Pastor, das heißt, manche Jahre ist eigentlich bei mir immer alles gleich gegangen. Ich hatte meine Arbeit im Walde, früh und spät, ich hab' im Leben manchen Stamm abgesägt und gespalten und manchen Baum gepflanzt, das können Sie glauben! Aber man wird das gewohnt, man weiß es nicht anders, ob es nun schneit oder regnet, oder ob die Sonne auf die Fichten scheint, es ist immer das gleiche, man denkt schließlich, es kann gar nichts anderes geben. Den Tag über ist man draußen, und abends zieht man sich die Pantoffeln an und hängt den durchgeschwitzten Rock an den Nagel. Immer das gleiche!

„Ich hab's lange Jahre so gemacht, erst allein, dann hat's auch meine selige Frau nicht anders gewußt. Da haben wir's zu zweit gelebt.

„Meine Frau, Sie haben sie nicht gekannt, Herr Pastor, sie war ja damals schon tot, die konnte arbeiten von früh bis spät, besser als ich, für die gab's keine Müdigkeit. Und dabei hat sie immerzu gesungen, sie kannte viele Lieder, lustige Lieder. So 'ne Frau finden Sie nicht wieder, heutzutage singen die Frauen nicht, wenn sie arbeiten, heut' schimpfen sie. Sie aber tat's, sie wußte, daß ich das gern mochte, darum wurde sie auch nicht müde.

„Das Haus hielt sie in Ordnung, es war, weiß Gott, weniger Staub bei mir im Zimmer als Sonntags nach dem Gottesdienst auf den Kirchenbänken, wenn man sorgfältig erst den Staub mit den Ärmeln abgewischt hat. Und kochen konnte sie, immer das Beste machte sie für mich und trug es mir heraus in den Wald, stundenweit, nie war ihr der Weg zu lang, so liebte sie mich. Auch lieben tun die Frauen heutzutage nicht mehr so. Keiner von den anderen Arbeitern hatte so gutes und warmes Essen, und sie sahen mir immer in den Topf und meinten: ‚Zeig' mal, Jakob, was du heute wieder Feines hast.'

„So war sie, es gab keine bessere, ich könnte noch viel von ihr erzählen. Na, ich will's kurz machen, Gott hat's auch kurz gemacht.

„Ich hatte im Garten vorm Hause ein Wasserfaß, das stand neben der Tür unter der Dachrinne, und wir brauchten's, um Kraut und Salat zu begießen. Aber ich wollte es gern hinters Haus haben und sagte eines Morgens vorm Hinausgehen zu meiner Frau: ‚Du, heute abend, wenn ich heimkomme, tragen wir zusammen das Faß hinter.' Es war schwer, und wir wollten das Wasser nicht ausgießen, aber zu zweit hätten wir's ganz gut schaffen können. Meine Frau nickte, und ich nahm die Säge und ging fort.

„Wie sie mittags mir das Essen herausbringt, da klopft sie mir auf die Schulter und meint lachend: ‚Was denkst du, wenn ich das Faß nun allein fortschaffte, dann hast du keine Arbeit davon, ein Stück hab' ich's heute morgen schon gerückt, ich hab' mir auch einen feinen Platz dafür ausgedacht.'

„Ich aber wollte nicht, denn ich wußte, das Faß war schwer, es wog wohl an die zwei Zentner. Doch meine Frau streifte sich die Ärmel an den Armen auf und hielt sie mir hin und sagte: ‚Du, ich bin ja stark, glaubst du's nicht? da sieh nur her!' und damit schlang sie mir die weißen Arme um den Hals und drückte mich fest an sich. Die anderen Arbeiter lachten und riefen: ‚Du hast eine wackere Frau, Jakob, erhalt' sie Gott!'

„Ich war ſtolz auf meine Frau und dachte bei mir: Nicht wahr, ihr traurigen Kerle, ſo 'ne Frau, ſo ſtark und fröhlich, hab' nur ich, und ſolche ſchönen Haare wie ſie hat auch keine andere und ſolche hellen Augen und ſolche roten Lippen!

„Da ſprang ich auf, ich war ſo recht vergnügt und luſtig, wie man's eben manchmal iſt, und gab meiner Frau einen derben Schlag auf ihren runden Arm und ſagte ihr: ‚Geh' und rücke das Faß, dann brauch' ich's nicht zu machen!'

„Meine Frau ſtreifte lachend die Ärmel wieder herab, hob den mitgebrachten Topf auf und ging ſingend davon. Sie hatte einen geraden Gang, ſie war hoch und biegſam wie eine Eſche auf der Wieſe. Ja, ſie war freilich anders, wie die jungen Weiber jetzt in Einöden ſind.

„Wie's Abend wurde, ging ich auch nach Hauſe. Ich ging ſchneller wie die anderen, ich hatte es eilig, zu ihr zu kommen und zu ſehen, wo ſie wohl das Faß hingeſtellt hätte. Einer rief mir nach: ‚Nur nicht ſo raſch, Jakob, die ſchöne Frau wird ſchon warten können!'

„Ich ließ ſie ruhig lachen, die Ochſen, das war ja nur der Neid! Ich lachte ſelber, als ich ſo durch den Wald lief, und pfiff mir eins von den Liedern, wie ſie meine Frau ſang.

„Sehen Sie, Herr Paſtor, ſo kam ich nach Hauſe, pfeifend und ſingend kam ich. Ich dachte: Ich hab's Glück, an allen vier Beinen hab ich's, die anderen aber können mir leid tun mit ihren ſchwachen, häßlichen Weibern!"

Der Alte holte tief Atem und machte eine Pauſe in ſeiner Erzählung, er hatte die Augen halb geſchloſſen und führte nur zögernd das Rotweinglas an die Lippen, das ihm der Paſtor reichte. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Wir hatten ein kleines Mädel, es war unſer einziges. Beata hatten wir ſie genannt. Der Paſtor meinte damals, das heißt: die Glückliche, und es wäre eine gute Vorbedeutung. Die ſitzt alſo vor der Gartentür auf der Straße und hat eine zerbrochene Puppe in einem Holzkaſten liegen und hat ein kleines Bett darauf gepackt und rückt die Puppe nach rechts und rückt ſie nach links, als könnte ſie da drinnen nirgends gut liegen.

„‚Du, was machſt du?' frage ich und gucke ihr eine Weile zu.

„Da zeigt ſie auf die Puppe und wiſcht ſich die kurzen, wilden Haare aus dem Geſicht und ſagt, indem ſie das Ding ſorgſam unter die Decke ſtopft: ‚Ich ſpiele Mama. Das iſt Mama, und die iſt krank und muß nun ſterben, und dann tu' ich ſie begraben. Wenn ſie tot iſt, will ich ſie unterm Pflaumenbaum begraben.'

„So ſagte mir mein Kind.

„Ich verſtand erſt nichts, aber plötzlich ſah ich im Garten bei der Ecke das Faß am Boden liegen, alles Waſſer war über den Weg gefloſſen und hatte den grauen Sand auf den Beeten fortgeſchwemmt.

„Da ſchob ich die Kleine zur Seite und lief hinein. Es war ſchon alles richtig, was meine Beata geſagt hatte. Drinnen lag meine Frau im Bette, und die Nachbarin war bei ihr und heulte, ſie konnte nicht helfen. Zugedeckt war ſie genau wie die Puppe. Ich legte die Säge weg und ſetzte mich dazu.

„Da nahm meine Frau meine Hand, ſie hatte große Schmerzen, die ließen ſie nicht ſtilliegen und hatten Furchen in ihr blaſſes Geſicht gegraben, und vom kalten Schweiß klebten ihr die Haare an der Stirn.

„Ich wußte, als ich das ſah, nun iſt alles aus, die Nachbarin brauchte mir das nicht erſt zu erzählen. Ich wollte beten, aber ich ſagte mir, wozu, es hilft nichts, es muß wohl ſo ſein, es iſt nichts zu machen, gar nichts, es geht ſeinen Lauf. Das Glück war noch eben da, jetzt iſt es fort wie ein bunter Vogel, der vom Aſte weg ins Dunkel fliegt.

„Ich wollte auch was ſagen, ich wollte ſie tröſten, ich konnt's nicht, ich brachte die Zähne nicht auseinander, ich ſtarrte nur immer auf meine Frau. Sie aber ſah mich an, die ganze Zeit ſah ſie mich immerfort an, es waren vielleicht Stunden. Ich dachte, ſie muß ja weit weg, nun will ſie dich noch einmal genau angucken, daß ſie dich nicht vergißt, es iſt ja eine ſo ſehr lange Reiſe. Ihre Augen hatten einen Blick, nicht wie ſonſt, es war mir, als könnten ſie durch mich hindurchſehen wie durch Glas.

„Erſt, als ich hereinkam, ſprach ſie zu mir ganz leiſe, ich hört's kaum: ‚Du, Jakob, das Faß, ich wollt' dir die Arbeit abnehmen, es war ſo ſchwer, da iſt's auf mich gefallen, ich war ungeſchickt, ſei nicht böſe.' Nachher ſchwieg ſie lange, endlich bat ſie: ‚Du, und wenn ich weg bin, die Kleine bleibt allein, paß gut auf ſie auf, verſprich das! — Mir iſt ſo angſt um ſie.'

„Ich antwortete nichts, ich nickte bloß, ich konnte nicht ſprechen. Wenn ich den Mund aufgemacht hätte, ich hätte geheult, geſchrien, das wollt' ich nicht."

Vater Jakob wiſchte mit der mageren Hand über ſeine Stirn und hob wieder für einen Augenblick den Kopf nach dem Fenſter. Draußen ſchien die Sonne. Der Paſtor ſtand ſchweigend auf, ging leiſe nach der Wand und öffnete eine der kleinen Scheiben, um der friſchen Luft Zutritt in das Krankenzimmer zu verſchaffen, dann ſetzte er ſich wieder neben den Greis. Eine Biene flog ſummend durchs Fenſter und irrte im Zimmer umher. Dumpfes, fernes Rauſchen klang vom Walde her ums Haus und über die ſtille Wieſe.

Einige Zeit blickte Jakob Gruner in das goldige draußen flutende Licht, dann begann er von neuem:

„Ich bin wohl ſchon faſt blind geworden, meine Augen ſehen keine Sonne mehr wie früher, oder ſcheint ſie nicht mehr ſo hell wie ſonſt? Nur meine Ohren, die ſind noch gut, und ich höre ſie, ſie iſt aufgewacht, die Eiche, nicht mal jetzt hält ſie Frieden —"

Der Alte ſank wieder in ſich zuſammen und ſtierte vor ſich zu Boden, er ſchien ſich auszuruhen.

„Nun hören Sie weiter, Herr Paſtor," fuhr er nach einer Weile fort, „ich bin noch nicht am Ende. Die Mutter muß ſterben, ſo ſagte mein Kind. Und das war auch richtig. Die Kleine und ich, wir blieben allein.

„‚Paß gut auf ſie auf, wenn ich weg bin,' hatte meine Frau gebeten, und ich hab's getan, ſo gut ich konnte.

„Mein Mädel ging in die Schule und wurde mit den Jahren groß und ſchön und ſtark, gerade ſo, wie die Mutter geweſen war. Sie haben ſie ja noch gekannt, Herr Paſtor, die Beata — war ſie nicht ſchön? Alle ſagten das. Sie hatte gelbe Haare wie ihre Mutter, die waren wie reifer Weizen zur Erntezeit, ſo lang und glänzend. Und Augen hatte ſie, ganz blau, und ſie lachten immer wie die ihrer Mutter. Auch ſingen konnte ſie, hell und luſtig, es war, als ſei die tote Frau wiedergekommen.

„Mein Leben ging alſo wieder wie früher, den Tag über draußen im Wald und abends zu Hauſe, dann ſaß Beata am Spinnrad, ſie hatte es von ihr, der Toten, geerbt, und ſang dazu dieſelben Lieder. Wenn ich die Augen zumachte, dachte ich zuweilen, meine Frau ſitzt neben mir wie einſt.

„Die Nachbarn meinten alle: der Jakob iſt wieder der alte geworden, er lacht wieder, und das Mädel iſt ſo gut wie die ſelige Frau für ihn. Die beiden ſind glückliche Leute, die brauchen niemand, die hocken ja immer beiſammen.

„Und es war Wahrheit, was ſie da glaubten. Bei Gott, das war's!

„Wenn mir nun jetzt das Mädel in den Wald mittags das Eſſen brachte, dann hört' ich ihr Singen von weitem, und ich dachte, die alten Fichten müſſen ſich über die Stimme freuen und müſſen ſich ſtolz aufrecken, wenn ſie mit ihren blauen Augen mal an ihnen in die Höhe ſchaut. Und ging ſie wieder durch den Wald nach Hauſe, ſo guckten ihr alle Arbeiter nach, einen ſo feinen, geraden Gang hatte ſie.

„So lange ſie noch Kind war, mußte manches bei mir im Hauſe liegen bleiben, nun aber hielt ſie auf Ordnung, und jetzt hätte keiner mehr auch nur ein Körnchen Staub finden können.

„Kam die Beerenzeit, ſo lief die Beata mit dem Korb in den Wald, ſie kannte alle Flecke, wo es was zu finden gab, und dann brachte ſie ihre Ernte zur Frau Forſtmeiſterin. Die hätte ſie gern in ihren Dienſt genommen und meinte immer, ſo'n ſchmuckes Mädel find' man nicht wieder. Aber die Beata lachte jedesmal und meinte: ‚Fremden Leuten mag ich nicht dienen, nur dem Vater!'

„Die ſchönſten Beeren fand ſie immer oben gerade dort gegenüber, wo eine von den ganz alten Eichen ſteht, 's iſt nicht weit

von hier, sie wächst ganz versteckt drin im Dickicht, da hat sie manchen Korb voll heimgebracht. Brombeeren wuchsen dort und Erdbeeren, haufenweise wucherten sie, fast wie in einem Garten.

„Ich meinte, nun wird das Leben immer so weiter gehen. Der bunte Vogel Glück, so stand's mal irgendwo in einem Buche, saß wieder vor mir auf einem Baum und sang und hatte eine Stimme wie die von Beata. Ja, ja, ich mochte an gar nichts anderes glauben, und es ist ja doch zu dumm, so was zu denken!

„Aber warum konnte es nicht so bleiben, ich weiß es nicht, es mußte wohl alles so kommen, wie schon früher alles gekommen war, man kann eben nichts dagegen tun.

„Das Mädel hatte mir eines Tages das Essen gebracht und lag neben mir im Moose. Sie redete nicht wie sonst, sie war still und kaute am Stiel einer roten Heiderose, die sie abgepflückt hatte. Ich denke, was mag das Mädel nur haben, daß sie nicht schwatzt und so verträumt tut. Wie ich nun meine Suppe gegessen habe und ihr den leeren Topf hinhalte, da guckt sie noch immer geradeaus ins Grüne und dreht die Rose im Munde und sieht's gar nicht.

„‚He!' sag' ich endlich und geb' ihr 'nen Stoß in die Seite, ‚siehst du 'nen Geist drüben unter den Fichten? Da, nimm doch den Topf und mach', daß du heimkommst!'

„Da fährt das Mädel zusammen, dreht sich um und springt schnell auf. Dann schüttelt sie die Fichtennadeln von ihrem Kleid, und als sie weggeht, lacht sie und singt und ruft mir rasch über die Schulter zu: ‚Ich weiß was viel Schöneres, Vater, als Geister!'

„Wie der Wind war sie weg, ich sah noch die Sonne von hinten auf ihren gelben Zopf scheinen. Wie ich nun meine Säge zur Hand nehme und auch aufstehe, klopft mir einer von den Arbeitern, der lange Weinert, mit falschem Grinsen auf den Rücken und meint: ‚Haben Sie sich schon 'nen Schwiegersohn ausgesucht, Vater Jakob? Ich wette, das Mädel hat irgend 'ne Liebe im Kopfe, da werden sie allemal so, bald lustig, bald traurig, ich kenn' das von meiner her. Na, sie wird sich schon nach 'nem sauberen Kerl umgeschaut haben!'

„‚Unsinn!' sag' ich, ‚das Mädel und heiraten, sie ist ja kaum achtzehn Jahre, die bleibt noch lange bei mir.'

„‚Na, wollen's hoffen! Doch: jung gefreit, hat niemand gereut!' antwortet der andere und kehrt mir den Rücken. Ich konnte den Weinert nie leiden, was Gutes würde mir der bestimmt nicht sagen.

„Ich wollte nicht mehr daran denken, aber im Sinne ging mir's doch herum, daß die Beata mir auch mal damit kommen könnte, zu heiraten. Wenn's nur ein braver, ordentlicher Mann ist, so rede ich mir zu, nachher soll mir's schon recht sein! Beata heißt ja die Glückliche, da mag sie mal dem Namen Ehre machen. Aufpassen aber wollt' ich doch, ich hatt's ja meiner Frau versprochen. Der Weinert hatte so ein Gesicht geschnitten, als wenn er etwas wüßte.

„Ein paar Tage gingen hin, ich hätte gern auch was Sicheres erfahren, und da fragte ich mal das Mädel geradezu, ob's wahr wäre, was ich mir in meinem Sinne dächte.

„‚Nun, und was denkst du denn?' antwortete sie lachend.

„‚Weißt du's nicht?' fragte ich und gucke sie so von unten an.

„‚Wie sollt' ich's wissen, etwa das, daß ich dir heute die Suppe versalzen werde? so was könnte schon sein!' Damit wollte sie fortlaufen. Ich aber halte sie flink an der Schürze fest und ziehe sie so an mich heran.

„‚Mach' keinen solchen Unsinn, Mädel,' sag' ich ärgerlich, ‚du weißt recht gut, was ich meine, daß du verliebt bist, das glaube ich!'

„Da wurde sie über und über rot, bis unter die gelben Haare hinauf, und machte sich schnell los und meinte: ‚Ach, geh', Vater, das ist ja zu dumm!'

„‚Willst du mir nicht mal sagen in wen?' rief ich ihr nach.

„‚Nein, nein! Nun, wenn du's wissen willst durchaus: in die liebe Sonne am Himmel!'

„Nun lief sie wie'n braunes Wiesel die Treppe nach ihrer Kammer hinauf. Ich aber blieb unten im Zimmer sitzen und dachte über alles nach und suchte immer, wer's wohl sein könnte. Ich kannte die

jungen Männer in Einöden alle, es waren nur wenige, aber doch mancher ordentliche und fleißige Kerl darunter. Aber gegönnt hätt' ich mein schönes Mädel keinem. Sie waren mir für meine Beata alle nicht gut und fein genug.

„Da sagte ich mir: du wirst ihr das schon aus dem Kopfe treiben, es wird noch mal was Besseres kommen! Mir war's, als hätte mir in dem Augenblicke meine selige Frau zugerufen: ‚Du, Jakob, wenn ich weg bin, paß auf die Kleine'!

„Aber ich konnte ja nicht, ich hatte meine Arbeit, ich war ja immer draußen.

„Das Mädel ließ sich nichts mehr anmerken, sie war immer lustig und tat singen und hielt mir das Haus in Ordnung. Ich durfte nicht klagen und meinte, es wird alles wieder gut sein, sie hat sich's wohl aus dem Sinne geschlagen und wird ihren alten Vater nicht allein lassen.

„So gingen ein paar Monate hin, es waren vielleicht zwei oder drei, mehr nicht, da kam ich mal abends spät vom Walde zurück, und wie ich auch suchte, die Beata war weg. Ich rief, aber das Mädel antwortete nicht. Nun sagte ich mir, sie wird nach Beeren gegangen sein und sich verspätet haben, ich will sie mal draußen suchen gehen. An der alten Eiche gab es die meisten, dort lief ich zuerst hin. Unterwegs rief ich noch ein paarmal ganz laut: Beata, Beata, aber es kam keine Antwort, da wurde mir angst, wo mochte sie stecken? Es fing an dunkel zu werden, das Mädel trieb sich doch sonst nicht so spät abends herum!

„An der Eiche fand ich sie, wie ich gedacht hatte.

„Aber sie war nicht allein und hatte auch keine Beeren gepflückt. Der Förster Wohlfahrt drüben aus dem anderen Reviere stand bei ihr. Nein, sie saßen, alle beide saßen sie am Boden dicht nebeneinander; er sprach leise auf sie ein, und sie nickte dazu. Ich seh's noch wie heute, er hatte seinen Arm um sie gelegt, und sie hielt den Kopf an seiner Schulter. Darum also hatte sie nicht gehört! Da hab' ich nicht mehr nach ihr gerufen, bin auch nicht herangetreten, sondern kurz umgekehrt und nach Hause gegangen. Es gab mir einen Stich ins Herz, daß sie auf mein Rufen nicht gehört hatte, ich war doch der Vater und war mein Lebtag nur gut gegen sie gewesen. Nun war das der Dank, sie lief heimlich weg, weg von ihrem Vater, um bei einem Lumpen zu sitzen!

„Nicht viel später kam auch die Beata heim.

„Sie sang und machte ein ganz unschuldiges Gesicht.

„‚Wo warst du?' fragte ich. Der Ärger stieg mir in die Stirn, daß ich eine Stuhllehne packen mußte.

„‚In der Forstmeisterei, ich habe bei der Wäsche geholfen,' antwortete sie. Dabei war sie aber doch rot geworden und mochte mich nicht mehr frei ansehen. Sie log, zum erstenmal in ihrem Leben log mich das Mädel an.

„Mir gefiel ihr Gesicht nicht, wie sie das jetzt sagte, sie hatte so was Trotziges, und in ihren Augen flackerte ein ganz besonderer Glanz, das war nicht mehr mein Kind von früher!

„‚Du,' sag' ich, ‚hör' mich mal an! Du lügst, so wahr ich dein Vater bin. Du warst nicht in der Forstmeisterei und hast auch nicht beim Waschen geholfen! Ich aber will dir helfen, daß du weißt, wo du gewesen bist, komm mal her!'

„Ich war auf sie zugegangen, sie aber wich zurück und erschrak wohl, denn ich war wütend. Ich war wütend, denn sie belog mich, sie lief mit dem Förster, und der war doch ein Lump, ich wußte das, ein großer Lump sogar, wenn ihn die Leute auch alle gern hatten, weil er immer freundlich tat und viel glatte Worte machen konnte.

„Das Lügen stand dem armen Mädel schlecht, die Beata machte eine böse, häßliche Miene dazu.

„Wie ich sah, daß sie wieder davonlaufen wollte, vielleicht gar fort zu ihrem Liebsten, da wollte ich sie nicht von mir lassen, da packte ich sie fest am Arme, so fest, daß sie laut schrie, und warf sie mit Gewalt zu Boden und gab ihr mit der Faust einen Stoß in die Seite und fluchte: ‚Beim Teufel, ich will dir sagen, wo du warst, im Walde warst du, nachts im Walde. Unter der alten Eiche hast du mit dem elenden Schuft, dem Wohlfahrt, gesessen! Ich hab' euch wohl gesehen! Daß du's nicht noch einmal tust

Bei deinem Vater sollst du bleiben, nicht wie 'ne leichtsinnige Dirne mit fremden Männern laufen!'

„Nun ließ ich ihre Arme los, denn ich dachte, sie hat genug, sie wird sich's merken. Da stand das Mädel langsam auf, sie sah mich ganz hart und fremd an und war ganz grau geworden im Gesicht und schob sich rückwärts gegen die Tür, als wäre ein wildes Tier im Zimmer, und sie dürfte sich vor dem nicht umdrehen. Und wie sie so hinausschlich, sagte sie immer wieder halblaut, keuchend vor sich hin, wie wenn gar nichts anderes in ihrem verwirrten Kopfe wäre: ‚Ich lieb' ihn, ich lieb' ihn doch, auch wenn du's nicht willst, ich lieb' ihn!'

„Die nächsten Tage sprach keiner von uns ein Wort zum anderen, die Beata lief mir mit trotzigem Gesicht aus dem Wege. Wenn ich zur Arbeit im Walde war, wußte ich nicht, was sie machte, oder doch, ich wußte es. Ich hatte sie verloren.

„Sie brachte wohl mein Essen heraus, aber sie sang nicht mehr, sie konnte auch nicht mehr lachen. Ich merkte bald darauf, sie bekam so was Müdes, sie ging nicht mehr flink wie früher.

„Die Nachbarn fingen an zu reden: Vater Jakobs Beata ist eine andere geworden, sie hat einen so scheuen Blick, warum springt sie nicht mehr wie sonst über alle Gräben? Ach, sie mögen hinter meinem Rücken viel und gern von so was gesprochen haben!

„Warum hätten auch nicht alle in Einöden davon reden sollen, es mußte ja doch mal an den Tag kommen. Es war ja ihr Recht, über uns zu reden, sie konnten ja nichts dafür, das war uns ja nun mal so geschickt.

„Nun passen Sie auf, Herr Pastor, wie's allmählich zu Ende ging. Denn es kam mal zum Ende, ganz rasch und ganz anders, als alle gedacht hatten. Aber auch das sollte wohl so sein.

„Seit Wochen war die Beata nicht mehr ausgewesen, sie besuchte niemand mehr, sie saß immer im Zimmer, und ich weiß nicht, sie fing an, an allerlei Zeug zu nähen, und weinte viel dabei und versteckte es immer, wenn ich mal dazu kam. Ich wußte aber, was das werden sollte, ich wußte es genau, mich konnte sie nicht lange betrügen. Aber ihr Jammer schnitt mir doch ins Herz, wenn ich auch erst dachte, ich könnte sie gar nicht mehr liebhaben.

„Da saßen wir mal eines Abends vor der Haustür auf der Bank, das Mädel hatte die Hände im Schoße gefaltet und guckte vor sich auf den Sand. Ich sah von der Seite so hin und mußte immer an meine Frau denken, und da tat sie mir sehr leid, ich wollte, daß wieder alles gut zwischen uns werden sollte. Das Mädel war ja mein einziges, und ich hätt' besser aufpassen sollen und sie damals nicht gleich schlagen. Da faßte ich ihre Hand und sprach: ‚Du, Beata, nun laß gut sein, ich weiß ja alles, hätt'st mir's auch ruhig sagen sollen. Es ist ja so nichts mehr dran zu ändern. Warum hast du nichts gesagt?'

„‚Ich hab' mir's nicht getraut,' antwortete sie und wollte mich noch immer nicht ansehen.

„‚Geh' doch, ich bin doch dein Vater,' meinte ich, ‚aber nun mußt du auch immer zu mir kommen, willst du? Soll's wieder mit uns beiden sein wie früher?'

„Da kniete das Mädel nieder vor der Bank und ruschte mir vor die Füße und fing an jämmerlich zu weinen und bat leise: ‚Ja, ich will wieder wie früher mit dir sein, Vater, aber laß mich den heiraten, ich muß es, es ist sonst Schande für mich, und wir haben's einander versprochen.'

„Jetzt wußte ich, ich hatte mein Mädel wiedergefunden, und nun war mir's schon recht, wenn sie durchaus wollten und sich's versprochen hatten, mochten sie sich heiraten. Es mußte ja sein. Verdient hatte der mein Mädel nicht, er hatte mir's hinterrücks gestohlen, aber na, sie liebten sich. Am Ende war's ein Förster, und Geld sollte er auch ein wenig haben. Da konnte sie vielleicht doch mit ihm glücklich werden, wenn's auch ein leichtfertiger Kerl war. Man ist eben dumm und glaubt immer gern, was man möchte.

„‚So,' sag' ich also und streiche ihr über die nassen Backen, ‚nun setz' dich wieder her und hör' auf zu flennen. Du magst ihn nehmen, ich will nichts mehr sagen.'

„Da kroch das Mädel dicht neben mich und pflückte sich eine Blume und zerrupfte sie zwischen ihren Fingern und küßte mich. Sie war ganz verrückt vor Freude.

„Wie wir noch ſo ſitzen, nicht lange danach, geht die Nachbarin vorbei und ruft in den Garten herein: ‚Gutenabend, Gruner, wiſſen Sie ſchon das Neueſte?‘

„‚Nein,‘ ſag' ich, ‚aber freuen ſoll mich's, wenn Sie mir's erzählen wollen.‘

„Nun macht die Frau ein wichtiges Geſicht und kommt dicht an unſeren Zaun 'ran und legt die Arme drauf, dann meint ſie ſo obenhin, und ſie ſchielte dabei nach der Beata 'rüber: ‚Der Förſter, der Wohlfahrt, er macht ja ſchon in vier Wochen Hochzeit.‘

„Mein Mädel, wie das die Worte hört, richtet ſich mit einemmal ſteil auf und ſtarrt die Frau an.

„‚In vier Wochen, Hochzeit? — Mit wem?‘ fragt ſie, ſie konnte kaum Atem kriegen.

„‚Drüben mit der Müllerstochter. Sie ſoll ſchönes Geld haben, einen ganzen Sack voll. Er ſelbſt hat's drunten gerühmt.‘

„Da wird die Beata kreideweiß, tut einen Schrei, als ſollte ſie erſticken, und krallt ſich an meinen Arm. Ich mußte ſie gleich hineintragen ins Haus, ſonſt wär' ſie mir hingefallen. Dort iſt ſie im Zimmer hin und her gelaufen wie im Traume, ſie hat den ganzen Abend nichts angefaßt und hat nichts gegeſſen. Wenn ſie nur geſprochen hätte oder wenigſtens geweint, aber nicht mal das tat ſie, nicht mal antworten, wenn ich ihr zuredete.

„Auf dem Tiſche lag ein winziges Hemd, an dem hatte ſie noch zuletzt gearbeitet. Es war ſo klein wie für 'ne Puppe, nicht größer war's. Das nahm ſie, das kleine, armſelige Hemdchen, guckte es erſt eine Weile an, als erkennte ſie's nicht, und ſchnitt es dann mit ihrer Schere in lauter kleine, ſchmale Streifen und ſchnitt danach auch dieſe entzwei, in hundert, hundert Fetzen. Dabei lachte ſie laut, ohne aufzuhören, als ſei's Wunder was Luſtiges, was ſie da tat. Ich aber ſtand daneben und hörte dies Lachen und mochte ſie doch nicht ſtören oder das Hemdchen fortreißen.

„Herr Paſtor, ſehen Sie, wenn die Menſchen ſich verwirren, daß ſie toben und ſchreien, ſie ſollen's ja zu Zeiten tun, das muß wohl ſchrecklich anzuhören ſein, aber dies Lachen der Mutter vor dem Kinderhemdchen, das war was viel Böſeres, das hab' ich all mein Lebtag nicht vergeſſen.

„Heißt das auch Gottes Fügung, Herr Paſtor?

„Na, erſchrecken Sie nicht, bleiben Sie nur [noch etwas] ſitzen, ich bin noch nicht ganz am Ende. Das alles war ja nichts Beſonderes, Sie haben's ja auch wohl vielleicht im Dorf erzählen hören. Aber was ganz zuletzt kam, das haben Sie nicht gehört, denn das weiß nur ich, ich — und die Eiche drüben.

„Schließlich, wie die Beata mit ihrer Arbeit fertig war, brachte ich das Mädel die Treppe hinauf in ihr Zimmer und zog ſie aus und legte ſie zu Bett. Sie ließ alles mit ſich machen, ſie ſprach nicht, ſie ſang nicht, ſie lachte aber auch nicht mehr, wie ein Klotz, wie tot lag ſie da und hatte doch die Augen noch groß auf.

„Nun hatte ich ja, was ich wollte, ich hatte meine Beata wieder, ſie gehörte wieder mir, nur mir allein. Ich wußte, die da im Bette mit ihren toten Augen, mit dem abſcheulichen Lachen, die nimmt dir niemand weg, die wird nun immer bei dir bleiben. Ihr Unglück freilich auch und ihre Schande, aber ich hatte ſie doch wiedergefunden, ſie würde bleiben.

„Es kam die Nacht. Ich legte mich nicht hin, ich blieb unten in meinem Zimmer am Tiſche ſitzen. Aber ich ſchlief ein, ich wollte nicht, aber ich ſchlief doch und feſt, ſehr feſt. Dazwiſchen wachte ich einmal auf, über mir war alles ruhig, da dachte ich, ſie ſchläft auch, du wirſt ſie nicht ſtören, morgen wird ſie vielleicht vernünftiger ſein.

„Ich weiß auch noch genau, was ich träumte, als ich ſo am Tiſche hockte.

„Ich träumte davon, wie ſie mir die Hand gehalten hatte, am Abend, da ſie im Bette lag, ganz lange und feſt. Sie ſagte zu mir: ‚Vater, ſieh' doch her, ich bin ruhig, ganz ſtill, ich habe jetzt keinen Kummer mehr, den hab' ich ganz vergeſſen. Ich werd' auch nicht mehr ſo laut lachen. Ja, ja, früh am Morgen, wenn die Sonne aufgeht über den Fichten, dann wird alles gut, dann komm ich wieder ſingend auf dich zu, ich ſinge dir wie früher die Mutter, genau ſo, mit den luſtigen Augen ſinge ich alle meine Lieder.‘ — So träumte ich — träumte ich.“

Der Greis unterbrach seine Erzählung, tastete nach dem Glase und trank etwas von dem Weine, dann wischte er sich mit dem Rücken der Hand über den Mund. In seinen Zügen arbeitete es, ein Zucken lief um die schmalen Lippen. Die eisgrauen Haare waren ihm in die Stirn gefallen und hingen ihm fast über die halberloschenen Augen hinweg, er achtete es nicht. Keine Träne netzte ihm bei der Erinnerung an sein Schicksal die gefurchten Wangen, vielleicht hatte er das Weinen lange verlernt. Er war wohl in diesem Walde unter den Bäumen und Felsen so geworden.

Alles, was der Alte sprach und tat, grub sich fest in mein Gedächtnis, denn ich hörte gespannt zu, kein Wort entging mir. Der Pastor saß regungslos mit übereinander geschlagenen Beinen da. Ich entsinne mich genau seiner steifen Haltung im hölzernen Sessel, er hatte etwas Feierliches in seiner Ruhe und Würde. Alles an ihm war schwarz, bis auf die weißen Haare, sein Gesicht war mir abgewendet.

„Ich weiß," begann der Geistliche endlich halblaut, „Sie hatten ein schweres, sehr schweres Los, Vater Jakob, aber Sie haben's mit Stille und Ergebung getragen."

Der Greis machte mit der mageren Hand eine abwehrende Bewegung: „O nein, nicht immer, aber lassen Sie mich zu Ende reden, Herr Pastor! Was sagte ich doch? — Richtig, wie ich träumte. Ein dummer Traum war's, ein falscher Traum, die Beata tät am Morgen wieder singen. Sie konnte ja nicht, es hätt' auch sonderbar geklungen! Sie fanden sie am Nachmittag im Teiche, tot, nackt, nur das Hemd hatte sie an, und die grünen Wasserbinsen steckten ihr wie lauter kleine Sternchen in den langen Haaren.

„Am Ufer lag sie, dort hatte man sie hingestreckt ins Gras. Sie war weiß, ganz weiß, auch der rote Mund war weiß, nur ihre Haare glänzten noch wie Gold, genau wie Gold mit grünen Sternen drin, als wär's zu einem Feste. Das Wasser tröpfelte an ihr herunter und wieder unter ihren Füßen in den Teich hinein.

„Es standen Leute herum, die guckten sie an und sprachen leise, sie zupften ihr auch das triefende Hemd glatt und riefen nach einem Karren. Da schob ich sie weg, alle weg, es war ja mein Kind, mein Mädel, und die sollte mir keiner anfassen. Allein hab' ich sie nach Hause getragen, ganz allein, den Weg hinauf bis in mein Haus nach Einöden, allein hab' ich sie dann auch in den Sarg gelegt. Ich wollte niemand dabei haben, ich hab' ihn in der Nacht allein zugenagelt.

„Na, Sie wissen's ja alles.

„Herr Pastor, es war mir ganz eigen, aber wie der Hammer auf die Nägel schlug — tack — tack —, da sagte 'ne Stimme, nun bist du ein anderer, Jakob! Mit den Menschen hast du nichts mehr zu schaffen und mit ihren Gesetzen, mit einem Herzen hast du auch nichts mehr zu schaffen, denn das ist tot, mit einem Gewissen auch nicht, auch das ist gestorben, jetzt bist du nur noch wie 'n Tier oder wie 'n Stein im Walde unter den Fichten.

„Sie haben mir damals, erinnern Sie sich noch, auf dem Gottesacker an der Kirche die Hand gegeben, Sie haben vom lieben Gott gesprochen. Sie hätten das bleiben lassen können, in mir war nichts mehr, was darauf gehört hätte, gar nichts. Aber was anderes schrie in mir in den Tagen, und das schrie laut früh und spät, vom Morgen, wenn ich aufstand, bis zum Abend und auch in der Nacht noch.

„Eine alte Flinte hatt' ich zu Hause, sie stammte vom Vater her. Auf einem Schranke lag sie, wir hatten sie fast vergessen, und sie war ganz verstaubt. Die nahm ich herunter und guckte sie mir von allen Seiten an und sagte mir: Der Lump hat mir mein Mädel umgebracht, wenn der jetzt gar noch die Müllerstochter heiratet, wenn der keine Reu' hat über das, was er der Beata angetan hat, dann ist's aus mit ihm, dann — ja, dann mach' ich ihn kalt!

„Keinen anderen Gedanken hatt' ich nicht, wochenlang, wie den, der Wohlfahrt muß hin werden, so oder so, den mußt du strafen!

„Ich wußte, wenn er zur Mühle ging, mußte er den Steig hinter der Eiche vorbei, sie steht nicht weit davon versteckt im Dickicht, das war der nächste Weg. Abend für Abend hab' ich nun dort oben im Farnkraut gelegen, und jeden Abend kam er mir dicht vorbei und pfiff sich eins. Weiß Gott,

er war guter Dinge, sein Mund war wohl noch warm von den Küssen der Müllerstochter, wenn er abends wieder nach Hause lief. Bald wußte ich jeden Schritt, den er machte, aber ich wollte ihn noch 'ne Weile leben lassen. Ich freute mich wie 'n Schuljunge, wenn ich daran dachte: Der ist dein, der entwischt dir nicht, du brauchst nur, wenn es so weit ist, den Finger ein ganz kleines bißchen krumm zu machen, mehr nicht!

„Die Welt hatte lange mit mir gespielt, jetzt wollt' ich mal selber das Schicksal machen!

„Seine Flinte nahm er immer mit, soviel hatte ich gesehen.

„Nun kam der richtige Abend, es war der vor seinem Hochzeitstag, ich hatte gerade darauf gewartet. Da suchte ich meine Flinte, und die war gut geladen. Zehnmal hatt' ich nachgesehen, auch nach dem Zündhütchen, alles stimmte aufs Haar.

„Was tun Sie so erschrocken, Herr Pastor, nicht wahr, Sie haben Vater Jakob so was nicht zugetraut? Ich glaub's schon, gewiß hätte niemand so was gedacht, aber es kann viel aus einem Menschen werden, wenn er kein Herz mehr im Leibe hat. Dann ist man eben kein Mensch mehr, dann ist man stärker, viel stärker als die anderen.

„Ich hab' lange im Moose gelegen, es war spät, als er kam, ich dachte schon, ich würde das Korn nicht mehr sehen können. Aber ich probierte, es ging, es ging noch gerade.

„Wie der Kerl nahe genug war, so auf zehn Schritte, tret' ich ruhig auf ihn zu und sage — nein, ich weiß nicht mehr, was ich sagte, ich weiß nur, daß ihm vor Angst die Augen groß aus dem Kopfe traten, und daß er die Arme gegen mich streckte. Er hatte sein Gewehr vergessen!

„Wir standen so 'ne Weile gegenüber, vielleicht war's nicht lange, aber es kam mir doch so vor.

„Endlich machte er rasch kehrt und wollte ausreißen, aber da schoß ich. Nun hatte ich ihn, nun lag er da und stöhnte wie'n Tier und schlug mit den Armen um sich. Da hab' ich ihn gefaßt, fest gefaßt, und aufgehoben und hinüber nach der Eiche geschleppt. Sie ist hohl, und in der Mitte ist ein Loch, da kann einer bequem hereinkriechen, so groß ist es. Ich dachte, das hat der liebe Gott gerade für den gemacht. Dort hab' ich den Kerl hineingesteckt, Kopf zuerst.

„Gerade unter dem Baume hatte er an jenem Abend mit der Beata gelegen!

„Er lebte vielleicht noch, war noch nicht ganz weg, aber es half ihm nichts, er mußte hinein. Ich überlegte nicht dabei; ich sagte ja, ich war wie ein Stein, wie ein Baum, der fällt, mir war alles egal. Nachher hab' ich die Flinte ausgewischt und das Ding wieder 'rauf auf den Schrank gelegt.

„Sie haben lange nach dem Förster gesucht, sie haben ihn nicht gefunden.

„Bis heute haben sie nichts gefunden, viele Jahre ist's her. Die Leute haben's lange, lange vergessen.

„Ich aber mochte damals niemand mehr sehen, ich hatte genug und bin darum hier hinaufgezogen. Die Leute sagten mir, wie ich unten wegging: Vater Jakob, du wirst dort mitten im Walde so ganz allein bald närrisch werden, bleib' herunten in Einöden, ich aber machte mir nichts draus, ich kenne ja den Wald, er hat mir nie was getan, der macht einen nicht närrisch, nur die Menschen draußen tun's.

„So wär' alles gut gewesen, ich dachte, nun hätt' ich Ruhe, aber da war die Eiche, die blieb nicht stille, die sprach immer davon.

„Niemand sonst hört was von denen in Einöden, sie wissen eben nicht, daß auch die Bäume sprechen können, ich aber höre sie, und ihre Worte klingen mir im Ohre. Mein Vater war ja schon hier im Walde, mein Großvater auch, da lernt man ihn kennen, wie er ist, und seine Rede verstehen. Wir können das, denn, wie gesagt, wir sind nie wo anders gewesen.

„Der Wald rauscht immerzu, und die Menschen hören nur das Wehen der Fichten und Tannen, ich aber höre deutlich unter den anderen Bäumen die Eiche heraus. Das ist ein besonderer Ton, sie ächzt und stöhnt manchmal, als sei noch immer was Lebendiges hinter ihrer Rinde, was Lebendiges, was gern den Baum zerreißen möchte, und was der nicht wieder hergeben will, denn der Baum gehört zum Walde, und der Wald und ich, wir sind gute Freunde, wir helfen uns.

„Immer hör' ich jetzt die Eiche, bei Tag und bei Nacht, wenn der Wind von drüben vom Berge herweht. Oft ist mir's so gewesen, als sei der Tote drinnen lebendig geworden, und ich meine jedesmal, er will wieder herauskriechen. Aber dann sage ich mir stets: Hab' keine Angst, Jakob, der Baum ist alt, aber so viel Kraft hat er noch, daß er den festhält. Ja, ja, so stark ist er sicher noch, er gibt ihn nicht heraus, wenn er auch mal knurrt und sich reckt und dehnt, er zwingt ihn schon, den toten Kerl, daß er nicht wiederkommt und mir was tun kann.

„Wenn die anderen beim Holzhacken manchmal was hören, dann gucken sie sich um mit klugen Gesichtern und meinen, die Äste reiben sich im Winde aneinander und lärmen so, aber die Äste sind's nicht, ich weiß das besser, es ist was anderes, der Baum fängt an zu erzählen. Er wird immer lauter, wenn man nicht zuhört, er kann dann fast schreien.

„Ich hab' immer gehofft, er muß mal Ruhe halten, aber er tut's nicht, er meint's nicht bös, aber immer von neuem fängt er an davon zu reden, er kann's nicht vergessen. Ich aber mußte all die Jahre hinhören, wenn ich auch nicht wollte, ich hörte doch. Sobald der Wind kam, dann litt es mich nicht drinnen, dann mußte ich 'rausgehen und horchen, stundenlang horchen. Es ist nichts Schönes, Herr Pastor, um die Eiche, aber Sie wissen, wie's gekommen ist. Alles ging immer auf mich herein, und mal mußte ich mich doch wehren! Ich konnte nichts dagegen machen, es war mir so bestimmt von Anfang an.

„Gott hat's zugelassen, er hat's gewollt, und Gott ist ja der Stärkste, er weiß alles im voraus, er kann alles, sie sagen, ohne seinen Willen fällt kein Sperling vom Dache. Ist das etwa nicht richtig? Können Sie mir darauf antworten? Nach solcher Antwort hab' ich lange gesucht."

Der Alte schloß die Augen und schwieg erschöpft still. Der Kopf sank ihm tief auf die Brust. Auch der Pastor sagte lange Zeit nichts, er wandte sich zur Seite und sah durch die Gläser seiner Brille mit gerunzelter Stirn an dem bleichen, verwitterten Antlitz Vater Jakobs vorbei nach dem offenen Fenster.

Mir erschien alles so abenteuerlich, als habe der Alte uns ein Märchen von irgendeinem fremden Waldwesen erzählt, als ginge ihn selbst die düstere Geschichte gar nichts an.

Endlich unterbrach der Pastor das Schweigen und fragte mit halblauter Stimme, den Alten scharf ansehend, als zweifle er noch: „Jakob Gruner, ist das wahr, was Sie mir da Schreckliches erzählen? Wie haben Sie es da hier im Walde aushalten können?"

„Warum sollt' ich's hier im Walde nicht aushalten," erwiderte der Alte, „hat mir etwa der Wald etwas getan? Der tut niemand was. Das sind nur die Menschen. Ich sagt's ja schon. Ich habe auch drunten neben der Kirche die beiden Gräber, sollte ich die verlassen?"

„So ist das alles Wahrheit?" fragte noch einmal der Pastor.

Das Gesicht des Alten blieb plötzlich bewegungslos, er antwortete nicht, er beugte nur lauschend den Oberkörper nach vorn.

Vom Walde her fuhr ein stärkerer Windstoß über das Haus hinweg, und das dumpfe, immer mehr anschwellende Rauschen der Fichten klang zuweilen täuschend wie fernes Ächzen eines Menschen. Ich duckte mich erschrocken auf meiner Bank zusammen, mein Herz pochte heftig.

Der Alte horchte eine Weile und sah mit erlöschenden Augen nach den Fenstern.

„Die Eiche, hören Sie nicht die Eiche? Gehen Sie hinauf, Herr Pastor, und fragen Sie den Baum, ob ich gelogen habe. Herr Pastor, und dann — sehen Sie genau hin, wenn er nun doch herauskäme, wenn — aber ich fürcht' mich nicht, ich tät's noch einmal — die Flinte —"

Jetzt stand der Pastor mit einem tiefen Seufzer auf, und, mich bemerkend, sagte er rasch, indem er Gruner nicht ausreden ließ: „Komm, mein junger Freund, geh' einstweilen hinaus und warte auf mich, ich folge gleich nach, ich will nur noch einmal mit Vater Jakob beten."

Der Greis schien erschöpft, er machte, während ich mich erhob, eine mühsame Bewegung, als wolle er sich aus seinem Sitz aufrichten, und zeigte mit der Hand nach dem Vogelbauer: „Da, da, Herr Pastor,"

bat er, „nehmen Sie den Vogelbauer herab, den will ich ihm ſchenken, er ſoll ihn mit nach Hauſe tragen. Es wird ja bald nichts Lebendes mehr im Hauſe ſein. Die Tiere dürfen nicht krepieren, ſie haben mir ſo lange treue Geſellſchaft gehalten.“

Der Paſtor ergriff den hölzernen Bauer, in dem die Kreuzſchnäbel beim Anblick des fremden Mannes ängſtlich hin und her flatterten, nahm ihn von dem Nagel, an dem er gehangen hatte, herab und gab ihn mir in die Hand, dann winkte er mir, daß ich gehen ſolle, noch ehe ich Zeit hatte, dem Alten zu danken.

Später trat er ſelbſt vor das Haus, und wir gingen ſchweigend zuſammen nach Einöden zurück. Er begleitete mich zu meinem Onkel, nahm dieſen dann in ein Nebenzimmer, und ich hörte, wie die beiden Männer ſich lange darin flüſternd unterhielten. Beim Abendeſſen, eine Stunde darauf, war mein Onkel ganz gegen ſeine Gewohnheit in ernſter, ja faſt feierlicher Stimmung.

Einige Tage vergingen, ich hatte mich nicht wieder nach der Hütte des Alten zurückgewagt. Da erklang plötzlich zeitig eines Morgens die Kirchenglocke. Erſtaunt fragte ich meinen Onkel und erfuhr von ihm, daß Vater Jakob am Morgen, nachdem wir ihn beſucht hatten, geſtorben ſei. Die alte Frau, die täglich zu ihm hinausging, habe ihn tot in ſeinem Lehnſtuhle gefunden, nun ſolle er heute auf dem Kirchhofe begraben werden. Ein Schauer überlief mich, ich ſah im Geiſte Jakob Gruners Eiche vor mir.

Still ſetzte ich mich hinter der Forſtmeiſterei auf eine Bank im Garten. Durch das helle Klingen der kleinen Kirchenglocke tönte dumpf, in mächtigen, fernen Akkorden, das ſchwere und geheimnisvolle Rauſchen des Waldes.

Auch ich verſtand jetzt ſeine Sprache.

Träumerei

Ein Seelchen durchflog meinen Traum.
Den mir der Schmerz geboren.
Und rührte wie verloren
Lindernd meines Kleides Saum.

Und ſah meiner Tränen Lauf
Und meiner Seele Bangen
Und ſprach und kühlte die Wangen ...
Gierig fing ich die Worte auf:

Ich trage Schmerzen um dich.
Weit größere als die deinen.
Ich höre dich nächtens weinen.
Aber mein Herz verblutet ſich.

Ich tummle mich unruhvoll
Durch deine Tage und Stunden
Und habe nicht Ruhe gefunden,
Eh' dir des Friedens Segen quoll.

So fliege ich zu dir hin
Und ſinge dein Nachtlied leiſe ...
Ich ziehe die hütenden Kreiſe,
Ob ich auch ſterbensmüde bin.

Julius Berſtl

Bathseba

Ballade

von

Adolf Bessell

„O König, warum ist dein Antlitz so blaß?
Nagt tief in der Brust dir ein heimlicher Haß,
Und scheucht gar der Neid dir vom Lager die Ruh'?
Auf Erden ist keiner größer als du."

So fragt der Knabe. Doch David bleibt stumm;
Er sinnt nicht auf Größe, er geizt nicht nach Ruhm.
In den lachenden Morgen starrt er hinaus
Und denkt an das Weib nur in Urias Haus.

Mit Joab zog der Hethiter ins Feld. —
O, hätt' ihm ein Pfeil das Herz doch zerspellt,
Und hätt' ihm die Stirn zerschlagen ein Schwert,
Daß er nimmer zurück nach Jerusalem kehrt.

Und der Knabe spricht wieder: „Mein König, sei hold!
Es glänzt dein Palast von Silber und Gold,
Du schlürfest beim Mahle den edelsten Wein,
Und die schönsten der Frauen Judäas sind dein."

Aufspringt der Herrscher mit finsterm Gesicht,
Ihm sprüht aus den Augen ein zitterndes Licht,
Er ballt um den Schwertgriff trotzig die Faust —
Zu seinen Füßen dem Knaben graust.

„Du Tor, was ſoll mir dein tönender Schall!
Auf, ſattle das flüchtigſte Roß dir im Stall!
Mein Feldherr Joab vor Rabba liegt,
Schau' nach, ob er endlich die Feſte beſiegt.

Und — gib ihm den Brief, den ſelber ich ſchrieb,
Nimm gut ihn in acht, wenn dein Leben dir lieb.
Doch bringſt du willkommene Botſchaft zurück,
So wähl' aus der Beute das köſtlichſte Stück."

Wie vom Bogen ein Pfeil der Knab' entflieht. —
Da tönt zu des Königs Ohren ein Lied,
Das leis in Urias Garten erſchallt
Wie Quellengerieſel im ſchweigenden Wald:

„Ich bin eine Roſe zu Saron, mein Freund,
Gelockt iſt mein Haar und lieblich gebräunt,
Meine Lippen ſind wie würziger Wein,
Meine Augen funkeln wie Sternenſchein.

Schlank bin ich gewachſen wie Gileads Reh,
Es ſchimmert mein Buſen wie Libanons Schnee;
Mein Garten trägt Äpfel von edelſter Zucht. —
O, komme, mein Freund, und pflücke die Frucht!" —

Und der Abend ſinkt nieder. Da plötzlich erbebt
Der König. Er ſieht, wie der Staub ſich hebt.
Das iſt ſein Bote. Schon ſteht er nah',
Ruft leiſe: „König, dein Wille geſchah!

Die Stadt iſt erobert und — Urias tot." —
Jäh färben des Königs Wangen ſich rot,
Er flüſtert: „Sein Weib — ſie trifft es ſchwer.
Ich will's ihr ſagen. — — Ruft Bathſeba her!"

Hauskonzert vor zwei Adelsdamen in der alten Hoftracht hinter Rollvorhängen aus feinen Bambusſtäbchen; das Dach iſt weggelaſſen und der Übergang zum folgenden Bilde durch Wolken und Nebelſtreifen ausgeführt. Ausſchnitt aus einem Makimono, die Geſchichte des reich gewordenen Salzſieders Buncho darſtellend. Von unbekanntem Meiſter aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts. (Gierkeſammlung im Muſeum für Völkerkunde zu Berlin.)

Die

Bildhauerkunst und Malerei im alten Japan

Von

Oskar Münsterberg

Japaniſches Sprichwort:

Shi wa yu seino Gwa;
Gwa wa mu seino Shi.

Ein Gedicht iſt ein Gemälde in Worten;
Ein Bild iſt ein wortloſes Gedicht.

(Nachdruck iſt unterſagt.)

I.

Die Entwickelung der japaniſchen Kunſt* wird am beſten verſtanden, wenn wir ſie mit der Entwickelung der Kunſt in unſerer eigenen Heimat vergleichen.

Die nach Norden vordringenden Römer fanden die alten Germanen im Kulturzuſtande der Steinzeit vor. Zuerſt wurden Schwerter, Bronzekeſſel und andere Gebrauchsgegenſtände eingeführt und dann die Kunſt ihrer Herſtellung erlernt. Jahrhunderte ſpäter kamen chriſtliche Mönche und brachten die Religion und die Schrift und vermittelten die Kenntnis der antiken Wiſſenſchaften. In den Klöſtern war der Sitz der Intelligenz. Der Glaube war der Mittelpunkt, von dem alles Geiſtesleben ausſtrahlte, und die Kunſtbetätigung konzentrierte ſich auf die Verherrlichung der Religion und ihrer Vertreter. Gewaltige Dome wurden errichtet, während das Volk in elenden Hütten wohnte. Koſtbare Stickereien und Brokat-

---

* Vgl. den Aufſatz desſelben Verfaſſers über „Japaniſche Kunſt“ im Januarheft 1904.

stoffe verzierten den Priestermantel, während das Volk im rohen Gewande eigenen Hausfleißes einherging. Die Reliquien wurden in Gold und Silber, in Bronze und Emaille gar zierlich gefaßt, während der Gebrauchsgegenstand des Volkes in roher Urform erhalten blieb.

Als dann die Führer der Volksstämme die Kirchenherrschaft abschüttelten, wurde ein neuer Ausgangspunkt geschaffen, und es entstand die ritterliche nationale Kunst des Mittelalters. Burgen wurden erbaut und das Waffenhandwerk ausgebildet. In Bildern und Gesängen wurden die Taten der tapferen Helden ihren Nachkommen überliefert. Die Kunst war nur ein Mittel, um die Ereignisse der Zeit zu verewigen.

Reliquienbehälter (1,2 m : 1,4 m breit und 2,30 m hoch), genannt nach dem Käfer: „Tamamushi", in Holz, farbig bemalt mit Goldbeschlag, in indischer Form (Einzelteile s. Abbildung S. 235), in der goldenen Halle des Klosters Horiuji, Nara. Wahrscheinlich von einem koreanischen Künstler unter der Kaiserin Suiko (593 bis 628). (Nach japanischer Reproduktion.)

Erst in den folgenden Zeiten eines wirtschaftlichen Aufschwunges gaben die Kunstwerke der Antike die Anregung, eine Kunst ihrer selbst willen zu schaffen. Das Bedürfnis nach Schönheit erfüllte immer weitere Schichten und schuf die edle Kunst der Renaissance. Der zunehmende Luxus konnte sich schließlich in Verzierung nicht genugtun, und es entstand das technisch raffinierte, aber seelenlose Barock und Rokoko.

Ähnlich wie bei uns und auch in fast zusammenfallenden Zeitabschnitten entwickelten sich in Japan die religiösen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Aber während bei uns durch stetige, immer von neuem wirkende Einflüsse des Auslandes Revolutionen und Reformationen veranlaßt wurden, die neue Ausdrucksformen schufen und eine auf Wissenschaft begründete Entwickelung und Wandlung der Kunst und ihrer Techniken hervorriefen, wurde in Japan eine fertige Kultur mit Sprache und Schrift in künstlerischer und technischer Vollendung übernommen. Schneller als bei uns wurden künstlerische Höhepunkte erreicht, aber mit dem Aufhören der äußeren Einflüsse versagte stets die weitergestaltende Kraft.

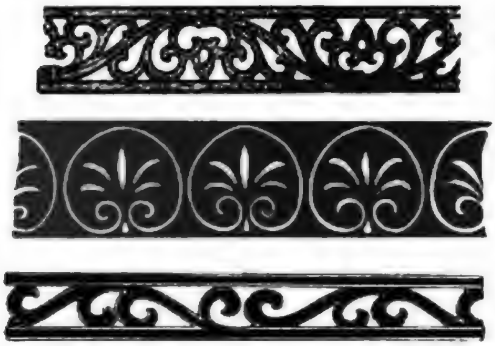
Der aus China eingeführten Religionskunst folgte eine japanische Ritterkunst, um dann wieder aus China in einer herrlichen Renaissancezeit eine rein ästhetische Kunst zu empfangen. Unter der fast dreihundertjährigen Friedenszeit der Tokugawaherrschaft drang zwar die Kunst in weitere Schichten der Bevölkerung, aber jede neue große Aufgabe, die den Anstoß zur Weiterentwickelung hätte geben können, fehlte. Die Kunst wurde nur verbreitet, nicht vertieft. Es war die verzierende Kunst des Rokoko.

Die letzte Epoche, die der bürgerlichen Kultur, hat in Japan erst 1868 mit der Errichtung des modernen Kaiserreiches begonnen.

Die erste Kenntnisnahme der chinesischen Schrift reicht in die vorgeschichtliche Zeit zurück, aber eine allgemeinere Aufnahme des chinesischen Studiums fand erst statt, als der Koreaner Wani als Lehrer des Kron-

Digitized by Google

prinzen (nach Aſton 405 n. Chr.) an den kaiſerlichen Hof berufen wurde. Die chineſiſche Kultur bewirkte eine völlige Umwälzung aller Anſchauungen und Techniken, ähnlich der unter weſtländiſchem Einfluſſe vor dreißig Jahren.



Ornamente am Reliquienbehälter (Abbild. S. 234) im Kloſter Horiuji, Nara. Aus der Zeit der Kaiſerin Suiko (593 bis 628).

Erſt damals wurde es möglich, an Stelle der bisher üblichen mündlichen Überlieferung ſchriftliche Aufzeichnungen zu machen und eine hiſtoriſche Zeit — im Sinne moderner Wiſſenſchaft — zu begründen.

Die älteſten Schriftſtücke ſind leider verloren gegangen, aber zwei Geſchichtswerke ſind uns erhalten, welche eine Sammlung der Legenden und Tatſachen darſtellen: das 711 bis 712 verfaßte Kogiki und das 720 vom Prinzen Toneri vollendete Nihongi.

Als der Fürſt von Kudara in Süd-Korea 555 die erſte, heute nicht mehr bekannte Statue Buddhas an den Kaiſer Kimmei ſandte und dieſer die Aufſtellung und Anbetung geſtattete, erlangte die buddhiſtiſche Religion in kurzer Zeit viele Anhänger. Gegenſtrömungen entſtanden zwar, aber durch das energiſche Eingreifen des Prinzen Shotoku wurde die Ausbreitung allgemein. Im Jahre 624 waren bereits achthundertſechzehn Prieſter und fünfhundertneunundſechzig Nonnen in ſechsundvierzig Tempeln tätig.

Alles Geiſtesleben war in den Klöſtern konzentriert, und mit einem heiligen Glaubenseifer wurde alles Können und alle Macht auf die Schaffung würdiger Stätten der Religion verwendet. Koſtbare Tempel in maleriſcher Verbindung mit von der Natur begünſtigten Fluren und Bergen wurden mit reichgeſchnitzten Toren und weiten Höfen errichtet, aber das höchſte Streben jener gläubigen Zeit galt doch der Herſtellung der Götterfiguren.

Berühmte koreaniſche Künſtler kamen nach Japan, und Denkmäler, auch für die heutige Zeit koſtbar und groß, wurden zahlreich geſchaffen. Anderſeits gingen japaniſche Prieſter nach China, von wo wiederum Handwerker und Landarbeiter nach Japan auswanderten. Ein Verkehr, ähnlich dem heutigen zwiſchen Europa und Japan, ſcheint damals mit dem aſiatiſchen Feſtlande beſtanden zu haben.

Schon im ſiebenten Jahrhundert erhielt der bedeutende Bildſchnitzer Oguchi den kaiſerlichen Auftrag, tauſend Buddhabilder herzuſtellen, und als der Kaiſer Shomu (724 bis 748) die Errichtung von Tempeln in allen Plätzen des Landes befahl, nahm der Bedarf an Götterfiguren derart zu, daß ſich eine Handwerkertätigkeit entwickeln konnte.

Obgleich in den blutigen Bürgerkriegen umfangreiche Klöſter völlig zerſtört wurden, ſind dennoch zahlreiche Kunſtwerke aus dieſer Zeit erhalten. Viele ſind im kaiſerlichen

Seitenteil des Reliquienbehälters (Abbild. S. 234) mit Bodhiſatvas, farbig gemalt auf Holz in einer Art Ölmalerei unter Verwendung von Zinkoxyd, genannt „Midaſo". Beſchlag aus Gold mit blauen Einlagen der Flügel des Käfers Tamamuſhi (Chrysocra elegans), im Kloſter Horiuji, Nara. Aus der Zeit der Kaiſerin Suiko (593 bis 628).

Digitized by Google

Schatzhause zu Nara und im Museum zu Kyoto vereint, während die übrigen staatlich registriert wurden unter gleichzeitigem (um 1890) gesetzlichem Verkaufsverbot. Durch dieses Verbot stieg der Preis von alten Werken ins Ungeahnte, und die Imitation entwickelte sich zu einer bedeutenden und gut bezahlten Industrie, um wie bei uns in den siebziger Jahren die Grundlage einer neuen Kunstentwickelung zu werden.

In Europa und Amerika hat man sich um die Meisterwerke der ältesten historischen Zeit bisher wenig gekümmert, und in der Freude über die leicht erhältlichen Sächelchen einer späteren luxuriösen Periode übersah man jene Produkte, welche das Höchste und Tiefste im Geistesleben des japanischen Volkes zum Ausdruck gebracht haben. Es war ein vollkommenes Mißverstehen der japanischen Seele, als man jahrzehntelang in Europa die Produkte einer raffinierten Technik für den höchsten künstlerischen Ausdruck des Volkes erklärte. So kam es, daß die am höchsten zu schätzenden Kunstwerke in Europa bisher gänzlich unbekannt blieben.

Kwannon, Göttin der Barmherzigkeit, auf achtseitigem Gestell sitzend. Holzfigur (85 cm hoch) mit Stucküberzug und Vergoldung. Korea, siebentes Jahrhundert. (K. Skulpturensammlung, Dresden).

Professor Giercke glaubte 1882 eine Sammlung wirklich alter Bilder (jetzt im Besitz des Museums für Völkerkunde zu Berlin) zusammengebracht zu haben, aber ein Vergleich mit verbürgten Originalen zeigt, daß es sich um meistens recht schlechte Kopien handelt. Ein Konsortium japanischer Antiquitätenhändler versteigerte 1902 unter dem Namen „Hayashi" in Paris eine Sammlung von zahlreichen, teils hervorragenden Originalarbeiten aus den verschiedensten Kunstepochen, wie sie noch niemals früher nach Europa gekommen waren. Dem Eingreifen der Herren von Seidlitz und Grosse verdanken wir es, daß einige wenige Stücke aus sehr früher Zeit nach Deutschland gelangt sind.

Eine japanische Kunstgeschichte im Sinn europäischer Kunstforschung, d. h. eine Geschichte der Künstler und ihrer Kunstwerke, gibt es bis heute nicht, auch kann eine solche nur von einem Japaner geschrieben werden. Ausführliche Aufzeichnungen mit vielen Namen und Zahlen sind von den Zeitgenossen in Japan seit Jahrhunderten gesammelt worden, aber wir wissen nicht, welche Gegenstände die in den Büchern verzeichneten sind. Auch sind die meisten Originale gar nicht oder in so schlechtem Zustand erhalten, daß ein Nachprüfen der Angaben nicht möglich ist.

Somit sind wir auf japanische Reproduktionen angewiesen und müssen uns auch auf die japanische Auswahl und Beschreibung verlassen. Im allgemeinen kann man den japanischen Angaben viel Vertrauen ent-

Digitized by Google

gegenbringen, da die Überlieferungen ſich von Generation zu Generation ohne Unterbrechung fortgepflanzt haben und mit nationalem Stolze gepflegt wurden. Niemals entſtand ein Fanatismus der „Modernen", die das „Alte" verachteten und zerſtörten.

Der große hiſtoriſche Ruf einzelner Maler läßt ſich überhaupt nur noch ſelten an ihren eigenen Werken kontrollieren, ſondern meiſtens nur an den zahlreich angefertigten Kopien, welche wiederum ihrerſeits in den verſchiedenen Zeiten, Formaten und Techniken immer wieder kopiert worden ſind. Dieſe Gewohnheit hatte verſchiedene Urſachen.

Der Ruf einzelner Künſtler war im ganzen Lande verbreitet, und es war daher ganz natürlich, daß die Fürſten Kopien von den berühmten Bildern zu beſitzen oder zu verſchenken wünſchten. Da es ſich nicht um eine volkstümliche Maſſenverbreitung, ſondern um Geſchenke handelte, bei denen die Würde des Gebenden oder des Empfangenden ausſchlaggebend war, ſo ſpielte der Preis gar keine Rolle, und die Kopien wurden von eingelernten Spezialiſten ohne Rückſicht auf Zeit oft vortrefflich ausgeführt. Die Kopiſten gingen in ihrem Eifer ſogar ſo weit, daß die Inſchriften und Künſtlerzeichen in Originaltreue ebenfalls wiedergegeben wurden; daher iſt ein gewiſſes Mißtrauen gegen Bezeichnungen auf japaniſchen Kunſtwerken wohl angebracht. Die Schüler der Künſtler lernten die einmal als klaſſiſch anerkannten Bilder wie einen heiligen Kanon, wenigſtens in der äußeren Form, wiederholen, ſo daß eine große Anzahl von Darſtellungen religiöſen oder mythologiſchen, aber auch geſchichtlichen oder lyriſchen Inhaltes vorhanden iſt, die immer und immer wieder, unter Beibehaltung der alten traditionellen Grundformen, wiederholt werden. Auch die Lehren des Konfuzius untergruben das Streben der Schüler, ihre eigenen Wege zu gehen, da die Verehrung der Lehrer als heiligſtes Gebot galt. Wohl entſtanden neue Schulen; realiſtiſche und impreſſioniſtiſche Ausdrucksweiſen wechſelten ab, aber die jeweilig moderne Richtung beſchäftigte ſich ausſchließlich mit den ihrer Zeit charakteriſtiſchen, neu aufkommenden Stoffen, während, wenn einmal eine Formenſprache gefunden war, dieſe beibehalten wurde.

Nyoiriu Kwannon, Göttin der Barmherzigkeit. Holzfigur (1,6 m hoch) im Kloſter Chuguji, Nara, im koreaniſchen Stil, angeblich vom Prinzen Shotoku, Ende des ſechſten Jahrhunderts. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

So ſehen wir buddhiſtiſche Bilder, deren Alter auf Jahrhunderte nicht beſtimmbar iſt, wenn nicht zufällig einige techniſche Merkmale, wie Papier oder Farbe, den Hinweis auf die Entſtehungszeit geben. Naturgemäß beſteht immer ein Unterſchied zwiſchen den handwerksmäßigen, geiſtloſen Kopien und dem mit Inbrunſt aus tiefſter Seele herausgeſchaffenen Originalwerk des begabten Meiſters, aber es gehört ſchon ein ſehr geübtes Auge dazu, um die Hand des Meiſters von der des routinierten Schülers zu unterſcheiden. Es läßt ſich wohl feſtſtellen, in welchem Jahrhundert die einzelne Richtung zum

Digitized by Google

erstenmal angeregt, aber nur selten, in welcher Zeit der einzelne Gegenstand hergestellt worden ist.

Die von einem großen Meister begründete Schule blieb unbekümmert um neue Richtungen ihrer Tradition treu, so daß wir bis zur neuesten Zeit alle Schulen nebeneinander ohne wesentliche gegenseitige Beeinflussung wirken sehen. So lebt z. B. heute in Kyoto der Maler religiöser Bilder, Kose Shoseki, als der achtunddreißigste Nachfolger in der Malerdynastie des Begründers der japanischen Malerei, Kose Kanaoka (859 bis 930). Die häufig neugegründeten Schulen unterscheiden sich oft nur in kleinen Nebendingen, wie verschiedene Sekten innerhalb einer Religion: wirklich umwälzende Neuerungen, wie Übergang zur Ölmalerei oder die Wiedergabe von Lichtreflexen und Schatten, hat es in Japan niemals gegeben.

In gleicher Weise wird auch noch heute, selbst in den kaiserlichen Schulen, der Malunterricht erteilt. Die Natur in ihrer wechselnden Vielseitigkeit gilt als zu kompliziert für das Verständnis des normal begabten Talentes, und nur die größten Meister gelten als befähigt, die Erscheinungswelten der Natur wiederzugeben. Da aber Genies selten geboren werden, wird den Schülern geraten, die einmal festgestellten Motive auswendig zu lernen und immer wieder zu wiederholen, anstatt fragwürdige Experimente nach der Natur zu unternehmen. Noch mehr gilt diese Auffassung für die Schüler in den Meisterateliers, in denen sie nichts anderes lernen als die Kunstwerke ihres Altmeisters mit Gewandtheit zu vervielfältigen.

Dies ist ein wesentlicher Unterschied für die Beurteilung europäischer und japanischer Kunstwerke.

Da ich nicht ein Verzeichnis der Kunstwerke und Künstler geben will, so beschränke ich mich darauf, aus den in Reproduktionen vorliegenden Arbeiten typische Beispiele herauszugreifen.

Den ältesten Denkmälern gemeinsam ist die Verwendung von Motiven einer in Japan unbekannten Steinarchitektur und Steinskulptur; sie bilden gleichsam einen Übergangsstil vom indo-griechischen zum chinesisch-japanischen, der bis auf die heutige Zeit in den Göttergestalten erhalten ist.

Es gab niemals in Japan Religionskriege, niemals Reformationen, wie es auch niemals eine Religionsgeschichte im christlichen Sinne gegeben hat. Somit fehlten jene inneren Kämpfe, aus denen heraus das Kunstschaffen zur neuen lokalen Form begeistert werden konnte. Die für den Ausdruck der Religion einmal eingeführten Monumente blieben erhalten und wurden immer und immer wieder in ihren wenigen typischen Formen wiederholt, nur die Technik und die Qualität der Ausführung wechselten. Auch ist die Religion des Buddhismus, die mehr im übersinnlichen Gedanken als in der Herrschaft der Welt begründet ist, einer solchen Kunstentwickelung förderlich gewesen.

Die alten Griechen strebten, den Göttern zu gleichen, und bildeten ihre Götter nach dem der Natur abgelauschten Idealtypus der menschlichen Figur. So entstand eine Plastik des nackten Körpers. Auch im Christentum wurde durch die Darstellung der Märtyrer und Heiligen die Behandlung des nackten Körpers gelernt. Anders in Japan: dort blieb mit der einmal eingeführten bekleideten Figur des Buddha stets die Kleidung ein notwendiger Bestandteil der weihevollen Wirkung.

Yakushi Nyorai, der buddhistische Gott für Heilung der Kranken. Mittelstück (70 cm hoch) eines Bronzealtars in der goldenen Halle des Klosters Horiuji, Nara, von Kuratsukuri Tori, vollendet 607. (Nach japanischer Reproduktion.)

Digitized by Google

Dazu kam, daß der Japaner zwar jeden von außen eindringenden Gedanken ſchnell erfaßte und verarbeitete, aber niemals eigene Gedanken in der ganzen Zeit der jahrtauſendlangen Entwickelung gehabt hat. Die Urſache dürfte in der Abgeſchloſſenheit durch die inſulare Lage, beſonders aber durch die Inzucht der Raſſe, in dem Mangel der Berührung der großen Maſſe der Bevölkerung mit fremden Kulturen und in den das Alte verehrenden Lehren des Konfuzius liegen.

Ein klaſſiſches Beiſpiel für die Zeit dieſes Übergangſtiles bildet der abgebildete Haustempel im Beſitze des Horiujiklooſters zu Nara (S. 234). Der viereckige Aufbau mit der Unterplatte, die ganze Anordnung, Gliederung, Bemalung und Verzierung iſt eine Nachahmung indiſcher Vorbilder und erinnert eher an italieniſche Renaiſſance als an den ſpäteren japaniſchen Stil. Die zahlreichen Ornamente zeigen ein rein griechiſches Muſter, wie Palmetten, Eierſtäbe und Ranken (Abbild. S. 235). Die Malereien auf den Türen ſind mit einem Pigment „Midaſo“ ausgeführt, einer Art Zinkoxyd, deſſen Herſtellung im ſiebenten Jahrhundert von China erlernt wurde, aber bereits am Ende des achten Jahrhunderts wieder vergeſſen war. (Abbild. S. 235.) Die einzeln ſtehenden Figuren erinnern an das Vorbild der gräko-indiſchen Skulpturen, aber im Linienſchwung zeigt ſich ſchon jene Abweichung, wie das im Palmenblatt geritzte Schriftbild des Sanskrit abweicht von dem in Stein gehauenen griechiſchen Buchſtaben: alle Linien ſind runder und flüſſiger. Der Metallbeſchlag iſt aus Gold, das durch eingelegte blau ſchillernde Flügel des Käfers „Tamamuſhi“ moſaikartig wirkt. Das Dach zeigt jene eigenartige chineſiſche Form, die aus dem Zeltdach der Nomadenvölker entſtanden ſein mag.

Meiſterhafte Skulpturen aus Holz und Bronze ſowohl aus dem gräko-indiſchen Übergangsſtil wie aus dem chineſiſchen Stil der buddhiſtiſchen Schule ſind zahlreich und teilweiſe in vorzüglichem Zuſtand erhalten.

Die abgebildete Kwannonfigur aus der Dresdener Skulpturenſammlung (S. 236) iſt zwar nicht zu den beſten Stücken des ſiebenten Jahrhunderts zu rechnen, da ſie bereits

Bodhiſatva Padma Akaſagarbhas (Kokuzō) mit Wunſchſtein und Stab in den Händen auf roter Lotusblume von einem Pfau getragen. Holzfigur (70 cm hoch) im Kloſter Kwanchiin, Kyoto. Chineſiſche Arbeit aus dem Tempel Ching-lung-ſſū zu Changan (Shenſi, China) vom japaniſchen Prieſter Kū-un (798 bis 871), wahrſcheinlich während der buddhiſtiſchen Verfolgungen unter Kaiſer Wutſung (841 bis 849) nach Japan gebracht. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

gewiſſe Erſtarrungen einer Handwerkertätigkeit, beſonders in der Behandlung der Füße zeigt, aber ſie iſt unzweifelhaft alt und gibt uns einen Begriff des von Korea eingeführten gräko-indiſchen Stiles. Der Faltenwurf des Gewandes und beſonders der in Japan ganz unbekannte Säulenſtumpf mit ſeinem Blattornament am Sockel erinnern an ſpätgriechiſche Formen. Das Obergewand iſt aus Leder kunſtvoll hergeſtellt und der Holzſkulptur eng angepaßt, während die übrigen

Digitized by Google

Teile mit Stuck überzogen sind. Die abschließenden durchbrochenen Borten an dem Gewande zeigen ebenfalls ein griechisch-indisches Ornament.

Als Gegenstück der höchsten Vollendung damaliger Arbeiten mag die Kwannonfigur aus dem Kloster Chuguji zu Nara gelten. (Abbild. S. 237.) Hier sehen wir in elegantem Fluß der Linien die Göttin sinnend sich stützen. Hände und Füße sind sorgfältig nach der Natur studiert, und jeder einzelne Zeh und Finger ist durchgeführt. Auch der Faltenwurf des Gewandes hat innerhalb der konventionellen gräko-indischen Form einen freieren, der Figur angepaßten Schwung.

Bei der Bronzestatue des Buddha Yakushi Nyorai (Abbild. S. 238) sehen wir das Gesicht und die aufgehobene Hand nach der Natur studiert, während der Körper, das Gewand, sowie die Hinterwand den Vorbildern Indiens entsprechen. Die Werke der größten Künstler charakterisieren sich stets durch das Streben, innerhalb der überlieferten Form Selbständiges zu schaffen und ihre eigene Anschauung der Natur zum Ausdruck zu bringen; erst für die Schüler galt jene Tradition, deren Nachahmung ein selbständiges Schaffen verhinderte. Der Verfertiger Kuratsukuri Tori gilt als der größte Künstler um die Wende des sechsten Jahrhunderts. Die Abbildung zeigt nur ein herausgeschnittenes Mittelstück des Altars, so daß die Gesamtwirkung nicht ersehen werden kann.

Chinesische Vorbilder jener Zeit, die in Japan besser als im Lande der ewigen Revolutionen und Religionsverfolgungen erhalten sind, zeigen uns jene Gruppe von fünf Bodhisatvasfiguren auf stilisierten Tiergestalten: den Löwen, dem Elefanten, dem Pferd, dem Kranich und dem Pfau, welche jetzt die Zierde des Kwanchiinklosters zu Kyoto bilden, aber einst für einen Tempel in der chinesischen Provinz Shensi hergestellt worden sind. Der japanische Priester Yē-un sozu (798 bis 871) brachte diese Kunstwerke von einer Studienreise, wahrscheinlich zur Zeit der Buddhistenverfolgung unter dem Kaiser Wutsung (841 bis 845), nach Japan. Die Abbildung des Bodhisatvas auf dem Pfau (S. 239) zeigt uns den porträtartigen Ausdruck des Gesichtes und im bewußten Gegensatz dazu die stilisierte Tiergestalt. Die Auffassung des Pfaus erinnert lebhaft an die bekannten Adler der romanischen Betpulte in unseren Domen.

Im Jahre 749 hatte die Technik des Bronzegusses bereits eine solche Vollendung erreicht, daß das Kolossalmonument zu Nara von dem Enkel eines Koreaners gegossen werden konnte. Buddha ist sitzend dargestellt, die linke Hand ruht auf dem Knie, und die rechte Hand mit der Handfläche nach außen gekehrt ist in der Pose des Lehrens erhoben: drei Finger sind ausgestreckt, während Daumen und Zeigefinger sich gegeneinander krümmen. Die sitzende Figur ist 16,2 Meter hoch. Der im Jahre 1188 durch eine Feuersbrunst zerstörte Kopf wurde zwar im Jahre 1570 ersetzt, aber damals war bereits ein Verfall der Bronzetechnik eingetreten, und statt eines Kunstwerkes wurde ein handwerksmäßiges Schema auf die herrliche Figur gesetzt.

Ein zweites Kolossalmonument, der berühmte Daibutsu von Kamakura, wurde 1252 von Ono Gorojemon geschaffen (Abbildung S. 241). Buddha sitzt in der Pose des Nirvana mit gefalteten Händen. Der Ausdruck des Gesichtes, die Proportion der Figur, die feierliche Ruhe der Gestalt wird von den Besuchern aller Welten bewundert. Die sitzende Figur ist 15,3 Meter hoch und aus vierhundert Tonnen Bronze gegossen. Die je einen Meter breiten Augen sollen aus reinem Gold und die 0,7 Meter hohe Warze der Klugheit auf der Stirn aus fünfzig Pfund Silber bestehen oder bestanden haben. Die einzelnen Platten sind so sorgfältig zusammengefügt, daß nur dort eine Naht zu sehen ist, wo das Wetter jetzt nach 650 Jahren eingewirkt hat. Die Konstruktion gestattet das Betreten des Inneren.

Einst stand dieses Riesendenkmal unter einem mächtigen Holzdach inmitten einer blühenden Stadt, aber heute steht es einsam, wie ein Riese vergangener Zeiten, zwischen grünem Gebüsch, nicht weit vom Meeresstrande, da eine Sturmflut die Stadt vor Jahrhunderten (1495) vernichtet hat.

Keine spätere Zeit hat sich an derartige gewaltige Aufgaben wieder herangewagt, niemals hat die monumentale Bronzetechnik wieder eine solche Vollendung erreicht.

Buddha Amitabha (Daibutſu = der große Buddha), Koloſſalmonument aus Bronze (15,3 m hoch), am Meeresſtrande von Kamakura, von Ono Gorojemon, 1252. (Nach Originalphotographie.)

In der Folge werden die buddhiſtiſchen Göttergeſtalten inſofern japaniſiert, als diejenigen Koſtüme und Stellungen bevorzugt werden, welche Anklänge an japaniſche Sitten aufweiſen, auch wird durch Farbenauftrag die Wirkung belebt. Aber erſt in viel ſpäterer Zeit wird durch raffinierte Techniken, überladene Schnitzereien, Verwendung verſchiedener Materialien und andere grobe Effekte die ruhige Poſe des Andachtsbildes aufgehoben. Der große feierliche Stil muß einer oft ſpieleriſchen Effekthaſcherei weichen.

Aus dem dreizehnten Jahrhundert ſtammt auch die Holzfigur des Kinkara (Abbildung

Kinkara, einer von den acht Begleitern des Feuergottes Fudo. Holzfigur (faſt einen Meter hoch) im Kloſter Kongobuji auf dem Berge Koyaſan, Provinz Kii, aus der Schule von Unkei. Ende des dreizehnten Jahrhunderts. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

S. 242), die in der realiſtiſchen Behandlung der Füße und des offenbar porträtähnlichen Kopfes intereſſant iſt. Das dicke Geſicht mit den lang herabhängenden und gelockten Haaren findet eher in den Barockengeln Europas als in den ſpäteren Werken Japans ein Gegenſtück. Auch der Faltenwurf iſt flotter und natürlicher behandelt als bei den Werken aus der Zeit des Übergangsſtiles, ſo daß wir hier einen Einfluß der ſpäter zu erwähnenden realiſtiſchen Yamatoſchule bemerken können.

Weniger entſprechen unſerem Geſchmacke die fratzenhaften Tempelhüter und Götter der Elemente, die uns als rohe aſiatiſche Götzen erſcheinen. Es gehört ſchon ein gewiſſes Sichvertiefen in die beſondere Vorſtellungswelt des Buddhismus dazu, um auch in ihnen die künſtleriſche Löſung eines religiöſen Problems zu erkennen. Die Griechen konnten ſich alle ihre Götter als Menſchen vorſtellen, aber der Indier erblickte nur in Buddha den fleiſchgewordenen Gott. Wollte der Buddhiſt Begriffe, wie die vier Elemente, dem Volke zur Vorſtellung bringen, ſo mußte er Fabelgeſtalten erfinden, die das Grauſige und Gewaltige, das Menſchenüberlegene auch in einer übermenſchlichen Geſtalt repräſentieren.

Während Klima, Geſchichte und Raſſe in Indien die Erfindung jener aus Körperteilen von Tieren und Menſchen zuſammengeſetzten Fabelweſen begünſtigten, wagte die damals naturaliſtiſche Anſchauungsweiſe der Japaner nur durch Übertreibung einzelner Muskeln und Gliedmaßen, nur durch den größeren Umfang der ganzen Figur, durch grellfarbigen Anſtrich und beſonders durch einen fratzenhaften Ausdruck im Geſicht den gleichen Eindruck zu erzielen (Abbild. S. 243). Wenigſtens wurden in frühen Zeiten mit feinem Gefühl die menſchlichen Proportionen als Grundformen beibehalten, aber eine ſpätere Zeit des japaniſchen Rokoko ergeht ſich in bizarren Verrenkungen und Verſchnörkelungen, die nur kulturhiſtoriſches und kein künſtleriſches Intereſſe erwecken können. Vor allem hat das Geſicht etwas Maskenhaftes, indem es in einem beſtimmten Ausdruck verzogen und in ihm gleichſam erſtarrt iſt. Die Geſichter entſprechen den ſchon damals mit hoher Vollendung geſchnittenen Masken für die heiligen Tänze, deren Urſprung in den Theatermasken der Griechen zu ſuchen ſein dürfte.

Auch in der Malerei finden ſich bei mythologiſchen Bildern derartige Masken bei der Darſtellung von Dämonen wieder, welche ebenfalls meiſtens grün oder rot angeſtrichen ſind. Wie bei den Griechen der Kampf der Olympier gegen die Titanen, wie in den nordiſchen Sagen der Kampf der Aſen gegen die Rieſen aus den legendenhaften Kämpfen der Eroberer gegen rohe Ureinwohner entſtanden iſt, ſo auch wird der ſagenhafte Kampf der Japaner gegen die böſen Geiſter, in denen unſchwer an den langen, ſtruppigen Bärten und an dem breiten ſibiriſchen Schädel die Ainos zu erkennen ſind, auf hiſtoriſche Tatſachen zurückzuführen ſein.

Digitized by Google

Neben dieſer religiöſen Kunſt entwickelte ſich eine kirchliche Kunſt zur Verherrlichung der Prieſter und Gelehrten: nicht mit Feuer und Schwert, nicht im Kampfe gegen eine beſitzende Klaſſe wurde die neue Religion eingeführt, ſondern als Miſſionare zogen die koreaniſchen und chineſiſchen Prieſter umher und verkündeten die neue Lehre. Nur der lehrende Prieſter und der grübelnde Gelehrte, nicht der Streiter für den Glauben wurde das Modell der Künſtler. Die göttliche Ruhe des überlegenen Geiſtes, die ſprechende Bewegung des belehrenden Philoſophen wurde in realiſtiſch packender Weiſe zum Ausdruck gebracht.

Als Beiſpiel mögen die beiden Abbildungen (S. 244 und S. 245) gelten, von denen eine ein Werk des achten Jahrhunderts und die andere eins aus der gleichen Schule, aber aus dem dreizehnten Jahrhundert darſtellt. Beide Statuen zeigen eine modern wirkende Auffaſſung in den meiſterlich ſtudierten Köpfen und Händen und in der einfachen und würdigen Geſtalt. Die vornehme Haltung iſt dem Leben abgelauſcht, und wenn auch der Faltenwurf leiſe Anklänge an griechiſche Statuen verrät, ſo iſt doch ein Studium nach dem lebenden Modell, frei und unabhängig vom griechiſchen Kanon, unbedingt vorhanden. Auch der Geſichtstypus iſt intereſſant: das runde, breite Geſicht hat mit dem japaniſchen Idealtypus der letzten Jahrhunderte, jenem ausdrucksloſen länglichen Kopfe mit langer Naſe und kleinem Mund auf einem unproportioniert langen Körper, nichts gemein. Einzig und allein die großen Ohren mit den langen Ohrlappen als Symbol der Weisheit ſcheinen nicht der Natur zu entſprechen. Auch dieſe Porträtſtatuen haben in ſpäterer Zeit niemals wieder eine gleiche Vollendung erlebt.

Bei dem Adel ſcheint die Herſtellung von Büſten keine allgemeine Sitte geworden zu ſein. Wie weit das entwickelte Ehrgefühl hieran ſchuld iſt, das den Rittersmann nur als Diener ſeines Herrn, nicht als Perſönlichkeit bewertete, wie weit der Ahnenkultus beeinfluſſend war, der nur dem Verſtorbenen, niemals dem Lebenden den erſten Platz anwies, wie weit die Religion mit ihrer Seelenwanderung und der metaphyſiſchen Weltanſchauung den Ausſchlag gab — das muß von Japanern unterſucht werden. Unter dem Einfluß der realiſtiſchen Yamatoſchule in der Malerei wurden auch Volkstypen dargeſtellt. Intereſſant in der volkstümlichen Auffaſſung, wenn auch nicht vollendet in der Durchführung, iſt die Porträtſtatuette des Pilgers Vaſu aus dem dreizehnten Jahrhundert (S. 245). Obgleich der lebendige Ausdruck des Geſichtes und die Bewegung der mageren Arme genaue Studien in der Natur vorausſetzen, iſt der Rock in ſtiliſiert geſchwungener Form wiedergegeben.

Vyalara, der zwölfte Himmelsgeneral zum Schutz der buddhiſtiſchen Lehre. Tonfigur (1,75 m hoch) im Kloſter Shinyakuſhiji, Nara, von unbekanntem Meiſter. Wahrſcheinlich Anfang des achten Jahrhunderts. (Nach japan. Reproduktion.)

Digitized by Google

Auch die Reliefplaſtik entwickelte ſich nach dem Vorbilde der chineſiſchen Freskomalerei zu großer Vollendung. Die Abbildung auf Seite 246 ſtellt die Hinterwand einer Buddhafigur dar, deren Heiligenſchein offenbar ſpäter unter Verdeckung einer halben Figur angebracht iſt. Selbſt in dieſen kleinen Dimenſionen ſind die Figuren lebendig und graziös wiedergegeben. Der leichte Fluß in den Linien der Blumen und Ranken beweiſt, daß das Vorbild mit dem Pinſel und nicht mit dem Meißel erfunden worden iſt. Die Verteilung der Flach- und Hochreliefs beweiſt ein feines Gefühl für die Unterſtützung der Zeichnung durch Schatten.

Aſanga, indiſcher Prieſter aus dem fünften Jahrhundert nach Chriſtus, deſſen buddhiſtiſche Schriften ins Chineſiſche überſetzt ſind und noch heute geleſen werden. Holzſkulptur (faſt zwei Meter hoch) im Kloſter Kofukuji, Nara, von unbekanntem Meiſter. Wahrſcheinlich aus dem Ende des achten Jahrhunderts. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

Den gleichen Einfluß zeigen die geſchnitzten Türfüllungen aus der königlichen Skulpturenſammlung in Dresden (Abbild. S. 246); auch hier finden wir die Blätter und die Voluten der griechiſchen Auffaſſung naheſtehend. Selbſt die dargeſtellten Muſikanten werden ihre Vorbilder aus dem aſiatiſchen Feſtland entnommen haben, da die Form der aufrechtſtehenden Harfe in ſpäterer Zeit in Japan unbekannt iſt.

Die Malereien aus der frühen Zeit ſind durchgehends, wenn überhaupt, dann ſo ſchlecht erhalten, daß ſie kein lebendiges Bild mehr von der Vollendung der damaligen Kunſt geben können. Im weſentlichen ſind es Bilder religiöſen Inhalts, die noch keinen eigenen japaniſchen Stil aufweiſen. Die Farben ſind durchgehends ſo verblaßt, daß ſie heute auch keine Vorſtellung von dem Farbenreichtum des Originals mehr geben können.

Die Malereien haben ſich auf dem aſiatiſchen Feſtlande ſpäter ausgebreitet als die leicht transportablen Buddhaſkulpturen. Erſt 632 war der indiſche Maler Weïtſhi Iſong nach Korea gereiſt und hatte dort eine eigene Kunſtſchule begründet, die mancherlei Abweichungen von der rein chineſiſch-buddhiſtiſchen Schule aufwies. Dieſer Schule entſtammen die beſonders intereſſanten Freskobilder aus dem ſiebenten Jahrhundert im Horiujikloſter zu Nara, die in Auffaſſung und Durchführung ganz den indiſchen und turkeſtaniſchen Bildern der gleichen Zeit entſprechen und auch wie ſie direkt auf die Wandmaſſe gemalt ſind: eine Malanwendung, die der Erdbeben wegen ſpäter nicht mehr in Frage kam.

Neben den Schriften der Klaſſiker kamen auch Abſchriften der in ganz Aſien beliebten indiſchen Tierfabeln, denen auch Äſop ſeine

Fabeln nachgedichtet hat, ſchon in früheſter Zeit nach Japan. Bilderrollen in ſchwarzer Tuſchzeichnung werden im Kloſter Kozanji zu Kyoto aufbewahrt, welche die verſchieden-

Der Bildhauer Unkei, der Begründer der Kamakura-Bildhauerſchule für buddhiſtiſche Kunſt unter dem Minamoto Shogun, Sanetomo (1204 bis 1219). Holzfigur (76 cm hoch) im Kloſter Rokuharamitſuji, Kyoto, vielleicht von ihm ſelbſt. Dreizehntes Jahrhundert. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

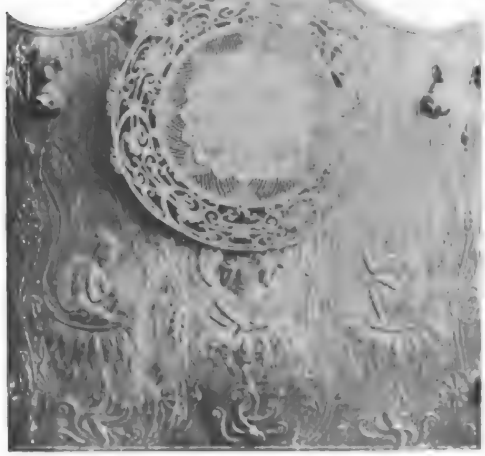
ſten Tiergeſtalten in menſchlicher Betätigung mit köſtlichem Humor darſtellen. Der Begründer dieſer Malweiſe war Kakujo (1053 bis 1140), der Biſchof von Toba (Toba Soyo), und nach ihm wurden derartige Bilder und überhaupt alle Karikaturen bis zum heutigen Tage „Toba"-Bilder genannt. So finden wir in Japan ſchon vor achthundert Jahren Illuſtrationen zu unſerem Reineke Fuchs! Vier Originalrollen ſind erhalten, und unſere Abbildung (S. 247) zeigt ein kleines Stück aus einer der Rollen, deren jede über elf Meter lang iſt. Die ſchwarzen Zeichnungen verraten den ſicheren Pinſelſtrich des Kalligraphen. Niemals iſt ein Tier in ruhiger Poſe wiedergegeben, ſondern ſtets in Tätigkeit, nicht ſollen künſtleriſche Qualitäten gezeigt werden, ſondern die Handlung ſoll zur Darſtellung gelangen. Noch iſt die Kunſt nicht ihrer ſelbſt willen, ſondern nur als Mittel zum Zweck da.

So finden wir ſchon am Ende des achten Jahrhunderts die erſte Blütezeit japaniſcher Kunſtbetätigung, aber noch iſt die Kunſt befangen in ausländiſchen Vorbildern. Die Kirche iſt ganz wie bei uns im Mittelalter die alleinige Trägerin der Kultur, und gerade wie bei uns ſinkt gegenüber der Kirche die Macht des Kaiſers. Großgrundbeſitzer vernichteten die Freiheit erbanſäſſiger Bauern, und überall entſtand Empörung und Kampf. Die Beamten des Kaiſers verloren ihre Autorität gegenüber den mächtigen und reichen Familienhäuptern, welche ſich wiederum gegenſeitig bekämpften und zu ihrem Schutze die Berufsſoldaten, die Samurais ſchufen. Endlich ſiegte die Minamotafamilie, und ihr Haupt wurde 1186 zum Kronfeldherrn, Shogun, ernannt, der allen Helfern zum Danke Lehen verlieh und ſo die Lehensverfaſſung begründete.

Mit der Unterdrückung des Prieſterſtandes ging die Entwickelung der Kunſt zurück, um nach der Heimkehr von blutgetränkten Schlachtfeldern in den Paläſten der neu entſtandenen Lehnsherren ſich um 1200 zu einer japaniſchen Nationalkunſt der Yamatoſchule (ſpäter auch Toſaſchule genannt), zu entwickeln. An Stelle des Prieſters führte der Rittersmann den Pinſel, an Stelle der kirchlichen Stoffe traten Rittertaten, an Stelle der ſymboliſchen Geſtaltung der religiöſen Gedanken trat die naturaliſtiſche Wiedergabe der Menſchen und ihrer Handlungen. Die Ausführung dieſer erzählenden Bilder hatte etwas Minuziöſes und Kleinliches. Es handelte ſich bei dieſen Künſtlern offenbar mehr darum, eine ſachliche Schilderung der Vorgänge zu geben, als die künſtleriſche Empfindung des Selbſterlebten auszudrücken.

Der Einſiedler Baju, ein Zeitgenoſſe von Buddha, mit heiligen Schriften in der Hand, auf einen Stab geſtützt. Holzfigur (1,5 m hoch) im Kloſter Rengeowin, Kyoto, das 1251 nach Zerſtörung wieder aufgebaut, von unbekanntem Meiſter. Wahrſcheinlich Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

Digitized by Google



Mittelteil der Hinterwand einer Buddhafigur mit nachträglich aufgesetztem Heiligenschein in der goldenen Halle (Kondo) des Klosters Horinji, Nara, gestiftet von der Gemahlin des Prinzen Shotoku im Jahre 624. (Nach japanischer Reproduktion.)

durch Architekturen oder Ornamente wurde üblich, sondern das Nebeneinander wurde durch verlaufende Landschaftsbilder und besonders gern durch abgetönte stilisierte Wolken und Nebelstreifen getrennt. Ein gutes Beispiel dieser eigenartigen Komposition gibt die abgebildete Szene von Tosa Mitsunobu (1445 bis 1543), nach dem die Tosaschule ihren Namen erhalten hat. (Abbild. S. 247.)

In der Technik griff man auf jene indische Miniaturmalerei zurück, welche einer Illuminierungskunst in der Art der frühchristlichen Malerei entsprach. Die Konturen wurden mit Sorgfalt gezeichnet und die Zwischenräume farbig ausgefüllt. Besonderer Wert wurde auf die Richtigkeit der Kostüme und auf die Beachtung der Etikette im Figurenarrangement gelegt, so daß die

Es war die Zeit des Realismus, in welcher nach Wahrheit gestrebt wurde.

Die Heldentaten der Ritter ließen sich nicht zu einzelnen Bildern zusammenfassen, sondern verlangten ganze Folgen von Bilderserien. Bücher in unserem Sinne gab es damals nicht, sondern entsprechend der Schreibweise von oben nach unten wurden die Zeilen von rechts nach links auf langen, schmalen Rollen, die beim Lesen seitlich abgewickelt wurden, aneinander gereiht. Diese Schriftrollenform wurde auch für die Bilderrollen vorbildlich. Die hierdurch gebotene Beschränkung des Raumes wurde maßgebend für das Nebeneinanderstellen der einzelnen Szenen, deren Zwischenraum durch neutrale Felder ausgefüllt wurde. Keine Gliederung

Zwei Türfüllungen in Holz geschnitzt (50 : 21 cm) mit je vier Musikanten zwischen Blattranken. Die Inschrift „Türflügel vom Altar des lokalen Schutzgottes aus dem Kloster Genkoji (südlich von Nara) vom Künstler Konusto 598" scheint ganz oder teilweise später eingeschnitzt zu sein. Wahrscheinlich aus dem vierzehnten Jahrhundert. (K. Skulpturensammlung, Dresden.)

Digitized by Google

Tierfabeln, die verſchiedenſten Tiere in menſchlicher Betätigung. Stück einer der vier in Schwarz gezeichneten Bildrollen (11,5 m lang und 30 cm hoch) im Kloſter Kozanji, Kyoto, von Kakuyo, dem Biſchof von Toba (Toba Sojo), 1053 bis 1140. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

Bilderrollen den beſten Aufſchluß über die Kultur dieſer Zeit geben. Der Fürſt zu Pferde, der Krieger zu Fuß, die Prieſter im Tempel, die Frauen im Hauſe wurden, umgeben von dem Milieu, in dem ſie lebten, dargeſtellt. Allmählich überwucherte ſogar die Darſtellung der Umgebung gegenüber dem Ausdruck in den nur kleine Dimenſionen einnehmenden Köpfen. Das Pferd des heranſprengenden Kriegers, die Beine des laufenden oder die Mauer erkletternden Soldaten wurden ſorgfältiger ſtudiert als der Ausdruck des Geſichtes, das in flüchtigen Umriſſen mehr die charakteriſtiſchen Eigentümlichkeiten als den ſeeliſchen Ausdruck betonte.

Die Darſtellung erſtreckte ſich auch auf das Privatleben, und, im Gegenſatz zu der ariſtokratiſchen feierlichen Bewegung des Adels und der Prieſter, wurden realiſtiſch lebendige Kriegs- und Volksſzenen ebenfalls dargeſtellt. Dieſe haben ſich wohl nicht ſo zahlreich erhalten wie die in den Tempeln aufbewahrten Heiligenbilder, aber es dürfte die Volkskunſt des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts im weſentlichen auf den Vorbildern der Toſaſchule aufgebaut ſein.

Innerhalb dieſer rein japaniſchen Malſchule ſind verſchiedene Meiſter ihre beſonderen Wege gewandelt. Allen gemeinſam iſt das Erzählende in realiſtiſcher Auffaſſung, aber verſchieden ſind die behandelten Stoffe, die Bevorzugung des Heroiſchen oder Volkstümlichen, des Ernſten oder des Heiteren; auch beſtehen techniſche Unterſchiede.

Das Porträt des berühmten Kalligraphen Ōnō-no-tōfu (geſtorben 966) zeigt die reali-

Beſuch des Generals Tamura bei dem Prieſter Enzhin. Szene aus der Legende des Kloſters Kiyomizu. Farbige Malerei auf Papier, oben und unten Wolkenſtreifen, an den Seiten Berge, um den Übergang zu anderen Bildern herzuſtellen. Ausſchnitt aus einem Makimono von Toſa Mitſunobu (1445 bis 1543). (Nach einer Kopie in der Gierkeſammlung des Muſeums für Völkerkunde zu Berlin.)

Digitized by Google

ſtiſche Auffaſſung in Bewegung, Geſichtsausdruck und Koſtüm (ſ. untenſtehende Abbildung) gegenüber den Prieſterſtatuen der buddhiſtiſchen Schule. Mit einer gewiſſen Naivität führt uns der Künſtler ſeinen Schreiber vor. Nicht beachtet er die Licht- und Schattenwirkung, obgleich das Licht naturgemäß von vorn auf das Papierblatt fallen muß. Welche Schärfe der Beobachtung in der Bewegung, und welcher Mangel des Gefühls für die Plaſtik des Körpers und für die Lichtverteilung! Welche feine Abtönung der Farben innerhalb der Umriſſe, aber welch völliger Mangel an Lichtreflexen oder Helldunkel!

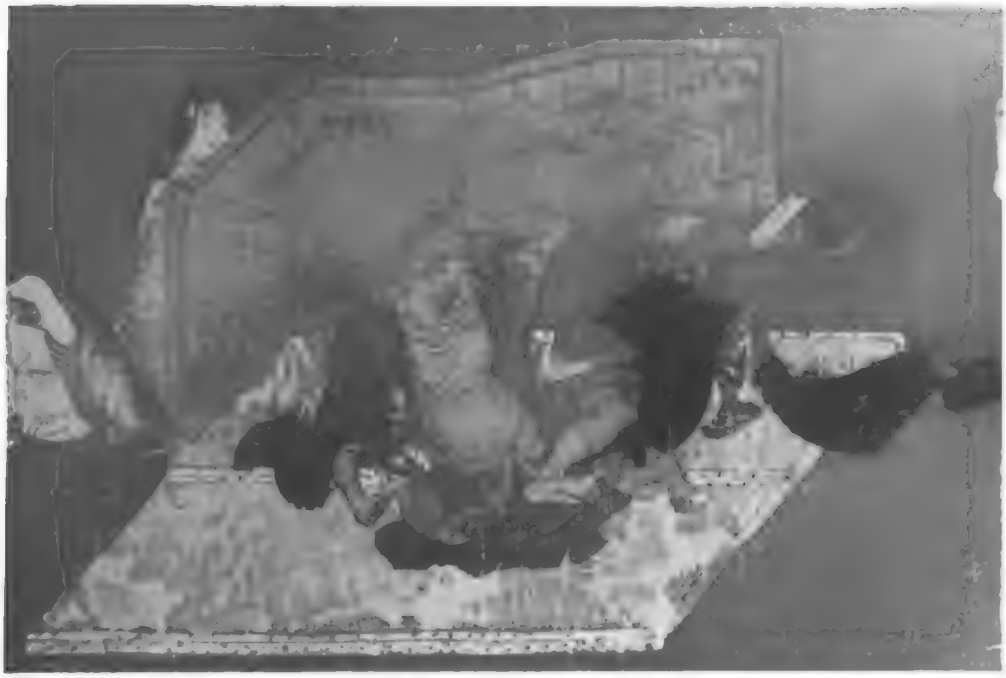
Der kaiſerliche Schatzverwalter und berühmte Kalligraph Onō-no-tōſu (geſtorben 966). Farbige Malerei auf Papier, Kakemono (68 : 30 cm), im kaiſerlichen Hausſchatz, angeblich von Raiju, mit Beinamen Hokkyo. Wahrſcheinlich zwölftes Jahrhundert. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

Um die Handlung im Inneren der Häuſer und Tempel recht lebendig zum Ausdruck zu bringen, deckte man von den Gebäuden die Dächer ab und ließ das Innere in einer Art Vogelperſpektive erſcheinen. Dieſe eigenartige Darſtellung verlangte gewiſſe Beherrſchung der Linearperſpektive, wenigſtens in der Grenze des einzelnen Raumes, eine Aufgabe, die meiſterlich gelöſt wurde. Man ſchnitt die Wände in der Höhe einfach ab, wenn das ſchmale Format der Bilderrolle nicht mehr Platz gab; ebenſo verlangten die rechtwinkelig ſtehenden Wände viele Überſchneidungen. Hierdurch entſtand eine ganz eigenartige Arrangierung des Dargeſtellten auf der Bildfläche, deren Wirkung auf unſere moderne Malerei nicht zu verkennen iſt. Nicht Bilder im Sinne der architektoniſchen Symmetrie, ſondern der realiſtiſchen Zufälligkeit ergaben ſich (Abbild. S. 233). Auf dem farbigen Bilde von einem unbekannten Meiſter des ſechzehnten Jahrhunderts ſehen wir infolge des weggelaſſenen Daches in das Innere des Hauſes, wo hinter Vorhängen (Miſo) aus Bambusſtäbchen zwei Adelsdamen wohl ſehen, aber nicht geſehen werden können, um einem Konzert zu lauſchen. Die Wände ſind mit chineſiſchen Malereien verziert, und in geſchickteſter Weiſe werden leer gelaſſene Stellen von Wolken, die den Übergang zum nächſten Bilde vermitteln, verdeckt.

Zwiſchen den Karikaturen der Tobaſchule und der realiſtiſchen Darſtellung der Toſaſchule ſtehen die Bilder von Iyonokami Takanari aus dem vierzehnten Jahrhundert. Unſere Abbildung (S. 249) zeigt den Romanhelden Fukutomi, der ſich durch ſeine witzigen Erzählungen Ruf und Vermögen verſchafft hatte. Mit köſtlichem Humor iſt die Bewegung des Lachens von der Fingerſpitze bis zur großen Zehe durchgeführt. Der Schädel mit Naſe und Mund iſt karikaturmäßig vergrößert, und doch wirkt die ganze Figur vollkommen menſchlich harmoniſch, beſonders da die Umgebung mit vollkommener Naturtreue wiedergegeben iſt. Dieſer Gegenſatz der ernſt aufgefaßten Gebrauchsgegenſtände mit dem ſich vor Freude wälzenden Manne, der Gegenſatz der geraden Linie bei der Matte, dem Setzſchirm und dem Schreibtiſche mit den gerundeten Formen der faſt kugelförmig wirkenden Figur geben ein vorzügliches Beiſpiel der fein berechneten Wirkung des Komiſchen und zeigen die volle Beherrſchung der Zeichnung.

Als 1281 der Mongolenkaiſer Kublaikan, der Eroberer von Peking, ſeinen unglücklichen Feldzug nach Japan veranſtaltete,

Digitized by Google



Fukutomi, die Hauptfigur des Romanes „Fukutomi Zoshi“, erzählt eine ſeiner luſtigen Geſchichten, belauſcht von einer kleinen Dienerin hinter dem Setzſchirm. Teil eines farbigen Makimono (8 m lang, 30 cm hoch) im Beſitz des Kloſters Shunpoin, Kyoto, von Jyonokami Takanari. Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

hörten die Beziehungen zu China auf, und ſomit fehlte jede Anregung von außen zur Weiterentwickelung, jede Zuführung von neuen Stoffen und neuen Gedanken. Das Erworbene und Angelernte erſtarrte in handwerksmäßigen Wiederholungen, und nur die Namen weniger Künſtler ſind der Überlieferung für wert befunden worden. Zu gleicher Zeit war auch in China durch innere Kriege eine Zeit des Kulturſtillſtandes eingetreten, und erſt als wieder die nationale Dynaſtie der Ming 1368 zur Regierung kam, begann eine neue Blütezeit chineſiſcher Kunſt. Freundliche Beziehungen zu den Nachbarſtaaten wurden wieder aufgenommen, und auch mit Japan begann eine neue Zeit des Austauſches religiöſer und künſtleriſcher Gedanken.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Schwiegermutter und der Hagestolz

Von

Otto Schrader

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Wir sahen in dem ersten Teil unseres Aufsatzes, daß die Stellung der ältesten und echten „bösen Schwiegermutter“, der Mannesmutter, in einem Zustande der urindogermanischen Familie wurzelt, bei welchem durch eine Heirat zwischen dem alten und dem neuen Haus, in das die junge Frau eintrat, noch keine Verschwägerung herbeigeführt wurde. Am leichtesten werden wir uns ein solches Verhältnis unter der Herrschaft derjenigen Eheschließungsart denken können, die bei zahlreichen indogermanischen Völkern, in Europa besonders im ältesten Griechenland, sowie von Litauern und Slawen, gemeldet wird, der Raubehe, die das Mädchen durch Entführung in den Besitz des Mannes bringt, und bei der freundschaftliche Beziehungen zwischen den beiden in Betracht kommenden Familien der Natur der Sache nach ausgeschlossen sind. Doch streitet man noch darüber, ob man bei jenen die Raubehe betreffenden Nachrichten an eine rauhe, einst allgemein herrschende Wirklichkeit oder an harmlosere, von einzelnen Vorkommnissen abgeleitete, symbolische Hochzeitsbräuche zu denken habe.

Wie dem auch sei, auf der Hand liegt, daß eine verwandtschaftliche Annäherung der Brautvaterfamilie an die Mannesvaterfamilie erst auf der Stufe des Brautkaufes stattgehabt haben kann, bei dem der Mann durch die Bezahlung einer Anzahl von Schafen oder Rindern in den Besitz des Mädchens gelangt; denn der Kauf einer Frau ist zunächst ein Handelsgeschäft wie jedes andere und setzt wie dieses einigermaßen geordnete und friedliche Beziehungen zwischen Käufer und Verkäufer voraus. Dazu kommt, daß die Siedelungen der Menschen infolge größerer Intensität des Ackerbaues festere werden, wodurch freundnachbarliche Verhältnisse zwischen den einzelnen Familien und Sippen entstehen, und noch Hesiod gibt den Rat: „Führ' aus der Nachbarschaft das Weib dir heim,“ wie denn auch das lateinische Wort Affinität (affinitas) eigentlich Grenzgebiet bedeutet.

Auch eine neue, für unsere weiteren Betrachtungen äußerst wichtige Wohnungsweise des jungen Paares kommt allmählich auf, indem der Mann seine Frau bisweilen nicht in das Haus seiner Eltern führt, sondern umgekehrt in die Familie des Weibes „einheiratet“ und damit ein „Haus-Eidam“, ein „Angenommener“, ein „Eingänger“, „Einschlüpfer“, „Erbtochtermann“, oder wie man ihn sonst nennen mag, wird. Am frühesten wird dieser Fall eingetreten sein, wenn ein söhneloser Mann von dem Schoße seiner Tochter für sich selbst einen Bluträcher, Opferer und Erben erwartete.

Auf allen diesen Wegen geschieht es, daß die Familie des Weibes den weiteren Schicksalen der Tochter oder Schwester sowie dem Manne, der sie geheiratet hat, eine tiefere Teilnahme als bisher entgegenbringt, daß der Mann zusammen mit seiner Familie den Angehörigen der Frau näher tritt, und daß so der Gedanke der Heiratsverwandtschaft oder Verschwägerung der Mannes- und Weibesfamilie sich Bahn bricht, auf deren

Boden nunmehr als Gegenſtück zu jenem vorhiſtoriſchen, uralten Verhältnis von Schwiegermutter und Schnur ein neueres Verhältnis, das von Schwiegerſohn und Weibesmutter aufkommt.

Daß beide Begriffe verhältnismäßig jung ſind, zeigt die Betrachtung ihrer ſprachlichen Ausbildung in den indogermaniſchen Sprachen aufs deutlichſte; doch dürfen wir uns hier auf die Terminologie dieſer zweiten Schwiegermutter, alſo der Weibesmutter beſchränken.

In ihrer Bezeichnung zerfallen die indogermaniſchen Sprachen Europas in zwei geographiſch deutlich geſchiedene Gruppen, eine öſtliche und eine weſtliche. Im Oſten, alſo in der litauiſch-ſlawiſchen Welt, ſind für die Eltern des Weibes ganz neue Namen geſchaffen worden. So heißt z. B im Ruſſiſchen, und entſprechend in allen Slawinen, die Weibesmutter tjóšča, während das uralte, unſerem swigur entſprechende svekróvi ausſchließlich der Mutter des Mannes vorbehalten geblieben iſt.

Ganz anders iſt der römiſch-germaniſche Weſten verfahren; denn hier ſind, und zwar ſchon von ſehr früher Zeit an, die alten Ausdrücke für die Eltern des Mannes zugleich benutzt worden, um die des Weibes zu bezeichnen: lateiniſch socrus, italieniſch suocera, unſer „Schwieger" bedeuten alſo ebenſowohl Mannes- wie Weibesmutter. Dasſelbe gilt auf dieſem weſtlichen Kulturboden auch von ſpäter geſchaffenen Bezeichnungen der Schwiegermutter, z. B. vom franzöſiſchen belle-mère, nachweisbar ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert, das natürlich nicht ſo viel wie „ſchöne Mutter", ſondern, der mittelalterlichen Hofſprache Frankreichs entnommen, ſo viel wie „werte Mutter" bedeutet, oder auch vom engliſchen mother-in-law, etwa ſeit dem vierzehnten Jahrhundert, eigentlich „Mutter im Geſetz", d. h. im kanoniſchen Geſetz, das die Ehe zwiſchen Verſchwägerten wie zwiſchen Blutsverwandten verbot.

Die Sprache iſt der Ausdruck des Volksgedankens und Volksempfindens, und ſo erhebt ſich nun die Frage, ob der Gegenſatz, den wir in der Benennung der Weibeseltern zwiſchen dem Oſten und Weſten unſeres Erdteils fanden, ſich auch in der Stellung, die ſie einnehmen, beſonders in der Stellung der Weibesmutter dem Schwiegerſohn gegenüber, abſpiegelt.

Wie wir es gewohnt ſind, nehmen wir auch hier unſeren Ausgang vom ruſſiſchen Volksmund. Nach ſeinem Zeugnis gibt es unter der Sonne nächſt der Mutter kein lieberes und gütigeres Geſchöpf als die tjóšča, die Weibesmutter, wenn ihre Liebe und Güte auch ausſchließlich darin beſteht, den Eidam mit Branntwein und Bier, mit Pirogen und Blinys zu füttern. „Bei der tjóšča iſt der Eidam der geliebte Sohn", „Bei der tjóšca iſt's hell, alles iſt für den Eidam zur Stell'", „Die tjóšča ſalbt dem Eidam den Kopf mit Butter", „Der Eidam iſt vor der Tür, nun herbei Schnaps und Bier", „Der Eidam iſt vor der Klete, nun her mit der Paſtete", „Soll der Eidam zur tjóšca zu Gaſte eilen, dann fährt man herbei auf ſieben Meilen". Das ſind ruſſiſche volkstümliche Redensarten. In einem Volksliede heißt es:

Mein Vater hat 'nen tücht'gen Klaps,
Meine Mutter brennt den grünen Schnaps,
Meine Mutter kocht das junge Bier,
Der Schwiegerſohn iſt vor der Tür,
Ihr durſt'ger, lieber Gaſt.

Tjóščiny, „Schwiegermütterchen", heißt eine beſtimmte Art ſüßer Eierkuchen. „Die gütige", „die freundliche", „die höfliche" ſind die ſtehenden Epitheta ornantia der Weibesmutter.

Wohl beſchäftigt ſich der Volkswitz auch hier gern mit dem Zerwürfnis von Schwiegermutter und Eidam; aber der ſchuldige Teil iſt hier ganz ausſchließlich der Eidam; denn dieſer ruſſiſche Schwiegerſohn iſt ein ganz frecher, unverſchämter, gefräßiger, die Schwiegermutter tyranniſierender und mißhandelnder Geſell. Da hat die Schwiegermutter, ſo erzählt eine ganze Serie von Volksliedern, einen großen Pirog für den Eidam gebacken. Für vier Rubel Salz und Mehl und für acht Rubel Zucker und Roſinen hat ſie genommen und denkt nun: den können doch fünf Männer nicht aufeſſen. Aber das Schwiegerſöhnchen kommt und verſpeiſt ihn auf einen Hieb. Da ſagt ſie mit leiſem Vorwurf: „Mein Schwiegerſöhnchen, du biſt doch nicht etwa zerplatzt?" Der Grobian aber nimmt dies krumm und erwidert: „Ich danke dir, Schwiegerchen,

für deinen Pirog und lade dich ein zum großen Fastenschmaus; dann will ich dir alle Ehre antun — mit vier birkenen Knüppeln und fünftens mit einer wohlgedrehten Knute." Ein andermal trifft die tjóščа den Eidam in der Messe. Sie hat sich so fein gemacht. Sie trägt ein kirschfarben Röcklein, ein zimtfarbenes Mäntelchen, einen roten Hut und blumige Schuhe. Aber der Eidam beachtet sie gar nicht, bis sie sich mit Geschenken überbietet. Dann endlich sagt er: „Komm nur, komm, mein Mütterchen; bei mir gibt's was zu tun: am Sonnabend kannst du die Dielen scheuern, und dazwischen kannst du den Badeofen heizen, und dann kannst du was Warmes zum Trinken kochen, und in der Nacht kannst du das Kleine wiegen. Man muß doch nicht umsonst sein Brot essen wollen." Da wendet sich die tjóščа mit Grausen.

Das Charakteristischste ist aber, daß diese „Herrenmoral" des Schwiegersohnes auch dann in Rußland hervortritt, wenn er in das Haus der Schwiegereltern „einheiratet". Der Volksmund sagt: „Es ist kein Teufel im Haus, nimm dir einen Eidam", oder „Eidam im Haus, Heiligenbilder heraus!" oder „Schilt mit dem Sohn und lege dich auf den Ofen, schilt mit dem Eidam und halte dich am Türeisen fest", damit er dich nicht aus deinem eigenen Hause herauswirft.

So können wir das Ergebnis unserer Betrachtungen für den Osten Europas dahin zusammenfassen: eine gute, aber schwache Weibesmutter, ein böser und anspruchsvoller Schwiegersohn. Die Erklärung des Verhältnisses ist sehr einfach. So tief steht in der ländlichen Bevölkerung Rußlands, wenn nicht de jure, so doch de facto das Weib unter dem Manne, daß Übergriffe der Weibesmutter schwer denkbar sind und gegenüber der ultima ratio, der Peitsche oder Knute des russischen Muschik, bald vergangen sein würden.

Anders haben sich die Dinge im römisch-germanischen Westen entwickelt.

Wie noch heute in Rußland, ist die Stellung des Weibes dem Manne gegenüber bei allen indogermanischen Völkern in vorhistorischer und frühhistorischer Zeit eine ungemein niedrige gewesen. Als Jungfrau ohne das Recht der Bestimmung über ihre Zukunft, ist sie als Weib ein gekauftes Stück des Eigentums ihres Mannes, der alle und jede Gewalt über sie hat. Ohne Anspruch auf die eheliche Treue des Gatten, büßt sie die eigene Untreue mit dem Tode. Sie erhält keine Mitgift, sie hat kein Eigentum, sie kann nicht erben. Nicht einmal ihre Mahlzeit darf sie in Gegenwart der Männer einnehmen.

Ebenso muß es im prähistorischen Rom gewesen sein, etwa in jenem Rom, das die neuesten Ausgrabungen in den untersten Schichten des Forum Romanum unseren Blicken aufdecken. Aber schon die ältesten historischen Quellen zeigen, namentlich in vermögensrechtlicher Beziehung, eine günstigere Lage des Weibes. Der uralte Brautkauf ist zur wesenlosen Form herabgesunken, das römische Mädchen erbt zu gleichen Teilen mit den Söhnen, sie erhält wohl schon in der ältesten Zeit bei ihrer Verheiratung eine Mitgift, und wenn dies auch alles zunächst, d. h. unter der Herrschaft der strengen Manusehe, in der das Weib in die Gewalt des Mannes oder dessen Vaters übergeht, Eigentum der letzteren wird, so macht der Besitz doch jetzt schon seinen günstigen Einfluß auf die Behandlung des Weibes geltend. Dazu weicht eben jene Manusehe im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr der neu aufkommenden Form der „freien Ehe", bei der die Frau in der Gewalt ihres Vaters verbleibt oder später selbständig (sui iuris) wird, und in der ihr, bezüglich ihrem Vater, das Eigentumsrecht am eingebrachten Vermögen zusteht. Es gibt nun reiche Frauen mit armen Männern, jene Ehen, mit Rücksicht auf die Martial sagt, daß er nicht die Frau seiner Frau sein wolle. Ein untergehendes Gebilde wie die strenge Manusehe ist aber auch jene indogermanische, noch im ältesten Rom deutlich nachweisbare Wohnungsart, bei der die Söhne ihre Frauen in das Haus des Vaters heimführen, die Großfamilie, die eigentliche Heimstätte der väterlichen Gewalt, der bösen Mannesmutter und der Knechtung des Weibes. Längst schon entzündet das junge Paar ein eigenes Herdfeuer, und der Einzelhaushalt ist, wenigstens in der Stadt, die regelmäßige Wohnungsform.

Die Wirkung aller dieser Veränderungen auf die innere und äußere Stellung des

Weibes liegt auf der Hand. Sie heißt Emanzipation, Individualität. Jener demütige und unterwürfige Sinn, den wir den russischen Muschik mit der Peitsche in der Hand seinem Weib einprägen sahen, ist von Stufe zu Stufe geschwunden. Die Frau ist sich ihres Wertes, ihrer Würde, ihrer Freiheit bewußt geworden. Aber zugleich mit dieser inneren Erhebung erwachen in ihrer Brust lang zurückgehaltene Herrschaftsgelüste, und die Frage, wer in dem Hause, wer in der Familie — ungeachtet alles geschriebenen Rechtes — die wirkliche Regierung führen solle, wird eine brennende am Tiber, wie sie es später am Rhein und an der Donau geworden ist. In diesem häuslichen Kriege sieht sich die Frau — à la guerre comme à la guerre — nach einem Bundesgenossen um, sie findet ihn, den römischen Verhältnissen entsprechend, in ihrem Vater. Denn wir sahen ja, daß in der freien Ehe die Frau, wenigstens zunächst, in der Gewalt ihres Vaters blieb, dessen Macht daher für den Ehemann bedrohlich in den jungen Haushalt hereinragte. Zu diesem sehen wir daher auch, nicht zu der Mutter, in dem römischen Lustspiel, z. B. in den Zwillingen des Plautus, die Frau bei ehelichen Zwistigkeiten ihre Zuflucht nehmen. Die Kehrseite dieses Schutzverhältnisses führt aber mit Notwendigkeit zu einem feindlichen Gegensatz zwischen gener und socer, Schwiegersohn und Weibesvater, der im alten Rom beinahe sprichwörtlich gewesen sein muß und z. B. von Ovid als ein charakteristisches Merkmal des „eisernen Zeitalters", d. h. seiner Zeit angesehen wird. Ja, es scheint, als ob, indem so alle Unzufriedenheit des Schwiegersohns auf das Haupt des Schwiegervaters abgeleitet wurde, unter diesem Schutze das Verhältnis zwischen Schwiegersohn und Schwiegermutter sich besonders günstig entwickeln konnte. Jedenfalls berichtet uns eine ganze Reihe halbverwitterter Grabsteine von überaus zärtlichen Beziehungen der beiden zueinander: „Dem Andenken des Aurelius Gallus, Obersten im siebenten Regiment Claudia, ihrem lieben Gatten hat diesen Stein Aurelia Amma zusammen mit ihrer Tochter Gallitta und seiner Schwiegermutter Laeta gesetzt", oder „Dem Palladius, ihrem inniggeliebten Schwiegersohn, seine Schwiegermutter Politice", und umgekehrt: „L. Julius Maximus als Gatte seiner unvergleichlichen Gattin, als Vater seinem inniggeliebten Sohn und (als Schwiegersohn) seiner Schwiegermutter unvergeßlichen Angedenkens" oder „L. Petronius Severus seiner inniggeliebten, unvergleichlichen Schwiegermutter Bonitas". Auf unseren Friedhöfen habe ich dergleichen vergeblich gesucht. Dem gegenüber ist im römischen Altertum die Gestalt der bösen Weibesmutter erst in schwachen Umrissen vorhanden, und trotz eifrigen Suchens ist es mir bis jetzt nur gelungen, ein oder zwei, noch dazu zweifelhafte Exemplare dieser Spezies aufzutreiben.

Aber wann, so wird der ungeduldige Leser fragen, werden wir nun endlich diese böse Weibesmutter in ihrer ganzen Glorie schauen? Einen Augenblick Geduld — und sie steht vor uns.

Auch die germanische Rechtsbildung, von der Zeit des Tacitus bis zur Aufnahme des römischen Rechtes, war, nicht am wenigsten unter dem Einfluß der in dieser Hinsicht äußerst frauenfreundlichen Kirche, auf die Verbesserung der Stellung des Weibes, freilich auf anderen Wegen als das ius Romanum, gerichtet gewesen.

Der Heiratszwang für das Mädchen schwindet. Der Brautkauf wird auch hier zur Form. Die Mitgift kommt auf, Morgengabe und Wittum treten hinzu. Schon im Salischen Recht steht den Frauen ein bescheidenes Erbrecht zu. Die Muntschaft des Mannes über die Frau wird von Jahrhundert zu Jahrhundert milder. Der Ehebruch des Mannes wird wie der der Frau bestraft. Der Einzelhaushalt und das Einheiraten des Mannes überwiegen. Es kommt schließlich fast zu einer Gleichstellung von Vater und Mutter in der Familie.

Die gleichen Ursachen haben auch hier die gleiche Wirkung. Auch hier entsteht ein häusliches Ringen um die Herrschaft zwischen Mann und Frau, auch hier sieht sich die Frau nach einer Hilfe von außen um; aber kein von dem Rechte selbst ihr bestellter Hort, wie der römische Vater in der freien römischen Ehe — ein für das germanische Rechtsbewußtsein gänzlich undenkbares Verhältnis —, steht ihr zur Seite, steht hinter ihr. Sie ist auf die rein persönliche, nicht

juriſtiſche, aber darum nicht minder wirkſame Hilfe des mitempfindenden und für die Tochter gleiche Ziele wie einſt für ſich erſtrebenden Mutterherzens angewieſen.

Hier endlich ſind die Lebensbedingungen für den Typus der böſen Weibesmutter gegeben. Lange ſchon mag ihre Wirkſamkeit unter der Bewußtſeinsſchwelle der literariſchen Überlieferung gedauert haben; aber erſt am Ausgange des Mittelalters, dann aber gleich in verſchiedenen Denkmälern der lyriſchen und dramatiſchen Dichtung, tritt ſie uns bei den romaniſchen und germaniſchen Völkern in „ihrer Sünden Blüte“ entgegen.

Den Anfang macht ein deutſcher Dichter Namens Muskatblüt, der um 1430 die Sitten ſeiner Zeit geißelte. Ihm verdanken wir das Klagelied eines „eingeheirateten“ Ehemannes:

Dyner ſweger hüß da zůch dich ůsz
vil verre hin dan, obe du wulſt han
beide můt vnd ere.
Důſtu des nicht, ſo ſint entwicht
die freuden din; ir narr můſtu ſin,
dat ſchat dir ymmermere.
Wile du bi dyner ſweger biſt
ſo darſt din wib nit ſtraffen,
ſi legent beide uff dich liſt
des du nit mechſt ontſla(ff)en
vor jamers not . dir wer der dot
vil beſſer dan daz leben,
wan du ir haſt keyne gewalt, ſi machent alt
dynen lib, ſo dich ein wib
ſo ſnel důt ubergeben.

An dieſe Jeremiade ſchließen ſich zeitlich zwei dramatiſche Szenen des gleichen Vorwurfes, eine deutſche und eine franzöſiſche, an, hinſichtlich deren Chronologie man nicht mit Beſtimmtheit ſagen kann, ob es die Deutſchen oder die Franzoſen geweſen ſind, welche die böſe Schwiegermutter zuerſt auf die Bretter gebracht haben.

Die deutſche Dichtung iſt ein Faſtnachtsſpiel „von einem Schweher, Schwiger, Tochter und Eiden“ aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Ein junger, wie es ſcheint, ebenfalls „eingeheirateter“ Bauer beſchwert ſich bei ſeinen Schwiegereltern, und zwar mit gutem Grund, über die Untreue ſeiner Frau. Aber wütend fährt ihn die Schwiegermutter an:

Ach du verheiter, herkumer ſchalk,
Das man dir nit zerzauſt dein palk,
Das du furpas nit ſolch red treibſt mer! ...
Dann das eim ieden wol wiſſend iſt,
Das ſie kein uner hat getan, ...
Und hat ie und ie gedacht
Auf er und gefür und frumkeit ſtet
Und verſaget niemand keiner pet.

Von einem Zeugen, der es wiſſen muß, erfahren wir dann, daß die junge Frau in der Tat „niemant keiner pet verſaget“, freilich in einem anderen Sinn, als es die Schwiegermutter meint.

Sehr graziös nimmt ſich demgegenüber die altfranzöſiſche Farce „Das Waſchfaß“ aus dem Ende des fünfzehnten oder dem Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts aus. Perſonen der Handlung: Jaquinot, ſeine Frau und deren Mutter; Ort der Handlung: das Haus Jaquinots, der ſich aufs bitterſte über die Tyrannei ſeiner Frau und Schwiegermutter beſchwert. Es hilft ihm aber alles nichts, und auf Befehl ſeiner Schwiegermutter muß er ſich endlich eine ſchriftliche Liſte aller ihm obliegenden Pflichten, als da ſind: früh aufſtehen, das Kind warten, Brot backen, Betten machen, Windeln waſchen uſw., anfertigen. Nun geht es an die Arbeit: Jaquinot ſoll mit ſeiner Frau die Wäſche ausringen. Hierbei ſtolpert Madame Jaquinot und ſtürzt in das Waſchfaß. Vergeblich fleht ſie ihren Mann an, ihr herauszuhelfen. Dieſer erklärt rundweg: „cela n'est point à mon rollet“, „das ſteht nicht in meiner Liſte“. Dasſelbe wiederholt er der herbeigeeilten Schwiegermutter, und erſt als ihm die Herrſchaft im Hauſe zugeſichert iſt, vollbringt er die rettende Tat.

Hiermit iſt die Geſtalt der böſen Weibesmutter, deren weitere Geſchicke bis in die Gegenwart zu verfolgen, ſo viel Intereſſantes auch dieſe böten, wir uns an dieſer Stelle verſagen müſſen, endgültig in die Weltgeſchichte eingetreten.

So verſchieden nun aber auch die Stellung der Weibesmutter ſich im Oſten und Weſten entwickelt hat, in einem dürften doch die heiratsfähige Töchter beſitzenden Mütter hier wie dort übereinſtimmen, in dem Wunſche, Schwiegermutter zu werden.

Der Erfüllung dieſes Naturtriebes tritt die Geſtalt des Hageſtolzen finſter und drohend entgegen.

Es hat ſich uns früher der Ausblick in eine prähiſtoriſche Epoche unſeres Stammes eröffnet, in der ein Hageſtolzentum, wie wir

es jetzt kennen, als ein undenkbarer Gedanke erschien, nicht aus besonders frauenfreundlichen oder philanthropischen Neigungen, sondern aus sehr realen, sehr egoistischen Rücksichten. Der Mann braucht Söhne, die ihm im Leben Sicherheit und seiner Seele im Tode durch Opfer Ruhe gewähren. Darum führt er ein Weib heim und kauft sich ein zweites, wenn das erste nicht seinen Wunsch erfüllt.

Aber diese Gedanken sind beim Anheben der geschichtlichen Überlieferung schon im Verblassen begriffen. Der Kultus der Naturkräfte, vor allem der des leuchtenden Himmels, des Vaters Zeus, von dessen unsterblichem Haupt ambrosisches Haar wallt, hat den urväterlichen Ahnendienst in den Hintergrund gedrängt, und nur verstohlen blicken uns aus den homerischen Gedichten die alten Satzungen der Blutrache entgegen. Aber so eingefleischt ist noch der Familiensinn dieser Menschen, so eingewurzelt die Vorstellung, daß nicht der einzelne, sondern das Ganze, die Familiengruppe, die Sippe das erste, das gegebene, das selbstverständige sei, daß jeder anders Denkende als ein Abtrünniger betrachtet und der Hagestolz mit Verachtung und Strafen verfolgt wird.

Dies war der älteste historische Zustand, den wir im Süden unseres Erdteiles gefunden haben, und an ihn sehen wir nun eine äußerst interessante, im ganzen klar überschaubare Entwickelung anknüpfen, die dem versemten Manne zuerst das Recht des Daseins, dann das Lob des Weisen und zuletzt den Heiligenschein des Frommen zuteil werden läßt. Wollen wir die Gründe, die zu dieser Entwickelung geführt haben, in Kürze zusammenfassen, so können wir dies fast vollständig mit einem Worte tun. In einem an Gedanken reichen Buche (Vorgeschichte der Indoeuropäer) hat R. v. Jhering die Bedeutung auseinandergesetzt, welche die Stadt für die Kulturgeschichte der Menschheit gehabt hat, für ihre unauflösliche Verbindung mit dem mütterlichen Erdboden, für die Entwickelung von Handel und Gewerbe, für die Verfeinerung bäuerischer Sitten. Er hat eins vergessen. Er hätte hinzufügen können, daß auch die Stadt den Hagestolzen geboren hat.

Die Stadt ist im Altertum der Staat, und dieser ist es, der die aus der Urzeit ererbten Familienorganisationen, wie das Geschick der griechischen Phratrie oder der lateinischen Gens zeigt, langsam in sich aufsaugt. Er ist es, der den Geschlechtern die Selbsthilfe, die Blutrache aus der Hand nimmt, er, in den von allen Seiten fremde, sippenlose Menschen zusammenströmen. Über dem Begriff der Verwandtschaft, der einst alle Zusammengehörigkeit der Menschen erschöpfte, erhebt sich der weitere Gedanke des Bürgertums, und wenn auch der Verständige sich sagt, daß auch diese Gemeinschaft auf Zeugungen, also auf Familie und Ehe beruht, so sind dies doch theoretische Erwägungen, über die der einzelne sich leicht hinwegsetzt.

Die Stadt ist ferner der Sitz gesteigerten Lebensgenusses, und alle Reichtümer und Raffinements der Welt fließen in Städten wie Athen oder Rom zusammen. Dem alles bezwingenden Luxus öffnen sich nicht zuletzt die Gemächer der Frauen, und der Putztisch einer Athenerin oder Römerin greift tief ein in die Taschen des Mannes. Die Ehe wird ein kostspieliges Unternehmen. Leicht geschürzte Priesterinnen der Venus bevölkern die alte wie die moderne Stadt und locken mit Freuden, die die strenge Tugend des Hauses nicht kennt.

Die Stadt ist drittens der Mittelpunkt jener Emanzipation und Aufklärung, die wir in ihrer Wirkung auf die Stellung der Frau schon früher kennen gelernt haben. Lohnt es sich, mit einer zänkischen, herrischen, begüterten Gattin um das häusliche Zepter zu ringen? Ist ein Hagestolzendasein, umgeben von gut bezahlten und darum trefflichen Dienern, mahlzeitlüsternen und darum dienstfertigen Freunden, erbschaftbegierigen und darum liebenden Verwandten nicht ruhiger, behaglicher, ehrenvoller?

Lange Zeit mögen derartige Betrachtungen im stillen und im einzelnen angestellt worden sein. Erst in dem Zeitalter Alexanders des Großen, in dem die Welt im ganzen eine andere geworden war, treten sie uns öffentlich und im Zusammenhang entgegen. Wir besitzen durch den Kirchenvater Hieronymus in lateinischer Sprache ein Fragment des Eresiers Theophrastos aus einem Werke, welches das „Goldene Buch“ hieß,

und in dem zwei Männer vorgeführt wurden, die über die Frage stritten, ob ein weiser Mann heiraten solle oder nicht. Erhalten ist uns nur der ehefeindliche Teil des Werkes. In ihm heißt es: „Frauen bedürfen gar vieles: teure Kleider, Gold, Edelsteine, Aufwand aller Art, Dienstmädchen, allerhand Hausgerät, Sänften und vergoldete Kutschen. Dazu die nächtlichen Gardinenpredigten (per noctes totas garrulae conquestiones): ‚Frau X. hat eine vornehmere Straßentoilette, der Frau Y. wird von allen Damen der Hof gemacht. Mich Unglückliche sehen sie im Kränzchen (in conventu feminarum) über die Achsel an.' Einen Freund können wir nicht haben, ohne sie eifersüchtig zu machen. Wenn der gelehrteste Professor irgendwo eine Rede hält (wir würden sagen: wenn eine Philologen- oder Naturforscherversammlung irgendwo ist), dann können wir weder die Frau zu Hause lassen, noch mit einer solchen Überfracht (cum sarcina) reisen. Eine arme satt zu machen, ist schwer, es mit einer reichen auszuhalten, qualvoll. Auch kann man sich seine Frau nicht aussuchen und umtauschen, sondern muß sie behalten, wie sie ist. Ob sie jähzornig, dumm, mißgestaltet, hochmütig ist, erfahren wir erst nach der Hochzeit ... Auf ihr Gesicht muß man immer achten und ihre Schönheit loben, damit sie nicht, wenn man eine andere anschaut, glaubt, daß sie uns mißfalle. Man muß von ihr ‚Gnädige Frau' (domina) sagen, ihren Geburtstag feiern, bei ihrer Gesundheit schwören, ihr ein langes Leben wünschen. Ihre Amme, ihre Aufwärterin, den Bedienten ihres Vaters, ihr Pflegesöhnchen usw. usw. [die Schwiegermutter wird hierbei charakteristischerweise noch nicht genannt] muß man ehren." Dann folgt eine längere Ausführung, wie schwer es sei, die Gattin vor „Eheirrungen" zu bewahren, wie unerfreulich sie auch als Krankenpflegerin sei, wobei sie die Flut ihrer Tränen dem Mann ins Auslagebuch schreibe (imputare), welche Unbequemlichkeiten sie auch als Kranke verursache, da der Mann alsdann nicht von ihrem Bette weichen dürfe usw. Dann schließt das Fragment, um den Bruch mit den alten Traditionen vollständig zu machen, mit den Worten: „Schließlich um der zu erwartenden Kinder willen eine Frau zu nehmen, damit unser Name nicht untergeht oder um Stützen unseres Alters und bestimmte Erben zu haben, ist ganz und gar töricht; denn was schert es uns, ob, wenn wir die Welt verlassen, ein anderer unseren Namen führt oder nicht?"

Wie bei solchen Lebensanschauungen unter der nach leichtem Lebensgenuß lüsternen Menge das Hagestolzentum wachsen mußte und wuchs, wuchs trotz aller Maßregeln, die noch von Cäsar und Augustus dagegen ergriffen wurden, soll hier nicht erzählt werden. Doch erfordert die Stellung der tiefer empfindenden und weiter schauenden Kreise in dieser Frage, die der Philosophen, Dichter, Staatsmänner usw., noch eine kurze Betrachtung. Noch Plato — übrigens selbst ein Junggeselle — hatte in seinen Büchern von den Gesetzen eine Bestrafung des Mannes gefordert, der fünfunddreißig Jahre alt geworden sei, ohne zu heiraten. Auch daran hatte er gedacht, daß jeder Hagestolz den Unterhalt für eine Frau in die Staatskasse bezahlen solle. Von Aristoteles dagegen wird erzählt, daß er, einst gefragt, warum er, ein so stattlicher Mann, eine so kleine Frau genommen hätte, geantwortet habe: „Ich mußte doch unter den Übeln das kleinste wählen." Mag nun diese Äußerung echt oder unecht und mehr oder weniger scherzhaft gemeint sein, sicher ist jedenfalls, daß die Auffassung, die Frau und damit die Ehe sei ein Übel, sowohl *vor* wie besonders *nach* Aristoteles uns überaus häufig entgegentritt. Theophrastos selbst scheint in seinem „Goldenen Buche" zu der Ansicht gekommen zu sein, der weise Mann könne heiraten, wenn die Frau schön, gut geartet und von anständigen Eltern, er selbst gesund und reich sei; da aber diese Vorzüge äußerst selten beieinander gefunden würden, so tue der weise Mann doch besser, nicht zu heiraten. Sein Schüler, der feine Sittenschilderer Menander, nennt rund heraus jede Frau ein Übel und geißelt in den Fragmenten, die wir von ihm besitzen, aufs unbarmherzigste die Herrschsucht der Frauen seiner Zeit. Aus Rom besitzen wir ein Stück einer Rede des Zensors Metellus Macedonicus um 131 v. Chr., mit der er die Bürger zur Ehe anhielt. „Wenn wir, Mitbürger," sagte er, „ohne Frauen leben könnten, dann wür-

den wir gewiß alle auf dieſe Plage verzichten. Da es aber nun einmal die Natur ſo gemacht hat, daß wir weder mit ihnen behaglich, noch ohne ſie überhaupt leben können, ſo müſſen wir eher für das ewige Heil (des Staates) als für das kurze Vergnügen (des Hageſtolzentums) ſorgen.“ Auch Cicero ſagte, aufgefordert, eine zweite Frau zu nehmen, er wolle nicht wiederheiraten: niemand könne der Philoſophie und den Frauen zugleich dienen.

Faſſen wir dies alles zuſammen, ſo können wir als das Ergebnis der Erfahrungen und Überlegungen des ausgehenden Altertums die drei Sätze hinſtellen: 1. die Ehe iſt ein Übel, 2. die Ehe iſt ein notwendiges Übel um des Staates willen, 3. der Weiſe hält ſich beſſer von ihr fern.

Dieſe Vorfrucht fand die chriſtliche Kirche vor, als ſie ſich anſchickte, dem Hageſtolzen die höchſte Ehre, das Diplom der Heiligkeit, zu überreichen. In dem erſten Brief an die Korinther (Kap. 7) hat der Apoſtel Paulus ſeine Anſichten über die Ehe ausführlich dargelegt. Auch ſie kann man in drei inhaltsſchwere Sätze zuſammenfaſſen: 1. Die Ehe iſt ein Übel, aber nicht wegen der Schlechtigkeit und der Herrſchaftsgelüſte des Weibes, mit denen das Altertum ſeine Theſe begründete, ſondern wegen des weltlich-ſinnlichen Elements, das in der Ehe liegt; 2. die Ehe iſt ein notwendiges Übel, aber nicht um des Staates oder der Fortdauer der Menſchheit willen, denn was war an dergleichen Dingen gelegen, wo der letzte Tag und das Jüngſte Gericht vor der Tür ſtanden, ſondern um der Sünde willen, der die Menſchen ohne die Ehe verfallen würden; und 3. dem Frommen iſt Eheloſigkeit anzuraten, denn nur in dieſem Zuſtand kann man am beſten Gott dienen. Auch dieſer letztere Gedanke war weder in den orientaliſchen Religionen noch in Europa ſelbſt ein gänzlich neuer. Für Europa brauche ich nur an die römiſchen Veſtalinnen zu erinnern, und ſelbſt aus dem hyperboreiſchen Thrakien wird uns von einer heidniſchen Sekte der *κτίσται* berichtet, die für heilig gehalten wurde, weil ſie ehelos lebte. Aber für die Geſchichte der Ehe iſt er erſt bedeutungsvoll geworden, als die römiſche Kirche in ebenſo logiſcher wie furchtbarer Weiterbildung der bibliſchen Anſätze ihr geſamtes Prieſtertum dem Hageſtolzentum und ſeinen Begleiterſcheinungen überlieferte. War doch ſchon in dem lateiniſchen caelebs „der Hageſtolz“, deſſen wahre Herkunft wir leider noch nicht kennen, nach Anſicht der chriſtlichen Etymologen der Hinweis auf den Himmel (lat. caelum) deutlich genug enthalten: caelebs dicitur quasi caelo beatus, und auch der heilige Hieronymus erklärt, daß Jungfrauen, Witwen und Eheloſe deswegen caelibes hießen, weil ſie ſich der Ehe enthielten und ſo des „Himmels“ würdig ſeien.

Während dieſe Entwickelung im Süden vor ſich ging, müſſen wir uns den barbariſchen Norden und Oſten unſeres Erdteils in den urväterlichen Vorſtellungen von einer durch göttliches und menſchliches Recht vorgeſchriebenen Unerläßlichkeit der Ehe weiterlebend denken, und erſt als die Kultur der Mittelmeerländer und im beſonderen der Städtebau des Südens nach dem Norden und Oſten vordrangen, wird eine Umwandlung der Verhältniſſe auch hier im größeren Maßſtab erfolgt ſein. Gleichwohl läßt ſich nicht verkennen, daß auch in dem Kulturleben der nördlichen und der öſtlichen Völker einheimiſche, wenn auch gänzlich andersartigen Quellen entſtammende Anſätze zur Ausbildung eines Hageſtolzentums vorhanden waren, über die uns eine Reihe höchſt intereſſanter Benennungen des Hageſtolzen-Begriffes erwünſchte Auskunft gibt.

In einem der ſchönſten Stücke des ruſſiſchen Sittenſchilderers Oſtrovskij „Wölfe und Schafe“ (1. Sz., 10) fragt die Heldin des Luſtſpiels einen eingefleiſchten Junggeſellen, warum er in keiner Familie verkehre, und als dieſer antwortet, er fürchte, daß man ihn verheiraten wolle, fragt ſie weiter, ob er denn als bobýli leben wolle, was wir nur mit „Hageſtolz“ überſetzen können. Was iſt nun ein bobýli? Das ruſſiſche Lexikon gibt uns folgende Antwort: bobýli der Proletarier, der Bauer ohne Land, nicht weil er ſich mit Induſtrie oder Handel beſchäftigte, ſondern aus Armut, oder weil er ein Krüppel iſt. Er iſt ohne Abgaben, ohne Haus, ohne Zufluchtsſtätte; er lebt als Schmarotzer oder unter den Knechten, Wächtern und Hirten, der Unverheiratete. Einen bobýli nennt man auch den Bauer, der, obgleich

im Besitz von Töchtern, doch keinen Sohn hat, woraus man wiederum sieht, wie erst die Geburt von Söhnen den Mann zum wirklich verheirateten macht.

Erst wenn wir uns die hier klar und deutlich vorliegenden Bedeutungsübergänge vergegenwärtigen, werden wir nun auch das Wort, das uns bisher so oft entgegengetreten ist, unser „Hagestolz", richtig verstehen. Die Bildung erweist sich durch die Übereinstimmung des althochdeutschen hagu-stalt mit dem angelsächsischen hægsteald als verhältnismäßig alt auf germanischem Boden und bezeichnet ursprünglich einen, der in einen „Hag" „gestellt" ist. Das Wort „Hag" = Gehege, Umfriedigung kann hier nur im Gegensatz zu Haus und Hof gemeint sein, und „Hagestolz" kennzeichnet also den Mann, der ohne Haus und Hof sich mit einer einfachen Umfriedigung begnügen muß, also etwa einen Schäfer, Hirten, Imker, auch den jüngeren, von dem Haus und Hof erbenden älteren Bruder in ein kleines, eingefriedigtes Grundstück gesetzten Sohn usw. Führen uns die genannten Ausdrücke sämtlich in das bäuerliche Leben, wo eben nur der ein Haus besitzende Mann ein Weib heimführen konnte, so lernen wir in dem merkwürdigen dänischen pebersvend einen Terminus des Geschäftslebens kennen. Dieses Wort bedeutet eigentlich „Pfefferbursche" und bezeichnete von Haus aus Handelsbeflissene, die im Mittelalter von größeren städtischen Handelshäusern ausgeschickt wurden, um ihre Waren, vor allem den kostbaren Pfeffer, das Gold des Mittelalters, zu vertreiben. Sie mußten unverheiratet sein, woraus sich dann die heutige Bedeutung „Hagestolz" entwickelt hat.

Bedenken wir hierzu, daß auf der ganzen Balkanhalbinsel, also im Neugriechischen, Serbischen, Bulgarischen, Rumänischen (neben burlac) und Albanesischen, der Begriff des Hagestolzen mit einem entlehnten türkischen Ausdruck benannt wird, so ergibt sich, daß erstens auch die sprachliche Ausbildung des Begriffes Hagestolz im Norden und Osten Europas eine verhältnismäßig späte ist, und daß zweitens das Hagestolzentum, ganz im Gegensatz zu dem Süden, hier aus den verachtetsten, ärmsten und abhängigsten Kreisen der Gesellschaft hervorgegangen ist. Tatsächlich werden solche Leute lange Zeit sich als Unglückliche und Ausgestoßene gefühlt haben, und erst als die oben geschilderte südliche Flut herandrang, als es auch bei uns notwendig wurde, daß Priester wie Berthold von Regensburg — freilich immer auf Paulinischer Grundlage — gegen die überhandnehmende Ehelosigkeit eiferten, wird im Hinblick auf die bald aus allen Schichten der Gesellschaft erstehenden Genossen auch der nordische Hagestolz kühner und selbstbewußter sein Haupt erhoben haben, wie es in einer ganzen Reihe deutscher Hagestolzenlieder zum dichterischen Ausdruck kommt. Ihr ältestes ist ein Fragment aus dem Jahre 1554:

Bubenleben, wir loben dich, d'weil wir leben, so halten wir dich.

So liegt denn nun das kleine Stück Kulturgeschichte, das wir miteinander durchwandern wollten, abgeschlossen vor uns, und ich hoffe, daß die beiden Gestalten, die wir bei dieser Wanderung besonders ins Auge fassen wollten, uns in ihrer Geschichte und in ihrem Wesen deutlicher geworden sind, als sie es bisher waren. Wir haben in der Mannesmutter der Schwiegertochter gegenüber einen der ältesten verwandtschaftlichen Begriffe der Völker unseres Stammes kennen gelernt. Ihre einst über unseren ganzen Sprachstamm zum Besten von Zucht und Ordnung des Familienlebens geltende hohe Bedeutung ist gegenwärtig im Westen unseres Erdteils auch in den Verhältnissen herabgemindert worden, in denen noch, wie in der Urzeit, der Sohn sein Weib in das Haus der Eltern führt; denn die bei unseren Bauern vielfach herrschende Sitte, der zufolge Vater und Mutter sich frühzeitig auf ihr „Altenteil" zurückziehen, gibt in dem uralten, an tragischen Momenten reichen Kampfe zwischen Schwieger und Schnur der letzteren nicht selten ein in neueren deutschen Volksliedern wiederholt betontes Übergewicht über die erstere. In unseren Witzblättern, die natürlich städtische Verhältnisse schildern, spielt die Mannesmutter überhaupt keine Rolle. Im Osten Europas aber ist ihre Herrschaft noch heute im wesentlichen ungebrochen. Hierzu ist dann im Laufe der geschichtlichen Entwickelung eine zweite Schwiegermutter gekommen, die Weibesmutter dem Schwieger-

ſohn gegenüber, deren Einfluß gerade umgekehrt ſich mehr im Weſten Europas entfaltet hat, wie ſie auch ausſchließlich die „böſe Schwiegermutter“ der „Fliegenden“ oder anderer weſteuropäiſchen Witzblätter iſt. Die öſtliche Weibesmutter tritt uns dagegen als eine gute, aber ſchwache, vom Schwiegerſohn nicht ſelten tyranniſierte Perſon entgegen, und unſere „Schwiegermutterwitze“ finden hier durchaus keinen volkstümlichen Widerhall, wenn ſie auch in ſtädtiſchen Kreiſen bereits anfangen verſtanden und gewürdigt zu werden.

Alles in allem aber bildet bei uns der doppelſeitige Begriff „Schwiegermutter“ bis auf den heutigen Tag eine feſte Säule unſerer Familienordnung, die an Stärke und Tragkraft die Bedeutung des Begriffes „Schwiegervater“ bei weitem überragt, wofür gerade die Geſchichte unſerer deutſchen Sprache ein lebendiges Zeugnis ablegt; denn nicht nur kann in unſeren Mundarten für Schwäher oder Schwiegervater auch „der Schwieger“, alſo ein männlich gewordenes Schwiegermutter gebraucht werden, ſondern es iſt auch noch in den letzten Jahrhunderten von „der Schwieger“ her eine völlige Umgeſtaltung der Terminologie unſerer Verſchwägerungsgrade erfolgt, inſofern wir jetzt „Schwiegervater“ für „Schwäher“, „Schwiegerſohn“ für „Eidam“ und „Schwiegertochter“ für „Schnur“ ſagen, alles Neubildungen, die die Bedeutung der Schwiegermutter noch in den jüngeren Epochen unſeres Familienlebens auf das unzweideutigſte beweiſen.

Auch die Entwickelungsgeſchichte des Hageſtolzen, der in jener prähiſtoriſchen Zeit, in welcher die Macht der Mannesmutter gegenüber der Schwiegertochter ſich auf ihrem Höhepunkt befand, überhaupt noch nicht das Licht der Welt erblickt hatte, können wir jetzt überſehen. Man kann ſagen, daß die Geſtalt des Hageſtolzen zum Teil in demſelben Erdreich wurzelt, aus dem die halb ernſthafte, halb ſpaßige Figur der böſen Weibesmutter erſproſſen iſt, nämlich auf dem Boden des erſtarkenden weiblichen Selbſtgefühls, der Emanzipation der Frauen; denn an keinem Punkte ſehen wir dieſe böſe Weibesmutter lebhafter in Aktion treten, als wo es gilt, die Herrſchaftsgelüſte der Tochter gegen den Mann zu unterſtützen, und kein Punkt hinwiederum dient dem Junggeſellen, wie wir geſehen haben, lieber und häufiger zur Entſchuldigung und Verteidigung ſeines Hageſtolzentums als die Berufung auf eben jene Herrſchaftsgelüſte der Frauen. Aber die Quellen und Urſachen des Hageſtolzentums, die wir auf jeglichem Boden, im Altertum und in der Neuzeit, im Süden und im Norden, im Reichtum und in der Armut, im Glauben und im Unglauben gefunden haben, ſind doch mit dieſem einen Geſichtspunkt nicht erſchöpft, und die Frage liegt nahe, ob in dieſer ſo bedeutſamen Neubildung nicht am Ende doch ein höherer Schöpfungszweck verborgen ſei. Denn iſt nicht alle Kulturentwickelung des Genus homo sapiens auf ſeine Individualiſierung gerichtet, und können wir leugnen, daß dem Ehemann und Familienvater immer noch etwas vom urzeitlichen „Herdenmenſchen“ anhaftet? Stellt dem gegenüber der Hageſtolz nicht eine höhere Stufe der Perſönlichkeitsentfaltung dar? Dürfen wir ſo nicht hoffen, daß er, vielleicht — da doch die Welt nicht ausſterben darf — im Bunde mit unſeren frei oder „zeitehelich“ liebenden Frauenrechtlerinnen, in ſich ein immer höheres, freieres, edleres Menſchentum entwickeln werde?

Ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß diejenigen unter uns, die die von den Vätern überkommene Familienordnung gern ihren Kindern und Kindeskindern überliefern möchten, den Wunſch hegen, daß vor der erhabenen, auch in ihren Fehlern großen Geſtalt der Schwiegermutter der Typ des Hageſtolzen in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühl verſinken möge und der Kulturforſcher, der nach hundert und aber hundert Jahren an die Tür des letzten Hageſtolzen klopft, um die Geſchichte des Unterganges ſeiner Zunft zu erfahren, darüber ſtehend in großen Buchſtaben die Worte finde: „Hier iſt zu ſehen Benedikt, der Ehemann“.

Anton Tschechow.

Lebensfurcht

Novelle

von

Anton Tschechow

Aus dem Russischen übersetzt von J. Norden

(Nachdruck ist untersagt.)

Vorbemerkung. Der Verfasser der Skizze, die hier veröffentlicht wird, Anton Tschechow, gehört gegenwärtig zu den in Deutschland bekanntesten Schriftstellern und Dichtern Rußlands.

Der jetzt Dreiundvierzigjährige wurde für uns „entdeckt" vor etwa zehn bis zwölf Jahren, wo zum erstenmal einzelne seiner Skizzen und kleineren Erzählungen in unseren Zeitungen und Monatsschriften aufzutauchen begannen. In seiner Heimat, wo er bereits als Neunzehnjähriger im Feuilleton der „Nowoje Wremja" und in satirischen Witzblättern unter dem Pseudonym „Tschechonte" debütierte, war er damals schon lange nach Gebühr geschätzt. Wie so viele andere unter den begabtesten russischen Schriftstellern stammt auch er aus den unteren Schichten des Volkes: sein Vater war sogar noch Leibeigener gewesen. Aber er machte einen regelrechten Bildungsgang durch, studierte in Moskau Medizin und war auch eine Reihe von Jahren als Landarzt tätig.

Digitized by Google

Nennt man heute bei uns den Namen Tschechow, so geschieht's mit einem behaglichen Schmunzeln. Denn man kennt ihn vor allem als einen unterhaltenden, witzigen Kopf, als einen Humoristen, den ganz zu schätzen vermag nur, wer Rußland und die Russen genau kennt. Aber für diesen klingt dann auch immer in dem Lachen Tschechows eine bittere Note durch, und mehr als diejenigen, denen das Vaterland Tschechows selbst fremd ist, sieht er auch die Tränen des Humoristen. Und er weint ihrer viele, denn auch er gehört gleich so vielen seiner schriftstellernden Landsleute zu den hoffnungslosen Pessimisten, die sich gegen die verrotteten oder aber verkümmerten Vertreter der Intelligenz richten. Seit mindestens sechs Jahrzehnten schon zieht sich wie ein roter — es hieße hier besser: wie ein schwarzer — Faden durch die Werke russischer Dichtkunst ein Wesenszusammenhang zwischen den Älteren und Jüngeren und ganz Jungen, der ebensosehr im slawischen Nationalcharakter wie in den äußeren Verhältnissen russischen Lebens wurzelt, die ihrerseits jenen nicht zum geringsten Teil mit erklären können. Ein unausgesetzter Drang ist's nach individueller Freiheit, nach Betätigung der Persönlichkeit. Der Drang stößt ebenso unausgesetzt auf Hindernisse, und so entwickelt sich jener unverkennbare pathologische Zug, der seinen Ausdruck findet — einen durch mehr als sechzig Jahre schon immer wiederkehrenden Ausdruck — in tiefer Schwermut und fast hoffnungslosem Pessimismus, einem Verzweifeln am Siege im Kampfe mit jenem Hindernis, den widrigen äußeren Verhältnissen. Und eine Folge nun wieder jener Schwermut und jenes Pessimismus ist eine schwächliche, tatenunlustige, in schmerzlicher Reflexion oder aber bitterer Satire sich bewegende Halbheit und Schlaffheit. Man prüfe daraufhin die russische Dichtkunst in ihren Vertretern von Gribojedow bis auf Tschechow, und man wird diese Beobachtung bestätigt finden. Und zwar bei den Romantikern und Realisten ebensogut wie bei den Naturalisten und Symbolisten.

Auch bei Tschechow finden wir denselben typischen Zug. Freilich im Ausland ist er meistens nur durch solche seiner kleineren Arbeiten bekannt, in denen er sich als leicht satirischer Humorist zeigt, der mit viel Witz und Behagen und oft in glänzender künstlerischer Form und voll sprudelnder Lebendigkeit all die großen und kleinen Schäden seiner lieben Landsleute mit lachender Lebensphilosophie aufdeckt, um sie mit der Sicherheit des Arztes unter sein Seziermesser zu nehmen. Und wir lachen, lachen auch dort, wo, wie ich schon sagte, der Kundige nicht bloß das Lachen des Dichters vernimmt, sondern mitunter auch seine Tränen sieht, wenn er sie auch zu verbeißen sucht.

Aber es gibt noch einen anderen Tschechow. Einen, der nichts verhüllt und der kein befreiendes Lachen kennt und in seinen Helden und, man kann sagen, pathologischen Untersuchungsobjekten sich selbst als einen von der großen Gruppe der Weltschmerzler und Pessimisten gibt. Durchweg zeigt er sich so in seinen vier vieraktigen Schauspielen, sozialethischen Milieu- und Charakterdramen mit modernen grüblerischen, selbstquälerischen Halbnaturen im Mittelpunkt, halbintelligenten Wesen, die im Konflikt von Wollen und Können ihre Überlegenheit nicht zu betätigen vermögen und so oder so moralisch, oft auch physisch zugrunde gehen. Und auch im Roman „Die Bauern", in einigen anderen seiner größeren epischen Dichtungen und Lebensbilder, in „Abteilung sechs", „Die Steppe", „Memoiren einer Unbekannten", „Der schwarze Mönch" und manchen anderen noch.

In die Reihe dieser gehört auch die ergreifende Skizze, die ich hier in deutscher Übersetzung aus dem Originaltext in der trefflichen „Gesamtausgabe der Werke A. P. Tschechows" von A. F. Marks (St. Petersburg 1903) folgen lasse. Auch sie ist eine ungemein feine Analyse menschlicher Seelenleiden, auch hier haben wir eine pathologische Halbnatur als Hauptfigur, auch hier steht ein pessimistisches, trostloses Fragezeichen am Schlusse anstatt einer befreienden Lösung. J. N.

So erzählte mir mein Freund: Dmitrji Petrowitsch Ssilin hatte seine Universitätsstudien regelrecht beendet und war in St. Petersburg Staatsbeamter. Aber als er dreißig Jahre alt geworden, gab er plötzlich den Dienst auf und wurde Landwirt. Er bewirtschaftete sein Gut nicht übel, aber mir kam's so vor, als wäre er dort doch nicht auf seinem Platz, und daß er lieber nach St. Petersburg zurückkehren sollte. Wenn er, sonnenverbrannt, staubbedeckt, todmüde von der Arbeit draußen, mich an der Hofpforte oder an der Haustür auf der Vortreppe empfing und dann beim Abendessen mit dem Schlafe kämpfte und seine Frau ihn wie ein Kind zu Bette brachte, oder wenn er die Schläfrigkeit niederkämpfte und mit seiner weichen, bittenden Stimme, in der so viel Seele lag, seine guten Gedanken mitzuteilen begann, dann

sah ich in ihm keinen Gutsherrn und Landwirt, sondern nur einen Menschen, für den das Leben eine schwere Last ist, und mir wurde klar, daß ihm die ganze Wirtschaft furchtbar überflüssig erschien, und daß er nur einen Wunsch kannte, den, daß es Abend würde und er sagen könnte: „Gott sei Dank — der Tag wäre auch zu Ende!“

Ich war gern sein Gast und blieb häufig zwei, drei Tage auf dem Gut. Ich liebte sein Haus und den Park und den Obstgarten mit dem Fluß und seine Philosophie, diese welke, weiche, aber doch klare Philosophie. Wahrscheinlich liebte ich auch ihn selbst. Ganz bestimmt kann ich das freilich nicht behaupten. Auch heute kann ich mich nicht ganz in meinen damaligen Empfindungen zurechtfinden. Er war ein guter, kluger Mensch, nicht langweilig und so ehrlich. Aber ich weiß doch ganz genau, daß, wenn er mir seine geheimsten Gedanken mitteilte und unsere Beziehungen „Freundschaft“ nannte, ich dabei was Unangenehmes empfand, so eine Art Unbehagen. Seine Freundschaft für mich hatte entschieden etwas Unbequemes, Lästiges, und ich hätte ihr so ganz gewöhnliche freundschaftliche Beziehungen lieber vorgezogen.

Nämlich — seine Frau, Maria Sergejewna, gefiel mir außerordentlich. Ich war nicht in sie verliebt, aber ihr Gesicht, ihre Augen, ihre Stimme, ihr Gang — das alles gefiel mir; ich sehnte mich nach ihr, wenn ich sie längere Zeit nicht gesehen hatte, und meine Einbildungskraft beschäftigte sich damals mit niemand so gern wie mit dieser jungen, anmutigen und schönen Frau. Ich kann nicht sagen, daß ich mit ganz bestimmten Absichten an sie dachte, und ich erträumte mir auch nichts Bestimmtes. Aber jedesmal, wenn wir allein waren, dachte ich daran, daß ihr Mann mich für seinen Herzensfreund hielt, und das erfüllte mich mit Unbehagen. Wenn sie mir auf dem Klavier ihre Lieblingsstücke vorspielte oder mir etwas Interessantes erzählte, hörte ich mit Vergnügen zu, aber immer krochen dann dieselben Gedanken an mich heran, daß sie ihren Mann liebte, daß er mein Freund war, daß sie selbst mich für seinen Freund hielt. Und dann wurde ich verstimmt, stumpf, ungeschickt, langweilig. Sie bemerkte die Veränderung immer bald und sagte gewöhnlich: „Natürlich — Sie langweilen sich ohne Ihren Freund! Ich werde ihn vom Felde holen lassen!“

Und kam dann Dmitrji Petrowitsch, so rief sie: „Nun, jetzt ist Ihr Freund da! Freuen Sie sich!“

So ging's etwa anderthalb Jahre.

Da — es war an einem Sonntag im Juli — fuhren Dmitrji Petrowitsch und ich, weil uns gerade nichts Besseres einfiel, in das große Kirchdorf Kluschino, um etwas zum Abendbrot einzukaufen. Während wir so von Bude zu Bude gingen, ward es Abend, der Abend, den ich wohl nie mehr in meinem Leben vergessen werde. Wir hatten Käse gekauft, der Seife ähnlich sah, und eine steinharte Wurst, die einen unausstehlichen Teergeruch hatte, und suchten dann die Schenke auf, um zu fragen, ob man dort vielleicht Bier kaufen könnte. Unser Kutscher war zur Schmiede gefahren, um die Pferde neu beschlagen zu lassen. Wir sagten ihm, daß wir ihn bei der Kirche erwarten würden. Plaudernd und lachend machten wir uns dorthin auf. Hinter uns her aber ging, schweigsam und mit geheimnisvollem Ausdruck, wie ein Detektiv, ein Mensch, dem wir bei uns im Landkreise den sonderbaren Spitznamen „Vierzig Märtyrer“ gegeben hatten. In Wahrheit hieß er Gawrila Sseworow, schlechtweg Gawrjuschka. Er war eine Zeitlang bei mir Diener gewesen. Weil er trank, hatte ich ihn fortgejagt. Auch bei Dmitrji Petrowitsch war er in gleicher Stellung gewesen und auch dort aus demselben Grunde entlassen worden. Sein ganzes Schicksal hatte so was Betrunkenes, Zügelloses. Sein Vater war ein Priester, seine Mutter ein adeliges Fräulein. Also gehörte er seiner Herkunft nach zu den „privilegierten“ Ständen. Aber so viel ich auch dieses demütige, immer schwitzende Trinkergesicht mir ansah, diesen roten, schon grau schimmernden Bart, dieses armselige zerrissene Jackett, dieses rote Kattunhemd, das er über den Beinkleidern heraushängen ließ — ich konnte nichts, aber auch gar nichts entdecken, was man als „Privilegien“ zu bezeichnen pflegt. Er gab sich für gebildet aus und erzählte, daß er eine geistliche Schule besucht habe, aus der man ihn aber wegen

Tabakrauchens ausschloß; daß er dann in einer Kathedrale Kirchensänger gewesen war und zwei Jahre in einem Kloster gelebt hatte, aus dem er abermals ausgewiesen wurde — nicht mehr wegen Tabakrauchens, sondern schon, weil er gern „über den Durst trank". Zwei Gouvernements hatte er zu Fuß durchstreift, hatte allerlei Gesuche und Bittschriften ans Konsistorium und an andere Behörden gerichtet und war viermal als Angeklagter vor Gericht gewesen. Schließlich war er in unserem Landkreis aufgetaucht und hier Bedienter, Waldhüter, Hundewärter, Kirchendiener gewesen, hatte eine leichtfertige verwitwete Köchin geheiratet und war zu guter Letzt vollständig verlumpt und so an Schmutz und Not gewöhnt, daß er von seiner „privilegierten" Herkunft selbst nur noch mit einem gewissen Mißtrauen sprach, als glaubte er daran gar nicht, als wäre es ein Mythus. Im Augenblick war er ohne Beschäftigung, gab sich aber für einen Pferdeschlächter und Jäger aus. Seine Frau hatte er schon längst aus dem Auge verloren.

Aus der Schenke gingen wir also zur Kirche. Dort ließen wir uns auf den Stufen vor dem Haupteingang nieder und erwarteten den Kutscher. Vierzig Märtyrer stand abseits, mit der Hand vor dem Munde, wie um vorkommendenfalls respektvoll in sie zu hüsteln ... Es dunkelte schon ... Die Luft war feucht. Der Mond war im Aufgehen begriffen. Am sternklaren Himmel waren, gerade über uns, nur zwei Wolken zu sehen: eine große und eine kleinere; wie Mutter und Kind zogen sie zusammen hin, westwärts, wo am Horizonte das Abendrot verglühte.

„Ein köstlicher Tag," sagte Dmitrji Petrowitsch.

„Außerordentlich köstlich!" pflichtete Vierzig Märtyrer bei und räusperte sich hinter der vorgehaltenen Hand. „Wie geruhen Sie auf den Gedanken zu verfallen, hierher zu kommen, Dmitrji Petrowitsch?" fragte er mit einschmeichelndem Tone. Sichtlich wollte er ein Gespräch anknüpfen.

Aber Dmitrji Petrowitsch antwortete nicht. Vierzig Märtyrer seufzte tief auf und fuhr leise fort, ohne uns anzusehen: „Ich leide nur aus einem Grunde, für den ich vor Gott verantwortlich bin. Es ist ja wahr, bin ein ganz verkommener, unfähiger Mensch, aber Sie können es glauben: ohne ein Stückchen Brot ist's schlimmer als ein Hundeleben ... Vergeben Sie, Dmitrji Petrowitsch! So ist's!"

Ssilin hörte ihn gar nicht an. Er saß da, den Kopf auf die geballten Hände gestützt, und sann über irgend etwas nach.

Die Kirche stand am Ende der Straße, auf steilem Ufer; durch das Gartengitter konnten wir den Fluß sehen, die weiten Wiesen jenseits, wo die roten Flammen eines Reisigfeuers aufzüngelten, vor dem wie Schatten Menschen und Pferde sich bewegten; noch weiter zurück leuchteten kleine Lichterchen auf — dort lag ein Dörfchen. Töne eines Liedes klangen herüber.

Auf dem Fluß und auf den Wiesen stiegen Nebel auf. Hohe, schmale Nebelstreifen, dichte, milchweiße Streifen und Fetzen, die über dem Flusse hinschwebten und das Spiegelbild der Sterne im Wasser verwischten und in den Weidenzweigen am Ufer hängen blieben. Jeden Augenblick veränderten sie ihre Gestalt, und keine glich den anderen: die einen umfaßten sich, andere verbeugten sich grüßend, wieder andere reckten Arme halb zum Himmel auf, in weißen Priesterärmeln, wie im Gebet ... Wahrscheinlich weckten sie in Dmitrji Petrowitsch die Vorstellung von Gespenstern und Toten. Er wandte sich mir zu und fragte mit einem traurigen Lächeln: „Sagen Sie mir doch, Liebster, warum wir, wenn wir etwas Furchtbares, Geheimnisvolles, Phantastisches erzählen wollen, immer in das Reich der Gespenster und der Todesschatten hineingeraten?"

„Furchtbar ist das, was wir nicht begreifen können."

„Aber das Leben — begreifen Sie es? Begreifen Sie das Leben etwa besser als die Welt des Jenseits?"

Dmitrji Petrowitsch rückte mir ganz nahe, so daß ich seinen Atem auf meiner Wange spürte. In dem Dämmerlicht erschien sein blasses, mageres Gesicht noch blasser und sein dunkler Bart schwarz wie Ruß. Seine Augen hatten einen traurigen, kindlich aufrichtigen und etwas erschreckten Ausdruck, als wenn er mir etwas Grausiges erzählen wolle.

Er sah mir tief in die Augen hinein und fuhr mit seiner wie gewöhnlich leise bittenden Stimme fort: „Unser Leben und das Jenseits — sie sind beide ganz gleich unbegreiflich und furchtbar. Wer vor Gespenstern Furcht hat, der muß sich auch vor mir fürchten und vor diesen Lichtern dort und vor dem Himmel, denn das alles ist, wenn man so recht darüber nachdenkt, ebenso unbegreiflich und phantastisch wie Geister aus dem Jenseits. Prinz Hamlet brachte sich nicht um, weil er sich vor den Geistererscheinungen fürchtete, die ihn in seinem Todesschlaf beunruhigen würden. Ich liebe diesen seinen berühmten Monolog, aber, offen gestanden, so recht innerlich gepackt hat er mich nie. Ich will's nur gestehen, Ihnen, als meinem Freunde — mitunter, in düsteren, traurigen Stunden, da denke ich an meinen Tod, stelle mir meinen Todeskampf vor; meine Phantasie erfindet zahllose finstere, unheimliche Erscheinungen, und ich habe mich schon in einen Zustand solch grausiger Erregung versetzt, daß es wie ein Alp auf mir lastete, und ich muß sagen, das alles kam mir nicht furchtbarer, grauenvoller vor als das wirkliche Leben. Gewiß — Geistererscheinungen sind schrecklich; aber schrecklich ist auch das Leben selbst. Ich, Verehrtester, begreife nicht das Leben, und ich habe vor ihm Furcht. Vielleicht bin ich ein kranker Mensch, aus dem Geleise geraten. Der gesunde, normale Mensch glaubt alles zu begreifen, was er sieht und hört; ich aber — ich habe dieses ‚glaubt' verloren, und tagaus tagein vergifte ich mich mit der Furcht aufs neue immer. Es gibt eine Krankheit — Platzfurcht; so leide ich an Lebensfurcht. Wenn ich im Grase liege und einem Käferchen nachschaue, das gestern erst ins Leben trat und nichts begreift, so kommt's mir vor, als ob sein ganzes Leben aus einem einzigen großen Grauen bestehe, und im Käferchen erkenne ich dann mich selbst!"

„Ja, wovor haben Sie denn solche Angst?" fragte ich.

„Ja — vor allem. Ich bin ja von Natur aus nicht so gar tief angelegt, interessiere mich auch wenig für Fragen wie das Jenseits, das Menschengeschick, schwebe überhaupt sehr selten in ‚höheren Regionen'. Mir ist namentlich des Lebens Einerlei furchtbar, vor dem sich niemand zu schützen vermag. Ich bin nicht imstande, festzustellen, was in meinem Leben Lüge, was Wahrheit ist, und all mein Tun beunruhigt mich; ich fühle es ganz deutlich, daß die Lebensbedingungen und die Erziehung mich in einen engen Kreis der Lüge hineingebannt haben, daß mein ganzes Leben in nichts weiter besteht als in der täglichen Sorge und Mühe, mich und die Nächsten zu betrügen und das doch nicht zu merken. Und grauenvoll ist mir der Gedanke, daß ich bis zu meiner Todesstunde aus dieser Lüge nicht mehr mich befreien kann. Heute tue ich was, und morgen schon begreife ich nicht, warum ich es tat. In Petersburg trat ich in den Staatsdienst, und er schreckte mich; ich zog hierher, um Landwirtschaft zu treiben, und wieder schreckt mich alles ... Ich sehe, daß wir so gar wenig wissen und darum jeden Tag Fehler begehen, ungerecht sind, verleumden, alle unsere Kräfte vergeuden und für etwas verbrauchen, das uns nichts nützt und nur hindert, zu leben! Und das erfüllt mich mit Grauen, weil — weil ich eben nicht zu begreifen vermag — wozu das alles? Zu wessen Bestem? Liebster, ich begreife ja die Menschen nicht und fürchte sie. Es ist mir furchtbar, unsere Bauern zu sehen, denn ich weiß nicht, um welcher hohen Zwecke willen sie so leiden, und was ihr ganzes Leben überhaupt für eine Bedeutung hat. Wenn Leben Genuß ist, so sind sie ganz überflüssige Leute; besteht der Sinn des Lebens aber in Not und Drangsal und aussichtsloser Unbildung und Stumpfheit — ja, dann begreife ich wieder nicht, wozu solch Martyrium? Wer hat was davon? Sehen Sie mal dieses Subjekt da vor uns an — versuchen Sie doch, es zu begreifen, versenken Sie sich in sein Leben!"

Dmitrji Petrowitsch zeigte auf Vierzig Märtyrer. Als dieser merkte, daß wir ihn beide ansahen, hustete er wieder respektvoll in die Hand und sagte: „Waren die Herrschaften gut, so war ich immer ein treuer Diener. Aber — die Hauptursache — die Spirituosa! Wenn man jetzt mir Unglücklichem noch einmal die Ehre erweisen und mir ein Pöstchen geben wollte — ich würde auf das Heiligenbild schwören. Und mein Wort würde ich halten!"

Der Kirchenwächter ging vorüber, sah uns drei verwundert an und begann am Glockenseil zu ziehen. Langsam, mit lange durch die feierliche Abendstille hintönendem scharfem Klange schlug die Glocke zehn.

„Was? Schon zehn Uhr!“ sagte Dmitrji Petrowitsch. „Da müssen wir uns aufmachen ... Ja, Liebster,“ seufzte er auf, „wenn Sie wüßten, wie ich mich vor meinen Alltagsgedanken fürchte, vor dem, was so unser Leben Tag für Tag ausfüllt — und das alles müßte doch nichts Furchtbares an sich haben. Um nicht zu denken, arbeite ich und suche mich todmüde zu machen, um nachts Ruhe zu haben, schlafen zu können. Kinder, eine Frau — bei anderen ist das etwas ganz Gewöhnliches, aber für mich, Teuerster, ist's eine furchtbare Last!“

Er rieb sich heftig das Gesicht, hustete kurz und lachte laut auf.

„Wenn ich Ihnen erzählen wollte, was ich für ein Narr zeitlebens gewesen bin!“ fuhr er dann fort. „Alle sagen sie mir: Mensch, du hast eine reizende Frau, allerliebste Kinder und bist selbst ein trefflicher Familienvater! ... Und sie glauben, ich sei Gott weiß wie glücklich, und beneiden mich! Nun, da wir schon so weit sind, so will ich Ihnen im geheimen mitteilen: mein glückliches Familienleben ist nichts als ein großes, trauriges Mißverständnis. Und ich habe Furcht vor ihm, Furcht!“

Sein blasses Gesicht wurde durch ein krampfhaftes Lächeln entstellt. Er umschlang mich und sprach halblaut weiter: „Sie sind mein aufrichtiger Freund. Ich habe Vertrauen zu Ihnen und achte Sie von ganzem Herzen. Freundschaft schickt uns der Himmel, damit wir uns aussprechen, uns von allerlei Geheimem befreien können, das uns bedrückt. Gestatten Sie, daß ich Ihre freundliche Zuneigung ausnutze und Ihnen die ganze Wahrheit sage. Mein Familienleben, das Ihnen so herrlich erscheint — gerade das ist mein größtes Unglück und erfüllt mich am meisten mit Furcht. Meine Heirat war ein ganz dummer Streich. Ich liebte Maschа schon vor der Hochzeit wie wahnsinnig. Zwei Jahre warb ich um sie. Fünfmal habe ich um sie angehalten, und sie wies mich immer ab, weil ich ihr ganz gleichgültig war. Das sechste Mal, toll vor Liebe, lag ich auf den Knien vor ihr und flehte um ihre Hand wie um ein Almosen ... Da willigte sie ein. Sie sagte mir: ‚Ich liebe Sie nicht, aber ich werde Ihnen treu sein!‘ Mich entzückten diese Worte. Damals — damals begriff ich, was das bedeutete — heute, bei Gott, verstehe ich es nicht mehr! ‚Ich liebe Sie nicht, aber ich werde Ihnen treu sein!‘ — was heißt das? Das ist so was Nebelhaftes, Verschwommenes, Dunkles ... Ich liebe sie noch ebenso heiß wie am Hochzeitstage, ihr aber bin ich noch immer so gleichgültig, und ich glaube, sie ist oft recht froh, wenn ich von Hause fort bin. Ich weiß wirklich nicht, ob sie mich liebt oder nicht ... Nein, ich weiß es nicht. Und doch leben wir unter einem Dache, duzen uns, schlafen zusammen, haben Kinder, leben in Gütergemeinschaft ... Was heißt das alles? Wozu das alles? Begreifen Sie das, Teuerster? Eine furchtbare Qual! Und weil ich unsere Beziehungen nicht begreife, so hasse ich bald sie, bald mich, bald uns beide zusammen; es dreht sich mir alles im Kopfe; ich quäle mich und werde stumpfsinnig; sie aber wird mit jedem Tage noch immer schöner, geradezu wunderbar ... Ich finde, sie hat wundervolle Haare; und ein Lächeln hat sie wie kein anderes Weib. Ich liebe und weiß, daß ich hoffnungslos liebe! Eine hoffnungslose Liebe zu einer Frau, von der man schon zwei Kinder hat! Ist das zu begreifen? Ist's nicht furchtbar? Furchtbarer als Geistererscheinungen und Gespenster?“

Er befand sich in einer solchen Stimmung, daß er noch lange weitergeredet hätte. Aber glücklicherweise kam der Kutscher mit den Pferden. Wir setzten uns in die Kalesche. Vierzig Märtyrer war uns dabei eifrig behilflich; er hatte die Mütze abgenommen und zeigte einen Ausdruck, als ob er schon lange auf eine Gelegenheit gewartet hätte, unsere kostbaren Körper berühren zu dürfen.

„Dmitrji Petrowitsch,“ sagte er, mit den Augen blinzelnd und den Kopf zur Seite neigend, „gestatten Sie mir, zu Ihnen zu kommen! Um Gottes Barmherzigkeit willen! Ich verhungere sonst!“

„Nun gut,“ sagte Ssilin, „drei Tage kannst du einstweilen bei mir bleiben. Dann wollen wir weiter sehen!“

„Zu Befehl!“ rief Vierzig Märtyrer freudig aus. „Heute noch komme ich.“ — —

Bis nach Hause waren es nur sechs Werst. Dmitrji Petrowitsch, froh, daß er sich endlich mit einem Freunde hatte aussprechen können, hielt mich während der ganzen Fahrt umschlungen und sprach davon, nicht mehr angstvoll und bekümmert, sondern lustig, daß er nach Petersburg gehen und sich dort wissenschaftlich beschäftigen würde — wenn alles in seinem Familienleben gut stünde. Es sei eine traurige Geistesströmung gewesen, meinte er, die so viele tüchtige, talentvolle junge Leute in die Provinz, aufs Land trieb. Roggen und Weizen gibt's in Rußland genug, aber an Kulturmenschen mangelt's. Die begabteste, gesunde Jugend muß sich mit den Wissenschaften, den Künsten, der Politik beschäftigen. Anders handeln wollen, hieße kurzsichtig sein.

So philosophierte er mit sichtlichem Vergnügen drauf los und bedauerte lebhaft, daß er sich am nächsten Morgen von mir verabschieden müsse wegen eines Holzgeschäftes.

Ich empfand ein starkes Unbehagen, ja geradezu Kummer. Mir schien's, als ob ich jemand betrüge. Und doch freute mich gleichzeitig etwas. Ich blickte die große rote Mondscheibe am Horizont an. Und ich dachte an eine schlanke, hohe Blondine mit blassem Teint, die immer gut gekleidet war, und von der immer ein ganz aparter Duft ausströmte, der an Moschus gemahnte; und der Gedanke stimmte mich froh, daß sie ihren Mann nicht liebte. Zu Hause gingen wir bald zum Abendbrot. Maria Sergejewna tischte uns lachend unsere herrlichen Einkäufe auf. Und ich fand, daß sie wirklich wundervolle Haare hatte und ein Lächeln wie keine andere Frau. Ich verfolgte sie mit meinen Blicken, und ich wünschte, in jeder ihrer Bewegungen, in jedem Blick erkennen zu können, daß sie ihren Mann nicht liebte. Und es schien mir so als ob ich das wirklich sähe.

Bald begann Dmitrji Petrowitsch mit dem Schlafe zu kämpfen. Er saß nur noch zehn Minuten mit uns, nachdem wir gegessen hatten, und sagte dann plötzlich: „Nun, meine Herrschaften, ihr könnt's halten, wie ihr wollt; ich aber muß morgen schon um drei Uhr aus dem Bett! Ihr gestattet also wohl, daß ich mich zurückziehe?“

Er küßte seine Frau, innig und wie in einer Dankesstimmung, drückte mir fest die Hand und nahm mir das Versprechen ab, daß ich ihn in der nächsten Woche wieder besuchen werde. Um rechtzeitig geweckt werden zu können, wollte er in einem Fremdenzimmer im Anbau schlafen.

Maria Sergejewna ging nach Petersburger Art erst spät schlafen. Mir war das sehr angenehm, ohne daß ich wußte, warum eigentlich.

„Nun also,“ begann ich, als wir allein waren, „also seien Sie doch so gut und spielen Sie mir was vor!“

Eigentlich wollte ich gar nicht Musik hören, aber mir fiel nichts Besseres ein, um ein Gespräch anzuknüpfen. Sie setzte sich an den Flügel und spielte. Ich weiß nicht mehr, was es war. Ich hatte neben ihr Platz genommen und sah ihre vollen weißen Hände an und versuchte etwas aus ihrem kalten, gleichgültigen Gesichtsausdruck herauszulesen. Plötzlich lächelte sie und blickte mich an.

„Sie langweilen sich ohne Ihren Freund?“ fragte sie.

Ich lachte auf. „Nun, der Freundschaft würde es genügen, wenn ich einmal monatlich herüberkäme — aber ich komme ja häufiger als monatlich einmal!“ Ich erhob mich und ging erregt auf und ab. Auch sie stand auf und stellte sich an den Kamin.

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte sie und sah mich mit ihren großen klaren Augen voll an.

Ich erwiderte nichts.

„Sie haben eine Unwahrheit gesagt,“ fuhr sie nach einem kurzen nachdenklichen Schweigen fort. „Sie kommen doch nur wegen Dmitrji Petrowitsch her! Ich bin's zufrieden. Selten genug sieht man in unserer Zeit solche Freundschaft.“

Ach was! dachte ich für mich und, um doch etwas zu sagen, fragte ich: „Wollen wir nicht etwas in den Garten gehen?“

„Nein!“

Ich ging auf die Terrasse hinaus. Es rieselte mir kalt über den Rücken, und in der Kopfhaut hatte ich ein nervöses Kribbeln. Ich war erregt. Und doch war ich überzeugt, daß unser Gespräch ein ganz gleichgültiges sein werde, daß wir uns nichts

Bedeutſames zu ſagen verſtünden, und daß doch in dieſer Nacht beſtimmt etwas geſchehen werde, woran ich nicht einmal zu denken wagte. In dieſer Nacht — oder niemals.

„Wie ſchön das Wetter iſt!“ ſagte ich laut.

„Das iſt mir ganz einerlei!“ kam die Antwort aus dem Zimmer.

Ich ging wieder hinein. Maria Sſergejewna ſtand noch immer am Kamin; ſie hatte die Arme hinten gekreuzt und ſah ſinnend zur Seite.

„Warum iſt's Ihnen ganz einerlei?“ fragte ich.

„Weil ich mich langweile. Sie langweilen ſich bloß, wenn Ihr Freund nicht daiſt; ich langweile mich immer ... Übrigens — Sie kann das nicht intereſſieren!“

Ich ſetzte mich an den Flügel und griff einige Akkorde und wartete darauf, daß ſie wieder etwas ſagen werde.

„Bitte, genieren Sie ſich doch nicht,“ ſagte ſie endlich und ſah mich böſe an, und in ihrer Stimme lag's wie von verhaltenen Tränen. „Wenn Sie ſchlafen wollen — bitte ſehr, gehen Sie nur. Glauben Sie nur ja nicht, daß Sie als Freund Dmitrji Petrowitſchs verpflichtet ſind, ſich mit ſeiner Frau zu langweilen. Ich will kein Opfer! ... Bitte — gehen Sie!“

Natürlich ging ich nicht ... Sie trat auf die Terraſſe hinaus, und ich blieb allein im Salon und blätterte einige Minuten in den Noten. Dann folgte ich ihr. Wir ſtanden im Schatten der Markiſen; die Stufen um uns waren vom Monde hell beſchienen. Über die Blumenbeete, auf dem gelben Sande der Gartenwege ſtreckten ſich die langen ſchwarzen Schatten der Bäume hin.

„Auch ich muß morgen abreiſen,“ ſagte ich.

„Natürlich! Wie ſollten Sie hier bleiben können, wenn der Mann nicht zu Hauſe iſt,“ bemerkte ſie ſpöttiſch. „Ich kann mir denken, wie furchtbar es Ihnen wäre, wenn Sie ſich in mich verliebten! Aber nehmen Sie ſich in acht — am Ende werfe ich mich Ihnen eines ſchönen Tages an den Hals. Will ſehen, wie entſetzt Sie da davonlaufen werden. Das iſt intereſſant!“

Böſe klang, was ſie ſagte, und finſter war ihr blaſſes Geſicht, aber ihre Augen waren voll zärtlicher, leidenſchaftlicher Liebe ... Ich betrachtete das ſchöne Geſchöpf ſchon als mein Eigentum. Und zum erſtenmal bemerkte ich, daß ſie wunderbare, goldig ſchimmernde Augenbrauen beſaß, die ich früher nie geſehen hatte. Der Gedanke, daß ich ſie gleich an mich ziehen, ſie liebkoſen, ihre ſchönen Haare ſtreicheln könnte, kam mir ſo ungeheuerlich vor, daß ich die Augen ſchloß und auflachte.

„Doch es iſt Zeit ... Gute Nacht! Schlafen Sie in Frieden!“ ſagte ſie.

„Ich möchte keine ‚Gute Nacht!‘“ antwortete ich noch immer lachend und folgte ihr ins Zimmer ... „Verdammt ſei die Nacht, wenn ſie eine friedliche werden ſollte!“

Ich drückte ihr die Hand, und als ich ſie zur Tür geleitete, ſah ich, daß ſie mich verſtand und ſich freute, daß ich ſie auch verſtand.

Ich ging in mein Zimmer. Auf dem Tiſche lag zwiſchen Büchern Dmitrji Petrowitſchs Mütze. Und ich dachte an ſeine Freundſchaft ... Ich nahm den Spazierſtock und ging in den Garten hinab.

Hier ſtiegen ſchon Nebel auf. Und um die Bäume und Sträucher ringelten ſich und ſchwebten dieſelben hohen, ſchmalen, geſpenſterhaften Dunſtgeſtalten, wie ich ſie vor ein paar Stunden auf den Fluren geſehen hatte ... Schade, daß man mit ihnen nicht ſprechen konnte.

In der ungewöhnlich klaren Luft trat jedes Blättchen deutlich hervor, jedes Tautröpfchen. Und alles ſchien mich anzulachen. Und als ich an den grünen Bänken vorüberging, fielen mir die Worte aus irgendeinem Shakeſpeareſchen Drama ein: „Wie ſüß des Mondes Schein auf dieſer Bank hier ruht!“

Im Garten war ein kleiner Hügel. Dort ſetzte ich mich oben hin. Ein zauberiſches Gefühl umfing mich. Ich wußte ganz genau, daß ich gleich ihren ſchönen Leib an mich preſſen, ihre goldigen Augenbrauen küſſen würde, und ich wollte es doch nicht glauben, ſuchte mir einzureden, daß mich nur die Einbildung necke; und es tat mir leid, daß ſie mich ſo wenig gequält hatte, ſich ſo raſch mir ergeben hatte.

Plötzlich wurden ſchwere Tritte laut. Auf dem Gartenweg unten tauchte eine mittelgroße männliche Geſtalt auf, in der ich ſofort Vierzig Märtyrer erkannte. Er ſetzte ſich auf die Bank, ſeufzte tief auf, bekreuzigte

ſich dreimal und ſtreckte ſich dann aus. Nach einem Augenblick ſprang er wieder auf und legte ſich auf die andere Seite. Die Mücken und die feuchte Wärme der Nacht ließen ihn nicht einſchlafen.

„Das iſt ein Leben!“ murmelte er. „O du jammervolles, bitteres Leben!“

Und wie ich dieſe elende, zuſammengekrümmte Geſtalt ſah und ſeine ſchweren, rauhen Seufzer hörte, dachte ich an ein anderes jammervolles, bitteres Leben, das ſich heute mir erſchloſſen hatte, und mir wurde angſt und bange in meinem ſeligen Träumen ... Ich ſchritt den Hügel hinunter und kehrte ins Haus zurück.

Das Leben, meint er — dachte ich — iſt furchtbar. Nun, ſo mache doch keine Umſchweife, brich es nieder, ſo lange es dich noch nicht niedergeſtreckt hat, nimm von ihm alles, was du ihm entreißen kannſt!

Auf der Terraſſe ſtand Maria Sſergejewna. Ohne ein Wort zu ſagen, nahm ich ſie in meine Arme und bedeckte ihre Augenbrauen, Schläfen, ihren Hals mit Küſſen.

In meinem Zimmer dann ſagte ſie mir, daß ſie mich ſchon länger als ein Jahr liebe. Sie weinte, beſchwor mich, ſie mitzunehmen. Ich ſtellte ſie immer wieder ans Fenſter, um ihr Geſicht im Mondlicht zu betrachten. Und ſie erſchien mir wie ein ſchönes Traumgebilde, und ich preßte ſie an mich, um mich immer wieder davon zu überzeugen, daß alles Wirklichkeit war. Aber mitten im Rauſche meines Entzückens empfand ich irgendwo tief drinnen ein deutliches Unbehagen, das mich verſtimmte. In ihrer Liebe zu mir war auch ſo etwas Unbequemes, Schwerlaſtendes wie in der Freundſchaft Dmitrji Petrowitſchs. Es war ſo eine feierliche ernſte Liebe mit vielen Tränen und Schwüren! Ich aber wollte, daß da nichts Ernſtes wäre, keine Schwüre und Tränen, kein Reden von der Zukunft. Ich wollte — dieſe Mondnacht ſollte in unſerem Leben aufleuchten wie ein Meteor. Und weiter nichts ...

Es war drei Uhr, als ſie mein Zimmer verließ, und als ich ihr von der Tür aus nachſah, tauchte am Ende des Korridors Dmitrji Petrowitſch auf. Als ſie einander begegneten, fuhr ſie ſchaudernd zuſammen, ſie trat beiſeite, ihn vorüber zu laſſen, und ihre ganze Haltung drückte Abſcheu aus. Er hatte ein ganz ſonderbares Lächeln, hüſtelte verlegen und betrat mein Zimmer.

„Ich habe hier geſtern meine Mütze liegen laſſen,“ ſagte er mir, ohne mich anzuſehen.

Als er ſie gefunden hatte, zog er ſie ſich mit beiden Händen haſtig auf den Kopf, blickte in mein verwirrtes Geſicht und ſagte mit einer fremdklingenden, wie eingeroſteten Stimme: „Es iſt mein Geſchick, nichts im Leben zu begreifen. Wenn es Ihnen beſſer glückt, gratuliere ich. Mir iſt's dunkel vor den Augen!“

Und hüſtelnd ging er wieder hinaus ... Vom Fenſter aus ſah ich, wie er vor dem Stalle ſelbſt die Pferde anſchirrte. Seine Hände zitterten; er beeilte ſich und ſah mitunter zum Hauſe zurück; wahrſcheinlich fürchtete er ſich. Dann ſchwang er ſich auf den Tarantaß,* und mit einem entſetzlichen Ausdruck, als fürchtete er ſich vor Verfolgern, peitſchte er auf die Tiere los.

Kurze Zeit darauf fuhr ich auch davon.

Die Sonne ging ſchon auf. Der Nebel ballte ſich nur noch hier und da die Gebüſche und Hügel entlang ... Auf dem Bock ſaß Vierzig Märtyrer. Er hatte bereits irgendwo wieder ein Gläschen zu viel getrunken und ſchwatzte ſchnapsſeliges Zeug: „Ich bin ein Privilegierter!“ ſchrie er den Pferden zu. „Ei, ihr Roſenfarbenen! Ich bin ein erblicher Ehrenbürger! Damit ihr's wißt!“

Das Angſtgefühl Dmitrji Petrowitſchs teilte ſich auch mir mit. Ich dachte an alles, was geſchehen war, und konnte auch nichts mehr begreifen. Sah die Dohlen auf dem Felde, und es kam mir ſonderbar und beängſtigend vor, daß ſie flogen.

Warum tat ich das? fragte ich mich voll Verzweiflung und Staunen. Warum mußte es gerade ſo kommen und nicht anders? Wozu, weshalb mußte ſie mich wirklich ernſthaft lieben, und weshalb mußte er ſeine Mütze zu ſuchen kommen? Was hat die Mütze mit dem allem zu tun?

An demſelben Tage reiſte ich nach St. Petersburg ab. Dmitrji Petrowitſch und ſeine Frau habe ich nie mehr geſehen. Es heißt, daß ſie noch immer zuſammenleben ...

* Nationaler ruſſiſcher Reiſewagen.

Das Kloſter Monte Oliveto Maggiore.

Das Kloster Monte Oliveto Maggiore

bei Siena

Von

Friedrich Walter

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Es war gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Siena, die ſtolze Nebenbuhlerin des mächtigeren Florenz, war noch ganz in den Händen der Ariſtokratie. Unter ihrer Leitung ebnete ſich der Boden zu einer Kultur, die keinen Vergleich mit der kulturellen Entwickelung einer anderen Stadt Italiens zu jener Zeit zu ſcheuen brauchte. Die Malerei, die dann im Trecento ihren ſo charakteriſtiſchen ſeltſam-lieblichen Ausdruck fand, war noch in den Anfängen; aber Gelehrtenbildung, beſonders Jurisprudenz, fand ihre ruhmvolle Stätte an der Univerſität zu Siena, an der bedeutende Männer unterrichteten. Wohlleben, faſt Luxus herrſchte in der Stadt. Zu den erſten Familien der Stadt — man könnte ſie beinahe ſouveräne nennen — gehörten neben den Piccolominis und Patrizis die Tolomeis. Dieſer alten und angeſehenſten Familie entſproßte im Jahre 1272 Bernardo Tolomei, der Gründer des Ordens von Monte Oliveto. Streng kirchlich wurde ſeine Erziehung und Ausbildung gehandhabt, aber auch überaus umfaſſend. Gleichmäßig wurde er geübt im Waffenhandwerk und in den Wiſſenſchaften. Doch müſſen dieſe wohl ſchließlich den Ausſchlag gegeben haben; denn ſchon als Jüngling war er berühmt ob ſeiner Beredſamkeit beſonders in juriſtiſchen Dingen. So wurde er ein ſehr bekannter und vielgeſuchter Lehrer der Rechtskunde an der Univerſität; als Politiker und Staatsmann gelangte er ſogar zu den

Digitized by Google

höchsten Ehren und Ämtern, welche die Republik Siena zu jener Zeit zu vergeben hatte.

Da kam „der Tag", der wohl in den meisten Leben der Heiligen und Seligen erscheint. Es war im Jahre 1313. Bernardo hatte, „von Gelehrtendünkel erfüllt", einen Tag festgesetzt, an dem er über die schwierigsten Fragen des Rechtes und der Philosophie handeln wollte; er erklärte sich bereit, alle Einwendungen zu beantworten und zunichte zu machen, die seinen Ausführungen irgendwie entgegengehalten werden könnten. Das Chronicon Olivetanum berichtet: „Der Tag der Disputation kam heran; Bernardo litt seit langer Zeit an einem kranken Auge; und so bat er Gott, ihn von diesem Übel zu befreien. Da ereignete es sich, daß er bald darauf auch an dem anderen Auge einen heftigen Schmerz empfand; und das Übel steigerte sich derart, daß er ganz und gar das Augenlicht verlor, so daß er weder lesen, noch auch das Himmelslicht genießen konnte. Da er nun so, wie ein Tobias mit Blindheit geschlagen, die Dinge der Außenwelt nicht sehen konnte, so wandte er sich, die inneren Dinge zu betrachten — und nach und nach wurde aus ihm ein anderer Mensch. Er versprach Gott, seiner heiligsten Mutter, der vielgeliebten Jungfrau, wenn er sein Augenlicht wiedererhielte, das Leben der Buße als Diener Gottes einzuschlagen. Und in der Tat — die Güte Gottes warf einen Blick der Barmherzigkeit auf ihn, bewilligte seine Bitte und gab ihm das Augenlicht zurück. Der Diener Gottes, voll von Liebe und Dankbarkeit für diese wunderbare Wohltat, begann zunächst seinen Befreier in einem Dankgebete zu preisen; dann aber begab er sich auf sein Katheder, gleich als wolle er den zahlreichen Schülern, die herbeigeströmt waren, um ihren gefeierten Lehrer anzuhören, die erwartete Belehrung erteilen. Und so begann er — aber nicht mehr als ein Doktor der Jurisprudenz, sondern als ein begeisterter Verkündiger und Prediger des Wortes Gottes. Mit wachsendem Staunen hörte ihn die Menge eine ergreifende Rede halten über die Verachtung der Welt. Mit dieser Rede, die einen gewaltigen Eindruck hervorrief, sagte er Lebewohl seinen Schülern, seinem so berühmt gewordenen Katheder, seiner glänzenden politischen Laufbahn und allem, was ihn an diese Welt fesselte. Mit zwei gleichgesinnten Freunden, die ebenfalls den ersten Familien Sienas angehörten, Ambrosius Piccolomini und Patricius Patrizi, zog er hinaus in die Einöde, um dort unbekannt und unberühmt nur Gott zu leben. Accona hieß das wüste Land, welches Bernardo, der sonst all sein Eigentum verschenkt hatte, noch behielt. Dahin zog er sich mit seinen Gefährten zurück."

Schwerlich hätte er wohl in Italien einen Fleck finden können, der wüstenähnlicher, steriler, menschenverlassener war als das Gelände unterhalb des alten Städtchens Chiusuri, da, wo jetzt die blühende, fast üppige Oase des Klosters Monte Oliveto sich ausbreitet. Ist schon einige Meilen hinter Siena der Boden sandiggelb, unfruchtbar, von Rissen und Furchen durchzogen, so steigert sich das noch gerade in jener Gegend bei Chiusuri, einem ärmlichen, kleinen Städtchen, das einige wenige Kultur — Felder und Olivenanpflanzungen — hineinsendet in die Wüstenei. Nur einen kleinen Streifen; denn fast unmittelbar an die grauen Mauern und die Oliven des Städtchens heranreichend, beginnen die „Balze" von Accona: tiefe, sandige Schluchten und Felsen, die trocken und rissig sind, und die jeder Regenguß abwäscht und aushöhlt. Diese Mergelformation — mit „Creta"-Kreide bezeichnen sie die Leute allgemein — bildet die phantastischsten Figuren und Zacken, unvermutete tiefe Einsenkungen und Risse, so daß man nur ein wenig abseits von der Landstraße, die sich in großen Bogen zu dem auf der Höhe liegenden Chiusuri hinaufwindet, auf jeden Schritt achtgeben muß, um nicht mit dem Fuß in einen dieser klaffenden Spalte zu geraten und abzustürzen. Noch heutzutage an den meisten Stellen nicht ein Baum, kaum eine Pflanze, kein belebendes und erfreuliches Grün; gelbes Gestein und öde Kuppen weithin, über die sich der wolkenlose Himmel doppelblau spannt.

Das war der geeignete Platz für Gottsucher wie Bernardo Tolomei und seine Genossen. Hier gruben sie ihre Grotten in die nachgiebige Tonerde, hier erbauten sie ein kleines Bethaus, in dem sich die immer wachsende Schar vereinigte. Denn in jener begeisterten und frommen Zeit blieb ein

ſolches heroiſches Beiſpiel von Entſagung nicht ohne Nacheiferung. Und ſo kamen beſonders aus Siena Männer von gleicher Geſinnung und geſellten ſich zu ihnen, um gleich ihnen ſtatt des Luxus und der üppigen Vergnügungen des reichen Siena das wüſte Land zu bebauen, die weichen Gewänder mit rauhem Tuch und die Schuhe mit Sandalen zu vertauſchen, Gott zu dienen und über die ewigen Wahrheiten zu meditieren. Zunächſt war die Gemeinſchaft nur durch die Ketten gleicher Sinnesrichtung aneinander gebunden; doch als immer mehr hinzuſtrömten und durch ihre Arbeit eine wirkliche Oaſe in der Wüſte ſchufen, da fingen neidiſche und mißgünſtige Seelen, die ihr frommes Tun nicht begriffen, an, auf ſie ihr übelwollendes Auge zu richten und ſie ſchließlich, da ſie ihnen anders nicht beikommen konnten, beim Papſt — der damals in Avignon reſidierte — wegen Ketzerei zu verklagen.

Bernardo Tolomei. (Nach Sodoma.)

Gerade zu jener Zeit aber hatte Bernardo, wie uns berichtet wird, eine Viſion: „Er ſah eine Leiter von Silber, die bis zum Himmel reichte. Ganz in der Höhe ſaß der Heiland Jeſus Chriſtus und ſeine Mutter, die Jungfrau Maria, beide in weiß gekleidet. Und zu ihnen, von Engeln geführt, ſtieg eine Menge von Brüdern die Himmelsleiter hinauf, ebenfalls alle in weiße Gewänder gehüllt.“ Bernardo glaubte in ihnen ſeine Genoſſen zu erkennen. Er rief ſie — und auch ſie ſahen mit frommem Staunen dieſe wunderbare Erſcheinung. So drängten äußere und innere Gründe, die bisher nur loſe Gemeinſchaft zu einem feſteren Gefüge zu ſchließen.

Mit dieſer Idee nun und auch auf die direkte Aufforderung des Papſtes hin begaben ſich Bernardo und Ambroſius Piccolomini nach Avignon zum Papſt Johann XXII. Mit leichter Mühe konnten ſie ſich von den Anſchuldigungen der Ketzerei reinigen, und ihre Unſchuld kam klar zutage. Der Papſt überreichte ihnen ein Schreiben an den Biſchof von Arezzo, Guido Tarlati Pietramala; in dieſem forderte er den Biſchof auf, der neuen Brüderſchaft eine von der heiligen Kirche autoriſierte Regel zu geben. Wiederum wird in der Chronik dem ſonſt wenig kirchlich geſinnten, ſondern ſehr kriegeriſchen Biſchof Guido eine Viſion oder vielmehr ein wunderbarer Traum zugeſchrieben: „Er erblickte, von Engelchören begleitet, die glorreiche Himmelskönigin, in blendendes Weiß gehüllt, und ſie ſprach zu ihm dieſe Worte: ‚Du haſt der Majeſtät Gottes und mir ſelbſt zuliebe gehandelt, als du dich dafür entſchiedeſt, meinen Die-

Digitized by Google

nern die Regel des heiligen Benedikt zu geben. Aber du wirſt noch mehr nach meinem Gefallen handeln, wenn du ſie in weiß kleideſt, denn ich habe ſie als meine vielgeliebten Kinder erwählt. Und ich will, daß dieſer Orden unter meinem Zeichen gegründet werde und meinen Namen trage.' Dann ſtreckte ſie die Hand aus und reichte ihm dar drei Berge, von denen der mittlere von einem Kreuze gekrönt war, und aus denen rechts und links je ein Olivenzweig hervorwuchs. Und weiter ſprach ſie: ‚Du ſollſt ihnen dieſes Wappen geben, denn dieſe Vereinigung wird den Namen Monte Oliveto tragen.' Nach dieſen Worten verſchwand die Viſion." Und ſo erhielt der Berg Accona und mit ihm die neue Brüderſchaft den Namen St. Maria di Monte Oliveto, und daher tragen ihre Mitglieder, die im übrigen der Regel der Benediktiner folgen, nicht

Weg zum Kloſter.

deren braunes Gewand, ſondern ein weißes — die Farbe der jungfräulichen Reinheit der Jungfrau Maria —, und daher prangt als Wappen auf ihren Mauern das Bild der drei Hügel mit dem Kreuz und den Olivenzweigen.

Zum Abte des neu entſtandenen Kloſters Monte Oliveto wurde natürlich die Seele des Ganzen, Bernardo Tolomei, gewählt; zwar lehnte er zunächſt die jedes Jahr von neuem auf ihn fallende Wahl voller Beſcheidenheit immer wieder ab; ſchließlich aber mußte er ſich doch dem Drängen und den Bitten der Brüder fügen, und ſo verſah er von nun an Jahr für Jahr dieſe Würde bis in ſein Greiſenalter. Unter ſeiner Leitung gewann der neue Orden immer mehr an Anſehen; Scharen von Mönchen ſtrömten von Oliveto aus, um neue Klöſter derſelben Art und Geſinnung in Siena, in Arezzo, in Florenz, in Volterra und an vielen anderen Orten zu gründen. Zum Unterſchied von anderen Neugründungen und Niederlaſſungen nannte man von nun an das alte Mutterkloſter mit dem Namen, den es heute noch trägt: Monte Oliveto Maggiore. Bernardo aber, dem Stifter des Ordens, war es nicht beſchieden, in Frieden und frommer Zurückgezogenheit ſeine Tage in der nun freundlicher gewordenen Wildnis zu beſchließen. Im Jahre 1348, dem berühmten Peſtjahr, brach das große Sterben, der ſchwarze Tod auch über Toskana herein. Die Leichen blieben auf der Straße liegen, da nicht mehr genug Leute vorhanden waren, ſie zu beerdigen, und auch Furcht und Entſetzen ſie fernhielt. Die Kranken ſtarben ohne die Tröſtung der Religion dahin. Aller Lebensmut, alle beſſeren Inſtinkte ſchienen ausgelöſcht und geſchwunden. Da hielt es der greiſe Bernardo für ſeine Pflicht, aus ſeiner Zurückgezogenheit hervorzutreten und Werke chriſtlicher Barmherzigkeit zu üben. So zog er hinunter mit ſeiner Schar, die ſeine Worte ermutigten und begeiſterten.

Digitized by Google

Il palazzo.

Sie beerdigten die Toten und tröſteten die Sterbenden. Er allen voran, ſo daß er ſich zu vervielfältigen ſchien. Doch der Tod machte keinen Halt vor ihm; auch ihn ergriff die tödliche Krankheit fern von ſeiner Grotte, und er ſtarb auf einem Felde wahrſter Ehre. Niemand weiß, wo er in dieſer ſchrecklichen Zeit ſein Grab gefunden hat. So iſt alles Suchen nach ſeinen ſterblichen Reſten von keinem Nutzen geweſen.

Doch ſtand nach ſeinem Tode ſein Werk nicht ſtill, in dem ſein Geiſt noch fortlebte. Es entwickelte ſich zu immer höherer Blüte. Die Olivetaner waren die eifrigſten Ordensbrüder von ſtrenger Lebensweiſe. Sie bewahrten auch in den Zeiten des Verfalles des Mönchtums eine ſo gute Disziplin, daß ſie ſogar auf andere Klöſter, ſelbſt auf die altangeſehene Benediktinerabtei Monte Caſſino reformatoriſch einwirken konnten. Zur Zeit ihrer höchſten Blüte beſaßen ſie in Italien und Sizilien ſechs Provinzen mit dreiundachtzig Klöſtern. Späterhin ließ dann freilich die Strenge etwas nach, ſo wurde das Fleiſcheſſen an drei Tagen in der Woche geſtattet. Im ſechzehnten Jahrhundert wurden die Handarbeiten durch das Studium der Wiſſenſchaften erſetzt. Monte Oliveto gewann ſeine ariſtokratiſche Phyſiognomie. Bis endlich die Stürme der Neuzeit, die Revolution und Napoleon I., unter dem 1810 das Kloſter faſt all ſeiner Kunſtſchätze beraubt wurde, und ſchließlich die Unterdrückung 1866 es zu dem Zuſtand des Nichtlebens und Nichtſterbens brachte, in dem es ſich noch heute befindet. Aber was die Mönche im Laufe der Jahrhunderte durch unermüdliche Arbeit dem Boden abgezwungen, die Gebäude, Kirchen und Kapellen, die ſie errichtet, all das ſteht noch heute in gleicher Schönheit und Größe, nur mit einem Hauche von Melancholie, der ſich darüber breitet, und der für Romantiker vielleicht noch eine neue Nuance der Schönheit bildet.

* * *

An einem wunderſchönen Maimorgen befanden wir uns — mein Freund und Reiſekamerad und ich — auf dem Wege nach dem Kloſter. Wir waren den Tag zuvor von Siena aufgebrochen und hatten in Buon-

Digitized by Google

convento, einer kleinen belebten Stadt an der alten Straße Florenz—Siena—Radicofani—Rom, die Nacht zugebracht. Der gemütliche, recht rundliche Wirt des alten stattlichen Gasthauses mit dem wunderbaren Namen al cavallo inglese hatte noch oberhalb des Klosters Besitzungen, die er gerade besichtigen wollte. Er lud uns ein, ihm Gesellschaft zu leisten und in seinem kleinen Einspänner mit Platz zu nehmen. So zog uns und den leichten zweiräderigen Wagen das braune, gut herausgefütterte Pferd flink nach oben. Durch Weingärten und Olivenpflanzungen führt die schöne Straße. Tief im Tale zur Seite fließt der Ombrone, an manchen Stellen von schönen weißlichen Silberpappeln besetzt. Hier und da ganze Büsche von Heckenrosen von einer eigentümlich tief dunkelroten oder schön violetten Färbung. Aus der Ferne sahen wir schon von ernsten Zypressen umgeben das Kloster Monte Oliveto mit seinen weit ausgedehnten Baulichkeiten. Am Beginn einer großen Zypressenallee stiegen wir aus und ließen den Wagen dahinrollen in das baumlose, schroff zerrissene, wüstenähnliche Land, das sich zu unserem Staunen weithin unseren Blicken öffnete. Wir aber schritten die feierliche Zypressenallee entlang, die zum Kloster führte. Denn fast jede besondere Anlage, sei es nun ein Landhaus, ein Friedhof, eine Kirche oder ein Kloster, wird hier in Toskana und auch weiter nach Süden hinunter von einer doppelten Reihe dieser schönen, dunklen, ernsten Bäume eingeleitet und gewissermaßen geweiht.

Der Eingang des Klosters selbst ist nichts weniger als kirchlich oder klösterlich. Man glaubt eher, in eine Festung zu geraten. Ein fester, mit den charakteristischen Zinnen gekrönter Turm lag derb und massig vor uns. Und auch die Zugbrücke, die über den Graben hinweg zu dem etwas seitlich vom Turme gelegenen Toreingang führt, wirkt noch ganz kriegs- und festungsmäßig. Aber gleich über dem Tor in einer Nische leuchtet ein schönes Zeichen des Friedens und der kirchlichen Weihe: eine Madonna mit dem Kinde aus buntglasierter Terrakotta — das Werk eines der della Robbia. Diese Eingangsgebäude samt dem Turm — Il palazzo genannt — bezeichnen den Beginn der Klausur. Erst dahinter beginnt das eigentliche Klostergebiet. Bis hierhin — aber nicht weiter — durften auch Frauen gelangen; und in dem Palazzo selbst befinden sich auch Wohnungen, die für Fremde bestimmt waren, in erster Linie wohl aber für die Frauen, die fremde Besucher mitbrachten — vielleicht nicht immer zum Heile für klösterliche Zucht und Sitte. Selbst in Monte Oliveto war die Moral nicht zu allen Zeiten eine sehr feste. Wir überzeugten uns später, daß die Räume recht freundlich und hell in diesem jetzt fast verfallenen Turme gewesen sein müssen; es sind auch kleine, heimliche Terrassen da, die auf den Garten der früheren Farmacia blicken, der noch jetzt über und über mit den schönsten Rosen bepflanzt ist, und in dem noch seltene ausländische Gewächse halb oder ganz verwildert zu finden sind, die ehemals zum Brauen von heilsamen Tränken gebraucht wurden. Wie manches Liebesidyll mag sich in den Räumen und Hallen dieses alten Palazzo abgespielt haben. Wie oft mag der Abt des Klosters Anlaß zum Einschreiten gehabt haben, und wie viele Kirchenbußen mögen über die ausschweifenden Mönche verhängt worden sein. Doch davon steht nichts in den Chroniken. Und heute ist auch von dem bunten Leben, das sich da abgespielt haben mag, keine Spur mehr zu finden. Zerfallen, eine Ruine der Palazzo, und keine Rede mehr von Klausur, seit das Kloster aufgehoben und sogenanntes Nationaleigentum geworden ist.

Für den Bewohner eines nüchternen, protestantischen Nordens hat der Begriff Mönch etwas ganz Merkwürdiges, Mysteriöses — einer alten Sage gleich, die aus verklungenen Zeiten zu uns herübertönt, und die wir uns nur mühsam in eine lebendige, blutwarme Realität umgesetzt denken können. In dem Getriebe unserer Welt, unter unseren Eisenbahnen und Maschinen, in unserem Zeitungs-, Literatur- und Bildungsdasein können wir uns kaum vorstellen, daß es noch heute in zivilisierten Ländern Menschen gibt, die nicht nur Priester sein wollen, sondern sich ganz zurückziehen von der Welt, ihre Gelübde ablegen und nur ein Ziel kennen: die Vereinigung mit Gott.

Geradezu erstaunt war ich aber, was für wundervolle, individuell-feine Menschen man

unter dieſen, uns ſo fremdartig erſcheinenden Weſen finden kann. Hier in Monte Oliveto konnte ich mich davon überzeugen. Freilich, es ſind „signori“, wie mir ein Bauer einmal ſagte, als ich von dieſen Olivetani ſprach im Gegenſatz zu den Ziſterzienſern und ähnlichen. Sie ſind durchgehend aus guter Familie, vielfach aus adliger. Und der Orden der Olivetani ſtand und ſteht noch ſo ſehr in dem Rufe, ſeine Pforten nur Hochgeborenen zu öffnen, daß es Dom Grégoire M. Thomas, ein franzöſiſcher Ordensbruder, der über die Entſtehung uſw. des Ordens ein ſehr intereſſantes Buch geſchrieben hat, für nötig findet, dieſen angeblichen Irrtum zu zerſtreuen. Er behauptet, ein derartiges Privileg hätte nie exiſtiert, wäre auch durchaus entgegen den mönchiſchen Traditionen, der Regel des heiligen Benedikt und der Gleichheit der Kinder Gottes. „Unſere Tore,“ ſo ſchließt er, „ſind offen für Adelige und Bürgerliche, wir ſuchen nur den Adel der Geſinnung, der verachten läßt die eitlen Lüſte, und der die Seele gen Himmel erhebt.“ Trotzdem — eine ſolche Meinung kann wohl kaum ganz ohne Grund entſtanden ſein. Und daß die paar hier noch lebenden Mönche „signori“ ſind, muß man auf den erſten Blick hin ſehen. Es leben nur noch ſechs oder ſieben Mönche hier ſtatt an zweihundert bis dreihundert in der Zeit höchſter Blüte. Der Staat, der ja im Jahre 1866 das Kloſter aufhob wie ſo viele andere und zum monumento nazionale erklärte, erlaubte einer ganz geringen Anzahl von Mönchen — es waren ſo wie ſo nur wenige — dazubleiben und ſetzte an ihre Spitze einen Superiore — ebenfalls einen Olivetanermönch, welcher aber vom Staat angeſtellt war und auch nicht die weiße Mönchstracht, ſondern nur ſchwarze Prieſterkleidung tragen durfte. Es war dies der Abbate di Negro, der ſich große Verdienſte um die Konſervierung der Kunſtſchätze zu Monte Oliveto erwarb. Er muß ein ungewöhnlich liebenswürdiger und dabei bedeutender Mann geweſen ſein.

Der neue Superiore, dem wieder erlaubt iſt, das weiße Mönchsgewand zu tragen, iſt vielleicht nicht ſo entgegenkommend, wie es der alte Abbate di Negro nach allem geweſen ſein muß. Er iſt noch ein ganz junger Mann — auch hat ihm die Kirche den Titel Abbate noch nicht verliehen. Ein ſtilles, feines Gelehrtengeſicht, die Augen hinter der Brille, die Stirn trotz der Jugend ſchon gerunzelt. Etwas unbeholfen und ſchüchtern ſcheinbar, aber um ſeinen Mund ſpielt häufig ein gewinnendes, ruhig friedliches Lächeln. Überhaupt dieſes Lächeln! Es erſtaunte mich auch bei einigen anderen. Dieſes, ein ganz klein wenig ſchmerzvolle Lächeln, dem man anſieht, daß „der Sieg nicht ganz leicht geweſen und der Kampf hart“. Und doch ſo ſicher, ſo feſt in dem

Madonna über dem Eingang.

Digitized by Google

Zisterne im ersten Hofe.

Errungenen, daß man fast mit Neid denkt: über diese Menschen kann keine Anfechtung mehr kommen. Sie sind fertig mit dem Leben und fertig mit dem Tode. Daher auch diese Ruhe, die in all dem Bunten — Lust und Unlust — doch nur etwas Zeitliches sieht, etwas nicht so überaus Wichtiges, für das man dankbar sein kann, oder das man ertragen muß, das aber alles nur ein Übergang ist, an dessen Ende das Eine, Wahre verborgen liegt, zu dem man nur durch Glauben gelangen kann. Nichts Asketisches! Mit solcher Gemütsstimmung verträgt sich so gut dieses Lächeln, das auch etwas Kindliches hat. Man muß nur die Art sehen, wie sie miteinander reden, wirklich wie Brüder, deren Liebe und Sorge füreinander aus jedem Wort, aus jeder Bewegung hervorgeht.

Besonders ausgeprägt erschien mir diese milde und doch bestimmte, ernste und doch kindlich frohe Gesamtstimmung bei zwei in ihrem Wesen wie in ihrem Ausdruck gleich anziehenden Männern hervorzutreten. Der eine, Fra Alessandro, ein noch jugendlicher Mann mit einem Kopfe wie ein „Johannes" von Dürer. Ganz kleine widerspenstige rötliche Locken umrahmten eine hohe Stirn, unter der die blauen Augen träumerisch hervorleuchteten. Er schien ein eifriger Danteleser zu sein, denn in seiner Arbeitszelle, in der ich ihn einmal besuchte — jeder Mönch hat einen Arbeits- und einen Schlafraum —, war die Divina commedia auf seinem Tisch aufgeschlagen, und verschiedene Ausgaben und Kommentare sah ich in dem reichlich gefüllten Büchergestell. Italienisches Licht strömte durch den kleinen, weißgetünchten, kühlen Raum, in dem außer einem Büchergestell und einem hübschen alten Schreibtisch sowie einem Kruzifix an der Wand sich nichts befand. Dafür sah man aber aus dem Fenster weit hinaus und hinunter auf den üppigen Krautgarten und die sandige Schlucht, auf die grün bewachsenen Abhänge und auf den schönen, blauen, leuchtenden Himmel. Der andere war ein Südfranzose. Klein, hager, wohl auch ein wenig verwachsen. Unter dem dünnen, schwarzen Haar kleine, etwas stechende Augen. Aber um den Mund wieder zuzeiten dasselbe kindliche Lächeln. Ein richtiger Franzose voller Temperament und Beweglichkeit. Wie schnell er die breiten Steintreppen heraufsprang, um mir irgendein Buch zu holen oder mir etwas zu zeigen, und mitten im Wege plötzlich stillstand und vor irgendeiner Statue oder einem Bilde der Jungfrau fast leidenschaftlich — ein wenig, wenn auch ganz unbeabsichtigt, theatralisch — niederkniete, um dann schnell und heiter seinen Weg fortzusetzen. Diese Reverenzen vor irgendeinem Heiligen gehören anscheinend nicht zu den vorgeschriebenen Pflichten wie die Verehrung des Allerheiligsten. Denn es fiel mir auf, daß von zwei Mönchen, die uns beim Abschied zum Tore hinausbeglei-

Digitized by Google

teten, der eine an der Zugbrücke vor dem Madonnenbild in der Niſche über dem Eingange niederſank und betete, während der andere — Fra Aleſſandro — ruhig ſtehen blieb und ſich mit uns unterhielt. Es iſt das alſo nur Sache des perſönlichen Gefühles, der Zuneigung zu der Stelle oder dem betreffenden Heiligen, vielleicht auch ein beſonderes Gelübde oder am Ende auch nur Eingebung des Augenblicks, der Stimmung. Den kleinen Südfranzoſen aber — er ſprach natürlich fließend italieniſch — ſchien ſein Temperament am meiſten und heißeſten hinzureißen.

Die offizielle Führung durch die Haupträume und Sehenswürdigkeiten des Kloſters erledigte ein dazu beſtimmter Mönch in der üblichen Weiſe ganz ſachverſtändig, aber unperſönlich. Mich führte mein franzöſiſcher Frater noch beſonders herum, und nicht nur einmal. In alle Winkel und Räume des Rieſengebäudes drangen wir, und alle Kapellen, die im Gebüſch verſteckt und halb zerfallen das Kloſter umgeben, ſuchten wir ab. Man mußte ihn ſehen, wenn er, eben noch vor dem Altar niedergekniet, mit einem elaſtiſchen Ruck auf die Füße ſprang, ringsum auf die zerbröckelnden Wände blickte, die Augen hinaufzog und zwiſchen den Zähnen knirſchend hervorſtieß: „Sehen Sie, alles, alles iſt zerſtört, alles geht zugrunde, dieſe Regierung, die das zugibt; kein Geld zum Reſtaurieren; und früher dieſe Pracht, dieſer Reichtum, o, dieſer Jammer, dieſer Jammer!“ Und ſo faſt überall! Wenn auch nicht immer mit Worten, eine Geſte, ein Achſelzucken zeigte ſeine Bewegung, ſeinen Schmerz über den Verfall dieſer wirklich großartigen Anlage, an der ſo viel Fleiß, ſo viel Kultur gearbeitet hat.

Wie groß aber, wie reich, wie prächtig Monte Oliveto in der Blüte ſeiner Entfaltung war, dafür zeugen noch heute die mächtigen Reſte, die überraſchend ausgedehnten Baulichkeiten und Anlagen, wie z. B. das Rieſen-Waſſerreſervoir für die Fiſche, aus dem die Mönche ihre Faſtenſpeiſe jederzeit friſch auf ihre Tafel erhalten konnten. Längſt iſt das Waſſer abgelaufen, und grünes Moos deckt den Boden und zieht ſich die ſchlüpfrigen Seitenwände hinauf. Dann dieſe Ställe, die jetzt halb zerfallen leer ſtehen oder zum Aufbewahren von Heu oder Arbeitszeug benutzt werden. Über den Krippen, die ſich

Der zweite Hof.

Digitized by Google

an den Wänden entlang ziehen, sieht man hier und da noch halbverlöschte Zeichen: Wappen der größeren Städte des mittelalterlichen Italiens: Siena, Reggio, Salerno usw. So konnte jeder, der ankam, ohne Mühe den Platz finden, wo er seine Pferde hinzustellen hatte. Jede Verwirrung und jeder Zank waren damit beseitigt. Und das war wohl nötig und höchst dienlich besonders zu den Zeiten, in denen das Kloster, so groß es auch war, beinahe zu eng wurde für die Zahl seiner Gäste. Denn seit dem sechzehnten Jahrhundert fanden die Generalkapitel des Ordens hier oben statt. Alle drei Jahre schickten sämtliche Klöster des Ordens an einem bestimmten Tage ihre Äbte und Abgesandte, wohl an dreihundert Mönche, zu einer Generalversammlung nach dem Zentrum und der Wiege ihres Verbandes.

Aber vielleicht noch mehr konnte und mußte sich die Größe und die Pracht des Klosters in ihrer ganzen Entfaltung zeigen, wenn es galt, hoch- und höchstgestellte Personen, Päpste und Fürsten würdig zu empfangen. Besonders bei dem denkwürdigsten Besuche, den das Kloster Monte Oliveto in seinen Annalen zu verzeichnen hat: Anno 1536 sandte Kaiser Karl V. auf dem Wege von Rom die überraschende Kunde, er beabsichtige, die Abtei zu besuchen. Man kann sich denken, mit welcher Eile und mit welchem Aufwand alles von den Mönchen unter der Leitung des Priors vorbereitet wurde, denn es galt, an zweitausend Mann zu beherbergen und zu beköstigen; eine tüchtige Probe für die Größe und den Reichtum des Klosters in jener Zeit! Die Chronik berichtet genau über die Ausgaben gelegentlich dieses Besuches, u. a. auch für achthundert Maultiere und fünfhundert Pferde.

Von all dem erzählte mir der Mönch, aber er zeigte mir auch die Grotte, in der Bernardo Tolomei, der ihnen so teure Stifter des Ordens, gelebt hatte. Natürlich ist jetzt eine Kapelle ringsherum gebaut worden, und man sieht wenig mehr von der ursprünglichen Stelle. Und — wie schon erwähnt — das Grab des Gründers ist nicht hier; man weiß nicht, wo die Reste seines Körpers liegen, so sehr man auch gesucht hat. Kaum etwas bedauern die Mönche mehr; denn dies ist der Hauptgrund, weswegen Bernardo noch nicht heiliggesprochen ist, sondern nur selig (beatus). Aber: „fù un santo“ sagte mir der Mönch in einer kleinen Aufwallung von Rebellion.

Der eigentliche Hauptkomplex des Klosters besteht gewissermaßen aus drei Klöstern, die hintereinander liegen. Sie wurden allmählich dem Bedürfnis und der wachsenden Zahl der Mönche, Novizen usw. entsprechend aufgebaut. Der größte und älteste Teil ziemlich bald nach der Gründung des Ordens; vorher ging jedoch, wie es sich gebührt, die Konstruktion der großen Kirche, die doch das Wichtigste, der Angelpunkt des klösterlichen Lebens sein soll. Die anderen Teile folgten dann nach und nach bis hinein in den Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, in dem die schöne Bibliothek in reichem Renaissancestil errichtet wurde. Im Mittelalter waren Symbole von großer Kraft. Und die Himmelsrichtungen hatten in mystischer Umdeutung nicht weniger zu bedeuten als bei Türken und Heiden. So hatten denn die mönchischen Traditionen bestimmte Vorschriften über die Lage der Kirche und der Gebäude, denen irgendwelche Symbole zugrunde lagen. Die Kirche muß immer im Norden des Klosters sein, das Sanktuarium gegen Osten und die Hauptpforte gegen Westen gerichtet. Das ist auch hier in Monte Oliveto streng befolgt. So trafen wir, nachdem wir durch das Tor in das eigentliche Klostergebiet eingetreten waren und verschiedene Kapellen, Wasserbehälter, Wirtschaftsgebäude und dergleichen passiert hatten, direkt auf die Längswand der Kirche, die jetzt nur von innen zugänglich ist. Sie ist ein ganz stattlicher, immerhin von außen ziemlich nüchterner Bau in nicht rein gotischem Stile. Hübsch ist der schlanke Campanile mit seinen Spitzbogen und Säulchen unter der Spitze. Das Innere der Kirche ist leider Ende des achtzehnten Jahrhunderts in barbarischer Weise umgestaltet worden, so daß jetzt ein überladenes Rokoko sich darin breit macht. Recht bemerkenswert sind die schönen Holzschnitzereien und Intarsien von Giovanni da Verona im Chore; doch reichen sie meiner Ansicht nach an die Intarsien in Bergamo von Fra Damiano aus derselben Schule nicht heran.

Das ſind auch nicht die Kunſtwerke, die beſonders in letzter Zeit ſo viele Fremde veranlaſſen, von Siena aus einen Ausflug nach Monte Oliveto zu unternehmen. Drei Höfe ſind in dem Kloſter. Der größte und ſchönſte von einem Wandelgang rings umgeben in dem großen älteſten Teile des Kloſters. Der Bau dieſes war ſchon einige Jahre vollendet, als Anno 1497 der Frater Domenico Airoldi zum zweitenmal als Generalabt gewählt wurde. Dieſem kunſtſinnigen Manne, dem Freunde des Papſtes Innozenz VIII. und verſchiedener Fürſten, genügten die kahlen, gekalkten Wände des Kloſters und beſonders des Wandelganges in dem großen Hofe nicht mehr; er beſchloß, ſie — ganz im Sinne der Renaiſſance — durch Fresken zu beleben und zu verzieren.

Olivetaner-Mönche.

Es iſt ein Zeichen ſeines Kunſtverſtandes, wie auch der Kultur der Zeit und des Kloſters insbeſondere, daß er nicht an ſchlechte Maler, an Pfuſcher oder Handwerker geriet, ſondern an zwei ganz hervorragende Künſtler, wie er ſie kaum beſſer hätte finden können: Luca Signorelli aus Cortona und Giovanni Antonio de' Bazzi, genannt il Sodoma, aus der Lombardei. Beide in Temperament, Schule und Ausbildung ſo verſchieden voneinander wie nur denkbar. Aber beide große Könner, der eine mehr als Zeichner in Anatomie und Perſpektive, der andere als Maler in Farbe und Modellierung. Der eine ſtreng und ernſt-ſittlich, genau in der Ausführung, der andere ſchluderig, leicht, weich, ſinnlich, ja frivol. Amüſanter, vielleicht auch künſtleriſch-genialer iſt der Lionardoſchüler Sodoma, mehr in die Tiefe gehend und packend, religiöſer und einfacher iſt Signorelli. Acht Fresken gehören Signorelli an, die übrigen ſechsundzwanzig Sodoma. Alle dieſe Fresken behandeln das Leben des heiligen Benedikt; den bunten und mannigfaltigen Legenden liegt die Lebensbeſchreibung des Heiligen von Gregor dem Großen zugrunde. 1497 kam Signorelli nach Monte Oliveto und malte im weſtlichen Gange des Kloſterhofes dieſe acht männlich-energiſchen Fresken. Doch ſchon nach einem Jahre bekam er den Ruf zu einer größeren, ehrenvolleren Wirkſamkeit im Dome zu Orvieto, wo er ſeiner ganzen Luſt an der Behandlung des nackten und bewegten Körpers in ſo großartiger Weiſe Genüge tun konnte. So frappant, ſo gewaltig ſind ſeine Fresken in Monte Oliveto bei weitem nicht. Das liegt natürlich auch am Stoffe. Hatte er doch hier nur fromm-einfache Legenden zu behandeln, während er in Orvieto das ganze Entſetzen und den ganzen Jubel des Jüngſten Gerichtes ſchildert. Aber auch in dieſen Fresken ſieht man ſchon die Kraft des Meiſters in der Schilderung und Charakteriſierung des barbariſchen Kriegsvolkes, das den Gotenkönig Totila umgibt, der den heiligen Benedikt zu täuſchen verſucht; vor

allen Dingen aber in ſeiner Vorliebe für Bewegung: Mönche, die laufen oder ſich bemühen, mit Stricken einen ſchweren Stein aufzuheben, ſind ganz erſtaunlich bewegt und gut dargeſtellt. Wunderhübſch iſt eine Szene, die ganz realiſtiſch und doch von einer gewiſſen — bei Signorelli faſt überraſchenden — umbriſchen Anmut erfüllt iſt. Eine richtige Oſteria, wie man ſie auch heute noch ſehen kann: Mönche, die an einem gedeckten Tiſche ſitzen und — gegen das Verbot — behaglich ſchmauſen und zechen, dazu hübſche Mägde mit aufgeſchürztem Rocke, die ihnen Wein eingießen und ſie bedienen. Ein Wirtshausinterieur faſt im modernen Sinn. Aber, wie geſagt, nur die Weſtwand iſt von Signorelli ausgemalt. Dann zog er fort, und das Werk ſtockte.

Als aber nach ſieben Jahren, im Jahre 1505, der Frater Domenico Airoldi zum drittenmal als Abt wiedergewählt wurde, betrieb er ſofort wieder die Aufnahme und Fortführung ſeiner Lieblingsidee. Seine Wahl fiel auf ſeinen Landsmann Sodoma, der zu Siena zu jener Zeit lebte und daſelbſt ſowohl durch ſeine Kunſt, wie vor allem durch ſeine Exzentrizitäten überaus bekannt war. Das war nun ein anderer Kerl als der würdige, ernſte Signorelli! Ein rechter Künſtler und Bohémien dazu. Seine Genialität wollte und konnte er nicht nur mit dem Pinſel ausdrücken, ſondern mußte ſie auch in das Leben umſetzen. Daher alle die Tollheiten und Sonderbarkeiten, über die ſich der biedere Vaſari in ſeiner Biographie des Künſtlers ſo ſehr aufregt, und die natürlich durch Klatſch und Mißverſtand noch zu allerlei Lügen und ſehr argen ſittlichen Beſchuldigungen Anlaß gaben, die Vaſari, der ihm nicht ſehr gewogen war, mit beſonderem Vergnügen in ſeine Lebensbeſchreibung aufzunehmen ſcheint. Der kluge, welt- und kunſterfahrene Abt wird ſich jedenfalls herrlich mit ihm amüſiert haben und die Mönche meiſt wohl nicht minder; vermutlich hat ihnen der übermütige Sodoma auch alle möglichen Streiche geſpielt und ihnen allerhand Tollheiten vorgemacht, daher ſie ihn denn auch „il mataccio", den „Erznarren", nannten. Vaſari nimmt das natürlich höchſt ernſthaft und philiſtrös. Sodoma blieb lange Zeit im Kloſter, alſo muß er es wohl nicht gar ſo arg getrieben haben; auch hielt der Abt immer zu ihm. Er malte die anderen Seiten des Hofes aus — alſo noch ſechsundzwanzig Bilder aus dem Leben des heiligen Benedikt; außerdem noch einige kleinere Fresken, die im Kloſter zerſtreut ſind. Wie es bei Sodoma ſelbſtverſtändlich, ſind dieſe Fresken ſo ungleichmäßig wie möglich, teilweiſe brillant, teilweiſe höchſt eilig und nachläſſig gemalt — je nach Laune. „Gleich im Anfang führte er," wie Vaſari berichtet, „einige Bilder mit fertiger Hand, aber ohne Fleiß aus und äußerte, als der Generalabt ſich dar-

Signorelli: Wirtshausſzene.

über beſchwerte, er arbeite nach Laune, und ſein Pinſel tanze nach dem Klange des Geldes. Wenn er mehr aufwenden wolle, ſo getraue er ſich auch Beſſeres zu leiſten. Und als hierauf der General ihm fortan reichlicheren Lohn zuſagte, malte Giovannantonio drei noch fehlende Bilder in den Ecken und zwar mit dem Fleiß und Studium, welche den erſteren abgingen, ſo daß ſie um ein Bedeutendes ſchöner gelangen." Es ſind auch tatſächlich mit die beſten. Sodoma bekam für dieſe vier Eckbilder je zehn Dukaten, für die anderen nur ſechs; ſo nach den Archivbüchern, während Vaſari ſchreibt, er hätte nur die Auslagen für ſeine Farbenreiber erſtattet bekommen. Von dieſen Eckbildern hat das eine eine amüſante Geſchichte: „Zuletzt malte er dem General und den Mönchen zum Ärger den Prieſter Fiorenzo, den Feind des heiligen Benedikt, wie er, um die frommen Väter zu verſuchen, viele öffentliche Mädchen vor dem Kloſter dieſes heiligen Mannes ſingen und tanzen läßt. In dieſem Bilde hatte Sodoma, unehrbar in der Kunſt wie im Leben, einen ganz unanſtändigen, häßlichen Tanz nackter Frauen dargeſtellt und in der Uberzeugung, man werde ihm dies nicht geſtatten, ſtets ſich geweigert, ſeine Arbeit einem der Mönche zu zeigen. Als ſie ſodann aufgedeckt wurde, wollte der General ſie durchaus herunterſchlagen laſſen; Mataccio aber trieb allerlei Poſſen und bekleidete, da er den Pater in ſo großem Zorne ſah, die nackten Frauen ſämtlich in dem Bilde, das dann allerdings zu den beſten in Monte Oliveto gehört." So Vaſari. Der eine von den Mönchen, der ſich beſonders viel mit den Fresken im Kloſter abgegeben hat, beſtritt mir gegenüber ſehr empört dieſe Behauptung Vaſaris und wollte mir techniſch nachweiſen, daß in dieſem Fall eine Übermalung ſo gut wie ausgeſchloſſen wäre. Er wies mich auf einige andere Fresken hin, in denen einige Stellen übermalt ſind. Regelmäßig iſt da die obere Farbenſchicht — z. B. ein daraufgeſetzter Vollbart — verblaßt und die urſprüngliche Form und Farbe wieder durchgedrungen. So hätte es auch den aufgemalten Kleidern in jenem Fresko ergehen müſſen. Doch iſt von einem Schwächerwerden oder Abblättern der Farben und einem Vorkommen der urſprünglichen Körper keine Spur zu bemerken. Und ſo verwies der Mönch die von Vaſari erzählte Geſchichte, wohl mit Recht, in das Bereich der Fabel. Wie dem auch ſein mag,

Sodoma. (Selbſtporträt.)

jedenfalls ist die Anekdote sehr charakteristisch für Sodoma. Auch ist das Bild in der Tat ganz reizend. Besonders die Frauen sind in Form und Bewegung so überaus anmutig und reizvoll in ihrer ein wenig lionardesken Sinnlichkeit, daß man sich nicht wundern kann über die halb verdutzten, halb erfreuten Gesichter der frommen Fratres und über das Entsetzen des heiligen Benedikt, der vom Balkon aus diese Versuchung seiner Schäflein mit ansehen muß.

Höchst geistreich ist auch ein anderes Fresko, in dem dargestellt wird, wie der heilige Benedikt als Knabe einen zerbrochenen Weihkessel wunderbar durch ein Gebet wieder ganz macht. Die Fabel selbst behandelt Sodoma ganz nebensächlich; ohne Rücksicht auf den Zusammenhang packt ihn die Laune, sich auch einmal selbst darzustellen. Es war nämlich, wieder nach Vasari, zu jener Zeit ein Edelmann aus Mailand als Mönch eingekleidet worden, der nach damaliger Sitte eine gelbe Kapuze mit schwarzer Posamentverzierung trug; der General gab nun diese Kappe an Mataccio. Das reizte seine Eitelkeit oder auch seinen Humor doch zu sehr. Und so malte er sich denn neben der kleinen Hütte, in der das Wunder geschieht, stehend in Ritterkleidung, die Kappe auf dem Kopf, ein Schwert in der Hand. Braune, lange Haare wallen um sein Bohémiengesicht mit den kleinen Augen und scharfen Zügen. Ein Zug von liebenswürdiger Selbstverspottung, des Narrseins und Es-auch-wissens, liegt in diesem Selbstporträt. Zu seinen Füßen sind seine Lieblingstiere — kurioses Vieh: zwei Dachse, ein weißer Rabe und ein Schwan. Denn zu seinen Seltsamkeiten gehörte auch seine Vorliebe für solch merkwürdiges Tierzeug, das er in seinem Hause hielt, worüber das Volk von Siena natürlich um so mehr den Kopf schüttelte. Demnach scheint er von dieser seiner Vorliebe für seltsame Tiere auch hier im Kloster nicht abgelassen zu haben — und die guten Mönche von Monte Oliveto werden wohl ebenso wie die Bürger von Siena über den Mataccio, der ihnen so viel Stoff zum Reden bot und ihnen seine Streiche spielte, den Kopf geschüttelt, sich gewundert und schließlich doch gelacht haben.

Es ist ein wundervolles Vergnügen, in diesem großen, kühlen Hofe herumzugehen in aller Muße und sich hier und da die Fresken von Sodoma oder Signorelli anzusehen. Hier ging ich hinein auf fünf Minuten oder eine Stunde, wie es mir gerade paßte — nicht zum Ansehen der Gemälde allein, sondern zum fast mönchischen Auf- und Abschreiten in schönem Raum. Öfters freilich hielten wir uns in dem zweiten, kleineren Hof auf, der nicht geschmückt, aber auch von einem Säulengang umgeben ist. Von diesem Hof aus führen zwei breite Treppen rechts und links hinauf in die Zellen der Mönche; und so kamen sie häufig schnell oder langsam, heiter oder ernst, je nach Temperament und Laune, hier vorbei, redeten uns an oder besprachen wirtschaftliche Dinge mit dem noch jungen Diener. Von dem dritten Hof aus ging es in den großen, schönen Eßsaal der Mönche und auf der anderen Seite in unser Speisegemach, das schon seit alten Zeiten für die Fremden dient. Hier bekamen wir unser einfaches, aber sehr schmackhaftes und reichliches Essen aufgetragen. Einfach war auch unsere Wohnung im ersten Stockwerk, aber hell und geräumig — für jeden von uns zwei Zellen, genau wie für die Mönche. In die Fenster schauten schöne grüne Baumkronen und machten die schmucklosen Räume freundlich, fast anheimelnd. Der Zugang freilich war um so unheimlicher. Weite, schallende Korridore mit unzähligen Türen ganz unbewohnter Zellen, leere Gänge und Treppen; jeder Schritt dröhnte, jedes Wort schwoll an; Einsamkeit, Verlassenheit und Stille; die Mahnung „Silentium", die am Eingang zu den Wohnungen in großen Lettern geschrieben steht, klang fast wie ein Hohn, so füllte totenähnliches, geisterhaftes Schweigen diese verlassenen, weiten, gewölbten Gänge. Nur ganz von weitem hörte man vielleicht einmal den leisen Schritt eines Mönches oder sah sein weißes Gewand in der Ferne vorüberhuschen; denn sie wohnen ziemlich weit ab in einem besonderen Viertel, zusammen mit ihren vier oder fünf Zöglingen, die sie bei sich haben. Aber all die anderen unzähligen Zellen — jede einzelne einst bewohnt und erfüllt vom Schlag eines Menschenherzens, von Zweifeln und

frommem Vertrauen — ſtehen öde, unheimlich leer da und geben dem Vorübergehenden ein faſt beängſtigendes Gefühl tiefſter Melancholie und unbegreiflicher Einſamkeit. Man meint faſt, eine dieſer toten Zellen könne ſich öffnen und ein vergeſſener Mönch langſam von ſeinen Büchern aufſtehen, über denen er meditierend Jahrhunderte zugebracht. Und tatſächlich geht auch die Sage von einem eingemauerten Mönche, der um Mitternacht ſein geiſterhaftes Weſen in den Gängen des Kloſters treibt.

Auch außerhalb des eigentlichen Kloſters läßt es ſich aufs ſchönſte herumſchlendern. Wir lagerten unter der großen Eiche, und der herrlichſte Blick in das Tal weit hinein und auf die pinienbeſtandenen Hügel tat ſich vor uns auf. Dann trafen wir wieder unſere Freunde unter den Mönchen, die uns unter Lachen zu einer ſteilen Wand führten, von der die toten Maulеſel in einen tiefen Abgrund hinuntergeſtürzt werden. Das iſt „das Paradies der Maultiere“. Natürlich nur ein „irdiſches“, wie der eine Mönch noch weiter lachend hinzufügte. Jenſeit dieſer Schlucht, durch die wilden Schroffen aus gelbem Sand getrennt, liegt hoch oben Chiuſuri, dies armſelige kleine Neſt. Aber die Mönche nennen es „il capitale“, ihre „Hauptſtadt“.

Dann begleiteten wir die Mönche in den Küchengarten, der, von Sonne durchglüht, an dem ſteilen Abhange liegt. Wundervolle Artiſchockenbeete mit den breiten, bläulichen Blättern, Oliven und Bohnen, die wir gleich friſch abpflückten, hoben ſich in ſtarkem Kontraſt von dem gelben Geſtein ab. Und über allem die ſtrahlende Sonne und der blaue Himmel! Oder wir gingen hinaus in die Einöde mit den ſeltſamen Schründen und Riſſen und gelben Zacken und den weiten Blicken auf das dürre, zerriſſene Wüſtenland. Dann erſchien doppelt lieblich und reizvoll die ſchöne Oaſe des Kloſtergebietes.

Wie muß dieſer Gegenſatz nun gar erſt in den Zeiten der Blüte und der Herrlichkeit des Kloſters gewirkt haben! Aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts beſitzen wir noch eine Schilderung, die ſo treffend den Eindruck wiedergibt, den die Schönheit des Kloſtergeländes zu jener Zeit auf einen empfänglichen Menſchen hervorrufen mußte, daß ich mir nicht verſagen kann, ſie zum Schluſſe hierher zu ſetzen. So charakteriſtiſch iſt ſie im ganzen auch noch für heute. Sie ſtammt von keinem Geringeren als von dem Papſt Pius II., bekannter unter dem Namen Äneas Sylvius Piccolomini. Er beſchreibt ſeinen Beſuch, den er dem Kloſter abſtattete, und beklagt ſich zunächſt bitter über den Zugang. Dann ſchreibt er aber in gebührendem Gegenſatz von dem Inneren: „Da gibt es Feigen und Mandeln und mancherlei Pfirſiche und Äpfel und Zypreſſenhaine, in denen man im Sommer nach Gefallen Kühlung ſuchen kann. Weingärten und anmutige Gänge im Schatten der Weinblätter. Gemüſegärten und Teiche zum Waſchen und ein immerwährender Springbrunnen; Weiher und Brunnen; Eichenhaine und Juniperus, der direkt aus dem Felſen wächſt. Und eine Anzahl von Spazierwegen, breit genug für zwei Menſchen nebeneinander, eingerahmt von Weinſtöcken oder Roſenbüſchen oder Rosmarin auf beiden Seiten. Reize voller Wonne für die Mönche, noch mehr aber für diejenigen, die, nachdem ſie ſie genoſſen, frei ſind, zu gehen, wohin ſie wollen.“

Musikalische Kleinkunst

Zur Erinnerung an Johann Strauß Vater, geb. 1804

Von

Wilhelm Kleefeld

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Musik war im Mittelalter und in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit Vorzugsbesitz der Hochstehenden. Die strenge kirchliche Tonkunst wurde von der Geistlichkeit und den Kunstgelehrten diktiert, die weltlichen Schauspiele des Balletts und der Oper waren Sache der Fürstenhöfe und der reichen Aristokraten — das Volk, das große Publikum stand all diesen Künsten fremd und kühl gegenüber. Es begnügte sich mit einer Kleinkunst, die von den gebildeten Musikern kaum als schulgerechte Arbeit eingeschätzt wurde. Die weltliche Volkskunst stand unbeachtet abseits vom großen Entwickelungswege der Kultur. Die Renaissancebewegung gab neuen Anstoß zur Popularisierung der musikalischen Fähigkeiten, mit der um sich greifenden Ausbreitung der Opernkunst erschloß sich ganz von selbst die Notwendigkeit, ein größeres Publikum heranzuziehen, das Sinn und Interesse für diese Darbietungen fand. Hier in die Oper gingen auch die kleinen Musikformen über, die sich schon lange vorher im Volk unbeachtet und ungeschult entfaltet hatten, die Musikformen des Tanzliedes, des Tanzstückes.

Die Tanzformen, die vorher kaum der Beachtung gewürdigt waren, traten an die Seite der großstiligen Tonbilder, sie wurden ein Glied der instrumentalen Kette, in der Suite und der alten Suitenouvertüre, die mehrere Tänze realer oder idealisierter Gestalt zu einem musikalischen Ganzen einten; sie wurden ein Glied der Oper, in der Tanzlieder und Ballettstücke mit breiterer Anlage abwechselten.

Von den Klassikern wieder ein wenig in den Hintergrund gedrängt, wurde diese Kleinkunst durch die Romantiker, die gerade dem Fühlen und Denken des Volkes, dem Sinnen und Träumen in Volkssage und Volksmärchen in ihrer Musik Ausdruck liehen, zu neuen Ehren gebracht. Die Romantiker wählten sich die freieren, leichteren Tanzformen mit Vorliebe zum Ausdrucksgewand ihrer phantastischen Stimmung. Schubert sang seine leichtbeschwingten Ländler und Walzer in den Wiener Wald hinein, Schumann und Chopin kleideten ihre kleinen, zarten Tongebilde in den rhythmischen Faltenwurf des Tanzes, Weber gab im „Freischütz“ einen echten Volkswalzer zum besten. Wie ein Jubelton in die Welt des Sanges und Klanges erscholl aber seine zündende „Aufforderung zum Tanz“. Das Wiegen und Hüpfen, das Sinnen und Minnen, das Wirken und Weben des Walzerschrittes in allen seinen Phasen — hier wird es lebendig, hier gewinnt es Gestalt und erobert sich im Sturme Herz und Gemüt der tanzfrohen Gemeinde.

Just in demselben Jahre, da Weber seine „Aufforderung“ hinausschmetterte, kamen auf Wiener Boden zwei Geister zusammen, die diesen angeschlagenen Ton festhalten und in weiten, nachhallenden Harmonien fortspinnen und entwickeln sollten: Lanner und Strauß. Lanner und Strauß vertreten ein gut Teil Wiener Lebens, ein Stück Wiener Volkstumes und Volksgemütes. Bei aller nahen Berührung im wienerischen Empfinden gingen die Endziele ihrer Tanzkompositionen doch stark auseinander. Der Lan-

nerwalzer blieb, ein guter alter Wiener Bürger, stets in seiner Vaterstadt; der Straußsche Walzer, ein musikalischer Weltbürger, zog in die Weite, trug die Wiener Lebensfreude hinaus in die Lande und eroberte seinen Heimatskindern die Welt.

So hat Johann Strauß Vater eine weit über die örtliche Anerkennung hinausgehende Bedeutung von internationaler Tragweite errungen. Seine Jugendschicksale zeigen einen leisen Anstrich von Romantik. Freilich nicht von Romantik der ästhetischen, vergoldeten Poetenphantasie, sondern der blutigen Hintertreppenabenteurerei. Am 14. März 1804 als Sohn des Gastwirtes „Zum guten Hirten" in Wien geboren, lernte der Knabe früh häusliches Elend kennen. Schlechte wirtschaftliche Verhältnisse trieben den Vater, der bei der Geburt Johanns bereits ein starker Fünfziger war, in den Tod; die Mutter war darauf angewiesen, den Sohn auf eigene Füße zu stellen. Er kam zu einem Buchbinder in die Lehre; seine einzige Trösterin in diesen trüben Zeiten war eine bescheidene Geige, der er sein Leid, seine Schmerzen klagte, die ihm Mut und Zuversicht zusprach, die ihn schließlich zu dem kurzen Entschluß brachte, diese aussichtslose Zukunft preiszugeben und auf gut Glück in die weite Welt zu entfliehen. Freilich, die weite Welt des vierzehnjährigen Wiener Kindes endet schon am Kahlenberg. Durch die Gunst des Zufalles gerät er helfenden Mitmenschen in die Hände, die seinen geheimen Herzenswunsch erfüllen und einen Musikanten aus ihm machen. Als Violaspieler stellt er bald seinen Mann bei Tisch- und Hausmusik. Er geigt im Kirchenchor wie im Biergarten, um seinen kümmerlichen Unterhalt zu gewinnen, bis ihn eines schönen Tages des Jahres 1819 der wenig ältere Josef Lanner, der mit den Brüdern Drahanek ein Trio zur volkstümlichen Vorführung von Opernpotpourris wie auch von eigenen Tanzweisen begründet hatte, als Violaspieler engagierte und so das Trio zum vollklingenden Quartett erhob. Schnell fand sich Strauß in die neue Situation und ehrte das Vertrauen, das sein Patron in ihn gesetzt, in jeder Weise. Die Lannersche Musik gewann immer mehr Boden, das Quartett erweiterte sich zur Kapelle, zum vollständigen Orchester, dessen wachsende Beliebtheit gewaltige Anforderungen an die Musiker stellte. Das Publikum hatte sich daran gewöhnt, bei größeren Konzertfesten immer auch einige neue Tanzarbeiten von Kapellmeister Lanner zu hören, die gleichsam zur pièce de resistance für die Wiener Sonntagsgäste wurden. In seiner sorglosen Manier aber wußte Lanner oft vormittags noch nicht, was er abends den Hörern auftischen werde. Bei solchen Zwischenfällen half dann gelegentlich Strauß aus der Verlegenheit, der ein flottes Tänzchen eigener Erfindung munter unter der Flagge Lanners einführte. Mit dem Erfolge dieser Geistesfrüchte stieg naturgemäß auch das Selbstbewußtsein des jungen Musikers, und da man schon oft bei der infolge der großen Nachfrage nach Lannerscher Musik nötig gewordenen Teilung der Kapelle Strauß die Führung der einen Hälfte anvertraut hatte, so schwang sich dieser, dem die zweite Position zu eng wurde für sein Streben, eines Tages zu dem Entschluß auf, eine eigene Kapelle zu gründen. 1825 vollzog sich die Trennung zwischen Lanner und Strauß, die einen gesteigerten Wettbewerb, doch keine offene Feindschaft im Gefolge hatte. 1826 erscheint Strauß' erster Walzer unter eigenem Namen, er führt die echt Wienerische Bezeichnung „Täuberln-Walzer". Nun folgen Walzer und Galopps Schlag auf Schlag, sie gefallen alle, einige zünden, sie sprechen Strauß den Sieg über alle seine Nebenbuhler zu und erfüllen seinen Traum der phantastischen Jugendzeit, sie führen den Kapellmeister in das damals hochangesehene, ja berühmte, auch über Wien hinaus bekannte Konzertlokal „Zum Sperl".

Wir können heute nicht mehr recht ermessen, was diese Straußkonzerte für die vormärzliche Zeit bedeuteten, aber Hanslick dürfte kaum zu viel sagen, wenn er meint: „Unter den öffentlichen Instituten, die bis zum Jahre 1849 regelmäßig Instrumentalmusik pflegten, muß man nach den ‚Philharmonischen Konzerten' gerechterweise das Straußsche Orchester nennen, in seinen bescheidenen Gartenproduktionen konnte man viel bessere Aufführungen guter Instrumentalmusik hören als in manchen Fastenkonzerten mit hochtönenden Namen." Die häuslichen Verhältnisse trübten allerdings das

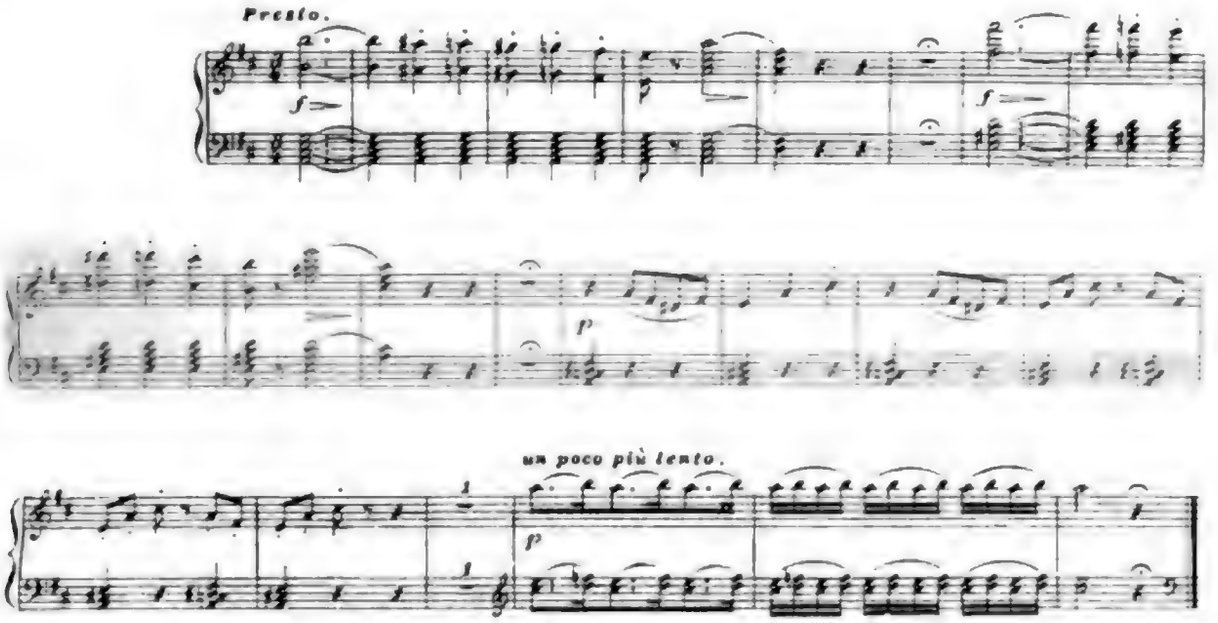
Glück dieses Erfolges, Verhältnisse, an denen auch die übergroße Arbeitslast mit schuld war. „Mein Vater wohnte," so erzählt der junge Strauß, „in einem besonderen Appartement, abgesondert von der Familie, wie das bei seiner anstrengenden Lebensweise kaum anders möglich gewesen wäre. Im Fasching beschäftigte er nicht weniger als drei Kapellen, er fuhr von der einen zur anderen, dirigierte ein paar Nummern und überließ dann die Leitung dem Orchesterdirigenten. Natürlich nahm diese Tätigkeit einen großen Teil der Nacht in Anspruch. Und dann blieb er gewöhnlich noch mit guten Freunden sitzen. Er war zwar weder ein Trinker noch ein Raucher, aber in lustiger Gesellschaft weilte er gern." Durch diese und andere Gepflogenheiten entfremdete sich Johann Strauß seiner Familie immer mehr, es kam zum entscheidenden Bruche, der, wie es scheint, nur noch stärker und stürmischer den Künstler in ein wildbewegtes, unstetes Leben drängte. Es begann ein Hasten, ein zigeunerhaftes Wandern von Ort zu Ort. Seit 1830 geht es zunächst in die Nachbarstädte, dann nach Prag, Dresden, Leipzig, Berlin. Überall lachte ihm und seinem auf achtundzwanzig Mann gestiegenen Orchester der Erfolg. In Berlin, in Krolls Garten, fand sich die erlesenste Gesellschaft, an der Spitze der König, ein, um den Sirenenklängen des Wiener Künstlers zu lauschen. Man bringt ihm zum Abschied einen Fackelzug wie einem Retter der Menschheit. Von Deutschland geht es nach Holland, Belgien, Frankreich, England. In Paris huldigen Strauß Musiker vom Range Cherubinis, Aubers, Meyerbeers, Berlioz', dem er die „Suite de Valse" „Le Diamant" widmet, in London konzertiert ein Moscheles gemeinsam mit dem Walzerfürsten. Mit etwas zagendem Herzen war Johann Strauß in Paris eingezogen. Die Heimatstadt des Tanzes und des Tanzgeschmackes konnte eine gefährliche Klippe für den schlichten Wiener Bürger werden. In Paris tanzten seit Jahrhunderten Fürsten und Könige die gewählten Pas der Menuetts und die komplizierten Arrangements der pomphaften Balletts. Was wollte da ein einfacher Walzer bedeuten? Und doch, wie ein Wunder wirkte das Walzerwort, der Dreivierteltakt schlug ein und zündete, und der Walzer hielt siegreich triumphierend seinen Einzug in die Pariser Salons, die Bühnen und Tanzsäle. Gleichsam zum Dank für dieses Entgegenkommen nahm Strauß aus den Händen der Pariser Musiker die französische Quadrille entgegen, die er mit Geschick und zielbewußter Absicht auf deutschen Boden verpflanzte.

Die Siege im Auslande förderten auch in der Heimat neue Erfolge. Johann Strauß, der durch eine Reihe Parademärsche sich auch auf diesem Gebiete beschlagen gezeigt hatte, wurde zum Kapellmeister des ersten Bürgergarde-Regiments in Wien und zum Hofball-Musikdirektor ernannt. Das Jahr 1848 warf seinen grellen Schein auch auf das Antlitz dieses Freudeverkünders. Er komponierte Märsche für Kaiser und Vaterland, darunter den zum Nationallied gewordenen Radetzkymarsch. Die Zahl seiner Werke ist auf zweihunderteinundfünfzig gestiegen, die Kraft des rastlosen Künstlers ist erschöpft, im September 1849 schied er im besten Mannesalter, aufgezehrt durch die Strapazen, die sein unruhiger Charakter über Notwendigkeit ersonnen hatte.

Schon sechs Jahre vorher war Lanner im Tode vorangegangen, Strauß Vater glaubte sich damals Alleinherrscher im Reiche des Walzers, da nahte ein Rivale, dem er halb grollend, halb frohlockend ins Auge sah, sein eigener Sohn. Er hatte dem Sohn eine andere Laufbahn bestimmt, aber das Walzerblut konnte sich nicht verleugnen. Der Vater glaubte, die Leistung in diesem von ihm eroberten Gebiete sei erschöpft, darum riet er dem Sohne von enttäuschenden Kraftanstrengungen ab. Doch dieser ließ sich nicht raten, am 15. Oktober 1844 kündigte er sein Debüt in Hietzing an. Die Spannung in Wien war allgemein, man bangte wie vor einer Kampfentscheidung. Ganz Wien strömte zusammen, die Aufregung des Sohnes wuchs in der Stunde der Entscheidung. Aber die ersten Töne seines Walzers „Die Gunstwerber" bedeuteten bereits den Sieg, die Gunstwerber erzwangen die Gunst, die Begeisterung.

Der Dichter Johann Nepomuk Vogl schrieb über dieses denkwürdige Debüt: „Es war ein großer Festabend für die Wiener Tanzwelt, es war ein Hoffen, Wünschen und

Befürchten, als stände man am Vorabend einer Hauptschlacht, die über das Schicksal so vieler tausend Menschen zu entscheiden hätte; aber Strauß junior, um welchen sich alle diese Hoffnungen und Befürchtungen als einen Zentralpunkt gedreht hatten, erschien, und mit dem ersten Bogenstriche waren die Tausende erwartungsvoll Dastehenden beruhigt, ja sogar enthusiasmiert, denn das Talent ist nicht das Monopol eines einzigen, sondern kann sich gar wohl, wie im gegenwärtigen Falle, vom Vater auf den Sohn vererben. Ich selbst habe nur die Sohnes in unvermindertem Glanze fort. Diesen Lieblingen des Publikums reihte der Sohn neue wirkungsvollere Tanzpoeme an, mit treffenderen Namen und treffenderem Inhalt. Anfangs hatte der Titel kaum etwas mit dem Inhalt zu tun; es war ein Rufname, weiter nichts. Was sollte z. B. der Posthornscherz in dem Tanze „Karnevalsspende" Opus 60 bedeuten? Allmählich bildet sich eine gewisse Ideenbeziehung. Wir brauchen nur den Walzer „Die Schwalben" von Strauß Vater anzusehen. In der Introduktion ein leises Prestoflattern, die



Introduktion zu dem Walzer „Die Schwalben" von Johann Strauß Vater.

Ouvertüre und die ‚Gunstwerber' gehört, da es nur einem Hyperenthusiasten möglich war, in dieser Hitze sich mehrere Stunden herumbalgen, stoßen und treten zu lassen und dann noch obendrein riskieren zu müssen, unsoupiert zu Bette zu gehen, aber aus diesen beiden Piecen habe ich recht entnommen, daß Strauß ein ganz tüchtiges Direktionstalent innewohne, und daß er in Hinsicht auf seine Kompositionen denselben Melodienfluß und dieselbe pikante und effektvolle Instrumentierung besitzt wie sein Vater, von dessen Kompositionsweise er nicht einmal ein sklavischer Nachahmer genannt werden darf."

Was der Vater begonnen, fand in dem Sohne den ebenbürtigen Nachfolger. Die Kettenbrückenwalzer, die Huldigungswalzer, die Philomelenwalzer, die Minnesängerwalzer, sie blühten auch unter der Führung des Schwalben versammeln sich, ein paar Nachzügler eilen ängstlich herbei, und in „Un poco più lento" hebt das Vogelgezwitscher recht charakteristisch an, das sich auf den gleich darauf einsetzenden eigentlichen Walzer mit seinen Trillern und Vorschlägen überträgt. Die Harmonien sind meist einfach und natürlich; die einzelnen Teile bewegen sich vorzugsweise in der Haupttonart, springen einmal in die Ober- und Unterdominante. Freilich fehlen auch gelegentliche kleine Überraschungen nicht. In dem Walzer „Landesfarben" weicht die Coda von Es-Dur plötzlich nach H-Dur aus, um nach vierzehn Takten ebenso plötzlich, aber nicht ungeschickt wieder nach Es zurückzukehren. Die Introduktion ist meist knapp umrissen, oft nur ein paar Takte, doch hüpfen auch schon gelegentlich, wie bei dem Sohn, ein paar Walzertakte in die Einleitung hinein. Man ver-

gleiche das hundertfünfzehnte Werk „Rosenblätter".

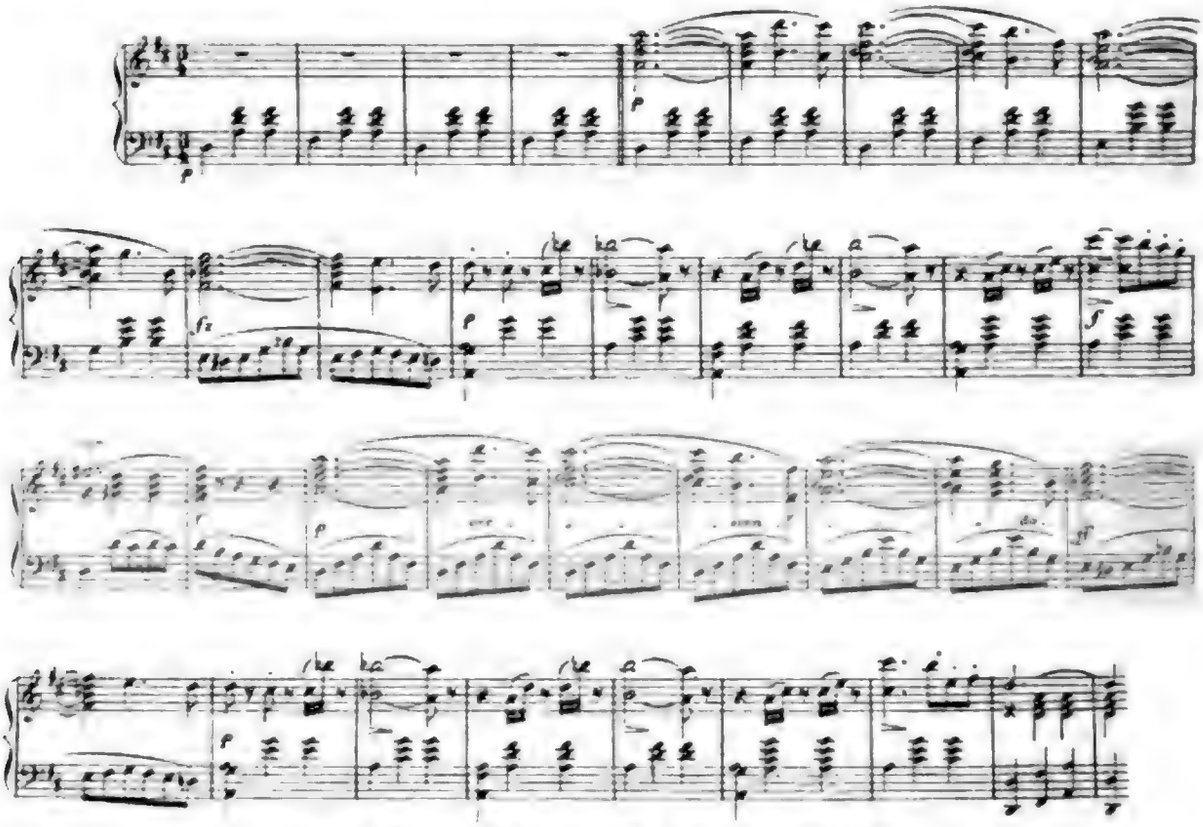
Auch in den reizvollen Pianowirkungen wetteifert der Vater mit dem Sohn; ein hübsches Beispiel bietet der Walzer „Erinnerung an Deutschland", eine Dankesbezeugung der erfolgreichen Kunstreise. Ein wahres Prachtstück ist die groß angelegte Walzerfolge „Wellen und Wogen". Hier die schmeichlerisch verhaltenen Pianissimi in der tragenden Hauptmelodie, dort die langsam und zielbewußt wachsende Steigerung, dann wieder der ungezwungene Gegensatz, dessen Einfachheit besticht, alles dies in der Coda zu neuem, oft überraschendem Zusammenwirken gebracht — dieses Opus 141 ist in allem und jedem ein Muster- und Meisterstück der Walzerliteratur.

Mittlerweile hatte sich auch der Buchhandel der Straußschen Werke bemächtigt. Es entstand ein Kampf der Originalverleger gegen die wie Pilze hervorschießenden Nachdrucke. Im Jahre 1835 veröffentlicht die „k. k. Hof- und privilegierte Kunst- und Musikalienhandlung des Herrn Tobias Haslinger" in Wien eine umständliche Erklärung, daß sie das alleinige und ausschließliche Recht an den Straußschen Werken besitze. Um dieser Veröffentlichung, die vielen Werken, u. a. dem Opus 84 „Heimatklänge", beigefügt ist, und deren charakteristisches Geleitwort lautet:

Es ist nur ein' Kaiserstadt,
Es ist nur ein Wien,

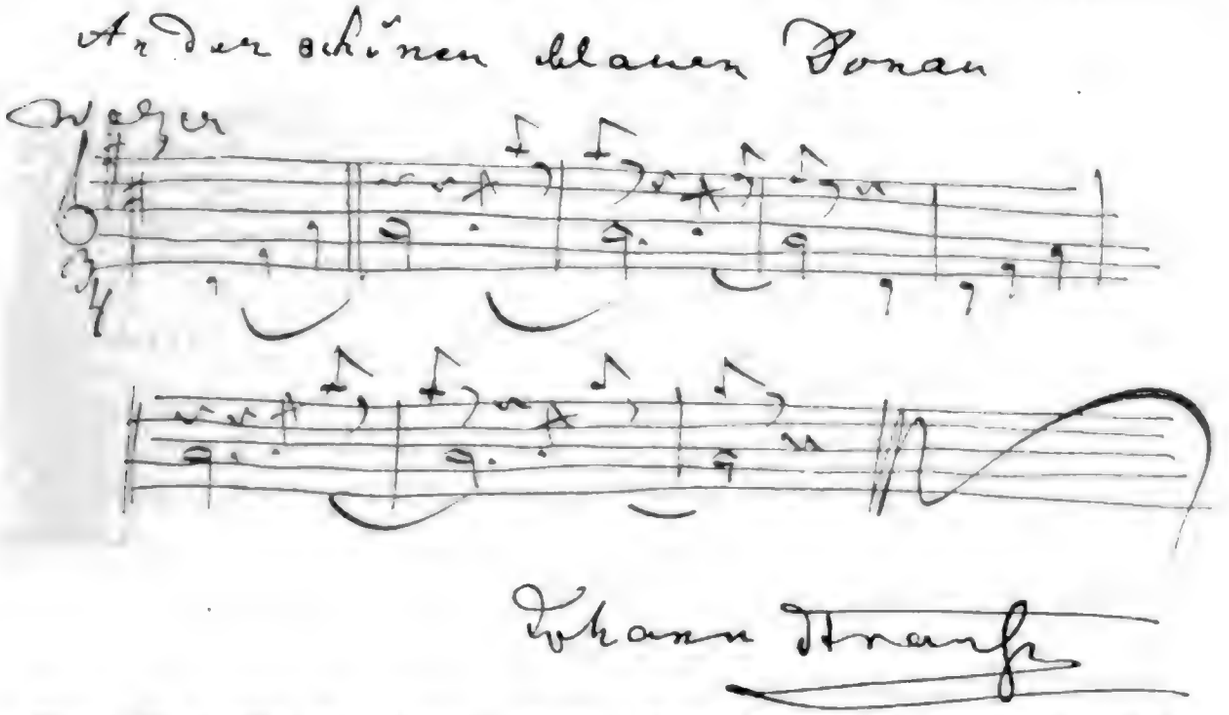
mehr Gewicht zu geben, wird ihr außer den Unterschriften von „Joh. Strauß, Kapellmeister" und zweier Zeugen, Josef Edelbauer und Johann Träg, noch die Beglaubigung des Vizebürgermeisters und zweier Magistratsbeamten beigesetzt. Diese Unterschriften werden durch das Landespräsidium, dessen Siegel wieder durch die „Geheime Haus-, Hof- und Staatskanzley" bestätigt, deren Beglaubigung noch einmal durch die preußische Gesandtschaft erfolgt. Man mußte wohl alle Ursache zu Mißtrauen haben.

War dem Vater Strauß einmal der Atem ausgegangen, so nahm er in Ermangelung eigener Anregung seine Zuflucht zu anderen Komponisten, zu den gerade beliebten Opernwerken. Er zerschnitt „Fra Diavolo", „Zampa", „Die Stumme von Portici", „Robert der Teufel", „Der Zweikampf", „Die Hugenotten" usw. und formte daraus Walzer, Quadrillen und Kotillons. Er tat das nicht in der Absicht, sich mit fremdem Kranze



Walzer „Wellen und Wogen" von Johann Strauß Vater.

zu schmücken. Mit offener Bescheidenheit erkannte er vielmehr den Vorrang dieser Melodieerfinder an. Sehr treffend äußert sich in dieser Weise einmal der Sohn über den Vater: „Er war wie jeder echte Künstler im höchsten Grade bescheiden, und nicht einen Augenblick hegte er die Anmaßung, sich auf dasselbe Piedestal mit den Herren der großen Kunst stellen zu wollen. Aber seine Kunst hat manche Sorge verscheucht, manche Falte geglättet: vielen den Lebensmut gehoben, die Lebensfreude zurückgegeben; sie hat getröstet, erfreut und beglückt; — und darum wird die Menschheit ihm ein Andenken bewahren."



Walzer „An der schönen blauen Donau" von Johann Strauß Sohn. Faksimile mit Namensunterschrift.

Ein reiches Erbe hatte Strauß Vater seinem Sohne hinterlassen, einen Namen, der im Reiche der Tanzmusik goldenen Klang, den Zauber der Unwiderstehlichkeit besaß. Aber der Sohn brauchte nicht auf das Erbe zu pochen, er war selbstherrlich und eigentüchtig genug, seinen Weg zu finden, er führte die Bahn des Tanzkomponisten aufwärts, vom Tanzsaal in den Konzertsaal, auf die Bühne, er eroberte der Tanzmusik einen hohen, sicheren, beneideten Platz. Sein Leben war eine geschlossene Kette triumphartiger Erfolge, sein „Donauwalzer" wurde der Wiener Nationalgesang, seine „Fledermaus" das klassische Vorbild der modernen Operette. Was der Name Johann Strauß für Wien bedeutete, das fühlte man in der Stunde, als die Kunde seines Todes in die Massen drang. Wie ein markerschütternder Schrei mitten in ein Ballfest hinein, wie ein jäher Riß in den Taumel des rauschenden Volksjubels schlug die Trauerbotschaft an das Ohr der Wiener. Es war, als ob alle Kehlen heiser würden, als ob alle Saiten zerrissen, die noch eben in fröhlichem Lebensgenuß gejauchzt und geschwelgt hatten. Als die erste Kunde von dem Verlust in dem Volksgarten zu Wien eintraf, erhob sich alles von den Sitzen, die zahlreichen Offiziere und die Herren in Zivil entblößten das Haupt, die Kapelle intonierte den Walzer „An der schönen blauen Donau". Aber an den Akkorden hingen Tränen, die Melodien klangen wie mit schwarzem Flor umwunden. Während sonst bei diesen Klängen Füße und Herzen unwillkürlich im Walzerrhythmus hüpften, schlich jetzt die Stimmung der Weihe und des Schmerzes in die Gemüter.

Johann Strauß war tot — aber seine Melodien lebten, seine Walzer schwebten im Reigen der Unsterblichkeit. Sie klingen und wehen, so lange der Stephansturm als ein Wahrzeichen Wiens in die Wolken ragt.

An seiner Musik klebt ein gut Teil Wiener Luft, Wiener Leben. Es ist nicht künstlich erklügelte, zurechtgestutzte Erfindung eines

einzelnen, es ist das Fühlen und Genießen eines Volkes, das uns aus den Akkorden entgegenklingt. Die Musik spricht den echten, unverfälschten Wiener Dialekt, ein wundersames Gemisch von jubelnder Lebensfreude und sehnsüchtigen Träumen, von Sinnlichkeit und weicher Sentimentalität. An diesen wie toll einherhüpfenden Rhythmen hängen die Wünsche und Illusionen eines sinnigen, kindlichen Gemütes, der Takt der Füße gehorcht dem Schlage des Herzens. Das ist das Geheimnis, das ihre Popularität bewirkt.

Die Lebensgeschichte der Familie Strauß ist die Lebensgeschichte des Wiener Walzers.

Freilich geht der Stammbaum des Walzers weit zurück, zurück in eine Zeit, die, seufzend unter der Zuchtrute französischer Tanzaristokraten, diesem bescheidenen, deutschen Bürgerkinde den Zutritt zu den Salons verwehrte. Doch das Bürgerkind entpuppte sich als verwunschene Prinzessin, es eroberte sich einen Thron, der ihm von vielen beneidet, doch von niemand mehr bestritten wird. Den Adel ersetzte die sieghafte Jugend, die Ahnen Anmut und Grazie, des Volkes Gnaden gaben die Weihe — wer konnte da länger widerstehen! Und mit Recht! Wer das liebenswürdige Regiment dieser Königin des modernen Tanzreiches kennen gelernt hat, wird sich nie wieder unter den Herrscherstab eines fremden Despoten beugen.

Über ein Jahrhundert greift der Walzer zurück. Mozart hatte seinen „Figaro" gesungen, da erschien auf der Opernbühne ein bescheidenes Werkchen „una cosa rara" (Ein seltener Fall). Hier fanden sich am Schlusse des zweiten Aktes mehrere Paare zusammen, die ein harmloses Tänzchen wagten; ein Tänzchen, neu und eigenartig, bald zierlich, bald rauschend, bald hüpfend, bald schwebend, bald sittig, bald stürmisch. Und dieser Tanz war — der erste Walzer, der auf der Bühne getanzt wurde.

Die Oper und der Tanz fanden so großen Beifall, daß man Mozarts „Figaro" bald vergaß; „cosa rara" — so nannte man den Walzer — eroberte sich die Herzen der jungen Damen, den Boden der Ballsalons, den Notenstift der Komponisten — „cosa rara" eroberte sich im Sturm die ganze Welt, „cosa rara" ward zur cause célèbre.

Nun aber kamen die juristischen Gelehrten, die gewissenhaften Pedanten und wollten der bürgerlichen Königin einen Stammbaum konstruieren; und sie fanden den „Dreher" und den „Schleifer" und den „Hupfauf" und den „Ländler" — und brachten alle in eine lange Reihe und leiteten den Ursprung des Walzers auf viele Jahrhunderte zurück.

Aber der Walzer verzichtete auf diese Sanktionierung, er war stolz auf seine bürgerliche Jugend; denn er besaß mehr als Adelsbrief und Wappen, er besaß die unwandelbare Liebe und Zuneigung seiner tanzfrohen Liebhaber.

Und die Zuneigung ließ nicht nach, sie stieg und wuchs mit der Größe Wiens. Der göttliche Schubert sang seine frischen Walzer wie süße Nachtigallenlieder in den Frühling des Wiener Waldes hinein, und ihr Echo hallte zurück und weckte die Wiener Herzen zum Frohsinn, zur Lebensfreude.

Da ergriff Lanner die Geige. Er machte sich den Walzer zur Lebensaufgabe; was bis jetzt nur nebensächliche Tändelei, ward plötzlich hochaufgerichteter Mittelpunkt einer neuen Welt des Klanges und des Tanzes. Auf Lanner folgte Johann Strauß, der Vater, auf diesen der Sohn; die Herrschaft vererbte sich wie in einer dynastischen Monarchie.

Strauß der Jüngere ist der Klassiker der Tanzkomponisten, er verschaffte ihnen erst Heimat- und Bürgerrecht in dem weiten Königreich der Tonkunst. In der Sitzung vom 27. Mai 1830 der Wiener Tonkünstler-Sozietät, der ältesten und vornehmsten Wiener Musikvereinigung, wurde über die Aufnahme eines Musikus verhandelt, der sich Josef Lanner nannte. Die ehrsame Korporation lehnte das Aufnahmegesuch ab, „weil er bei der Tanzmusik ist".

Johann Strauß erhält ein Ehrengrab neben Brahms, Schubert und Beethoven. Schon dies erhellt den Unterschied der Bedeutung, damals und heute. Lanner baute spanische Luftschlösser und Zaubergärten, Strauß gewann dem Walzer den realen Boden, ein behagliches bürgerliches Heim. Vorbei der Nixenspuk im Mondschein, der heißblütige Weltbürger kam zu Wort.

Das singt uns Bauernfeld in seinem „Buch von uns Wienern":

Es hüpfen die Feen und Nixen
Im Mondenscheine vorbei;
Sie lachen und tanzen und knixen
Bei lieblicher Melodei.

Da braust und rauscht es gar prächtig,
So was vernahmet ihr nie!
Es fluten die Wellen allmächtig
Der Walzersinfonie.

Rasch sind die Nixen verstoben
In ihr kristallenes Haus,
Es schreckt sie der Fiedelbogen
Des Walzertyrannen Strauß.

Ja, er ist ein Tyrann, dieser Walzerkönig, ein Tyrann der Freude, des Frohsinns. Er schwingt sein heiteres Zepter über den ganzen Erdball, alles sinkt ihm zu Füßen, alles huldigt seiner bestrickenden, zwingenden Großherrlichkeit. Von der Vorstadtbühne zog er in die großen Ausstattungstheater, in neuerbaute Operettenpaläste, auf den geweihten Schauplatz der Hofbühnen.

Die „G'schichten aus dem Wiener Wald", „Rosen aus dem Süden", „Wein, Weib, Gesang" und gar die „schöne blaue Donau", sie sind in den Nationalschatz der österreichischen Tonkunst aufgenommen. Als Verdienst kann man es Strauß anrechnen, daß er die Tanzweisen des Volkes in die Säle der Vornehmen einzuführen wußte und wiederum die Tanzböden der Vorstädte durch aristokratische Melodien veredelte. Dieser aristokratische Zug in seinen Tänzen war nicht nur für seinen Ruhm und seine Kasse, sondern überhaupt für den deutschen Tanz von erheblichem Gewinn. Mit Strauß wurde der deutscheste Tanz, der Walzer, erst coursfähig und damit der altererbte Hang zu französischen Tänzen endgültig aufgehoben.

Auch auf dem bis dahin von Frankreich ausschließlich behaupteten Felde der Operette sollte durch Strauß ein neuer Weg gebahnt werden. Offenbach selbst hatte ihn auf sein Talent aufmerksam gemacht. Freilich sollte der Wiener den Sieg hier erst nach manchen Enttäuschungen erkämpfen. Der erste Versuch, „Die lustigen Weiber von Wien", verschwand im Archiv, ohne das Licht der Rampen zu sehen. Das zweite Werk, „König Indigo", konnte infolge der Strohfiguren und der geistlosen Szene des Buches keinen rechten Boden gewinnen. Am 10. Februar 1871 vollzog sich das Ereignis dieser Uraufführung der ersten Straußschen Operette. Mit ungeheurer Spannung hatte ganz Wien den Tag erwartet. Strauß dirigierte selbst, das bewirkte eine beifallsfreudige Aufnahme des Werkes; der echte nachhaltige Jubel folgte aber nur dem Walzerterzett „Ja, so singt man in der Stadt, wo ich geboren". Der Walzerkönig hatte triumphiert, nicht der Operettenkomponist. Er mußte noch wacker mit sich ins Gericht gehen. Aber er ließ sich nicht abschrecken. Ein zweitesmal suchte er den Weg mit „Karneval in Rom" in etwas gewählter Ton- und Tanzsprache. Somit war die echte Popularität hiervon kaum zu erwarten.

Dann kam der Gipfel: „Die Fledermaus". Aber sonderbar — dies Werk, so recht aus einem Guß in sechs Wochen des Jahres 1871 geschaffen, begegnete in Wien zunächst nur Zweifeln und Mißtrauen. Das verwegene abenteuerliche Buch, meinte man, sei für Deutschland ungeeignet. Nach einem Vaudeville „Reveillon" von Meilhac und Halévy bearbeitet, weist es deutlich und unverkennbar auf Offenbach hin, dessen „Pariser Leben" sechs Jahre vorher die leichtsinnigen Boulevardiers entzückt hatte. Die ganzen Szenen des zweiten Aktes sind im Grunde nichts als eine Abwandlung des dritten Aktes „Pariser Leben". Die Anlehnung ist oft so grell, daß man beinahe von einem Plagiat reden könnte; selbst der musikalische Aufbau zeigt verwandtschaftliche Züge. Ein wesentlicher Kontrast aber griff mildernd und versöhnend in die Akkorde ein: aus dem leichtsinnigen sittenverletzenden Pariser Galopp ward bei Strauß als Seele des Ganzen der kecke ausgelassene, aber bei aller Ausgelassenheit doch immer gemütliche schmeichlerische Walzer, der die gewagten Situationen dämpft und mit glitzerndem, gewisse Naivität erweisendem Haussflitter umkleidet. Und doch, diese wienerischste aller Operettenmusiken hatte in Wien zunächst kein Verständnis gefunden, sie fiel durch. Fast die gesamte Kritik verdammte einstimmig das „schlechte" Textbuch und winkte der Musik nur so weit gnädig zu, als die Schicklichkeit dem berühmten heimischen Komponisten gegenüber ein anderes verbot.

In Berlin erst merkwürdigerweise, wo man im Grunde der Seele ziemlich weit von der österreichischen Lebensvergnüglichkeit

fern war, fand die „Fledermaus“ die verdiente Anerkennung. Nach dem Berliner nachhaltigen Erfolg erst raffte man sich in ihrer Vaterstadt zu einer neuen Prüfung auf, diesmal aber mit besserem, glücklicherem Ausgang. Der Orlofskyschwank wurde jetzt so erfaßt, wie er gemeint war, als ein launiger, weindurchglühter Sommernachtstraum, ohne reale Trivialität, ohne erschreckende Moralentgleisung, als das Phantasiestück eines Märchendichters — und siehe, mit einem Male schwanden die Bedenken, in köstlichem, überlegenem Humor hoben sich die draſtischen Gestalten aus dem Schmutze der Wirklichkeit in das rötlich schimmernde Reich der Fabel. Die Melodien vergoldeten die Schatten der Abenteurer, die prickelnden Rhythmen breiteten ihren versöhnenden Schimmer über all das Zweifelhafte, Schwankende, das der strenge Moralist noch dahinter suchen konnte.

Von Berlin und Wien begann die „Fledermaus“ ihren Siegeszug durch die ganze Welt. Sie stieg und wuchs immer in der Gunst der Hörer, sie eroberte sich schließlich den Boden der ernsten Operntheater.

Gustav Mahler unternahm 1897 das Wagnis, die „Fledermaus“ in Hamburg mit ersten Kräften, wie Klafsky, Josephine von Artner, Birrenkoven, in das Repertoire der ernsten Oper einzureihen. Der Versuch fand so glänzende Rechtfertigung, daß man in den Hofopern zu Wien, Karlsruhe, München, Stuttgart das Beispiel sehr bald mit dem gleichen Glücke nachahmte. Schließlich folgte auch die etwas stärker zurückhaltende Berliner Hofoper. Und auch hier war das Ergebnis das gleiche. Anfangs erbebte noch die Seele des Opernhauses ein wenig bei manchen gewagten Scherzen, aber sehr bald triumphierte die Tanzsinfonie, man amüsierte sich köstlich, freute sich über die ältesten Originalwitze, als ob man sie noch nie gehört, und applaudierte schließlich bei jeder Operettenfermate, bei jedem Tanzschritt, den die Sänger auf dem geweihten Boden riskierten. Bei den bekanntesten Melodien zuckte es wie ein Wiegen durchs ganze Haus, niemand konnte sich der rhythmischen Gewalt dieser Tänze entziehen.

Die sonnig heitere Musik mildert hier, wie bei allen Straußschen Operetten, die szenischen Gewaltsamkeiten, sie vergoldet die mageren Späße und glättet die schlüpfrigen Pfade, die der Text gezeichnet hat. Bei Johann Strauß denken, fühlen und handeln die Menschen im Tanzrhythmus, der Walzer wächst aus der Szene, aus der Situation heraus, er ist nicht äußerlicher Aufputz, er ist logische Notwendigkeit.

Die größten Männer seiner Zeit haben dies willig anerkannt. „Strauß ist der musikalischste Schädel der Welt,“ äußert Wagner. „Ein einziger Straußscher Walzer überragt, was Anmut, Feinheit und wirklichen musikalischen Gehalt betrifft, die meisten der oft mühselig eingeholten ausländischen Produkte wie der Stefansturm die bedenklichen hohen Säulen der Pariser Boulevards.“ Zu seinem fünfzigjährigen Künstlerjubiläum schickte Brahms dem Kollegen seine Photographie mit den Anfangstakten des blauen Donauwalzers und der Unterschrift: „Leider nicht von Johannes Brahms, sondern von Johannes Strauß.“

Die Jugend ist es, die uns aus den Straußschen Klängen grüßt. „Am Winterabend, beim Herdfeuer,“ sagt Victorien Sardou, „reichen einige Akkorde eines Walzers von Strauß hin, um mich meine zwanzig Jahre wiederfinden zu lassen, und ich kann ihm dafür nicht genug dankbar sein.“

Freilich sollte auch Strauß die Höhe seiner „Fledermaus“ nicht zum zweitenmal erreichen. Eine ganze Reihe der folgenden Bühnenarbeiten verschwand nach kurzem flüchtigem Kulissendasein; nur einzelne Melodien retteten sich in die Straußschen Tanzalbums. Der „Zigeunerbaron“ bedeutet noch einmal einen außerordentlichen Aufschwung, der sich in dem blühenden, geradezu sich überstürzenden Melodienfluß dartut; das sinn- und geschmacklose Sujet läßt uns aber nicht zum rechten Genuß kommen.

Dann gab es noch einmal einen Anlauf in dem „Waldmeister“, der allerdings nicht mehr das Feuer der Jugend, nicht mehr die Kraft des Siegers in sich trägt.

Das Geheimnis der Straußschen Operettenerfolge ruht zum größten Teil in seinen süß lockenden, einzig temperamentvollen Walzern. Er vereinte den Schwung des Lannerschen mit der behaglichen Solidität des älteren Straußwalzers, aber in freierem Stil und strahlenderen Farben. Dabei

wuchs er von lokaler zu internationaler Größe. So ist aus der Walzermusik bei Johann Strauß dem Jüngeren ein Kunstwerk entstanden, das in der Geschichte der Musik einen Sonderplatz einnimmt: der musikalische Schwank. Strauß erkannte mit sicherem Blick, daß das Wesen der Operette nicht in einem Polka-, Walzer-, Marschpotpourri besteht, wie die heutigen Komponisten meinen, sondern darin, daß der dramatische Konflikt in den Tanz umgewandelt, vergeistigt, verflüchtigt wird. So in der „Fledermaus", dem Jugendwerk, so in dem herzlichen „Waldmeister", dem Schlußwerk, mit seinem wundervollen Walzerkonflikt, der alle Verwickelungen des Stückes in seiner milden Wärme auflöst. Hier erkennen wir deutlich die Wechselbeziehung zwischen musikalischem Bühnenwerk und Tanz. Strauß, der Vater, zerstückte die landläufigen Opern, um aus ihnen Walzer zu schneiden, Strauß, der Sohn, setzt die Walzer zu einem neuen Opernwerk zusammen und schafft die Wiener Operette. Nicht in dem Wort Operette liegt das Odium, das man ihr entgegenbringt, sondern in dem jeweiligen Inhalt, der sie füllt. Manches reizvolle komische Operchen rangiert in Frankreich unter dem Titel Operette, und manches hohle Operettenmachwerk maßt sich grotesk den Namen komische Oper an.

Freilich, was die Wiener Nachahmer Strauß' auf diesem Gebiete produziert haben, ist meist höchst zweifelhaften Charakters. Mit Ausnahme Suppés, der ein wenig von französischen Früchten nascht, ist die gesamte Produktion der Operette ungeheuer verflacht, in musikalischen Schlamm und Unrat hinabgesunken. Die frivolsten Späße, die plattesten Gemeinheiten werden als Lockmittel ausgestreut, die banalsten Gassenhauer mit dröhnendem Becken- und Trommelgepolter werden über den Hörer ausgegossen, der sich auf einen mittelalterlichen Jahrmarkt statt in eine musikalische Kunststätte versetzt glaubt. Heute haben wir keine Komponisten, fähig, Operetten zu schreiben, keine Sänger, fähig, sie zu singen. Was man uns unter der Maske der Operette auftischt, ist ein Verbrechen an allem, was mit Kunst nur in entferntester Beziehung steht. Die plumpsten, unflätigsten Tänze von Negern und Cowboys werden Lockmittel in diesen Machwerken; sie schleichen sich von den Possenbühnen in die Salons, in die Gesellschaft ein und verderben Sitte und guten Geschmack. Und da erkennen wir so recht, daß das Wort des Mittelalters: „Der Tanz verdirbt die guten Sitten", in umgekehrter Fassung Gültigkeit erlangt: „Schlechte Sitten verderben, erniedrigen den Tanz".

Jedenfalls sind mannigfache Beziehungen des Tanzes zu jeweiligen Gesinnungs- und Gesittungsphasen der Völker unverkennbar. Und so müßte eine streng nach den Quellen bearbeitete Geschichte der Tanzmusik freudig begrüßt werden; dürften wir doch hoffen, daraus nicht nur sehr viel Interessantes für den Tanz, seine Bedeutung und seinen Einfluß auf die Gesamtkultur, sondern vor allem auch gerade über die Befruchtung der Tonkunst durch Tanzrhythmen und -formen zu erfahren. Bis jetzt sind wir über allgemeine Andeutungen in dieser Beziehung noch nicht hinausgekommen. Wir dürfen annehmen, daß die freiere Rhythmik in der Volksmusik auf Tanzeinfluß zurückgeht. Alle Anregung ist in der Kunst meist wechselseitig. Wenn die Dichtung ihren tiefen Einfluß auf die melodische Linie und die Form der Gesänge übte, so lenkte umgekehrt die Musik auch die Lyrik in die ihr genehmen und dienstbaren Bahnen des Strophenliedes und des Tanzliedes.

Im Volksleben griffen diese sangesartigen Ausbrüche der Stimmung in gewisse wechselseitige Begleiterscheinungen über. Mit Händeklatschen skandierte man die Silben, mit schlichten neigenden und beugenden Bewegungen, einem kurzen Rundgang, einer Körperdrehung begleitete man die Endreime, den Refrain der Volksgesänge. Man mußte dabei unwillkürlich diese Rhythmik der Körperbewegung auf die Tonbewegung übertragen. So läßt sich annehmen, daß schon in frühester Zeit der Volksgesang leichter und abwechselungsreicher rhythmisiert war als die strenge Tonkunst, die ja ausschließlich dem Gottesdienste galt. Also erste Uranfänge des Tanzes, der Tanzbewegung und des Tanzschrittes dürften schon bei der rhythmischen und formalen Gestaltung des schlichten Volksliedes Pate gestanden haben.

Aus dem Tanzlied erwuchs das Tanzstück, das den ersten Keim der Instrumentalmusik

ausſtreute. Die Einzelſtücke vereinten ſich zur höheren Form der Suite, aus deren inhaltlicher Gegenſätzlichkeit ſich die Grundzüge der klaſſiſchen Ouvertüre, Serenade und Sinfonie entwickelten. In die Oper ſprang der Tanz als ein unterhaltendes Zwiſchenglied aus den alten Balletts über, er formte ſich ſelbſtändig zu einer neuen Spielart des muſikaliſchen Bühnenſtückes, der Operette.

Die Beziehung zwiſchen geſungener und auf Inſtrumente übertragener Ausführung hat ſich gerade beim Tanz am deutlichſten erhalten. Wie man im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert Tanzlieder aufs Inſtrument übertrug und Tanzſtücken wieder Melodietexte unterlegte, ſo breiten ſich auch in unſerer Zeit die Tanzformen als Lieder wie als Inſtrumentalſtücke gleichzeitig aus. Wer erinnert ſich heute, daß Johann Strauß' „An der ſchönen blauen Donau" in der urſprünglichen Form ein Männerchor mit Klavier- oder Orcheſterbegleitung geweſen! Er iſt Tanzſtück geworden. Umgekehrt haben die Tänze bei Chopin, Schumann, Brahms und ihren Geiſtesverwandten eine ſtiliſierte, veredelte Form angenommen, die ſie mehr zu Trägern einer Liedſtimmung, eines lyriſchen Erguſſes emporhebt. Schumann und Brahms ſind von Hauſe aus echte Lyriker, Chopin war durch die Wirrnis der Sprachen ſeiner Zeit leicht darauf hingewieſen, wie Mendelsſohn in Liedern „ohne Worte" zu ſingen. Dieſe Lieder nahmen äußerlich den Tanzrhythmus, die Form, den Stil idealiſierter Tänze an; aber ſie ſind niemals als Tanzmuſik gedacht, ſie ſtreben aus dem Tanzempfinden zu luſtigen, weſenloſen Reichen der Gedankenſchatten hinauf, ſie geben dem Tanz die letzte höchſte vergoldende Weihe der reinſten Muſikgefühle. Während Schubert und Weber in ihren Tänzen die direkten Vorläufer von Lanner und Strauß darſtellen, weiſen dieſe Tanzdichter eher auf die nur an Tanzumrahmung gebundene Suitenzeit Bachs und Händels zurück.

So kehren nach langer wechſelreicher Reiſe, auf der ſie ihre Anregungskeime über alle denkbaren Tonformen ausgeſtreut, die Tanzgebilde wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück, als Träger ſchlichten, innerlichen, warmblütigen Volksempfindens.

Ausklang

Und eine müdgeſtimmte Heiterkeit.
Verblaßten Farben letzter Aſtern gleich,
Lag dir im Auge, eh' du ſchiedſt von hier.
Dein Seelchen war ſchon weit, ſchon weit voraus,
Für deinen Wunſch ein traumlos Bett zu ſuchen.
So leiſe klang dein Mund, wie Tropfenfall
Nach einem langen, ſchweren Wetterregen.
Und deine Augen ſahen ſchon das Licht
Des Irisbogens nach dem Sturme leuchten.
Auf ſiebenfarbig bunter Brücke zogſt
Du abſchiedlächelnd in die Himmel ein.

Paul Friedrich

Dramatische Rundschau

Von

Friedrich Düsel

Die Sehnsucht unserer Zeit nach großen Stoffen und heroischen Gestalten auf der Bühne ist mittlerweile so stark geworden, daß sie auch den Gang in die Unterwelt nicht mehr scheut, um sie zu beschwören. Das graueste Altertum wird auferweckt, und Tote sollen reden. Schon vor Jahren, mitten in der Hochflut des dramatischen Naturalismus, hat man sich an die beiden ragenden Felsen der antiken Tragödie, an Äschylos und Sophokles, geklammert, um von ihrer Wolkenhöhe herab einmal wieder freien Blickes und heiteren Gemütes auf das Alltagsgewimmel der kleinen Gegenwart niederblicken zu können; jetzt hat sich zu den zwei einsam dastehenden Großen, die die beiden charakteristischen Seiten der antiken Tragödie, erhabene Strenge und edle Harmonie, vertreten, als dritter Euripides gesellt, der nach der landläufigen Meinung unserem modernen Empfinden schon um eine gute Strecke entgegenkommt. Wie wenig aber bei einem Kulturwege von drittehalb Jahrtausenden diese paar Schritte zu bedeuten haben, das zeigte uns eine Aufführung der Euripideischen „Medea", die jüngst das Berliner „Neue Theater" wagte. Sie bewies uns nur aufs neue, daß die nur aus dem griechischen Mythus verständlichen barbarischen und übermenschlichen Bestandteile der alten Hexensage, deren rohe Schauder und Schrecken keine große tragische Erschütterung läutert, für uns Menschen von heute ihren Blitz und Donner verloren haben. Der Hellene, mit den Gestalten seines religiösen Mythus aufgewachsen, nahm als gegeben hin, was wir notwendig psychologisch erklärt und begründet sehen müssen, wenn es uns ergreifen soll. Grillparzer wußte wohl, was er tat, als er gerade diesem Stoffe von der Kolcherin, die aus gekränkter Liebe und dämonischer Eifersucht am Ende vor der Ermordung der eigenen Kinder nicht zurückschrickt, in seiner Trilogie „Das goldene Vließ" eine so eingehende, weit zurückgreifende Motivierung aus der Vorgeschichte gab. Nicht von ungefähr traf er mit Schiller darin überein, daß die Tragödie der Medea für uns nur „in ihrer ganzen Geschichte und als Zyklus" zu brauchen sei. Deshalb schickte er seiner „Medea" den „Gastfreund" und die „Argonauten" voraus und suchte Bühne und Publikum dahin zu erziehen, die drei Stücke als eine unlösliche Einheit zu betrachten. Nur so, glaubte er, könnte es gelingen, für unser modernes Gefühl und Empfinden einigermaßen überzeugend die Frage zu beantworten: Wie ist es möglich, daß ein im Grund edles, herrlich veranlagtes Weib die Mörderin ihrer eigenen Kinder wird? Im „Neuen Theater" sahen wir trotz aller reichlich aufgebotenen mimischen und dekorativen Künste nichts weiter als ein menschenwidriges Fabelwesen, das in paroxistischen Wut- und Racheausdrücken schwelgt, eine Zauberin, für die die Gesetze dieser Welt nicht gelten, die endlich im feurigen Drachenwagen aller Strafe und Sühne entführt wird.

Der, dem diese ganze neueste Renaissance der antiken Tragödie ihr Dasein verdankt, ist, von Vorläufern wie Adolf Wilbrandt abgesehen, der Berliner Universitätsprofessor Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, einer der geistvollsten Männer zweifellos, die jemals den Lehrstuhl für alte Philologie geschmückt haben. Ihm ist die Zeit, die er forschend und lehrend vertritt, nicht tot, sondern lebendig und gegenwärtig wie nur eine. Und ihm ward die Gabe zuteil, mit Hilfe einer kühn modernisierenden und doch innerlich getreuen Übersetzungskunst etwas von dem lebendig vertrauten Gefühl, mit dem er selbst die Gestalten antiker Dichtung begreift, auch seinen Hörern zu vermitteln. Über Wesen und Technik des Übersetzens hat er schöne und tiefe Gedanken entwickelt. Aber er täuscht sich, wenn er glaubt, unsere Bühne könne dem modernen Theaterpublikum die antike Tragödie auch plastisch noch wieder lebendig machen. Dafür wurzelte ihr Inhalt zu tief in der religiösen Kultur ihrer Zeit, ihre künstlerische Form zu tief in dem Charakter der von den unserigen so grundverschiedenen antiken Theaterverhältnisse. Nur mit historisch-philologischem

Interesse können wir heute noch etwas von der poetischen Größe des antiken Dramas erfassen; eine befruchtende Kraft für das Theater unserer Gegenwart dürfen wir nicht davon erhoffen. Wie es denn im Eroberungskampf um die neue Kunst der Zukunft überhaupt kein Zurück, sondern immer nur ein mutiges, unverzagtes Vorwärts gibt.

Archaisierende Tendenzen sind aber heutzutage nicht bloß bei unseren Philologen daheim, auch die Bestrebungen gewisser jüngerer Dramatiker zeigen sich vielfach davon durchsponnen. Von Hugo von Hofmannsthals Versuch, die „Elektra" des Sophokles in neuer Form und Psychologie für uns zu gewinnen, war kürzlich (Januarheft) hier die Rede; auch Oskar Wildes „Salome", die jetzt über die Bühnen der Welt wandert, hat ja bei aller Hypermodernität starke Neigung zu altertümelnder Stilisierung. Was ihnen das Altertum, ist Maeterlinck das kirchliche Mittelalter. Am Stabe der Legende und des Mysteriums hat er den Übergang gefunden aus dem Nirgendwo und Nirgendwann seiner romantischen Märchendramen zu der neuen Periode seiner Entwickelung, die uns den wirkungssicheren Theaterdichter Maeterlinck geschenkt hat. Eins dieser Übergangsdramen, die „Schwester Beatrix" (deutsch von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski; Leipzig, Eugen Diederichs), lernten wir kürzlich, dank dem unerschrockenen Wagemut des „Neuen Theaters" zu Berlin, nun auch von der Bühne herab kennen, während es in Buchform bereits seit längerer Zeit vorlag. Maeterlinck selbst denkt über die Bedeutung dieses Werkchens äußerst bescheiden, er ist sich durchaus bewußt, daß es in seinem dichterischen Schaffen nur eine untergeordnete Stelle einnimmt wie ein Wimperg etwa an einem gotischen Dombau. Als „Singspiel" nur möchte er diese „Schwester Beatrix" genommen haben, das in erster Linie eine melodramatische Unterlage für den Komponisten sein soll, ein „simple canevas pour musique". Dementsprechend finden wir hier weder ein großes philosophisches, noch ein großes moralisches Problem gestaltet und dramatisch ausgeschöpft, sondern vielmehr nur eine seelische Stimmung wird präludienhaft angeschlagen, um den schicklichen Vorwand für eine sinnenfrohe Entfaltung reicher musikalischer und dekorativer Bühnenmittel zu schaffen.

Der Stoff der mittelalterlichen Legende, der zugrunde liegt, ist ja bekannt und uns Deutschen zudem durch Gottfried Kellers Erzählung „Die Jungfrau und die Nonne" (in den „Sieben Legenden") wohlvertraut. Der weltfrohe Schweizer hat nach dem menschlichen Kern in der alten frommen Geschichte gespäht und ihr das Gesicht „einmal nach einer anderen Himmelsrichtung gewendet". Aus der Gemeinschaft der Nonnen zieht Lebens- und Liebesdrang eines Tages die eine hinaus in die lachenden Gefilde der Welt. Sie läßt Schlüssel und Kutte der Jungfrau Maria und entflieht aus dem Kloster, um draußen Glück und Leid der Kreatur in Ehe und Mutterschaft zu kosten. Im Kloster selbst merkt niemand etwas von ihrem Verschwinden. Denn die heilige Jungfrau erbarmt sich in verstehender und verzeihender Güte der Abtrünnigen, nimmt Kutte und Schlüssel auf und verrichtet getreulich all die Dienste, die sonst der Schwester Beatrix oblagen. Lange Jahre geht das so; da kehrt eines Tages, des Weltlebens überdrüssig, Beatrix zurück, nimmt die Zeichen ihrer Schließerinnenwürde demütigen Herzens wieder in Empfang, und alles scheint wie zuvor. Aber Marias Opfer war trotzdem nicht umsonst. Als der Madonna das Dankfest gefeiert wird und alle ihr Gaben bringen, nur Beatrix scheinbar mit leeren Händen dasteht, da pocht es plötzlich von draußen an die Klosterpforte, ein eisbärtiger Rittersmann steht davor, und um ihn scharen sich acht blühende, kraftstrotzende Jünglinge — das sind die Söhne der Beatrix aus ihrer Ehe mit dem Ritter Wonnebald, die sie nun alle der heiligen Jungfrau, ihrer milden Patronin, als Kreuzritter weiht. Keine andere Gabe kann sich mit dieser vergleichen. Acht Kränze von jungem Eichenlaub, die plötzlich an den Häuptern der Jünglinge zu sehen sind, bezeugen, daß das Weihgeschenk von der Himmelskönigin angenommen ist, und daß die Untreue gegen die Satzungen des Klosters als gesühnt gilt.

So Meister Gottfrieds lachender alemannischer Frohsinn, anders des Flamen weihrauchumhüllte Feierlichkeit. Er selbst nennt seine „Schwester Beatrix" einen der ersten tastenden Schritte zu einer Schaubühne des Friedens, des Glückes und der Schönheit ohne Tränen. Die mit dem Prinzen Bellidor in blauer Sternennacht in die Welt entfloh, kehrt nach fünfundzwanzig Jahren, während deren die Jungfrau unerkannt ihre Dienste tat, zermartert und zerschlagen, zum Sterben müde und nur den Tod noch ersehnend zu den Füßen des Madonnenbildnisses zurück: der Geliebte verließ sie nach wenigen Monden, Schande und Verbrechen zogen sie in ihre Schlingen, ihr Fall war so tief, daß selbst die Engel mit ihren großen Flügeln sich nicht wieder daraus hätten emporschwingen können. Nicht eine Stunde seit der Unglücksnacht ihrer Flucht, nicht eine Stunde in ihrem ganzen Leben da draußen war frei von Todsünde. „Die Liebe des Mannes, das ist die große Bürde", mit dieser schmerzensreichen Erkenntnis, die so ganz anders ausschaut als Kellers weltfreudige Glorifizierung des Naturgebotes, bettet sich die Elende zum Sterben. Die Nonnen um sie herum verstehen von all den furchtbaren Selbstanklagen und Schmähungen kein Wort. Für sie ist Schwester Beatrix die Heilige, die die Himmelskönigin vor fünfundzwanzig Jahren unter den seligen Schauern des großen Blumenwunders mit ihrer goldenen Krone bekleidete, indes sie selbst zum Himmel zurückkehrte. Sie sagen der Verzweifelten linde Worte tröstender Liebe. Beatrix vermag den seltsamen Wandel anfangs gar nicht zu fassen. Man vergab in den Mauern des Klosters doch früher nicht so leicht. Da verdammte man die Sünde; jetzt aber verzeiht alles, und alles scheint zu wissen. Es ist, als ob ein Engel die Wahrheit verkündet

Szene aus der „Medea“ des Euripides. Nach der Aufführung im „Neuen Theater“ zu Berlin.

hätte. „Ich lebte in einer Welt, wo ich nicht wußte, was Haß und Bosheit wollten, und ich ſterbe in einer anderen, in der ich nicht faſſe, wo Güte und Liebe hinauswollen.“ Mit dieſen Worten entflieht die erlöſte Seele gen Himmel.

Nur in dieſer letzten Szene iſt inneres dramatiſches Leben, die anderen alle: die Flucht der Beatrix aus dem Frieden des Kloſters hinaus in die geheimnisvoll lockende Mondnacht; die frommen Verrichtungen der Jungfrau an Stelle der Entflohenen; ihr Almoſenverteilen an die ſcheu hereindrängenden Armen, wobei alle Gaben wie in überirdiſchem Lichte gebadet erſcheinen; die Entdeckung der Nonnen, daß das Marienſtandbild ſeinen Platz verlaſſen hat; ihr Wehegeſchrei darüber; das Wegſchleppen der heiligen Jungfrau, als der vermeintlichen Schuldigen, zur Geißelung; das Licht- und Blütenwunder, das den Nonnen die Heiligwerdung der verkannten Schweſter verkündet — das alles bleibt Bild, ſo bewegt und beſeelt, ſo erfüllt von zarter, inniger Schönheit manches darin äußerlich erſcheint. Und auch der letzte Auftritt, da ſich die zerſchlagene Sünderin wehklagend zu den Füßen der heiligen Jungfrau im Staube windet, hat viel zu wenig individuelles Leben, viel zu wenig markante Züge, um aus ſich heraus mit dramatiſcher Kraft zu wirken. An Stelle der inneren Vorgänge treten äußere Zeichen und Requiſiten, an Stelle der tragiſchen Entwickelung fertige Gebilde, und ſo hinterläßt das Ganze trotz aller andächtig ſchönen Worte, die wie köſtliche Perlen aus dunkler Tiefe heraufleuchten, den Eindruck des Leeren, eines Rahmens ohne Inhalt, einer Zeremonie ohne Gnadengabe.

Vielleicht hätte ſich durch ganz ſchlichte, ſtille Einfalt in Spiel und Ausſtattung die ſakrale Stimmung vertiefen und vermenſchlichen laſſen. Die Regie des „Neuen Theaters“ aber ſuchte das Gegenteil. Sie ſchwelgte in dem Farbenrauſch des Wunders, ließ die Schreie der Nonnen vor dem leeren Sockel des Marienſtandbildes zu ſchrillem, gellendem Geheul anwachſen, trieb die Freudenrufe der Bekehrten zu irrem, ekſtatiſchem Jubel und ließ mit dem allem den Mangel an innerem, ſeeliſchem Widerhall nur noch fühlbarer werden. Dagegen kam das rein Maleriſche, zumal in der erſten Szene, wo in das Dämmern der nur von der heiligen Lampe matt erhellten Kloſterhalle die Sternennacht hereinblaut, Roſſeshuf erklingt und die ſilberne Rüſtung des lockenden Reiters aufblitzt, in wunderbarer Abſtimmung und in auserleſenſtem Farbenzauber zur Geltung. Der Rolle der Beatrix lieh Agnes Sorma all ihre ſüße Schwermut und zarte Innigkeit. Ergreifend in ihrer Milde und Güte, in ihrer Demut und kindlich primitiven Unſchuld war ſie in der Szene des zweiten Aufzuges, wo ſie als heilige Jungfrau in Gewand und Geſtalt der Beatrix den Armen und Kranken die Liebesgaben austeilt, die unter ihren Händen zu leuchten und zu ſtrahlen beginnen. In der letzten Szene dagegen verſuchte ſie vergebens, der vagen Geſtalt der verzweifelten Sünderin große tragiſche Töne zu geben. Gerade dadurch machte ſie vielmehr am peinlichſten offenbar, daß dies alles nur ein melodramatiſches Spiel, hinter dem keine tiefere Idee zu ſuchen iſt.

Maeterlincks „Schweſter Beatrix“ ſpielt in einem Kloſter bei Louvain im dreizehnten Jahr-

Digitized by Google

hundert, in einer Sphäre also, wo Wundertaten dem frommen Glauben nichts Unerhörtes sind. Wie nun aber, wenn einer der wundertätigen Heiligen unter uns Menschen von heute träte und Vertrauen für sich forderte? Wie würden die Menschen sich verhalten, wie würde der Heilige bestehen? Diese Fragen schlagen die Brücke von der einfältig gläubigen Legende des Mittelalters zu der satirischen der aufgeklärten Neuzeit, die Maeterlinck in dem „Wunder des heiligen Antonius“ versucht, und die auf deutschem Boden zuerst das Berliner „Deutsche Theater“ aufgeführt hat. Des Dichters eigener Standpunkt kann nicht zweifelhaft sein. Mit Recht hat sein deutscher Übersetzer, Friedrich von Oppeln-Bronikowski, geltend gemacht, daß Maeterlinck, so viele Wandlungen seine Kunst und seine Weltanschauung durchgemacht haben, in einem Punkte doch stets derselbe geblieben sei: in seinem Glauben an das Mysterium. Stets bleibt die Mystik das Leitmotiv seines Schaffens. „Mag Maeterlinck als Mensch dem Dogmenglauben auch fern und ferner gerückt sein, als Dichter glaubt er, wie an das Wunder der erlösenden, alle Schuld sühnenden Liebe in ‚Schwester Beatrix‘, so auch an das ‚Wunder des heiligen Antonius‘.“ Nicht gegen den Heiligen also — darauf dürfen wir von vornherein vertrauen —, sondern nur gegen die Menschen, die der wundertätigen Erscheinung gewürdigt werden, kann sich seine „Satire“ richten.

Hat sich Maeterlinck in der „Schwester Beatrix“ in den äußeren Vorgängen eng an die alte Überlieferung gehalten, so erfindet er sich für sein „Wunder des heiligen Antonius“ den Stoff selbst. In ein gutbürgerliches Haus zu Gent, in dem die eben verschiedene reiche Erbtante Hortense aufgebahrt liegt, tritt der Heilige von Padua und verkündet seine Absicht, die Tote aufzuerwecken. In diesem Entschluß läßt er sich weder durch den Hohn der lachenden Erben, die eben vom „Trauerfrühstück“ aufgestanden sind, noch durch die verschlagene Weltweisheit des Pfarrers, noch durch die überlegene Wissenschaftlichkeit des Arztes, noch auch durch die Hausknechtsfäuste des Bedienten irre machen. Man tut dem „unschädlichen Narren“ schließlich den Gefallen und führt ihn ins Sterbezimmer. Er erhebt seine Hand, und die Tote kehrt ins Leben zurück. Aber das erste, was dem Gehege ihrer Zähne entflieht, ist eine geifernde Schmähung ihres Wiedererweckers, während sich die Zuschauer alsbald anschicken, das Wunder auf rationalistische Weise zu „erklären“. Da erhebt der Heilige zum zweitenmal seine Hand und nimmt der Erweckten die Sprache. Nun ist dem Faß vollends der Boden ausgeschlagen. „Wenn Sie sie uns in diesem Zustande wiedergeben,“ ruft Herr Gustave, einer der Erben, „so war es besser, sie uns überhaupt nicht wiederzugeben.“ Und um den unbequemen Gast endlich loszuwerden, schickt er zur Polizei, der letzten Instanz, die der moderne Mensch ja immer anruft, wenn er nicht mehr aus noch ein weiß, und läßt den Heiligen von zwei handfesten Schutzleuten durch Sturm und Schneegestöber hindurch auf die Wache führen. Jetzt ist die Luft wieder rein: die Tante sinkt um und ist nun endgültig und für immer tot, die Erben drücken ihr befreit und beruhigt die Augen zu. So haben sich die Menschen selbst das Glück verscherzt, indem sie, wie der Dichter in einem Privatbrief gesagt haben soll, „in ihrem anspruchsvollen Undank selbst mit dem höchsten Gut, das ihnen gegeben wird, dem Leben, nicht zufrieden sind, sondern immer noch mehr verlangen und alles, was ihnen zuteil ward, vergessen.“ Erst als der Heilige den untrüglichen Beweis hat, daß alle Wunderzeichen an die Kleingläubigen und Zweifelsüchtigen dieser Zeit vergebens verschwendet sind, läßt er alles mit sich geschehen, ohne dem Bösen weiter zu widerstreben.

Eine freilich ist unter den Erben der Tante Hortense, die noch an das Wunder glaubt. Das ist die alte Dienstmagd Virginie, die den Heiligen sofort als echt erkannt hat, und die gern ihre ererbten zweitausend Franken hergeben will, wenn der fromme Mann die Tote nur wieder lebendig macht. Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt. Darum wird auch sie allein gewürdigt, den Heiligenschein mit Augen zu sehen, der über dem Scheitel des Wundertäters leuchtet. Hätten wir alle noch die kindliche Einfalt dieser geistig Armen, scheint der Dichter sagen zu wollen — und damit würde er nur den lebendigen Grundgedanken aus seiner philosophischen Erstlingsschrift „Der Schatz der Armen“ (Le Trésor des Humbles) aufnehmen —, so würden die Wunder der Heiligen auch heute noch wahr für uns sein.

Zwischen dem Heiligen und dieser braven Haut von Magd, die ihn auf dem Treppenflur empfängt, spielt sich an der Schwelle des Stückes eine höchst ergötzliche Szene ab. Nach ein paar Augenblicken des Staunens und Zweifels steht die biedere Seele mit dem guten Manne gleich auf du und du. Sie behandelt ihn etwa mit jenem aus Respekt und Solidarität gemischten Wohlwollen, das man gewisse bäuerliche Kreise Süddeutschlands ihren Heiligen gegenüber aller Tage beobachten sehen kann. Sie läßt ihn die Kränze und den Besen halten, schickt ihn zum Hausbrunnen, verweist ihm seine männlichen Ungeschicklichkeiten und kniet doch im nächsten Augenblick vor ihm nieder, um demütig seinen Segen zu empfangen: „Geben Sie mir Ihren Segen, solange wir noch allein sind ... Wenn erst die Herrschaft kommt, werde ich doch 'rausgeschickt. Dann sehe ich Sie nicht mehr. Geben Sie mir Ihren Segen, jetzt, für mich allein, ich bin alt und kann's sehr brauchen.“ Und der Heilige steht auf vor ihr, und indem er sie segnet, erglänzt hell der Glorienschein über ihm: „Ich segne dich, meine Tochter, denn du bist gut und einfältig im Geist, einfältig im Herzen, ohne Tadel, ohne Furcht und Hintergedanken vor den großen Geheimnissen und treu in deinen kleinen Pflichten.“ Das ist Humor des Herzens, und

wenn auch die übrigen Szenen der drei Akte unter dieſem Zeichen ſtünden, würde der innere Gewinn nicht ausbleiben. Hier aber fehlt es. Gewiß haben wir unſer Komödienvergnügen an der Art, wie der Heilige mit ſeinen Künſten die Geſichter der Erben einmal in Weinen, einmal in Lachen, einmal in Regen, einmal in Sonnenſchein taucht, aber dieſe Späße, abgeſehen von dem peinlichen Schatten, den der Ernſt des Todes darüberwirft, ſind doch mehr burlesk als humoriſtiſch, und um uns zu ergötzen, dazu fehlt Maeterlincks auch im Schalksgewande unverleugbarer Feierlichkeit die Behendigkeit des Witzes und — zu ſeiner Ehre ſei es geſagt — die Skrupelloſigkeit ſeiner Pariſer Kollegen. Der kecke Einfall, den frommen Paduaner aus dem dreizehnten Jahrhundert im Zeitalter der elektriſchen Schnellbahnen leibhaftig wiedererſcheinen zu laſſen, bleibt ein Einfall, aus dem der Dichter, zwiſchen Mirakelgläubigkeit und ſauerſüßer Ironie unklar ſchwankend, weder rechtes dramatiſches Leben der Situation oder der Charaktere, noch ſatiriſche Waffen zu ſchlagen verſteht, die ins Herz der Dinge träfen. Molière hat ſcheinheilige Tartüfferie weit genialer und treffſicherer verſpottet als Maeterlinck, der nur ganz auf ſeine leiſe Dämmertechnik und die träumeriſch zarten Geheimniſſe ſeiner Sprache zu verzichten braucht, um hier als ein recht bedürftiger Theatermann dazuſtehen.

Maurice Maeterlinck.

Aus dem britiſchen Inſelreich ſind in den letzten Jahrzehnten nur ſelten einmal dramatiſche Werke zu uns herübergedrungen. Und auch das Spärliche, das kam, war kaum danach angetan, uns vor ſeiner modernen Dramatik Reſpekt einzuflößen. Man denke an „Charleys Tante“, an das Senſationsſtück „Trilby“, an Pineros „Lord Quex“, an Poſſenderbheiten wie K. Jeromes „Miß Hobbs“ oder an lavendelduftende Sentimentalitäten wie Barries Luſtſpiel „Im ſtillen Gäßchen“. Oskar Wilde, der Dichter der „Salome“, kann doch füglich nur halb von England in Anſpruch genommen werden: er wurde von ſeinem Vaterlande verſtoßen und geiſtig gemordet, und ſeine „Salome“ iſt in franzöſiſcher Sprache geſchrieben. Nun aber erhalten wir plötzlich durch deutſche Bühnenaufführungen Kunde von einer dramatiſchen Erſcheinung der modernen britiſchen Literatur, hinter der augenſcheinlich eine ſtarke Perſönlichkeit und ein eigener grundengliſcher Charakter ſteht. Es iſt dies der Ire Bernard Shaw, über deſſen Leben und ſchriftſtelleriſche Entwickelung uns ſein Überſetzer Siegfried Trebitſch in der bei Cotta erſchienenen deutſchen Ausgabe dreier moderner Dramen dankenswerte Mitteilungen macht.

Ein Landsmann Sheridans und Goldſmiths, wurde Shaw am 26. Juli 1856 in Dublin geboren. Nach eifrigen Studien, die ſeinen Wiſſensdurſt nur wenig befriedigten, kam der Zwanzigjährige nach London. Hier gab er die erſten Zeichen dichteriſcher Begabung: er ſchrieb in raſcher Folge fünf Erzählungen, deren künſtleriſche Abſonderlichkeit zunächſt mehr verblüffte als feſſelte. Auch als Journaliſt fand er zunächſt wenig Gehör, bis er ſich durch ſein geſchicktes Eintreten für eine konſtitutionelle und parlamentariſche Form des Sozialismus als Redner und Agitator Beachtung erzwang. Daneben war er als Literatur- und Muſikkritiker tätig, trat für Ibſen und Wagner in die Schranken, verlor darüber aber nie ſeine ſozialpolitiſchen Beſtrebungen aus dem Auge. Spät erſt entdeckte er wieder die produktive Ader in ſich, und als er es tat, war er entſchloſſen, dem tantiemegierigen Handwerk ſeiner dramatiſchen Kollegen, die ſich an wertloſen Melodramen und Ammenpoſſen genügen ließen, auch nicht den kleinen Finger zu reichen. Er ſah die Widerſtände voraus, auf die er dabei ſtoßen mußte, aber er verwahrte ſich dagegen, für paradox zu gelten, wenn er die Dinge anders ſah als ſeine Zeitgenoſſen. Die erſten drei Dramen, die zu Anfang der neunziger Jahre von Shaw herauskamen, tragen denn auch den bezeichnenden Geſamttitel „Unpleasant Plays: Unerfreuliche Stücke“. Es kommen darin Fragen zur Sprache, in deren Behandlung Shaw ſich im höchſten Grade als Individualiſt entpuppt. Er vertritt da z. B., wie Trebitſch uns ſagt, den Standpunkt, daß ein Mann, der in ſeinem Berufe ſich dazu hergibt, ſeine Überzeugung zu verkaufen, verwerflicher ſei als die Frau, die, um zu leben, ihren Leib preisgibt, und reiche Männer ohne Überzeugung dünken ihm weit ſchlimmer als arme Frauen ohne Keuſchheit. Aber bald hatte der Dramatiker Shaw dieſe noch halb tendenziöſe Unfreiheit, deren Stachel außerhalb des Kunſtwerkes ſelbſt lag, überwunden. Sein nächſtes Stück war ein feines ſatiriſches Luſtſpiel, das gegenüber den großen Ge-

Digitized by Google

bärden der Ruhmredigkeit und der martialischen Pose das schlichte, prunklose Heldentum der Tat feierte. Dieses Werk brachte seinem Dichter den ersten starken, über Englands Grenzen auch nach Amerika hinüberhallenden Erfolg. Die „Helden" erhielten bald ein Gegenstück in der „Candida", einem bürgerlichen Schauspiel, das dann zusammen mit den „Helden" und noch einigen anderen Stücken in einem neuen Bande vereinigt wurde, dem ihr Verfasser in geflissentlichem Gegensatz zu dem ersten den Gesamttitel „Pleasant Plays: Erfreuliche Stücke" gab.

Diese „Candida" eben, in Deutschland zuerst im Dresdener Schauspielhaus aufgeführt, ist es, die uns, ganz anders als Shaws unlängst hier besprochene geistreiche, aber innerlich formlose Napoleonkomödie „Der Schlachtenlenker", zum erstenmal die untrügliche Gewißheit verschafft, daß in dem Schöpfer dieses Werkes voll zarter präraffaelitischer Stimmungen und doch voll tiefer, heiterer Seelenkenntnis ein Dichter von europäischer Bedeutung verborgen ist.

Es geht mit dieser Dichtung wie mit so mancher anderen, die in neuer Form von neuen Erkenntnissen und Gesichten zu uns spricht, es geht mit ihr wie mit den ersten Werken Ibsens, die aus Norwegen zu uns herüberkamen, als kämen sie aus einer anderen Welt und brächten nie gehörte Botschaft: sie zeigen uns mehr als ein Antlitz, man kann sie von verschiedenen Seiten betrachten, und jedesmal wird man wie über ihre Wandelbarkeit sich auch verwundern über die gesättigte Reife und Fülle ihres Lebensinhaltes. Gewiß haben solche Werke leicht etwas Chamäleonhaftes, etwas Schillerndes und Schielendes an sich, ihre dramatische Plastik und Überzeugungskraft wird nicht immer sofort siegreich sein, dafür aber finden sie durch tausend feine, unsichtbare Fäden jenen innigen Zusammenhang mit unserem so vielfach differenzierten Gefühlsleben, ohne den heute kein wahrhaft modernes, d. h. aus der Gegenwart heraus für die Gegenwart geborenes Werk mehr möglich ist.

Wer sich bei der Betrachtung des Shawschen Stückes zunächst an den Titel hält, wird Candida als seine tragende Gestalt ansehen und in dem Schauspiel eine Verherrlichung reifen Frauentums erblicken, so rein, leise und schlicht menschlich, wie selbst die germanische Literatur ihrer wenige aufzuweisen hat. Was uns dieses Stück an äußerer dramatischer Handlung bietet, mag manchem recht ärmlich erscheinen, viel zu dürftig, um einen Theaterabend damit zu bestreiten. Da sehen wir, wie sich zwischen die beruhigte Liebe zweier Gatten die gärende und brausende, halb kindisch lächerliche, halb krankhaft gefährliche Erstlingsleidenschaft eines achtzehnjährigen Dichters drängt, und wir zittern wohl einen Augenblick, trotz all der komischen Lichter, die den blonden Knabenschopf des Schwärmers umspielen, ob dieser Märzenwind nicht am Ende doch der dreißigjährigen Frau, die zu klare Augen hat, um die Schauspieler- und Eitelkeitsschwächen ihres verwöhnten Mannes zu verkennen, das gesunde Gefühl verwirren wird. Aber nein! in Candida ist längst etwas reif geworden, was gegen derlei Versuchungen des Blutes und der Phantasie wie ein Talisman seit: das Gefühl der Mütterlichkeit einem Manne gegenüber, der, wie der Pastor Jakob Morell, bei all seinen hinreißenden christlich-sozialen Reden und Erziehungswerken viel zu schutzbedürftig ist, um sich ohne sie in diesem Leben zurechtzufinden. Und auch in diesem großen Kinde lebt schließlich hinter all seinen kleinen Schwächen und Menschlichkeiten eine Kraft, die es des schönen Besitzes solcher Liebe wert macht: eine feine, vornehme Gerechtigkeit, die, einmal angerufen, alle seine Bedürftigkeiten in ehrlich bescheidener Selbstüberwindung erkennt und zugibt, aber doch das kindliche Vertrauen nicht verliert, daß, wer ihn so lange gehalten, ihn auch hinfort nicht fallen lassen könne. In eine Szene des dritten, letzten Aktes drängt sich Zwiespalt und Entscheidung zusammen. Da überrascht der aus einer späten Versammlung heimkehrende Pastor seine Frau und den poetischen Schwärmer in scheinbar zärtlichem Beieinander am abendlichen Kamin; sein zages Herz, das nur eben erst notdürftig seine Würde wiedergefunden hatte, fängt nun doch an zu pochen und verliert sich so weit, Candida vor die Entscheidung zwischen ihm und dem jugendlichen Anbeter zu stellen. Wie aber verhält sich nun Candida? Eine andere als sie würde vielleicht in gekränktem Stolz aufgefahren sein oder, wie Monna Vanna vor Guido Colonna, auf einmal die innere Kluft zwischen sich und diesem kleingläubigen, vertrauenslosen Manne gefühlt haben und vielleicht gar mit dem Knaben in das Land des „schöneren Traumes" hinausgeflohen sein. Candida ist von diesem verstiegenen Pathos frei. Sie hat die schöne, lächelnde Überlegenheit der Liebe, die ihrer selbst gewiß ist, und die keinen Augenblick daran zu denken braucht, Wälle zum Schutz für sich aufzurichten oder ihre natürlichen Gefühle mit heroischem Flitter auszuputzen. Ihre Liebe ruht so sicher in sich selbst, daß sie dem verliebten Jungen getrost ihre Teilnahme und ihr halb ernstes, halb belustigtes Verständnis zeigen durfte, ohne auch nur mit dem Schimmer eines Gedankens ihre eheliche Treue zu verletzen. Groß und strahlend schön steht diese „alltägliche" Frau der Pflicht, der ihr Wissen und ihre süße Ironie nichts von ihrer sorgenden und behütenden Liebe zu nehmen vermag, vor ihrem Manne, dem sie Weib, Mutter, Schwester ist, mit einem Wort „die Summe aller Liebesmöglichkeiten in seinem Dasein." Der junge Poet fühlt nun endlich, wie überflüssig er neben den beiden ist, und flieht hinaus in die Nacht, die „schon ungeduldig ist", indes Morell und Candida sich zärtlich umarmen ... „Aber das Geheimnis in des Dichters Herzen, das kennen sie nicht."

Diese Schlußworte, eine der vielen eingestreuten Regiebemerkungen, mit denen Shaw die dürftige Handlung begleitet, weisen uns den anderen Standpunkt, von dem aus sich die Dich-

Die Sterbeſzene aus Goethes „Götz von Berlichingen“. Nach der Neuaufführung im Kgl. Schauſpielhauſe zu Berlin.
(Götz: Adalbert Matkowsky; Eliſabeth: Ruſcha Butze; Lerſe: Arthur Kraußneck.)

tung betrachten läßt. Dann iſt nicht Candida, dann iſt Eugen Marchbanks, der Knabe und Poet, der Held, und wir haben in der „Candida“ eine jener Tragikomödien, in denen uns der unter ſeeliſchen Schmerzen und Erſchütterungen gefährlichſter Art ſich vollziehende Übergang von der ſpielenden Kindheit zur ſelbſtbeſtimmenden Reife des fertigen Menſchen geſchildert wird. Ibſen, an den man bei Shaw auch ſonſt oft erinnert wird, hat in der „Wildente“ in der rührenden Geſtalt der Hedwig dieſes Problem der Werdejahre, der kriſenreichen Halbwüchſigkeit berührt; Eugen Marchbanks iſt ein männliches Gegenſtück dazu. Anſtatt „Candida“ könnte das Stück vielleicht auch heißen: „Wie aus einem Knaben ein Mann wird.“ Sehen wir uns die Geſchichte dieſes Eugen Marchbanks doch etwas näher an. Jakob Morell fand ihn eines Abends ſchlafend auf dem Kai. Der vornehme Junge, der Neffe eines Pair, trug einen Scheck auf fünfundfünfzig Pfund, zahlbar in acht Tagen, in der Taſche und wußte nicht, daß er darauf auch ſchon vor Ablauf der Friſt Geld erhalten könne! Er wird uns als ein ſeltſamer, ſchüchterner Jüngling von achtzehn Jahren beſchrieben, ſchlank, weibiſch, mit einer zarten, kindlichen Stimme, einer haſtigen, gequälten Ausdrucksweiſe und einem Benehmen, das öfters die ſchmerzliche Empfindlichkeit ſehr ſchnell und plötzlich gereifter Knaben kennzeichnet, bevor deren Charakter ſeine Feſtigkeit erreicht hat. „Von ſchrecklicher Unbeſtändigkeit weiß er nie, wo er ſtehen und was er tun ſoll.“ Ohne Mutter aufgewachſen, in der vornehmen, aber kalten Umgebung ſeines Vaterhauſes ohne Behaglichkeit oder Willkommen, immer verſchmachtend und immer mißverſtanden, hegt er in ſeinem Herzen nur ein Gefühl: den Hunger nach Liebe. In Candida tritt ihm die erſte Frau entgegen, die nicht ſeine Schweſter oder ſeine Bediente iſt. Der jugendliche Drang anzubeten und zu verehren, die fibre adorative des andächtigen Herzens findet in ihr den erſten würdigen Gegenſtand. Nach ihr modelt er nun hinfort alle ſeine Ideale von weiblicher Schönheit, Hoheit und Reinheit, während ſein Dichterauge ſieht, daß dieſem Himmelsbild in Jakob Morell ein höchſt bedürftiger Erdenmenſch zur Seite geht, der ſich an großen Worten berauſcht, in einem wohligen Strome von Eitelkeit und Egoismus ſchwimmt, genug, der ihm der Liebe einer Candida ſo ganz und gar nicht würdig erſcheint. Ein Klügerer würde dieſe Erkenntnis hübſch für ſich behalten; dieſer unverdorbene Knabe, der ſein Herz auf der Zunge trägt, ergreift die erſte beſte Gelegenheit, um mit tölpelhafter Offenheit dem Manne zu ſagen, daß er es nicht verſtünde, ſeine Frau zu lieben, daß er ſelbſt ſie weit beſſer verſtehe, und daß deshalb ihre Seele ihm, nur ihm gehöre. Der Mann, dem er dies merkwürdige Geſtändnis macht, fühlt

Digitized by Google

zu sein, um den „dummen Jungen“, wie es wohl neunundneunzig andere in seiner Situation getan haben würden, vor die Tür zu setzen; er hat bei allem Zorne doch zu viel Respekt vor dem Mut und der Wahrheitsliebe dieses himmelstürmenden Herzens. In Candida aber erwachen vor diesem reinen Toren die erzieherischen, die priesterlichen Instinkte der Frau. Sie weiß, wieviel für den werdenden Mann davon abhängt, wie und durch wen ihm bewußt wird, was Liebe eigentlich ist, was für eine Frau sie ihn lehren wird. Da ihre Liebe ungeteilt und unzerstückelt ihrem Manne gehört, erzieht sie ihn durch den Schmerz. Dieser Schmerz ist die bittere Enttäuschung eines, der auf Fittichen der Phantasie sein Ideal zu erfliegen hofft, und der erfährt, daß die Welt überall Schranken und Zäune aufgerichtet hat, daran er sich wund und müde reibt. Wie ganz anders die Liebe doch aussieht, als sein Knabensinn sie sich geträumt hat! An der Erkenntnis dieses Unterschiedes zwischen Traum und Leben, zwischen Illusion und Wirklichkeit reift das Kind zum wachen Menschen. Zum erstenmal findet seine Stimme nun den Tonfall eines entschlossenen Mannes, er weiß, daß seine Stunde geschlagen hat, und „ist ungeduldig, zu tun, was getan werden muß“. Mit einem Abschiedskuß auf die Stirn weiht Candida den Knaben zum Manne. Er aber, der Dichter, weiß, daß ihre Seele ihm einst doch gehört hat — das ist sein Geheimnis: Schmerz und Liebe sind eins, beide wirken dasselbe Gute in ihm. Um seine Zukunft braucht uns nicht bange zu sein ...

An dem Drama als solchem, das die Handlung sich mehr unterirdisch in geheimnisvollem Rauschen und Quellen als in greifbarer Menschlichkeit, in Gestalten von Fleisch und Blut vor uns abspielen läßt, ist technisch mancherlei auszusetzen; die Dichtung, die in Seelentiefen blickt und mit der Offenbarungszunge echter Poesie zu uns spricht, werden wir schätzen und lieben müssen — nun gar, wenn die Titelrolle eine so von fraulich schöner Heiterkeit, süßer Schelmerei und lächelndem Verstehen erfüllte Darstellerin findet, wie bei der Aufführung des Berliner „Neuen Theaters“ in Agnes Sorma, die mit der Candida ihr diesjähriges Gastspiel beschlossen und gekrönt hat.

Wenn Shaws Drama einen Untertitel hätte, er dürfte genau so lauten wie der, den Wilhelm Schmidt-Bonn, ein junger Rheinländer, der vorher schon in einem Novellenband „Uferleute“ (Berlin, Egon Fleischel u. Co.; geh. 5 Mk.) eine außergewöhnliche Begabung für heimische Menschenbeobachtung und -darstellung bewiesen hatte, seinem Schauspiel „Mutter Landstraße“ gegeben hat: „Das Ende einer Jugend“ (Buchausgabe ebenda; geh. 2 Mk.). Es ist ein dramatisches Erstlings- und Anfängerwerk, das alle Schwächen und Unfertigkeiten der Jugend seines Verfassers zur Schau trägt; aber diese Unzulänglichkeiten sind die Schwächen eines Dichters, dem Schmerz und Freude aus dem Quellpunkt innersten Erlebens strömt. Stoff und Behandlungsweise sind mehr lyrisch als dramatisch: ein draußen in der Fremde in Trotz und Leichtsinn seinem Offizierberuf und den ehrenstrengen Überlieferungen seines Hauses abtrünnig Gewordener kehrt, vom Leben zermürbt und gedemütigt, mit einem elenden Weib und einem kranken Kind in die Heimat zurück und ringt mit der hinter unerbittlicher Strenge verschanzten Liebe des Vaters um einen Platz an Tisch und Herd für sich und seine Familie. Doch nur dem Weib und dem Kinde bereitet weich gewordenes Mitleid am Ende eine Stätte; den Sohn, den das Leben nicht nur arm, den es auch schuldig werden ließ, weist ehernes Rechtsgefühl vom väterlichen Dache hinaus auf die Straße, von der er gekommen. Erst wenn er seine Schuld gesühnt und sich durch Arbeit und Selbsterziehung zum ehrlichen Manne gemacht habe, solle er von neuem anklopfen. Da macht der Heimatlose aus der bitteren Not eine süße Tugend: nicht eine harte Richterin, sondern eine milde, allerbarmende Mutter erkennt er in der Landstraße, der er sich unter Tränen lachend ans Herz wirft. Ihm zum Empfang geigt der Spielmann, sein heckengefundener Freund, eine Wandermelodie als Willkomm ... Diese Erlebnisdichtung hängt noch zu innig mit der Seele ihres Schöpfers zusammen, als daß sie ein objektiv gestaltetes Kunstwerk hat werden können. Allzu ungleich in ihrem künstlerischen Charakterwert stehen sich der von Leid und Kummer hartgeschmiedete Vater und der leichtherzig in den Tag hineindämmernde Sohn einander gegenüber; allzu wenig sehen wir von den Erfahrungen, die aus einem jugendmutigen, wohlerzogenen und wohlbehüteten Jungen ein so elendes und zerschlagenes Menschenkind haben machen können, wie wir es zu Beginn des Stückes kennen lernen; und allzu wenig wird uns im Verlauf der drei Akte selbst von der inneren Wandlung greifbar, die nun wieder aus dem verzweifelt um Brot und Unterschlupf Bettelnden einen freien, um Nest und Atzung unbekümmerten Vogel macht, der sich singend in die Lüfte schwingt. Der Vater ist ein ausgewachsener Mensch mit Knochen und Rückgrat; der Sohn beharrt noch in gestaltlosem, molluskenhaftem Urzustande. Das Kunstwerk selbst befindet sich auf der schwankenden, haltlosen Mittelstufe zwischen dramatischer Lyrik und lyrischer Dramatik. Und doch gibt uns diese unausgegorene Jugendlichkeit ein gut Teil mehr als die erfolgsichere Mache mancher fingerfertiger Dramenschreiber. Es brennt und braust ein Herz darin, ein übervolles Gefühl ringt mit seiner deutschen Schlichtheit und Ehrlichkeit um die rechte Form. Das schmelzende Erz verfehlt die Form und zerstört sie — wohl! Stoff und Form sind diesmal verloren, aber die Schöpferkraft bleibt, und wenn sie, des rechten Weges sich wohl bewußt, ehrlich weiterstrebt, wird sie sich neues Metall aus den Gründen ihrer Seele brechen, und eines Tages wird die Glocke tönen, die jetzt mit einem schrillen Mißton zersprang, ehe sie geworden. Dem „Kleinen Theater“ in Berlin, das sich dem Vorgang einiger rheinischer Bühnen

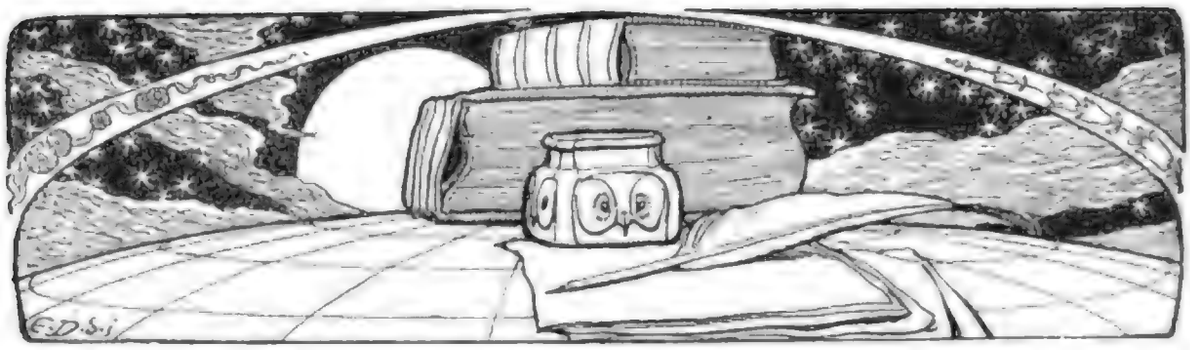
anſchloß und das Jugendwerk, mit ſeinem Direktor Max Reinhardt in der meiſterhaft durchgeführten Rolle des Vaters, zur Aufführung brachte, gebührt aufrichtiger Dank dafür. Hier iſt eine junge Hoffnung, die man ermuntern, ſtützen und pflegen ſollte!

Das Königliche Schauſpielhaus zu Berlin, in ſeinem modernen Spielplan durch mannigfache Rückſichten beſchränkt, ſcheint ſich unter dem neuen Intendanten wieder energiſcher als bisher ſeinem vornehmſten Berufe zuwenden zu wollen: mit Hilfe ſeiner reichen Mittel dramatiſchen Meiſterwerken unſerer Klaſſiker durch geſchmackvolle Inſzenierung und künſtleriſch abgeſtimmte Einſtudierung zu friſchem Leben und neuer Wirkung zu verhelfen. In dieſem März gab es in ſeinen Räumen eine Art dramaturgiſcher Säkularfeier: Goethes „Götz“ in der Faſſung von 1804, wie der Dichter ſie unter Mitwirkung Schillers für das Weimarer Theater endgültig hergeſtellt hatte, ging mit dem ganzen Glanz und Aufwand einer königlichen Bühne neu in Szene. Seit langen Jahren ſchien dieſes genieſtrotzende Jugendwerk unſeres Größten im Berliner Schauſpielhauſe völlig vergeſſen und verſchollen. Dann wurden wir mit dem Verſprechen ſeiner Neueinſtudierung von Spielzeit zu Spielzeit vertröſtet. Was ſo lange währte, iſt dafür nun aber auch wirklich gut geworden. Über die Vornehmheit der Regie und der Ausſtattung herrſcht nur eine Stimme des Lobes. Bühnenbilder, wie der tiefe, endlos ſcheinende Wald und der kleine Mauergarten, mit dem weiten Zinnendurchblick auf Tal und Berg, in der Sterbeſzene zu Schluß des Stückes, haben ſelbſt im Berliner Bühnenweſen, das doch gerade in letzter Zeit ſo viele glänzende Fortſchritte in der Ausſtattung zu verzeichnen hat, kaum ihresgleichen. Die Seele und Krone der Neuaufführung war Adalbert Matkowsky in der Rolle des Götz. Er fand darin ſo jubelnden, toſenden Beifall, wie er ſelbſt dieſem hinreißenden Feuergeiſt, dem erklärten Liebling zumal der ſtudentiſchen Jugend, bisher ſelten beſchert geweſen iſt. Dabei holte er ſeine Wirkungen diesmal weit mehr, als wir es ſonſt bei ihm gewohnt ſind, von innen, indem er die vulkaniſche Glut ſeines lodernden Temperamentes feſt und ſtraff hinter den harmoniſchen Formen reifer Männlichkeit und deutſcher Gemütstiefe verſchloß. Seine Sterbeſzene namentlich iſt ein unvergeßlicher Höhepunkt ganz aus dem Geiſte des Dichters genährter ſeeliſcher Charakteriſtik, bei der es uns wie mit Ewigkeitsſchauern anrührt.

Zum Schluß ſei mit ein paar Worten der intereſſanten Erſcheinung einer nordiſchen Schauſpielerin gedacht, die zum erſtenmal zu uns nach Deutſchland kam, um uns einige Dramengeſtalten Ibſens in ſpezifiſch nordiſcher Auffaſſung und Darſtellung vorzuführen. Ida Aalberg (Gräfin Uexkull), eine Finnin von Geburt, iſt die Begründerin der finniſchen Nationalbühne, und die ganze Art ihrer keuſch verhaltenen, auf all und jeden grellen Theatereffekt ſtolz verzichtenden Kunſt ſpiegelt getreu die finniſche Volkseigenart wieder, die nach den Worten eines Kenners nordiſcher Natur und nordiſcher Menſchen „Skandinavien aus dem Tag ins Dämmerhafte, aus dem Leben ins Traumhafte, aus dem Helden- ins Zauberhafte überſetzt“. Der Reichtum ſeiner Menſchlichkeit und tiefer Innerlichkeit, der hinter Schleiern bei ihr verborgen liegt, ergriff trotz der Dialektſchwierigkeiten, mit denen die Künſtlerin augenſcheinlich hart zu kämpfen hat. Ihre Hedda Gabler hatte Gefühlslaute von erſchütternder, aus dem Tiefſten quellender Empfindung und im einzelnen ebenſoviel geiſtige Feinheiten wie in der Geſamtauffaſſung Reife und künſtleriſche Individualität. Ihre Rebekka Weſt in „Rosmersholm“ blieb dem Dämoniſchen, von dem dieſe Geſtalt durchglüht erſcheinen muß, vielleicht manches ſchuldig, um ſo größer war ſie in dem Komplementativen und rein Lyriſchen. Die Tragik verſchwiegenen Leides, das eigentlich Tragende der Geſtalt, iſt auf deutſchen Bühnen wohl kaum je ſo rein, ſchlicht und innerlich ergreifend zum Ausdruck gebracht worden wie von dieſer finniſchen Schauſpielerin, die doch darüber zu klagen hatte, daß von der Regie, die über ihr kurzes Berliner Gaſtſpiel waltete, ihren eigenen künſtleriſchen Intentionen nur halb entſprochen wurde.

Die finniſche Tragödin Ida Aalberg (Gräfin Uexkull).

Digitized by Google



Literarische Rundschau

Leonardo da Vinci, der Denker, Forscher und Poet. Nach den veröffentlichten Handschriften. Auswahl, Übersetzung, Einleitung von Marie Herzfeld (bei Eugen Diederichs, Leipzig 1904; geh. 8 Mk., geb. 10 Mk.). Die Herausgeberin, als Interpretin moderner skandinavischer Literatur, die sie uns durch treffliche Übersetzungen näher gebracht hat, vorteilhaft bekannt, gibt im vorliegenden Werk, mit Benutzung der viel erwähnten authentischen Veröffentlichung der Handschriften, ein Blatt aus der glänzendsten Blütezeit der italienischen Renaissance. Bis auf unsere Zeit wirkt kaum ein Name aus jener glorreichen Epoche packender als der Leonardo da Vincis, des Schöpfers jenes weltbekannten, leider im Original fast vernichteten Abendmahls, und trotzdem wir so wenig Unbestrittenes von ihm besitzen, daß es sich etwa nur noch auf die Bella Ferroniere und Mona Lisa reduziert, gehört Leonardo doch zu den populärsten Gestalten seiner Zeit. An der Hand der mehr als fünftausend Manuskriptseiten des Handschriftennachlasses und mit Benutzung der ergiebigen Quellen des Anwinno Fiorentino, Vasari, Giuseppe Rossi, Jakob Burckhardt u. a. vermittelt die Verfasserin eine Fülle interessanter Einzelheiten von unschätzbarem Werte.

Von der reichen Gedanken- und Erfahrungsfülle, die Leonardos Aufzeichnungen bergen, mögen ein paar Stichproben eine Vorstellung geben. Wir fügen sie so aphoristisch aneinander, wie die deutsche Herausgeberin sie bringt, der es bei ihrer Veröffentlichung nicht sowohl um philologische Treue zu tun ist, als vielmehr darum, uns heutigen Menschen ein möglichst lebendiges und frisches Bild von dem Ideenreichtum des Leonardischen Geistes zu vermitteln. Die Kennworte vor den einzelnen Aphorismen lehnen sich an die der Herausgeberin an.

Leonardo und Gott: Ich gehorche dir, Herr, erstens wegen der Liebe, so vernünftigerweise für dich ich hegen muß, zweitens, weil du verstehst, das Leben der Menschen abzukürzen oder zu verlängern.

Gott und Welt: Unser Leib ist dem Himmel unterworfen, und der Himmel ist dem Geist unterworfen.

Selbstbeherrschung: Man kann keine größere noch kleinere Herrschaft besitzen als die über sich selbst.

Die Gedankenlosen: Wer wenig denkt, irrt viel.

Wert des Lebens: Wer das Leben nicht schätzt, verdient es nicht.

Papier und Tinte: Das Papier, welches sich von der dunklen Schwärze der Tinte ganz beschmutzt sieht, beklagt sich über diese, welche ihm zeigt, daß die Worte, so auf ihm zusammengesetzt sind, der Grund für seine Erhaltung sind.

Der Nußbaum: Der Nußbaum über einer Straße, den Vorübergehenden den Reichtum seiner Früchte zeigend, wurde von jedermann gesteinigt.

Lorbeer, Myrte und Birnbaum: Der Lorbeer und die Myrte, da sie sahen, wie der Birnbaum umgehauen wurde, schrien mit lauter Stimme: „Birnbaum! wohin gehst du denn? Wo ist der Stolz, den du besaßest, wenn du deine Früchte schön reif hattest? Jetzt wirst du uns nicht mehr Schatten machen mit deinen dichten Haaren!“ — Da antwortete der Birnbaum: „Ich gehe mit dem Landmann, der mich abschneidet und mich in die Bude eines trefflichen Bildhauers bringt, welcher mittels seiner Kunst mich die Form des Gottes Jupiter wird annehmen machen, und ich werde dem Tempel gewidmet werden und von den Menschen anstatt Jovis angebetet. Aber du mache dich bereit, häufig verstümmelt und abgeschält zu werden, um deiner Zweige willen, die von den Menschen, um mich zu ehren, rings um mich herumgewunden werden.“

Die Ameise und das Hirsekorn: Als die Ameise ein Hirsekorn gefunden, rief das Korn, das sich von jener ergriffen fühlte: „Wenn du mir so viel Freude machen willst, daß ich meines Verlangens genießen kann, geboren zu werden, werde ich dir hundert meiner selbst zurückerstatten.“ Und so geschah es.

Ein wahrer Freund: Jemand ließ den Verkehr mit einem seiner Freunde, weil dieser ihm häufig von seinen eigenen Freunden Übles

sprach. Welcher, von seinem Freunde verlassen, sich eines Tages bei ihm beklagte und nach vielem Klagen bat, er möge ihm doch sagen, welches die Ursache sei, die ihn so viel Freundschaft habe vergessen gemacht. Worauf selbiger antwortete: „Ich will mit dir nicht mehr verkehren, weil ich dir gut bin und nicht will, daß, wenn du anderen Übles erzählest von mir, deinem Freunde, diese anderen wie ich von dir einen schlechten Eindruck erfahren, weil du von mir, deinem Freunde, jenen Übles erzählst; daher, wenn wir nicht mehr miteinander verkehren, wird es scheinen, wir seien Feinde geworden, und wegen deines von mir Übles Redens, wie es deine Gewohnheit ist, wirst du nicht so sehr getadelt zu werden brauchen, wie wenn wir miteinander verkehrten." —

„Die ungeheuren Umrisse von Leonardos Wesen wird man ewig nur von fern ahnen können," hat Jakob Burckhardt gesagt. Deshalb wird gerade diesem universellsten und geheimnisvollen Geiste der italienischen Renaissance gegenüber die Dichtung ein besonderes Recht und einen besonderen Beruf haben. Und in der Tat hat sich auch schon — mit sorgsamer Benutzung des literarischen Nachlasses Leonardos — der Russe Dmitrij Mereschkowski, der sich in der Literatur bereits durch den biographischen Roman „Julian Apostata" (deutsch von C. v. Gütschow) einen Namen gemacht, **Leonardo da Vinci** zum Helden eines neuen Romans erkoren, der den bezeichnenden Untertitel „Die Auferstehung der Götter" führt. (Deutsch von demselben; Verlag von Schulze u. Co., Leipzig; geh. 6 Mk., geb. Mk. 7.50.) Was wird dabei von der Wirklichkeit, von dem historischen Leonardo übrigbleiben? mag man denken. Der Dichter wird sich eben kraft der Rechte seiner Phantasie einen neuen, seinen Leonardo schaffen und diese Puppe hübsch an den Drähten seiner souveränen Laune tanzen lassen. Aber mit dieser Annahme würde man gröblich irren. Gerade in der biographischen oder besser in der innerbiographischen Treue ist der Hauptvorzug des Buches zu suchen. Das haben auch die Kunstgelehrten inzwischen einstimmig anerkannt. Namentlich die „bildhaft gesehenen Stimmungsaugenblicke", die blitzartig Leonardos Künstlerwesen wie zugleich den Charakter seiner Zeit erhellen, haben ihre Bewunderung hervorgerufen. Die geschichtliche Wirklichkeit ist hier zur „Wahrheit" erhoben in jenem höheren Sinne, den Goethe dem Worte in dem Titel seiner Lebenserinnerungen beilegt. Aber auch als Dichtung, die die seelischen Beweggründe für menschliches Ringen, Schaffen und Leiden aufspürt und darstellt, steht das Buch auf künstlerischer Höhe. Leonardos Seele liegt durchsichtig vor uns ausgebreitet: seine hochfliegenden Pläne, seine großen Erfolge wie seine getäuschten Hoffnungen offenbaren sich uns, nicht zuletzt die Kämpfe seines Herzens. Namentlich Leonardos Verhältnis zur Monna Lisa Giconda ist mit meisterhafter Psychologie dargestellt. Und wie lebt um ihn, den belebenden Mittelpunkt, alles andere der Zeit: die Kleinen und Großen, die Armen und die Mächtigen! Macchiavelli, Botticelli, Michelangelo, Raffael, Cesare Borgia, Alexander VI., Savonarola, König Karl von Frankreich — sie alle schreiten in schier körperlicher Anschaulichkeit auf uns zu. Trotz der Fülle des verarbeiteten Stoffes — das Buch zählt über sechshundert engbedruckte Seiten — findet sich fast nirgends ein toter Punkt in der Erzählung, nirgends ein Erschlaffen der immer frischen, temperamentvollen, leidenschaftlich bewegten Feder! Neben Marie von Ebner-Eschenbachs „Agave", die die italienische Frührenaissance mehr intuitiv erschaut, steht dieses machtvolle Werk als das bedeutendste, das Riesenfleiß und geniale Phantasie bisher einen modernen Dichter aus der Lebens- und Gestaltenfülle der italienischen Renaissancezeit hat schaffen lassen. G. D.

Unter den Gedenktagen unserer nationalen Geistesgeschichte, die wir in den letzten Monaten gefeiert haben, stehen die, die die Bilder Kants und Herders vor unserem Gedächtnis heraufgeführt haben, obenan. Diese Jubiläen — man darf bei Unsterblichen auch Säkulartage des Todes „Jubiläen" nennen — haben ein paar Schriften gezeitigt oder nur wieder in Erinnerung gerufen, die hier, mit ein paar Worten wenigstens, gleichsam im Anschluß an die Gedächtnisaufsätze in den „Monatsheften", erwähnt und empfohlen werden sollen. Was zunächst Herder angeht, so behauptet unter den populären Biographien — Rudolf Hayms Buch geht doch eigentlich nur die Literarhistoriker an — die von Eugen Kühnemann, dem jetzigen Rektor der neuen Posener Akademie, demselben, der an dieser Stelle kürzlich über Herder geschrieben hat, noch immer unbestritten die erste Stelle (**Herders Leben**; München, C. H. Beck). Das Künstlerische an diesem Buche, das, was es gerade dem gebildeten Laien zur Lektüre und zum Studium so sehr empfiehlt, ist die große Gesamtanschauung, mit der es Herders Persönlichkeit, sein Leben und Leiden, sein Schaffen und Scheitern betrachtet. Herder selbst hat in seiner Denkschrift auf Thomas Abbt „eine ideale Biographie gefordert, ein Buch, das die individuelle Seele in all ihren Reden, Handlungen und Schriften erkenne, aus ihrer Zeit erkläre, aus unserer aber ihr Werk erkläre." Diesem Ideal hat Kühnemann in seiner Herderbiographie nachgestrebt, darum rundet sie sich dem Leser wie ein Kunstwerk und hinterläßt in ihm ein volles, lebendiges Bild, das seinem Gedächtnis so leicht nicht wieder entschwindet. — Erst in gebührendem Abstande von diesem Buche wird man eine knappere Darstellung von **Herders Leben und Wirken** nennen können, die den Superintendenten Richard Bürkner zum Verfasser hat, und die als Band 45 der Biographiensammlung

„Geisteshelden" im Verlage von Ernst Hofmann u. Co. in Berlin erschienen ist (geh. Mk. 3.60, geb. Mk. 4.80). Der Verfasser betont als Geistlicher vorwiegend die religiösen Seiten in Herders Leben und Wirken; Herder als Seelsorger — im freien und weiteren Sinne des Wortes —, Herder als „der große Prediger der Humanität", Herder der bahnweisende Schulmann gehen ihm vor Herder dem Gelehrten und Literaten, der in der Geschichte unserer Literatur eine so kleine produktive, eine so große anregende Rolle spielt. Doch das schmälert den Wert des Buches nur wenig. Die Wärme, die es für seinen Gegenstand hat, die Schlichtheit und Ruhe im Tone, die klare Sachlichkeit werden ihm zahlreiche Freunde schaffen. — Als Ergänzung zu Bürkners Buch mag man Dr. Ludwig Kellers Vortrag **Johann Gottfried Herder und die Kultgesellschaften des Humanismus** nehmen (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung; geh. Mk. 1.50), der vornehmlich einen Beitrag zur Geschichte des Freimaurerbundes liefert. Die Schrift gehört den Veröffentlichungen der Comeniusgesellschaft an, die alle von dem Bestreben getragen werden, der Gegenwart eine einheitliche Weltanschauung zu gründen, und die eine der Hauptstützen dafür mit Recht in Herder erblicken. — Der Erzieher und Schulmann Herder, dessen Anregungen für unsere Pädagogik noch lange nicht ausgeschöpft sind, ist bei Gelegenheit der jüngsten Gedenkfeier auch sonst vielfach aufgerufen worden. Was er gewollt und was er zu wirken gesucht hat, kann man jetzt in seinen durch Reclams Universalbibliothek bequem zugänglich gemachten **Schulreden** nachlesen (Reclams Universalbibliothek Nr. 4459 bis 4460). Hermann Michaelis hat sie, mit Anmerkungen die Lektüre unterstützend, neu herausgegeben, eingedenk des schönen Wortes, das Rudolf Hildebrand von Herders Schulreden gebraucht hat: „Sie sind so quellend voll von fruchtbaren, keimkräftigen Winken nach allen Seiten, daß sie ein Handbuch für den Lehrer sein sollten." — Mit Herders Privatleben hat sich der Mund- und Bücherklatsch bald nur allzu geschäftig befaßt, manches ist arg dadurch entstellt worden. Schon deshalb werden wir ein Büchlein, wie das von Karl Muthesius über **Herders Familienleben** (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn; geh. Mk. 1.25) willkommen heißen, sobald es sich nur — und das tut es — treu an die Tatsachen hält. „Es ist ein Büchlein für Väter und Mütter," sagt es von sich selbst, „und namentlich was in ihm aus Kindermund und von Kindeshand mitgeteilt wird, will mit Kindessinn und Familiengefühl aufgenommen sein." In liebenswürdigen Bildern steigt das Familienleben im Hause Herders vor uns auf: die ersten Elternfreuden, das stillfrohe Treiben zu Weimar, das Leben der Kinder unter den Augen Goethes, während der Vater Italien durchreist, endlich die Jahre des Siechtums und Todes. Dabei war es Muthesius auch vergönnt, eine Anzahl bisher unveröffentlichter Briefe und anderer Aufzeichnungen von Herders Gattin und Kindern zu benutzen (in dem Abschnitt „Eine Kindersinfonie"), und so sind seine Schilderungen zugleich auch zu einer wertvollen Gabe für den Literatur- und Kulturforscher geworden. Nur ein Bedenken können wir dem Buche gegenüber nicht ganz unterdrücken: malt der Verfasser nicht manchmal gar zu geflissentlich ins Rosenrote, sind wirklich alle zeitgenössischen Zeugnisse, die an Herders Familienleben auch die Schatten, trübe Wolken eines vielfach verbitterten, selbstquälerischen Gemütes sehen, so ohne weiteres von der Hand zu weisen?

Für die Einführung in Kant bleibt noch sehr viel zu tun. Er selbst hat ja von sich gesagt, er sei mit seinen Schriften hundert Jahre zu früh gekommen; nach einem Jahrhundert erst werde man ihn recht verstehen, dann seine Bücher aufs neue studieren und gelten lassen. Was Kühnemann für Herder, hat Kronenberg in seinem Buche **Kant, sein Leben und seine Lehre** (München, C. H. Beck; zweite, neubearbeitete Auflage; geh. 4 Mk., geb. Mk. 4.80) für den Königsberger Philosophen geleistet; nicht warm genug kann diese Einführung in die Schriften Kants denen empfohlen werden, die sich mit ihm ernstlicher beschäftigen wollen. Vorher vielleicht sollte man noch die kleine, leicht faßlich gehaltene Schrift von Max Apel: **Immanuel Kant, ein Bild seines Lebens und Denkens** (Berlin, Verlag von Stopnik; geh. 1 Mk.), heranziehen. Die Kantischen Schriften selbst liest man wohl am besten in den von Kirchmann, Schiele, Vorländer, Valentiner u. a. herausgegebenen Dürrschen Ausgaben der sogenannten „Philosophischen Bibliothek" (Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung). Auch Einzelausgaben sind dort zu haben. So hat Dr. Karl Vorländer **Kants Kritik der Urteilskraft** (geh. Mk. 3.50) in dritter Auflage herausgegeben. Diese Ausgabe beruht auf sorgsamster Textrevision — zugrunde gelegt ist die dritte, als die letzte noch zu Kants Lebzeiten gedruckte Originalausgabe —, bringt als gewiß willkommene Hilfe namentlich für den philosophischen Anfänger eine kurz gefaßte historisch-philosophische Einleitung und ein ausführliches Personen- und Sachregister (S. 380 bis 413), das für die Erläuterung manchen guten Dienst leistet. Gleichzeitig ist (in zweiter Auflage) Kants Schrift: **Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes** nebst den anderen kleineren Schriften zur Religionsphilosophie erschienen (geh. Mk. 1.50). Wir haben hier die bisher einzige Einzelausgabe der für das Verständnis von Kants Entwickelung in seiner vorkritischen Periode hochbedeutsamen Schrift. Der Text ist unter sorgfältiger Vergleichung mit dem Originaldruck von 1763 (nur um diese Ausgabe hat Kant sich selbst bekümmert) kritisch revidiert worden. Daß die übrigen kleineren Schriften Kants zur Religionsphilosophie dem größeren Werk in chronologischer Folge beigeordnet sind, wird den Dank der Leser finden, Einleitung, Personen- und Sachregister sind, in gleicher Weise wie bei Vorländers Ausgabe der Kritik der Urteilskraft, auch dieser Ausgabe beigegeben. Die neue Ausgabe endlich der

Schrift: **Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft** (3. Auflage, besorgt von Karl Vorländer; geh. Mk. 3.20) ist besonders dadurch wertvoll, daß die umfangreiche Einleitung (dreiundneunzig Seiten) den Abschnitten über Entstehung, Inhalt, Grundtendenz, Aufnahme und Nachwirkungen der Schrift eine zusammenfassende Darstellung von Kants religiösem Entwickelungsgange vorausschickt. Dem Personen- und Sachregister, das auch hier erläuternde Dienste tut, ist zudem noch ein Verzeichnis der von Kant zitierten oder gedeuteten Bibelstellen beigegeben worden. Die sorgsame Ausstattung, der klare Druck — der Herausgeber hat für den Text getrost die neue Rechtschreibung angenommen —, die treffilich vorbereitete Einleitung, das alles läßt hoffen, diese Ausgabe werde wirklich dazu beitragen, „das Studium einer Schrift aufs neue zu fördern, die, trotz ihres Alters und gewisser, in ihrer Zeit liegenden Einseitigkeiten, auch heute noch, in den religiösen Kämpfen der Gegenwart, die fruchtbarsten Gedanken anzuregen, ja manchem ein Leitstern zu werden geeignet ist."

Endlich wollen wir nicht vergessen, hier noch hinzuzufügen, daß die kleine Schrift Kants: **Grundlegung zur Metaphysik der Sitten**, herausgegeben von Dr. Theodor Fritzsch, neuerdings in sorgfältiger, gleichfalls mit einer literarhistorischen Einleitung versehenen Einzelausgabe in Reclams Universalbibliothek aufgenommen worden ist (Nr. 4507).

Zwei Veteranen der deutschen Schriftstellerwelt — einer aus der Generalität, einer mehr zu jener passiveren Gruppe gehörend, die man früher mit einem mehr liebenswürdigen als despektierlichen Scherzwort „Schlachtenbummler" nannte — sind in die Schatzkammer ihrer Lebenserinnerungen und literarischen Aufzeichnungen hinabgestiegen und haben Mit- und Nachlebenden einiges daraus zur Schau gestellt. Wenn dem Alter unter allen Umständen der Vortritt gebührt, so muß als erster von den beiden Ludwig Pietsch genannt werden, der noch in diesem Jahre seinen achtzigsten Geburtstag feiern wird. Wer ihn als einen der regelmäßigsten Gäste bei allen literarischen Veranstaltungen der Reichshauptstadt — die Premieren der Theater voran — noch immer seinen Ehrenplatz behaupten sieht, muß staunen über die Frische und Spannkraft, mit der sich der alte, hoch und breit gewachsene, nur erst ganz leicht gebückte Herr seine Gasse bahnt. Und doch zürnt auch dieser Elastische mit dem neidischen Schicksal, das ihm nachgerade verbietet, sich so flott und flink wie einst von einer Ausstellung zur anderen, von einem Schlachtfeld zum anderen, von einer Krönung zur anderen zu bewegen. Früher, ja früher, da hat er als Kunstjünger auf der Berliner Akademie allerlei jugendliche Allotria getrieben, da hat er als Student Schillers temperamentvolle, nunmehr (1841) aber bereits recht resigniert und materialistisch gewordene Jugendliebe Henriette von Arnim besucht (vgl. „Monatshefte", Juli 1900), da ist er auf Schlittschuhen durch den Spreewald gefahren, da hat er mitgeholfen die Weichsel zu regulieren, da ist er in Tirol durch Berg und Tal gewandert, da hat er in Henley muntere Regatten mitgefeiert, ist Sonntags durchs Gewühl der Themse gefahren, hat in Petersburg und Moskau den gewaltigen Pomp einer Zarenbestattung und ihrer Vorbereitungen an sich vorüberziehen lassen und hat bei der Eröffnung des Suezkanals recht abenteuerliche Erlebnisse zu bestehen gehabt. Von dem allen und noch einigem anderen, **Aus der Heimat und der Fremde** erzählt er uns nun „Erlebtes und Gesehenes" in einem mäßig starken Bande, den der Allgemeine Verein für deutsche Literatur in Berlin veröffentlicht (geh. 5 Mk., geb. Mk. 6.50), erzählt es in einer Art, die nicht verleugnet, daß sie ihren Stil in einer Zeit gelernt hat, die noch ein gut Teil behaglicher war als die unserige und mehr Zeit hatte, auch bei hübschen Äußerlichkeiten zu verweilen, über die wir heute hinweghasten müssen. Aber gerade diese Behaglichkeit, diese leise altmodische Manier gibt ja Erinnerungsbüchern erst jenes Parfüm, das sie für den Leser intim und reizvoll macht.

Mehr literarisches und publizistisches als autobiographisches Gepräge tragen die Vermischten Schriften, die Friedrich Spielhagen gesammelt herausgegeben hat (Leipzig, L. Staackmann; geh. Mk. 3.50). Was sich hier zusammengefunden hat, sind Gelegenheitsarbeiten, wie sie einem reichen Leben fast unbemerkt **Am Wege** erblühen, und so deutet der Verfasser sie denn auch in dem Motto, das er dem Bande mitgibt:

> Sie wuchsen so an meinem Wege
> Und hatten keine sond're Pflege,
> Nur frische Luft und Sonnenschein.
> Prunkpflanzen sind es eben nicht.

Doch auch diese Feldblumen sollen uns willkommen sein, zumal die von literarischer Färbung. Da finden wir einen älteren Vortrag über „Faust und Nathan", der das feurige Temperament und die stolze Rhetorik Spielhagens nicht verleugnet, aber reich ist an feinen, tiefen Gedanken, und dieser Arbeit reicht eine andere die Hand, die Goethe bei Gelegenheit seiner hundertfünfzigsten Geburtstagsfeier als den „Herzog" der Deutschen feiert. Noch stärkeres Interesse werden die Einblicke erregen, die der Romandichter uns in seine Werkstatt tun läßt, wenn er von den „Gestalten des Dichters", von Modelljagd und künstlerischer Verwertung wirklicher Erlebnisse plaudert. Daneben stehen kleinere Arbeiten: Erinnerungen an Berthold Auerbach, Aufsätze über Rahel, Daudet, Hans von Bülow, jeder einzelne mit der scharfen Silhouette und der starken persönlichen Note, die eine literarische Charakterpersönlichkeit auch Augenblicksarbeiten zu geben weiß. Heller blitzt Spielhagens gute Klinge in den publizistischen Arbeiten, die

den Schluß machen. Da schreibt er über das Umsturzgesetz und die Dichtung Betrachtungen nieder, die auch nach der glücklichen Abwendung der drohenden Gefahr ihren Wert behalten, setzt auseinander, was nach seiner Meinung unseren Kolonien not tut, und macht in Berliner Briefen bald ernste, bald heitere, immer aber etwas skeptische Randglossen zum Leben und Treiben in der Millionenstadt, die die Heimat seiner Wahl geworden ist. In den Tagen, da der Romanschriftsteller und Novellist Spielhagen leider stumm geworden ist, soll man sich auch an diesen „Wegeblumen" herzlich freuen.

Die wohlfeile Volksausgabe der Spielhagenschen Romane und Novellen (ebenda; vollständig in 50 Heften zu je 35 Pf.) ist inzwischen bis zum Schluß des fünften Bandes vorgeschritten. Die Lieferungen 31 bis 37 enthalten den Schluß der, wie unsere Leser sich erinnern werden, zuerst in den „Monatsheften" erschienenen Novelle „Herrin" und den Roman „Stumme des Himmels", beides echte und rechte Spielhagen, ausgezeichnet in der Menschen- und in der Naturschilderung, das Ganze hier wie dort kühn und stark mitten in den Strom des modernen Lebens gestellt. Der Titel des Romans ist nach einem Worte von Jean Paul gewählt. Dieser nennt „Stumme des Himmels" die Menschen, denen kein Gott gab zu sagen, was sie leiden, ja die nicht einmal für ihre Freude zur rechten Zeit den rechten Ausdruck finden. Im Mittelpunkt der Erzählung stehen zwei Menschen, die der Zufall zusammengeführt hat, die sich als füreinander geschaffen erkannt haben, und die sich doch vor dem Gesetz der Welt einander nicht angehören dürfen. D.

Des Kindes Chronik. Ein Merkbuch des Lebens, von Mutterhand begonnen, zur späteren eigenen Fortführung. Aus praktischer Erfahrung zusammengestellt von Helene von Schrötter (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 5 Mk.). „Das Jahrhundert des Kindes" hat Ellen Key, die begeisterte Vorkämpferin seelisch vertieften Frauen- und Menschenlebens, unser Zeitalter genannt. Mit ehrfürchtigen Andacht betrachten wir heute die ersten leisen Schritte, das frühe Werden und Wachsen so einer Kinderseele — auch darin spiegelt sich nur eine Sehnsucht unserer an Kulturfinessen, vom Hasten und Jagen übermüdeten und deshalb wieder nach dem Einfachen und Ursprünglichen sich sehnenden Zeit. Die jungen Mütter werden natürlich immer die begeistertsten Priesterinnen dieses „neuen" Kultus sein, vielleicht nicht einmal begreifen können, daß es jemals anders gewesen sein soll. Ihnen hat nun eine Genossin ihres Glückes in dem oben genannten Buch einen kleinen Heiligenschrein — das Wort wird ihnen keine Blasphemie bedeuten — gezimmert, darin sie die Kleinodien ihrer Erinnerung bergen können, den bequemen Rahmen für Aufzeichnungen aller Art, die sich auf ihr Kind oder ihre Kinder beziehen: Tafeln für die Geburtsanzeige, für den Stammbaum, für die Bilder des Vaters und der Mutter, für Nachrichten über die Geschwister, für Bilder des Kindchens selbst, für Wiegetabelle, Wachstumsstatistik, für Aufzeichnungen über des Kindes Sprachversuche, über erste Einfälle, Fragen, kleine Künste, Eigenarten, Unarten, Reisen, Gespielen, die ersten Unterrichtsstunden, die ersten Zeugnisse usw., bis der Sohn oder die Tochter dann selber die Feder führen und über Lektüre, Spiele, Reisen, Liebhabereien, Freundschaften, Studien u. a. m. eigene Eintragungen machen kann. Eins hat die Herausgeberin, die sonst so weiten Blick beweist, außer acht gelassen, obwohl sie ihr Buch doch bis an die Schwelle der „eigenen Häuslichkeit" geführt wissen will — ich brauche nicht zu sagen, was! Doch zum Glück sind in der zweiten Hälfte der „Chronik" genug weiße, unbeschriebene Blätter da: Hans oder Grete wird schon wissen, zu welchen Bekenntnissen die taugen!

* * *

Mitteilung. — Die beiden im Aprilheft und im vorliegenden Maiheft veröffentlichten Aufsätze „Schwiegermutter und Hagestolz" von dem Jenaer Universitätsprofessor Dr. Otto Schrader, dem Verfasser des Werkes „Sprachvergleichung und Urgeschichte", des „Reallexikons der indogermanischen Altertumskunde" usw., werden erweitert und mit wissenschaftlichen Quellenangaben versehen demnächst in Buchausgabe im Verlage von George Westermann in Braunschweig erscheinen.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau
unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom).
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Juni
1904

Westermanns
Illustrierte Deutsche
Monatshefte

XCVI. Band
Heft 573

Die Kinder von Heckendamm

Ein deutſcher Familienroman

von

Marie Diers

III.

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Das Leben hatte in ſeinem natürlichen Gange die Kinder von Heckendamm auseinandergeſtreut. Sie waren jetzt nicht mehr eine geſchloſſene Einheit, eine kleine, zuſammengehörige Schar, die miteinander ſtand und fiel, ſondern ſie hatten ſich in lauter Einzelleben aufgelöſt, die jedes für ſich den verſchiedenen Einflüſſen auf ihre Entwickelung anheimgegeben waren.

Paul, der am weiteſten Entfernte, ſchrieb am häufigſten. In jeder Zeile lag ſein ehrliches, gütiges Herz, das jedem Neuen und Autoritativen noch eine idealiſtiſche Bewunderung entgegenbrachte. Er ſchrieb oft, wie ein Kind ſchreibt, das lauter Märchen ſieht. Fritz ſtand dieſen Briefen ſtets ein wenig geringſchätzig gegenüber: er hatte eine ſolche tiefe, blinde und kritikloſe Freude am Leben nie gekannt.

Doch Kläre liebte Paul doppelt um dieſer Briefe willen. Darin war ein Stück ihres verlorenen goldenen Kinderglaubens, um den ſie unbewußt noch immer trauerte. Nein, auch ſie konnte jetzt nicht mehr ſo tief und blind ſich freuen, aber ſie liebte den, der es konnte.

Eva ſchrieb luſtig und obenhin, Wolfgang gar nicht. Aber für dieſen ſchrieb ſein Penſionsvater, wenn es gar zum Schlimmſten ſtand. Kläre ſah voll entſetztem Staunen: ſie hatte geglaubt, den Buben nicht leiten zu können, und nun ſtand er unter männlicher Zucht, und es ſchien nur ärger zu werden.

„Er verdreht den Mädeln die Köpfe, iſt ein Hans in allen Gaſſen und ein Windbeutel!“ ſchrieb der Ordinarius. „Es iſt an eine Verſetzung nach Oberſekunda unter dieſen Umſtänden gar nicht zu denken.“

In Fritzens eckiges Geſicht ſtieg die Zornröte. Kläre blickte ihn erbebend an: ſie fürchtete für den Leichtfuß und für Fritz ſelber. Wenn dieſen der Jähzorn fortreißen würde —

Noch in derſelben Stunde fuhr Fritz nach Saſſow. Aber er trat dort nicht jähzornig auf, Kläre hätte dies wiſſen können. Eiſern hart und kalt, als ſei ſein Herz nicht einmal berührt, traf er ſeine Anordnungen.

Wolfgang ward von nun an wie ein Gefangener gehalten. Er erhielt keinen Pfennig eigenes Geld mehr, und die Lieferanten wurden rückſichtslos verſtändigt. Die Zahl der Nachhilfeſtunden ward in einer Weiſe erhöht, daß ihm kaum eine Stunde zum Ausruhen tagsüber blieb. Hinter allen dieſen Maßregeln ſtand Fritzens eiskalte Drohung, den Jungen zum Kaufmann zu machen, wenn er zu Oſtern nicht ſein Einjährigenzeugnis erhielte.

Ruhig und kühl kam Fritz zu Hause an. Er gab Kläre nur einen kurzen Bericht. „Es wird jetzt gehen," sagte er mit solcher Bestimmtheit, daß sie ihm glauben mußte.

Es wirbelten Fritz aber noch andere Sorgen im Kopfe herum. Zum nächsten Johannistermin hatte Raubühler, der Unersetzliche, das Faktotum von Heckendamm, gekündigt. Fritz hatte es erst kaum fassen können. Was sollte er denn ohne Raubühler anfangen?

Der Inspektor wollte heiraten, es war eine alte Liebe von ihm, und die beiden hatten in Treue und Geduld gewartet und gespart. Nun war der Vater der Braut gestorben, und dessen Gütchen fiel ihr, der einzigen Tochter, zu. Es war wirklich nichts an Raubühlers Entschluß zu tadeln, noch an seinem endlich errungenen Glück zu bemängeln.

Ganz ohne Inspektor konnte Fritz mit dem umfangreichen Heckendamm nicht fertig werden, aber er wußte, es würde böse Erfahrungen geben. Einen Raubühler bekam er sein Leben lang nicht wieder.

Nun, er hatte jetzt wenigstens Kläre daheim, brauchte nicht auch dort fremde Augen zu wissen.

Doch auch dieser Trost hielt nicht stand.

Es war im Dezember, und die Flocken trieben. Im Milchkeller zog es von allen Seiten; Kläre hatte sich ein Tuch kreuzweise über die Schultern binden müssen, um sich zu schützen und doch die Arme frei zu behalten. Es lag heute alles auf ihr: die Butterei, die Sorge für die Kälber, die Hühner und die Küche. Die Vogtsche hatte ihren Gichtanfall und war im Bette geblieben, und Minka Rößlers rupfte mit der Kartoffelrike im hinteren Windfang Gänse.

Seit fünf Uhr, in stockfinsterer Nacht, mit der Laterne am Arme, war Kläre im Gange. Wenn es nur nicht so schrecklich windig gewesen wäre! Der schneidende Blasius riß ihr die Stalltüren aus der Hand, stemmte sich ihr entgegen, wenn sie laufen wollte, zerriß ihr die Worte vorm Munde.

Doch Last und Arbeit hatten ihr noch immer den Mut erhöht. Das dumme Herz kann ja in einem gar nicht so schwer niederhängen, wenn die Füße soviel rennen müssen und einem die Nöte über dem Kopfe zusammenschlagen.

Ja richtig! und der Pfefferkuchenteig mußte heute auch schon eingerührt werden. Das gäbe schöne Augen zu Weihnachten, wenn die Ferienkinder alle ihre braunen, knusperigen Lieblinge nicht so vorfänden wie sonst und stets!

„Berta!" rief sie eins der Melkmädchen an. „Loop! liek, was Matthies vok de Sirupflasch' gistern Oabend mitbröcht hett."

„Joa, Fräul'n."

Berta rannte. Auf der hohen Schwelle aber stolperte sie erschrocken zurück, sie wäre beinahe an einen fremden Herrn angelaufen, der da stand. Ach so! wohl ein „Pierdköper".

„De Herr is int Holt!" berichtete sie, schnell gefaßt und gewandt.

„Na, da loat em int Holt," sagte der Fremde in ungeschicktem Plattdeutsch.

Aus der Tiefe des Milchkellers blickte Kläre plötzlich her.

Er stieg über die hohe, ausgetretene Schwelle, kam über die roten Ziegelstufen herab. Er war schon über größere Steine gestiegen, ehe er den Weg hierher fand.

„Sie stehen hier ja im mörderischen Zuge!" sagte er zu Kläre.

Sie erwiderte nichts, ihr Herz war plötzlich so still. Ach ja — so hatte es kommen müssen. So und niemals anders, niemals anders. Das hatte sie ja doch wohl immer gewußt.

So sah er aus! Ein bißchen anders — ein bißchen fremd. Aber diesen Havelock — kannte sie den nicht noch? Doch nein, der vorige war ein klein wenig grünlicher gewesen, und dieser war bräunlicher.

Sein Gesicht — ja freilich —

Da setzte plötzlich, mit jäher Wucht, ihr Herzschlag wieder ein. Und mit einer instinktiven Bewegung, so rasch, als sei sie ganz von Sinnen geraten, riß sie das doppelt geknotete Tuch von sich ab, daß ein paar Fransen in ihrer Hand blieben, und warf es weit von sich in einen Winkel.

„Kommen Sie mit hinein," sagte sie.

Konrad Löhr sah sie an. Wie hatte ihn dies schreckliche, graue Mißtrauen gequält, sein Herz töten wollen! Und nun — ihm war, als flöge es mitsamt dem alten grauen Tuch in weitem Bogen in den Kellerwinkel.

„Da liegt's!" rief er und blickte ihm nach. Und alle, Kläre eingeschlossen, dachten, es

wäre doch ein bißchen komiſch, daß ihn das graue Tuch ſo intereſſierte und er in dieſem Augenblicke ſo viel Aufhebens davon machte.

„Haben Sie jetzt Zeit für mich?“ fragte er.

„Ja,“ ſagte Kläre.

Wo waren alle Jahre hin, des Grames, der Bitterkeit, des Entſetzens? Zuſammengeſchmolzen in eine einzige bange Minute, in eine Träne, die noch an den Wimpern ſaß.

Sie kannte ſich ſelbſt nicht mehr.

Als ſie über den Hof gingen, einmütig, als ſei in beider Herzen nur ein Wunſch und Wille, fiel der wirbelnde Schnee ihnen auf Haar und Schultern. Und der Wind kam wieder um die Scheunenecke und über das Brachfeld herüber und wollte ſie nicht weiter laſſen. Konrad Löhr mußte mit Gewalt die Pforte feſthalten, als Kläre hindurchging.

„So arg treibt er es ſchon ſeit heute um fünf,“ ſagte Kläre lächelnd.

„O länger! Die ganze Nacht hindurch. Ich fahre ſchon ſeit geſtern abend. Dieſe Kleinbahnen kommen ja kaum aus der Stelle.“

Jetzt waren ſie auf der Freitreppe. Kläre blieb plötzlich ſtehen und ſah ihn an. „Wie müde müſſen Sie ſein und wie durchfroren!“

Und in ihren Augen ſprach die ſelige Antwort dazu: Und ich kann dich wieder warm und wach machen!

Er hörte eigentlich nur dieſe Antwort. „So mußte es kommen,“ murmelte er kaum hörbar.

In der großen, eiskalten Vorhalle waren ſie beide allein. Da warf er den Hut von ſich auf einen Stuhl, und mit einem erſtickten Laut faßte er Kläres beide Hände und küßte eine nach der anderen, und dann riß er das ganze geliebte Mädchenbild an ſich, an ſein jauchzendes Herz.

Ein paar Sekunden hatten ſie Welt und Leben um ſich her und alles vergeſſen, außer ihrer beglückten Liebe. Dann machte ſich Kläre verwirrt los und ſtrich die Haare aus Stirn und Augen.

„Wie iſt das nur alles — wie iſt das gekommen?“ ſtammelte ſie mit ſcheuen Lippen.

„Ich weiß nicht,“ ſagte er mit einem tiefen Aufatmen, faſt ſcheu vor dem Worte wie ſie ſelber. „Es kam, wie es kommen mußte. So iſt das doch noch auf der Welt.“

„Wir wollen hineingehen,“ ſagte Kläre.

Er ſtreifte den Mantel ab und folgte ihr. Drinnen war es warm und traulich. Die alten hochlehnigen Lederſtühle ſtanden um den großen, runden Tiſch, die guten Bilder und Teppiche, die hohen Räume des alten Herrenhauſes taten dem Auge wohl, und friſch grünten und blühten am Fenſter Kläres dankbare Pfleglinge.

Er ſtand einen Moment ſtumm, wie übernommen. Einer Woge gleich ſtrömte Duft und Wärme, Heimatsgefühl und jubelndes Herzensglück über ihn hin. Und zum erſtenmal in ſeinem ganzen Leben war ihm hier, in dieſer wildfremden Umgebung, als käme er nach Hauſe.

Ein kurzer Schauer überlief ihn, als er daran dachte, wie nahe — nahe er daran geweſen war, niemals hierher zu kommen.

Kläre dachte dieſe alten, traurigen Gedanken nicht mehr durch. Er war ja da! Leben und Wirklichkeit leuchteten als Sonne, die nie wiederuntergehen konnte.

— — — — — — — — — — — — — —

An dieſem Vormittage ging auf Heckendamm alles ſchief. Es war ſchon ein Skandal mit all der konfuſen Wirtſchaft! Zwar Kläre, ſechsmal gerufen, lief dann wohl mal zu den Kälbern hinüber und guckte in die Küche. Aber ſie wußte ſichtlich nicht, was ſie ſah oder redete. „Kinner un Lüd, doar is wat los!“ meinte philoſophiſch der alte Jakob vom Kuhſtall, und die Kartoffelrike, der plötzlich ein Licht aufdämmerte, brummelte auf ihren Gänſeflügel herunter: „Nu woll! Ick kann mi all wat denken!“ Die jungen Dirns brauchten aber die Rike erſt gar nicht zum Denken. Das beſorgten ſie ſich ſchon allein.

In der Küche war's am ſchlimmſten. „Kinnings, nee, ick weit doch nu gar nich mal ens Beſcheid!“ jammerte Mariek Lüders. „Sall ick nu ierſt de Tüſten upſetten för de Knechts, oder ſall ick de Klöß maken för de Herrſchaft? Un woväl Eier koamen da in? Nee, nee, is dat 'n Umſtann! De Herr kümmt t'rüch, un nicks is in Schicht. Ick loop tau de Vogtſchen. Uns Fräul'n is woll ganz ut 'n Hüschen.“

Die Vogtſche in ihren Federbetten weinte vor Wut. „Nu äben bün 't 'n bäten warm worden, un nu ſall 't wedder rut. Nee, ick ſegg' vok man, de ollen Leiwsgeſchichten!

Mit de Hofdirns hett man all ſien Not, un nu fängt't bi de Herrſchaft ook an! Na, goah man, Mariek. Denn helpt dat ja nich, dann müt dat oll Minſch man wedder in die Sielen."

Bei all dieſem Elend und Jammer hatte Kläre, die Urheberin, nicht etwa ein ſchlechtes Gewiſſen. Gott behüte, ganz im Gegenteil. Sie kam ſich ganz ungeheuer pflichttreu und gewiſſenhaft vor, und Konrad fand dies erſt recht. „Übertrieben!" nannte er es ſogar in ſeinem hellen Ärger. Da fand ſie es auch übertrieben und blieb bei ihm. Hatten ſie ſich doch ſo unendlich viel zu ſagen, daß ſie nicht wußten, womit anfangen. Einen ganzen Tag hätten ſie reden können. Und dabei, wenn es dazu kommen ſollte, ſagten ſie beide ſchließlich gar nichts — und das war das allerſchönſte.

Mochten doch auch Mariek und Jakob und die Rößlers und Rike und Fiken und Karlin einmal im Leben ihren eigenen Verſtand gebrauchen. Wozu hatten ſie ihn denn!

In der Küche war neues Elend. Kläre hatte geklingelt, Kläre, die ſonſt nie klingelte, ſondern immer ſelber kam! Mariek kam ganz ſtieräugig zurück. „Nee, nee, nu ſall ick jawoll noch heiten Kaffee moaken, mitten an' Vörmiddag! Un'n ganzen feinen, hat Fräulein jeſagt."

Die Vogtſche hinkte heran und ſtieß ſie mit ihren krummen Ellbogen fort. „Lat dat man, Dirn, dat künnſt dien Läben nich. Un wat de frömm Herr is, dat is nu doch man de Brüjam von uns Fräulein. Den möten wi reſpektieren. Nee, Dirn, den Kaffig moak ick!"

Als Fritz von den Holzſchlägern nach Hauſe geritten kam, fand er dort noch keinen gedeckten Eßtiſch vor. Und als er nach drüben ging, ſaß ein Herr bei ſeiner Schweſter.

Kläre ſprang auf und kam ihm tief errötend entgegen. „Fritz — das iſt Herr Doktor Löhr — du kennſt ihn doch auch —, und — und" — ganz leiſe wie ein ſchüchternes Vögelchen ſetzte ſie hinzu: „Wir haben uns verlobt."

Fritz ſchoß das Blut ins Geſicht. „Du — verlobt?" Er ſtand und ſtarrte. Er überhörte auch, was der Mann dort mit den lachenden Augen ihm ſagte.

„Entſchuldigen Sie," ſagte er endlich in Haſt, „ich komme von draußen — will nur den Rock wechſeln — ein paar Minuten."

In der Hinterſtube, ſeinem Schlafraum, deren Fenſter auf den entlaubten Garten gingen, ſah er ſich um, wie mit dem Erkennen der Wirklichkeit ringend.

Hier — in dieſer Ecke, wo jetzt die alte Kommode mit den Meſſingſchlöſſern ſtand, hatte das Sterbebett ſeiner Mutter geſtanden. Hier hatte er daneben geſeſſen und ins Licht geſtarrt, und die Sinne hatten ihm gedroht, zu vergehen.

Wie plötzlich alles wieder lebendig vor ihm wurde! Die Stimme ſelbſt meinte er zu hören — und es war wieder Nacht, und das Lämpchen brannte — und die Nacht kam für ſein Leben.

War nicht auch ſein Tag hell und weit geweſen, vielleicht weiter als der von vielen? In dieſer Stube, an den Worten der mühſamen, ſterbenden Stimme war er erloſchen.

Da ging ein Frieren durch ſein Gebein. Er ſchritt an ſein hartes Lager und ſetzte ſich ſchwerfällig auf deſſen Rand. Die Hände lagen ihm geballt auf den Knien.

Noch einmal, wie in alten, längſt begrabenen Tagen, riß der alte Schmerz durch ſeine Seele. Wer fragte dem nach, was er gelaſſen hatte in dieſer furchtbaren Nacht?

Hatte er nicht auch ſeinen Glückstraum geträumt? Ach, und ſein Glück — wie hatte es ihn aus ſo wunderſüßen Augen angeſehen!

Seine Blicke verdunkelten ſich vor aufſteigenden, ungewohnten Tränen. Er preßte die Hände davor und rang nach Sammlung.

Laß doch, laß die alte traurige Geſchichte! Es tat ja ſchon längſt nicht mehr weh. Und darfſt du von den Kindern das Opfer verlangen, das du ihnen einſt brachteſt?

Er ſchüttelte vor ſich den Kopf. Ja, Kläre war nötig hier, und er hatte nicht gedacht, ſie hergeben zu müſſen. Aber ſo nötig, wie er einſt war und es blieb — ſo nötig war ſie nicht. Mochte ſie gehen und glücklich ſein.

Die kurzen, heißen Tränen waren ſchnell verſiegt. Aber die Bitterkeit im Herzen wollte ſich noch nicht geben. Die rang noch voll ſtummen Ingrimms mit der Vernunft und wollte nicht leiden, daß andere Feſte feierten, während hier ein Leben zugrunde gegangen war.

Doch in Fritz Dönniger siegte nie das Herz. Nicht im Guten, nicht im Schlimmen. Als er zu den beiden Glücklichen hinüberging, hatte er nicht nur den Rock gewechselt.

Er war kühl und schweigsam, aber er legte ihren Plänen nichts in den Weg. Niemand sah ihm an, daß er soeben noch geweint hatte um seine eigene tote Liebe.

* * *

Noch an demselben Abend reiste Konrad Löhr wieder ab, er hatte sich Hals über Kopf nur für einen Tag freigemacht. Zu Weihnachten aber wollte er wiederkommen.

Als er fort war, kam Kläre erst langsam wieder zur Besinnung. War das nicht wie ein Sturmwind über sie dahergefahren?

Nun erst ward sie gewahr, daß er ihr all die Widersprüche in seinem Tun und Wesen nicht einmal erklärt und daß sie nach solcher Erklärung gar nicht verlangt hatte.

Das Glück war nach jahrelanger Trauer auf Sturmesflügeln gekommen, und sie hatte ihm — ohne Fragen und Besinnen — weit, weit die Tore geöffnet!

Was nun weiter? Soll jetzt das Klügeln und die große Abrechnung anfangen?

Ja! es müßte wohl. Heute nacht noch einen langen Brief aufsetzen an den allzu Kühnen, den Einbrecher, den Unlogischen. Eine Art Gerichtsbrief mit Punkt eins und zwei und drei. Darauf soll er Rede stehen, wenn er es kann.

Es ist ein schönes Ding um den klugen Verstand, der immer recht behält. Aber ein schöneres um das selige Herz.

Den Gerichtsbrief mochten andere schreiben. Ein Menschenkind in Klärens Lage tut solche korrekten, langweiligen Dinge nicht mehr. Das denkt überhaupt nicht mehr nach — das lebt, das lebt mit jeder Faser.

Die finstere Winternacht war hell um sie her. — Und zu Weihnachten — und die Pfeffernüsse — ich muß nun mehr backen. Das waren ihre letzten Gedanken. Dann kam der Traumgott in ihr Stübchen.

Freilich wohl, das Leben hienieden geht nirgends glatt auf, es gibt überall Brüche. Der Verstand setzt sich daran und will sie gleichen und zerbricht sich selber oft darüber. Das Menschenherz in seinem Glück ist weiser als die Rechenkünstler. Es läßt die Brüche stehen. Und wenn es ja mal rechnen muß, so lernt es eben die Bruchrechnung.

Das ist dann das lachende Leid des Lebens. Je größer das Herz in der Brust wird, desto besser und weiter erfaßt es dies lachende Leid — die wundervolle Bruchrechnung des Lebens.

— — — — — — — — — — — — —

Schon in den nächsten Tagen hieß es mit lauter Brüchen rechnen. Weiß Gott, es wollte nirgends aufgehen!

Warum freute Fritz sich nicht? Das fehlte ihr so sehr an ihrem Glücke. Mit der Zeit kam es noch ärger.

Sie sah um sich her in der Wirtschaft, und allmählich schlugen auch die Bemerkungen der Leute bei ihr ein. „Jemine, was soll nu man bloß werden!“ klagte Minka Rößlers. „Die Vogtsche wird nu auch all kröplig, Herr Raubühler geht ab, und wenn Fräulein nu erste Frau Direktor is, dann geht hier jawoll die ganze Karre in den Graben!“

Kläre kam ganz blaß zu Fritz. „Fritz, du meinst wohl auch, daß ich hier nicht abkommen kann?“

Ihr verzagter Ton schnitt ihm ins Gewissen. Hatte er sie es doch fühlen lassen? „Wann willst du heiraten?“ fragte er sie ein bißchen quergängig.

„Konrad will: im Herbst schon,“ gab sie zu.

„Das kannst du auch,“ sagte er ruhig. Sein Ton war nicht weich, aber bestimmt. „Ich habe mit Förster Hinrich gesprochen, er gibt mir die Marie her.“

Kläre fiel ein Stein vom Herzen. „Das ist ein Glück, Fritz!“ rief sie aus. „Marie Hinrich wird alles noch viel besser machen als ich selbst. Daß der Alte sie hergibt! ich hätte es nie gedacht!“

„Es wird ihm auch sauer. Herrgott, wie hat er sie mir auf die Seele gebunden! Als wenn hier eine Räuberhöhle wäre!“

„Fritz, du mußt sie auch wie deine Schwester halten. Das verdient sie. Nicht wie eine Dienerin. Denke, wie Mutter sie schon geschätzt hat, als sie noch ein Kind war. So eine finden wir nicht wieder. Und alle Leute lieben sie. Es wird keine Kollisionen wegen ihrer Autorität geben.“

„Du kannſt dich alſo beruhigen," ſagte Fritz und wandte ſich ab.

Seine Worte ſollten jedenfalls gut und tröſtlich klingen, aber ſein Ton war härter als je. Es war der noch immer unbezwungene und unbezwingliche Groll, der dumpf und ſtark ſeine Seele füllte — den er verachten und verneinen wollte, und der doch zum Lebensbeſtandteil dieſes Herzens erwachſen war, das nie ſeine Wege hatte gehen dürfen.

Ein paar lange Tage ging Kläre mit trüben Augen in der Wirtſchaft herum. War ſie nicht ſchlecht und ſelbſtſüchtig? Hatte nicht auch einſtmals Fritz ſeinem Glück entſagt?

Doch dies Fragen und Ringen konnte ſie nur ängſtigen und quälen. Den Grund ihres Herzens berührte es nicht, denn der ſtand klar und ſicher — lebensſicher in ihr feſt. Den konnten auch die ſchönſten Theorien nicht einmal erreichen. Sie aber wußte ſelbſt nicht, wie unerſchütterlich ihres Herzens Kraft und Wille war.

Fritz, der Rechenmenſch, war an dem Ausgleichen ſeiner Brüche ſelbſt zerbrochen. Selbſt zum innerlichen Bruchſtück geworden, ohne die reife Harmonie, die ſich aus den Diſſonanzen löſt.

Kläre wußte dies alles nicht. Sie fühlte ein Erſchauern banger Ehrfurcht vor dem Bruder, deſſen Opfermut und Charakterſtärke ſie erſt begriff, da ſie von ſich ſelbſt ein gleiches fordern wollte. Und ſie wußte auch nicht, daß dies alles nur Stürme waren, die ihr Wiſſen bewegten, nicht ihr eigenſtes Weſen. Daß ſie das Leben beſſer verſtand in ſeinen tiefſten Forderungen und nicht in ſeinem Formengebilde verdorren konnte.

* * *

Zu Weihnachten ward es nun doch ſchön in dem alten Hauſe zu Heckendamm. Es war in Kläres Liebe zuviel ſieghafte Lebensluſt, die ließ ſich gar nicht totmachen.

Trotzdem wollte natürlich nun wieder nichts richtig klappen. Fritz und Konrad, ſtatt ſich nahe zu kommen, wie Kläre ſehnlich wünſchte, ſtimmten gar nicht zuſammen. Fritz aus einer ſichtlichen, kaum bezwungenen Gereiztheit, Konrad einfach aus Läſſigkeit, die ihn für alle Menſchen, außer Kläre, gleichgültig empfinden ließ.

Dabei war nun im Handumdrehen der ſchönſte Streit da. Kläre war entrüſtet, daß Konrad ſich ihr zuliebe nicht um das Wohlwollen ihrer Familie bewürbe. Er war entrüſtet, daß ſie um „andere Leute" überhaupt ſolch Aufhebens machte, nicht nur für ihn allein auf der Welt dawar.

„Ich ſehe ſchon, ich habe recht gehabt!" rief er. „Du biſt gar kein Menſch für dich, ſondern eine Schlingpflanze mit tauſend Wurzeln im Heckendammer Gemäuer!"

Wenn er ſie morgens nicht gleich vorfand und ſie etwa im Milchkeller oder in der Küche ſteckte, war gleich der Spektakel da. Schon die Leute begannen ſich dann vor ſeiner Übellaunigkeit zu entſetzen.

„Laufen Sie man bloß, Fräulein! Der Herr Doktor iſt all unten und ſchimpft!"

Kläre hatte manchmal verſucht, ihn aus hellem Übermut ein bißchen hinzuhalten, zu quälen. Sie mußte davon abſtehen, in ſolchen Dingen verſtand er nicht den kleinſten Spaß. Nie hätte ſie gedacht, daß er ſolch langweiliger Pedant ſein könne.

Es wollte ſie erſt ärgern, wenn er nicht ein wenig Nachſicht und Verſtändnis mit ihren luſtigen kleinen Launen haben konnte, jedem Verſuch nach der Richtung hin mit fürchterlicher Schwerfälligkeit begegnete. Es wäre ſo reizend geweſen, ein bißchen verwöhnt und verzogen zu werden. In ihrem ganzen Leben hatte ſie das noch nie gehabt.

Nun ſollte ſie wieder ſtramm ſtehen, zur Stelle ſein, ſich fügen und nur an andere denken, wie es von jeher von ihr verlangt worden war. Sollte ſie das nicht grämen? Unter dem Weihnachtsbaum, am ſchneehellen Vormittag vergoß ſie ein paar zornige Tränchen.

Dabei hatte ſie das ſüße Gefühl: jetzt wird er mich in die Arme nehmen und mir die Tränen fortküſſen. Aber nichts davon geſchah. Er drehte ſich auf dem Abſatz um, murmelte etwas von „unergründlicher Melancholie" und „hoffnungsvoller Verſtändnisloſigkeit" und marſchierte in den Garten.

Kläre hätte ſich die Augen ausweinen mögen, aber dann kam Fritz und wollte etwas wiſſen und danach Minka Rößlers, die auch etwas wiſſen wollte. Ob es nicht

zum Verzweifeln war? Nicht einmal das Recht und die Zeit zu ein paar Tränen ließ man ihr.

Natürlich war nach einer halben Stunde alles wieder gut und vergessen, und weder sie noch Konrad in ihrer Seligkeit wußten, daß sie sich eben noch so bitterlich unter dem Weihnachtsbaum gezankt hatten und fest überzeugt gewesen waren, gar nicht füreinander zu passen.

Außer diesem Liebeskummer gab es für Kläre auch sonst noch Not und Plage. Mit Wolfgang war es schrecklich. Er war in diesem Zwangsdasein, das Fritz ihm bereitet hatte, zum Wüterich geworden. Zu anderer Zeit als gerade jetzt hätte sich Kläre wohl noch viel stärker um ihn gesorgt. Seine Lustigkeit hatte etwas Wildes, beständig zitierte er Stellen aus revolutionären Liedern oder Schriften, von denen keiner ahnte, wie sie in seinen Besitz gekommen waren. Gegen Fritz trug er eine störrische, fast feindselige Verschlossenheit zur Schau, auch gegen Kläre war er abweisend, und nur Doktor Löhrs Gegenwart schien ihn zu erfreuen und doch wieder zu bedrücken. Viel Ehre hatte er ja seinen Lehrern nicht gerade gemacht.

Konrad Löhr, so wenig Auge er auch jetzt für andere Menschen hatte, fühlte doch den bösen Wechsel an seinem Lieblingsschüler. Er verstand die starren Maßnahmen, die ein Mann wie Fritz Dönniger einzig und allein dem Überschäumen dieses innerlich ungeleiteten Knaben entgegensetzen konnte.

Eine leichte, dringende Mahnung klopfte an sein Herz: Nimm den Burschen zu dir, in deine junge Häuslichkeit. Du allein und Kläre, ihr könnt noch etwas aus ihm machen.

Aber er schloß sich davor zu. Nein, das konnte er nicht! Jetzt, da ihm sein Himmel aufging, solchen Störenfried hineinnehmen?

Später vielleicht. Jetzt — und wenn er es gewollt hätte — das konnte er nicht.

Im Laufe der Feiertage kam ein Gast von Sassow herüber: Hans Musche. Ohne Pferd und Wagen, zu Fuß durch dicken Schnee, den meilenlangen Weg. Das erste war, daß er Paul bitten mußte, ihm ein paar seiner Schuhe für die nassen Kniestiefel zu geben, die er trug. Oben in Pauls Stübchen bekannte er dem Freunde: „Mutter weiß gar nicht, daß ich hier bin. Ich habe lügen müssen. Aber gefreut habe ich mich seit Wochen auf diesen Tag."

Es erging ihm heute gut. Eva war mehr als gnädig, sie war förmlich zärtlich mit ihm. In der klösterlichen Strenge ihres Pensionats hatte sie es gelernt, ihre Verehrer zu schätzen. Und Hans Musche war nun doch immerhin Student, und wenn er auch nicht hübscher geworden war, so war er doch klug und vor allem ihr gegenüber aus Rand und Band. Das fühlte sie ganz gut, und das entzückte sie.

Am Abend, als es dämmerig wurde, zündete Paul den Baum wieder an. Noch immer war Hans Musche da, trotzdem er den stundenlangen verschneiten Rückweg vor sich hatte. „Es ist Mondschein," sagte er zuversichtlich. Jetzt fortgehen, wo es am schönsten wurde, wo die geheimnisvolle Dämmerung, nur durch den Lichterglanz des Baumes unterbrochen, zu den Herzen sprach? Nein und abermals nein!

Als Eva einmal hinausgeschickt war, stahl er sich ins Nebenzimmer, durch das sie gegangen war, um dort ihre Rückkehr zu erwarten. Hier war es fast dunkel, nur durch die geöffnete Tür fiel der Lichterschein.

Drinnen sangen sie: „O du fröhliche —" Klärens frohe helle Stimme allen voran, Konrad Löhrs musikalisches Organ unterstützte sie. Die anderen hörte man kaum daneben.

Hans Musche fuhr sich mit den Händen durch sein rotes Haar, das Herz schlug ihm laut. Wie war ihm dort der Baum, der Gesang — wie war ihm alles auf der Welt nur Rahmen für das eine Bild!

Schon von fern, den Gang entlang, hörte er Evas leichte Schritte nahen. Er öffnete ihr die Tür. Auf ihren Lippen trällerte das Lied mit, das aus der Weihnachtsstube ihr ans Ohr gedrungen war. Jetzt stockte es plötzlich, als er so unerwartet dicht vor ihr stand.

„Was soll ich?" fragte sie unwillkürlich.

Er zog die Tür hinter ihr zu, dann faßte er nach ihrer Hand. „Eva —" murmelte er.

Er hatte ihr Tausendfaches sagen wollen, sie mit seinen Fragen überstürmen, ihr seine Zukunftspläne sagen — und fand nur das eine Wort, das für ihn Himmel und Erde umschloß.

Sie ließ ihm ihre Hand. Die ganze Macht der Romantik kam über ihr Herz.

Eine Sekunde war ihm, als träume er nur. Wie oft schon hatte er diesen Moment sich erträumt! Dann stieß er ein kurzes jubelndes Lachen aus, in dem alle Seligkeit seines Herzens zusammenströmte, schloß die Arme um seines Mädchens schlanke Gestalt und küßte ihre warmen Lippen, ihr Haar, ihre Augen.

„Nun ist es aber genug!“ rief Eva und riß sich los.

Genug?! Was für ein Wort!

Er griff wieder nach ihrer Hand. „Du bist meine kleine Braut jetzt, Eva? Ich kann für dich arbeiten und bei jedem Ausblick in die Zukunft für dich mitdenken?“

Er hatte sie wieder an sich herangezogen, so daß ihr blondes, weiches Köpfchen einen Augenblick an seiner Schulter lag. Aber sie entzog sich ihm wieder.

„Das kommt so furchtbar schnell!“ schmollte sie. „Sie müssen mir doch erst Zeit zum Überlegen lassen —“

„Überlegen —?“ sprach er ihr nach. „Eva — du hast mich doch lieb! Ich hab's doch eben gefühlt —“

In die leise Klage kam es wie ein düsteres Drohen. Er hatte sie vollends losgelassen, und doch fühlte Eva, daß er bebte.

Sie erschrak plötzlich vor ihm. „Ja, ja —“ gab sie hastig zu. „Aber — sagen Sie Fritz und Kläre noch nichts. Eben ist doch erst Verlobung gewesen — und Fritz sieht's nicht gern, ich weiß das — und — Sie müssen mir das versprechen — ja —?“

Ihre kleine kühle Hand kroch in die seine. Wie ein reizendes Kätzchen bettelte sie vor ihm. Er biß die Zähne zusammen, und all sein Unmut löste sich in berauschtes Entzücken.

Eben wollte er sie fragen, wie lange denn dies Schweigen dauern solle, und wieviel sie ihm gewähre, ob Briefe während der Trennung — da klangen Schritte, und Kläre stand auf der erleuchteten Schwelle. Der Glückselige hatte es nicht achtgehabt, wie nebenan der Weihnachtsgesang verhallt war.

„Eva!“ rief Kläre ein bißchen erschrocken und strafend in das Dunkel hinein.

„Hier, Kläre! Herr Musche hat mir meine Brosche suchen helfen. Hier ist sie aber schon. Wir wollen noch ein Lied singen, ja?“

Wie hell ihre Stimme war! und wie sie lügen konnte! Es traf ihn, wie ein leiser Zugwind die heiße Wange streift. Er raffte sich auf. Wahrlich, er war nicht so schnell gefaßt wie sie!

Kläres Blick traf ihn, als er notgedrungen ans Licht trat. Ja — das Mal seines Geheimnisses brannte ihm auf der Stirn. Evas Gesichtchen aber war hell und kühl, es quälte und beseligte ihn zu gleicher Zeit.

Draußen hatte sich ein Wind erhoben. „Sie können nicht zu Fuß zurückgehen,“ sagte Fritz, von draußen kommend, in bestimmtem Tone. „Wenn Sie nicht über Nacht bleiben wollen, lasse ich Sie fahren.“

Das Stündchen, das ihm noch blieb, fragte er sich beständig, wie er es wohl machen könne, noch einmal mit Eva allein zu sein. Aber es wurde ihm nicht zuteil. Nur als er Abschied nahm, fühlte er, wie ihre geliebte kleine Hand leise seinen Druck zurückgab.

Der Schneewind kam über die Felder gepfiffen und durchkältete ihn bis auf die Haut. Auf dem Bocke saß brummig der alte Matthies, dem es wider die Schnur ging, in halber Nacht noch einmal nach Sassow zu fahren. Aber der glückliche Junge hinter ihm ließ ihm keine Ruhe. Ob er wollte oder nicht, mußte er sein mürrisches Schweigen fahren lassen und über allerhand dummes, unnützes Zeug Rede und Antwort stehen.

Der alte Matthies hatte seine Generation auf Erden vorbeipassieren sehen und sich allerlei dabei gemerkt. Jetzt dachte er: Na, is man gut, daß wir bloß zwei Fräuleins ins Haus haben. Sind die uns erst weggeholt, dann wird's ja wohl Ruhe geben und die olle Karrerei bei nachtschlafender Zeit aufhören!

Hans Musche ließ den Wagen vor den ersten Häusern von Sassow halten, steckte dem Alten einen blanken Taler von Mutters Weihnachtsgeschenk in die Hand, rannte zu Fuß in die Stadt hinein und schlich sich dann sachte und ungehört ins Haus und in seine Stube.

So! nun konnte ihm keiner nachrechnen, wo er gesteckt hatte. Und nun konnte er ungestört von diesem seligen Nachmittag und seines Mädchens roten Lippen träumen.

Seine Frau Mama saß unterdessen im Salon und legte drei oder vier Besuchs-

damen eine neue und wichtige Frage zur Beantwortung vor.

„Finden Sie es wohl richtig, wenn ein junges Mädchen mit ihrem Bräutigam unter einem Dache wohnt und schläft und außerdem — bitte, hören Sie nur, dies ist die Hauptsache: außerdem keine einzige verheiratete oder ältere Anstandsperson im Hause ist?"

„Aber das ist ja schrecklich — ganz unerhört, Frau Sanitätsrat! Wo kommt denn das vor?"

Frau Sanitätsrat sah sich im Kreise um. „Bei den Dönnigers auf Heckendamm! Ja, es ist traurig, wohin diese ungeleiteten jungen Menschen geraten. Wären sie nicht gewarnt, so würde ich es verzeihen. Aber so — ich kann mich kaum anders ausdrücken, so sehr es mir widerstrebt: dies führt in den moralischen Schmutz."

„Ja freilich! ganz gewiß, Frau Sanitätsrat."

Draußen fegte der Wind ums Haus, der von Osten kam und eben an den Heckendammer Fenstern mit dem leuchtenden Weihnachtsbaum und den leuchtenden Herzen darunter vorbeigesaust war.

* * *

An diesem trubeligen, streitvollen und doch so frohen Weihnachtsfest waren die Kinder von Heckendamm zum letztenmal vereint gewesen. Sie träumten zwar alle von einem gleichen Osterfest, aber es kam anders und schlimmer.

Wolfgangs Versetzungsnot nahte heran. Obwohl Fritz nie darüber sprach, fühlte Kläre seine Unruhe und Besorgnis über den Ausgang der Dinge. Ja, ohne die geringste Aussprache wußte sie ganz genau: kam der Junge über diese Klippe fort, errang er sich den Einlaß für Obersekunda, so würde der Zwang, den Fritz über ihn verhängt hatte, nachlassen. Sein Leben würde wieder freier und menschlicher werden, bis — ja freilich, nur bis die Not wiederanfing.

Konrad zürnte in seinen Briefen: „Du hast andere Dinge im Kopf, ich fühle es Dir an, Du Heckendammer Schlinggewächs. Ach, Kläre, mache mich doch nicht toll! ich möchte ja alle Leute totschlagen, an die Du auch nur einen Gedanken verlierst. Aber warte, wenn ich Dich erst habe — dann tyrannisiere ich jeden Gedanken, der Dir durch den Kopf geht, richte eine unerbittlich strenge Quarantänestation vor Deiner Seele Eingangspforten auf."

Kläre drückte den Brief an Augen und Mund. Der dumme, dumme Mann! Wie sie ihn liebte um dies zornige, unsinnige Eifersüchteln! Wahrlich, er würde sie noch redlich plagen in ihrem Leben!

Sollte sie wirklich Wölfchen mit seinen dummen Streichen, Fritz mit seinen Sorgen, Paul, Eva, die ganze Wirtschaft und alle Hausinteressen aus ihrem Herzen reißen wie Hederich? Wußte er denn gar nicht in seinem klugen Kopf, daß in das Herz so viel, so viel hineingeht, ohne daß sich eins am anderen stößt?

Ja, seitdem er hineingekommen war, schien es, als sei das Herz noch tausendmal weiter geworden, als könne es jetzt Erde und Himmel in seinem unendlichen Glück umfassen!

Und das sah er nicht ein, der Nergler! Wollte es wohl gar zu einer Nadelbüchse machen, in der nichts Platz hatte als seine boshaftigen Spitzen?

Sie wunderte sich manchmal selbst, daß sie sich nicht mehr vor ihm und der Zeit ihres gemeinsamen Lebens fürchtete. Sie wußte es doch aus bitterer Erfahrung, wie weh er einem tun, wie maßlos er quälen konnte! Wie er sie, wenn ihr ganzes Herz nach Weichheit und Liebe verlangte, mit Härte und Verständnislosigkeit behandeln konnte, sie mit der Überlegenheit seines Geistes und Willens ängstigte und verschüchterte.

Das wußte sie alles. Und so sicher, wie jetzt in den sprossenden Knospen der Frühling saß, so sicher, wie aus dem nackten Erdreich neues Leben drängte und trieb, so sicher würde sie noch unter ihrer Liebe leiden und an dem Manne leiden, von dem sie innerlich nie wieder unabhängig werden konnte.

Und doch fürchtete und graute sie sich nicht. Und wunderte sich über sich selbst deswegen. Denn in aller Stille, eigentlich hinter ihrem Rücken, hatte ihr junges Herz die Bruchrechnung gelernt.

Das sind des Lebens Sonntagskinder, bei denen das listige Herz solche Heimlichkeiten

betreibt, ohne den Onkel Verstand erst groß darum zu befragen.

Konrad Löhr aber konnte sich noch mehr erbosen, denn nun kamen Dinge, die Klärens Sinn und Briefe wahrlich mehr, als ihm lieb war, füllten.

Am Morgen des Versetzungstages, an einem herrlichen blauen Märzmorgen, fuhr Matthies vom Hof, um Wolfgang zu den Ferien abzuholen. Fritz war heute nicht abkömmlich in der Wirtschaft, und Klärchen hatte er das Mitfahren geradezu verboten. „Um Mittag ist er hier," sagte er. „Dann erfährst du es noch früh genug."

Klärchen verstand ihn: er fürchtete einen schlechten Ausgang, hatte ihn trotz der tröstlicher klingenden Nachrichten des Ordinarius immer erwartet und wollte nicht, daß Klärchen etwa gar als Trostspenderin den Jungen empfinge.

Es war ein böser Vormittag, und er dehnte sich so endlos. Bei jedem Räderrollen fuhr man auf und war doch immer erleichtert, wenn es der Jagdwagen noch nicht war. Die erwartete Stunde war längst vorbei, Mittag kam und ging vorüber. Der Leute wegen mußte gegessen werden. Stumm und ratlos saßen Fritz und Klärchen einander gegenüber.

„Ein gutes Zeichen," versuchte endlich Klärchen herauszuklügeln.

„Ein schlechtes Zeichen," sagte Fritz hart und bestimmt.

Nein — es war eigentlich gar kein Zeichen. Für jeden Fall blieb dies Nichtkommen rätselhaft.

„Er feiert mit den Freunden," sagte Klärchen.

„Er fürchtet sich," sagte Fritz.

Ja, aber Matthies? Das war doch kein junger Bursche, kein ergebener Diener, der sich von jedem bestimmen ließ! Der setzte „dem jungen Herrn" gegenüber immer seinen Kopf durch, sobald er Fritzens Befehl hinter sich hatte.

„Um halb zwei spätestens seid ihr zurück," hatte Fritz angeordnet. Jetzt wurde es drei, vier — die Märzsonne sank rasch hinter den Tannen, und immer noch nichts.

„Ich reite ihnen entgegen," sagte jetzt Fritz.

Nun war auch er fort. In Haus und Hof wurde es feierabendlich still. Klärchen lief in ihrer Angst auf ihr Stübchen und nahm das Bild von Konrad, als solle das ihr helfen.

Es half ihr auch. Seine Augen blickten ernst und ein klein wenig träumerisch auf diesem Bild. Und doch im Ausdruck zwingend — hinaufzwingend, aus der Mühsal und Angst gehäufter Tagesnöte in die klare Bergluft der hochgestiegenen Seele.

Auch für das Edelblut dieser Erde geht solch ein Aufstieg durch Wolken und Nebel nicht ohne mühseligen Kampf. Klärchen war nicht bewußt genug, um dies zu denken, und doch empfand sie es wie eine ernste wundervolle Botschaft aus diesen sehr geliebten Augen.

Tapfer sein — liebend ohne Schwäche! sagten sie ihr.

Für den Tagesbedarf war ihr dies Bild beinahe zu ernst, zu groß. Hier stand er ihr gegenüber wie in den Stunden, in denen sie seine Persönlichkeit über sich hinauswachsen fühlte, in denen sie mit bangem Erschauern begriff, daß der Inhalt der seligen Stunden, in denen er um ihre Liebe bettelte, sie quälte und wie ein schwerfälliger Nergler sich benahm, nicht der volle Inhalt seines Lebens war. Daß ihr Sein an ihm endete, aber das seine nicht an ihr.

Solche Erkenntnis kostet Tränen. Sie ist auch nicht für das Maß jeder Tagesstunde zugeschnitten. Darum verbarg sie dieses Bild und ertrug seinen Anblick nicht zu aller Zeit. In großen Stunden aber ertrug sie ihn. Da wurde er ihr das, was er war: das lebenbringende, emporziehende Element ihres Daseins. —

Unten Hufschläge und Räderrollen. Sie schrak empor. War Fritz denn schon zurück? War Wolfgang da?

Unten hielt der Wagen. Matthies war herabgesprungen. Weder Fritz noch Wolfgang waren zu sehen.

Klärchen erbleichte. „Matthies — was —"

„Das is ja man 'ne dolle Sache, Fräulein," sagte der Alte schwerfällig. „Komm' ich heute um zehne 'ran, is der junge Herr noch in der Schule. Nu, ich spann' aus und mach' meine Aufträge ab. Komme ich retour, geh' ich 'rauf bei den Herrn Oberlehrer, frag' an: ob der junge Herr nu fahren will. Kommt die Frau Oberlehrer und sagt zu mich: ‚Ihr junger Herr is noch nich

da,‘ sagte sie zu mich. ‚Ich wunder’ mich auch schon,‘ sagt sie. ‚Gehn Sie doch mal suchen, Matthies.‘ Na, ich such’ denn ja ’ne Stunde ’rum, komm’ wieder ’ran. Kommt der Herr Oberlehrer ’raus. ‚Was is mit den Jungen?‘ schreit er. ‚Noch nich da?‘ ‚Ich hab’ ihn jawoll nich gefunden,‘ sag’ ich. ‚Und es is all Zeit, der Herr hat gesagt, spätstens halb zwei sollen wir dasein. Ich krieg’s nachher wieder!‘ Nu war ich auch schon falsch, Fräulein. ‚Ich wer’ suchen gehn,‘ schreit der Herr Oberlehrer. ‚Er is ja doch versetzt,‘ schreit er, ‚sonst hätt’ ich wirklich Angst.‘“

„Er ist versetzt?“ rief Kläre außer sich.

„Ja — nu versetzt is er schon, aber zu finden is er darum doch nich. Wir sind an die Bahn gewesen, der Herr Oberlehrer hat nachgefragt. Die Schaffners da haben bloß gesagt: Weeß ich nich, weeß ich nich. Sind heute viele Schüler gereist, kennen wir die einzelnen nich. Zuletzt hab’ ich gesagt: Ich fahr’ nach Haus. Bei’n Chausseehaus is der Herr angekommen, hat mir bloß ausgefragt und is weitergeritten. Ich sollte her und Bescheid sagen, hat er befohlen. Das is allens. Ja, und der Kaffeesack liegt unten in’n Wagen, und von den feinen Zucker hat Kuntzen nich mehr, kriegt erst wieder nächste Woche.“

Kläre zitterte an allen Gliedern, so daß sie die Hand an den Kutschbock legen mußte, sich zu stützen. „Matthies, hast du denn seine Freunde nicht gefragt? Gewiß bist du furchtbar ungeschickt beim Suchen gewesen! Ach, wäre ich nur mitgefahren! Ist es denn ganz gewiß, daß er versetzt ist?“

„Wahr und wahrhaftig, Fräulein. Das hab’ ich jawoll sechsmal gehört oder öfter. Und was Fräulein woll da wollten! Rumlaufen und suchen konnt’ ich ooch. Was kann ich dafür, wenn keiner nischt nich weiß? Immer hat der olle Matthies schuld, das kennt man ja schon.“ Brummend ging er zu den Pferden.

„Die Vogtsche kann sich ihren Kaffee ’reinholen, ich hab’ mit die Pferde zu tun. Sind ja naß wie die Lappen, so hab’ ich gejagt.“

Matthies ist ein alter Schwachkopf! dachte Kläre sich zum Trost. Fritz wird bald Nachricht bringen, und es scheint doch wirklich wahr zu sein, daß Wolfgang versetzt ist.

In später Abendstunde schlug ein Depeschenbote an die Haustür. Es war ein Telegramm von Fritz.

„Wolfgang ist versetzt, seit Schulschluß aber total verschwunden. Erkundigungen auf der Bahn und bei allen Bekannten nutzlos. Ich fahre noch heute nacht nach Berlin. Vielleicht bei Paul.“

— — — — — — — — — — — — — —

Am anderen Abend kam Fritz zurück. Wolfgang war weder bei Paul zu finden gewesen noch sonstwo. Dann hatte Fritz noch einmal ganz Sassow abgefragt, abgesucht, alles in Aufregung, Entsetzen oder — in Schadenfreude versetzt, und kam jetzt unverrichteter Sache heim.

Er erzählte alles mit fliegenden Worten. Sein Gesicht schien noch magerer, die Falten um seine Augen noch schärfer geworden zu sein. Kläre war beinahe ruhiger als er. Ihre Stimme schon ließ sein pochendes Herz stiller schlagen.

„Es ist ein dummer Streich von ihm, bald steht er lachend vor uns!“ Halb glaubte sie selbst daran.

Eins wußte sie, aber konnte es nie und nimmer aussprechen: Nur Fritz und Fritz allein mit seiner rasenden Strenge hatte den Jungen zu dieser unsinnigen Tat getrieben. Unfähig, das eiserne Joch weiter zu tragen, hoffnungslos in eine jahrelange, gleiche Zukunft blickend, war er seinem heißen Kopfe gefolgt und einfach ausgerissen.

Und war sie nicht mitschuldig? Hätte sie nicht mit Aufbietung aller Überredung und alles Einflusses Fritz von diesem grundverkehrten Vorgehen abbringen müssen?

Ach, sie war ein schwaches, nutzloses Gebilde! Fritz war der Herr des Hauses, gewiß. Aber ihre bessere Erkenntnis stellte sie im Einzelfall neben ihn, nahm nicht nur die Pflicht des Gehorchens von ihr, sondern machte dies sogar zur Verfehlung, zur Versäumnis besseren Tuns.

Nachts pfiffen die Frühlingsstürme ums Haus. Dann lag sie wach in bitteren Tränen. Wo war er jetzt? Hatte er Obdach? War ihm kein Unheil zugestoßen auf seinem wilden Wege?

Zu Ostern kamen die anderen Ferienkinder: Eva und Paul, dieser nur auf drei Tage. Dazu natürlich Konrad Löhr.

Er riß Kläre, die ihm in die Vorhalle entgegengelaufen war, an sich, nahm ihren Kopf in beide Hände, als müsse er erst ihr lebendiges Fleisch und Blut in seinen Händen fühlen, um an die Wirklichkeit zu glauben.

„Du siehst bleich und elend aus!“ rief er stürmisch. „Nicht um mich, sondern um den Jungen. Herrgott, gibt es denn kein Land, in das kein Außenton mehr dringt, dahin will ich dich tragen!“

Die ganze Osterzeit über rang Kläre mit ihm, ihn für das Schreckensereignis des Hauses zu interessieren. Er wollte nicht.

„Dein Bruder ist neunzehn Jahre, hat seine gesunden Beine und seinen heilen Verstand. Behandle ihn doch nicht ewig, als wenn er ein Wickelkind — dein Wickelkind wäre. Und die Welt draußen, in die er für gut befunden hat hineinzulaufen, hat weder Drachen noch Mörder mit gezückten Dolchen. Ich habe Freunde, die jünger als er auf eigenen Füßen herumliefen.“

„Woher wird er nur das Geld genommen haben?“ fragte Kläre.

„Gepumpt natürlich,“ erwiderte er ungeduldig. „Wartet doch den Schulanfang ab, und dann sucht in den Klassen nachzufragen.“

Kläre grollte mit ihm. Sie verstand ihn nicht, wie er, der für Wolfgang selbst vor Jahren alle Kraft und Liebe eingesetzt hatte, nun plötzlich so kalt und interesselos dieser schlimmen Tat gegenüberstand. War er launisch in seinen Empfindungen?

Sie lief davon und weinte sich in einem Eckchen aus. Würde er sie vielleicht auch einmal so beiseite werfen? Ja freilich, freilich, er war zu groß — viel zu groß für sie und ihre Leiden. Was war sie ihm schließlich? Eine kleine Blume am Wege. Aber wenn man Sterne haben kann, sieht man sich nicht lange mehr nach den Blumen um.

Immer tiefer phantasierte sie sich in eine schmerzhafte Bitterkeit.

Plötzlich stand er vor ihr, er hatte sie in ihrem Eckchen gefunden.

„Kläre,“ sagte er weich, jedoch ohne die Hand nach ihr auszustrecken, ohne sie zu berühren. „Du brauchst über diese Sache nicht zu weinen. Wir wollen Wolfgang zu uns nehmen, wenn wir verheiratet sind. Denn dann ist er zehnmal wieder da, so wie ich ihn kenne.“

Kläre stand auf und trocknete ihre Tränen. Ein einziges Gefühl beherrschte sie plötzlich, in jähem Übergang: eine tiefe, große Beschämung. Wohin hatte sie sich reißen lassen? Sie hatte ihm zürnen wollen, daß er sie nicht verstand, und doch und immer wieder war sie es, die ihn nicht begriff.

Sie schluckte die letzten Tränen hinunter. „Ich war zu dumm —“ murmelte sie mit abgewandtem Gesicht.

Er lächelte ein bißchen traurig. „Du warst nicht dumm, Kläre. Aber nun weine nicht mehr um den Buben. Was ich verspreche, halte ich dir auch.“

„Ach —“ sie warf plötzlich ihre Arme um seinen Hals und drückte ihr heißes Gesicht dicht an sein Ohr. „Ich — weinte ja gar nicht um Wolfgang. Nur weil ich dachte — weil du — ach nein, nur weil ich wirklich so sehr dumm bin!“

„Darum? Kläre — Liebchen — kleine dumme Dirn!“ Er begrub sie in stürmischen Liebkosungen, und die Ostersonne schien dazu mit ihren allerschönsten Strahlen.

„Ich will auch nie wieder von Wolfgang reden,“ versprach sie ernsthaft und reuig und spielte verlegen mit seiner Uhrkette.

Er lachte laut auf. „Sprich du nur von Wolfgang,“ sagte er. „Aber sieh es mir dann auch nach, wenn ich in einen menschlichen Unmut verfalle über deine unmenschliche Behandlung, du kleine arge Hexe.“

Natürlich war es bei ruhiger Überlegung ihm doch gar nicht zu verzeihen, daß er sich so wenig um Wolfgang aufregte. Tage vergingen, die Ferien vergingen; in Sassow rückten alle Schüler wieder ein — Fritz war jetzt fast mehr dort als zu Hause —, aber von Wolfgang keine Spur, und niemand von all seinen Klassengenossen wollte auch nur eine Ahnung von seinem Verbleib haben.

Die Sache wurde ernst, und man mußte die Polizei benachrichtigen.

Längst war das Haus in Heckendamm von Besuchern wieder leer. Auch Eva war in ihr letztes halbes Jahr gegangen. Mit nicht sehr viel Wissenstrieb, man mußte es schon gestehen. Im Herbste stand ihr die Abschlußprüfung bevor, aber — im Grunde, was lag ihr jetzt viel an einem guten Exa-

men? Schließlich wurde sie doch Frau Doktor Musche, ward auf Händen getragen und lebte in Lust und Herrlichkeit. Wozu da erst die große Plagerei? Sie sah ein wenig mitleidig auf ihre eifrigen und angestrengten Genossinnen herab.

Im übrigen war sie ganz zufrieden, daß Hans Musche noch Student und eine Heirat im weiten Felde war. Es hatte ja seine Reize, dieser heimliche Briefverkehr und der Gedanke, diesem klugen, geistig anspruchsvollen und — reichen Jungen alles zu sein, ihm nach Belieben Himmel oder Hölle schaffen zu können.

Aber die Sache in ihrem ganzen tiefen Ernst zu erfassen, widerstrebte ihrem leichten, windigen Köpfchen so sehr, daß sie sie ängstlich vor jedem geheimhielt, der solcher Auffassung zuneigte: vor Fritz und Kläre ganz besonders, aber auch vor Paul. Wölfchen hätte sie schon davon erzählt — aber was machte der Schlingel für Torheiten! Sie vermißte ihn so sehr und ängstigte sich auch um ihn, daß sie sich abends ein paarmal in den Schlaf weinte.

Hans Musche war in den Ostertagen nicht gekommen. Seine Mama hatte vielleicht eine Ahnung, sie bewachte ihn unausgesetzt und verstrickte ihn in lauter Einladungen und Verpflichtungen, die ihn zur Verzweiflung brachten. Trotzdem war er klug genug, hier nicht den Gewaltsamen, den Wandeinrenner zu spielen. Dadurch hätte er nur seine Lage verschlimmert und seine Zukunft gefährdet. Die Zukunft — das war ja sein Licht! Um dieser Zukunft willen mußte die Gegenwart schon getragen werden.

Aber seine wilde Sehnsucht brach in Liedern heraus, die wie blutige Tränen aus seinem Herzen drangen. Es war ja nicht nur das Vermissen allein, das ihn quälte — es war wie eine andere, eine viel geheimere, viel brennendere Angst.

War sie ihm sicher? Ja, war sie überhaupt das, was er in ihr sah?

Er vermochte nicht darüber nachzudenken. Aber ein inneres Grauen hielt ihn umfaßt — das Grauen vor jenem Entsetzlichsten, das für das Menschenherz kommen kann: vor dem Sturz ins Leere.

* * *

An einem nebeligen Maimorgen erhielt Kläre einen Brief, der Wolfgangs Handschrift trug. Sie stand gerade vor ihrem Hühnervolk, aus ihrer Schürze das Futter ausstreuend. Der Postbote hatte sie von der Straße her bemerkt und kam geradeswegs ins Hoftor und auf sie zu.

„Nu kommt woll endlich mal 'n büschen Licht in die dunkle Geschichte, Fräuleinchen!" sagte er. Er war an Jahren und Erfahrung reich, kannte die Handschriften sämtlicher Familienglieder und trug ihr Wohl und Wehe auf fühlendem Herzen.

Kläre erwiderte nichts, sie wurde bleich. Die Schürzenzipfel entfielen ihr, alles Futter verstreute sich, und das Federvieh hatte den Vorteil.

Ohne ein Wort stürzte sie davon, durch die Heckenpforte auf das Wohnhaus zu. Erst oben in ihrem Stübchen hielt sie an. Ihr Herz wirbelte so, daß sie Mühe hatte, den Stempel zu entziffern, ehe sie öffnete. Der Stempel zeigte Berlin.

Mit fliegenden Händen erbrach sie den Umschlag. Der Brief war „geschmiert", in Eile oder Verdruß hingehauen. Sie kannte solche Stimmungsausdrücke an Wolfgang.

Ohne Überschrift tobte er los:

„Was soll denn das, daß Ihr mich durch die Polizei suchen laßt? Die Sache wird ja immer schöner! Das aber sage ich Euch: in das alte Gefängnis gehe ich nicht zurück. Dabei werde ich wahnsinnig. Das Gymnasium überhaupt habt Ihr mir gründlich verekelt, liebe Kläre. Ohne Euer verrücktes ‚System' wäre ich vielleicht dort etwas geworden. So nie! Das schwöre ich Euch.

Was wollt Ihr denn eigentlich von mir? Ich werde Euch bald nicht mehr brauchen. Ich weiß eine herrliche, selbständige Karriere für mich: den Journalistenberuf! Dann bin ich Fritz aus der Tasche, aber auch aus der Fuchtel. Das erstere wird für ihn, das zweite für mich eine Erleichterung sein.

Vorläufig brauche ich allerdings noch einigen Zuschuß, um abwarten zu können. Ich setze bei Euch so viel Anständigkeit voraus, daß Ihr mir den ohne Schwierigkeit gewährt. Lange werde ich ihn nicht brauchen, meine Aussichten bei guten und renommierten Blättern stehen hier glänzend. Sage

das Fritz. Ich schreibe an Dich, weil ich bei Dir noch mehr Verständnis und Weitherzigkeit voraussetze. Bin ich erst mündig, so werde ich allerdings verlangen müssen, daß mir mein Erbteil ausgezahlt wird. Ich bin jetzt eben kein Heckendammer Schoßkind mehr, sondern ein befreiter und eigener Mensch.

Da Ihr mich ja doch herausgespürt habt, gehe ich vorläufig zu Paul, bis Ihr mir einige hundert Mark geschickt und mich in den Stand gesetzt habt, einigermaßen anständig aufzutreten. Außerdem sind an Hermann Grabebusch, Sassow, Alte Schloßstraße 23, noch hundertfünfzig Mark zu senden, die er mir geliehen hat. Zieht sie meinetwegen von meinem Erbteil ab.

Wolfgang.

Nachschrift. Ich brauche vor Euch nicht an das Andenken Mutters zu appellieren, die in mir stets den „Künstler" sah, und der kein Opfer für die naturgemäße Entwickelung meiner Anlagen groß genug gewesen wäre."

Kläre bedeckte einen Moment die Augen mit der Hand, um sich zu sammeln. Die Lösung war beinahe verblüffend einfach nach all den phantastischen Befürchtungen, die ihr gekommen waren.

Nun stand der Ausreißer da, wußte nicht weiter und wollte Geld! Aus dem bösen Trotz seiner Worte hörte ihr Schwesterohr deutlich genug die wütende Angst.

Was aber nun tun?

Sie las den Brief noch einmal, der nicht für Fritzens Augen bestimmt war. Dann schloß sie ihn ein und ging hinunter. Im Geiste hörte sie des Bruders starres Nein auf des Jungen Bitten. Und dabei merkte sie erst, wie sie innerlich schon auf dessen Seite stand.

Sie fand Fritz an seinem Schreibtisch. Er wußte bereits alles. Mit derselben Post hatte er sowohl ein Schreiben von der Berliner Polizei, wie auch eine kurze Notiz von Paul erhalten. Kläre sah beklommen in sein Gesicht, dessen Ausdruck nichts Gutes weissagte.

Fritz blieb stumm zu ihrem Bericht, aus dem erst leise, dann immer dringender eine Parteinahme, eine Fürsprache für den Missetäter herausklang. Aber in seine steinernen Züge kam ein Anflug von Betrübnis, der sie verwirrte, denn die Betrübnis galt ihr.

„Sprich dich doch aus, Fritz!" bat sie endlich geängstigt.

Er stand hastig auf und ging ans Fenster. „Meine Entscheidung weißt du vorher," sagte er hart. „Daß du sie nicht verstehst, weiß ich jetzt auch vorher."

„Du willst ihn wieder nach Sassow geben?" fragte sie mit lautklopfendem Herzen.

Er drehte sich langsam um. „Ich habe den Gang der Dinge ungefähr vorausgesehen und war vorbereitet. Daß die Geldnot ihn heimführen würde, war nicht schwer zu ahnen. Ihr wäre er verfallen auch ohne polizeiliche Hilfe. Sein Flug war denn doch nicht hoch genug."

Bitterkeit und eine leise Mißachtung lag in seinem Tone. Kläre schwieg mutlos und bedrückt. War ihr Wille und Einsehen dem seinen schließlich doch nicht gewachsen?

Ihr Anblick stimmte ihn weicher.

„Kläre," sagte er überredend, „es wäre mir lieb, wenn du versuchtest, mir recht zu geben. Wolfgang hat sich durch sein ganzes Verhalten hierbei nicht als durchbrechendes Genie, sondern als unbedachter, hitzköpfiger Knabe gezeigt. Er kann auf eigenen Füßen noch nicht stehen. Was er ist, soll er noch werden, bis dahin bedarf er der Zucht."

„Vielleicht hast du recht, Fritz. Aber zerbrich ihn nicht unter der Zucht! gib ihn nicht wieder nach Sassow! Gib ihn lieber zu uns, Konrad ist damit einverstanden."

Fritz lächelte flüchtig. Konrad hatte schon selber zu ihm davon gesprochen, um die Sache vor sich selbst festzumachen. Aber er vertraute nicht sehr in die Oberaufsicht von zwei Neuvermählten.

„Ich gebe ihn nicht wieder nach Sassow," erklärte er dann. „Es wäre in der Tat fortgeworfene Mühe. Aber er kommt zum Herbst zum Militär, sein Jahr abzudienen. Das wird sein Blut abkühlen. Solange bleibt er hier, fährt Heu ein, zahlt Löhne aus, steht jeden Morgen um vier auf und geht mit den Hühnern schlafen. Übers Jahr, wenn alles gut geht, mag er es dann mit dem Journalistentum versuchen. Das ist das Äußerste, was ich tun kann."

Es ward Kläre gar weich zu Sinn. Wie wollte er doch stets das Beste, wie lebte er doch nur in den Geschwistern! Und sie wandte sich davon, sie ging ihres Weges, lebte ihrem Glück und entzog sich dem geliebten Kreise, der ihrer doch noch stets bedurfte!

Es war das alte Leid, das ihr schon manche Träne gekostet hatte. Und auch heute kam ihr das Weinen. Sie schlang die Arme um Fritzens Nacken und schluchzte an seiner Schulter. „Ich möchte euch alle mit mir nehmen," stieß sie hervor. „Ach, warum hat man nur so viele Menschen lieb! Es zerreißt einen ja, mitten durch!"

Fritz sah mit trübem Lächeln auf sie nieder. Wie leidenschaftlich auch ihr Kummer war, es war doch ein Leid des Reichtums, ein embarras de richesse, wie der lustige Franzose sagt.

Es giebt ein Leid, das anders frißt.

— — — — — — — — — — — — — —

Wolfgang kam zurück. Was sonst blieb ihm übrig? Geld bekam er nicht trotz seines Appells an die „Anständigkeit" der Geschwister, eine irgendwie erreichbare Aussicht auf Verdienst lag nicht vor, und die Tiefen und Gründe des Großstadtlebens waren ihm, dem Knaben mit der verworrenen Phantasie und dem reinen Empfinden, doch eher abstoßend und in ihrer Fremdheit unheimlich, als daß sie ihn lockten.

Bei allem Trotz und aller Wut glimmte in ihm ein winzig verstecktes Fünkchen Kinderfreude, wieder aus der kalten, wilden Fremde in sein altes Nachhause zu kommen.

Die schlimme Stunde der Ankunft wurde ihm auch nach Möglichkeit erleichtert. Kläre holte ihn vom Bahnhof ab, Fritz war auf dem Felde. Der alte Matthies durfte sich keine einzige seiner weisen Bemerkungen erlauben, mußte alle die wunderschönen Nutzanwendungen, die in seinem Kopfe reif wurden, in sich verschlucken.

Es war ein heißer Mainachmittag. Lustig trabten die Pferde zwischen den grünenden Fluren dahin. Weiter, lachender Himmel, hellgrüne Saaten bis zum Horizont grüßten den blassen, überwachten Jüngling, dem noch Kopf und Herz von dem Lärm der Großstadt brannten.

Er hatte Kläre kaum gegrüßt, hatte den Verbitterten, in unwürdigen Fesseln Knirschenden spielen wollen. Ihr natürliches, fröhliches Wesen, der erste Windzug, der hinter der Station über die Wiesen kam, wehte die grauen Schatten davon.

Und plötzlich sah Kläre ihn lachen.

„Das war eine Blamage, Altchen!" sagte er. „Aber paß auf! Das nächste Mal mach' ich's besser."

Sie lachte gleich ihm. „Es geht auch wohl ohne solchen großen Apparat von allerhand Ängsten und Nöten, Wolf."

Er pfiff vor sich hin. „Du, Kläre —" sagte er plötzlich, als müsse etwas ganz Großes jetzt von seinem Herzen hinunter, „sag's aber Fritz nicht: es ist ganz scheußlich, wenn man kein Geld hat. Ich sage dir: ganz — scheußlich!"

Mit seinem Heueinfahren und Frühaufstehen, wenn's auch nicht gerade um vier war, ging es besser als gedacht. Es war, als wolle er sich unwillkürlich durch frische Tätigkeit in Luft und Sonne etwas Dunkles abladen, was noch an seiner Seele haften geblieben war, und was ihn quälte. Aber er sprach nicht darüber.

Wolfgang Dönniger war übrigens nicht der Mensch, lange unter dem Druck einer Beschämung zu stehen. Die erste Begrüßung mit Fritz fiel allerdings steif und peinlich genug aus, doppelt steif, weil Fritz sich bemühte, seinem Mißmut Zügel anzulegen und die wüste Tat des Jungen mitsamt allen daranhängenden Geldopfern mit Stillschweigen zu übergehen. Danach aber schob sich durch Kläres Vermittelung und Wolfgangs leichtes Temperament bald alles wieder zurecht.

Fritz konnte oft einem leisen Staunen nicht gebieten, wenn er den Bruder in Joppe und hohen Stiefeln so lustig in der Arbeit sah. Ihm selber wäre solch ein Erlebnis zum Gewicht geworden, das sich vielleicht lebenslang an ihn gehängt hätte, und er fand kaum ein Verständnis für eine Natur, die durch alle Herzenserregungen: Bitterkeit, Rebellion, Blamage, laufen kann wie ein Jagdhund durchs Wasser: ein kurzes Schütteln, und alles ist abgetan.

Nun wohl, er wollte heute nicht daran mäkeln. Die Elastizität des Jungen kam ihm gerade jetzt zustatten. Es war nichts zu bekämpfen, nichts gewaltsam zu unter-

drücken. Die Tage liefen einem glatt unter den Händen weg.

Zur Zeit der Erntearbeit trat Marie Hinrich, die neue Wirtschafterin und Klärens Ersatz, in ihr Amt auf Heckendamm ein. Klära hatte sich solch frühzeitiges Kommen ausgebeten. Sie selbst wollte sie in alles einführen, dazu ihre Autoritätsstellung den Leuten, sogar der Vogtschen und Minka Rößlers gegenüber, ausdrücklich betonen und befestigen.

Matthies selbst mit den Kutschpferden und dem Jagdwagen war geschickt, sie und ihre Habseligkeiten von der Försterei herüberzuholen. Im letzten Augenblick hatte Klära dies noch bewirkt. Fritz hatte schon gedankenlos einem Hofknecht den Befehl zu dem Anschirren des großen Leiterwagens gegeben, der zu der Beförderung der Dienstleute und ihrer Koffer diente.

Es war schon nach Sonnenuntergang, als der Jagdwagen zurückkam. Die wundervolle Kühle des Abends nach glutheißem Tage lag auf der Erde. Neben Marie Hinrich saß ihr alter Vater, der Förster, in seiner besten Uniform.

Fritz lachte, als er diesen Aufzug sah. „Wird der Alte sich hier wohl noch gar einquartieren wollen aus lauter Angst um sein Schoßkind!“ sagte er zu Klära.

Beinahe war es so. Mit seinen rheumatischen Beinen kletterte der alte Graubart seiner Tochter mühselig aus dem Wagen nach und betrachtete das Herrenhaus und seine Bewohner, das er doch seit einem Menschenalter kannte, mit mißtrauischen, beinahe bösen Augen.

Klära reichte mit Herzlichkeit Marie Hinrich die Hand. Dabei staunte sie wieder von neuem über sie. Welch ein lieblicher Anblick dies einfache Mädchen war! Sie war tief brünett mit melancholischen Augen und von einem wunderbaren Wuchs. Aber dies alles machte ihren Reiz nicht aus. Es lag ein Zauber von natürlicher Anmut, von Kindlichkeit und süßem Vertrauen auf ihr, der jedem zu Herzen ging.

„Sind Sie bange, Marie?“ fragte Klära sie freundlich.

Sie errötete und schlug die langen Wimpern nieder. „Ein bißchen, Fräulein Dönniger. Ob ich's dem Herrn auch recht machen werde.“

Es schien sie beinahe zu bedrücken, daß sie ins Eßzimmer und an den herrschaftlichen Abendtisch gezogen wurde. „Ach, Vater —“ sagte sie ganz hilflos, als sie merkte, daß für den Alten auf Klärens Wink schnell ein Gedeck eingeschoben wurde.

Auch dieser riß jetzt verlegen an seinem mächtigen Schnurrbart herum.

„Herr Dönniger — das — ist jawoll nich nötig. Kann ja auf ihrer Stube essen, die Marie. Das hab' ich gar nich verlangen wollen, Herr Dönniger.“

„Na, also, dann beruhigen Sie sich endlich, daß wir Ihre Tochter hier nicht auffressen,“ sagte Fritz mit halb ärgerlichem Lachen.

„Nu ja. Nehmen Sie's mir man nich übel, Herr Dönniger. Sie is doch man alles, was ich habe. Ein Junge tot, die Frau tot — Herrgott, was is das bißchen Leben denn noch nütze.“

Klära faßte gerührt seine harte, runzlige Hand. „Herr Hinrich, mein Bruder erkennt das auch an. Er will Sie nur ein bißchen necken. Wir wissen, daß Sie uns ein Opfer bringen, und danken es Ihnen.“

„Nu, Opfer —“ sagte der Förster störrisch, „das ist's woll nich gerade. Ich hab' ja nu 'ne Nichte zu Haus, die macht mir alles ganz gut. Und wenn Marie hier von Nutzen ist, soll's mir ja recht sein.“

„Jetzt keine langen Reden!“ rief Fritz. „Das wissen wir ja alles längst. Wir wollen essen.“

Durch die offene Tür herein kam Wolfgang. Sein brauner Krauskopf war unbedeckt, eine Frische und Helle ging von ihm aus, als habe die untergegangene Sonne einen ihrer Strahlen hier vergessen.

„Ach,“ sagte er lustig, obwohl er wissen mußte, wen er hier vorfand. „Besuch! Das ist ja ein seltenes Ereignis.“

Der alte Förster machte einen steifen Kratzfuß, wie sich's einem Sohne seines Herrschaftshauses gegenüber gehörte, im übrigen lag sein Gesicht in widerwilligen Falten. Aber Marie lachte halb leise und wie beglückt über den gnädigen Witz. Sie wagte indes keine Antwort.

Bei Tisch wurde über landwirtschaftliche Dinge gesprochen. Wolfgang warf hin und wieder kecke Bemerkungen hinein, die nie-

mals paßten. Die beiden Männer übergingen sie verächtlich, Kläre hatte andere Dinge im Kopf und hörte nicht zu, nur Maries Augen leuchteten jedesmal auf.

Nach dem Essen ging der Alte mit Marie in deren Zimmerchen, das, ganz herrschaftlich eingerichtet, im Giebel lag mit dem Ausblick auf den Heckenzaun und den Wirtschaftshof.

„Sieh doch, Vater," sagte das Mädchen, beschämt vor Glück, „wie wunderschön wohne ich hier! Du bist noch immer so brummig gegen die Herrschaft, und doch machen sie es mir alles so gut!"

„Ach nu ja —" Der Förster stieß wie in innerem Grimme mit der Faust gegen den eichenen Kleiderschrank, „die Möbel und das Essen — freilich wohl. Aber das könnte meintswegen alles schlechter sein. Na — 'raus mußt du ja mal, hab's ja selbst gewollt. Aber — Dirn — halt' was auf dich, verstanden? Denk immer dran, daß du meine einzige bist —"

„Ach, Vater —" Marie wurde nun wirklich schon ungeduldig. „Was willst du bloß immer! Wie werd' ich denn nicht auf mich halten? Dein Reden wird einem wirklich bald über."

„Nu ja, nu ja. Verstehst mich nich, dumme Dirn. Kann's nich gut sagen. 's ist ja'n Jammer, daß du keine Mutter hast. Nu ja — an Kleidung und Reinlichkeit und Fleiß wirst dich schon halten. Aber — Dirning — ja: gib mir mal das Ding her."

„Welches Ding?"

„Den lütten Spiegel da. Will ihn mit 'rausnehmen. Wirst dein Haar auch schon so glatt kriegen. Na! gibst ihn her?"

Den barschen Ton kannte sie, da hieß es immer noch gehorchen, mochte man selbst darüber denken, wie man wollte. „Aber Vating —"

Er hielt den Spiegel in der Hand. „So! und nun läßt du dir von keinem Mannsbild Graupen in den Kopf setzen, dumme Dirn. Ob Knecht, ob Herr, es ist allens eins. Wenn sie dir sagen, du bist hübsch oder niedlich oder so was, und du glaubst es, dann bist du dumm, daß Gott erbarm. So was sagen sie jeder Schweinsmagd, aber ein Mädel, das auf sich hält, hört danach nicht hin. Is sich zu gut dazu. Und wenn gar —"

Er stockte, seine runzelige Haut färbte sich leise, und die Muskeln an seinen Schläfen arbeiteten. Wie mit unmenschlicher Überwindung stieß er heraus: „Wenn — der junge Herr Wolfgang etwa — der bringt's fertig und sagt dir solche Dummheiten. Aber wenn du das ernst nimmst — Dirn — da können dich die Dorfjungens auslachen —"

Er kam nicht weiter, pustete förmlich vor Anstrengung. Marie errötete heiß und lachte dabei, daß es sie schüttelte. „Vating, du sprichst ja lauter dummes Zeug! Der junge Herr — der soll mich angucken — ach, Vating!"

Der Alte erwiderte nichts, aber er sah ihr einen Moment stumm ins Gesicht.

Er wird dich schon angucken! dachte er, und das Herz zuckte in ihm wie im Krampf. Aber du bist meine brave Dirn! Du bist meine brave Dirn! Und in ein paar Wochen geht der Windhund ja zum Militär.

Als er einsam nach Hause stampfte mit seinen schweren, steifen Schritten, sank die helle Julinacht schon hernieder. Auf dem Fußwege wandte er sich noch einmal um und sah das Herrenhaus schwarz und stumm in den grauen Nachthimmel ragen.

Er stand lange. Dumpf gingen die Wogen durch seine Seele. Sie ist ja meine brave Dirn! dachte er.

Und du Haus —

Es kam fast laut über seine Lippen, krampfhaft ballten sich ihm die Fäuste.

Ein Segen — oder ein Fluch —?

Tauende Gräser an dem schmalen Fußweg netzten seine dicken Stiefel. Aber so wenig er dies beachtete, so wenig auch achtete er der Heimlichkeiten des Lebens, die sich vollziehen und vollziehen müssen — gleichviel ob Segen, ob Fluch ihrer Taten Ende trifft.

* * *

Der Hochsommer brachte, wie alle Jahre, heiße Arbeit. Aber hier, auf dem Lande, in Sonne und Wetter, in ungestörter Gemeinschaft mit dem lebentragenden Mutterboden, wächst und treibt wie nirgend sonst auf der Welt die Lust mit der Last. Wohl dem Volke, das sich noch in der Ernte freut!

Der Landmann zieht dem lieben Gott ein schiefes Gesicht auch zu der allerschönsten

Wetterordnung. Das ist nun mal so Mode, läßt sich nichts dagegen tun. Es sieht übrigens auch schlimmer aus, als es ist, und das wird der liebe Gott, der seine Landkinder kennt, wohl am besten wissen. Aber sommers, zur Erntezeit, da ist jeder vergnügt. „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen", das wird hier zur Gnade. Das ist auch Mode, aber solche Moden soll man schon gelten lassen.

Der einzige Querkopf in diesen Tagen war Wolfgang. Das Großstadtparfüm, das er gerochen hatte, kam ihm leise wieder in den Sinn. Die erste Reaktion lag hinter ihm, schon regte der bunte Vogel wieder sein Gefieder.

Ach, Erntearbeit! Was sollte er dazwischen! Er schlich sich davon und ins Haus.

Schreckliche Quälerei da draußen in brennender Hitze! Und langweilig! zum Umfallen. Nein, alles konnte Fritz denn doch nicht mit ihm aufstellen!

Er badete sich ab und wechselte die Kleidung. Im Eßzimmer war's kühl und still. Er holte seine Geige und phantasierte.

Träumerisch tauchte sein Sinn in den Tonwellen unter. Aus heller Sonne und Erdgeruch heraus träumte er sich in die schwüle, parfümierte Luft der Theater und Konzertsäle, sah den Glanz der Lampen und fremdartiger Lichter in menschlichen Augen.

Er wußte nicht, was er spielte, und doch strich seine Hand beständig den Bogen. Er spielte fieberisch, taumelnd, wie sein Empfinden war, voll fremdartiger Glut und leiser Klage. Die Stirn unter dem braunen Haar feuchtete sich ihm.

Ein leises Klirren hinter ihm — er fuhr herum. Es war nur die neue Wirtschafterin, die den Tisch deckte. Er hatte sie in seiner Versunkenheit nicht kommen hören.

„O —" stammelte Marie Hinrich, als seine Augen sie wie in Zorn ansahen. „Es tut mir so leid — verzeihen Sie, daß ich störte —"

„Ach, Unsinn!" erwiderte er kurz. „Sie stören mich gar nicht."

Er drehte sich herum und spielte weiter. Aber Glanz und Duft waren verflogen, und er stand plötzlich im kühlen Eßzimmer von Heckendamm und war Fritzen aus der Arbeit gelaufen.

Unmutig ließ er die Geige sinken. Dies verwünschte Tellergeklapper!

„Warum decken denn Sie den Tisch, Fräulein?" fragte er, „das ist doch Sache der Mädchen."

„Es ist heute so viel zu tun —"

Er sah sie an, die Befangenheit stand ihr gut. Lächelnd hob er die Geige wieder ans Kinn. Eine hüpfende, prickelnde Melodie —

„Hören Sie das gern, Fräulein?"

„Sie spielen wunderschön!" rief sie voller Begeisterung. Jetzt sah sie ihn an, er meinte, noch nie so ausdrucksvolle Augen gesehen zu haben.

„Danke für gütige Kritik," sagte er spöttisch. „Sie lieben wohl klassische Musik, gnädiges Fräulein?"

Einen Augenblick blickten ihre Augen ihn noch an, aber ihr Ausdruck verwandelte sich so schmerzlich, daß seine kleine Grausamkeit ihm leid tat.

„Ich — ich meinte nur —" stotterte sie, dem Weinen nahe.

„Ich glaube in der Tat, daß Sie musikalisch sind," sagte er in verändertem Tone. „Warum sollten Sie nicht? Ich meine sogar, Sie haben eine musikalische Stirn. Es ist gar kein Grund, daß Sie sich verletzt fühlen. Antworten Sie mir einmal: Was gefiel Ihnen an meinem Spiele besser: das erste, als Sie hereinkamen, oder die letzte Melodie, die ich eben spielte?"

Er sah, daß er sie quälte. Sie wußte wirklich nicht: machte er sich noch immer über sie lustig, oder forderte er wirklich eine Antwort? Mit Händen, die leise zitterten, verteilte sie gesenkten Blickes die Messer und Gabeln auf dem Tische.

„Machen Sie doch Ihre Fensterläden auf, Fräulein," bat er. „Ich wollte Sie wirklich nicht kränken und möchte so gern eine Antwort haben."

Die kleine Dreistigkeit seines Tones ging unter in der sanften Überredung und Dringlichkeit seiner Bitte.

„Das erste —" erwiderte sie ganz leise. Wie etwas sehr mühsam Abgerungenes kam es heraus, sie hob auch die Augen nicht.

„Das erste?" wiederholte Wolfgang, leicht erstaunt. „Mögen Sie denn den Rhythmus der Tanzmusik nicht?"

„O ja!“ Jetzt blickte sie auf, es war so viel Leben in ihren Augen, daß es sich doch nicht von all der Schüchternheit unterkriegen ließ. „Ich tanze so sehr gern. Ich durfte es bisher nur fast gar nicht.“

Der Nachsatz klang so unendlich leidvoll, daß Wolfgang vor lauter Rührung lachte und die Geige weglegte.

„Der böse Vater!“ sagte er. „Aber warten Sie, Fräulein, nächsten Sonntag, auf dem Erntetanz, da walzen wir beide zusammen. Die ganze Nacht! Freuen Sie sich darauf?“

Ob sie sich freute! Noch nie hatte er ein seliges Herz so aus Menschenaugen leuchten sehen! Aber zur Antwort war seine Frage denn doch zu direkt.

„Ich muß mich sputen,“ sagte sie plötzlich sehr geschäftig. „Der Herr kommt gleich zu Tisch.“

„Na, dann sputen Sie sich, Fräulein.“

Wolfgang nahm seine Geige wieder auf. Von ihr abgewandt, schuf er Töne und Weisen, die wie auf klingenden Wellen durch den Raum flossen. Sie ging leise ab und zu — ein paarmal merkte er, daß sie innehielt und lauschte.

Er spielte nicht mehr für sich. Bewußt formte er die Zauberklänge, gemischt aus weicher Klage und toller, sprühender Erdenlust und bestimmt, ein junges Leben mit goldenen Netzen zu umstricken.

* * *

Beim Erntetanz, drüben auf der leeren Scheunentenne, wo die Musikanten dröhnend vom Kornboden herab bliesen, wo die Laternen flackernd und schwelend an den Balken schwankten, stieg die Lust mit jeder Stunde.

Fritz und Kläre hatten des Guten genug getan. Sie waren beide todmüde. „Wenn wir jetzt nicht gehen, falle ich in diesem Dunst und in der Hitze um!“ klagte Kläre.

„Wir gehen,“ entschied Fritz. „Wo steckt Wolfgang? — He, Junge, komm mit.“

„Geht nur voraus, ich komme nach!“

Wie der Schlingel aussah! Er stand gerade unter einer Laterne, und Kläre konnte ihr Empfinden nicht ganz unterdrücken. „Sieh einmal, Fritz, gab es wohl je solchen hübschen Jungen?“

Das weiche, dichte Haar klebte ihm an den Schläfen. Lust und Leben sprühten seine Augen — und welches Feuer, welche Musik in seinen Bewegungen!

„Er gehört eigentlich gar nicht in eine Dorfscheune!“

In seinem Arme hielt er Marie Hinrich. Oben, vom Kornboden herab, begann eben ein wiegender Walzer.

Nur einmal blüht im Jahr der Mai,
Nur einmal im Leben die Liebe —

Fritz zog ein Gesicht. „Er wird der Marie noch den Kopf verdrehen,“ stieß er unwirsch heraus.

Kläre lachte. „Ach nein, die ist viel zu vernünftig!“ Und dann mit einem raschen Sprunge zu dem Pärchen, ehe es im Walzer davonflog: „In einer halben Stunde kommst du nach, Wolf. Und Sie auch, Marie, es wird hier jetzt wüst.“

„Ganz gewiß, Fräulein Dönniger. In einer halben Stunde.“

Die Schatten der flackernden, drehenden Laterne huschten über Maries Gesicht.

„Mach' Platz, Schwesterchen,“ sagte Wolfgang.

Nur einmal im Leben die Liebe —

„Die halbe Stunde ist vorbei, Herr Wolfgang,“ mahnte Marie.

„Kriegsjahre rechnen doppelt und Tanzminuten nur halb,“ entgegnete er. „Wußten Sie das noch nicht?“

„Nein.“

„Was spielen sie da?“

„Einen Galopp.“

„Hurra, einen Galopp!“ Mit einem raschen, herrischen Griff, daß sie taumelte, riß er sie an sich. „Nun los! hurra hopp, hopp, hopp! Platz da, ihr Schlafmützen! Seit und Feuer! Ju—uh!“

Er stieß den ersten Jauchzer aus, der immer der Beginn der losgelassenen Lustigkeit war.

Die blonden Knechte umher lachten. „Wier dat nich de jung Herr? Na, denn man tau!“

Auch sie faßten ihre Dirnen fester. Und: „Ju—uh!“ klang es von rechts und links, aus der Mitte und hinten aus den dunklen Ecken.

Schon konnte Marie Hinrich im rasenden Tanze kaum weiter. Blaß und schwindelnd

hing sie Wolfgang im Arm. Er mußte ihre Schwäche fühlen, aber er zog sie nur fester an sich heran, so daß er sie beinahe trug.

Oben bliesen sie die Schlußakkorde. „Weiter! weiter, zum Donnerwetter!“ schrie er ihnen zu. Von neuem mit einem schrillen Mißklang setzte die Musik ein.

Die Tenne dröhnte unter dem wilden Stampfen, die Laternen schwankten stärker im heftigen Luftzug, eine erlosch qualmend.

„Ich kann nicht mehr —“ bat Marie flehend.

Er beugte den Kopf über sie. „Es hilft dir nichts —“

Sie schrak jäh zusammen. Hatte er wirklich so gesagt? In der unsicheren Beleuchtung meinte sie seine Augen in einem wunderlichen Gemisch von Zärtlichkeit und Grausamkeit blicken zu sehen. Von plötzlichem Schauer erfaßt, riß sie sich los.

„Jetzt muß ich gehen, ich habe es versprochen,“ sagte sie hastig und ordnete ihr verwirrtes Haar, das ihr in feuchten Strähnen um die Stirn hing.

„Haben Sie mir nicht erst versprochen, die ganze Nacht zu tanzen?“ fragte er in ganz verändertem Tone.

Sie blickte ihn unsicher an. Was hatte sie nur vorhin aus seinem Gesicht herausgelesen? Sie war doch recht kindisch und dumm. Vor Beschämung biß sie die Zähne zusammen.

„Ich habe Ihr älteres Versprechen,“ sagte er, als sie schwieg, und griff nach ihrer arbeitsrauhen, handschuhlosen Hand.

„O, das galt nicht! Das war nur Spaß. Oder — ich glaube gar, Sie betrügen: ich habe Ihnen ja überhaupt nichts versprochen!“

Das Entzücken, ihn so vor sich betteln zu sehen, erfüllte sie mit plötzlichem Übermut. So hatte sie sich noch nie gefühlt im Leben: so umworben und in jedem Worte, das sie sprach, wichtig genommen.

Wolfgang sah ganz betrübt drein.

„Ich hoffte, Sie ein bißchen zu überlisten, Fräulein Marie. Aber trotz Galopp und allem haben Sie noch Ihren kühlen, klaren Kopf. Sind nicht ein kleines bißchen berauscht!“

Sie sah ihm gerade in die Augen.

„Berauscht?“ replizierte sie keck in lustigem Trotz. „Nein, das bin ich nicht. Und nun tun Sie mir einen Gefallen: tanzen Sie mit der Mariek Lüders und den Milchmädchen. Bitte!“

„Mit den Trampeltieren soll ich tanzen?“ rief Wolfgang entsetzt. „Warum?“

„Weil ich es möchte.“

„Und Sie unterdes?“

„O, ich tanze noch einen ruhigen Walzer mit einem der Knechte oder dem Inspektor, und dann gehe ich nach Haus.“

Ehe sie sich's versah, hatte er sie wieder an sich gerissen. Er verlor kein Wort mehr über die Milchmädchen oder den Inspektor. Er behandelte sie wie sein Eigentum, und in ihr erstes erschrecktes und trotziges Wehren schlich sich leise die unendliche Süßigkeit willenloser Hingabe.

„Nach Hause!“ bat sie während des Tanzes nur einmal schwach.

Er nickte. Sie wußte nicht, was er dabei dachte. Fast schmerzte sie seine Nachgiebigkeit.

— — — — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen begegnete sie ihm auf dem sonnenhellen Hof. Er war in Kniestiefeln und hatte die Entenflinte über der Schulter. Fast hätte er sie umgerannt, ohne sie zu sehen.

Jetzt riß er die graue Sportmütze vom Kopfe. „Guten Morgen, Fräulein! Ausgeschlafen? Es war doch fein gestern abend, was?“

Er wartete nicht die Antwort ab. In tollen Sätzen sprang Pascha, der gefleckte Hühnerhund, an ihm empor.

Sie stand einen Augenblick wie versteinert und sah ihm nach.

Es war doch fein gestern abend —

Und sie hatte die ganze Nacht nicht schlafen können, immer und immer die Musik gehört —

Herrgott — hatte sie denn alles nur geträumt?

(Schluß folgt.)

O. Lessing: Minna von Barnhelm.

Zu Becker: Medaillen und Plaketten. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Hugo Kaufmann: Frankfurter Goethemedaille.

Medaillen und Plaketten

Von

Marie Luise Becker

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Es hat einige böſe Jahre gegeben — übrigens bedeutend weniger als bei vielen anderen künſtleriſchen Werten —, in denen Medaille und Plakette faſt nur noch in Sammlerkreiſen beachtet wurden. Der breitere Kreis der Kunſtliebhaber und Künſtler hatte das eigentliche Verſtändnis, das auch das ſchöpferiſche iſt, für ſie als Kunſtwerk verloren. Alfred Lichtwark mit ſeinem von guten Abbildungen moderner franzöſiſcher Stücke ausgeſtatteten Buche „Die Wiedererweckung der Medaille“ iſt es zu danken, daß dieſer Zweig der Kunſt in Deutſchland wieder auf friſchen Boden gepflanzt worden iſt. Und wie das immer mit derartigen guten Büchern geht: das Gefolge der Kunſtſchriftſteller und Tageskritiker kam und pflegte das Zweiglein mit einer Fülle von Gedanken. Der Wert der Medaille, ihre Technik, ihre Geſchichte, ihre Äſthetik — das war nun geprägte Münze.

R. Mayer: Melanchthonmedaille.

Ein anderer Muſeumsdirektor, Theodor Volbehr in Magdeburg, hat dann die Initiative ergriffen, der neu angeregten Entwickelung im weiteſten Sinne Raum im Magdeburger Muſeum zu gönnen. Seit einer Reihe von Jahren beſitzt Magdeburg eine Sammlung von Plaketten moderner Meiſter, die ſich ſehen laſſen kann. Der Grundſtock von Volbehrs Sammlung waren fünfzig Werke von Rotys und ſechzig Werke von Chaplain,

Digitized by Google

von den Künſtlern ſelbſt ausgeſucht als diejenigen Arbeiten, die nach ihrer Meinung ihr Lebenswerk am beſten charakteriſieren. An

R. Mayer: Bismarckplakette. Vorder- und Rückſeite.

dieſe beiden Gruppen haben ſich nach und nach Medaillen und Plaketten von Dubris, Dupré, Rivet, Pillet, Lagae, von Adolf Hildebrand, Geyger, Scharpff, Stöving, Begas, Hugo Haufmann, Rudolf Mayer, Boſſelt, A. Vogel, Kowarzik in reichhaltiger Auswahl angegliedert, eine Sammlung, die ebenbürtig neben den Pariſer Kollektionen ſteht. Außer dieſer Unterſtützung der bisher vernachläſſigten Kunſtart haben die größeren Städte zu beſonderen Feierlichkeiten wieder Medaillen ſchlagen laſſen und auf den künſtleriſchen Wert dieſer Medaillen geachtet. Man beginnt, wie in Belgien ſeit langem, auch die Prämiierungsmedaillen künſtleriſch auszuführen. Die Berliner Kunſtausſtellung des Jahres 1903 enthielt z. B. eine Medaille von Jules Dillens-Brüſſel, die einen prachtvoll modellierten Bullen darſtellte, eine Prämiierungsmedaille für entſprechende landwirtſchaftliche Ausſtellungen. Vielleicht werden allmählich ſo, auf der kleinſten Fläche, eine Reihe von wertvollen Tierſkulpturen entſtehen.

Es iſt wenigſtens zu hoffen, daß bei uns wirklich künſtleriſche Medaillen die Ehrenpokale und andere traurige, ſinnloſe Marktware von den Ausſtellungen unſerer Mittel- und Provinzſtädte verdrängen. Auch hat Hamburg zur Erinnerung an die Schrecken der Cholera eine Gedenkmünze prägen laſſen, Berlin bei Gelegenheit der Feier der techniſchen Hochſchule, Frankfurt zur Goethefeier, Mainz zur Gutenbergfeier, die verſchiedenen Staaten zu den Weltausſtellungen und einige Badeorte wieder Erinnerungsplaketten an ihre heilkräftigen Quellen. Fürs erſte iſt freilich gerade in Deutſchland die Anwendung der Plakette und Medaille etwas ungebräuchlich. Außerdem fehlen hier noch ausreichende Prägeanſtalten und die Möglichkeit bequemen Ankaufs für das Publikum. Nur in der königlichen Münze kann eine Übertragung des größeren Entwurfes auf die kleine Fläche geſchehen. Es wird alſo dem Künſtler, der nicht zugleich Metalltechniker iſt, ſchwerer gemacht als in Frankreich und Öſterreich. Daher beſchränkt ſich denn auch dieſe Kunſt auf einen kleineren Kreis Ausübender.

Der Urſprung der Medaille liegt natürlich in der Münze. Aber ſie iſt eine Gedenkmünze geworden, wie ſie eine Porträtmünze wurde. Welche Rolle heute die Münze in der Altertumsforſchung ſpielt, darf ich als bekannt vorausſetzen. Aber auch aus der Renaiſſancezeit ſind die Münzen oft die

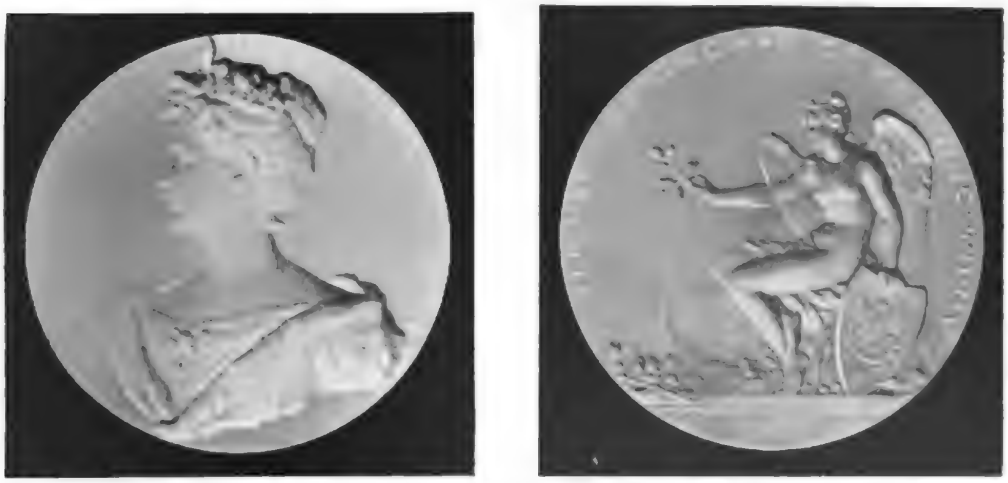
Digitized by Google

einzigen Porträts, die erhalten geblieben ſind. Wer die Sammlungen der Muſeen von Antwerpen, Syrakus, Palermo, Florenz und Bologna kennt, dem iſt durch dieſe Porträtköpfe dort eine tote Welt lebendig geworden. Die ſchönen, berückenden Frauen der Renaiſſance, die großen Zauberinnen jener Zeit, in Locken und Netzhauben und perlenumſäumtem Brokatgewande, der ganze Reiz ihrer Perſönlichkeit in dem ſorgſamſten Flachrelief feſtgehalten, und die Charakterköpfe der Kriegshelden, der Diplomaten und Philoſophen, hervorragende Bürger und Schriftſteller — das iſt eine feine, redende Welt. Eine kleine, eherne Münze ſpricht zu uns, kein Denkmal und kein Monumentalwerk, ein Bildnis nur in Erz, und doch welch beredte Sprache!

Wer dieſe Schätze kennt, wünſcht wohl, daß auch die Schönheit unſerer Welt von heute ſo erhalten bliebe. Schließlich kann eine wirklich künſtleriſche Plakette das gemalte Porträt, die Büſte erſetzen und hat den Vorzug, wie die Photographie, zahlreicher Vervielfältigungen. Die ausgeprägte Medaille allerdings, mit Vorder- und Rückſeite, iſt mit größeren Herſtellungsſchwierigkeiten verknüpft. Aber die einfache Porträtmedaille, die Plakette, die alſo nur eine Seite gegoſſen, nicht geprägt, zeigt, iſt durchaus nicht koſtſpielig in der Herſtellung, und wenn das Modell einmal daiſt, können immer neue Stücke danach gegoſſen werden. Mit ſolcher Plakette, die auch als Andenken zu verſchenken iſt, könnten unſere Bucheinbände geſchmückt und manche Silbergeräte geziert werden. Einer unſerer beſten Plakettenkünſtler, Rudolf Boſſelt in Darmſtadt, hat in zahlreichen Geräten dekorativen Stils eine ſolche Anwendung der Medaille angeregt.

Aber nicht nur rein künſtleriſchen, auch ethiſchen Wert beſitzt die Medaille. Sie iſt eine Erinnerung. Auf dem winzigen Raume zwiſchen der höchſten Erhebung des Reliefs und der Metallfläche, in einer Ausdehnung von ein bis drei Millimetern hat der Künſtler zu ſchaffen. Hier iſt Beſchränkung Größe. Hier vermag der Stil allein die künſtleriſche Bedeutung zu erreichen.

Wie für das Porträt das Profil, ſo ergibt ſich aus dem Weſen der Medaille für die Geſtalten in der Bewegung meiſtens die ſeitliche Darſtellung. Fein abgeſtimmt müſſen Bild und Bildgrenzen ſein, die Raumeinteilung iſt hier zugleich die Grundbedingung eines harmoniſchen Ganzen. Die Darſtellung einer Stadt, eines Ausſtellungsgebäudes wird immer mehr den Charakter einer gezwungenen Einſchränkung tragen, während gerade die Wiedergabe des Menſchen hier den größten Reiz hat. Dies Material, das nur wenige, unberechenbare Lichtreflexe bietet, das ganz abſtrakt bleibt und doch ausgeprägt



R. Mayer: Krönungsmedaille der Königin von Holland. Vorder- und Rückſeite.

den Charakter des Edlen, des Dauernden trägt, das der bildneriſchen Kunſt alle Möglichkeiten offen läßt und keine Hilfsmittel als die unbegrenzte Fügſamkeit und die unbegrenzte Haltbarkeit bietet, und dieſe ſchöne

Digitized by Google

Hugo Kaufmann: Medaille der Geographiſchen Geſellſchaft in München.

Reliefform, die der Künſtlerhand die denkbarſte Konzentration auferlegt! Dies alles nun vermählt ſich zu einem Abbilde des Menſchen von intimſter Treue, zu einem Studium ſeiner Seele, die ſich ihren Körper baute. Wenn je das Antlitz der Spiegel des inneren Menſchen, wenn je der Menſch durch ſeine geiſtige Kraft der Selbſtbildner ſeines Ichs iſt, ſo iſt die Wiedergabe auf der Medaille ein Abbild ſeines Ichs bis in alle Tiefen.

Ein Meiſterſtück ſolcher Porträtcharakteriſtik iſt die Medaille von Profeſſor Rudolf Mayer (Karlsruhe), die Philipp Melanchthon darſtellt. Wir können ja von einer Porträtähnlichkeit nicht reden, denn zwiſchen dem Künſtler und ſeinem Vorbilde liegen Jahrhunderte. Was uns von dem ernſten Gelehrten und Denker an Bildniſſen überliefert iſt, gibt uns viel und doch wieder wenig. Der moderne Menſch in uns ſucht in dieſer merkwürdig ſcharf umriſſenen Geſtalt, die im Helldunkel hinter dem Reformator doch auch wieder verſchwindet und verbleicht, eine feine, beſondere Natur. Die Erklärung dieſer beſonderen Natur in dem Abbild ihres Weſens, dem Porträt, ſoll uns die Kunſt nicht ſchuldig bleiben. Rudolf Mayers „Melanchthon" iſt ein echter Gelehrtenkopf und doch auch der Kopf eines Träumers, eines innerlich Einſamen. Die ſcharfgezeichneten, prachtvoll gebauten Augen verraten Energie und ſtarke Begabung, die geſchwungenen Naſenwände ſchöpferiſche Phantaſie, und jene Linie abwärts vom Naſenflügel zum Munde zeichnet ſich wohl bei jenen, die einem grüblerifchen Hange zu ſchweren Gedanken nachgeben. Es iſt der Mund eines Idealiſten über dem energiſchen Kinn eines Kämpfers, der Kopf eines großzügigen und doch wieder engen, ſchwerblütigen Mannes, ein Kopf, wie wir ihn heute noch oft bei Stromſchiffern finden, deren Geſchlecht ſeit Generationen im einſamen, ſteten Kampfe mit den Naturgewalten faſt eine Menſchenraſſe für ſich geworden iſt. Nur das Geiſtige tritt weit feiner, veredelter und bewußter hervor. Dabei

R. Boſſelt: Plakette Goethes Mutter. Vorderſeite.

Digitized by Google

O. Lessing: Miss Sara Sampson.

Zu Becker: Medaillen und Plaketten. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig

Digitized by Google

Digitized by Google

iſt nichts einzeln gemacht und gedacht: Zug um Zug geht der Kopf zuſammen, es iſt ein komplizierter Menſch, aber ein „ganzer Kerl“ da vor uns, mit einem Wort: eine Individualität, die wir modernen Menſchen im künſtleriſchen Porträt nun einmal nicht vermiſſen wollen. Hier mußte der Künſtler eine Neuerſchaffung vornehmen, die doch ganz in der Tradition blieb. Denn Geſtalten wie dieſe gehören der Geſchichte an, nein, ſie gehören dem Volke. Sie ſind im Volk eine Perſönlichkeit geworden, ſind gebildet worden, wie in Erz gegoſſen, vom Bewußtſein des Volkes. So und nicht anders ſteht Melanchthon im Bewußtſein der proteſtantiſchen Welt, und nicht anders konnte der Künſtler ihn bilden. In der Ausführung dieſer Plakette bleibt Mayer der dezente Plakettenkünſtler, der alles im münzſchmalen Flachrelief gibt und mit ſcharfen, aber den denkbar charakteriſtiſchſten Linien arbeitet. Doch ſehen wir auch die bildende Hand, fühlen den Fingerdruck, der den vorſpringenden Backenknochen, den kühnen Bogen der Naſe und all die feinüberlegten Linien ſchuf.

Deckt Melanchthons Kopf die Mütze, ſo hat ſich Mayer die intereſſante Schädelbildung an Bismarcks Kopfe nicht entgehen laſſen. Dieſe Medaille, die vielleicht den Fehler einer zu gehäuften und lauten Rückſeite hat, iſt doch durch die außerordentlich edle Behandlung des Kopfes eine der ſchönſten Arbeiten der neueſten deutſchen Medaillenkunſt geworden. Wir ſehen Bismarck als Staatsmann, in Zivil. Durch die weichere ſchräge Linie des Kragens hat ſich der Künſtler eine feine Grundlinie für den Kiefer geſchaffen, anderſeits konnte er dem „Manne von Eiſen“ den grübelnden, konzentrierten Ausdruck des Denkers geben. Es liegt Energie in dem Kopf, aber mehr noch das denkende Wollen, das Bewußtſein großer Ziele, ein feines Motiv, das von Künſtlern in Bismarckporträts nur zu oft vergeſſen wird. Künſtler, die ſelbſt mehr aus der reinen Energie als aus tieferen Problemen heraus ſchaffen, machen leicht einen Kraftmenſchen aus dem großen Kanzler. Mayer zeigt mehr den großen Menſchen, aber doch auch den Menſchen ſeiner Epoche, mit dieſer charakteriſtiſchen Bravheit, Schlichtheit und Selbſtzucht. Prachtvoll ſitzen die Brauen über den Augen, von einem Menſchenleben des Wollens und Vollbringens reden die Alterslinien um

R. Boſſelt: Plakette Goethes Mutter. Rückſeite.

Augen und Kinn. Die deutſche Kunſt beſitzt als ebenbürtiges Werk nur noch eine zweite prachtvolle Bismarckmedaille, die von Adolf Hildebrand.

Zum Regierungsantritt der jungen Königin von Holland hat Profeſſor Rudolf Mayer in Karlsruhe gleichfalls eine Medaille geprägt, von deren Schönheiten ſich die Leſer an der beigegebenen Abbildung überzeugen mögen.

Ein anderes Fürſtenporträt zeigt die Medaille der Geographiſchen Geſellſchaft in München. Es iſt eine Ehrenmedaille, die, von einem Baron Wichmann-Eichkorn geſtiftet, in Gold und Silber an hervorragende

Digitized by Google

Geographen verliehen wird. Fürſten haben das Vorrecht, Protektoren des Guten und Großen heißen zu dürfen. Die Medaille trägt auf der Vorderſeite das Bildnis des Protektors der Geographiſchen Geſellſchaft in München, des Prinzen Ludwig von Bayern, des künftigen Thronfolgers. Die Rückſeite zeigt einen Jüngling, der mit dem Zirkel Meſſungen am Globus vornimmt.

R. Boſſelt: Sportmedaille.

Die Stadt Frankfurt hatte zur Feier des hundertfünfzigſten Geburtstages Goethes eine Konkurrenz für eine Goethemedaille ausgeſchrieben. Der Auftrag fiel Hugo Kaufmann (Frankfurt a. M.) zu. Die Vorderſeite der Medaille ſtellt den jungen Goethe dar, nach dem im Frankfurter Hochſtift vorhandenen Bildermaterial porträtiert. Die Rückſeite zeigt eine Gruppe, „Wahrheit und Dichtung", mit dem alten Frankfurt als Hintergrund. Die Medaille wurde in zweihundertfünfzig Stücken geprägt. Demſelben Künſtler verdanken wir eine ſehr ſchöne Böcklinmedaille, die den ernſten, einfachen Kopf des dichtenden Malers in ſcharf ausgeprägtem Profil zeigt. „Dem ewig Jungen die Jugend." Ein treues Bild des Maler-Dichters, deſſen Bart ja freilich alle die ſprechendſten, phyſiognomiſch intereſſanteſten Züge verdeckt. Aber die ſchön gebaute Stirn, der geniale Bau der Augen bleibt uns bewahrt, dieſer Dichteraugen, die Träume lebendig ſahen und Märchen in Farben neu erſchufen.

Vor mir liegt ferner der Entwurf einer Goethemedaille von Rudolf Boſſelt: der junge Goethe, ſinnend, noch ſchwer tragend an all den unausgerungenen, unausgeklungenen Gedanken ſeiner reichen Seele. Den Künſtler reizte beſonders die hohe Stirn unter der Zopftracht, der ſinnende, tiefe Zug um den jungen Mund. Und um die Herbheit und Jugend des Porträts noch zu beſtärken, ſchwillt der Rand der Medaille, ornamental und doch ſtraff behandelt, empor. Straff, das iſt Boſſeltſche Kunſt. Wenn uns in der Reihe der Medaillenkünſtler hier Meiſter der Monumentalkunſt begegnen, die wie zur Selbſtſchulung und Selbſtvertiefung einmal in dieſer Begrenzung ſchufen, wie

R. Boſſelt: Verdienſtmedaille für Landwirtſchaft und Gewerbe.

R. Boſſelt: Verdienſtmedaille für Kunſt und Wiſſenſchaft.

Digitized by Google

O. Lessing: Nathan der Weise.

Zu Becker: Medaillen und Plaketten. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Professor Lessing, so ist Rudolf Bosselt der eigentliche Metallkünstler von vornherein.

Für die Theoretiker, die bedauern, daß unsere Söhne in der Zeit der reichsten Träume an den Alltäglichkeiten der Schule verflachen, ist Bosselt das lebendige Beispiel früher Kunstentwickelung. Mit vierzehn Jahren kam Ghirlandajo zu einem Meister in die Lehre, und mit einundzwanzig Jahren erhielt er von der Stadt Florenz den Auftrag, die Bronzetüren für das Baptisterium zu gießen. Seine Entwickelung liegt also gerade in jenen Jahren, die heute für die Mehrzahl der Knaben künstlerisch nicht in Betracht kommen. Ein freundliches Schicksal bewahrte nun Rudolf Bosselt vor der hohen Schule; schon mit vierzehn Jahren kam er in einer Bronzewarenfabrik in die Lehre. Da wir aber nicht mehr in der Renaissancezeit leben, ist auch solche Lehrbubenzeit heute ein gut Teil weniger lehrreich, und der junge Künstler mußte sich selbst erst aus der Fabrik zum Selbstarbeiten emporringen. Seine Abendstunden waren dann dem Studium geweiht. Später ermöglichte sich ihm eine Lehrzeit bei dem trefflichen Medaillenkünstler Kowarzik, der aus Wien an die Kunstgewerbeschule von Frankfurt a. M. berufen worden war und unter Puech an der Academie Julian in Paris gelehrt hatte. In Paris weiter studierend, erhielt der junge Bosselt den ersten Preis in dem Wettbewerb um eine Taufmedaille, den der preußische Staat ausgeschrieben hatte. Später gehörte der junge Meister zu den „Sieben", die der kunstsinnige Großherzog Ernst Ludwig von Hessen in seiner Künstlerkolonie in Darmstadt ansässig gemacht hatte. Bosselts Medaillen sind echte Kunst. Man möchte, wenn man sie sieht, das Werk eines fünfzigjährigen, weltreifen Mannes vermuten. Höchste Feinheit der Technik paart sich mit treuester Beobachtung, und darüber waltet eine Beschränkung in den Grenzen, wie nur wirkliche Meister sie zu geben vermögen.

Für seinen Fürsten schuf Bosselt eine Gedenkmedaille zur Eröffnungsfeier der Ausstellung der Künstlerkolonie (1901). Das Porträt des Fürsten zeigt einen geistreichen, scharf charakterisierten Kopf, einen Kopf mit allen Finessen, wie sie nur die treueste, verständnisvollste Beobachtung geben kann.

Eine prächtige Charakteristik und eine rührende Stimmung zeichnet auch Bosselts Medaille „Goethes Mutter" aus.

Die Städtemedaillen haben zuweilen den

J. Kowarzik: Plakette Theodor Mommsen.

Vorzug, uns mit den Porträts ihrer derzeitigen Bürgermeister zugleich prächtige Porträts aus einer Kulturepoche zu geben. Belgien hat nie aufgehört, solche Medaillen schlagen zu lassen. Die alte Feste am Kai von Antwerpen, die jetzt Museum ist, läßt uns neben den Schlachtenerinnerungen des vorigen Jahrhunderts auch in das öffentliche Leben des Friedens im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert schauen. In Deutschland ist auch dies eine jüngere Erkenntnis, deren Früchte neuesten Datums sind. So die Medaille, die zur Eröffnung des neuen Frankfurter Rathauses von Kowarzik ange-

Digitized by Google

fertigt worden iſt und die Porträts der beiden Frankfurter Bürgermeiſter zeigt. Zur Jahrhundertfeier der Akademie der Künſte in Brüſſel hat Jul. Dillens eine in gleichem Sinne wertvolle Medaille geſchaffen: die drei großen Epochen der Akademie in drei Männerköpfen dargeſtellt — drei Porträts derer, die ſie leiteten. Wir wollen dieſe Denkmäler nicht unterſchätzen: ſie ſind Porträts der Bürger, die, ſolange unſere Kultur mit der ihr notwendigen Geſellſchaftsform noch dauert, Träger des Staates ſind.

A. Kraumann: Erinnerungsplakette an Bad Salzbrunn. Vorderſeite.

J. Kowarzik ſchuf die Plakette „Theodor Mommſen", die kurz vor dem Tode des alten Herrn in Berlin in einer Porträtſitzung angefertigt worden iſt. „So ſaß Mommſen morgens acht Uhr im Schlafrock in ſeiner Studierſtube beim Schreibtiſch," teilt mir der Künſtler mit. Mit ſchöner Treue iſt der geiſtvolle Gelehrtenkopf mit dem guten, menſchlichen Zug um den ſchmalen Mund und mit der genialen Stirn wiedergegeben.

Die Bilder der Leſſingbrücke, Erzplaketten, von Profeſſor Otto Leſſing in Berlin modelliert, zeigen uns menſchgewordene jene unſterblichen Geſtalten der Dichterphantaſie, die in dem Volksbewußtſein leben. Die liebe energiſche Minna, das ſächſiſche Fräulein, das den ſteifleinenen preußiſchen Leutnant freit, und die kecke Franziska, deren loſes Mündchen wir gerade noch hinter Tellheim ſehen. Nathans ernſtes Denkergeſicht und den behaglichen Sultan und Sara Sampſons ſchmerzvolles, feines Antlitz.

Andere idealiſtiſch-mythologiſche Geſtalten ſchuf Otto Leſſing mit feinem, überlegenem Humor: Mars und Venus und eine Liebesſzene zwiſchen Fiſcher und Nixe. St. Georg, den Drachentöter, und den Erzengel, den Teufel beſiegend, geſtaltete Rudolf Meyer, Pallas Athene Konſtantin Starck. Starcks Medaille iſt die Gedenkmünze der Univerſität Halle zur Feier ihres zweihundertjährigen Beſtehens. Sehr reizend ſind zehn kleine Plaketten von demſelben, die Künſte darſtellend, als Kollier gedacht. Drei davon ſind in größerem Maßſtab zur Zierde dem Künſtlerhaus zu Berlin als Türfüllungen einverleibt. Die Bilder zeigen die Muſik, Merkur — am Geſchäftszimmer des Künſtlerhauſes, um den materiellen Erfolg der Kunſt anzu-

Digitized by Google

deuten (Leute, die nichts davon verſtehen, werden ſagen: „Die Kunſt geht nach Brot“, aber wir Künſtler wiſſen, daß uns die gebratenen Tauben nicht in den Mund fliegen) —, Bacchus, Hebe — Malerei — Plaſtik — Architektur — Kunſtgewerbe — Ruhm — Poeſie — das iſt das ſich in den Köpfchen ausſprechende Weſen der Starckſchen Kunſt.

Zwei Taufmedaillen wollen wir nicht vergeſſen zu nennen, die Taufmedaille Rudolf Boſſelts, die ſeinerzeit den Preis erhielt und wirklich hohe, reine Kunſt iſt, und eine Taufmedaille von Starck. Beide ſind als Patengeſchenk gedacht. Ein anderes ſchönes Gedenkblatt iſt die Hochzeitsplakette von Boſſelt und die Hochzeitsplakette von Kraumann. Ein ernſter Blick auf das Leben. Andere ſolcher weihevoller Arbeiten ſind die Plaketten von Henryk Glienken (Rom): Apotheoſen der Arbeit.

Rudolf Boſſelt, Kowarzik und Felix Pfeifer-Berlin haben ſich als prächtige Porträtplaſtiker im Gebiete der Medaille ausgezeichnet. Beſonders wenn es galt, den feinſten, ſeeliſchen Zug in einem Frauenkopfe wiederzugeben. Ganz einzig intim aber iſt die Medaille in der Darſtellung des Kindes. Hier iſt ſie ein Gedenkblatt aus jener Zeit des einzelnen Menſchenlebens, in der die üblichen Wiedergaben, beſonders die Photographie, faſt verſagen. Dieſe Kinderbilder, von denen die heutige Plakettenkunſt ſchon eine beträchtliche Zahl beſitzt, geben den ganzen Zauber, die ganze liebe, naive Richtigkeit des Kindes wieder und laſſen doch den Menſchen und ſeine Entwickelung in der Puppe ahnen.

Anders wieder iſt es, wenn die Plakette eine künſtleriſch ausgebaute Idee geworden iſt, z. B. wenn die Realität Waſſer als Perſonifikation des Geſundenden, Heilenden, Verjüngenden aufgefaßt und dargeſtellt wird, das Verdienſt um Kunſt und Wiſſenſchaft als ein plaſtiſch geformter Lebenswert, die Idealität in Ackerbau und Gewerbe als Geſtalt, als zielbewußtes Weſen gegeben, Sport als Perſönlichkeit — wie wir ſelbſt unbewußt dieſe Begriffe in uns perſonifizieren — zum Kunſtwerk geſtaltet werden.

A. Kraumann: Erinnerungsplakette an Bad Salzbrunn. Rückſeite.

Sehr fein iſt ſo eine Erinnerungsmedaille an Bad Salzbrunn, von Kraumann ausge-

J. Kowarzik: Ruhm. Ausſtellungsmedaille von Venedig. Vorder- und Rückſeite.

führt, der der erſte Preis der öffentlichen Konkurrenz zuerkannt wurde. Kraumann arbeitete in den Bildhauerateliers von Budapeſt und Wien und iſt neuerdings nach Berlin übergeſiedelt.

Im Sinne der Schmuckplaketten ſchuf J. Gradl-München einige Entwürfe. Feine flatternde Seelchen ſind dieſe Weſen, Genrebilder der Plakettenkunſt.

J. Kowarzik: Dori. Plakette.

Die Grenze zwiſchen der Gedenkmünze und der Plakette wird kaum zu beſtimmen ſein, von der Plakette freilich zum rein dekorativen Element iſt der Schritt nicht ſehr weit. Aber unſere Zeit neigt ja auch dazu, jedes Kunſtwerk dekorativ zu verſtehen und das innerliche Erlebnis dabei in die Außenwelt zu tragen. Vom Schmuckſtück, das zugleich das Bild eines lieben Kindes iſt, vom Buch, das auf dem Einband die Porträtplakette zeigt, iſt der Weg nicht weit zu jener rein dekorativen Verwertung, die heute Loſung zu ſein ſcheint. So modellierte Profeſſor A. Vogel dekorative Plaketten für die Künſtlerakademie Charlottenburg-Berlin. George de Feure, der geiſtvolle Modeplauderer im Pariſer Kunſtgewerbe, hat Möbelfüllungen aus Plaketten gemacht. Herbert McClair in Liverpool hat in Blei getriebene, in plaſtiſche, weiche Formen gelöſte Plaketten geſchaffen. Zyl-Amſterdam hat Silbergeräte mit Plakettenſchmuck gearbeitet, phantaſtiſche Geſtalten, körperhaft verträumte Weſen, Geſchlechter, durch Äonen irrend. Die Bronze ſetzt dem Bildner kein Ziel, keine Grenze; ſeine Phantaſie kann in die fernſten Gebiete ſchweifen. Das Flachrelief legt auch da noch ein Zeichen des Gedankens nieder, wo jede andere Kunſt eine Weſenloſigkeit ſchon empfinden oder eine Abſurdität ſcheinen würde. Beiden iſt ſie williges Material, die kleine Fläche, die wir Medaille oder Plakette nennen wollen: der konzentrierteſten, ſchärfſten, diktatoriſchen Porträtkunſt oder dem letzten Traumgedanken der Menſchenſeele, der mit ſeinen Schwingen dicht an den Urgrund alles Seins ſtreift.

O. Lessing: Emilia Galotti.

Zu Becker: Medaillen und Plaketten. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Shakespeares Entwickelung

Von

Wolfgang Kirchbach

(Nachdruck ist untersagt.)

William Shakespeares wundersamer Dichtergeist hat in den letzten Jahrzehnten kein besonders eindringendes Verständnis gefunden. Es ist ein natürliches Gesetz der geistigen Bewegungen, daß die literarhistorischen und ästhetischen Beurteiler bei der Betrachtung großer dichterischer Erscheinungen zumeist nur diejenigen Gesichtspunkte hervorkehren, die irgendwie durch die allgemeine Zeitdiskussion gegeben sind. Seit die törichte Idee aufkam, der Verfasser des Novum organum, Lord Bacon, sei auch der Verfasser der Shakespeareschen Dramen, ist allerdings erstaunlich viel geschrieben worden über diese unmöglichste aller unmöglichen Sachen, aber fast gar nichts ist dabei herausgesprungen über das, was nun eigentlich in diesen Shakespeareschen Dramen selbst steht, und was der Dichter — wer er auch sei — mit diesen seinen Schöpfungen der Welt hat sagen wollen. In einer früheren Zeit schien es den Ästhetikern und jungen, heranlebenden Literaturgeschlechtern als das Wichtigste, vor allem festzustellen, ob ein Dichter „Realist" oder „Idealist" oder gar Rhetoriker sei. In dieser Periode pflegte man in Shakespeare nur den Realisten zu sehen und ihn auf diese Eigenschaft seines darstellenden Geistes zu betrachten, bis ein Mann wie Rümelin kam, um wiederum nachzuweisen, daß diesem Begriff von Realismus Shakespeare nicht wohl standhalte, daß nicht nur viele Momente der Rhetorik sich in seine Wiedergabe der Lebenserscheinungen drängen, sondern daß die Grundlagen, aus denen er sich das Werden und die Entwickelung menschlicher und geschichtlicher Verhältnisse und Konflikte vorstellt, oft genug auf einer phantastischen Vorstellung beruhen. Es wurde gezeigt, wie wenig dem pragmatischen Sinne moderner Geschichtsauffassung die Shakespeareschen Kompositionen entsprechen, ja, auch welche jähen Sprünge der Psychologie in der Shakespeareschen Dichtung herrschen. Und somit wurde wiederum in Frage gestellt, ob, gegenüber dem Realismus eines Goethe oder Schiller mit ihrer verfeinerten Einsicht in die wirklichen Gesetze des Weltlaufes, Shakespeare überhaupt noch als der Realist und Wirklichkeitsdichter gelten könne, als den man ihn früher gepriesen hatte.

Ursprünglich, als Wieland und Lessing die Dichtungen Shakespeares in Deutschland einführten und empfahlen, hatte man unter dem Realismus Shakespeares weit mehr das Naturwüchsige und Urwüchsige seiner Dichtersprache, seiner Dialoge verstanden, die Nachahmung der natürlichen und wild-geistreichen Sprache des englischen Volkes, die bis zum heutigen Tage auch das deutsche Landvolk besitzt und nicht zum mindesten eine städtische Bevölkerung wie die Berliner. Wer dieses Berliner Volk an den rechten Stellen in der Stadt oder draußen in der Mark aufsucht, kann noch täglich diese Shakespeareschen Dialoge belauschen; die Urwüchsigkeit der Vergleiche, des Wortge-

brauches und Wortſpieles, die wilde Geiſtreichigkeit der Vorſtellungsverbindungen iſt noch überall lebendig. Gegenüber der ſteifen Schulmeiſterpoeſie und Pedantenſprache, in der man nach dem Dreißigjährigen Kriege begonnen hatte in Deutſchland zu dichten, bis die „Stürmer und Dränger“ darauf ausgingen, das Kraftwort der Leidenſchaft und des Humors zu ſuchen, erſchien die Shakeſpeareſche Sprache mit Recht als eine Nachahmung der wirklichen Redeweiſe des ſächſiſch-engliſchen Volkes; die urwüchſige Leidenſchaftskraft ſeiner Verſe durfte nicht minder den Namen des Realismus tragen.

Später aber wandelte ſich unverſehens dieſer Begriff von Realismus ſelbſt; man begann menſchliche Beobachtungsgabe, hiſtoriſchen Blick zu ſchulen auf die Möglichkeiten, nach denen Handlungen, Geſchehniſſe vor ſich gehen. Geſchichtſchreiber und Staatsmänner hatten mehr und mehr zum Bewußtſein gebracht, nach welchen diplomatiſchen Geſetzen und Formen Staatsaktionen ſich vollziehen, in England und Frankreich hatte man ſchon früh begonnen zu zeigen, welche eminenten Einflüſſe wirtſchaftliche Fragen und Geſetze auf die Geſtaltung geſchichtlicher und menſchlicher Verhältniſſe ausüben. Seit Deutſchland nach 1870 in eine große, international-wirtſchaftliche Bewegung zur Ernährung ſeiner verdoppelten Menſchenzahl eingetreten iſt, hat ſich auch hier die wirtſchaftliche Literatur und mit ihr eine Denkweiſe weiter Kreiſe entwickelt, welche die reale Entwickelung des Lebens und menſchlicher Verhältniſſe durchaus auf wirtſchaftliche Faktoren gründet. Gegenüber dieſer Geiſtesrichtung und der komplizierten Art, Geſellſchaftsleben, ethiſches Leben, geſchichtliche Entwickelungen und die Urſachen hiſtoriſcher Ereigniſſe anzuſehen, konnte es nicht anders geſchehen, als daß Shakeſpeares Weltanſchauung primitiv erſchien. Der Reſpekt vor dem großen Dichter hat zwar vielen nicht erlaubt, ein ſolches Wort auszuſprechen. Diejenigen, die überhaupt nur in ſchöngeiſtigen Studien ſtecken und Literatur als äſthetiſch-biographiſche Unterhaltung betreiben, ſind zudem vielfach noch innerlich wildfremd den veränderten Begriffen vom Leben gegenüber, welche der wirkenden Mehrzahl der Zeitgenoſſen gekommen ſind. Sie merken gewiß kaum, wie fremd der Shakeſpeareſche Dichtergeiſt in ſo vielen Beziehungen der Erklärungsweiſe des Lebens gegenüberſteht, die unterdeſſen populär geworden iſt.

Aber das denkende Publikum im Theater und beim Leſen fühlt es doch: reißend iſt in den letzten Jahrzehnten das Verſtändnis nicht nur für das richtige Spiel der Shakeſpeareſchen Werke zurückgegangen, ſondern auch die Empfänglichkeit des Publikums hat nicht mehr die Friſche, die früher wohlgeglückten Verkörperungen Shakeſpeareſcher Geſtalten entgegengebracht wurde. Freilich darf man nicht vergeſſen, daß gerade einige der gewaltigſten Dichtungen Shakeſpeares, wie „Lear“ und „Othello“, in Deutſchland immer ein zaghaftes Publikum vorgefunden haben. Die Macht der Leidenſchaften, die ſelbſtzerſtöreriſche Unbändigkeit des verirrten ethiſchen Willens iſt in dieſen Dramen ſo ſehr geſteigert, daß nicht nur in Deutſchland, auch in England ſelbſt die große Maſſe des bürgerlichen Elementes nur mit heimlicher Angſt ſich in den Genuß der Sache wagt. Eine längere Reihe von Wiederholungen pflegen dieſe Aufführungen nicht zu erleben; ſie bleiben gewiſſermaßen bacchantiſche Feſte der mimiſchen Kunſt, wo der Hauptdarſteller ſich virtuos mit all ſeinen Darſtellungsmitteln auslebt und die Selbſtentäußerungskraft der menſchlichen Seele im Affekt aufs äußerſte ſteigert. Das wird dann bewundert, wie man einen Akrobaten anſtaunt. Akrobatik der Leidenſchaft und der elementaren ethiſchen Affekte: Zorn, der bis in den Wahnſinn umſchlägt, Eiferſucht, die ſich durch alle Phaſen zum äußerſten potenziert, Gewiſſensgrauen, das ſich bis zur Selbſtlähmung und Selbſtaufhebung erſchöpft, werden angeſtaunt wie vorweltliche Mammuterſcheinungen und ungeheuerliche Ichthyoſauren der menſchlichen Seele. Aber jener herzliche Anteil, jenes ethiſch begeiſterte Mitleben, das z. B. Schillers Dramen bei den Zuſchauern hervorrufen, iſt nicht die Wirkung jener größten Shakeſpeareſchen Dramen; ſie ſind in England und Deutſchland der Maſſe immer Fremdlinge geblieben. Zwar fühlt jedermann die Affekte der Shakeſpeareſchen Helden mit, denn es ſind gerade jene Affekte, deren jedermann ſich fähig weiß, deren Potenz er in ſich kennt, aber die Grade,

bis auf die der Dichter die Seelenmaschine heizt, sind dem naiven Bewußtsein unheimlich. So sind es meist Dichter, Schauspieler, Künstler und solche Geister, die es irgendwie schon selbst gewöhnt sind, mit ihren Affekten und Empfindungen zu spielen, die sich in die hohen Temperaturen der Shakespeareschen Affektwelt mit Genuß begeben; diejenigen Menschen, in denen der Affekt aber noch der unmittelbare Ausdruck ihres ethischen Lebens ist, die einfache, elementare Form ihrer sittlichen Überzeugung, werden zumeist gerade durch die Werke der reifsten Zeit des Dichters verstört, beängstigt sein. Sie werden gern den Falstaff-Szenen in „Heinrich IV." folgen, sie werden einem „Julius Cäsar" willig lauschen, aber „König Lear", „Othello", „Macbeth", ja auch „Antonius und Kleopatra" und manches andere Werk der Spätzeit des Dichters wird ihnen fremd bleiben oder eine derartige wilde, unausgeglichene Erschütterung der Seele hinterlassen, daß sie sich einem solchen Eindruck lieber entziehen. Denn den inneren Ausgleich tragischer Art gegenüber jenen wundersamen Geistesgebilden der Shakespeareschen Muse findet nur derjenige, der in Tiefen der Weltanschauung und des menschlichen Lebens hinabgeblickt hat, welche ein Gegengewicht gegen die Potenzierung der Leidenschaft jener Figuren bilden.

Daß wir die genannten Dramen mit anderen für das allgemeine Bewußtsein ohne weiteres als eine besondere Kategorie aussondern können, zeigt uns bereits in einem allgemeinen geistigen Umrisse, daß wir in der Tat von einem besonderen Entwickelungsgange der Shakespeareschen Dichtung und ihres Dichters selbst reden dürfen. Jene Werke, zu denen auch „Hamlet" gehört, das höchst wundersame Parodiestück „Troilus und Kressida", unterscheiden sich durch ganz bestimmte künstlerische Eigenschaften gar sehr von einer Dichtung wie „Romeo und Julia" oder von dem größeren Teile der „Königsdramen". Wer „Cymbeline", „Sturm" auf der Bühne gesehen hat und jene wundersamen, ethisch-märchenhaften und doch unendlich bezaubernden Bühneneffekte zur Wirkung kommen sah mit ihrer geheimnisvollen, unaussprechlichen Herzenssymbolik z. B. beim Scheinbegräbnis der Imogen und des Kloten, der hat unmittelbar gesehen, daß dieser Dichter ein anderer ist als der des „Sommernachtstraumes", daß gewisse Eigenschaften seiner Phantasie, seines Herzenslebens Steigerungen nach einer ganz besonderen Richtung erfahren, daß alle Potenzen seines Geistes, sein gestaltender Humor, seine Bühnenphantasie, sein tragisches Denken und seine Psychologie allmählich in andere Bahnen eingegangen sind, wo sie mit den Mitteln der Bühne auf Eindrücke ausgehen, welche die Zauber des Lebens und der menschlichen Seele in ganz besondere Beleuchtung stellen wollen. Wenn im „Sturm" Miranda, die menschenfremd aufgezogen ist, zu ihrem Geliebten nun auch zum erstenmal noch andere Menschen sieht und in das liebenswürdige Wort ausbricht: „O Wunder! Was gibt's für herrliche Geschöpfe hier! Wie schön der Mensch ist! Wackere neue Welt, die solche Bürger trägt," während ihr Zauberer-Vater Prospero das milde Resignationswort spricht: „Es ist dir neu," so fühlen wir, daß hier eine Weltanschauung viel tieferer Art sich aussprechen will, als diejenige war, die einst an den Verwechselungen einer „Komödie der Irrungen" sich Ausdruck suchte. Denn jene „schönen" Menschen Mirandas, die wackere Bürger „einer neuen Welt" sind, sie sind ja zum Teil die ärgsten Schufte! Und doch ist es dem Dichter tiefster Ernst mit der beglückenden Schönheit des Menschlichen! In Miranda selbst zeichnet er dies reine Menschliche, in Prospero diese höchste Selbstverklärung des Lebens, und wenn Kaliban die niederste Stufe der Halbbestie Mensch darstellt im Gegensatz dazu, wenn das Drama alle Schattierungen der Gattung Mensch darstellt, der die Elemente in Ariel dienstbar sind, und die Abstufungen zeigt, wo der Kaliban, der mythisch gedachte Kannibale, den Säufer für seinen Gott hält — wir empfinden, daß die traumhaft-symbolische Kritik des Begriffes Mensch, die der Dichter hier übt, noch durch größere, allgemeinere Gesichtspunkte durchgegangen ist als diejenigen waren, unter denen Falstaff den Prinzen Heinz in sein Leben herabzieht, um sich am Ende von dem jungen König verleugnet zu sehen. Schon spielen in den Reden Gonzagos im „Sturm" utopistische, ethisch-soziale Träume von einem besseren

Zukunftsstaate herein, wo alle Gegensätze des Menschlichen in Rang, Stand und Würde aufgehoben sind und die „allgemeine Natur“ als gemeinsames Eigentum aller verherrlicht wird; sie werden ausgemalt, während gleichzeitig die unüberbrückbaren Kontraste des Menschlichen gezeigt werden, in denen das Halbtier vom Menschlichen die Menschensprache nur lernt, auf daß es sich rühmt: „Ihr lehrtet Sprache mir, und mein Gewinn ist, daß ich weiß zu fluchen!“

Diese tiefe Kritik des Humanen, der höchsten Menschlichkeit, die dabei doch keineswegs am höchsten Menschlichen verzweifelt, sondern ihr reines Entzücken an der Gattung homo sapiens in den Gestalten von Ferdinand und Miranda voll aufrechterhält, ist nach allgemeiner Auffassung das letzte Werk Shakespeares. Sicher gehört es zu den letzten Veröffentlichungen des Dichters. Es zeigt uns, daß im allmählichen Entstehen der vierunddreißig bis sechsunddreißig Dramen, die Shakespeares Namen tragen, in der Tat eine wundersame Entwickelung und Aufwärtsbewegung durch verschiedene Stadien des dichterischen Anschauens, der allgemeinen Lebensreife, des Interesses an bestimmten Problemen stattgefunden haben muß!

Und wirklich: welch ein Unterschied zwischen der unreifen, schwülstigen und brutalen Dramatik in einem „Titus Andronicus“ und der Mildheit und versöhnlichen Stimmung, die jenen „Sturm“ bezeichnet, wo die elementare Pädagogik Prosperos den Glauben an eine „neue Welt“ nicht verliert, obwohl sie alle Schwierigkeiten der menschlichen Natur erkennt, die dem reinen Entzücken „Wie schön der Mensch ist!“ entgegenstehen und entgegenwirken. Wie es mit dem „Sturm“ steht, der der spätesten Periode des Dichters angehört, so zeigt uns die rein äußerliche Chronologie des Erscheinens von Einzelausgaben der Shakespeareschen Dramen, daß zwischen ihrem geistigen und künstlerischen Gehalt im Verhältnis zu ihrem Erscheinen eine innere Folgerichtigkeit besteht, welche in der Tat auf eine sehr merkwürdige Entwickelung des Dichters selbst schließen läßt. Wenn sich auch im einzelnen Falle nicht immer genau sagen läßt, ob die einzelnen Dramen auch in der Reihenfolge ihres Erscheinens verfaßt sind, so ergeben sich doch bestimmte Gruppen von Dramen, die bestimmten Perioden entsprechen, welche wiederum mit dem Lebensalter des Dichters in einem Verhältnis stehen, das ganz einem natürlichen Entwickelungsgange entspricht. Im Jahre 1597 erscheint „Romeo und Julia“, obwohl es weit früher gedichtet ist, wahrscheinlich im achtundzwanzigsten oder neunundzwanzigsten Lebensjahre des Dichters. Im Jahre 1608 finden wir eine Einzelausgabe von „König Lear“, sie würde dem vierundvierzigsten Lebensjahre des Dichters entsprechen, der im ganzen nur zweiundfünfzig Lebensjahre erreicht hat. Man sieht, wenn man diese beiden Werke vergleicht, daß die innere Entwickelung unverkennbar ist. „König Lear“ weist eine völlig andere Kunstart auf als „Romeo und Julia“. Wir müssen erwägen, daß die bekanntesten Eigenschaften der Shakespeareschen Muse, die epische Aneinanderreihung von Szenen, die im einzelnen wiederum höchst dramatisch und theatralisch gedacht sind, der Wechsel von Prosa und Vers, von Humor und ernstem Pathos, mit ihrer Ablösung der Stimmungen allgemeine Eigenschaften des englischen Theaters jener Zeit sind. Ebenso die Dialogführung mit ihren rhetorischen Vergleichen, ihren Tropen und Hyperbeln. Wer Shakespeare nur oberflächlich liest, wird kaum eine veränderte Kunstart im „Lear“ gegen „Romeo und Julia“ sehen. Dennoch ist der Gebrauch, der von all diesen Kunstmitteln der zeitgenössischen Dichtung gemacht wird, im „Lear“ oder „Macbeth“ ein ganz anderer als in „Romeo und Julia“. Und nicht nur in diesem anderen künstlerischen Gebrauch erkennen wir den reifer gewordenen Dichter, auch die Lebensweisheit, der Gehalt selbst, den die Figuren aussprechen, zeigt ein anderes Gepräge. Was der Pater Lorenzo und andere in „Romeo und Julia“ in so manchen gereimten Sentenzen aussprechen, ist noch recht eine Weisheit vom Hörensagen, wie sie geniale junge Männer aus dem allgemeinen Erfahrungsvorrat anderer Menschen und Bücher sprachlich leicht zu neuen Sprüchen formen, im „Lear“ aber fühlt man an der tieferen Originalität der Sprüche eines Narren oder des Königs

selbst, daß hier nun die selbst erarbeitete Lebenserfahrung des reifer gewordenen Menschen spricht, die auch auf ein Stück praktisches Leben zurückschaut und gleichzeitig das Tragische aus viel tieferen Gesichtspunkten ansieht, als sie in „Romeo und Julia" herrschen oder gar in den Bearbeitungen älterer Dramen, wie „Heinrich VI.", „Titus Andronicus", ja selbst noch in „Richard III.".

Dies künstlerische und geistige Wachstum Shakespeares darzustellen und an den Lebensfragen, die ihn im Laufe der Jahrzehnte beschäftigt haben, auf seinen Gehalt zu prüfen, soll unser allgemeiner Überblick in einigen großen Zügen versuchen. Wir werden aus der Erkenntnis, daß auch Shakespeares Dichten eine große, organisch gewordene, aus wilden Anfängen allmählich vervollkommnete Geistesarbeit ist, die tröstliche Gewißheit schöpfen, daß auch dieses Genie dem natürlichen Werden, das allein Gewähr der Dauer in sich hat, unterworfen gewesen ist.

Aus einer Mitteilung Ben Jonsons wissen wir, daß „Titus Andronicus" ein echtes Drama Shakespeares und bereits im Jahre 1587 aufgeführt worden ist, also im dreiundzwanzigsten Lebensjahre des Dichters. Es ist eines der populärsten Werke Shakespeares während seiner ganzen Lebenszeit geblieben, und doch läßt es kaum mit einer Spur den nachmaligen Dichter des „Macbeth" oder des „Sturmes" ahnen. Von alledem, was man Shakespeares Realismus genannt hat, von seinem sprachlichen Natursinn, von seinem psychologischen Einblick, von seiner philosophisch-poetischen Beleuchtung der Lebensvorgänge ist hier nichts zu spüren. Es ist ein Schulprodukt durch und durch, akademisch in der Darstellung der Charaktere, die noch in keiner Weise menschlich individualisiert sind, weder die grause Gotin Tamorra noch der alte Titus Andronicus selbst. Die Grausamkeiten der Handlung selbst machen die Geschichte keineswegs naturwahrer. Man merkt, daß der junge Dichter das Römertum noch ganz nach der Schulfibel ansieht; er hatte gelesen oder gehört von einem Römer, der seine Hand ins Feuer hielt, um die Unbestechlichkeit der Römer zu beweisen; nach diesem Muster wetteifern Titus Andronicus und seine Söhne nach der Schändung der Lavinia, sich die Hände opferwillig abschlagen zu lassen. Die alte Mucius Scävola-Anekdote wird vom jugendlichen Dichter sozusagen als das echt Römische angesehen. Andere bekannte Anekdoten schweben ihm unbewußt vor, und so konstruiert er sich nach ihnen weiter ein Römertum, wie es auch heute noch bis Tertia in den Vorstellungen unserer Gymnasiasten herrschen mag. Daß Titus Andronicus am Schlusse die Söhne der Tamorra zur Rache der Schändung seiner Tochter Lavinia als Pasteten gekocht und gebacken vorsetzt, entspricht dem alten mythischen Motiv von Atreus und Thyest; der junge Shakespeare verwertet es aber nur als ein Virtuos der Phantasie, der auf die vorangegangenen Greuel als ein fortissimo der Rache diesen stärksten Schnaps setzt und zweifellos damit seiner Tragödie zu einer Steigerung und einer poetisch-rächenden Gerechtigkeit zugleich verhelfen will. Man sieht, daß er noch ganz in diesem Schulbegriff von Gerechtigkeit steht, der ganz mechanisch durchgeführt ist, aber für die innere tragische Tragweite seiner Motive noch keine Empfindung hat. Im Eingang läßt Titus Andronicus die Söhne der Tamorra als rituelle Opfer unter Berufung auf eine Sitte des römischen Staates opfern, man glaubt, hier wäre eine Tragödie eben dieser Opferidee begonnen, die dann als Ausdruck realer kulturhistorischer Verhältnisse ihre rächenden und entartenden Konsequenzen eben eines solchen Opferglaubens aufgewiesen hätte. Einen solchen Gedanken zu fassen, ist der Anfänger Shakespeare zu ideenlos, ideenlos und darum untragisch ist das ganze Stück; irgendeine große Lebensfrage, unter der die Handlungen beleuchtet würden, fehlt vollständig, es fehlt auch jegliche Sentenz, jeglicher Ausspruch, der den Zuhörer auf irgendeine solche leitende Idee verweisen könnte.

Diese mehr oder minder stark ausgeprägte Ideenlosigkeit herrscht auch in einer Reihe anderer Dramen, welche etwa zwischen dem zweiundzwanzigsten bis siebenundzwanzigsten Lebensjahre des Dichters entstanden sein müssen; sie sind ohne jeden weiteren Gesichtspunkt gedacht, als der in der Fabel oder dem historischen Vorgange oder dem Lustspielmotive selbst liegt. Es ist noch nicht

der Dichter, der der Zeit „den Spiegel vorhalten“ will und diesen Spiegel daher in bestimmten Gesichtswinkeln einstellt, den große ethische oder ethisch-politische Fragen bewegen, oder der über das Verhältnis von Charakter und Schicksal nachdenkt. Dies ist selbst noch für ein schon so realistisch-köstliches Lustspiel wie „Der Widerspenstigen Zähmung“ bezeichnend, in dem nur das Lustspielmotiv als solches zu einer derben Scherzpsychologie reizt, die sich ja auch nicht ernst nimmt, sondern eine Schwankpsychologie bleiben will. „Ein Wunder bleibt's, daß dies so glücklich endigt!“ sagt diese Scherzpsychologie selbst am Schlusse, die nur die elementaren Grundzüge der wechselseitigen Erziehung von Ehegatten zeigen will, mit denen sich von alters her verliebte junge Leute beiderlei Geschlechts und junge Ehegatten geneckt haben. So reizend nun dieses Lustspielmotiv als solches ist, so genial es als solches durchgeführt ist, so ist es doch noch ideenlos zu nennen, sobald man nur einen Augenblick den später entstandenen „Sommernachtstraum“ dagegen hält, der bereits symbolisch etwas Allgemeineres aussprechen will, was sichtbar in den Verwechselungen und Handlungen des Stückes, in den Irrungen der Liebenden, im Walten Pucks und in dem ganzen Elfenzauber anschaulich werden will.

Wie in „Der Widerspenstigen Zähmung“ nur die Lust am Lustspielmotiv als solchem herrscht, so steht es auch in der „Komödie der Irrungen“, wo das alte Menander- und Plautusmotiv mit seinen Verwechselungen als solches reizt, aber durchaus noch kein ernstlicher Gesichtspunkt gefunden ist, der eine Abspiegelung des Lebens und etwaige allgemeine Gesetze darstellte. Noch fehlt dem jungen Dichter jede Weltanschauung; er lebt im glücklichen Zustande der Ideenlosigkeit schlechthin und sucht zunächst nur in möglichst blendenden Einfällen des Witzes und der szenischen Situationsgestaltung seine besondere Kraft zu bewähren. In dieser Hinsicht kann man ihn noch ganz als naiven Dichter bezeichnen.

Keineswegs naiv aber zeigt er sich in „Titus Andronicus“ als Bühnenmann. Dieses äußerlich so absurd grausame Stück und seine Wirkung aufs Publikum findet seine Erklärung in einem ganz raffinierten Sinne für den Theatereffekt. Nach den Überlieferungen muß Shakespeare, als er es schrieb, schon drei bis vier Jahre lang im lebendigen Theaterbetrieb gestanden haben, und ein ausgeprägter Sinn für den rein mimischen Schauspielereffekt, der dann Shakespeare bis ans Ende seines Lebens nie verlassen hat, zeigt sich schon hier im sicheren Besitz des Verfassers. Lavinia werden die Hände abgeschlagen und die Zunge ausgeschnitten, weil dies für den Darsteller der Rolle ein famoses mimisches Effektstück abgab: nämlich in einer großen Szene mit künstlichen Armstummeln und mit taubstummen Gebärden zu erscheinen, zuletzt sogar mit dem Munde zu schreiben, ein Haupt-Theatercoup, der in jene Kategorie von Schauspielerkünsten gehört, die jüngst erst d'Annunzio in seiner „Gioconda“, Scribe mit seinem Richard von Kerbriand, dem Stotterer, Benedix, Adolf Wilbrandt, Gutzkow (mit der blinden Mutter des Acosta) in verschiedenen Taubstummenrollen und dergleichen auch nicht verschmäht haben. Der blinde Ödipus des Sophokles gehört auch dazu. Jung-Shakespeare aber leistet sich gleich ein Nonplusultra mit den Gebärdeneffekten seiner Lavinia. Und so ist auch sonst das ganze Stück auf solche bewährte Rekords der Schauspielkunst gearbeitet, die nicht nur die Popularität des Stückes erklären, sondern auch die Grausamkeit seiner Motive in der rührsamen schauspielerischen Nutzanwendung vergessen machen. Auf der Bühne würde es durchaus nicht so grausam, sondern sehr rührsam wirken.

Hier steht der Dichter nun sprachlich neben seinen akademischen, schulmeisterhaften Ansätzen auch noch ganz in jenem Begriffe von Pseudopoesie, der seine ganze Zeit bezeichnet, und der ihn selbst noch bis in „Romeo und Julia“ hinein verfolgt. Es ist die Spielerei mit Renaissancevorstellungen, welche jegliches Ding poetisch gesagt zu haben glaubt, wenn sie es mit irgendwelchen lateinisch-mythologischen Vergleichen, Anspielungen versetzt und in solchen Analogien womöglich den Empfindungsgehalt der Sache emportreiben kann. An sich ist das unter Umständen ein sehr edles poetisches Mittel, die Phantasie der Völker und der Dichter hat es sich niemals nehmen lassen, aus dem Mythenschatz der Menschheit, sei er indisch, griechisch, la-

teinisch, germanisch, babylonisch-hebräisch, die Gleichnisse des Lebens und der Empfindung zu entnehmen, um sie dadurch wertvoller, auch anschaulicher und bedeutungsreicher erscheinen zu lassen. In jener Shakespeareschen Jugendzeit aber ergaben sich diese Vergleiche nicht unwillkürlich, nicht mit psychologischer Notwendigkeit, ganz abgesehen davon, daß sie oft in einem „Milieu" auftreten, in dem sie sittengeschichtlich undenkbar sind. Sie werden vielfach künstlich aufgesucht, sie werden Ausdruck einer gefälschten Empfindung, eines bloß schauspielerhaften Aufblasens der Leidenschaften, das nicht der Naivität entspricht. Sie werden zu bloßen Gebärdenspielen der Phantasie, die sich vom Naturgesetze des Affekts losgelöst hat und nun auf eigene Faust die Dinge poetisch illustrieren will. Man nennt das gemeinhin geschraubt. Und der geschraubtesten Dichter einer ist Jung-Shakespeare gerade in diesem „Titus Andronicus". Lavinia ist eben geschändet worden, Marcus findet sie mit abgeschlagenen Händen, mit ausgeschnittener Zunge. Nachdem er mit einer schauspielerhaften Entladung seines Affekts das Schreckliche sich zum Bewußtsein gebracht hat, vergleicht er sie einem Stamme, ja einer Laube, von der man die Zweige abgehauen hat, und meint ein Tereus müsse sie entehrt haben, da ihr wie Philomele, der nachmaligen Nachtigall, die Zunge ausgeschnitten sei. In breiter Ausführung werden diese Tereusvergleiche weiter gemalt, sichtlich, um dem ganzen schrecklichen Lose der Ärmsten ästhetisch-rührsame Seiten abzugewinnen. In der Wirklichkeit des Lebens würde es keiner menschlichen Phantasie einfallen, gerade an die Geschichte von Tereus und Philomele zu denken, wo jeder andere Gedanke vor dem einen Gedanken weichen würde, wer das Scheusal sei, der das getan hat, wo man — statt vom „Purpurstrom von warmem Blut, gleich einem Springquell, den der Wind bewegt", der „sich hebt und fällt dir zwischen rosigen Lippen und kommt und geht mit deinem süßen Hauch" zu reden — nichts Eiligeres zu tun haben würde, als vor allem dieses Blut zu stillen, statt den Atem des armen Wesens als „süßen Hauch" zu empfinden.

Man sieht, das ist Pseudopoesie der schlimmsten Art, die noch von jedem natürlichen, naturalistischen, realistischen Empfinden weit entfernt ist, die sozusagen nur mit rhetorischen Lasuren arbeitet, statt einen festgemischten Farbenton der Wahrheit ins Bild zu setzen. Der ganze „Titus Andronicus" setzt sich aus solchen schiefempfundenen, künstlich aufgesuchten klassischen Reminiszenzen, Reminiszenzen an Naturvorgänge, zusammen, die sich mit dem realen Empfindungsgehalt der Vorgänge nicht decken. Es ist der Schwulst des italienischen Marinismus, die poetische Rokokotechnik lange vor der Zeit, ehe Rokoko in diesem Sinne in den bildenden Künsten sich entwickelte, in einer Zeit, wo Rubens zu schaffen begann und gerade ein gewaltiger Realismus sich von neuem die künstlerische Welt erobern wollte.

Diese pseudopoetische Behandlung der Sprache, diese Künstlichkeit des Anschauens und Empfindens bezeichnet auch noch den größeren Teil der drei Dramen von Heinrich VI., in welchen man mit Recht die Bearbeitungen von älteren Stücken sieht, die Shakespeare in seinen jungen Jahren unternommen hat. Gleich die ersten Worte dieser Dramenreihe, welche zur Trauer um Heinrich V. auffordern, sind solcher pseudopoetischer Nonsens. Die Kometen sollen die „kristallenen Zöpfe am Firmament schwingen und die empörten bösen Sterne geißeln". Die Hyperbel an sich deckt sich in keiner Weise mit dem Trauergehalt der Worte; eine Phantasie, die darauf verfällt, gerade in einem solchen Augenblick die Kometen mit Zöpfen zu vergleichen, ist jedenfalls noch sehr anschauungslos. Man kann Kometen mit Zöpfen vergleichen, warum nicht? Auch mit Geißeln; man kann sie mit großen Bazillen und Spirillen, mit Würmern am Himmel, mit Ruten, mit Pferdeschwänzen vergleichen, aber alle diese Vergleiche werden erst realistisch, wenn sonstige Vorstellungsverbindungen zu einem solchen Vergleiche aus dem Stimmungsgehalte der Vorgänge selbst auffordern und diesen damit plastisch machen. Gegen dieses Taktgefühl, gegen diese realistischen Gesetze der Tropenkunst und Vergleichskunst sündigt auch „Heinrich VI." fortwährend, was um so mehr auffällt, als die Prosastellen der Dramen schon weit mehr gesunden Sinn zeigen. Hier und in einigen anderen Dramen sehen wir nun

allmählich einen stillen Kampf des jungen Dichters mit sich selbst; er will aus diesem Renommierstil heraus, er sucht allmählich den Schmuck der Rede aus seiner Unnatürlichkeit zu befreien, aber noch immer bleibt es ihm Schmuck statt realistische Vergegenwärtigung der wahren psychischen Vorgänge. Es ist der Phantasiejargon einer manieristischen Schauspielkunst selbst. Noch bis in „Romeo und Julia" reicht dieses bloße Schmuckbedürfnis der Sprache. Die naturwahre Behandlung der Vergleiche aus psychologischen Bedürfnissen feiert dazwischen indessen bereits die schönsten Triumphe des Realismus.

Den Kampf gegen diese eigene Unnatur sehen wir Shakespeare in dem spitzfindigen Lustspiel „Der Liebe Müh' umsonst" mit Bewußtsein kämpfen. Es wird ungefähr gegen den Schluß jener ersten Dichterzeit zu setzen sein, welche durch die Dramen „Titus Andronicus", „Heinrich VI.", „Komödie der Irrungen", „Die beiden Veroneser", „König Johann", „Zähmung der Widerspenstigen" bezeichnet ist. Rechnet man der „Liebe Müh' umsonst" („Love's Labours Lost") dazu, so handelt es sich um neun Dramen, die wir gewissermaßen als die Vorschule des Dichters bezeichnen dürfen. „Der Liebe Müh' umsonst" ist ein bewußter Abschied an die Rhetorik der Zeit, an die Schulpoesie und Figurenjägerei, die der Dichter in vielen der genannten Werke noch selbst betreibt. Es ist bezeichnend, daß er dabei in der derben „Widerspenstigen" sich bereits am meisten freigemacht hat und nur noch Katharinas Schlußrede jenes oratorische Prachtstück, jene „Amplifikation" zeigt, die mit stereotyper Gewohnheit in jenen ersten Stücken auftritt, die Glanzrede, welche irgendwie den Gehalt des Vorhergegangenen zusammenfaßt. Überhaupt bringt es das Lustspiel bei Jung-Shakespeare mit sich, daß er sich frischer und freier im Ausdruck hält und die rhetorischen „Brillanten", um mit Freytags Schmock zu reden, seltener aufsetzt. „Der Liebe Müh' umsonst" geißelt in höchst bewußter Weise das Spielen mit Redefiguren, das aus einer mißverständlichen Auffassung ciceronianischer und quinctilianischer Stillehren aufgekommen war. Der spanische Don Quijote der Redeblumenfabrikation Armado, der englische Pfarrer, der Schulmeister, die Hofmänner des Königs von Navarra — alle drechseln sie Sentenzen und Redensarten, wie Shakespeare sie selbst im „Titus Andronicus", im „Heinrich VI.", auch anderen Stücken gesucht hatte. Der Dichter muß allmählich selbst einen starken Überdruß an diesem Stile gefunden haben, denn wenn Biron gegen Ende des Stückes in die Worte ausbricht:

> Fort, taffetne Phrasen, Klingklang schwacher Dichter,
> Hyperbeln, superfein, geziert und schwirrend;
> Fort, seidner Bombast, Schmetterlingsgelichter,
> Das Grillen nur gebrütet sinnverwirrend!
> Künftig sei schlicht mein Werben und Verheißen;
> Nimm, Grete, denn den Hans, der brav und jung,
> Mit hausgebacknem Ja und derbem Nein ...

so fühlt man, daß das auch ein Selbstbefreiungsakt des Dichters selbst ist. Dennoch steht sein Lustspiel zur Hälfte noch in diesem Stile; der Bauer „Schädel" ist noch ganz ein romantisches Phantasieprodukt, das sehr wenig von echtem Bauerntum an sich hat, und wenn Biron eine Lanze bricht für die Echtheit der Liebe und der Art, wie wahre Liebe der Frauen auch den Geist zum Echten führt, so sagt er es doch (vierter Aufzug, erste Szene) in einem rhetorischen Prachtstück, das noch großen Kunstfleiß darauf verwendet, die Liebe mit lauter spitzfindig-geistreichen Sentenzen zu preisen. Es ist stets aufgefallen, wie wenig individualisiert die Figuren noch in diesem Lustspiel sind; es gilt aber für diese ganze Periode, daß, wenn der Dichter individualisiert, in den „Beiden Veronesern", in den historischen Stücken, zunächst nur die primitivsten Mittel einer Charakteristik aufgewendet sind, die vorerst den Charakter ganz holzschnittmäßig umschreibt. Das gilt für „König Johann" ebenso wie für die Heinrichsdramen. „Die Komödie der Irrungen", so geistreich sie schon konzipiert ist, bleibt noch sehr schematisch; erst in der „Widerspenstigen" tritt die Charakterkunst mit mannigfaltigeren Mitteln auf.

So sehen wir unseren Dichter etwa achtundzwanzig bis neunundzwanzig Jahre alt werden und in der Hauptsache in ihm doch noch den Schuldichter, allerdings den geistreichsten Schuldichter seiner Zeit, bewundert von den gelehrten und halbgelehrten Kritikern und Dichtern seiner Zeit wegen

dieser seiner schulpoetischen Eigenschaften. Er überragte an Phantasie und Witz und, wie aus diesen jüngeren Dramen sich ergibt, auch an allgemeiner Bildung die meisten in seiner Londoner Umgebung und hielt das, was von Schauspielern, vielfach ehemaligen Studenten, von Studenten selbst, Hofleuten, Gelehrten am Hofe der Königin an allgemeinem Bildungsvorrat im Gespräche umging, mit genialer Leichtigkeit fest, wie man denn die Leichtigkeit seiner Produktion in diesen Jugendjahren auch mit ihren Fehlern vielfach sieht.

Der eigentliche Shakespeare aber in den Eigenschaften seines Geistes, in denen er nun anfing, über die Poesie vergangener Zeitalter weg in eine neue poetische Art zu schreiten, die sogar gegenüber den großen Dichtungen des Griechentums neue Momente der Seelenkunde, der ethischen Betrachtung, der Charakteristik erschloß, scheint erst zwischen dem achtundzwanzigsten und dreißigsten Lebensjahre des Dichters sich herauszuarbeiten. Vom Jahre 1597 haben wir die ersten Drucke von „Richard II.“, „Richard III.“, „Romeo und Julia“, wo der Dichter bereits dreiunddreißig Jahre alt ist. Im folgenden Jahre erscheint „Heinrich IV.“ erster Teil. Es ist zu schließen, daß „Romeo und Julia“, dann „Richard III.“, dann wohl auch „Richard II.“ einige Jahre vor der Druckausgabe allmählich entstanden und aufgeführt wurden. Und man braucht sich nur der Figuren dieser Dramen zu erinnern, einen Richard III. gegen einen Dromio von Syrakus oder gegen die Gestalten einer Konstanze u. a. zu halten, um sofort zu fühlen, daß hier nun eine andere Welt von Menschen uns entgegentritt, eine andere dichterische Methode, eine neue Art zu individualisieren, aber auch ein neues ethisches Verhältnis des Dichters nicht nur zu seinen Figuren, sondern zum Leben überhaupt. Sprachliche, stilistische Merkmale ergeben, daß „Romeo“ wohl das früheste von diesen Stücken ist. Der Versbau ist hier noch im Stil des episch-lyrischen Vortrags der früheren Dichtungen vielfach behandelt, er wird noch wenig synkopisch gebaut, d. h. das Satzgebilde greift nicht über von Vers zu Vers, sondern sucht sich in seinen einzelnen Teilen mit dem einzelnen Blankverse zu decken, worin Reim und andere Mittel unterstützen. Sonette und andere Klangformen sind in die dramatische Handlung hineingearbeitet; auch führt besonders Julia viele Reden im Munde, die noch einer rhetorischen Phantasie entspringen. Sie beginnt in der Erwartung des Geliebten den Monolog im „dritten Akt“: „Hinab, du flammenhufiges Gespann, zu Phöbus' Wohnung!“ was mit gedämpfter Stimme zu sagen ist und dann genügend die naturalistisch schönen Worte vorbereiten würde: „Verbreite deinen dichten Vorhang, Nacht, du Liebespflegerin, damit das Auge der Neubegier sich schließe und Romeo mir unbelauscht in diese Arme schlüpfe!“ Wie naturwahr ist das empfunden! Aber der Rhetoriker spielt Shakespeare doch noch einen Streich; Julias Phantasie muß unnötigerweise auf dem Phöbusgedanken verweilen: „Solch ein Wagenlenker wie Phaethon jagte euch gen Westen wohl und brächte schnell die wolk'ge Nacht herauf.“ In dieser Weise wechseln gerade in der Rolle der Julia die entzückendsten naturalistischen Herzenslaute fortwährend mit Schauspielerlauten einer rhetorischen Leidenschaft und künstlichen Bilderjägerei. Und wie in „Titus Andronicus“ spielen auch noch die Überladungen des psychologischen Pathos hinein, z. B. wenn in ebendieser Szene die Amme sie in den Wahn versetzt, Romeo sei tot und dann mißverständlich auch Tybalt zu Romeo tot erscheint. Das sind künstliche Reagenzien, die in der Wirklichkeit gar nicht jene Affekte zeitigen würden, die Julia hier rein schauspielerisch entwickeln muß; das natürliche Pathos würde erlahmen und zunächst erst auf eine richtige Mitteilung warten. Es ist weder tragisch noch zweckmäßig, was der junge Shakespeare hier treibt; der reifere Dichter würde niemals einen „Lear“ oder „Macbeth“ in ein solches künstliches Dilemma des Affektes versetzt haben.

Dennoch stellt „Romeo und Julia“ gegen die Dramen der ersten Zeit einen mächtigen Weiterschritt und Fortschritt dar; es ist nicht umsonst so berühmt und beliebt. Was uns vor allem auffällt, ist die ungleich mehr komplizierte Charakteristik und die eindringendere Psychologie des Dichters. Romeo liebt Rosalinde, weitläufig hält sich der Dichter bei dieser Vorepisode auf, um aus dem

plötzlichen Umschlag der Stimmung beim Anblick Julias auch die unwiderstehliche Leidenschaft zu Julien begreiflich zu machen, zu zeigen, wie der Mann gerade, weil er die Rosalinde gewissermaßen nur rhetorisch liebte, nunmehr der echten Leidenschaft, die zugleich eine ehrliche Leidenschaft wird, so hilflos verfallen ist. Nicht erschöpfen kann sich der Dichter, die Gestalt Julias selbst mit naturalistischen Zügen ihrer Liebe und ihres Charakters zugleich auszustatten, um uns das schmerzvolle Schicksal der Liebenden wie ein notwendiges Naturereignis erscheinen zu machen. Noch steht dieses Liebesschicksal durchaus in keiner tragischen Beleuchtung; was man bei griechischen Dichtern, bei Goethe, Schiller tragisch zu nennen pflegt, kennt Shakespeare in dieser Phase seines Schaffens noch nicht. Hätte er tragisch gedacht, so würden wir vor allem erfahren haben, was eigentlich die Ursache des Zwistes ist, der die Häuser der Montague und Capulet verfeindet. Darüber aber erfahren wir keine Silbe. Die Versöhnung, welche der Tod der Liebenden am Schlusse hervorbringt, enthält daher auch keine tragische Versöhnung, keine innere Überwindung der Gegensätze, denn wir wissen gar nicht, welcher Gegensatz eigentlich überwunden ist, als dessen Opfer die Liebenden zugrunde gehen. Gezeigt ist vielmehr, wie auch diese Feindschaft nur als ein Naturereignis, ein kausaler Faktor mitwirkt, um die Liebenden in der Blindheit ihrer Liebe zu vernichten. Noch fehlt die tragische Strahlenbrechung der dramatischen Idee, wie sie später in „Hamlet", „Othello" auftritt. „Romeo und Julia" zeigt nur die direkte Methode der einfachen, dichterisch-psychologischen Naturanschauung: ein Menschenschicksal soll erklärt werden aus der Anlage der Charaktere selbst, aus der Natur ihrer persönlichen Leidenschaft und aus den Lebenszufällen, welche diese Eigenschaften zur Entladung treiben. Die Unlogik des liebeskranken Geistes wird mit drastischer Absichtlichkeit geschildert, nicht nur im letzten Akt mit seinen Zufälligkeiten, sondern mit Bewußtsein ist sogar der Pater Lorenzo mit seinen törichten Maßnahmen in diese Konklusionen hineingerissen, worüber sich in der Dichtung selbst bewußte Bezugworte finden. Und gleichzeitig beginnt nun hier eine neue Methode, welche die neun früheren Dramen nicht kennen, die aber in gesteigertem Maße in „Richard III." und „Richard II." auftritt: nämlich den Menschen als ein Phänomen eines besonderen Charakters zu betrachten, das nicht nur von außen, in seinen objektiven Äußerungen angesehen, sondern von innen heraus beleuchtet wird, als wäre auf der Theaterrampe nicht nur von vorn die Lampenreihe, mit welcher der Zuschauer die Helden sich bewegen sieht, sondern hinter der Szene ein anderes Licht, welches von hinten her die Dinge erleuchtet, so daß die Menschen gewissermaßen durchsichtig vor uns agieren, daß sie wie mit Röntgenstrahlen durchleuchtet erscheinen.

Überblickt man die dramatische Literatur, die vor Shakespeare liegt, so wird man diese Methode einer Psychologie von innen heraus fast nirgends finden, zumal in der Vereinigung mit der einfach charakteristischen Manier der objektiven Charakterschilderung. Monologe kannte auch das Altertum, aber es brauchte sie nicht in diesem Sinne, daß gewissermaßen eine psychologische Anatomie von innen heraus der Charakterzeichnung zur Ergänzung folgte; der Monolog war mehr motivierend. Shakespeare aber motiviert z. B. durch den Monolog Richards II. im Gefängnis durchaus nichts, sondern gibt ein Seelengemälde, welches den wundersamen Monarchenwahn dieses Mannes als solchen schildern will und den Mann, der sich einen Spiegel geben ließ, um sich darin als abgesetzten König zu schauen, und den der Menschenkenner wohl verstanden hat, auch von innen heraus in seinem ganzen Seelenunglück zu malen, daß wir, obwohl er gar kein tragisches Interesse von Haus aus hatte, zuletzt über ihn doch aufs tiefste ergriffen sind, wenn er meint: „Und ich steh' faselnd hier, sein Glockenhans!" (nämlich Bolingbrokes). Mit bewundernswürdiger Seelenkenntnis schildert Shakespeare das, was wir die Repräsentationskrankheit der Monarchen nennen möchten, die in Generationen regierender Familien immer wieder in einzelnen Individuen entsteht, jener schauspielerische Größenwahn der Gewohnheit, zu repräsentieren, der ebenso in Nero einst sein Opfer fand wie in so manchem Monarchen

alter wie neuer Zeit. Diese unentrinnbare Krankheit mit ihrem Darstellungsbedürfnis wird zwar nicht tragisch, aber so vom Dichter geschildert, daß jeder, der das versteht, zuletzt vom tiefsten Mitleid mit diesem König Richard ergriffen wird, weil er fühlt, seine schweren Charakterfehler waren auch eine Konsequenz dieses Monarchenwahnes, so daß sein Tod als eine Erlösung empfunden wird. Auch hier begnügt sich der Dichter damit, das Charakterphänomen als solches zu entwickeln und das Schicksal des Mannes als die einfache Konsequenz davon zu geben. Er rührt unsere Seele durch die allgemeinmenschliche Empfindung solches Unglückes, zu dem jeder Mensch die Keime in sich trägt; aber eine tragische Motivierung, wie sie in „Othello" später auftritt, ist noch nicht der Komposition eingewebt.

Ebensowenig dem Drama von Richard III. Auch dieses zeigt in eminentem Maße jene Phänomenalcharakteristik, welche zeigen will, wie Wille und Charakteranlage all ihr Glück oder inneres Elend in sich selbst tragen, wie das Dämonische des negativen Willens, die Bösewichtslust, auch elementar sich zerstört, bis sie in den Qualen des Gewissenstraumes sich selbst ad absurdum führt. Schillers Franz Moor ist im innersten Kern eine Durchbauung, eine Nachdichtung des Phänomens, das Shakespeare, der in der protestantischen Gewissenslehre wurzelte, mit elementarer Wucht hingestellt hat ohne irgend eine Rücksicht auf Schulbegriffe von Furcht, „Mitleid" oder tragischen Absichten. Wenn man weiß, daß er zu der Werbeszene um Anna gar keinen historischen Anhalt hatte, sondern sie ganz frei erfunden hat, so weiß man auch, daß es ihm darauf ankam, die Gewalt des negativ Dämonischen zu zeigen und ebendiese Gewalt in ihrer vernunftlosfeigherzigen Selbstzerstörung ad absurdum zu führen. Zum Phänomen des Gewissens nimmt er übrigens in späteren Jahren eine ganz andere Stellung ein, wie wir bei der Betrachtung von „Hamlet" und „Macbeth" sehen werden. Schon aus jener freierfundenen Annaszene erkennen wir aber, daß es dem Dichter durchaus nicht mit „Richard II." und „Richard III." darauf ankam, englische Geschichte auf die Bühne zu bringen, sondern daß er bereits auf einem Standpunkt angelangt ist, wo man in geschichtlichen Figuren Gleichnisse, Beispiele allgemeiner Geschichtserfahrung, historischer Menschenkenntnis sieht, und so hat „Richard II.", wie er bei Lebzeiten des Dichters lange nicht gespielt werden konnte, auch nach dem Tode König Ludwigs II. von Bayern in München mit der großen Abdankungsszene und der verwandten geistigen Verfassung der Könige dermaßen als ein gewaltiges Geschichtsgleichnis, als typisches Bild gewirkt, daß es längere Zeit taktvoll erschien, ihn nicht weiter zu spielen.

In „Heinrich VI." und „König Johann", in dem die Figur des Bastard ja schon sehr das Genie des Dichters zeigt, war die ganze Behandlung der Kämpfe der roten und der weißen Rose noch durchaus chronikalisch, eine Folge von Reliefs aus der geschichtlichen Überlieferung. In „Richard II." und „Richard III." ist aus dem Relief die Vollkomposition geworden, ist überall die Vollperspektive gewonnen, nicht nur durch Einführung der geschilderten neuen psychologischen Beleuchtungsmethode, sondern auch durch andere geistige Mittel, welche den konkreten historischen Fall und Charakter verallgemeinern. Die Sprache ist in dieser Periode zwar noch an Metaphern reich, aber jetzt werden diese Metaphern bereits ein plastisches Bühnenmittel, ein Darstellungsmittel, das im Munde guter Schauspieler zu ganz wunderbaren mimisch-symbolischen Wirkungen führt und sozusagen sogar die Bühnenstellung, die Regiebewegung dem Schauspieler diktiert. Damit hängt zusammen, daß von nun an auch das Bühnenbild selbst bei Shakespeare anfängt, hochsymbolisch zu werden, eine Kunst, die Sophokles und das Altertum beherrschten, die Shakespeare nun von neuem zu erobern beginnt, um sie in seinen großen Werken bis zum „Sturm" nicht wieder zu verlieren.

Ein Beispiel! In der großen Abdankungsszene Richards II. wird die Abdankung des Königs zunächst symbolisch durch die Übergabe der Krone selbst versinnlicht. Das ist zunächst das einfache Symbol aus der Wirklichkeit; Richards psychologische Krankheit, sein Monarchenwahn kennzeichnet sich aber darin, daß er diese symbolische Darstellung sofort ergreift, um sich weiter in

eine Darstellung seines Schmerzes, seines Unterganges zu vertiefen. Und nun werden die Bilder, die sein Geist aufsucht, selbst mimisch-symbolisch. Er sagt: „Vetter, faßt die Krone; legt eure Hand dort an; ich meine hier. Nun ist die goldene Kron' ein tiefer Brunnen mit zwei Eimern, die einander füllen; der leere immer tanzend in der Luft, der andere unten, ungeseh'n, voll Wasser; der Eimer unten, tränenvoll, bin ich, mein Leiden trink' ich und erhöhe dich."

Jeder psychologisch empfindende Schauspieler sieht sich hier genötigt, durch Handgebärden das Tanzen des leeren Eimers in der Luft, das Hinabsinken des anderen mimisch zu versinnlichen, denn diese Vergleiche sind nun die wahre Rhetorik der kranken Seele; sie entspringen dem Hirn des Königs mit psychologischer Notwendigkeit, malen seinen Affekt selbst, sind naturalistisch. In der mimischen Darstellung durch die Gebärde des Schauspielers aber werden sie für den Zuschauer zugleich zur mächtigen sinnbildlichen Veranschaulichung der Handlung selbst. Das Drama wird zum Gebärdendrama; wir brauchten kein Wort vom Texte zu hören und würden doch aus dem sinnbildlichen Vorgang, daß einer eine Krone übergibt und jene metaphorischen Gebärden macht, daß er einen Spiegel kommen läßt, hineinschaut und ihn dann zu Boden schmettert, die ganze Bedeutsamkeit des Vorganges auch in seinen ethischen Beziehungen verstehen. Die Handlung ist dermaßen hochsymbolisch, daß ein Maler das Bild entwerfen kann, ohne daß es weiterer Worte bedarf. Diese Kunst ist die plastische Sinnbildskunst Homers, die in Sophokles sich später die Bühne erobert. Shakespeare ist augenscheinlich zunächst rein aus der schauspielerischen Praxis zu diesen Sinnbildswirkungen gekommen; er handhabt sie in „Richard II." zum erstenmal mit sichtlichem Bewußtsein, und die psychologische Natur des Königs kam ihm dabei zu Hilfe.

Ein Jahr später erscheint „Heinrich IV." mit den Szenen, wo der junge Prinz seinem schlafenden Vater, der tot scheint, die Krone wegnimmt und sie sich selbst aufsetzt, wo Falstaff in den Humorszenen parodistisch den König spielt und seinen Dolch als Zepter, den Armstuhl als Thron, das Kissen als Krone benützt. Die reine Pantomime all dieser Szenen — wenn man will, ihr realistisches Ballett, das auch ohne Worte übrigbleiben würde, ist hochsymbolisch. Es spricht durch sich den ganzen ethischen und humoristischen Gehalt aus, ja der humoristische Tiefsinn des Dichters wird erst durch die anschauliche Aneinanderreihung derartiger mimischer Bilder und ihrer sprechenden Kontraste voll verständlich und offenbar. König Lear erscheint im ersten Akt im vollen Königsstaat; später sehen wir diesen König eine Krone aus Stroh tragen, nachdem er von den Häusern seiner Töchter vertrieben ist. Auch das ist in der reinen Bühnenanschauung hochsymbolisch; es eröffnet der anschauenden Phantasie eine ganze Perspektive von tragischen Empfindungen und Bezugnahmen zum Laufe der Welt. Es ist nicht nur das „zweite Gesicht", welches Macbeth sagen läßt: „Ist das ein Dolch, was ich vor mir erblicke, den Griff mir zugekehrt," nicht nur Schilderung des psychologischen Zustandes des Mannes, sondern in der Darstellung durch die Gebärden des Schauspielers wird es zur symbolischen Voranschauung dessen, was hinterdrein hinter der Szene geschehen wird, zum Wetterleuchten, dem später der wirkliche Blitz folgen wird. Der theatralische Praktiker, der Mimiker hat gelernt, jene anschaulichen Sinnbilder, die sich unwillkürlich in der Praxis des Schauspielers und eines sinnreichen Regisseurs ergeben, zum bewußten, zum anschaulich höchsten Kunstmittel zu erheben, das durch sich die ganze Fülle und Weite der dramatischen Idee ausdrückt und den freien Tiefsinn oder Humor des Zuschauers selbst in Bewegung setzt. So sind auch in Goethes „Faust" die höchsten Momente derart anschauliche Pantomimen geworden. Der erblindete Faust, der vor sich eine ganze Kultur sieht und ins Grab sinkt, ist ein solches hochsymbolisches Bühnenbild im Shakespeareschen Sinne; wenn aber Orestes in der „Elektra" des Sophokles im Arm eine Urne trägt, in der seine eigene Asche liegen soll, und die Schwester vor ihr den vermeintlich toten Bruder in der rührendsten Szene betrauert, so ist auch hier die Einführung des anschaulichen Requisits der Urne eine solche hochsymbolische Theaterwirkung, wie sie die

Kunst der Schaubühne, die eben aufs denkende Schauen und schauende Denken gestellt ist, auf ihren Höhepunkten hervorbringt.

Mit „Richard II." also sahen wir Shakespeare bewußtermaßen in dieses höhere Kunstprinzip der Bühne eintreten, das er dann mit einer geradezu musikalischen Meisterschaft in allen möglichen Variationen handhabt als der denkende Mimiker und Dichter-Regisseur. Es hat unzählige Dramatiker, Halbdramatiker gegeben, die niemals auf diese Kunstwirkungen der Bühne verfallen sind; für Shakespeare sind sie spezifisch und stoßen dem Regisseur besonders auch in den großen Märchenstücken der späteren Zeit, wie „Cymbeline", „Sturm" u. a., auf. „Troilus und Cressida" mit seiner genialen Kritik staatsmännischen und kriegerischen Lebens ist gar nicht zu verstehen, ohne daß man als Regisseur gerade diese parodistisch imaginierten Bühnensinnbilder der Handlung selbst versteht und herausarbeitet. Bei der Aufführung dieses von manchen Seiten greulich mißverstandenen Stückes drängen sich den Schauspielern und dem Regisseur diese humoristisch-hochsymbolischen Situationen indessen bei jedem Wort auf.

Shakespeare ist nicht nur ein Dichter zum Lesen; seine Werke sind wie eine Partitur, deren bedeutsamste Wirkungen und Kunstgeheimnisse erst bei der instrumentalen Ausführung, in seinem Falle also beim Spiel und bei einer kongenialen Regie herauskommen, die eben diese Seiten seiner Kunst sieht.

Von dieser Periode an, welche um das dreißigste Lebensjahr des Dichters begonnen zu haben scheint, wird jene falsche Jugendrhetorik überwunden. Die Metaphern und Bilder des Dialogs sind nicht mehr Selbstzweck; in demselben Maße, als sie ein Ausdruck des psychologischen Zustandes des Helden werden und sich naturalistisch damit decken, werden sie zugleich zu mimischen Mitteln, die auch zur sinnlichen Illustrierung sowohl des Affektes wie jener symbolisch-anschaulichen Szenenwirkungen sich emportreiben im Verein mit der mimischen Unterstützung des Schauspielers. Wenn Richard II. von seiner Gattin schmerzvollen Abschied nimmt und sich in den Vorstellungen ergeht: „Bei jedem Tritt will ich dann zweimal stöhnen," so empfindet der Regisseur, daß diese natürliche Spitzfindigkeit des Affektes zugleich in einem geheimen technischen Zusammenhange steht mit den Schritten, die der Schauspieler im Bühnenraume abzumessen und taktvoll zur anschaulichen Malerei des zögernden Abschiedes zu verwerten hat. In diesem Sinne wird von nun an das Metaphorische, die Bildersprache der Shakespeareschen Figuren im höchsten Maße zweckmäßig. Es enthält für die Schauspieler stets zugleich eine Art von Regisseurwink. Dem Laien das hier auseinanderzusetzen, wäre zu weitläufig; der Theaterfachmann wird es verstehen. Die Entwickelung des Dichters vollzieht sich so, daß diese technisch-naturalistische Kunst im Laufe der Zeit immer mehr an Gedrängtheit gewinnt; im Zusammenhang damit sieht man, was schon oft bemerkt worden ist, daß der Vers sich immer mehr einer gedrängteren Prosa nähert, daß er immer weniger gesangmäßig skandiert, sondern zum gedrängten rhythmischen Ausdruck des Affektes selbst wird; sieht man den Rhythmus der Leidenschaft in die Rhythmik der Worte konzentriert! Laien nennen das „freiere" Behandlung; in Wirklichkeit ist es die gesteigerte Kunst, welche in die naturalistische Rhythmik der Rede den Fluß der konzentrierten Leidenschaft oder der witzigen Gedankenzuspitzung verlegt. Der Vers wird dann vielfach synkopisch, greift über und bildet rhythmische Gruppen der Reden, die das mimische Spiel unterstützen. Die großen griechischen Dramatiker haben mit dieser gedrängteren Behandlung ganz dasselbe getan, was Shakespeare im Laufe seiner Praxis auch zu tun sich genötigt sah. Es ist der Realist der Sprache und der leidenschaftlichen Empfindung, der sich nun als solcher allmählich diese veränderte Formensprache schafft.

Chronologische und andere Gründe wirken zusammen, daß man die Dramen „Romeo und Julia", „Richard III.", „Richard II.", „Heinrich IV.", dann allmählich „Sommernachtstraum", „Heinrich V.", „Die lustigen Weiber von Windsor", „Viel Lärmen um nichts", „Was ihr wollt", „Wie es euch gefällt", „Der Kaufmann von Venedig", „Julius Cäsar", vielleicht auch den „Coriolanus" einer zweiten und mittleren Schaffens-

zeit des Dichters zuschreibt. Wer sich der Stimmung und des Inhaltes dieser Dramen erinnert, wird gern glauben, daß sie einem Lebensalter zwischen dreißig und vierzig Jahren entsprechen. Für alle ist eine leichte Unbefangenheit der Seele bezeichnend, für die ernsten Dramen darunter gilt, daß eine eigentlich tragische Betrachtungsweise des Lebens und der Geschichte sich noch nicht einstellt, sondern jene rein naturalistische Auswirkung der Charaktere herrscht, die wir an Richard III. sahen, die Freude am Phänomen des individuellen Menschen, der sich selbst zerstört als Individuum oder auch lebensvoll erhält und entwickelt. „Coriolan" ist zwar spät erschienen, zeigt aber in der rücksichtslosen Betonung des bloßen Charakters ganz die Methode aus „Richard III." und „Richard II.". „Julius Cäsar" zieht nicht eigentlich tragische Konsequenzen aus der Tat des Brutus, sondern löst die Folgen der Ermordung Cäsars in ethischen Stimmungsbildern auf, die in sich unendlich rührend, menschlich schön sind, aber eine Stellung des Dichters zu seiner Aufgabe verraten, die es noch nicht auf die inneren Selbstdurchkreuzungen des ethischen Lebens abgesehen hat, auf die „Intrige" des Dramas, auf den Kampf bestimmter ethischer Ideen miteinander und die Konsequenz des Ideenkampfes. In dieser Periode sind nur die Konsequenzen des Charakters oder der bloßen einfachen Tat als solcher Angelpunkt der poetischen Darstellung; man fühlt, daß der Dichter vorwiegend in einer humoristischen Weltanschauung lebt, welche mildernd, versöhnlich, leise beruhigend sich auch über die ernsten Werke legt, die dieser Zeit entspringen.

Und aus dieser Periode heraus in eine neue, vollständig veränderte Geisteswelt strebt nun der vielumstrittene „Hamlet". Er unterscheidet sich rein theatertechnisch von den beiden früheren Gruppen dadurch, daß hier der Held von vornherein vor ein dauerndes Problem gestellt ist, dessen Lösung als solches schon unsere sittliche Erwartung erregt, und deren Durchkreuzung uns selbst in einen Widerstreit der Ideen versetzt. Charakter und Schicksal sind nun nicht mehr ohne weiteres eine notwendige Identität, wie z. B. noch im „Coriolanus", wo der aristokratische Übermensch mit seinem Starrsinn einfach als bloßer Charakter, als psychologisches Phänomen direkt an sich zugrunde geht. Im „Hamlet" geht der Held nicht mehr im eigentlichen Sinne an sich selbst zugrunde, sondern die von außen an ihn gebrachte Forderung des Lebens, der objektive Konflikt zerstört ihn, das Schicksal selbst in Gestalt einer mächtigen Lebensidee macht ihn tragisch untergehen. Diese Lebensidee im „Hamlet" ist nicht etwa „das Genie", das als verhängnisvolle Eigenschaft sein Handeln lähmt — es ist das eine ganz absurde Idee, die schon rein historisch ganz außerhalb des Shakespeareschen Gesichtskreises lag —, sondern es ist das Phänomen des Gewissens selbst, welches in Hamlet als eine sittliche Lebensidee, die wir alle mit ihm allgemein menschlich teilen, seinen Vertreter zerstört. „So macht Gewissen Feige aus uns allen" hat Schlegel ganz richtig die geistige Nutzanwendung von Hamlets bekanntem Monolog übersetzt, und wenn wir vom ersten bis zum letzten Wort kontrollieren, was eigentlich den Hamlet nicht zur Ausführung seiner staatsmännischen Gerechtigkeitspflicht an Mutter und Oheim kommen läßt, so sehen wir, daß er einfach das Weltgewissen spielt, daß er denjenigen macht, der, statt zu handeln, allen, der Ophelia, dem Polonius, seiner Mutter, in der Mausefallenszene dem König unter verschiedenen Masken ins Gewissen redet. Hamlet hat das Gewissen für andere und macht sich für andere das Gewissen; er will die quälende Furie sein für andere, die Erinnye, das lebendige Gewissen, und spricht dies fortwährend aus. Jeder Mensch kennt in sich die Keime dieses Gewissens, das wir uns nicht über unsere eigenen Fehler, sondern über die Fehler anderer machen; es ist ein für die Menschheit notwendiges „regulatives Prinzip" unserer Seele. Und Shakespeare zeigt sich allmählich in dieser späten Periode seines Lebens, wo ihn nicht mehr der einzelne Held als solcher, sondern die großen Grundprobleme des menschlichen Zusammenseins interessieren, die Grundlagen des gesellschaftlichen Menschendaseins, zu einem Kritiker des Gesellschaftsgewissens gereift, der in „Hamlet" mit jedem Worte zeigen will, daß derjenige, der dieses Gesellschaftsgewissen, dieses Gewissen für andere zur

herrschenden Potenz seiner Seele macht, sich selbst innerlich zerstört, die Gerechtigkeit und gerechte Richterschaft des Handelns verfehlt und zuletzt der eigenen sittlichen Dekomposition verfällt.

Wir brauchen nur die Namen „Macbeth", „Othello", „Lear", dann auch das wundersame Seelengemälde zerstörender erotischer Leidenschaft: „Antonius und Kleopatra" zu nennen, um mit „Hamlet" eine dritte Gruppe von Shakespeareschen Dramen zu bezeichnen, deren Chronologie sie auch zeitlich näher aneinander rückt vom Erscheinen des „Hamlet" um 1603 bis zu „Lear" um 1608 und „Troilus und Cressida" um 1609. Wir rechnen vom neununddreißigsten und vierzigsten Lebensjahre des Dichters ab jene grandiose Periode seines Schaffens, etwa zwölf Jahre, in welchen seine so oft genial erprobten Kräfte, seine erhöhte Menschenkenntnis, seine stetig fortschreitende Einsicht in den Lauf der Welt nach besonderen Gestaltungen ringt, in denen große Grundfragen der ethischen Existenz der Menschheit als solche aufgeworfen werden. Neben den obengenannten konzentrierten Tragödien tritt in dieser Zeit eine besondere Gattung von dramatischen Märchen und Ausstattungsspielen auf, in denen der Dichter ganz bedeutende Schritte über jene früheren verwandten Spiele, wie „Wie es euch gefällt", hinaus tut: wir nennen „Maß für Maß", „Wintermärchen", „Cymbeline", die weniger glanzvollen „Ende gut, alles gut" und „Timon von Athen", endlich den wundersamen „Sturm". Wir wissen, daß „Maß für Maß" zuerst 1604 aufgeführt wurde, also neben „Hamlet" die neue große Periode eingeleitet hat; wir nehmen an, daß „Ende gut, alles gut" wahrscheinlich unter dem Titel „Der Liebe Müh' gewonnen" aus einer früheren Periode stammt, in den letzten Zeiten aber überarbeitet wurde, ähnlich wie der „Timon von Athen", in dem wir das Schaffen des Dichters als Überarbeiters in einer inneren Krisis sehen. Es ordnet sich dann das Schaffensbild mit den eigentlich glänzendsten Werken des Dichters so, daß er in den Dramen „Hamlet", „Maß für Maß", „Macbeth", „Othello", „Lear", „Antonius und Kleopatra", „Troilus und Cressida", „Wintermärchen", „Cymbeline", „Sturm" die Höhepunkte seines geistigen Lebens auch schon in chronologischer Folge erreicht, wobei das geistvolle historische Gelegenheitsstück von „Heinrich VIII." als eine interessante Dreingabe aus der späteren Zeit gern noch mitzurechnen ist.

In dieser Zeit vertieft sich alles beim Dichter. Man glaubt schon nach Gestalten wie Falstaff oder wie Prinz Heinz, die einfache Individualcharakteristik sei nicht mehr zu steigern — wenn wir aber in der letzten Zeit des Dichters die beiden Frauengestalten der Cressida, dieses Meisterbild des raffinierten, erotisch rechnenden und klügelnden Weibes, und der Kleopatra, der erotisch charakterlos gewordenen Königin der selbstbewußten Liebesleidenschaft, betrachten, sehen wir, daß die Menschenkenntnis des Dichters sich zur meisterhaften Kunst, auch komplizierte Charaktere aus dem Schein unendlicher Lebenswahrheit zu bilden, fortgesetzt gesteigert hat. Wir beobachten, daß der Humor Shakespeares, der in jener Periode Heinrichs IV. sich zu einem historischen Humor, einem Weltanschauungshumor gesteigert hatte, in eine neue Phase eingetreten ist. Er ist als solcher kritisch geworden; daher tritt er bis auf „Troilus und Cressida" eigentlich gänzlich zurück. Lustspiele im eigentlichen Sinne hat Shakespeare in diesen Zeiten nicht mehr geschrieben. Im „Wintermärchen", „Cymbeline", „Sturm" trachtet nichts mehr auf eine lustige Wirkung wie einst „Der Widerspenstigen Zähmung" oder die „Lustigen Weiber"; wenn mit Autolykus oder Caliban scheinbar auch der Humor episodisch eintritt, so hat er ein Gepräge symbolischen Tiefsinns, das gerade mit den Mitteln momentaner Heiterkeit oder auch bloß scharfer Ideenkontraste den Geist in einen tieferen Ernst, in eine gehaltenere Lebensstimmung des ethischen Ernstes hinaufführt. War früher der Humor so angelegt, daß er auch das Ernste, die ernsthaften Episoden, wie z. B. in „Was ihr wollt", in eine verklärte Humorheiterkeit auflöste und sie als Stimmungsmittel in diesem Sinne brauchte, so ist jetzt das Umgekehrte der Fall: der Humor dient nur episodisch dazu, um in einen wunderbar verklärten Lebensernst aufzugehen. Und wenn auf der einen Seite die Kritik des Lebens immer unerbittlicher wird, die Tragik alle Wurzeln unseres Seelen-

lebens erschüttert, so zeigt Shakespeare in dieser letzten Periode mit den Märchenschauspielen eine gesteigerte Innigkeit der Mitempfindung alles Menschlichen, eine Neigung zur verklärtesten Rührung in einem Lebensernst, der Tragisches und Humoristisches sozusagen in sich aufgezehrt hat, um in reiner Milde das Unnennbare des Daseins symbolisch-anschaulich und im tiefsten Appell ans Herz im vornehmsten Sinn auszusprechen. Derart sind die beabsichtigten Seelenwirkungen im „Wintermärchen", wenn Leonato seine Frau als Standbild sieht und nach sechzehn Jahren die ungerecht Verurteilte als lebendige Statue dem Gatten wieder in die Arme sinkt, wenn jene unendlich zarten Szenen der Aussetzung der kleinen Perdita und ihre Liebe zu Florizel die Ungerechtigkeit der Handlungen gegen Hermione wieder ausgleichen. In „Cymbeline" die wundervollen Szenen von Imogens Begräbnis mit der eigenartigen Zuhilfenahme der Musik, die Shakespeare hier in einem ganz zauberhaften Sinn als Stimmungsmittel einführt, und all das Zauberhafte, was der „Sturm" enthält! Es sind die Märchen der menschlichen Seele, die Shakespeare in diesen letzten Werken aufsucht; märchenhaft beleuchtet er mit Absicht die Leidenschaften der Menschen, die Eifersucht Leonatos, die Treue und Seelenhoheit Imogens, um jene Lebensstimmung zu erwecken, von der Leonato sagt: „Nicht die Vernunft der ganzen Welt wiegt auf die Wonne dieses Wahnsinns." Und diese innere Wonne des Dichters ist ein unendlicher Glaube an das Edle und Schöne der Menschheitsnatur, eine Überzeugung von der inneren Unverwüstlichkeit all dessen, was in diesem Geschlecht edel ist, rasseedel, geistesedel, gemütsedel. Alle Leidenschaften, aller blinde Wahn des Übels und der leidenschaftlich verirrten Seele wird der schwüle Traum eines vergänglichen Irrtums am Dasein, damit auf diesem Hintergrunde die ganze sittlich-verklärte Schönheit des Menschlichen seine rührenden Triumphe feiere.

Höchst merkwürdig ist diese verklärte Wendung der Shakespeareschen Poesie, die besonders im „Wintermärchen", „Cymbeline", „Sturm" auftritt. Ehe der Dichter diese zarten Summen des Menschenlebens zieht, hat er noch andere große kritische Aufgaben zu lösen gehabt. Sehen wir, wie er mit „Hamlet" solche Kritiken des Ethischen begann und fortführte.

Wenn „Hamlet" die Kritik des menschlichen Gewissens ist, sofern wir von dieser Potenz den falschen Gebrauch machen, daß wir es zu einem Gewissen für andere mißbrauchen, so ist „Macbeth" das Gegenstück. Es ist die Tragödie des sogenannten bösen Gewissens, an zwei Gestalten, dem König selbst und seinem gewissenlosen, im Nachtwandel aber von Gewissensqual verzehrten Weibe, geschildert. Der Dichter zeigt in fünf Akten, daß das böse Gewissen, statt den Menschen vom Übel zu befreien, ihn fortgesetzt weiter in die Konsequenz des Übels hineintreibt. Das ist gleichfalls keine Charaktertragödie mehr, wie „Richard III." war; das ist vielmehr die ungeheure Tragödie einer ethischen Potenz, in diesem Falle dessen, was man das böse Gewissen heißt. Diese selbstanklagende Macht treibt den Menschen immer tiefer in den Verfall; gerade sein Gewissen bewirkt, daß er eine schlimme Tat auf die andere häufen muß. Schillers „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären" findet sich in einer ganz ähnlichen Sentenz auch im „Macbeth". Shakespeare ist ganz erfüllt von der Auffassung, daß gerade dieses böse Gewissen den Menschen in innerer Konsequenz immer mehr verdirbt. Wer sich einmal dahin gebracht hat, daß er diese Reue der Seele durch schlimme Tat in sich erwachen sieht, den bessert nicht diese Reue, sondern die Gewissensangst verdirbt ihn. Hierin liegt eine allgemeine psychologische Wahrheit, die mehr oder minder jeder Mensch kennt.

Man muß bedenken, daß zu Shakespeares Zeit im Protestantismus und seinem Kampfe gegen die Ohrenbeichte mit seiner Berufung auf das Johannes-Evangelium, das da lehrt, der Sünder habe „den Richter an ihm selbst", gerade diese Gewissensfragen das allgemeine Interesse erregten. Jesuitische Schriftsteller hatten bereits dieses Gewissen als eine positive ethische Macht bekämpft; wir sehen Shakespeare vom Standpunkt des Menschenkenners und Dichters auf seine tiefe Weise mit „Hamlet" und „Macbeth" in diese Diskussion eingreifen. Er gibt die lebendige poetische Kritik dieser Potenz.

Schon in seiner früheren Periode hatte er an den großen religiös-ethischen Fragen der Zeit lebhaften Anteil genommen mit dem „Kaufmann von Venedig". Das war nicht etwa ein „antisemitisches" Schauspiel im modernen Sinne, sondern eine lebendige Darstellung der Grundgedanken des paulinischen Christentums. Mit Worten des Apostels Paulus selbst schmückt Porzia ihre Rede von der Gnade. Gezeigt wird an Shylock, daß der abstrackte Rechtsbegriff als solcher in sich unhaltbar ist. Shylock fußt mit seinem „Schein" auf dem bloßen abstrakten Recht, und er muß erfahren, daß dieses sein Rechtsabstraktum ein Sophisma ist, das durch jede andere Rechtsdialektik — in diesem Falle Porzias kluge und folgerichtige Konsequenz, daß er zwar das geforderte Pfund Fleisch, aber kein Tröpfchen Blut haben soll — ad absurdum geführt werden kann. So meint auch Paulus, daß kein Mensch durch das bloße Gesetz und das Recht selig werden kann, die Gnade allein kann den Menschen erlösen. Shakespeare läßt Porzia im juristischen Sinne — denn den juristischen Begriff der Gnade kennen alle Gesetzgebungen, die dann zumeist dem Monarchen oder Präsidenten zusteht — den Begriff der Gnade dem bloß formalen Recht entgegenstellen, wenn dieses als ein Abstraktum auftritt, das menschlich nicht zu realisieren ist. Shylock fällt auf seinen eigenen Rechtsbegriff herein, weil er jene Lebenspotenz der Gnade nicht anerkennen will. Das Stück geht mit Recht im letzten Akt in ein liebliches Lustspiel über, denn Shylock wird nur menschlich gestraft, seine Tochter erhält ja die Hälfte seines Vermögens, es bleibt ja in der Familie; nicht das Christentum, aber der höhere Rechtsbegriff siegt, wenn Jessika in so liebenswürdiger Weise „Christin" wird.

Kein Wunder, daß wir in der späteren Periode mit „Hamlet" und „Macbeth" Shakespeare auch an den großen inneren Diskussionen über die Grundpotenzen des menschlichen Zusammenseins teilnehmen sehen. Wie diese beiden Dramen das pro und contra des Gewissenslebens als eine Wurzel alles ethischen Daseins erörtern, so wird „König Lear" die Tragödie der Grundpotenzen des Familienlebens; des Verhältnisses von Vater und Kind und des Familiendankes, der den Zusammenhang des Menschen mit seinem Ursprung und seinen Vorfahren erhält. Die ungeheuren Konsequenzen, die entstehen, wenn wir diesen Familienzusammenhang untergraben, will der Dichter zeigen. Sie sind der Wahnsinn Lears, der zugleich symbolisch den Untergang aller Menschenmacht, Herrenmacht zeigt, den Menschen zum bloßen „Ding an sich" macht, wo der Dank des Familienlebens erstirbt und die ethischen Reaktionen dieser Untergrabung der Basis alles menschlichen Zusammenlebens in den Flüchen des Vaters und der Unbarmherzigkeit der Töchter eintreten. Da wird auch die Unschuldige, Cordelia, in den allgemeinen Untergang der Gesellschaft hinabgerissen; die vaterlos gewordene Menschheit sitzt mit Edgar im Wetter und friert wie der arme Tom.

„Othello" zeigt die innere Notwendigkeit der Treue auch in der anderen Grundlage menschlichen Zusammenseins, der Ehe. Das ist nicht eine Tragödie der sinnlosen Eifersucht, sondern der Dichter feiert diese tragische Eifersucht selbst als den inneren Ernst der ehelichen Liebe und des wichtigsten Bandes, das Menschen verbindet. „Die Sache will's, die Sache will's, mein Herz!" sagt Othello, ehe der Unglückliche sein geliebtes Weib umbringt. Die Sache, die er zu vertreten glaubt, ist die Sache der ehelichen Institution selbst und der Ehrlichkeit des Geschlechtslebens. In seiner jüngeren Zeit konnte Shakespeare wohl mit der Eifersucht in der Ehe scherzen, in den „Lustigen Weibern" und anderweit dem laxen Geiste der Zeit eine lustige Wendung widmen, obwohl er auch da die eheliche Treue stets hochhält. Der ältere Shakespeare scherzt nicht mehr mit der Eifersucht: Othello, Leonato, Posthumus sind ihm der tiefste Ernst; ihm ist die Eifersucht gerade die positive ethische Macht der Mannesseele, welche keine Sache zum Scherzen ist, sondern die Grundlage eines reinen Zusammenseins ehelicher Gemeinschaft. Und diese Potenz als eine lebenserhaltende führt er nun in den tragischen Konflikt, um in ihrer negativ vernichtenden Wirkung gerade die Ehe zur höchsten Verherrlichung zu führen. Othello und Desdemona sind nichts anderes als die Helden

des tragischen Eintretens des Dichters für den Wert der ehelichen Gemeinschaft. „Maß für Maß" hatte die Unantastbarkeit des Richterlebens als eine Grundsäule der menschlichen Gemeinschaft kritisch beleuchtet, in ihr auch das Dilemma der Überspannung des menschlichen Gerechtigkeitsbewußtseins: wir sehen, daß Shakespeare in dieser großen Schaffensperiode überall mit Bewußtsein die Grundmächte des ethisch-gesellschaftlichen Lebens aufsucht, um sie uns dramatisch-kritisch auf ihre Werte oder Mißwerte darzustellen.

So ist auch in „Antonius und Kleopatra" die erotische, die freie Leidenschaft, die als ein Hauptlebensmoment unter so vielen Titeln immer wieder in der Menschheit ihr Recht verlangt, einer prinzipiellen kritischen Darstellung unterzogen. Charakterlos endet das Weib, das lediglich seinen erotischen Bedürfnissen, auch wenn es sie mit noch so hohen aristokratischen Titeln behängt, lebt, und zugrunde geht Mannheit, politisches Vermögen, weltverstehende und weltregierende Kraft, wo der Mann dem Dienste der Erotik um ihrer selbst willen verfällt, mag seine Leidenschaft auch noch so königlich sein und noch so hochgefürstet sich wähnen.

Shakespeare hatte für diese Dramen seiner letzten Zeit ein Publikum von Männern und Frauen vom Hofe, die jene große Welt wohl kannten, und für sie ist denn auch jene wundersame, ironische Kritik des Lebens der großen Welt, der Staatsmänner und Welteroberer geschrieben, die mit „Antonius und Kleopatra" manchen ethisch-prinzipiellen Berührungspunkt hat, nämlich die aristophanisch-geniale Komödie von „Troilus und Cressida". Der Dichter und seine Zeitgenossen verstanden sie selbst als ein Spiel des genialsten Witzes, und in der Tat zeigt sich, daß der Weltwitz Shakespeares seinem Alter gemäß hier eine Zunahme erfahren hat an weltbeleuchtender Feinheit. Dieser Weltwitz ist so hoch, und mancher Leser ist so wenig witzig, daß man neuerdings auf die abgeschmackte Idee verfallen ist, „Troilus und Cressida" als ein edles Liebespaar aufzufassen und das Ganze als eine Art Tragödie, trotz der Vorrede des Herausgebers zur ältesten Auflage von 1609. Nein, hier ist die antike Welt, die homerische Welt nur eine Maske, unter der das Leben der sogenannten großen Helden einmal negativ beleuchtet wird. Der Dummkopf Ajax, Achilles, der sich mit den kriegerischen Lorbeeren anderer schmückt, Nestor, Ulysses, die in Staatsweisheit machen vom „grünen Tische" aus und doch so klägliche Herren sind, Hektor, der mit seinem bornierten, überschraubten Ehrbegriff sich groß macht, daneben der grüne, unerfahrene Troilus und seine Liebesrenommage, der auf das raffinierte Soldatenmädchen, die Cressida, so unklug hereinfällt und sich dann durch Diomedes so peinlich ausgestochen sieht: das ist alles eine glänzende Kritik und ironische Spiegelung der „großen Welt", die da glaubt, die Weltereignisse, die Geschichte zu machen und doch trotz ihrer großen staatsmännischen, ethischen und sonstigen Ambitionen überall Werg am Rocken hat. Hier konnten sich Generäle und Feldherren gespiegelt sehen, die den Ruhm genossen, eine große Schlacht gewonnen zu haben, während ganz andere „Myrmidonen" die wirklichen Taten des Achilles getan hatten, was in der Geschichte öfters dagewesen ist; hier konnten Staatsmänner in Ulysses ihre faule Politik im Hohlspiegel sehen, und hier ist auch die Rolle gezeigt, welche die Cressidas bei Hofe und in der großen Welt spielen. Shakespeare war viel zu witzig, diese Aperçus des Lebens nun etwa zu absoluten Wahrheiten machen zu wollen, aber weltmännisch humorvollen, höfisch erfahrenen Leuten auch einmal dieses große Leben im Hohlspiegel zu zeigen, war zweifellos eine Tat der Laune des kritisch gestimmten Dichters, der auf der Höhe dieser seiner letzten Periode angelangt war. Die Kunst der Charakterzeichnung, als eine Kunst ironischer Menschenkenntnis, ist nicht nur an der unübertrefflichen Gestalt der Cressida mit allen Winkelzügen ihres Seelenlebens vom allerersten Range, auch Ulysses, Agamemnon und andere sind von einer fabelhaften Feinheit der ironischen Menschenkenntnis. Was Ibsen neuerdings mit seiner „Wildente" versucht hat, hat ihm der Dichter der Cressida in überlegener Weise vorweggenommen.

Und im Kontrast zu diesem großen Weltmannsscherz nun die wundersame, innige Welt des Sturmes, des Cymbelin, des Wintermärchens! Freilich haben „realisti-

sche" Kritiker gefunden, daß es ein solches „Böhmen" wie das im „Wintermärchen" nirgends gäbe, und mit solchen törichten Eulenspiegelbemerkungen sich die ganze Schönheit dieses „Märchens" verdorben. Nun, dieses „Böhmen" ist nicht für den Dichter das geographische, sondern jenes Märchenland „Böhmen", aus dem für den Franzosen der Bohémien kommt. Diese Shakespeareschen Dramen vertragen durchaus keine realistische Kritik; es sind nicht Abbilder des Lebens, sondern die Nachbilder des irdischen Daseins, wie sie einem Geiste vorschweben, der nur noch aus verklärter Erinnerung innig belebte Nachbilder aller irdischen Leidenschaft und alles Sittlich-Schönen auf die Bühne zaubert und aus dieser Lebensstimmung spricht, ganz ähnlich wie Beethoven in seinen letzten, so wunderbar innigen Sonaten.

„Cymbeline" verherrlicht die britannisch-germanische Treue, die Gattentreue, die Dienertreue, die Geschwisterliebe, es ist das Gegenstück zum „Lear", und durch die dramatischen Lebensträume des Stückes schimmert es wie ein vaterländisches Testament des Patrioten an seine geliebte germanische Rasse und an das, was sie in den Stürmen der Welt erhalten wird. Im „Wintermärchen" wird der Ausgleich gefeiert, den das Leben zuletzt auch mit den schwersten Irrtümern der menschlichen Seele vollzieht, auch hier nur als traumhaftes Nachbild der Realität. Wir zeigten, wie im „Sturm" dann eine verklärte Gesamtkritik des Begriffes „Mensch" vollzogen wird inmitten der herandämmernden sozialen Bestrebungen, Wirtschafts- und Standesausgleichsbestrebungen, die bald nach Shakespeares Tode in der politischen Partei der Nevellers schon reale politische Gestalt annahmen, nachdem bereits utopistische Romane und die ersten Robinsonaden aus der neuen Welt die Gedanken der Menschen auf einen veränderten Gesellschaftszustand brachten, Gedanken, die dann über Rousseau bis auf unsere Zeit weiter ausgebaut worden sind.

Wir sehen, daß jene dritte Periode des Dichters sich von den früheren unterscheidet durch den Umstand, daß Shakespeare gewissermaßen prinzipielle Stellung nimmt zu den Elementarmächten des Lebens: Gerechtigkeit, Gewissen, Familiendank, Lebensdank überhaupt, Ehetreue, Liebeswert und Liebesunwert, zuletzt reines Menschentum. Und er sieht diese Grundideen des Lebens in diesem Alter in tragischer Beleuchtung, indem er die Prinzipien selbst zum handelnden Faktor macht, der die Menschen sich unterwirft, während er früher nur den Charakter selbst, das Individuum malte und an sich selbst scheitern ließ. Sein Coriolanus konnte in dieser Auffassung des Lebens noch sagen: „Ich steh', als wär' der Mensch sein eigener Schöpfer und kennte keinen Ursprung"; der Dichter zieht die äußersten Konsequenzen des Individualismus, wie ihn nicht einmal Stirner und Nietzsche so kühn ausgesprochen haben, aber Shakespeare ist nicht dabei stehen geblieben, sondern wie die Dramen der dritten Zeit technisch einen neuen Aufbau haben, der eine durchgeführte sogenannte Intrige mit ihren Durchkreuzungen zeigt, so kennt Shakespeare jetzt höhere Seelenmächte als Ideenmächte, die sich das Individuum unterwerfen und im selben Sinne sein „Schicksal" werden, wie bei Äschylos und Schiller das Vererbungsgesetz („Braut von Messina") zum Schicksal der Helden wird.

Die zweite, recht eigentlich humoristische Periode Shakespeares zeigt schon in den Titeln der Werke „Viel Lärm um nichts", „Wie es euch gefällt", „Was ihr wollt", daß hier von einer prinzipiellen Beleuchtung des Lebens abgesehen wird und der geistige Trick gerade der ist, lediglich die Kontraste des Lebens auf ihren Humorwert anzusehen. Der herrliche historische Humor in „Heinrich IV." und „Heinrich V." liegt nicht nur in den Falstaffszenen; auch wenn die Rebellen vor der Landkarte sitzen und das englische Reich teilen, stellt die wundersame symbolische Bühnenplastik Shakespeares eine humoristische Beleuchtung her. Hier spricht der Humor realer Welterfahrung, Geschichtserfahrung, die da weiß, daß das Geschichtliche wegen seiner Vergangenheit als Vergangenes auf immer dahin ist; wir erwecken es humoristisch wieder, um symbolisch darin die großen Gleichnisse des Lebens zu zeigen. Die Parodien, welche das Falstaffleben auf das große Kriegs- und Hofleben als Parallelhandlungen bietet, erwecken unsere humoristische Betrachtung des Geschichtslebens

überhaupt. Im „Sommernachtstraum“ sagt uns der mit dem Eselskopf erscheinende Mann mit sehr symbolisch-anschaulicher Deutlichkeit, was die Liebe aus dem Menschen machen kann; hier sehen wir, wie der Dichter mit den Irrungen und Wirrungen der Liebespaare und Titanias Elfenliebe zum Eselskopf ein ganzes graziös-humoristisches System der launigen Betrachtung aller Werke Gott Amors auf dem Boden einfacher Lebenserfahrung und Lebensweisheit vollzieht, die er als solche gewissermaßen rein empirisch beleuchtet.

Diese praktische Lebensweisheit, Lebenserfahrung samt der entsprechenden praktischen Psychologie bezeichnet das Genie des Dichters ja von vornherein, ihr verdankt er den Umstand, daß seine Werke Engländern und Deutschen eine „weltliche Bibel“ geworden sind. Aber wir sehen, daß diese einfach empirische, praktische Weisheit nicht bei sich selbst stehen geblieben ist, sondern wichtige Schritte ins Reich der Ideen getan hat. Wie „Romeo und Julia“, „Richard III.“, „Richard II.“, „Coriolanus“ untergehen, das ist noch einfache praktische Erfahrungsweisheit am Charakter, am Individuum; „Julius Cäsar“ spiegelt den berühmten historischen Fall noch nicht unter großen historischen Ideen, unter Einsicht in die großen Prinzipien des Staatslebens und der politischen Faktoren, die bei der Staatsweisheit des Julius Cäsar waren und auf der anderen Seite den Arm des Brutus bewaffneten; Shakespeare sieht hier mehr noch das Charakteridyll des braven Menschen, der aus republikanischem Grundsatz den großen Staatsmann, seinen Freund, tötet und dann in einem wehmütigen Rückblick des Geschehenen sich selbst aufzehrt. Daß Politik selbst zum Schicksal werden könne, und daß große Faktoren des politischen Ideenkampfes gerade an dieser Handlung aufzuzeigen wären, sieht Shakespeare noch nicht. Dennoch ist sein Werk unvergänglich schön, weil es Lebensfaktoren, Gemütsfaktoren ausschließt, die sehr wohl in solchen Spielen des Völkerlebens auch ihr Recht haben, ganz abgesehen davon, daß mit den Hetzreden des Antonius auch ein Stück realer Geschichte hier kraftvoll in die dramatische Konzeption eingreift. Wir sehen jetzt aber mit gesteigerter Deutlichkeit, daß zwischen dieser mittleren Schaffenszeit des Dichters und den zwölf Dramen der letzten Zeit ganz bedeutende, ausgeprägte Unterschiede der ganzen geistigen Verfassung des Dichters walten. Hohe künstlerische Reife, die Entfaltung eines wahren Realismus der Sprache, die Erreichung höchster Gattungen der Bühnenwirkung mit reichen Perspektiven auf das Leben selbst bezeichnet diese humoristische Zeit Shakespeares zum Unterschied von der mehr lustigen, auf der anderen Seite rhetorisch-unwahren ersten Periode, in der sich der Realismus der Darstellung erst allmählich siegreich durchringt. In der letzten Zeit treten dann erst die großen Elementarideen in tragische Aktion, die Sprache wird immer mehr konzentriert, die Weltanschauung vertieft sich aus einer humoristischen Weltanschauung allgemeiner Art, die sich an historischen und liebenswürdigen psychologischen Ausführungen aus dem praktischen Leben ergötzt, zu einer Weltanschauung der ethischen Prinzipien, in der die Kraft des Dichters nach jeder Richtung den Höhepunkt ihrer sprachlichen, darstellerischen, tragischen Energie erreicht, das Gewaltigste, was je Dichter erzielten wie in „Lear“ und „Macbeth“, bis dann der Abschluß dieses Lebenswerkes eine Einkehr in alle Innigkeiten des Lebens bringt, einen verklärten Nachgeschmack alles Menschlichen, ein traumhaftes Nachleben der Realität im Schimmer einer ethisch versöhnten und ethisch beseligten Phantasie. —

Das ist in großen Zügen der Entwickelungsgang des Shakespeareschen Geistes, wie er chronologisch sich objektiv feststellen läßt in der Hauptsache, und wie er nun in höchst folgerichtiger, überraschender, ja rührender Weise sich auch von innen heraus bestätigt, denn niemand wird das Natürliche dieses Entwickelungsganges verkennen, niemand die Stadien und Phasen, die das Shakespearesche Schaffen und Geistesleben durchgemacht hat, noch für ein zufälliges Durcheinanderschaffen eines reichen Kopfes ansehen. Sondern William Shakespeare aus Stratford, der äußerlich als ein reicher Theaterunternehmer und Rittergutsbesitzer endete, hat von wilden, ja plumpen Jugendanfängen an, die wir besonders in „Heinrich VI.“ noch sehen, sich stetig und allmählich zu

immer Höherem gesteigert, hat an seiner Künstlerschaft, seiner allgemeinen Lebensauffassung gearbeitet wie selten ein Mensch, hat, als er ins schönste Mannesalter kam, vollständig „umgelernt", indem er die Rhetorik seiner Jugend verbannte, und er lernte noch einmal um, als er mit vierzig Jahren sich auch in eine neue Bühnentechnik begab, zu der ihn seine fortschreitende Vertiefung in die Probleme des Lebens zwang. Er steigerte seine einzige Charakterisierungskunst bis zuletzt immer mehr, und er schloß ab mit einer Lebensstimmung rührendster Daseinsversöhnung, ausgesprochen in drei Werken mindestens, welche nach aller Kritik des Menschentums und seiner Potenzen einen guten Glauben an das Menschentum ins frühe, stille Grab mitnahm.

Und so lebt uns Shakespeare als eine einheitliche Person, der größte Dichter der englischen Germanen, der Mitliebling der Deutschen, nicht als ein anonymer gelehrter Dramenfabrikant, sondern als der gebildete Theatermann und Dichter, der nach Ben Jonsons Zeugnis sowohl lateinisch wie griechisch auf der Schule gelernt, im lebendigsten Bildungsumsatz auch mit gelehrten Leuten wie Ben Jonson gestanden hatte und durch die unermüdlichste künstlerische Arbeit an sich selbst die geistigen Höhen erreichte, die ihn zum größten Dichter vieler Jahrhunderte gemacht haben.

Frühling

Lenzessonne, lieblich entflammt,
Lächelt vom Himmelsbogen:
Wie mit weichem grünem Samt
Ist Busch und Baum bezogen.

Überm Tal, wie ein Gebet,
Wiegt sich heimlich schon Veilchenduft —
Horch! und hoch aus blauer Luft
Schmettert jubelnd ein Lerchenchoral!
Herz! da ist dir mit einem Mal,
Als ob das Feld
Und die ganze Welt,
Soweit der Blick in die Ferne geht,
Alles in farbigen Blüten steht!

Richard Zoozmann

Nikolaibrücke in Tiflis.

Reiseeindrücke
aus dem
europäischen und asiatischen Russland

Von

W. Detmer

(Nachdruck iſt unterſagt).

Während in unſeren Gegenden noch tiefe Nacht herrſcht, leuchtet das Tagesgeſtirn den entfernten Länderſtrecken des öſtlichen Europas und Aſiens bereits ſtundenlang. Unſere Sehnſucht, einige dieſer weiten Gebiete aus eigener Anſchauung kennen zu lernen, ſoll geſtillt werden, denn wir treten die Reiſe nach Rußland und Turkeſtan an.

Über Königsberg und Eydtkuhnen bringt uns der Eiſenbahnzug nach Wirballen, der ruſſiſchen Grenzſtation, wo Zoll- und Paßreviſion erfolgt. Über Kowno am Niemen, Wilna und Dünaburg in Litauen geht die Fahrt weiter bis St. Petersburg.

Die Reſidenz des Zaren, unweit der Mündung der Newa in den Finniſchen Meerbuſen gelegen, hat etwa 1500000 Einwohner. Petersburg trägt im allgemeinen durchaus den Charakter einer weſteuropäiſchen Großſtadt. Das zeigt ſich ſofort bei der Betrachtung der Mehrzahl der Gebäude und des Straßenlebens. Dem Reiſenden drängt ſich an manchen Orten in Petersburg das Bewußtſein auf, daß er ſich in der Hauptſtadt eines großen, mächtigen, ziviliſierten Volkes befindet. Imponierend wirken die Paläſte am Newaufer, die an überaus wertvollen Altertümern und Gemälden reichen Muſeen, vor allem die Eremitage, die ſchönen Gärten,

Digitized by Google

Jalta auf der Krim.

Digitized by Google

Biblioteca

welche eine wohltuende Unterbrechung des Häuſermeeres bilden, und weite, von ſtattlichen Gebäuden umgebene Plätze. Auf einigen erheben ſich kunſtvolle Monumente, unter denen namentlich das Reiterſtandbild Peters des Großen, das den Zaren, einen Felſen hinanſprengend, darſtellt, hohes Intereſſe beanſprucht.

Die Straßen ſind in Petersburg vielfach nicht gut gepflaſtert; ſelbſt der breite, vier Kilometer lange Newsky-Proſpekt läßt in dieſer Hinſicht zu wünſchen übrig. Auch fehlt es an wirklich großartigen Läden; Warſchau iſt in ſolcher Beziehung der Zarenſtadt weit überlegen.

Den tiefſten Eindruck müſſen auf jeden Fremden die herrlichen Kirchen in Petersburg machen, namentlich die Iſaaks- und Kaſanſche Kathedrale. Jene, von einer gewaltigen, weithin leuchtenden, vergoldeten Hauptkuppel und vier Nebenkuppeln überragt, iſt im Inneren in glänzendſter Art ausgeſtattet. Das geheimnisvolle Dunkel, welches in den durch Rieſenſäulen getragenen Räumen der Kirche herrſcht, der Lichterglanz, der von zahlloſen in der Nähe der Heiligenbilder brennenden Kerzen ausſtrahlt, und der feierliche Geſang ſind wohl dazu angetan, bezaubernd auf das Gemüt des Beſuchers einzuwirken.

Verſchieden voneinander wie Tag und Nacht ſind Petersburg und Moskau. Das Zentrum Moskaus bildet der ſich unweit der Moskwa auf einem Hügel erhebende Kreml, kein einzelnes Gebäude, ſondern ein von einer Mauer umgebener Komplex von Paläſten, Kirchen und Klöſtern, die zum Teil mit wunderbarer Pracht ausgeſtattet und durch zahlreiche hiſtoriſche Erinnerungen merkwürdig ſind. Dem Kreml ſchließen ſich die älteren und in größerer Entfernung die neueren Stadtteile Moskaus an. Die Häuſer ſind meiſt niedrig, vielfach bunt angeſtrichen. Sie werden überragt von zahlreichen Türmen und hochgewölbten, vergoldeten Kuppeln der Kirchen. Manches maleriſche Städtebild ſpezifiſch ruſſiſcher Art bietet ſich dem Beobachter dar. Dazu das raſtloſe Treiben in den nicht übermäßig breiten Straßen mit ſeinem ſtarken Wagenverkehr und den immer wechſelnden Typen der Menſchen: Chineſen, Geiſtliche mit langem Haupthaar, in dunkle Gewänder gekleidete Nonnen, uniformierte Studenten (auch die Gymnaſiaſten und ſelbſt die Gymnaſiaſtinnen tragen, ebenſo wie ihre Lehrer, in Rußland Uniform), ruſſiſche Bäuerinnen in bunten Röcken und Kopftüchern ſchreiten an uns vorüber.

In der Nähe Moskaus giebt es einen Ausſichtspunkt, der unter dem Namen der Sperlingsberge weltberühmt iſt. Wir ſtehen auf dem hohen Uferrande der Moskwa; hinter uns rauſcht es leiſe in den vom Abendwind bewegten, von weißen Säulen getragenen Kronen eines reinen Birkenbeſtandes; vor uns der ſich zwiſchen Weidengebüſch fortbewegende Fluß und in größerer Entfernung die gewaltige Stadt, deren Kuppeln und Zinnen in den Strahlen der untergehenden Sonne leuchten.

Ruſſiſches Geſpann (Telega).

Links von uns liegt ein kleines ruſſiſches Dorf, welches wir mit beſonderem Intereſſe

aufſuchen. Die Häuſerreihen des Dorfes ziehen ſich zu beiden Seiten einer ſtaubigen Landſtraße hin, auf der ſchmutzige, blondhaarige Kinder ſpielen. Betreten wir eines der kleinen Gehöfte, ſo gelangen wir zunächſt in einen ſchmalen, bedeckten Hofraum, in welchem Telega, Schlitten, Pflug und anderes Gerät ihren Platz haben. Das eigentliche Wohnhaus lehnt ſich dem Hofraum dicht an. Nach der Straße zu hat es keine Tür, ſondern nur drei Fenſter, von denen zwei einem niedrigen Wohnraum, das dritte einem daneben liegenden Schlafraum Licht ſpenden. In der einen Ecke des erſteren nahe am Fenſter iſt ein Heiligenbild nebſt immer brennender Öllampe aufgeſtellt. Hinter dem Wohn- und Schlafraum, parallel zur Straße und rechtwinkelig in den bedeckten Hofraum mündend, befindet ſich ein ſchmaler Gang, den man betreten muß, um in das Haus zu gelangen. Der große Ofen der Wohnung liegt zwiſchen dem Schlafraum

Inguſche aus dem Kaukaſus.

und dem ſoeben erwähnten ſchmalen Gange, denn erſterer iſt nicht ſo tief wie der Wohnraum und läßt daher noch Platz für den Ofen frei. Der Samowar fehlt auch im ruſſiſchen Bauernhauſe niemals; Tee iſt das Nationalgetränk des Ruſſen. Von eigentümlichen Gerichten ſind namentlich manche Suppen zu nennen, z. B. Kohlſuppe (Tſchi), Rübenſuppe (Borſtſch) und die ſonderbare kalte Okroſchka. Dieſe ſtellt ein Gemiſch von Roggenbier (Kwas), ſaurer Milch, ſehr fein zerſchnittenen Gurken, Eiern und Fleiſchſtücken dar, in welchem Eisſtücke ſchwimmen.

* * *

Wenn man die zweieinhalb Tage dauernde Bahnfahrt von Moskau über Roßtow am Don nach Wladikawkas unternimmt, ſo paſſiert man zunächſt endloſe Wälder, die hauptſächlich aus Fichten und Birken beſtehen. Später gelangt man in das Gebiet der Schwarzerde (Tſchernoſchem). Es iſt dies ein tiefgründiger, überaus fruchtbarer, humusreicher Löß, der im feuchten Zuſtand eine tiefſchwarze Farbe beſitzt und unter günſtigen klimatiſchen Verhältniſſen außerordentlich hohe Erträge der verſchiedenſten Kulturgewächſe liefert. Noch weiter gen Süden folgt das Gebiet der ruſſiſchen Steppe. Vielfach bereits kultiviert, hat ſie doch an manchen Orten noch ihren urſprünglichen Charakter bewahrt. Das Terrain iſt eben oder etwas hügelig. Den Boden bekleidet eine zuſammenhängende Vegetationsdecke, auf deren Zuſammenſetzung wir an anderer Stelle noch zurückkommen. In graugelben oder graugrünen Farbentönen breitet ſich das Land im Hochſommer vor unſeren Augen aus. Bemerkenswert iſt, daß vielfach Artemiſien einen weſentlichen Anteil an der Zuſammenſetzung der Vegetation der ſüdruſſiſchen Steppe nehmen. Nachdem der Reiſende den Kubanfluß erreicht hat, werden alsbald ſchön geformte Höhenzüge des Kaukaſus ſichtbar, und dann iſt Wladikawkas nicht mehr ſehr fern.

Dieſer Ort, am Eingang der durch das Gebirge nach Tiflis führenden gruſiniſchen Militärſtraße liegend, iſt vor allen Dingen als Garniſonſtadt wichtig. Überall auf den Straßen ſieht man viele Soldaten und

Digitized by Google

Offiziere. Abends entfaltet ſich im „Trek-Velozipedistow“ ein munteres Treiben. Nach der Hitze des Tages ſtrömt alles hinaus in die hübſchen Anlagen, welche einen kleinen See umgeben. Beim Klange der Militärmuſik tanzen zahlreiche Kinder auf einem beſonders für ſie reſervierten Platze. Viele Damen in ſehr eleganten Toiletten, Beamte und Offiziere ſpazieren auf und ab, bis endlich, wenigſtens an einigen Tagen der Woche, etwa um neun Uhr der Tanz für die Erwachſenen in einem nahegelegenen Klublokal beginnt. Die älteren Herren ſetzen ſich an die Kartentiſche, und das Abendeſſen wird erſt ſpät eingenommen. Ebenſo wie hier iſt auch in anderen ruſſiſchen Städten das Klubleben ſehr entwickelt. Der Tanz iſt dabei immer das hauptſächlichſte Vergnügen der Jugend. Und mit welcher Leidenſchaft und Freude geben ſich die Mädchen und die jungen Männer dem Tanze hin!

Bergtatarin aus dem Kaukaſus.

In nächſter Nähe von Wladikawkas ſteigen die Bergketten des Kaukaſus aus der Ebene empor. Die Vorberge ſind mit dichtem Buſchwald bewachſen, der aus Geſträuch und niederen Bäumen von erheblichem Stammumfang beſteht. Hauptſächlich ſind Rot- ſowie Weißbuche, Ahorn, Eſche, Haſel vertreten. An lichteren Stellen findet ſich ein dichtes Gewirr von Farnen, Brombeeren, Hopfen und Kompoſiten.

Unmittelbar hinter den Vorbergen ſteigen gleich Rieſenmauern die kahlen, überaus ſteilen Ketten des eigentlichen Gebirges empor. An einer kleinen, nur für Fußgänger paſſierbaren Brücke, welche bei Wladikawkas über den reißenden Terekfluß geſchlagen iſt, hat man bei Sonnenaufgang zuweilen Gelegenheit, einen Anblick zu genießen, der ſich dem Gedächtnis unvergeßlich einprägt. Links ſieht man den mächtigen, ſchön geformten, mehrfach eingeſenkten Rücken des dreitauſend Meter hohen Tafelberges. In ſteilem Abſturz ſenkt er ſich nach rechts zu den Schluchten hernieder, durch welche die gruſiniſche Heerſtraße führt. Noch weiter nach rechts wölbt ſich die ſchneebedeckte Rieſenkuppel des Kasbek, und andere Schneeberge lehnen ſich an. Keine Wolke trübt den Himmel. Die Sonne ſteigt empor. In märchenhaftem Glanz erſtrahlt das Haupt des Kasbek in roter Farbenglut. Nur wenige Minuten dauert das wundervolle Schauſpiel. Dann, indem das Tagesgeſtirn höher ſteigt, leuchten die Gipfel der Bergrieſen alsbald im weißen Glanze des ſie umhüllenden Schnees.

Nachdem ich mehrere Tage in Wladikawkas im Hauſe eines Offiziers die liebenswürdigſte Gaſtfreundſchaft genoſſen hatte, unternahm ich in Begleitung eines ruſſiſchen Studenten die Reiſe in die Berge. Auf der gruſiniſchen Straße kamen wir in unſerem Wägelchen nur langſam weiter, denn wenn wir anhielten, um Pflanzen und Geſtein des Gebirges zu betrachten, wurden wir überholt von der Reiterei manövrierender Koſaken ſowie von langen Reihen ihrer Transportwagen, die raſches Fahren dann ſpäter hinderten.

Das Tal, in welches wir eintreten, erinnert zunächſt ſehr an das Lauterbrunner Tal in der Schweiz. Allmählich wird es immer wilder und großartiger. Die finſtere Darialſchlucht wirkt unbeſchreiblich eindrucksvoll. Zwiſchen den bis achtzehnhundert Meter hohen, faſt ſenkrecht anſteigenden Felswänden haben nur die mit bewunderungswür-

Digitized by Google

diger Kühnheit angelegte Straße und der ſchäumend dahinbrauſende Terek Raum. Der Eindruck furchtbarer Wildheit des Gebirges wird noch erhöht durch den Mangel jeder Vegetation an den ſteilen Hängen. An der Gwelety-Brücke, wo ein einſames Steinhaus ſteht, raſteten wir. Kurz nach Sonnenuntergang brachen wir, geführt von einem mohammedaniſchen Inguſchen Namens Iſſa, auf, um zu Fuß in das Gebirge zu wandern. Auf ſchmalem Pfade ſtiegen wir, gähnende Abgründe zur Seite, eine Bergwand hinan. Der Mond ging auf, aber wir wanderten im Schatten, und in wundervoller Klarheit wurden alle Konturen der hell beleuchteten gegenüberliegenden Felswände hervorgehoben. Nach dreiſtündigem Marſch erreichten wir eine Schutzhütte. Bald flackerte ein luſtiges Feuer, und wir erquickten uns an den mitgebrachten Speiſevorräten.

Gruſinerin.

Am nächſten Morgen bot ſich uns bei einer Wanderung zu dem vom über fünftauſend Meter hohen Kasbek kommenden Djewdorak-Gletſcher reichliche Gelegenheit, die furchtbare Wildheit des Gebirges zu bewundern, welche überhaupt für viele Teile des Kaukaſus ſo charakteriſtiſch iſt und namentlich durch die gewaltige Höhe der Berge, die ſteilen Abſtürze, das Vorhandenſein enger Schluchten ſowie die beſchränkte Entwickelung der Vegetation bedingt wird. Nur hier und da ſieht man grünende Triften, mit blühenden Kompoſiten, Glockenblumen und ſchönfarbigen Genzianen beſtanden. Die meiſten, ſenkrecht aus der Tiefe emporſteigenden Felswände entbehren jedes Pflanzenwuchſes. Die ringsumher herrſchende tiefe Stille wird nur unterbrochen durch das Geräuſch, welches durch die Verwitterung gelockerte und ſchließlich zu Tal ſtürzende Felsmaſſen verurſachen, und durch das Rauſchen der Gebirgswaſſer. Vor uns liegt eine tiefe Schlucht. Indem wir an deren Rande hinſchreiten, gelangen wir auf die breite, mit gewaltigen Steinblöcken überſäte Seitenmoräne des Gletſchers und endlich zu dieſem ſelbſt. Er iſt hoch gewölbt und zeichnet ſich beſonders dadurch aus, daß ſein oberer ſowie ſein unterer Teil ſehr ſteil abfallen, während der mittlere weniger geneigt iſt.

Bei der zweitägigen Poſtfahrt über die militäriſch und als Verkehrsweg durch den Kaukaſus ſo wichtige gruſiniſche Heerſtraße bietet ſich dem Reiſenden jenſeit Gwelety manch prächtiger Blick auf ſchön geformte Berge, auf deren Abhängen die Schatten einzelner am Himmel dahinziehender Wolken ſpielen. Die Paßhöhe (2379 Meter) wird überſchritten. Nach Sonnenuntergang iſt alles Gewölk verſchwunden; im Mondenglanz liegt die Gebirgslandſchaft, welche wir durcheilen, vor unſeren Blicken; aber gen Süden, nach Tiflis zu, iſt der Horizont ein Flammenmeer. Unaufhörlich zucken dort die Blitze, ohne daß wir den Donner vernehmen.

Von Gudaur an, wo wir übernachten, wird das Gebirge freundlicher. In raſender Fahrt geht es hinab in das Tal der Aragwa, welche ſich bei Mzchet in die Kura ergießt. Felder und niedriger Buſchwald (Ulmen, Weißbuchen) bedecken die Hänge. Lange,

Digitized by Google

bevor wir Tiflis erreichen, ſtrahlt uns abends der Lichterglanz der Stadt entgegen.

Tiflis (etwa 160000 Einwohner) liegt an der Kura zwiſchen ſiebenhundert Meter hohen Bergen. Den ſteilen Hängen entſprießen mancherlei kleinere Pflanzen; hier und da auch wild wachſende Feigenbäume und dorniges Paliurusgeſträuch. Aber im großen und ganzen iſt die Vegetation ärmlich, ſo daß die Felswände, aus der Ferne betrachtet, kahl erſcheinen. Der Mangel reichlichen Pflanzenwuchſes kann einer Gebirgslandſchaft gewiß einen ganz beſonderen Reiz verleihen, indeſſen wohl nur dann, wenn die Höhen mannigfaltige Formen aufweiſen und das Terrain reich gegliedert iſt. Dann bieten ſolche Gegenden, zumal im Wechſel der Beleuchtung, unvergleichliche maleriſche Schönheiten dar. Der Umgebung von Tiflis fehlt die bezeichnete Eigenart, und die Lage der Stadt wird oft zu hoch geprieſen.

Im Stadtteil der Eingeborenen, wo neben vielen Gruſinern namentlich Perſer, Armenier ſowie Tataren wohnen, herrſcht ſehr reges Leben. Die oft ſteil anſteigenden Straßen ſind eng. Viele Häuſer ſind mit Balkonen verſehen. Im Erdgeſchoß der Gebäude finden ſich Läden und dunkle Gänge, in denen Waffen, Teppiche ſowie viele andere Dinge verkauft werden. In den Weinhandlungen wird der Wein in aufgehängten Rinderhäuten aufbewahrt. Wir ſchreiten an Garküchen vorbei, an deren offenen Fenſtern namentlich aus Reis und Hammelfleiſch hergeſtellte Gerichte in großen Metallgefäßen aufgeſtellt ſind. Dann wieder blicken wir in eine Rauchſtube hinein. Ernſt ausſehende Orientalen ſitzen hier auf den mit Teppichen belegten Bänken. Auf den Tiſchen ſtehen große Waſſerpfeifen, und mittels eines langen Schlauches wird der durch das Waſſer gekühlte Rauch von den Beſuchern ſolcher Lokalitäten eingeſogen. Ein Genremaler fände überall zahlreiche Motive zu künſtleriſcher Geſtaltung.

Im ruſſiſchen Stadtteil von Tiflis mit breiten Straßen und modernen Häuſern gewähren namentlich die reichen naturwiſſenſchaftlichen und ethnographiſchen Sammlungen des von Radde zu hoher Blüte gebrachten kaukaſiſchen Muſeums viel Intereſſe. Sehenswert iſt auch der in einer engen Schlucht bei Tiflis gelegene botaniſche Garten.

Die Reiſe von Tiflis nach Baku führt in ihrem letzten Teile durch unendlich öde Gebiete. Das Land iſt hügelig oder völlig eben. Scheinbar unermeßlich wie das Meer dehnt ſich die transkaukaſiſche Steppe vor dem Auge des Beſchauers aus. Hier und da ſind tief in den Boden eingeriſſene, waſſerloſe Bachbetten vorhanden, und wenn die Steppenvegetation zunächſt noch einen mehr zuſammenhängenden Raſen bildet, ſo treten die Pflanzen weiter gen Oſten mit zunehmender Trockenheit des Klimas in einzelnen Horſten auf. Der graue Boden zwiſchen den Horſten iſt pflanzenleer, oder weite Flächen Landes tragen überhaupt faſt gar keine Vegetation.

Auch Baku liegt in überaus trockener, öder Gegend. Das Trinkwaſſer für die große Stadt muß durch Deſtillation von Meerwaſſer gewonnen werden. Früher war Baku beſonders berühmt durch die heiligen Feuer. Dem Boden entſtrömende brennbare Gaſe wurden entzündet, und indiſche Feueranbeter

Armenierin.

bewachten die Flammen. Heute sind die „heiligen Männer“ leider verschwunden.

Die außerordentliche Bedeutung Bakus ist darin begründet, daß in seiner Nähe, zumal in Balachany, sehr reiche Naphthaquellen vorhanden sind. Wenn man Balachany besucht, so glaubt man einen Vorgeschmack von der Hölle zu bekommen. Weit und breit ist kein grünes Blatt zu sehen. Auf einen sehr engen Raum zusammengedrängt erheben sich sehr zahlreiche hohe hölzerne Bohrtürme von häßlicher Form. Dazwischen ziehen sich enge Wege hin, belebt durch Lastwagen und schmutzig aussehende Menschen. Die Luft ist von Staub und Naphthadunst erfüllt; die unharmonischen Laute ächzender Maschinen treffen unser Ohr. Hier und da erblickt man kleine, mit grünlich-brauner Naphthamasse oder Schlamm angefüllte Teiche. Aber alle diese unschönen Werke der Menschenhand dienen der Gewinnung des unschätzbaren Geschenkes, das die Natur tief in den Boden versenkt hat.

Ob das Naphtha aus angehäuften Pflanzen- oder Tierresten oder durch Zersetzung von Carbiten entstand, ist noch keineswegs sicher festgestellt. Zur Gewinnung des Naphthas werden die Bohrtürme erbaut und unter diesen Bohrlöcher angelegt, die 150 bis 500 Meter tief in den Boden getrieben sind. Trifft man, was aber keineswegs immer der Fall ist, wirklich auf Naphtha, so kommt es vor, daß die Flüssigkeit unter dem Einfluß gespannter Gase mit furchtbarer Gewalt emporgepreßt wird und oberirdisch als gewaltige, viele Meter hohe Fontäne erscheint. Der Gasdruck im Inneren der Erde wechselt, so daß auch die Höhe, bis zu der das Naphthamaterial unter donnerartigem Getöse in die Luft geschleudert wird, Schwankungen unterliegt. Die Brände in Balachany entstehen gewöhnlich dadurch, daß von dem Naphtha mitgerissene Steine gegen Eisenmaterial geworfen werden und der so hervorgerufene Funke nun die Entzündung einer ganzen Fontäne bewirkt.

Das von den Fontänen gelieferte, oft mit Wasser und Schlamm vermischte Naphtha wird in jenen kleinen, schon oben erwähnten Teichen angesammelt. Läßt nach einigen Tagen der Gasdruck nach, so beginnt der regelmäßige Betrieb am Bohrloch. Man senkt unter Beihilfe von Dampfmaschinen mehrere Meter lange, röhrenartig aussehende Eimer hinein. Diese schöpfen das Naphtha in der Tiefe. Der Eimer wird nun mit großer Geschwindigkeit gehoben, rasch entleert und abermals hinabgelassen. Die Ansammlung des Naphthas erfolgt in den Teichen oder in anderen Reservoiren. Das Rohmaterial wird dann in Röhrenleitungen in die Fabriken der sogenannten schwarzen Stadt befördert. Durch Destillation gewinnt man aus dem Rohnaphtha das Petroleum, während der Rückstand auf Schmierfette verarbeitet wird und der schließlich noch bleibende Rest Verwendung als Heizmaterial findet. Auch Lokomotiven heizt man mit Naphtha.

* * *

Das Tiefland von Turan, dem wir uns nunmehr zuwenden, war ursprünglich von Persern bewohnt. Später drangen die Araber ein und dann die Mongolen. Nach Timurs Tode (1405) zerfiel sein Reich in zahlreiche Fürstentümer. Infolge fortwährender Kriege litt das Land sehr, bis endlich die Russen die weiten Gebiete Turans (Transkaspien sowie Turkestan) eroberten und Ruhe und Ordnung herstellten. Das Land, etwa dreimal so ausgedehnt wie Deutschland, umfaßt große Steppen und Wüsten. In seinen östlichen Teilen ist es aber vielfach gut kultiviert, was freilich immer nur durch künstliche Bewässerung des Bodens möglich war. Hier im Osten blühen Wein-, Obst-, Reis- und vor allen Dingen Baumwollenbau, so daß Rußland bereits heute mehr als den dritten Teil seines Baumwollenbedarfes aus Turkestan deckt. Die Bevölkerung des Landes besteht, wenn wir von den Russen und anderen Europäern absehen, aus persischen Elementen, Mongolen (Turkmenen, Kirgisen, Usbeken) und dem Mischvolk der Sarten.

An einem schönen, klaren Tage trat ich die Reise nach Transkaspien und Turkestan an und ging in Baku an Bord eines Dampfers, der in etwa achtzehn Stunden den Kaspi bis Krasnowodsk durchquert. Die Reisegesellschaft bestand in der ersten Klasse hauptsächlich aus Offizieren, die, von Urlaubsreisen heimkehrend, wieder in ihre asiatischen

Bohrtürme und brennende Naphthafontäne in Balachang bei Baku.

Garniſonen gingen. Auf dem Mittel- und Hinterdeck des Schiffes lagerten Perſer und Turkmenen in höchſt maleriſchen Gruppen auf Kiſſen und Teppichen. Unter dieſen Menſchen fielen freilich verſchiedene abſchreckend häßliche, kümmerlich ausſehende oder in Lumpen gehüllte Geſtalten auf. Unvergeßlich hat ſich meiner Erinnerung das Bild eines jungen Weibes mit überaus traurigem, verkommenem Geſichtsausdruck eingeprägt. Die Frau trug nur ein Hemd und ein ſchmutziges, grauweißes Tuch. Der eine der nackten Füße war mit Lappen umwickelt. Ich wurde an jene Jammergeſtalten erinnert, denen man in den Straßen Londons oder nachts auf den Boulevards von Paris manchmal begegnet. Die Orientalen bereiteten ſich gleich nach ihrer Ankunft auf dem Schiffe Tee, und als die Sonne unterging, lagen viele betend, den Oberkörper auf- und abwärts neigend, am Boden.

Will man eine Reiſe nach dem unter Militärverwaltung ſtehenden Turkeſtan unternehmen, ſo iſt dazu eine beſondere Erlaubnis vom Kriegsminiſterium in Petersburg einzuholen. Sie war mir in ſehr entgegenkommender Weiſe gewährt worden, und ſo konnte ich in Kraßnowodſk ungehindert an Land gehen.

Das Waſſer des Kaſpi zeigt nicht jene wundervoll tiefblaue Farbe, welche für den freien Ozean ſo charakteriſtiſch iſt, ſondern es hat ein grünliches Kolorit. Kraßnowodſk liegt an einer halbmondförmigen Meeresbucht, die von völlig kahlen Höhenzügen des Balchan umrahmt wird. Betritt man das Land, ſo wird man ſofort von einer Horde wild ausſehender, laut ſchreiender Männer umringt, welche das Gepäck zum Bahnhof befördern wollen.

Die außerordentliche Bedeutung der mittelaſiatiſchen Bahn beſteht, wenn wir von ihrer militäriſchen Wichtigkeit abſehen, hauptſächlich darin, daß es mit ihrer Hilfe heute leicht iſt, die Produkte Innerafiens, zumal Baumwolle, ſchnell an die Küſte zu befördern. Die Strecke von Kraßnowodſk bis Taſchkent hat eine Länge von 1747 Werſt, die man in ſechsundſechzig Stunden durchfährt. Jetzt iſt die Bahn von Taſchkent nach Orenburg (Anſchluß an die ſibiriſche Bahn) im Bau begriffen. Der Preis für die faſt

Digitized by Google

dreitägige Reiſe beträgt erſter Klaſſe nur 30, zweiter Klaſſe 17,70 Rubel.

Wir fahren zunächſt lange Zeit unmittelbar am Ufer eines tief in das Land einſchneidenden Armes des Kaſpi hin. Die ſich links erhebenden, vegetationsloſen, ſteil anſteigenden öden Felsmaſſen des Balchan treten dicht an das Meer heran; es iſt nur noch Raum für den Bahnkörper vorhanden. Dann weichen die Berge zurück; wir gelangen in ein echtes, unmittelbar bis an den Meeresarm reichendes Steppengebiet. Iſt der Kaſpi unſeren Blicken entſchwunden, ſo umgibt uns weit und breit nur unabſehbare, baum- und ſtrauchloſe Steppe, deren ebenes Terrain ſich in gelblichgrauen oder bräunlichgrauen Farbentönen vor uns ausbreitet. Während die ſüdruſſiſche Steppe eine zuſammenhängende Vegetationsdecke trägt, iſt dies in der Steppe Turans nur ſelten der Fall. Hier ſtehen die Gewächſe meiſtens in iſolierten Horſten, zwiſchen denen mehr oder minder große, leere Bodenflächen vorhanden ſind. Es fehlen auch die niedrigen oder höheren Sandhügel, die für die Steppe der nördlichen Sahara (z. B. bei Biskra) ſo charakteriſtiſch ſind, und von denen die Pflanzenhorſte hier umgeben werden. Der Boden unſeres Steppengebietes — zuweilen übrigens auch völlig vegetationsfrei — iſt im Sommer faſt ſteinhart und mitunter in kleine polygonale Schollen zerriſſen, zwiſchen denen Spalten verlaufen.

Nachdem man ſchon mehr als zwölf Stunden gereiſt iſt, erblickt man zur Rechten ſchön geformte Berge. Es ſind dies Ketten der iraniſchen Grenzgebirge, Kope-Dagh genannt, die uns lange begleiten. Man erreicht Geok-Tepe, wo die Turkmenen 1881 von dem ruſſiſchen General Skobelew beſiegt wurden. Hier und an anderen Stationen ſieht man viele Turkmenen. Die Männer tragen einen langen, weißen oder braunen, mit Ärmeln verſehenen Rock als Obergewand. Ihre ſtattliche Geſtalt wird noch gehoben durch die hohe, weiße oder braune Schaffellmütze, welche den Kopf bedeckt. Die Frauen verſchleiern ihr Geſicht nicht; ſie ſollen überhaupt weit freier als die Frauen der Sarten gehalten werden.

In der Nähe von Aſchabad, der Hauptſtadt Transkaſpiens, bietet ſich auch gute Gelegenheit, die eigentümlichen Wohnungen der Turkmenen zu beobachten. Verlaſſen wir die ziemlich breiten, mit Baumreihen bepflanzten Straßen des genannten Ortes, ſo bringen uns die ſchnellen Pferde vor unſerem Wagen alsbald mitten hinein in die Steppe. Vor uns erheben ſich in weit geſtreckter Kette die ſchön geformten, aber kahlen Berge des Kope-Dagh. Die Sonne brennt heiß, und die erhitzte Luft iſt mit Staub erfüllt. Alsbald iſt auch ein Aul der Eingeborenen erreicht. Ein ſolches beſteht aus einigen Zelten (Jurten), die innerhalb eines niedrigen Erdwalles beieinander liegen. Die Zelte können, was für die mit Rinder-, Pferde- und Schafzucht beſchäftigten nomadiſirenden Turkmenen wichtig iſt, leicht abgebrochen und an andere Orte transportiert

Kraßnowodſk am Kaſpiſchen Meere.

Digitized by Google

werden. Die Jurten, erheblich größer als das Zelt des Lappländers, haben kreisförmigen Umfang und in ihrem oberen Teile zuckerhutähnliche Geſtalt. Sie beſtehen aus einem feſten Holzgeſtell und darauf angebrachten Filzſtücken. In einer Jurte, die wir beſuchten, fanden wir eine ganze Anzahl auf dem Boden gelagerter Frauen, die eifrig mit der Herſtellung von Teppichen beſchäftigt waren.

Wenn man ſich in Aſchabad aufhält, ſo ſieht man zumal am Abend lange Karawanenzüge die Stadt verlaſſen. Als Laſttier dient in Aſien ſowohl das einhöckerige Dromedar wie auch das zweihöckerige Trampeltier. Lautloſen Schrittes ſchreiten die Kamele eines hinter dem anderen gravitätiſch dahin. Sie transportieren alle möglichen Gegenſtände nach Perſien, deſſen Grenze ſehr nahe iſt, und bringen dafür vor allem getrocknete Früchte, beſonders Roſinen, zurück.

Sartiſche Mädchen aus dem Teeviertel von Sſamarkand.

Von Aſchabad führt die Bahn zunächſt nach Merw, wo eine Zweigbahn nach der afghaniſchen Grenze abgeht. Nachts paſſieren wir die ſpäter zu beſprechende Kara-Kum (ſchwarze Wüſte) und erreichen am nächſten Morgen Tſchardſhy am linken Ufer des Amu-Darja. Der im hohen Maße imponierende, gewaltige Strom hat hier eine Breite von mehr als 1000 Metern. Die Bahn überſchreitet ihn jetzt auf einer neu erbauten eiſernen Brücke, und wir befinden uns im Emirat Buchara. Bald durcheilt der Zug die weiten, traurigen Sanddünengebiete der Kiſil-Kum (rote Wüſte). Es hat ſich ein heftiger Wind erhoben. Die Luft iſt ſtauberfüllt und die Sonne dadurch verſchleiert. Dann aber weicht die öde Wüſte reich bewäſſerten, fruchtbaren Gegenden, in denen Ackerbau und Viehzucht in hoher Blüte ſtehen. Auf dem Bahnhof zu Neu-Buchara drängt ſich eine dichte Menſchenmenge in bunteſten Trachten. Wir vernehmen die überaus wohlklingenden Laute der tadſchikiſchen Sprache, eines perſiſchen Dialektes, der durch ſeine Naſallaute ſowie durch Betonung der Endſilben ungemein an das Franzöſiſche erinnert. Abends trifft der Zug in Sſamarkand ein, wo man in der Warſchowski Nummera ganz gute Unterkunft findet.

Die altberühmte Stadt hat über 50000 Einwohner. Im ruſſiſchen Teile ſind die breiten Straßen ſämtlich mit Baumreihen bepflanzt (Pappeln, Weiden, Robinien, Ulmen), ebenſo wie in Taſchkent und Aſchabad. Man findet überall Schutz vor den heißen Sonnenſtrahlen. Da in Turan während der Vegetationszeit der Pflanzen Dürre herrſcht, iſt die Entwickelung der Gewächſe auf den Feldern, Weiden oder in Gärten und Anlagen nur durch künſtliche Bewäſſerung zu ermöglichen. Daher ſieht man in den Kulturgebieten allerorten Gräben das Land und die Straßen der Städte durchziehen, um das Waſſer der Flüſſe herbeizuleiten. In bewunderungswürdiger Weiſe iſt das Berieſelungsſyſtem im größten Maßſtab in Buchara und Turkeſtan durchgeführt, ohne deſſen Anwendung keine Kultur möglich wäre. Man gewinnt in Aſien, ebenſo wie in den Oaſen der Sahara, ſo recht eine Vorſtellung davon, welchen Segen das Waſſer zu ſpenden vermag, wenn es in Verbindung mit einem einigermaßen guten Boden für die Vegetation ausgenutzt wird.

Die Sarten ſieht man hauptſächlich im Eingeborenenviertel von Sſamarkand. Ihre ſehr bunte Tracht beſteht aus einem ziemlich weiten Beinkleid, einem Hemd und verſchie-

Digitized by Google

denen langen, mit Ärmeln verſehenen Röcken, die, abgeſehen vom Oberrock, durch einen Gürtel zuſammengehalten werden. Die Röcke

Moſchee Schach-Sinda in Sſamarkand.

ſind von grauer, blauer, roter oder grünlicher Farbe und oft bunt geſtreift. Den kahl raſierten Kopf bedeckt eine geſtickte Mütze, um die der weiße Turban gewunden iſt. Die Frauen verſtecken ihr Geſicht hinter einem ſchwarzen Pferdehaarſchleier und hüllen ihre Geſtalt in einen über den Kopf gezogenen, über den Rücken lang herabhängenden grauen Mantel ein. In den nur zum kleinen Teil überwölbten Bazaren herrſcht ein ſehr reges Leben, aber wir wollen vor allen Dingen auf die Bauten Sſamarkands hinweiſen. In erſter Linie beanſprucht da das Mauſoleum des gewaltigen Mongolenfürſten Timur (1370 bis 1405) unſer Intereſſe. Von einem Vorraum aus betreten wir den von einer Kuppel überwölbten Hauptteil des Mauſoleums. Hinter einer Marmorſchranke ſind mehrere Grabſteine angebracht, von denen einer, der ſich durch dunkelgrüne Farbe auszeichnet, über dem in der Krypta des Gebäudes befindlichen Grabe Timurs ruht.

Eines der merkwürdigſten Städtebilder, das man wohl überhaupt in Aſien ſehen kann, bietet ſich dem Reiſenden auf dem Regiſtan, einem rechteckigen Platz Alt-Sſamarkands, dar. Drei Seiten des nicht gar großen Platzes werden durch Moſcheen begrenzt, von denen eine noch intereſſanter als die andere iſt. Wunderbar ſchön nimmt ſich vor allen Dingen die Moſchee Schir-Dar mit ihrem prachtvollen, noch recht gut erhaltenen Portal und den ſeitlich anſchließenden Minaretten aus. Die Moſcheen umſchließen weite Höfe. Hier befinden ſich die Eingänge zu gewölbten Kapellen und zu den Zellen der Schüler, welche in den mit den Moſcheen in Verbindung ſtehenden Medreſen von den Mollahs (Prieſtern) auf ihr geiſtliches Amt vorbereitet werden. Die Schüler müſſen zwölf Jahre lang ſtudieren und hauptſächlich den Koran auswendig lernen.

Ziemlich weit entfernt vom Regiſtan erhebt ſich an einem Abhange die Moſchee von Schach-Sinda, deren bunte Fayencebekleidung noch beſonders ſchön erhalten iſt, und zu der eine in einem unbedeckten Gang emporſteigende Treppe hinaufführt. Auch die weithin ſichtbaren Reſte von Bibi-Chanum, einer Moſchee, die Timur zur Erinnerung an eine ſeiner Frauen erbauen ließ, erregen hohes Intereſſe.

Von Sſamarkand aus erreicht man in zwölfſtündiger Eiſenbahnfahrt Taſchkent, die 120000 Einwohner zählende Hauptſtadt Turkeſtans. Der ruſſiſche Stadtteil (20000 Einwohner) liegt ganz im Grün verſteckt. Es iſt bewunderungswürdig, was die Energie der Ruſſen hier in wenigen Jahren geleiſtet hat. Überall Alleen auf den Straßen ſowie hübſche Anlagen und Gärten, deren reiche Vegetation nur durch künſtliche Bewäſſerung erhalten werden kann. Die Gebäude Taſchkents ſind zum Teil ſtattlich. Es fehlt auch nicht an gut eingerichteten Unterrichtsanſtalten, und wir finden z. B. ein Knaben- ſowie ein Mädchengymnaſium vor. Der Zeitunterſchied zwiſchen Mitteldeutſchland und Taſchkent beträgt etwa vier Stunden, aber man vergißt oft völlig, daß man ſich tief im Inneren Aſiens befindet, ſo weit iſt die Kultur hier fortgeſchritten. Um ſo wirkungsvoller ſind die Eindrücke, die man in dem etwa 100000 Einwohner zählenden Eingeborenenteil von Taſchkent empfängt. Die ziemlich engen, ſchattenloſen, höchſt unregelmäßig angelegten

Digitized by Google

Straßen werden von Lehmmauern oder von fenſterarmen, aus Lehm aufgeführten Häuſern begrenzt. Die Orientierung in dem Gewirr der ſtaubigen Gaſſen, in denen das Auge überall auf grell von der Sonne beleuchtete, graugelbe Wände trifft, iſt ſehr ſchwierig. Aber ein buntfarbiges Leben und Treiben herrſcht in dieſen Straßen, beſonders in denen des ausgedehnten Baſars. Er iſt durch Matten, die auf Holzgeſtellen ruhen, völlig überdacht. Auf den überſchatteten Straßen drängen ſich hier Kamele, Pferde, Arben, d. h. Wagen mit über mannshohen Rädern, und Sarten in maleriſchen, hellfarbigen Trachten. Die Reiter und Wagenlenker ſind ſo geſchickt, daß dem Fußgänger bei einiger Aufmerkſamkeit keine Gefahr droht. Zu beiden Seiten ſehen wir lange Reihen von Buden der Handwerker und Kaufleute. In einer Straße haben ſich beſonders die Zuckerbäcker niedergelaſſen, in einer anderen die Kupferſchmiede. In einer dritten werden Manufakturwaren verkauft. Sämtliche Läden und Handwerksſtätten ſind nach der Straße zu völlig offen. Ein merkwürdiges Bild reiht ſich dem anderen an. Hier ſtehen wir vor einer Teebude, in der auf dem Boden

Kibitka (Familienzelt) der Kirgiſen.

hockende Sarten ſich erfriſchen; dort blicken wir in eine Raſierſtube, in welcher der Beſitzer eifrig damit beſchäftigt iſt, einem Sarten das Haupthaar völlig abzuraſieren. Das ganze eigenartige Treiben einer großen orientaliſchen Stadt entfaltet ſich vor unſeren Blicken.

Etwas entfernt vom Baſar vernehmen wir in einem Hauſe, das mit einem aus Lehm hergeſtellten Kuppeldach überwölbt iſt, lautes Stimmengewirr. Wir treten näher und ſtehen am Eingang einer ſartiſchen Schule. Viele auf dem Steinboden des Gebäudes ſitzende Kinder halten kleine Bücher in den Händen. Sie leſen laut vor, und der Lehrer verbeſſert die Fehler, welche gemacht werden.

Wohlhabende Sarten beſitzen mehrere Häuſer, welche nebeneinander auf einem Hofraum liegen, der von einer Lehmmauer umgeben wird. Wir treten in den Hof. Unſer Wirt geleitet uns mit ausgeſuchter Freundlichkeit in eines ſeiner Häuſer (ein anderes wird von den Frauen bewohnt) und führt uns in ein mittelgroßes, ziemlich niedriges Zimmer. Weiche Teppiche decken den Boden. In den reich bemalten Wänden erblicken wir viele kleine, durch zierliche Alabaſtergeſimſe umrahmte Niſchen, in denen ſchöne Taſſen und Teller ſtehen. Vom Prunkgemach aus treten wir in das Wohn- und Schlafzimmer. In einer Ecke des Raumes ſind Kiſſen und Decken zuſammengehäuft, die abends zur Herſtellung einer Lagerſtätte auf den Boden gebreitet werden. In der Mitte des Zimmers ſteht ein großer, niedriger Tiſch. Mir und meinem Gefährten, einem Kaufmann aus Taſchkent, wurden Stühle angeboten, während unſer Wirt und noch ein anderer Sarte auf dem Boden niederhockten. Das Frühſtück, das uns jetzt in zuvorkommendſter Weiſe angeboten wurde, beſtand aus Tee, vorzüglichen Süßigkeiten, ſchönem Obſt und einem in einer großen Schüſſel aufgetragenen Fleiſchgericht.

Verfolgt man die Straße von Taſchkent nach Kokand, ſo gelangt man bald an Baum-

Digitized by Google

wollenfelder. Man kultiviert die einheimische Baumwollenpflanze, besonders aber eine ertragreichere amerikanische Spielart. Die Felder liegen erheblich tiefer als der Weg, auf dem wir uns befinden, und werden häufiger im Sommer überrieselt. Die Pflanzen stehen auf niedrigen Dämmen. Manche Kapseln des so überaus wichtigen Kulturgewächses, welches hier und ganz besonders bei Kokand und Andischan in der Landschaft Ferghana in großer Ausdehnung angebaut wird, sind Mitte September bereits reif. Aus den aufgesprungenen Früchten leuchtet die weiße, die Samen einhüllende Wolle hervor. Es sind aber auch noch viele unreife grüne Kapseln, ja sogar die großen gelben Blüten der Pflanze vorhanden. Infolge dieses ungleichmäßigen Reifens der Baumwolle dehnt sich die Ernte über mehrere Wochen aus.

Auf der Landstraße begegnen uns ab und an Kirgisen, die auf Kamelen reiten. Die Kirgisen, ein echtes Nomadenvolk der Steppe, züchten besonders Schafe und Kamele. Mit diesen besorgen sie Frachten; jene verkaufen sie. Die Tracht der Kirgisen ähnelt der der Sarten. Die Frauen tragen keinen Schleier. Das Zelt (Kibitka) der Kirgisen ist ähnlich konstruiert wie die früher beschriebene Filzjurte der Turkmenen.

Wir erreichen das Sartendorf Kuljok, dessen Häuser zu beiden Seiten der Straße liegen. In einem kleinen Wirtshaus mit Veranda, vor der noch ein podiumartiger, unbedeckter Anbau liegt, haben wir Gelegenheit, den Plow, ein Nationalgericht der Sarten, kennen zu lernen. Es ist dies ein Gemisch von gekochtem, in kleine Stücke zerschnittenem Hammelfleisch, Reis, Rüben und Rosinen. Jenseit des Dorfes führen mehrere Brücken über die breiten Arme des Tschirtschik. Hier bietet sich uns ein typisch mittelasiatisches Landschaftsbild dar, für welches Einfachheit der Gliederung und gewaltige Ausdehnung der Komponenten die Kennzeichen sind. Aus dem nahen Gebirge strömen uns die grünlichen Gewässer des sehr breiten, aber nicht tiefen Steppenflusses entgegen, dessen Bett viele Sandbänke anfüllen. Links, hinter Weidenbäumen versteckt, liegt das Sartendorf. Rechts vom Fluß blicken wir auf Reisfelder, von denen, da die Reifezeit naht, das Wasser bereits abgelassen worden ist. In weiterer Entfernung begrenzen bis zu 3000 Metern emporsteigende Ketten des Tien-Schan das eigenartige Bild. Ein mächtiger Rücken des Gebirges verliert sich zur Linken in der sonnendurchglühten, baumlosen Steppe, über der gewaltige Staubwolken schweben, die jede Fernsicht ausschließen.

Auf der Rückreise von Taschkent nach Kraßnowodsk trafen wir zurzeit des Sonnenunterganges am Syr-Darja ein. Als der Fluß überschritten war, leuchtete der die weite Steppe begrenzende Horizont in eigenartigen gelbroten Farbentönen, die später in das herrlichste Karminrot übergingen, um endlich ganz allmählich zu erlöschen.

Amu- und Syr-Darja führen aus den Gebirgen bedeutende Sand- und Lehmmassen mit sich, die zum großen Teil in den Aralsee geschwemmt werden, so daß dieser immer mehr an Ausdehnung einbüßen muß. Bei Überschwemmungen gelangt aber auch ein Teil des vom Wasser fortgeschwemmten Erdmaterials ans Ufer, trocknet hier, wenn sich die Gewässer zurückgezogen haben, aus und kann nun vom Wind emporgehoben werden. Die Luftströmungen führen den sehr feinkörnigen Staub, der als Löß wieder abgelagert wird, weit mit sich fort, während der gröbere Sand in nicht gar großer Entfernung zu Boden sinkt und zur Bildung von Dünen Veranlassung gibt. Damit haben wir nach J. Walther die Bedingungen zur Entstehung der Sandwüsten gekennzeichnet, welche als Kara-Kum und Kisil-Kum bekannt sind.

Die erstere Wüste, welche eine Breite von etwa zweihundert Kilometern besitzt, habe ich näher bei Repetek kennen gelernt. An dieser kleinen, mitten in der Kara-Kum gelegenen Eisenbahnstation stehen nur wenige Häuser. Wir verlassen die Wohnungen der Menschen und schreiten den gelben, fast vegetationslosen Sandbergen zu, die uns die Wunder der Wüstenwelt offenbaren sollen. Wir erreichen eine Dünenkette und steigen auf geneigter, kahler Sandfläche empor. Der ziemlich feste Boden erscheint zart gewellt. Er gleicht in seiner Gestaltung einem vom Winde leise bewegten, aber plötzlich erstarrten Wasserniveau. Die Düne ist erstiegen. Sie zeigt an ihrer höchsten Stelle einen ganz scharfen

Borſhom im kleinen Kaukaſus.

Rand und fällt dann in recht ſteiler Böſchung ab. Der Abhang, hier nicht an ſeiner Oberfläche von welliger Beſchaffenheit, beſteht aus loſen Sandmaſſen, in die man beim Betreten tief einſinkt. Vor uns liegt ein tiefes Dünental, und jenſeit dieſes Tales türmen ſich neue Ketten von Sandbergen auf, die zum Teil haushoch ſind. Zu unſerer Überraſchung bemerken wir, daß alle Dünen eine Sichelform zeigen. Der weniger geneigte, der herrſchenden Windrichtung zugekehrte Abhang liegt in der Konvexität, der viel ſteiler abfallende aber in der Konkavität. Über den ſcharfen Rand der Sandberge treibt der Wind unaufhörlich Sandmaſſen fort, und es wird uns verſtändlich, auf welche Art das Wandern der Dünen in der Wüſte zuſtande kommt.

Niemals hatte ich auf weiten Reiſen mehr die Empfindung der Weltabgeſchiedenheit und Einſamkeit als in dem wunderbaren Dünenreiche der Kara-Kum. Die öden, traurigen, lichten Wälder Lapplands, die zur regenloſen Zeit mit dichtem, blattloſem, von den gewaltigen Kaktusbäumen überragtem Geſtrüpp bedeckten Caatingagebiete Braſiliens oder die Salzſteppe am Chott-Melrhir der Sahara, deſſen Oberfläche, einem weiten Schneefelde gleich, im Sonnenglanz leuchtet, ſind gewiß nicht dazu angetan, das Gemüt des Menſchen freudig zu ſtimmen. In der Dünenwelt der Kara-Kum überkommt uns aber das Gefühl der Verlaſſenheit mit ganz beſonderer Gewalt. Todesſchweigen herrſcht rings umher. In den Tälern zwiſchen den hohen Sandbergen wachſen freilich einige Pflanzen von ſonderbarſter Art; indeſſen die Hänge der Dünen, von denen ſich eine Kette der anderen anreiht, ſind faſt völlig kahl und leuchten in greller gelblicher Farbe. Je weiter wir kommen, immer die nämlichen Bilder der öden, ſonnendurchglühten Wüſte. Nur hier und da ragen einzelne Dünenkämme beſonders hoch aus dem Sandmeer hervor und reizen uns, aus der Tiefe der Täler emporzuſteigen. Damit iſt der Bann gebrochen, mit dem uns die Wüſtenwelt umſtricken wollte. Wir ſtehen der uns umgebenden, großartigen Natur trotz all ihrer furchtbaren Eigenart wieder objektiv gegenüber.

Der ſandige, trockene Boden bei Repetek, auf dem ſich die wanderungsfähigen Sicheldünen erheben, beſitzt ſelbſt noch nach Mitte September, ſogar bei etwas bewölktem Himmel, bald nach Mittag eine Temperatur ſeiner Oberfläche von mehr als 40 Grad C. In etwa einem Meter Tiefe iſt ein ausgedehntes Gipslager vorhanden, das von kleinen oder

Digitized by Google

auch manchmal mehrere Zentimeter langen, mit Sand durchsetzten Kristallen gebildet wird.

Bevor die Bahn die Wüste durchschnitt, passierten sie viele Karawanen, zumal von Buchara aus. Die Kamele brachten Seide, Lederwaren und Teppiche (die Wolle dafür wurde von den Kirgisen bezogen) nach Rußland und transportierten besonders Katune zurück in die Heimat. In Entfernungen von etwa siebzig Werst hatte man Brunnen angelegt; indessen diese versiegten häufig, und man nannte deshalb die Kara-Kum „das Grab der Karawanen".

Auf den Sanddünen der Wüste sind nur wenige Pflanzen angesiedelt, zumal ein merkwürdiges Gras, Aristida scoparia. (Die mitgebrachten Pflanzen hatte Herr Professor Hausknecht in Weimar die Güte zu bestimmen.) Das Gras besitzt Wurzeln, die teils sehr tief senkrecht in den Boden eindringen, teils aber auch an dessen Oberfläche und unmittelbar darunter meterweit hinkriechen. Diese Wurzeln, nach allen Seiten hin vom Stock ausstrahlend, sehen aus wie Würmer. Sie sind, was besonders merkwürdig erscheint, ebenso wie die senkrecht in das lose Erdreich hineinwachsenden Organe, ihrer ganzen Länge nach von einem von dem Zentralstrang leicht abzulösenden Mantel umgeben, der aus dem peripherischen Gewebe und zusammengeklebten Sandkörnern besteht. Wahrscheinlich scheidet die Wurzeloberfläche klebrige Substanzen aus, deren Vorhandensein zur Bildung dieses Mantels führt. Dieser muß in ausgezeichneter Weise das von den Wurzelenden mühsam gewonnene Wasser vor Verdunstung schützen, eine Anpassung, die um so wichtiger erscheint, als die erwähnten Organe oft vom Sand entblößt daliegen und die Bahn von dem Orte der Wasseraufnahme bis zum Stock sehr lang ist.

Etwas reicher ist die Vegetation in den Dünentälern entwickelt. Hier gedeiht sparriges Ephedragesträuch; vor allen Dingen aber fällt der wunderbare Saxaul (Haloxylon ammodendron), eine Charakterpflanze asiatischer Wüsten, auf. Der Saxaul, zu den Chenopodiaceen gehörend, stellt einen kleinen Baum von drei bis vier Metern Höhe dar. Der Stamm, unten zwanzig bis dreißig Zentimeter Umfang messend, gliedert sich bald in einzelne dickere Äste. Die dünneren Zweige tragen keine grünen Blätter; sie sind aber chlorophyllreich und hangen lang herab, wodurch die Pflanze ein sehr eigenartiges Aussehen gewinnt. Der Baum ist von ganz typisch xerophiler Natur. Als weitere Bestandteile der Vegetation der Wüste sind zu nennen: Ammodendron Conollyi, ein dornentragendes Bäumchen mit ungemein tiefgehenden Wurzeln und schmalen, silbergrauen Blättern, und Calligonum, zur Familie der Polygonaceen gehörend; ferner sind Tamarix-, Ephedra-, Salsola-, Artemisia-, Heliotropiumarten häufig in den Dünentälern der Kara-Kum.

* * *

Von Tiflis aus ist in wenigen Stunden Borshom mit der Bahn zu erreichen. Dieser herrliche, im engen Tale der Kura und der Borshomka gelegene Ort des kleinen Kaukasus wird rings von waldgeschmückten Bergen umgeben. Er ist besonders berühmt durch den schönen Park des Großfürsten Michail Nikolajewitsch und durch seine heilkräftigen Mineralquellen. Die Katherinenquelle hat eine Temperatur von 29 bis 30 Grad Celsius. Ihr Wasser ist namentlich reich an doppelt-kohlensaurem Natron und Kohlensäure. Wenn man den Wasserspiegel der gefaßten Quelle längere Zeit betrachtet, so beobachtet man, daß er ab und an in wallende Bewegung gerät. Diese Erscheinung läßt sich nach Moldenhauer, dem wir auch die Angaben über die Zusammensetzung der Thermalquelle verdanken, wie folgt erklären: Das Wasser gibt, indem es sich, aus der Tiefe kommend, der Erdoberfläche nähert, infolge des verminderten Druckes Kohlensäure ab. Diese sammelt sich in höhlenartigen Erweiterungen, welche das unterirdische Bett der Quelle wahrscheinlich hier und da bildet, an, und wenn das Gas nun eine gewisse Spannung erlangt hat, so treibt es das Wasser mit besonderer Gewalt empor und entweicht seinerseits selbst. Auf solche Art müssen periodische Gasexhalationen zustande kommen.

Durch eine sehr schöne Tour bot sich mir Gelegenheit, die interessanten Waldbestände bei Borshom näher kennen zu lernen. Die

verhältnismäßig kleinen Koſakenpferde, welche mein Führer und ich ritten, brachten uns bald in den Wald. Wir paſſierten das Bett eines ſchnell ſtrömenden Baches und ritten dann lange bergan. Die ungemein ausgedehnten Beſtände, in denen noch heute Bären und Wölfe hauſen, ſind zum Teil ſehr mannigfaltig gemiſcht. Sie beſtehen aus Rotbuchen, Weißbuchen, Eichen, Birken, Sorbus und Nadelhölzern. Von letzteren ſind vertreten Taxus, Pinus silvestris und, was beſonders hervorzuheben iſt, Picea orientalis

Batum am Schwarzen Meere.

ſowie Abies Nordmanniana. Unſere gewöhnliche Fichte (Picea excelsa) fehlt völlig. Die im Kaukaſus heimiſche und bei uns häufig in Gärten kultivierte Nordmannsfichte erſcheint erſt auf bedeutenderer Höhe. Bei etwa zwölfhundert Metern Meereserhebung bildet ſie gemeinſam mit Picea orientalis herrliche Beſtände. Im tiefen Waldesſchatten wachſen auf dem mit mächtiger Humusſchicht bedeckten Boden nur einzelne Farne. Der zuletzt genannte Baum, mit tief herabhangenden Zweigen und kleineren Nadeln, als unſere Fichte ſolche beſitzt, iſt in wahren Rieſenexemplaren zuſammen mit Buchen beſonders im ſogenannten „ſchwarzen Wald“ vertreten. Die Stämme, ebenſo auch die der Buche, erreichen einen Umfang von faſt vier Metern. Die Exemplare der Nordmannsfichte ſind freilich nicht ſo mächtig; ſie zeichnen ſich aber durch ihren ſchönen, pyramidenartigen Wuchs, der durch die in nicht gar bedeutender Höhe über dem Boden beginnende Bildung ſtarker Seitenäſte bedingt wird, und durch grauweiße Farbe ihrer recht glatten Stämme aus. In der Wildnis der Bergwälder herrſcht wunderbare, tiefe Stille, die nur ab und zu durch das Brüllen der reichlich vorhandenen Hirſche unterbrochen wird.

Die Reiſe von Borſhom nach Batum führt uns zunächſt durch ſchöne Berglandſchaften, dann in die fruchtbare Ebene des Rion und endlich an die Ufer des Schwarzen Meeres.

Batum war bis 1878 türkiſch. Unter der Herrſchaft der Ruſſen iſt die Stadt ſchnell aufgeblüht und hat heute, namentlich als Exportplatz für Petroleum aus Baku, hohe Bedeutung.

Unter dem Einfluß ſehr günſtiger klimatiſcher Verhältniſſe gedeihen in den Anlagen und Gärten von Batum, beſonders im Alexanderpark, viele prächtige Gewächſe, z. B. Muſa, Fächerpalmen, Dracänen und hohe, im Herbſt reich blühende Yuccabäume. Vom Hafen aus genießt man einen ſchönen Blick auf das Meer und die gleich am Ufer desſelben aufſteigenden, mannigfaltig geformten Vorberge des armeniſchen Hochlandes. Die Vegetationsformation der Hänge ähnelt äußerlich jener, welche man auch in den Küſtengebieten des Mittelmeeres ſo vielfach

Digitized by Google

antrifft. Es ist kein wirklicher Wald vorhanden, sondern nur dichtes Gebüsch, welches an vielen Stellen, durchwunden von Schlingpflanzen, völlig undurchdringlich wird. Während die typische Mediterranflora zumeist aber ausgeprägten xerophilen Charakter trägt, lassen wenigstens viele bei Batum wild wachsende Pflanzen infolge reichlichen Feuchtigkeitsgehaltes der Luft und des Bodens einen solchen nicht erkennen. Die Gebüsche der Hänge werden namentlich von großblätterigen Eichen, Weißbuchen, Erlen, Azalea pontica und Rhododendron ponticum gebildet, einem mehrere Meter hohen Strauche, der schon im Herbst einzelne seiner großen, schönen Blüten zur Entwickelung bringt. Smilax, Brombeere und drei Meter hohe Farne klimmen in dem Gebüsch empor.

Die sehr bequem eingerichteten Dampfer der russischen Gesellschaft brauchen zur Fahrt von Batum bis Odessa längs der Nordküste des Schwarzen Meeres etwa viereinhalb Tage. Sie halten sich an verschiedenen Orten, um Fracht aus- und einzuladen, oft sechs Stunden lang auf, so daß man an Land gehen kann und Gelegenheit hat, vieles auf dieser herrlichen Reise zu sehen.

Die Farbe des Schwarzen Meeres erscheint, ebenso wie die Farbe des Kaspi, nicht als jene wundervoll tief indigoblaue des Ozeans, an der man sich gar nicht satt sehen kann, sondern sie ist dunkelschwarzgrün und geht in der Nähe der Küste in ein helleres Grün über. Die Uferlandschaft am Nordrand des Schwarzen Meeres ist vielfach ebenso schön wie die der Riviera.

Hat man von Batum aus Poti erreicht, einen Ort, in dessen Nähe der Rion mündet, so erblickt man bei der Weiterfahrt alsbald hohe, mit Neuschnee bedeckte und ganz dicht an das Ufer herantretende Bergketten des Kaukasus. Auf meinen weiten Reisen habe ich kaum jemals ein wundervolleres Landschaftsbild kennen gelernt als das, welches sich bei Sſuchum darbietet. Im Vordergrund das Meer, am Ufer im frischen Grün einer üppigen Vegetation prangende, die Bucht umrahmende Höhenzüge und unmittelbar hinter diesen mächtige, fast kahle Bergketten, deren zum Teil schneegekrönte Gipfel in unbeschreiblich malerischen Formen erscheinen; dazu ein tiefblauer Himmel und der alles durchleuchtende Sonnenglanz des Südens.

Nach längerer Fahrt hält das Dampfschiff in Jalta. Die Stadt mit ihren Villen und Gärten liegt an den Abhängen der Hügel, welche sich dicht am Meeresufer erheben. In den Anlagen kultiviert man die nämlichen Gewächse, welche auch in der Mittelmeergegend angepflanzt werden. Vor allen Dingen fallen überall hohe, schlanke Zypressen auf, deren zahlreiches Vorhandensein geradezu mitbestimmend für den Charakter des sich uns darbietenden Landschaftsbildes ist. Dieses gewinnt aber sein eigenartiges Gepräge hauptsächlich dadurch, daß unmittelbar jenseit der Hügel eine mächtige, hohe Gebirgskette, deren Kamm durch eine fast wagerechte Linie bezeichnet wird, ansteigt, so daß sich die im üppigsten Grün prangenden Vorhöhen prächtig von den den Hintergrund des Gemäldes bildenden Felswänden abheben.

Bei der Weiterfahrt werfen wir noch einen Blick auf das kaiserliche Schloß Livadia, erreichen Sſewastopol und endlich Odessa, dessen mannigfaltige Schönheiten ich übergehen darf, da sie den Lesern der „Monatshefte“ erst vor einiger Zeit geschildert worden sind. (Aprilheft 1900.)

Sehr interessant gestaltete sich eine Exkursion, die ich unter Führung meines Kollegen Kamienski, Professor in Odessa, in die Umgegend der Stadt unternahm. Wir fuhren wohl eine Stunde lang mit der Straßenbahn und dann noch mit Wagen weiter. Unser Ziel war der Ort Lustdorf. Die Kaiserin Katharina II. hat hier Deutsche (Württemberger evangelischer Konfession) angesiedelt und jedem der vierzig Bauern des Dorfes fünfundzwanzig Hektar Land zur Bewirtschaftung überwiesen, aber mit der Bedingung, daß der Grund und Boden nicht verkauft werden darf, sondern, falls eine Familie ausstirbt, der Gemeinde zufällt, die ihn verpachten kann. Das sehr sauber gehaltene Dorf hat eine hübsche Kirche und freundliche Häuser. Wir glauben uns nach Schwaben versetzt, und unser Erstaunen wächst noch, wenn wir überall den Klang de deutschen Sprache vernehmen. Es ist im höchsten Grad erfreulich, zu beobachten, wie die Bewohner des Ortes es verstanden

haben, ſich durch mehrere Generationen deutſche Eigenart zu erhalten.

Luſtdorf liegt in der pontiſchen Steppe, die gleich hinter dem Orte plötzlich und ſteil zum ſchmalen, ſandigen Strande des Schwarzen Meeres abfällt. Der Boden der Steppe iſt hier meiſt kultiviert. Er ſtellt eine tiefgründige, ſteinloſe Schwarzerde, die wie die ſchönſte Gartenerde ausſieht, dar, enthält außerordentlich große Mengen leichtlöslicher Pflanzennährſtoffe und würde, wenn das Klima nur feuchter wäre, jährlich überaus hohe Erträge geben. Immerhin ſcheinen ſich die Koloniſten ganz zufrieden im fernen Lande zu fühlen.

Auffallend iſt in nicht gar großer Entfernung vom Dorf ein hoher, künſtlich aufgeworfener Hügel. Man begegnet ſolchen überhaupt häufiger in Südrußland. Sie ſollen aus ſehr alter Zeit ſtammen und ähnlich wie die Hünengräber Norddeutſchlands die Gebeine längſt vergeſſener Helden umſchließen. An einigen Stellen bietet ſich auch noch Gelegenheit, den urſprünglichen Vegetationscharakter der pontiſchen Steppe kennen zu lernen. Der Pflanzenbeſtand bildet eine geſchloſſene Decke. Unter den vorhandenen Gewächſen, meiſt echten Xerophyten, verdienen namentlich Stipa- und Feſtucaarten Beachtung, ferner Statice, Artemisa, Verbascum, Salsola, Chenopodium, Tragopogon, Centaurea, Helichrysum, Iris pumilia und, wie Kamienſki mir mitteilte, auch Scilla, Muscari ſowie Hyacinthus orientalis.

Von Odeſſa kehrte ich über Kiew und Warſchau in die Heimat zurück.

Der Abend iſt der Feierzeiten Tor

Der Abend iſt der Feierzeiten Tor.
Wie ſanfte ſeidne Vorhangsfalten
Legt ſich mit wachſenden Gewalten
Die Dämmrung über alles Leben, —
Erſt leiſe und dann immer mächt'ger,
Erſt roſenrot, dann purpurprächt'ger
Und endlich ſchwarz auf alle Welt.
— — — — — — — — — — — — —
Du ſiehſt nur eins ſich hell erheben:
Das hohe, heil'ge Sternenzelt.
Ein goldner Tempel ſteht vor dir:
Durchs dunkle Nachttor ſchreiten wir
Mitten hindurch durch alle Zeit
Ins Heiligtum der Ewigkeit.

Der Abend iſt der Feierzeiten Tor.

Karl Ernſt Knodt

Die Kirchen-Wabi

Erzählung

von

A. von Falke

(Nachdruck ist untersagt.)

Begabt war sie nie gewesen, und kein Mensch konnte ihr nachsagen, daß sie sich mit dem tückischen Erbfeind frommer Unschuld, dem Denken, je eingelassen hätte. In der Schule hatte sie den nicht ganz leicht zu erreichenden Ruf erworben, die Dümmste zu sein, und war des Lehrers Verzweiflung, solange er sich überhaupt mit ihr abgab. Lernen? Wozu? Man bekam kein Geld dafür und nichts zu essen; sie verstand den Sinn einer Tätigkeit nur, soweit sie dem Lebensunterhalt diente. In ihrem Kopfe schien überhaupt nichts in Tätigkeit zu sein, sie nahm das Alltägliche wie das Ungewöhnliche mit einer stumpfen Selbstverständlichkeit hin wie ein Lasttier, und außer einer maschinenmäßigen Verrichtung der einfachsten Hausarbeiten war ihr nie etwas beizubringen gewesen.

Vom ersten Anblick an erwählte jeder die Wabi zur Zielscheibe seines Witzes, aber auch das berührte sie nicht weiter. Es gab in ihrem ganzen Leben überhaupt nur eins, das ihr Inneres bewegte und verworrene Saiten in ihr zum Klingen brachte, und dieses eine ging neben ihrem Leben her, seit ein Bewußtsein in ihr erwacht war.

Seit dem Tage, wo sie das erstemal mit Bewußtsein in die Kirche kam, dort von dem Glanz der Lichter, des Goldes und der Farben geblendet stehen blieb und ein unbeschreibliches, verworrenes Gefühl gruselnden Entzückens ihr über den Rücken herablief — seit dem Tage war für sie der Inbegriff des Schönen, der Freude und des Wünschenswerten in der Kirche zu finden.

Wenn sie nicht begabt war, so war sie noch weniger schön. In der bösen Übergangszeit, in welcher die Schönsten in mitleiderregender Häßlichkeit erstrahlen, hätte die Wabi als Vogelscheuche dienen können, wenn die Spatzen etwas mehr ästhetisches Gefühl besäßen und wenn ungefährliche Scheußlichkeit sie erschütterte. Aber auch ihre weitere Entwickelung brachte wenig Holdseligkeit hervor. Klein und mager, von jener dürren Zähigkeit, die nicht umzubringen ist, aber auch nicht einen Funken Anmut übrig hat, pflegte sie die strohgelben glatten Haare mit eigener Kunstfertigkeit in zerrauften Scheiteln herabzuspannen. Das dünne, steife Zöpfchen stand in der Kinderzeit wagerecht nach rückwärts weg und wurde später mit zwei riesigen verbogenen Haarnadeln im Genick festgenagelt. Die hervorquellenden, schmutziggrauen Augen mit dem erstaunten Ausdruck und der riesige Mund, der meistens halb offen war, verliehen dem Gesicht den Charakter hervorragender Geistlosigkeit. Häßlich und dumm, wie sie war, half es ihr wenig oder nichts in den Augen der Welt, daß ihr jede Bösartigkeit fehlte, und daß sie in ihrer stumpfen Art sich stets fleißig und pflichtgetreu erwies. Niemand betrachtete sie als einen Menschen wie die anderen, und wenn sie etwas mehr zum Nachdenken geneigt hätte, so wäre sie wahrscheinlich sehr unglücklich gewesen. Dazu fehlte es ihr aber zu sehr an vergleichender Gedankenarbeit, sie nahm die schlechte Behandlung wie andere Unannehmlichkeiten als eine unausweichliche Begleiterscheinung des täglichen

Lebens hin und hielt sich dafür schadlos, indem sie an jedem freien Augenblick in die Kirche rannte und dort vor den schönen Statuen und grellfarbigen Bildern, vor der Pracht der Papierblumen, des abgeschabten Goldes und der grellen Stoffe in eine stupide Verzückung versank.

Sie verband damit durchaus keinen geistigen Inhalt: die Gebete, die sie herplapperte, das Geplärr der Litaneien und die ihr größtenteils völlig unverständlichen Predigten enthielten für sie nicht mehr Sinn, als der Unterricht in der Schule gehabt hatte — es war der geheimnisvolle Sinnenreiz des Schönen, des Ungewöhnlichen und über dem Tagesleben Stehenden, was ihrer armen Seele zu einem gewissen moralischen Rausch verhalf.

In der Schule, die ja auch durch ihre Unverständlichkeit einen gewissen Nimbus um sich trug, hatte sie immerfort Tadel und Strafen erhalten, bei der Arbeit wurde geschrien und geschimpft, bei geselligen Zusammenkünften verhöhnten und verlachten sie alle — in der Kirche durfte sie aus und ein gehen, ohne daß jemand an ihr etwas auszusetzen hatte, und konnte die ganze Herrlichkeit genießen, die ihr nicht durch die geringste Anforderung verbittert wurde.

Ihre Jugend verlief wenig ereignisreich. Mit vierzehn Jahren trat sie in Dienst und setzte in einem fremden Hause die Existenz fort, die sie daheim geführt hatte. Der Lohn war so klein, daß er keinerlei Selbständigkeit bedeutete, und er ging auch trotz aller Sparsamkeit auf die notwendige Kleidung auf, an Putz dachte sie ohnedies nicht, denn sie besaß nicht einmal die unentbehrlichste Dosis von Eitelkeit, die nötig ist, um sich und anderen das Leben auszuschmücken.

So gingen die Jahre hin, Arbeit, knappes Auskommen, keine Sorgen, aber auch keine Freuden. Liebschaften hatte sie nie gehabt, denn keinem wäre es eingefallen, die Wabi zum Schatz zu erwählen, und sie hatte auch nie etwas von dem zündenden Funken verspürt. Als schließlich einer sie doch heiratete, war es auch zum Spaß — ein Rausch und eine Wette hatten ihn dazu veranlaßt. Die Hochzeit wurde denn auch als solche „Hetz" betrachtet, daß der Herr Pfarrer — der ja für die heitere Seite der Sache auch nicht ohne Verständnis war — energisch an die Heiligkeit des Sakramentes erinnern mußte, um die allgemeine Jubelstimmung nicht schon in der Kirche die schicklichen Grenzen durchbrechen zu lassen.

Der Spaß hatte fünfzehn Jahre bitteren Ernstes zur Folge — für die Frau. So große Spaßhaftigkeit muß nämlich keineswegs mit persönlicher Liebenswürdigkeit gepaart sein, und der Joseph Schmidtleitner war nichts weniger als ein angenehmer Lebensgefährte. Er hatte eine starke und unerschütterliche Abneigung gegen jede Erwerbstätigkeit und eine ausgesprochene Veranlagung für eine im Wirtshaus sitzende Lebensweise und den reichlichen Genuß alkoholischer Getränke. Was die Frau mit Waschen und Aushilfarbeit verdiente, pflegte der spaßhafte Gatte ins Wirtshaus zu tragen; wenn er dann betrunken heim kam, beschimpfte und schlug er sie und hielt ihr in den deutlichsten Ausdrücken vor, wie dumm er gewesen, so eine alberne, häßliche Person zu heiraten. Zu seinem ehrlichen Leidwesen konnte er aber mit diesen Schmähungen ihrer Person gar keine Wirkung erzielen, sie war so gewöhnt, verhöhnt zu werden, daß sie gar nicht darauf achtete, und wenn er hundertmal den Tag verfluchte, der sie zusammengebracht, so fand sie darin den einzigen Punkt, in dem sie übereinstimmten. Sie war in ihrem Inneren fest überzeugt, daß der Herrgott damals ganz wo anders sehr dringend beschäftigt gewesen sein müsse, sonst hätte er das doch sicher verhindert.

Der glücklichen Ehe war ein Mädchen entsprossen, um das der Vater sich weniger kümmerte, als wenn es ein Kalb gewesen wäre, denn dafür hätte man Geld bekommen, und das die Mutter eben als eine weitere erschwerende Lebensnotwendigkeit hinnahm und auffütterte. Daß sie nicht verpflichtet war, sich alle diese Lasten allein aufbürden zu lassen, und etwas zu ihrer Erleichterung tun könnte, war ihr nie in den Sinn gekommen, und als sie eines Morgens zu ihr kamen und ihr schonend mitteilten, daß der Joseph in der Nacht im Rausch von einer Brücke gefallen und tot sei, da riß sie die Augen weit auf in ungläubigem Erstaunen. Daß ihr so eine Schicksalsgunst zufallen könnte, hätte sie nie erwartet. Sie empfand

den „Verlust“ nur als eine große Erleichterung, nichtsdestoweniger war sie sehr besorgt, daß bei dem Begräbnis alle gebräuchlichen Formen streng eingehalten wurden, und auf den Grabstein ließ sie einen schönen Vers setzen von ewiger Trauer und Hoffnung auf Wiedersehen. In der Kirche gebärdete sie sich gehörig schmerzgebeugt und schluchzte mit trockenen Augen geräuschvoll in ihr Taschentuch, nicht aus Heuchelei oder um jemanden zu täuschen — wem hätte sie denn weismachen wollen, daß sie Schmerz empfinde? —, sondern in dem naivsten Bestreben, die Anstandsregeln zu wahren.

Mit der Befreiung von der Last ihrer Ehe begann ein ganz neuer Abschnitt in Wabis Leben, jetzt fing sie an, sich selbst und ihren Wünschen Raum zu schaffen, die bisher in verschwiegener Tiefe geschlummert hatten. In dieser häßlichen, dummen, stumpfsinnigen Person lebte nämlich zeit ihres Lebens ein brennender Ehrgeiz, den sie in aller Stille, durch die ganze Zeit ihrer Existenz als überbürdetes Lasttier mit zäher Ausdauer genährt hatte. Zuerst war es nur das stellenweise Auftauchen einer Fata Morgana, an deren Erreichbarkeit man nicht dachte, aber je älter sie wurde, desto fester nistete sich der Gedanke ein, und es kam der Tag, an dem sie sich ganz keck fragte: Warum nicht? — warum sollte es ihr unmöglich sein, das Ziel ihrer höchsten Sehnsucht zu erreichen und als Reib- und Putzweib in der Kirche angestellt zu werden?

Ein großer Ehrgeiz verleiht ungeahnte Fähigkeiten, und die Wabi entwickelte in dem einen intensiven Streben ganz plötzlich eine Umsicht und Energie, die ihr noch nie zu Gebote gestanden. Sie erkannte sofort nach dem Tode ihres Mannes, daß ihr „Unglück“ ihre Aussichten unterstützen könne, und sie, die Scheue und Wortarme, ging geradeswegs zum Herrn Pfarrer und brachte ihr Anliegen sehr eindringlich vor.

Der geistliche Herr war äußerst wohlwollend. Er kannte sie als eins der eifrigsten Kinder seiner Gemeinde und war auch nicht blind dafür, daß es einen sehr guten Eindruck machen würde, eine arme Witwe, die ihren „Ernährer“ verloren hatte, zu unterstützen. Nur war man jetzt versehen und konnte doch die andere nicht grundlos wegjagen. Aber sobald eine Gelegenheit käme — sie solle nur wieder nachfragen — und damit konnte sie gehen.

Sie ließ sich das vom „wieder nachfragen“ nicht zweimal sagen, und mit der sieghaften Zähigkeit weiblicher Begeisterung drängte und quälte und bohrte sie so lange, bis sie den Tag erscheinen sah, an dem sie mit Besen, Wasserkübel und verschiedenen Fetzen bewaffnet in das Land ihrer Träume einzog und, den Rock hoch aufschürzend, in Ekstase sich auf den Boden hinwarf, um mit beängstigender Heftigkeit anzufangen zu reiben und zu waschen.

Von dem Tage an war das Leben der Barbara Schmidtleitnerin eitel Wonne und Entzücken. Die Enttäuschung, welche das Erreichen eines langersehnten Zieles uns Sterblichen fast immer zu bringen pflegt, gab es für sie nicht, sie hatte nichts mehr zu wünschen und kaum etwas zu klagen. Alles, was das Leben ihr versagt oder angetan hatte, war gutgemacht; Häßlichkeit, Dummheit, die Mißachtung und Lieblosigkeit der Mitmenschen waren abgefallen, und mit ihren schweren, schlürfenden Schritten wandelte sie in den ausgetretenen Filzpatschen auf Wolken.

Hier hatte ein Mensch wenigstens seinen wahren Beruf erkannt und erreicht!

Die heilige Scheu der ersten Tage machte sehr schnell einer stolzen Besitzsicherheit Platz. Wabi war jetzt nicht mehr in ihrer elenden Wohnung zu Hause, wo kein gutes Stück stand, der Kalk von den Wänden bröckelte und weder Fenster noch Türen schließen wollten; ihr wahres Heim war in dem großen, feuchtkalten, gewölbten Kirchenraum, in dem sie jeden Winkel und jeden Gegenstand kannte. Von diesem Standpunkt aus fühlte sie sich der Gemeinde überlegen und betrachtete die Gläubigen, welche sich zum Gottesdienst versammelten, mit gönnerhafter Duldung. Das Beten betrieb sie weit weniger eifrig als früher. Sie hatte sich da eine eigene Auffassung zurechtgelegt: wer zum Haus gehört und dem lieben Gott „sein Sach“ in Ordnung hält, hat es doch nicht nötig, sich mit ihm zu unterhalten, das ist für die Fremden, die zu Besuch kommen. Und was braucht sie ihm denn auch vorzuerzählen über sich und ihre Bedürf-

niſſe? Das weiß er doch, er kennt ſie ja, wo ſie jeden Tag in ſeinem Hauſe herumräumt! Sie genoß alſo die Schönheit und Feierlichkeit der Zeremonien mit dem Gefühl einer Hausrepräſentantin, die ſich an der gelungenen Veranſtaltung freut. Hatte ſie ſich überzeugt, daß alles in Ordnung ſei, dann ſetzte ſie ſich hin und verſank in ein ſtumpfſinniges Behagen, in dem der Glanz und die Muſik um ſie herumwogten wie laues Waſſer.

Für die Orgel und den Geſang hatte ſie noch ein beſonders zärtliches Empfinden, nicht weil ſie etwas davon begriff, ſondern weil die feierlichen, getragenen Töne ſo ſeltſam betäubend auf ſie wirkten. Mit dem Lehrer und Regens chori lebte ſie zwar in beſtändiger Fehde, weil ihre Reinlichkeitswut ihm verhaßt war und er behauptete, ſie ſtelle den ganzen Chor auf den Kopf und ſtöre ihn bei allen Übungen. Obwohl ſie ihm das ſehr übelnahm, hatte ſie doch einen großen Reſpekt vor ſeinem Können und war feſt überzeugt, daß er ein großer Muſiker ſein müſſe, weil er es ſo furchtbar ernſt nahm. Ihr einfältiges Gemüt hatte da wirklich ahnungslos richtiger geurteilt als der Verſtand der Verſtändigen und ein großes, unterdrücktes Talent gewittert, das in dem armen, unfrohen Manne eingeſchloſſen lag und ſich nur auf dem beſcheidenen Felde dieſes primitiven Kirchenchors ausgeben konnte. Was aber aus ſeinem Material zu machen war, das holte er mit unendlicher Mühe und Ausdauer heraus, und Wabi, die von den Tiefen nichts ahnte, welche durch ſein Orgelſpiel rauſchten, bemerkte immer mit vieler Anerkennung, wie er ſeine Schulkinder in muſikaliſcher Zucht hielt. Da war beſonders einer von den Buben, der ſich durch ſeine Stimme und ſeine muſikaliſche Natur ſehr ſchnell weit über die anderen erhob, und mit dem ſich der Lehrer in leidenſchaftlicher Hingebung beſchäftigte, welche dem alſo Ausgezeichneten häufig höchſt unerfreulich ſchien, aber glänzende Früchte trug. Die wundervolle harmoniſche Veranlagung des Jungen bildete und formte ſich, trotz der ſehr geringen Doſis eigenen Beſtrebens, ganz von ſelbſt nach der methodiſchen Anleitung des Lehrers, der faſt wie ein Wunder dieſes Hervorſtrömen eines reichen Quells von klarſter Tonkunſt beobachtete und anbetete.

Die Wabi kannte es genau heraus, wenn die helle, weiche Stimme über die anderen hinausſchwebte, und wenn ſie ſich im Solo allein erhob, dann hatte ſie genau das Gefühl, als ob ſie einen Engel durch die Wolken vom Himmel herabſingen hörte, und mit der Zeit bildete ſich eine ganz undefinierbare, wunderliche Vorſtellung in ihr aus, daß es ihr ſpezieller Engel ſei, der durch dieſe Stimme zu ihr herabſpreche, während alle die anderen keine Ahnung davon hatten.

Es war, ehrlich geſagt, für gewöhnliche Menſchen auch nicht ganz leicht, in dem Feringer Poldi einen Engel zu erkennen. Schon ſein Äußeres unterſchied ſich weſentlich von der landläufigen Vorſtellung eines ſolchen. Er war ein herzlich häßlicher kleiner Kerl, deſſen Geſicht auf den erſten Anblick ganz Mund und Ohren ſchien, bis man bei genauerer Betrachtung eine Stülpnaſe, ſtruppige braune Haare und ein paar kleine Augen entdeckte, die von einer Frechheit blitzten, welche ſich bei näherer Bekanntſchaft durchaus nicht als trügeriſcher Schein erwies. Niemand konnte ihm nachſagen, daß er je was Schlechtes getan hatte, aber in der Erfindung von ungeheuerlichen Streichen und in unaufhörlichen Angriffen auf die Seelenruhe und das friedliche Behagen ſeiner Mitmenſchen gab es ſeinesgleichen nicht. Er war die Plage der ganzen Nachbarſchaft, und ſo ziemlich ſämtliche Bewohner der näheren Umgebung ſeines Elternhauſes beteiligten ſich durch unbegrenzte Anwendung von Rohrſtöcken, Peitſchenſtielen und anderen handlichen Gegenſtänden werktätig an ſeiner Erziehung, ohne aber das gewünſchte Reſultat zu erzielen. Alle Schläge, Verwünſchungen und Zornesausbrüche glitten eindruckslos an Poldis natürlichem Unfugdrang ab, und das einzige, was ihn für eine kurze Weile beeinfluſſen konnte, war der hoffnungsloſe Kummer und die Scham über ihren ungezogenen Sohn, die ſich manchmal in dem Weſen und Geſicht ſeiner Mutter ausprägte, wenn ſie ihrerſeits alle Scheltworte und Strafen erſchöpft hatte und hilflos dieſer Elementargewalt von Nichtsnutzigkeit gegenüberſtand. Dann war Poldi voll

Reue und guten Vorsätzen und versprach, daß er ihr noch einmal Ehre machen werde, was von der Mutter mit sehr ungläubiger Resignation aufgenommen wurde. Sie hätte dieser unwahrscheinlichen Zukunftsaussicht eine etwas weniger ärgerreiche Gegenwart vorgezogen.

Es wäre Wabi nie in den Sinn gekommen, diesen heillosen Mistbuben, der ihr die Fenster aushängte und davontrug, die Hühner ausließ und herumjagte, daß sie kaum wieder einzufangen waren, ihr, wenn sie am Abend im harmlosen Gespräch bei einer Nachbarin stand, den Rock an den nächsten Zaun annagelte, und den sie mit den kräftigsten Schimpfworten regalierte, mit ihrem Engel zu identifizieren. Sie hatte da in ihrem Sinn eine unerklärbare Trennung zwischen dem tönenden Inhalt und dem unwürdigen Gefäß zustande gebracht, und wieder hatte sie nicht so unrecht in all ihrer Dummheit, denn der Junge, der da oben am Chor sang, mit gefalteten Händen, das ganze Gesicht von einer inneren Weihe verklärt, die gewöhnlich in listigem Übermut zusammengezogenen Augen weit geöffnet und wie weltentrückt ins Weite schauend — das war wirklich nicht derselbe, der sofort nach Schluß der Messe womöglich am Stiegengeländer vom Chor herabsauste, sich im Vorbeigehen an den Glockenstrick hängte und, kaum aus der Kirche heraus, mit gellendem Geheul in irgendein unerlaubtes Unternehmen stürzte.

Eines Tages verschwand aber der Engel, und nur der Poldi blieb zurück — einige liebevolle Gemüter hätten's umgekehrt lieber gesehen —, und es hieß, er dürfe jetzt nicht am Chor singen. Was sie von seiner Stimme sagten, von Übergang und dergleichen verstand die Wabi nicht, sie erklärte sich die Sache sofort damit, daß der Bengel eben irgendeine besondere Missetat vollbracht habe und darum nicht mehr auf den Chor dürfe, was sie auch sehr richtig fand. Für seine Person interessierte sie sich keineswegs und kümmerte sich nicht weiter um ihn. Nach ein paar Jahren kam er auf dringende Veranlassung des Lehrers in die Hauptstadt, um dort Musik zu studieren, und war für Wabi abgetan.

Ihre eigene Tochter spielte in ihrem Leben eine sehr nebensächliche Rolle, was zum guten Teil in deren Veranlagung begründet war. Sepherl hatte ihres Vaters liebenswürdige Heiterkeit geerbt, die sich am liebsten auf Kosten anderer belustigt, sowie seine schöne Unabhängigkeit des Charakters, welche stolz jeder Beengung durch regelmäßige Tätigkeit widerstrebt. Sie zeigte sich in der Schule intelligent und faul, zu Hause frech und faul, im Verkehr mit der Außenwelt sehr unerschrocken und schlau im Erkennen ihres Vorteils. Hübsch war sie auch und nicht mit übermäßigen Skrupeln beschwert, so konnte es ihr nicht fehlen, und sie erkannte sehr bald, daß sie ein weiteres Feld brauche, um ihre Fähigkeiten zu entfalten. So vertauschte sie mit fünfzehn Jahren ihren Wohnsitz mit einer großen Stadt, von wo sie sehr wenig hören ließ. Ihre Mutter, deren Gefühle sich auf eine Art von animalischer Mütterlichkeit beschränkten, die sich um das Junge nicht mehr kümmert, wenn es auf den Füßen steht und allein essen kann, legte ihr nichts in den Weg. Wenn ein paar freundliche Menschen ihr nahe legten, daß die Sepherl in der Stadt ein keineswegs einwandfreies Leben führte, so verstand sie nur halb und regte sich gar nicht auf. Was sollte sie dabei tun? Jeder ist in Gottes Hand, das Mädel würde sich schon allein zurechtfinden. Diesen bequemen Glauben fand sie glänzend gerechtfertigt, als die junge Dame nach einigen Jahren mitteilte, daß sie im Begriffe stehe, sich zu verheiraten, und die Mutter zur Hochzeit einlud. Diese traf ihre Vorbereitungen, aber im letzten Augenblick stieg ihr die Unmöglichkeit auf. Was sollte denn mit der Kirche sein, wenn sie auf ein paar Tage fortging? Konnte sie es verantworten, ihre Mission in Stich zu lassen? Denn das war ihre heiligste Überzeugung — niemand verstand etwas von Reinigungsarbeit, wie sie hier nötig war, als die Kirchen-Wabi. Diesen Ehrentitel hatte man ihr beigelegt seit ihrer Erhebung zu ihrer jetzigen Würde, und kein König konnte stolzer sein auf seine Majestät.

Überhaupt — so wenig selbstbewußt sie in ihrem früheren Lebensabschnitt gewesen, so unendlich erfüllt war sie von ihrer jetzigen Bedeutung, und man konnte sie von einem gewissen Grade geistlichen Hochmuts eigentlich nicht ganz freisprechen. Sie hielt sich nicht nur für unentbehrlich und einzig

befähigt, ihren Obliegenheiten wirklich vollkommen zu entsprechen — in ihren tiefsten Tiefen lebte sogar ein uneingestandenes, aber nicht wegzuleugnendes Gefühl, daß sie eigentlich hier die Hauptsache sei. In ihren Händen lag der Glanz des Ganzen, ihre Arbeit erhielt diesen Glanz.

Messe lesen konnte sie ja nicht — behüte Gott, daß ihr so ein sündhafter Gedanke nur käme —, und der Herr Pfarrer, der verkehrte direkt mit dem lieben Gott und sprach lateinisch mit ihm. Aber schließlich — wenn er nicht dawar, las ein anderer die Messe. Aber wenn sie nicht dawäre, dann wäre die Kirche dem Staub und Schmutz preisgegeben. Denn eine andere — sie wußte doch, wie die anderen arbeiteten: in den dunkeln Winkeln blieb alles liegen, und der Pfeiler beim Eingange war mit einer Schmutzkruste überzogen. Nein, die Arbeit konnte nur sie leisten, und sie fand auch gebührende Anerkennung. Der Pfarrer war sehr zufrieden und ließ sie immer selbständiger schalten, und der Meßner hatte eine solche Hochachtung vor ihrem feurigen Enthusiasmus, daß er ihr sogar einen guten Teil seiner Obliegenheiten überließ. Selbst manches erlaubte er ihr zu tun, was er durchaus selbst zu verrichten verpflichtet war — so ein gutes Herz hatte er.

Bei allen diesen Vertrauenskundgebungen fühlte die Wabi sich natürlich immer mehr durchdrungen von ihrer Wichtigkeit, und im geheimen war sie ziemlich sicher, daß sie dem lieben Gott eigentlich näher stand als alle anderen. Sie arbeitete doch für ihn und dachte an nichts, als ihm sein Haus blank und rein zu halten. Der liebe Gott selbst, der hatte wohl zuviel zu tun und kümmerte sich nicht um solche Dinge, aber der Herr Jesus, der hält auf Ordnung, das wußte sie sicher. Er hat doch damals die Krämer aus dem Tempel gejagt. Doch nur weil sie Schmutz machten und Unordnung mit ihrem Kram. Warum denn sonst? Und das konnte man sich doch denken, man muß nur sehen, wie es am Platz aussieht nach dem Wochenmarkt. Und dann haben sie wahrscheinlich geraucht und die Pfeifen auf den Boden ausgeklopft oder geschnupft und den Tabak herumgestreut. Na, wenn man das noch alles in der Kirche hätte!

Wenn es das ganze Jahr schön war, so befand sich Wabi in ihrem Element doch erst, wenn Ostern kam, da feierte sie Orgien im Aufwaschen und schwelgte in wütenden Putzereien. Man hätte gedacht, daß sie die Hälfte des Steinbodens wegwaschen müsse, mit solcher Leidenschaft rieb sie endlos bis in die entferntesten Winkel, und um diese Zeit entging kein Fleckchen und kein Stäubchen ihren geschärften Blicken.

Dann der Hochgenuß der mannigfaltigen Ausschmückung! Jeder Tag hat sein bestimmtes Kleid, und jedes ist schöner als das letzte! Überall ist sie dabei von früh bis in die Nacht, und dazwischen wohnt sie allen Zeremonien vom Anfang bis zu Ende bei. Die reiche Kette der österlichen Feierlichkeiten, von der gedrückten Schwere des Gründonnerstags über das erschütternde Erstarren der stummen Karfreitagsstimmung bis zum brausenden, berauschenden Jubel des Ostersonntags, zog mit seiner unbesiegbaren Eindrucksfülle über sie weg, sie in einem Rausche frommen Genusses mit sich fortreißend. Der Wechsel der Bilder, deren Inhalt ihr fremd war, und die sie nur mit den Sinnen erfaßte, erfüllte sie mit einer leidenschaftlichen Wärme, wie in anderen Lebenssphären die Kunst auf Menschenseelen einwirkt, um sie aus ihrer schalen Alltäglichkeit für Augenblicke in eine andere Welt zu tragen.

Wenn nun der Ostersonntag kam mit seinem strahlenden Jubelgottesdienst, wo alles, was an Licht und Pracht daist, hervorquillt und sich mit dem Glanz der Musik in ihrer höchsten Entfaltung zu einer betäubenden Herrlichkeit vereint, dann hätte die Wabi mit keinem König getauscht in ihrem schwindelnden Hochgefühl, dazu zu gehören und an dieser Pracht mitgearbeitet zu haben.

So stark wie die arme Seele dieses einfältigen Weibes da unten empfand vielleicht nur noch einer in dem weiten Raume die mächtige Erhebung dieser von allem Schimmer umflossenen höchsten Stunde im Kirchenjahr — der ernste, schweigsame Mann an der Orgel, dessen Haar grau und dessen Schritt müde geworden war in den Jahren kleinlicher Plage, dem im Herzen aber noch immer all die erstickten Harmonien quollen und rauschten, die das heimtückische Leben in ihm begraben hatte.

Als Ostern wieder einmal nahe war, hieß es, der Feringer Poldi komme wieder; er wolle seine Vaterstadt besuchen, und am Ostersonntag werde er in der Marienkirche das Solo singen. Es war zehn Jahre her, seit er als Achtzehnjähriger fortgegangen; er hieß jetzt Leo Farenga und sollte ein berühmter Künstler geworden sein.

Das imponierte der Wabi durchaus nicht weiter, denn etwas Höheres, als hier am Chor dieser Kirche zu singen, wie er es damals getan hatte, konnte er ihrer Ansicht nach nicht erreicht haben. Höchstens konnte sie sich vorstellen, daß er in Rom „im Papst seiner Kirche" singe, und das ist ja — vielleicht — mehr.

Übrigens vergaß sie im Wirbel der Ostervorbereitungen den Poldi und seine Karriere wieder gänzlich, bis es hieß, er sei da, habe ein paar Freunde mitgebracht und mit diesen, sowie einigen seiner Jugendgefährten gleich die erste Nacht durchgetrunken und -gelärmt und gewaltigen Unfug getrieben.

Die Kirchen-Wabi zuckte geringschätzig die Achseln. „Was habt ihr denn geglaubt? So ein Mistbub' wird sein Leben nicht anders."

Erkannt hätte sie ihn nicht, so hübsch und fein war er geworden. Den seinerzeit so unheimlich großen Mund und die aufgestülpte Nase verband ein kecker Schnurrbart, der die Eigentümlichkeiten beider milderte, die Ohren wurden durch die darüber fallenden Haarwellen halb gedeckt, deren Struppigkeit sich durch Kultur in schwungvolle Lebhaftigkeit verwandelt hatte. In den Augen blitzte noch immer der spitzbübische Übermut, der aber durch das Lächeln des Mundes den Charakter liebenswürdiger Heiterkeit erhielt. Die Heimat war denn auch sofort entzückt von dem zurückgekehrten Sohn, und sämtliche Nachbarn hatten es immer gewußt, daß in dem Poldi etwas Besonderes stecke.

Die Wabi wartete aber nur auf den Sonntag und war sehr gespannt, ob ihr Engel wieder durch diesen großen Bengel seine Stimme hören lassen werde. Als dann die Kirche im hellsten Lichterglanz erstrahlte, alles Gold und alle Farben zu einem Meer von blendendem Licht zusammenliefen, der Weihrauch in immer dichteren Wolken durch den Raum zog und die Orgel in ihren vollsten Tönen erbrauste, da saß sie ganz still in einer Ecke und widmete heute dieser ganzen Herrlichkeit nur eine zerstreute Aufmerksamkeit. Es war auf einmal eine zappelige Aufregung über sie gekommen, und sie konnte kaum ruhig sitzen bleiben vor ungeduldiger Erwartung auf die Stimme ihres Engels. Sie horchte nur immer zum Chor hinauf, auf den mächtigen Strom des Orgeltones, das Schmettern der Trompeten — denn am Ostersonntag wurde alles aufgeboten, was an Instrumenten zu finden war — und auf den durch freiwillige Hilfstruppen verstärkten Gesang der Schulkinder. Das Hochamt entfaltete sich, es wurde immer feierlicher in den Gemütern, der Weihrauch lag schwer in der Luft, und es war, wie wenn Gott auf den Wellen der Töne vom Chor herab durch die Seelen schritte. Dann verliefen sich die Klangfluten, wurden schwächer und leiser und verstummten ganz, und aus diesem Schweigen heraus erhob sich jetzt wie auf breiten weißen Engelsflügeln eine wundervolle Stimme und schwebte groß und klar und silberleuchtend durch den weiten Raum. Hell und sicher drang sie in inniger Reinheit empor, getragen von der Ruhe eines unbeirrbaren musikalischen Gefühls, und stieg höher und immer höher von der sanften Ergriffenheit bis zum Aufschrei des heißen Entzückens. Dann fielen die Instrumente und darauf die anderen Stimmen ein und umringten den Silberklang, der aber immer sieghaft und leuchtend in seiner metallenen Fülle über dem Gewoge der Töne hinglitt und durch die Wölbung der Kuppel in die Wolken hinaufzusteigen schien.

Unten war es, wie wenn die Kerzen verdunkelt würden und die Farben verblaßten. Alle Köpfe drehten sich herum und horchten in verblüffter Ergriffenheit, selbst der Pfarrer vor dem Altar stand Augenblicke lang ganz still im Banne dieser Töne. Nur eine hörte nicht recht, weil das Schluchzen ihrer Glückseligkeit sie daran hinderte, und das war die Mutter, der in dieser Stunde aller Kummer und alle Plage reich vergolten wurde. Der Poldi hatte Wort gehalten, über alles Erwarten hinaus!

Wabi saß ganz zusammengezogen in ihrer Ecke, den Kopf auf die Brust gedrückt, und am liebsten hätte sie noch die Arme fest um

den Kopf gepreßt, in einer Art von Angstgefühl vor dem seltsamen Eindruck dieser ihr unerfaßbaren vollendeten Kunst. Es wurde ihr heiß und kalt, wie die Töne über sie wegfluteten, und so wenig sie diese Macht begriff, die in dem Augenblick alle die verschiedenartigen Gemüter um sie her beherrschte, so spürte sie doch etwas von dem Hauch einer Größe, die ihr bisher nie begegnet war.

Ihr Engel — aber nicht mehr der kleine Himmelsbote, der zwischen Himmel und Erde herumschwirrt und über Tun und Lassen der Menschen an Gottes Thron Bericht erstattet. Nein, der Engel, der herabsteigt, umstrahlt von der Glorie des Himmels, so herrlich und erhaben, daß die arme Kreatur vor ihm niedersinkt und die Hände über die Augen legt, weil sie den Glanz nicht ertragen kann.

Als die Messe zu Ende war, wollte die Kirche sich gar nicht leeren. Alle waren wie betäubt von einer besonderen Weihe, daß sie sich nur mechanisch und gedankenverloren in Bewegung setzten. Als Wabi ganz zuletzt von ihrem Platz wegkroch, sah sie endlich den Sänger vom Chor herabkommen — diesmal nicht am Stiegengeländer, sondern ganz manierlich Stufe für Stufe herabsteigend. Er war nicht allein, denn einer seiner Freunde kam hinterher, und neben ihm, den Arm in den seinen gelegt, ging schwerfällig, mit den langen grauen Locken und der müden Gestalt, der alte Lehrer, dessen blaue Augen in ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit an dem Gesicht des Jungen hingen, in dem er den Traum seiner Seele lebendig geworden sah. Sie gingen in die Sakristei, um mit dem Pfarrer zu sprechen, und die Wabi humpelte zu dem Straßenausgang, um dort zu warten, bis sie drinnen Ordnung machen könne. Nach einiger Zeit öffnete sich die Tür, und der Poldi kam heraus mit seinem Freund und blieb stehen, um sich in der Außentür eine Zigarette anzuzünden. Dabei fielen seine Augen auf die Alte, und er schrie auf einmal lustig auf:

„Jesses, die Kirchen-Wabi, mein alter Schatz!" Dabei faßte er sie übermütig unters Kinn und sagte über die Schulter zurück lachend zu dem anderen: „Das war meine erste Liebe."

Wabi atmete kaum, sie wurde ganz steif und starr unter der Berührung, und das Blut blieb ihr in den Adern stehen. Die leichtfertigen Worte hatte sie nicht gehört, sie wußte nur eines — ihr Engel hatte seine Hand auf sie gelegt und sie mit ihrem Ehrennamen angerufen. Was auch in ihrem ganzen Leben Bitteres und Schweres über sie gekommen, das war jetzt alles weggewischt, und in dem Taumel ihrer Verzückung schnappte sie plötzlich nach der nicht eben zarten Hand und küßte sie in wilder Inbrunst.

Dem Engel blieb das Wort in der Kehle stecken. In seinem durchaus nicht engelhaften Gemüte regte sich eine komische, konfuse Rührung, die ihm zu verstehen gab, daß dies hier nicht zum Lachen sei, und daß diese arme Seele, die sich vor seiner begnadeten Kunst in den Staub wirft, ihn tausendmal höher ehrt als das Beifallsgetobe eines glänzenden Konzertpublikums. So war er ganz still und fing dann an, mit gütigem Ernst zu ihr zu sprechen, und es war vielleicht das erstemal, daß jemand freundlich und ohne Spott die Wabi ansprach. Als dann der Lehrer kam und sie alle fortgingen, blieb die Wabi stehen und sah ihnen nicht nach. Sie sah nur in sich hinein, wo alle die Eindrücke des Tages sich eingegraben hatten, und erst nach einer Weile bemerkte sie mit größtem Erstaunen, daß die Tränen ihr stromweise über die Wangen liefen.

Sie hatte noch nie vor Freude geweint. Heute tat sie es zum erstenmal. —

Die Wabi hat ihren Engel nie wiedergesehen und verlangte auch nie danach. Wer, der gekrönt worden, wird das Begehren hegen, daß dieser höchste Weihemoment sich wiederhole? Die Kirchen-Wabi rutschte am nächsten Tage wieder in geflickten Röcken auf den Steinfliesen der Kirche umher und wusch und rieb wie früher, aber in ihr war der Glanz des gestrigen Tages, der nicht mehr ausgelöscht werden konnte, denn wie alt sie auch werden mag — ihr Kopf nimmt keine neuen Eindrücke mehr auf, die ihre Glückseligkeit stören könnten.

Geſtade mit Kiefern bei Mio no Matſubara in der Provinz Suruga, wo die Legende des Fiſchers ſpielt, der das Federgewand einer Dienerin vom Monde fand und es der Beſitzerin erſt wiedergab, als ſie vor ihm einen der Tänze der Unſterblichen tanzte. Schwarzweißmalerei auf einem ſechsteiligen Wandſchirm (3,4 : 1,5 m) in japaniſchem Privatbeſitz, von Noami unter dem Shogun Yoſhimaſa Aſhikaga, 1449 bis 1471. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

Die Bildhauerkunſt und Malerei im alten Japan

Von

Oskar Münſterberg

II.

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Die chineſiſche Renaiſſance der Malerei griff im weſentlichen auf die Blütezeit der Sungdynaſtie zurück. Um das richtige Gefühl für die damalige Kunſtauffaſſung zu erlangen, müſſen wir kurz auf die politiſche und hiſtoriſche Entwickelung Chinas zurückblicken. Die großen Philoſophen Konfuzius, Laotſe und Mencius hatten etwa 500 Jahre v. Chr. gelebt und die Erreichung des höchſten Glückes nicht dem Stärkſten, nicht dem Sieger durch robuſte Kraft, ſondern dem Weiſeſten, dem Sieger durch Gedanken verſprochen. Laotſe ſchreibt bereits, daß ein wenig ruhmreicher Friede den höchſten Erfolgen eines Krieges vorzuziehen ſei, denn der glänzendſte Sieg ſei nur der Widerſchein einer Feuersbrunſt. Die Lehre des Konfuziunismus iſt im weſentlichen ein Studium der philoſophiſchen, klaſſiſchen Schriften, nach deren Deutung, wie nach einem Leitfaden der Moral, alle Handlungen, ſowohl die des Kaiſers wie die des Volkes, einzurichten ſind. Die fortgeſetzte Beſchäftigung mit der Philoſophie führte dazu, als Herrſcher nur den Beſten und Klügſten, nicht aber den Stärkſten anzuerkennen. Der Kaiſer galt nicht als der erbliche Beſitzer des Reiches, ſondern nur durch ſeine Weisheit als der göttliche Leiter des Volkes. Dieſe Auffaſſung machte ihn einerſeits zum Gottesſohn, und anderſeits unterſtützte ſie jede Revolution, ſobald die Handlungen des Kaiſers nicht mehr weiſe erſchienen.

Die Lehnsverfaſſung ſowie die Fürſtenwürde wurden abgeſchafft, und China war das Land der Kaufleute und Bauern, die von den Literaten beherrſcht wurden. Dieſe wurden aber nicht nach den ritterlichen Tugenden der Tapferkeit und ihres Mutes geprüft, ſondern nach der Entwickelung der geiſtigen Fähigkeiten. Jeder Bauernſohn wurde zum Literatenexamen zugelaſſen, und allein von der Leiſtung hing der Aufſtieg bis zum Vizekönig ab. So finden wir bei einer abſolutiſtiſchen Staatsform eine Verbreitung der Kultur mit ihren Schätzen der Philoſophie, Literatur und Kunſt, wie nur das demokratiſchſte Land ſie anſtreben kann.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Sechs indiſche Rakans (Arhats), Schüler Buddhas. Farbige Malerei auf Seide, Teil eines der fünfzig Kakemonos (170 : 80 cm) mit fünfhundert Rakans, im Beſitz des Kloſters Tofukuji, Kyoto, im Auftrage des Shogun Yoſhimochi Aſhikaga gemalt von Myo Cho, genannt Cho Denſu, 1352 bis 1431. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Soldatendienst war ein verächtliches Handwerk, aber umgeben von den Schätzen der bildenden Kunst über die Gedanken großer Philosophen konversieren und den feinsten Stimmungen der gefeierten Dichter nachträumen, das war das Endziel der Erziehung. Abgeschlossen von aller Welt kennt die chinesische Kultur nur ihre eigene Literatur, im wesentlichen die klassischen Bücher der vorchristlichen Philosophen.

Eine derartige Auffassung mag nicht gerade praktisch sein, besonders wenn fremde Völker der Entwickelung des Kriegshandwerkes eine besondere Sorgfalt widmen, aber vom ästhetischen und ethischen Standpunkte aus scheint es auch nach den Gesetzen der christlichen Lehre die höhere Auffassung des Lebens zu sein. Allerdings ist eine derartige Entwickelung nur möglich, wenn wie in China natürliche Grenzen das Land vor Eroberern schützen und die Fruchtbarkeit und der Reichtum des Landes eine Befriedigung aller Bedürfnisse im eigenen Land ermöglichen.

So kam es, daß nicht der Feldherr oder der Krieger den Künstlern den Stoff für ihre Werke gab, sondern der Philosoph und der Dichter. Nicht Handlungen, sondern Gedanken und Empfindungen sollten zum Ausdruck gebracht werden. Nicht die Wahrheit des Objektes, sondern die Stimmung der betrachtenden Menschen ist das erstrebenswerte Ideal!

Nur aus dieser Weltanschauung heraus konnte jene eigenartige chinesische Kunst entstehen, die in Japan einen kraftvollen Nährboden fand.

Dieses gesteigerte Empfindungsleben begünstigte zunächst die Entwickelung der lyrischen Dichtung, welche sogar ein wichtiges Fach bei den Examen der politischen Beamten bildete. Selbst die chinesischen Kaiser machten Verse, und auf Gesellschaften überboten sich die Gebildeten der Nation im „Sängerkrieg" zur Verherrlichung schöner Frauen oder berühmter Landschaften oder zur Wiedergabe von Stimmungen und Empfindungen. Die Lyrik hatte ihre Blütezeit unter der Regierung der Tang (618 bis 907).

Im gleichen Sinne wurde auch die darstellende Kunst der Träger einer Stimmungsmalerei. Die Bilder wurden im wesentlichen Stimmungsbilder, bei denen aus der Natur nur die äußere Form geliehen war. Die Malerei der Lyrik erreichte ihre größten Erfolge unter der Sungdynastie (960 bis 1127).

Das Interesse für diese Kunstprodukte bildete den Hauptinhalt des Gesellschaftslebens. Man kam zusammen, um Bilderrollen oder Verse zu bewundern: der Ruhm einzelner Bilder und einzelner Gedichte drang weit bis an die fernsten Grenzen des Riesenreiches, und es gab keinen anderen Weg, um die höchsten Ehren und Erfolge zu erzielen, als den, der über ästhetisches Gebiet führte (s. obenstehende Abbildung).

Chinesen kommen in einem Pavillon zusammen, um ein Bild zu bewundern. Schwarzweißmalerei, Kakemono (110 : 80 cm) im Tempel Reiunin des Kloster Myoshinji, Kyoto, von Kano Motonobu, 1476 bis 1559. (Nach japanischer Reproduktion.)

Es ſcheint gewiß, daß die zahlreichen Japaner, welche vor dem dreizehnten Jahrhundert China bereiſten, auch von dieſen Bildern Kenntnis bekommen hatten, aber ihnen fehlte damals das Verſtändnis für die lyriſche Weltanſchauung. Bei ihnen zu Hauſe war die Lehnsverfaſſung in Blüte, die Ritter herrſchten mit dem Schwert, und ernſte politiſche Sorgen erlaubten noch nicht die Beſchäftigung mit philoſophiſchen und rein äſthetiſchen Fragen. Der Religion zur Beglückung des Volkes und dem Waffenhandwerk zur Befeſtigung der Herrſchaft der ſiegreichen Herren galt ausſchließlich das Intereſſe der Japaner. Und erſt in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, zur Zeit eines zunehmenden Luxus an den Fürſtenhöfen, erwachte das Bedürfnis für eine höhere Lebensauffaſſung, und es entwickelte ſich ein Verſtändnis für jene chineſiſche Malſchule, welche dann vom vierzehnten bis zum Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts die Zeit der Renaiſſance in Japan erfüllte.

Der Dichter Tſumei auf einem Eſel reitend. Schwarzweißmalerei auf Papier (80 : 60 cm) im Kloſter Weſſhongaji, Kuoto, vom General Yoſhimochi Aſhikaga, 1386 bis 1428. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

Cho Denſu (1352–1431) gilt als der Begründer der chineſiſchen Malſchule in Japan und wird als der größte Meiſter ſeiner Zeit geſchildert. Von ſeinen Werken ſind ſeine fünfzig Bilderrollen beſonders berühmt, auf deren jeder zehn Schüler von Buddha, alſo im ganzen fünfhundert Menſchen abkonterfeit ſind.

Die dargeſtellten Köpfe und Hände zeigen eine feine Individualiſierung in der Bewegung und dem Ausdrucke. Die Auffaſſung der Figuren, von welchen das farbige Sonderblatt einen Ausſchnitt aus einer der Bilderrollen wiedergibt, zeigt noch die traditionelle Überlieferung der buddhiſtiſchen Schule, aber neu iſt bereits die Gruppierung und ihre auf der Abbildung nicht erſichtliche Verſetzung in eine Landſchaft. Nicht mehr werden die Figuren nebeneinander geſtellt, ſondern in lebendiger Wirkung zu einer einheitlichen Gruppe vereint und in natürlicher Perſpektive mit Überſchneidungen angeordnet. Die dargeſtellten Menſchenraſſen, entſprechend den in Peking Tribut bringenden Völkerſchaften, ſind Kopien von chineſiſchen Werken, aber doch in eigenartiger Weiſe vorgetragen. Die Ausführung zeigt eine reiche Abſtufung von Farben, auch Gold wird verwendet. Neben dem erzählenden Inhalt zeigt ſich bereits ein Verſtändnis für die rein künſtleriſche Behandlung im Aufbau der Gruppen und der Durchführung. Die Freude an der ſchönen Linie überwiegt bereits den Wunſch der Naturtreue.

Jurōjin, einer der ſieben Glücksgötter mit ſeinem Lieblingstier, dem weißen Hirſch, als Perſonifikation der Langlebigkeit. Schwarzweißmalerei auf Papier. Kakemono (1 m : 45 cm) von dem Prieſter des Kloſters Unkokuji, Seſſhiū, 1423 bis 1507, welcher mehrere Jahre in China weilte und dort den ſeltenen Auftrag erhielt, eine Wand im kaiſerlichen Palaſt zu bemalen. Gründer der Seſſhinſchule. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

Digitized by Google

Die japaniſche Malerei hat ſich nicht zum lichtüberfloſſenen, plaſtiſch wirkenden modernen Bilde der europäiſchen Auffaſſung entwickelt, aber anderſeits iſt die impreſſioniſtiſche, Stimmungsmalerei Oſtaſiens unſeren Künſtlern unbekannt geblieben. Während in Europa aus der erzählenden Darſtellung allmählich ſich das komponierte Figurenbild entwickelte und die Verſetzung der Handlung ins Freie zum Studium der Lichtwirkung mit ihrem Helldunkel und ihren Lichtreflexen überhaupt zum Malen unmittelbar nach der Natur anregte, blieb in Japan gemäß der Tradition die einmal erlangte Technik bis zum heutigen Tage mit allen Fehlern erhalten, und die künſtleriſche Weiterentwickelung konzentrierte ſich auf die Wiedergabe der chineſiſchen Stimmungsbilder; das äſthetiſche Bedürfnis der japaniſchen Renaiſſance findet in den chineſiſchen Impreſſionen ſeinen Höhepunkt.

Der chineſiſche Dichter Li Taipè. Schwarzweißſkizze auf Papier, Kakemono (80 : 38 cm) in japaniſchem Privatbeſitz, von dem Chineſen Liang Kai, 1195 bis 1224. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

Die frühen buddhiſtiſchen Malereien waren in ſchweren, oft deckenden Farben nach Art der indiſchen Freskomalerei ausgeführt worden, in der ſpäteren Zeit und bei den Werken der Toſaſchule wurden ausſchließlich Waſſerfarben benutzt, während jetzt beſonders die Schwarzweißmalerei in Aufnahme kam. Von der Kunſt des Schreibens mit dem breiten oder dem fein geſpitzten Pinſel war die Beherrſchung des Linienfluſſes in leicht geſchwungenen Formen erlangt, und in entſprechender Weiſe wurden mit wenigen Strichen die charakteriſtiſchen Erſcheinungsformen der darzuſtellenden Objekte wiedergegeben.

Dieſe ſcheinbar flüchtigen Skizzen ſind nicht zu verwechſeln mit den „Skizzen“ unſerer Maler. Während dieſe das zufällige Moment des Lebens feſthalten wollen, um Grundlagen für ſpätere Bilder zu geben, und dementſprechend mehr das einzelne erfaſſen als die Geſamtheit, ſind die aſiatiſchen Strichbilder bereits das Endreſultat von ſorgfältigen Studien. Es iſt durchaus nicht eine flüchtig gemachte Beobachtung nach der Natur, ſondern der Ausdruck für die Erkenntnis des Weſentlichſten in dem Darzuſtellenden. Um das zu erreichen, iſt es notwendig, zunächſt die Natur in allen Einzelheiten ſtudiert zu haben. Es iſt nicht der Anfang, ſondern das Ende der Kunſterkenntnis, wenn man verſteht, die Vielſeitigkeit der Natur auf einzelne weſentliche Einheiten zu reduzieren. Dazu gehört die Beherrſchung der Technik und eine Sicherheit des Auges und der Hand, welche wohl das Höchſte in der Kunſtentwickelung darſtellt. Nicht auf die Kopie der Natur, wie einſt fälſchlich die Naturaliſten lehrten, kommt es an, denn es gibt keine objektiv zu erfaſſende Natur an ſich, ſondern auf die Wirkung der Natur auf den einzelnen Menſchen; nicht die Kopie des Gegenſtändlichen, ſondern die Wiedergabe des Geſehenen, die Impreſſion des Gegenſtandes, wie er auf Auge und Geiſt des Künſtlers wirkt, iſt das erſtrebenswerte Ziel.

In dieſer Impreſſion iſt der japaniſche Künſtler Meiſter geworden und hat vielleicht ſeine chineſiſchen Lehrmeiſter, von denen er alle Grundformen der Technik und des Vorwurfs übernommen hatte, übertroffen.

Die Schwarzweißmalerei war von Wang Wei (699 bis 759) beſonders im Süden von China eingeführt und galt als die eigentliche Malerei der Literaten. Die bewunderten Vorbilder der chineſiſchen Meiſter aus der Zeit der Sungdynaſtie zeigen einen Kom-

Digitized by Google

promiß zwiſchen einer naturaliſtiſchen und einer ſtiliſierten Ausführung.

Wie lebendig iſt in der Abbildung (S. 388) die Stellung des Reiters erfaßt und wie fleißig die Bewegung des Eſels nach der Natur ſtudiert, und doch zeigt der Aufbau der Kompoſition, der Schwung der Linien, die Verteilung der getönten Flächen eine durchaus ſtiliſierte Ausführung. Es iſt der chineſiſche Dichter Tſumeï aus der Zeit der Tangdynaſtie, der als Idealtypus häufig dargeſtellt wird, wie er, der Politik und allem Ehrgeiz abgewandt, der Welt nur dem Genießen der Natur und der Verskunſt auf dem Lande lebte. Auffallend iſt die Proportion zwiſchen Pferd und Menſch, aber dieſe kleinen Pferde ſind noch heute in Nordchina ganz üblich. Das Bildchen iſt nicht von einem Maler, ſondern von einem Dilettanten, dem General Yoſhimochi Aſhikaga ausgeführt.

Es iſt dieſer ganzen Kunſtrichtung charakteriſtiſch, daß alle Bilder, ſeien es Figuren oder Landſchaften, nicht direkt nach der Natur hergeſtellt wurden, ſondern nur nach der Erinnerung. Selbſt bei der Landſchaftsmalerei werden nur flüchtige Skizzen zur Unterſtützung des Gedächtniſſes an Ort und Stelle gemacht, meiſt nur ſchwarze Konturen mit eingetragenen Schriftzeichen für die Farben, um erſt im Atelier zum harmoniſch wirkenden Bild abgeſtimmt zu werden.

Ebenſo ſehen wir auf dem Bilde des Gottes der Langlebigkeit Jurōjin mit ſeinem Lieblingstiere, dem weißen Hirſche, das Bedürfnis nach dem Aufbau der ſchönen Linien die realiſtiſche Wiedergabe der Natur übertönen. Seſſhiū (1421 bis 1507), der Verfertiger dieſer Zeichnung, galt als der größte Künſtler ſeiner Zeit und wurde der Begründer einer beſonderen Schule. Der ſinnende, in ſich gekehrte Ausdruck des Weiſen wird in den Linien des Faltenwurfes vom Gewande gleichſam fortgeſetzt, und auch der Hirſch ſchmiegt ſich den abgerundeten, in ſich zuſammenlaufenden Formen an. Selbſt die ſtark verkleinerte Abbildung (S. 388) zeigt uns, wie das ganze Intereſſe auf den durch den Heiligenſchein noch beſonders hervorgehobenen ſinnenden Ausdruck des Kopfes konzentriert wird. Kein Vorder- oder Hintergrund lenkt die Aufmerkſamkeit des Beſchauers ab. Die einheitliche und einfache Konzeption bringt klar und verſtändlich den Begriff des Sinnens und Grübelns zum Ausdruck, wobei das Porträt nur Mittel zum Zweck, nicht Selbſtzweck iſt.

Tokuſan, ein hervorragender Lehrer der Zenſekte in China, geſtorben 865. Schwarzweißmalerei auf Papier, Kakemono (90 : 38 cm) im Tempel Jotokuin des Kloſters Daitokuji, Kyoto, von Soga Jaſoku. Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

An Stelle der Ausführung mit ſpitzem Pinſel zeigt uns das Porträt des Dichters Li Taipē von dem Chineſen Liang Kai die Behandlung mit breitem Pinſel (Abbild. S. 389). Rein zufällig ſcheint der Pinſel in Art der Kalligraphie breit und ſchmal, kräftig und ſchwach aufgeſetzt zu ſein, und doch welche durchſtudierte impreſſio-

Digitized by Google

niſtiſche Wirkung! Die vorwärts ſchreitende Bewegung, der leicht zurückgeworfene Kopf, der ſprechende Mund, das forſchende Auge — die ganze Perſönlichkeit tritt uns entgegen, und mit wie wenigen Mitteln iſt dieſe ſtarke Wirkung erzielt!

Wenn aus Raummangel nur einzelne Künſtler und von dieſen wiederum nur die einzelnen Arten ihrer Kunſt vorgeführt werden können, ſo will ich doch, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, ausdrücklich betonen, daß die meiſten bedeutenden Meiſter ſich faſt auf allen jeweilig beliebten Gebieten verſucht haben; aber nicht bei allen Stoffen wurde die gleiche Vollkommenheit erreicht, oder nicht jeder Vorwurf fand den Beifall ſeiner Zeit. So wird z. B. ſchon von Kose Kanaoka aus dem Ende des neunten Jahrhunderts berichtet, daß er fliehende Pferde in ſchwarzer Kontur vortrefflich darſtellte. Von ihm wird die urſprünglich einem chineſiſchen Künſtler aus dem Jahre 220 v. Chr. zugeſchriebene Legende wiederholt, daß er nicht wagte, den von ihm gemalten Himmelstieren die Augen einzuſetzen, da er befürchten müßte, daß ſie dann Leben bekommen und gen Himmel fliegen würden. Dieſe Bilder ſind aber eigentlich für die damalige Zeit inſofern nicht charakteriſtiſch, da ſie neben den Götter- und Heldendarſtellungen keinen Reſonanzboden in weiteren Kreiſen des Volkes fanden. Erſt in der ſpäteren Friedenszeit drang die Bildung in weitere Schichten, und mit dem Verſtändnis für Literatur entwickelte ſich auch das Intereſſe für derartige Werke der darſtellenden Künſte.

Die Stiliſierung der menſchlichen Gewandung zeigt in noch höherem Maße der ſitzende Prieſter Tokuſan (Abbild. S. 390). Das Gewand iſt in Falten aufgerafft, und der Schwung der ſchönen Linien beeinträchtigt die Wiedergabe der Wirklichkeit: das äſthetiſche Gefühl war ſo ſtark entwickelt, daß die Form alles galt. Anderſeits zeigt der Geſichtsausdruck ein feines Studium der Natur, aber nur der Geſamtausdruck iſt in der Wirkung naturaliſtiſch, während ſich bei genauerem Hinſehen jeder einzelne Körperteil vollkommen ſtiliſiert zeigt. Selbſt in der Zeichnung der Naſe, der Augen und der Augenbrauen läßt ſich jene Freude am Schwunge der ſchönen Linien erkennen.

Dharma, ein indiſcher Prieſter, der Begründer der Zenſekte in China, geſtorben 535. Schwarzweißmalerei auf Papier. Kakemono (94 : 46 cm) im Tempel Jotokuin des Kloſters Daitokuji, Kyoto, von Soga Jaſoka. Fünfzehntes Jahrhundert. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

Es iſt ſchwer, Vergleiche mit der europäiſchen Kunſt zu finden, aber wenn ich vergleichen ſoll, ſo würde mich der Linienſchwung an die Kunſt Raffaels erinnern, während die weiche Tönung, beſonders in den ſpäter zu erörternden Landſchaften, an holländiſche Nebelſtimmungsbilder gemahnt. Oft ſind überraſchend glückliche Löſungen gefunden, die unſeren Gewohnheiten ganz neu erſcheinen; immer iſt ein fein empfundener Ausgleich der Linien und Tönungen erreicht.

War von der Toſaſchule das Vielerlei in der Natur ſorgfältig regiſtriert worden, ſo galt es jetzt, durch Einfachheit der Konzeption und durch Größe in der Auffaſſung zu wirken. Wie in Europa der Begriff des Glaubens in der frühen Zeit durch eine Fülle von handelnden Perſonen dargeſtellt wurde und erſt bei den Meiſtern der Renaiſſance die Verbildlichung eines Begriffes in der Darſtellung eines einzelnen, das Seelenleben widerſpiegelnden Kopfes erreicht wurde, ſo konzentrierte auch die japaniſche Malerei erſt zur Zeit der chineſiſchen Renaiſſance ihr Hauptaugenmerk auf den Ausdruck des Kopfes.

Der Kopf des indiſchen Prieſters Dharma zeigt uns den Geiſt des fanatiſch glaubenden und überzeugenden Mannes (ſ. obenſtehende Abbildung). Als Patriarch der Zenſekte war

Jittoku, ein heimatloſer Küchenjunge im Tempel Knochingſſu in China, und der blödſinnige Bettler Kanzan, aus der Zeit des Kaiſers Taitſung (Mitte des ſiebenten Jahrhunderts), deren Gedichte in der Sammlung von Hanſhan enthalten ſind. Schwarzweißmalerei von Hirojeke, mit dem Künſtlernamen Torei, Hofmaler des Fürſten von Inaba, im ſechsundſechzigſten Lebensjahre. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

er (520) von Indiens Heimat über See nach China gereiſt, um ſeine Lehre, die Erkenntnis durch Einſicht, nicht durch Auslegung von Worten, zu verkündigen. Der Kaiſer von China verſtand ihn nicht, und die Berichte erzählen, daß er neun Jahre lang ſchweigend vor einer Wand geſeſſen und über philoſophiſche Gedanken gegrübelt habe. Mit wie wenigen Mitteln iſt hier die Kraft des überzeugenden Propheten zum Ausdruck gebracht! Auch hier iſt die Behandlung des Geſichts in ſchönen Linien ſtiliſiert, aber der Ausdruck des überlegenen Geiſtes läßt ſich ſelbſt in der ſtark verkleinerten Wiedergabe (das Original iſt faſt in Lebensgröße) erkennen.

Gegenüber den Porträts in würdevoller Poſe zeigt die ſehr beliebte Darſtellung des Küchenjungen Jittoku mit ſeinem Beſen und des Blödſinnigen Kanzan ein Stück luſtiges Volksleben. Das groteſk Komiſche und übertrieben Luſtige wird auch hier nur durch eine Stiliſierung der Wirklichkeit erreicht (ſ. nebenſtehende Abbildung).

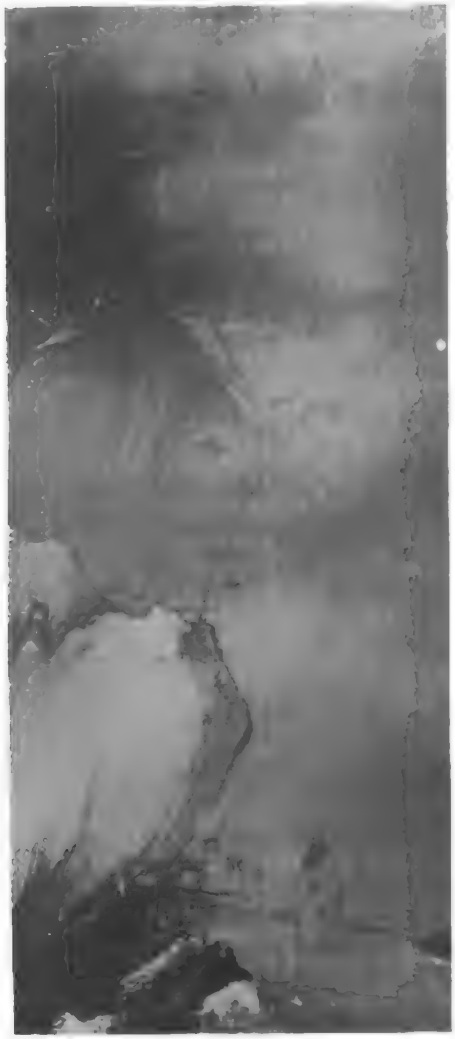
Reiſende japaniſche Bonzen widmeten (976 bis 984) dem chineſiſchen Hofe japaniſche Bilder, die in dem klaſſiſchen Lande der Malerei eine derartige Wertſchätzung erlangten, daß ſie den berühmten kaiſerlichen Galerien einverleibt und in den damaligen chineſiſchen Kunſthandbüchern anerkennend erwähnt wurden. Beſonders berühmt war die Sammlung des Kaiſers Huitſung (regierte von 1101 bis 1125), deſſen Hof an die mediceiſche Kunſtperiode Italiens erinnert. Seine Paläſte inmitten kunſtvoller Gartengründe, angefüllt mit ſeltenen Steinen und von weither mitgebrachten Pflanzen und Bäumen, mit wilden Tieren und bisher unbekannten Vögeln, waren berühmt. Am Hofe verſammelte er die beſten Literaten und Maler ſeiner Zeit, und er ſelbſt übte ſich in allen Künſten.

Zwei Landſchaftsbilder werden in Japan aufbewahrt, welche angeblich von der Hand dieſes chineſiſchen Kaiſers herſtammen. So weit das Alter und die ſtarke Verkleinerung eine Reproduktion zuließen, iſt die Art der damals beſonders geſchätzten Malerei gut zu erkennen. Beide Bilder behandeln dasſelbe Sujet. Auf dem einen ein ſtehender, auf dem anderen ein ſitzender Pilger auf hoher Bergesſpitze: darüber einzelne Baumſtämme, davor die weite, nebelhafte Ferne der Unendlichkeit, in die der Wanderer träumend hinausſchaut (Abbildungen S. 393). Die lyriſche Stimmung der Sehnſucht, ohne Darſtellung des erſehnten Objekts, verkörpert das begriffliche Denken der klaſſiſchen Literaten aus der Zeit der Tangdynaſtie. Es gehört auch zu dieſer Stimmungsmalerei, daß nicht eine Photographie der Natur angeſtrebt wird, ſondern nur die Erinnerung an jene

Digitized by Google

charakteriſtiſchen Eigentümlichkeiten der Formation, welche ſich dem Gedächtnis leicht einprägen, wachgerufen werden ſoll. Alle Nebendinge ſind weggelaſſen, ſo daß die Abſicht des Künſtlers, durch einfache Ausdrucksformen mit möglichſt wenig Mitteln ſtark zu wirken, klar hervortritt. Einſam, wie der einzelne Menſch, iſt auch nur ein einzelner Baum angedeutet, und beide erſcheinen klein gegenüber der den größten Teil des Bildes erfüllenden Luftperſpektive. Das iſt die wahre Stimmung des Denkers· ſich ganz verſenken in die fernen Welten des Alls. Nichts hindert den Blick in die unfaßbare Weite, nichts gibt den Gedanken eine beſtimmte Richtung, und das träumende Verſenken in Himmel, Luft und Wolken, in das Nichts und doch zugleich in die Allmacht der Natur: das iſt der Endtraum des Philoſophen, das iſt die Stimmung der lyriſchen Literatur, das iſt der Inhalt vieler Stimmungsbilder jener klaſſiſchen Zeit.

Japaniſche Landſchaften müſſen immer — wie im Mittelalter bei uns — begrifflich aufgefaßt werden. Der Sonnenaufgang iſt nicht ein Niederſchreiben der Lichtreflexe, ſondern eine Manifeſtation des Tages; die Wieſe mit den blühenden Bäumen iſt als



Ein Dichter auf beſchneitem Bergeswege mit Bambusbäumen hinter Fels, im Hintergrunde Berg mit Waſſerfall und überhängendem Baum. Farbige Malerei auf Seide (125 : 53 cm) im Kloſter Konchiin, Kyoto, wahrſcheinlich vom chineſiſchen Kaiſer Huitſung, regierte 1101 bis 1125. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

Dichter an einem Bergabhang mit überhängendem Baum. Herbſtlandſchaft. — Farbige Malerei auf Seide (125 : 53 cm) im Kloſter Konchiin, Kyoto, wahrſcheinlich vom chineſiſchen Kaiſer Huitſung, regierte 1101 bis 1125.
(Nach japaniſcher Reproduktion.)

Digitized by Google

Luſtort des Frühlingsfeſtes und der Jugendliebe empfunden, und ſo hat jede Darſtellung ihre ſinnvolle Bedeutung. Stets empfindet der Japaner eine feine poetiſche Idee.

Wie bei uns die Pilgerfahrten nach dem ſonnigen Süden, nach dem Künſtlerlande Italien die Darſtellung der Landſchaft beeinflußten, ſo auch wurden die chineſiſchen Gegenden die Vorwürfe für Japans Maler. Die altchineſiſchen Meiſter wurden kopiert

Berglandſchaft mit Wanderern auf einer Brücke. Schwarzweißmalerei auf Papier. Kakemono (1,80 : 1,45 m) im Tempel Reiunin, Kyoto, von Kano Motonobu, 1476 bis 1559. (Nach japan. Reproduktion.)

und ihre Auffaſſung der Landſchaften mit den Techniken der Ausführung zugleich übernommen. Die in China reiſenden Japaner machten Skizzen, und in der Erinnerung an die von Japan abweichende Art der dortigen Landſchaft entſtanden eigenartige Bilder. Auf den japaniſchen Inſeln gibt es keine großen Flüſſe und — außer einzelſtehenden Vulkanen wie dem Fuji — keine hohen Gebirge, und daher fehlen auch jene ſteilen Felſengebilde, wie ſie der wilde Bergſtrom aus dem Gebirge auswäſcht. Um ſo ſtärkeren Eindruck machte das Ungewöhnliche dieſer Erſcheinung; es wurde ein beſonders beliebtes Motiv japaniſcher Künſtler.

In Japan wird ein chineſiſches Bild aus dem achten Jahrhundert nicht nur ſeines Alters und ſeiner techniſchen Vollkommenheit, ſondern auch wegen der Auswahl des Sujets beſonders geſchätzt. Wir ſehen ſteile Felſen, aus denen der Bergſtrom über vorſpringende Stufen zum See herabfließt, und rechts und links ſind Bäume zur Belebung der Landſchaft angebracht. Waſſerfälle mit gewaltigen Waſſermaſſen gibt es zwar auch in Japan, aber es fehlt die romantiſche Gebirgsformation. Ganz merkwürdig iſt es, daß offenbar die Beſchauer des Waſſerfalles ſich in der Mitte des Bildes ſelbſt dargeſtellt haben. Wie überwältigend wirkt die Größe der Natur gegenüber dieſen winzigen Menſchengeſtalten! Die Fülle der Einzelheiten, die Arrangierung des Vorder-, Mittel- und Hintergrundes, das völlige Fehlen des Himmels ſind charakteriſtiſche Merkmale für die frühe Zeit der Malerei. Noch ſind die Ausklänge jener realiſtiſchen Auffaſſung, die wir in der Bildhauerei kennen gelernt haben, vorwiegend, und die vielerlei Einzelheiten der Natur werden dargeſtellt; nur die Technik zeigt ſchon, daß es ein zu Hauſe ſtimmungsvoll zuſammenkomponiertes Erinnerungsbild und keine Naturſtudie iſt (Abbild. S. 396).

Ganz wie die deutſchen Romantiker alle eigentümlichen Formationen, die ſie auf ihren Reiſen ſkizzierten, zu Phantaſielandſchaften vereinten, ſo wurden auch im Oſten die verſchiedenen, vereinzelt auftretenden Naturwunder in der Erinnerung zu einer Landſchaft zuſammenkomponiert. Bäume und Tempel, Burgen und Pflanzen wurden dort angebracht, wo ſie zur Abrundung der Linienkompoſitionen eines Bildes oder zur Erhöhung des phantaſtiſchen Eindrucks erwünſcht erſchienen, gleichgültig, ob es der Natur entſprach oder nicht.

Die Verwendung der Landſchaftsmalerei an den Wänden der Zimmer und beſonders

Digitized by Google

Ein Wachtelpaar unter Pflanzen. Farbige Malerei von Kaſan. geſt. 1829.
(Nach japaniſcher Reproduktion.)

Zu Münſterberg: Die Bildhauerkunſt und Malerei im alten Japan.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

UNIV OF
CALIFORNIA

auf den mehrteiligen Wandſchirmen gab Gelegenheit, Landſchaftsbilder in gewaltigen Dimenſionen zu komponieren. In Erinnerung an die Reiſen oder um beſonders geſchätzte Literaten zu feiern oder auch aus reinem äſthetiſchem Bedürfnis wurde die Umgebung in den ſonſt uniform und nüchtern geſtalteten Zimmern wie mit einer Theaterdekoration verkleidet. Da der Japaner auf der Erde ſitzt, iſt der Augpunkt des Beſchauers weſentlich tiefer gelegt als bei uns, die wir gewöhnt ſind, im Stehen Bilder zu betrachten. Während in der mittelalterlichen europäiſchen Kunſt der Horizont in den Landſchaften ſehr hoch liegt und erſt in der ſpäteren Zeit immer niedriger und niedriger gelegt wurde, um immer weitere Perſpektiven und immer mehr Himmel anbringen zu können, iſt in Japan ſchon durch die Technik der Toſaſchule der Horizont tief gezeichnet.

Das Übereinanderaufbauen, wie es Stoffmuſter, Schnitzereien und Lackmalereien beſonders in China noch heute aufweiſen, wurde zur Zeit der Blüte japaniſcher Kunſt nur für beſtimmte traditionelle Zwecke, z. B. bei Tempelbildern, angewandt.

Es entſpricht dem äſthetiſchen Gefühl des gebildeten Japaners, daß auch die Umgebung dem Inhalt und der Bedeutung der Zuſammenkünfte angepaßt wird. Daher bevorzugt man für den geſellſchaftlichen Verkehr entweder die freie Natur, die oft durch künſtliche Miniaturgärten wie eine Theaterdekoration wirkt, oder ſolche Räume, in denen durch Wandbilder oder im Zimmer aufgeſtellte Wandſchirme beſtimmte Illuſionen hervorgerufen werden. Einzelne Zimmer in Schlöſſern und Klöſtern haben ihre Namen nach den Wandbildern erhalten, ſo z. B. im Chioninkloſter zu Kyoto das Zimmer der „Silber Welt“, wo ringsherum ſchwarzweiße Schneelandſchaften auf Goldgrund eine poetiſche Wirkung erzielen.

Die Landſchaften von Kano Motonobu (1476 bis 1559), dem Begründer der Kano-ſchule, zeigen zwei Felder einer ſolchen Wanddekoration. Auf der einen ſehen wir ein liebliches Tal mit einem dahinrauſchenden Fluß, über deſſen ſchmale Brücke Wanderer hinaufpilgern auf die Berge, deren Fuß durch Wolken verdeckt iſt (Abbild. S. 394). Im zweiten Bilde iſt die Ausſicht dargeſtellt, welche die Wanderer vom Gipfel des Berges auf die unerſteigbaren Spitzen des Gebirges genießen. Offenbar iſt der Baumwuchs ebenſo wie die Formation der Felswände nicht der Wirklichkeit entſprechend. Es iſt eben eine Phantaſielandſchaft, die den Gegenſatz des lieblichen Tales mit den wildzerklüfteten Felſen, der zierlichen Bäume mit den glatten Steinmaſſen darſtellen und zugleich Erinnerungen an jene klaſſiſchen fernen Länder, unter Benutzung ſtudierter Einzelheiten der Natur, wachrufen ſoll (ſ. obenſtehende Abbildung).

Bergſpitzen im Nebel. Schwarzweißmalerei auf Papier. Kakemono (1,80 : 1,45 m) im Tempel Reiunin, Kyoto, von Kano Motonobu, 1476 bis 1559. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

Ganz eigentümlich und allgemein üblich iſt die Ausführung, daß die Bergſpitze immer frei und ſcharf gezeichnet wird, während der maſſige Fuß des Gebirges meiſt in Nebel

zerfließt. Dieſe in der Natur ſelten vorkommende Erſcheinung — eine Ausnahme iſt der ſchneebedeckte Berg Fuji — wird in Japan ſo ſchön gefunden, daß auch hier im Streben nach dem einmal feſtgeſetzten Schönheitsideal das Vorbild in der Natur abgeändert wird.

Neben den in Japan unbekannten, mehr wildromantiſchen Naturformationen werden auch ganz unſcheinbare Motive, wenn ſie an berühmte chineſiſche Landſchaften erinnern, gern entlehnt. So z. B. iſt der See Tongting wegen ſeines klaren Waſſers und ſeiner ſchönen Ufer in Vers und Bild beſonders gefeiert worden (Abbild. S. 397), und er wird, wenn auch nur als Produkt der Künſtlerphantaſie und nicht in natürlicher Wirklichkeit, häufig dargeſtellt. Die feinen Stimmungen der blitzenden Waſſerfläche und die weich geſchwungenen Felsrücken bei Mondſchein hat Shokei (geſtorben 1345) mit wenigen Strichen impreſſioniſtiſch wiedergegeben. Zwei Fiſcherboote in der Einſamkeit: nur die Boote ſind in kräftigen Konturen beſonders betont, während die lauſchige Stimmung durch nebelhafte Andeutungen erſt in der Phantaſie des Beſchauers hervorgerufen wird.

Waſſerfall in bergiger Landſchaft mit zwei Wanderern. Schwarzweißmalerei, Kakemono (97 : 42 cm) im Tempel Kotoin, Kyoto. Berühmte chineſiſche Malerei aus der Tangdynaſtie, wahrſcheinlich von dem Chineſen Wu Taotſe im achten Jahrhundert. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

Mit der Entwickelung der Literatur in Japan wurden auch dort einzelne Gegenden beſonders berühmt, und ſo finden wir auch japaniſche Landſchaften verwertet. Das Geſtade bei Mio no Matſubara (Abbild. S. 386) iſt jedem gebildeten Japaner bekannt, denn dort ſpielt die Legende, daß einſt in der ſtillen, von ſchlanken Kiefern umſäumten Bucht ein Fiſcher ein Federgewand in den Äſten hängend fand, welches einer ſich badenden Dienerin von einem der vierzig Herrſcher auf dem Monde gehörte. Bald meldete ſich die verzweifelnde Beſitzerin und bat um Rückgabe, aber der Fiſcher gewährte es nur, als ſie unter vielen Tränen verſprach, einen Tanz der Unſterblichen vorzuführen. Während ſie unter den Kiefern am einſamen Geſtade tanzte, ſoll Himmelsmuſik erklungen ſein. Welcher poetiſche Gedanke: die ſtille Einſamkeit, die lauſchige Szenerie, das leiſe Plätſchern des Waſſers, das Rauſchen in den Wipfeln der Bäume — und in der Einſamkeit eine ſchöne Frau tanzend! Daß überhaupt ein Fiſcher, alſo ein armer Mann, nicht Gold, nicht Genuß, ſondern die äſthetiſche Freude eines Tanzes begehrte, zeigt, wie ſelbſt in den niederen Volksſchichten der äſthetiſche Sinn entwickelt war. Und ſolche Sagen, keuſch und ſittſam aufgefaßt, ſind Gemeingut des Volkes geworden, und ihre Kenntnis gehört zur allgemeinen Bildung. Der Grundgedanke dieſer Sage ſcheint urſprünglich in der altaſiatiſchen Welt entſtanden zu ſein, da Muſäus in ſeinem Märchen von der „Schwanenkönigin" offenbar aus der gleichen Quelle geſchöpft hat. Nur die charakteriſtiſche Form des Ausdruckes iſt echt japaniſch.

Die angeführten Landſchaften ſind meiſtens in abgetönten, weich ausklingenden Tuſchzeichnungen ausgeführt; daneben hat ſich auch eine mehr ſtiliſierte und gezeichnete Wiedergabe der Landſchaft entwickelt. Als Beiſpiel gelte Seſſons Bild des Segelſchiffes im Sturme (Abbild. S. 397). Wir ſehen das Segel des einſamen Schiffes vom Sturme

Digitized by Google

gebläht, und derſelbe Sturm peitſcht die Wellen am Ufer und fegt durch die Bäume an der Küſte. Um die Kraft des Sturmes zum lebendigen Ausdruck zu bringen, ſind die Stricke, welche das Segel halten, in weit über die natürliche perſpektiviſche Wirkung hinausgehender Stärke gezeichnet. Die Wellen ſind in einer, aus China überkommenen und ſchon bei Toſabildern im zwölften Jahrhundert angewendeten eigentümlichen Art wiedergegeben. Während die ſich überſchlagende Welle an ihrer Spitze mit weißem Giſcht zerſtäubt und faſt als formloſe Wolke erſcheint, hat der Künſtler gerade im Gegenſatz zur Natur die ſich überſchlagende Wellenformation durch eine ſtarke Kontur umrändert, ſo daß die Bewegung der Welle beſonders ſcharf hervortritt. In gleicher Weiſe iſt auch der Baum behandelt. Um den Sturm zu zeigen, übertrieb der Künſtler jenes feine, in der Perſpektive faſt verſchwindende Geäſt und zeigte mit markigen, feſten Strichen die in der Natur ſicher viel geringer auftretende Bewegung des ſturmgepeitſchten Baumes, der auch kaum an dieſer Küſtenſtelle ſo wachſen dürfte.

Zwei Fiſcherboote bei herbſtlichem Mondſchein auf dem Tongtingſee. Schwarzweißſkizze. Kakemono (35 : 24 cm) in japaniſchem Privatbeſitz, vom Prieſter Shokei, geſtorben 1345. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

Daneben wird auch eine mehr realiſtiſche Darſtellung der Natur gepflegt, bei welcher die Einheitlichkeit der Kompoſition und das Hervorkehren des Hauptmotivs vor allem betont wird. Als Beiſpiel gelte das Bild des Chineſen Li Ti, welcher uns einen Ochſen und ſeinen Treiber in einer Schneelandſchaft zeigt neben zwei knorrigen Bäumen, deren Geäſt übertrieben ſcharf gezeichnet iſt, um die Wirkung des weißen Schnees zu verſtärken (Abbild. S. 398). Der Ochſe ſelbſt iſt in naturaliſtiſcher Weiſe trabend dargeſtellt und ebenſo der vorwärts gehende Führer, deſſen Bewegung ein prächtiges Beiſpiel der Menſchenbeobachtung gibt. Aber die Mittel der Wiedergabe ſind dennoch ſtiliſiert, die Bewegung durch harte Konturen beſonders ſcharf betont, während die Schatten- und die weichen Lichtreflexe vollkommen fehlen. Der Künſtler will auch in dieſem Falle nicht ein Stück Natur wiedergeben, ſondern nur den Gegenſatz von dem beweglichen Menſchen und dem ſchwerfälligen Ochſen, von dem Leben beider und der Erſtarrung der Natur und von den gen Himmel ſtrebenden Bäumen und der nivellierenden Schneedecke! Und alles dieſes iſt zuſammenkomponiert mit geſchickter Verteilung der Linien und der Farb-

Segelſchiff im Sturm an der Küſte zur Winterzeit. Schwarzweißmalerei auf Papier. Kakemono (48,5 : 22,5 cm) von Seſſon. Sechzehntes Jahrhundert. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

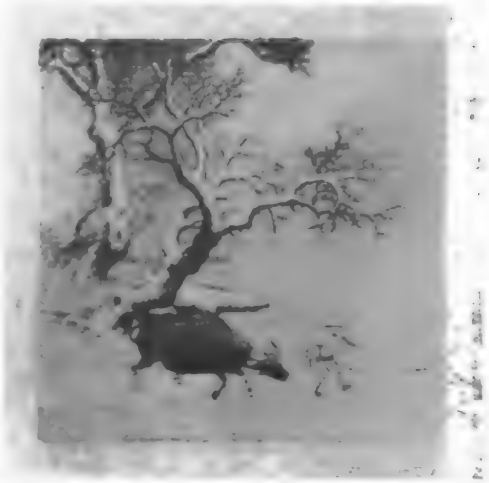
Digitized by Google

flecke, während eine feine Stimmung der durch den Schneefall gereinigten Luft alles verklärt.

Neben den Menschen und den Landschaften hat schon seit alten Zeiten die Darstellung der Tiere ein besonderes Interesse bei den japanischen Malern erweckt.

Zur Zeit der buddhistischen Schule waren es bestimmte Tiere, wie der in Japan nicht vorkommende Löwe in chinesischer Stilisierung, die geheiligte Schildkröte und die nur aus der Sage bekannten Phönixe und Drachen, welche in ihrer aus China überlieferten Form tausendfältig wiedergegeben wurden. Kose Kanaoka war der erste Japaner, welcher die edlen Gebrauchstiere des Menschen, Pferde und Ochsen, in lebendiger Bewegung darstellte, und Toba Sojo bevorzugte Affen und Kaninchen, Füchse und Frösche neben den Haustieren; dabei gab er sie nicht unter ihren natürlichen Lebensbedingungen, sondern in komischen und karikierenden Situationen.

Kranich auf Kiefernstamm über bewegtem Wasser. Schwarzweißmalerei (1,77 : 0,80 m) im Tempel Reinnin des Klosters Myoshinji, Kyoto, von Kano Motonobu, 1476 bis 1559. (Nach japanischer Reproduktion.)



Ochsentreiber im Schnee. Schwarzweißmalerei auf Seide. Kakemono (2,85 : 2,81 m), früher im Besitz des Shogun Yoshimasa Ashikaga, 1444 bis 1473, jetzt in japanischem Privatbesitz, vom Chinesen Li Te am Ende des zwölften Jahrhunderts. (Nach japanischer Reproduktion.)

Zur Zeit der chinesischen Renaissance wurde auch die Tierdarstellung der lyrischen Stimmung angepaßt, wie wir es auf dem Bilde des Kranichs auf dem Kiefernstamm von dem schon erwähnten Kano Motonobu sehen (s. nebenstehende Abbildung). Die Stellung und das Gefieder sind genau der Natur abgelauscht, aber es ist nicht Zweck des Bildes, uns den Vogel in realistischer Wahrheit vorzuführen, sondern auch hier ist er nur als Mittel benutzt, um uns die Stimmung der Einsamkeit zu vergegenwärtigen. Wie der Vogel in sich zusammengesunken auf einem ungewöhnlich gelagerten Kiefernstamm, dessen vielfach zackiges Geäst besonders scharf betont ist, auf dem einen Bein steht, über ihm der weite Himmel, unter ihm die stilisierten, leicht bewegten Wellen, so empfindet der Japaner die häufig angewendete Dreiteilung als Symbol für Himmel, Erde und Unterwelt. Wenn man zugleich sich den Augpunkt des sitzenden Beschauers vor dem Bilde vergegenwärtigt, so sieht man zu dem Himmel empor, zu den rauschenden Wellen hinab, und der erdentsprungene Baum mit dem einsamen Kranich ist genau in der Aughöhe. Daneben empfindet der Japaner in der Darstellung eines Kranichs das Symbol des langen Lebens, so daß das Bild in Lebensgröße

Digitized by Google

des Vogels eine glückverheißende Dekoration des Zimmers bildet.

Während das vorige Bild eine vornehme akademiſche Ruhe zeigt, kam auch eine mehr bewegte Auffaſſung in Mode. Die beliebten Hahnenkämpfe gaben Gelegenheit zum Studium dieſer farbigen und kraftvoll ſich bewegenden Tiere. Miyamoto Muſaſhi (1582 bis 1645) zeigt uns ein prächtiges Exemplar, wie es mit geſpreizten Füßen, geſenktem Kopf und ſtolz geſchwungener Schweiffeder ſich gerade anſchickt, auf den Gegner loszuſtürmen (ſ. nebenſtehende Abbild.). Auch dieſes Bild iſt in der natürlichen Größe des Tieres gemalt und durch zwei weitere Abteilungen eines Setzſchirmes zu einer lebendigen Handlung vervollſtändigt. Der Künſtler griff in der Ausführung auf die impreſſioniſtiſche Skizzenmanier der chineſiſchen Meiſter aus der Sungdynaſtie zurück und gab nur mit wenigen Pinſelſtrichen die Bewegung und die Farbwirkung, während er alle Details der Fiederung fortließ. Nur zur geſchmackvollen Ausfüllung des großen, für die Wirkung notwendigen Luftraumes ſind einige Bambusblätter leicht hingeworfen, ohne in irgend einem inneren Zuſammenhang zum Hahnenkampfe zu ſtehen.

Hahn in Kampfſtellung und Bambus. Schwarzweißmalerei auf einem Teil (130 : 15 cm) eines dreiteiligen Wandſchirmes, in japaniſchem Privatbeſitz, von Miyamoto Muſaſhi, 1582 bis 1645. (Nach japan. Reproduktion.)

Der Tiger im Bambus von Morinobu (1602 bis 1674) (Abbild. S. 400) zeigt noch ganz die Freude am Schwung der ſchönen Linien und am Aufbau der Gruppe, aber der heranſchleichende Tiger, ein in Japan nicht vorkommendes Tier, will nicht mehr menſchliche Empfindungen, ſondern nur ſeine Katzennatur zum Ausdruck bringen. Obgleich auch hier die Bambusbäume in der Verteilung und im Anſatz der Blätter zu Hauſe nach der Erinnerung komponiert ſind, wirkt doch das ganze Bild viel bewegter und lebendiger als die Bilder des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts. Dazu kommt, daß bunte, leuchtende Farben angewendet ſind und ein Hintergrund, der nicht mehr die ſtimmungsvolle Luftperſpektive, ſondern den von Yeitoku (1545 bis 1592) zuerſt mit Blattmetall belegten Goldhintergrund aufweiſt. Morinobu ſchuf eine Menge neuer Motive in lebendiger und farbenfreudiger Ausführung, welche für den Schwarm ſeiner Schüler maßgebend geblieben ſind. Er war der letzte große Meiſter der Renaiſſancezeit.

Die politiſchen Verhältniſſe hatten ſich ſeit der Begründung der chineſiſchen Malſchule weſentlich verändert. Wie zur Renaiſſancezeit in Italien war auch auf den japaniſchen Inſelreichen ein mächtiges Ringen zwiſchen den einzelnen herrſchſüchtigen Fürſtenhäuſern entſtanden. Die meiſten Erfolge erzielte der Fürſt Nobunaga, und der Mikado befahl ihm, Ruhe zu ſtiften. Erſt ein Drittel des Reiches war unterworfen, als 1582 Nobunaga von einem ſeiner Generale ermordet wurde und der Feldherr Hideyoſhi, ein früherer Stalljunge, an die Spitze des ſiegreichen Heeres trat. Auf einem Kriegszug in Korea ereilte ihn der Tod, und von neuem durchtobten nun Bürgerkriege das Reich, bis Iyeyaſu Tokugawa, der Fürſt von Mikawa, in der blutigen Schlacht bei Sekigahara (1600) als Sieger hervorging. Iyeyaſu, vom Mikado als erblicher Shogun ernannt, wurde der Begründer einer glänzenden Friedenszeit, die bis 1853 dauerte, wo amerikaniſche Kriegsſchiffe ſich mit Kanonen den Eintritt in die abgeſchloſſenen japaniſchen Länder erzwangen.

Digitized by Google

Luxus und Üppigkeit herrſchten an dem mächtigen Hofe der Tokugawa-Shogune, aber jene geſchickte politiſche Gruppierung des Shoguns als tatſächlichen Herrſchers mit der ſtetigen Rückſichtnahme auf den machtloſen, aber im Volke verehrten Mikado ließ weder die militäriſche noch die kirchliche Anſchauung allein herrſchen, ſondern bewirkte ein gegenſeitiges Sichdurchdringen und -ergänzen.

Der ſtarre Glaube hatte die religiöſe und die Ritterehre die nationale Kunſt geſchaffen; in der faſt dreihundertjährigen Friedenszeit gab es keine ſolche Gegenſätze mehr und daher auch keine großen Probleme, die das Volk in ſeinen tiefſten Empfindungen erſchüttern konnten. Reichtum, Wohlſtand, Fürſtengunſt können immer neue und reichere Formen geſtalten, aber keine Ideale als Grundlagen neuer Kunſtrichtungen geben. In dieſem Sinne hat 1600 die japaniſche Kunſt ihren Höhepunkt erreicht.

Hierbei möchte ich noch einer hiſtoriſchen Tatſache Erwähnung tun, die uns Europäer beſonders angeht. 1542 waren die erſten Portugieſen in Japan gelandet und hatten europäiſche Kriegsgeräte, wie Kanonen und Flinten, ſowie manche Techniken mitgebracht, die von vielen Fürſten mit Freuden aufgenommen wurden. So kam es, daß das Chriſtentum in einzelnen Teilen des Reiches ſich ſchnell ausbreitete und Hunderttauſende von Anhängern in Volkshütten und Fürſtenhäuſern fand. Beſonders die ſüdlichen Küſtenländer waren den chriſtlichen Gedanken zugänglich, und Nobunaga bildete, um die religiöſe Strömung zu ſchonen, bei ſeinen Feldzügen nach Korea ein beſonderes Heer von Chriſten. Wie weit es ſich hier um wirkliche Erfaſſung des chriſtlichen Glaubensbekenntniſſes und der chriſtlichen Gefühle im Gegenſatz zum Buddhismus gehandelt hat, oder wieviel nur als revolutionäre und ſozialiſtiſche Ideen gegenüber der Tradition aufgenommen wurde, iſt heute nicht mehr feſtſtellbar. Jedenfalls war die erſte Folge der geeinten Reichsregierung, daß die chriſtlichen Lehren verboten und ihre Anhänger mit Feuer und Schwert, in offener Schlacht und am Kreuze getötet wurden.

Für unſere kunſthiſtoriſche Unterſuchung liegt die Vermutung nahe, daß die Berührung mit europäiſchen Kulturen auf die Kunſt einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben könnte, und deshalb erſcheint es wichtig, ſelbſt das negative Reſultat feſtzuſtellen.

Lauernder Tiger im Bambushain. Farbige Malerei auf Goldgrund. Linke Hälfte (1,43 : 2 m) eines zweiteiligen Wandſchirmes im Kloſter Nanzenji, Kyoto, von Kano Tanyu, auch Morinobu genannt, 1602 bis 1674. (Nach japan. Reproduktion.)

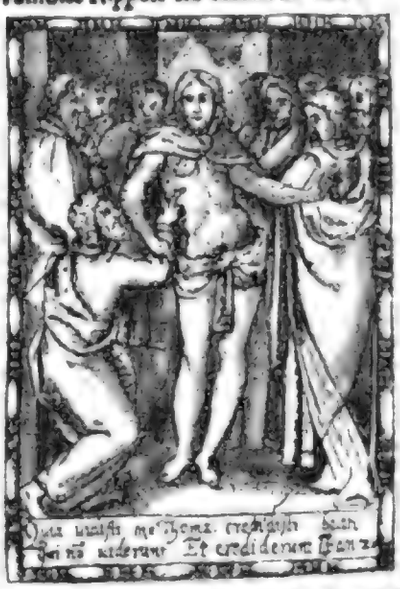
Jeſuiten, denen ausſchließlich die Erfolge in der Ausbreitung der chriſtlichen Lehre zugeſchrieben werden müſſen, ſcheinen für die künſtleriſchen Momente gar kein Verſtändnis gehabt zu haben. Die zahlreichen Berichte, welche wir aus dieſer Zeit beſitzen, geben uns einen genauen Aufſchluß über die politiſchen und ſozialen Verhältniſſe, aber niemals wird ein Künſtler oder ein Kunſtwerk erwähnt. In der Buddhaſtatue ſehen ſie nur den Götzen, und die Wertſchätzung der Japaner für das Kunſtwerk erſcheint ihnen als eine heidniſche Ketzerei. Die Abbildung S. 401 zeigt ein Titelblatt aus dem Jahre 1592 von einem der vielen Bücher, welche in der Jeſuitendruckerei zu Amakuſa auf der Inſel Kiuſhu gedruckt worden ſind. Der japaniſche Text iſt mit lateiniſchen Let-

Digitized by Google

tern niedergeschrieben. Wenn auch der Holzschnitt durchaus minderwertig ist, so zeigt er immerhin eine Plastik, Gruppierung und Schattierung, wie sie im damaligen Japan unbekannt war. Wir können annehmen, daß damals zahlreiche derartige Bilder, besonders auch europäische Heiligenbilder, eingeführt worden sind, ohne irgend einen Einfluß in der japanischen Kunstentwickelung ausgeübt zu haben. Diese einzige Gelegenheit, japanische Kultur und Kunst in die Wege europäischer Richtung zu leiten, ist völlig unbenutzt geblieben.

Im siebzehnten Jahrhundert ist nur eine Schule von maßgebender Bedeutung zu nennen, die nach ihrem geistvollen Begründer Ogata Kōrin (1660 bis 1716) benannte und noch heute geschätzte Kōrinschule. Es ist schwer, die Vielseitigkeit und Eigenart Kōrins mit Worten zu charakterisieren, und anderseits gestattet der Raum nicht, zahlreiche Abbildungen zu geben. Bald mit breitem Pinsel in rohen Strichen, bald mit der feinsten Pinselspitze in zierlicher Detailmalerei weiß er Effekte in seiner eigenen Art hervorzurufen. Nicht große Landschaften, nicht das Seelenleben der Menschen, nicht die Instinkte der Tiere will er schildern, sondern den einzelnen Gegenstand nimmt er heraus, und mit eigenartigem Reiz weiß er ihn malerisch zu verwerten. Ihm fehlt die Größe der Auffassung, welche die Künstler der Renaissancezeit beseelte, aber er hat reichere Mittel zur Erzielung seiner Wirkungen.

Der abgebildete Baumstamm (Abbildung S. 402) mit zarten, bis ins einzelne ausgeführten Blüten auf glänzendem Goldgrunde gibt nur einen Anhaltspunkt für den Inhalt, nicht aber für die Ausführung von Kōrins Art. Der Baumstamm ist breit und einfach behandelt, um ebenso wie der massige Goldhintergrund die duftige Zartheit der weiß und rosa schimmernden Blüten hervorzuheben. Kōrin will nicht komponierte Bilder geben, er will nicht Seelenstimmungen uns vermitteln, sondern er will die künstlerische Freude am Detail in der Natur — sei es einen Berg, sei es einen einzelnen Baum — uns vergegenwärtigen. Charakteristisch für die damalige Zeit des zunehmenden Luxus im Kunstgewerbe ist es, daß er mit seine besten Arbeiten als Entwürfe für Gebrauchsgegenstände ausgeführt hat. So wurde er auch auf dem Gebiete der Kleinkunst bahnbrechend und vorbildlich.



Titelblatt eines Buches über Glaubensfragen vom Pater Luis de Granada, in japanischer Übersetzung mit lateinischen Lettern, 1592 in der Jesuitendruckerei zu Amakusa auf Kiushu hergestellt. Original in der Universität zu Leyden. (Nach Reproduktion von E. M. Satow „The Jesuit Mission Press".)

In ähnlicher Weise ist sein Bruder Kenzan (1663 bis 1743) tätig gewesen, und seine Malereien wurden besonders als Vorlagen für die Töpferei bahnbrechend und vorbildlich. Er liebte es, nicht sowohl in die Feinheiten des Details einzugehen, als mit möglichst wenigen Mitteln eine impressionistische Wirkung zu erzielen. Der abgebildete Bambus im Schnee (S. 402) ist für seine leicht hingeworfene skizzenhafte Art sehr charakteristisch.

Bei diesem Blatt können wir auch die in Japan besonders geschätzte Schönschreibekunst als künstlerisches Mittel kennen lernen. Der japanischen Schrift kann man eher als irgendeiner anderen Schrift in der Welt ein künstlerisches Gepräge geben. Die größten Maler sind daher auch zugleich berühmte Kalligraphen, und am Kenzanbilde können wir sehen, wie die Schriftzeichen gleichsam

als Teile des Bildes künſtleriſch verarbeitet wurden.

Baumſtamm mit Blüten. Farbige Malerei auf Goldgrund von dem Begründer der Körinſchule, Ogata Körin, 1660 bis 1716. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

Bambus im Schnee, die Verſe darüber beſagen etwa: „Die Farbe der Bambusblätter iſt durch dünn gefallenen Schnee verändert, und ſie ſehen traurig und einſam aus.“ Schwarzweißſkizze von Kenzan, 1663 bis 1743, aus deſſen 79. Lebensjahre. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

Der Meiſter Okyo (1733 bis 1795) war der erſte, welcher nach eifrigem Studium der chineſiſchen Meiſter die alten Vorlagebücher beiſeite legte und in ſeinem vierzigſten Lebensjahre begann, direkt nach der Natur zu malen. Damit wurde er der Begründer der Shijo- oder naturaliſtiſchen Schule. Es handelte ſich hierbei nicht um die Einführung neuer Begriffe und Gedanken, ſondern um eine neugeſtaltete Auffaſſung und Wiedergabe. Vielleicht war es nur eine Reaktion, daß man bei dem übertriebenen, zu ſchattenhaften Skizzen ausgearteten Impreſſionismus nunmehr wieder auf den auf Naturbetrachtung baſierenden Realismus zurückgriff, aber vielleicht laſſen ſich auch Zuſammenhänge mit dem tropfenweiſe einwirkenden Einfluß europäiſcher Kultur feſtſtellen.

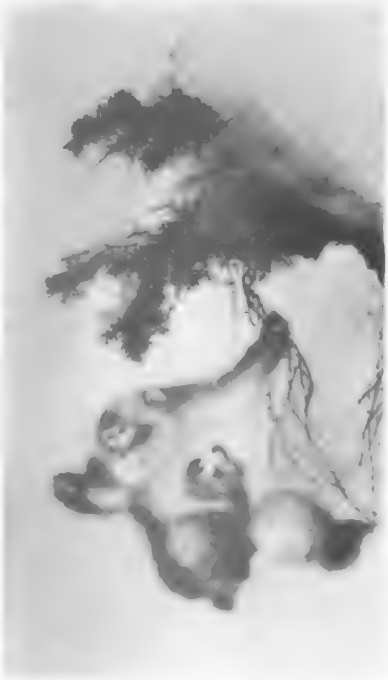
Jeder Verkehr mit Europa war geſetzlich verboten. Nur in Deſima bei Nagaſaki fand unter ſtaatlicher Kontrolle ein beſchränkter Handel mit den Holländern ſtatt, während jeder geiſtige Verkehr aus Furcht vor der Wiederbelebung des Chriſtentums mit den höchſten Strafen belegt war. Reiſte der holländiſche Geſandte an den Hof zu Kyoto, ſo war er von Militäreskorten umgeben und wurde wie ein Kriegsgefangener behandelt. In Japan geſchätzte Kunſtgegenſtände ſind in der damaligen Zeit niemals nach Europa gelangt, ſondern nur Exportware, die eigens für den holländiſchen Markt hergeſtellt worden war. Umgekehrt iſt eine künſtleriſche Befruchtung in den letzten Jahrhunderten von den Holländern auf Japan nicht ausgeübt worden.

Auf anderem Gebiete aber haben Berührungspunkte ſtattgefunden. Es wird erzählt, daß Bunzo Aoki, 1740 als Sohn eines armen Fiſchhändlers in Tokio geboren, holländiſche Schriften geſammelt hätte und von einem holländiſchen Kapitän den erſten Abcunterricht erhalten habe. Zum erſten Male ſeit der Jeſuitenzeit wurde wieder ein Wörterbuch von einigen hundert Wörtern, aber dieſes Mal von einem Japaner zuſammengeſtellt. Zu Aoki reiſte ein ſtrebſamer Arzt, Kiotako Maeno, um holländiſch zu lernen. Als dann einige mediziniſche Bücher, „Tabula Anatomica“. mit ausführlichen Abbildungen des menſchlichen Körpers von den Holländern gebracht wurden, erregten dieſe die größte Aufmerkſamkeit, und Kiotako faßte den Entſchluß, im Verein mit anderen Ärzten und mit Erlaubnis der Regierung das Buch ins Japaniſche zu überſetzen. Zugleich holte man ſich vom Hinrichtungsplatze Leichname, um die Richtigkeit der Angaben nachzuprüfen. So entſtand im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts das erſte mediziniſche

Digitized by Google

Werk in japaniſcher Sprache, genannt: „Kaitai-Shinſho“, das „Neue Buch der Anatomie“. Dieſem Tropfen europäiſcher Wiſſenſchaft dürfte ſomit jener neue naturaliſtiſche Geiſt entſtrömt ſein, welcher auf die Kunſt belebend wirkte.

Wurden früher chineſiſche Philoſophen, Legenden, Göttergeſtalten und Landſchaften nach dem Ideal der alten Meiſter dargeſtellt, ſo galt es jetzt, die Einzelheiten in der Natur zu kopieren. In der Art der Meiſter der Toſa-Schule wurde das Kleinliche, ſcheinbar Unwichtige in minuziöſer Sorgfalt wiedergegeben und nicht mehr die Geſamtwirkung allein berückſichtigt, ſondern im Gegenteil alles Intereſſe wurde auf den einzelnen Gegenſtand ſpezialiſiert. Nicht mehr kam es auf die Stimmung, ſondern auf die Wahrheit an. Daneben erhielt das Arrangement auf der Fläche und die Abtönung der Farben eine künſtleriſche Glätte und Eleganz, wie ſie nur eine jahrhundertelange Schulung des Kunſtempfindens erzeugen konnte.



Affen an hängenden Zweigen. Farbiges Kakemono (1,4 m : 0,6 m) von Mori Sosen, 1747 bis 1821. (Nach japaniſcher Reproduktion.)

Da die Landſchaften nicht in dieſer Art der Kleinmalerei wiedergegeben werden konnten, ſo wurde die impreſſioniſtiſche Art der chineſiſchen Schule für ſie beibehalten, und nur vielleicht ein Zweig oder eine Blume wurde ſorgfältiger ausgeführt. Aber in dieſer Malart für Landſchaften wurde der einzelne Fiſch oder Vogel in realiſtiſcher Wahrheit, oft ſogar in übertriebener und daher in bezug auf das Detail erfundener Kleinmalerei ausgeführt. Nur in den Landſchaften blieb die tiefere Auffaſſung, das höhere Ideal, gleichſam das Seelenleben des Dargeſtellten erhalten, während für den einzelnen Gegenſtand die Kopie der Natur, die techniſche Geſchicklichkeit ohne innere Beziehungen zur Umgebung als das erſtrebenswertere galt.

Die einfachen Mittel reichten nicht mehr aus, und immer neue Techniken wurden erfunden, um die Wirkung zu beleben und zu verfeinern, ohne jedoch den Kunſtwert zu vertiefen. Die Malerei wurde auf die verſchiedenſten Materialien, wie Lack, Steingut, Holz u. a. m., übertragen, und durch Kompoſitionen von verſchiedenen Stoffen wurden ſtets neue wirkungsvolle Effekte erzielt. Im ſiebzehnten Jahrhundert lernte man auch in Kyoto die bisher aus China importierte Malſeide herzuſtellen; Seide für Kleider wurde ſchon viele Jahrhunderte früher angefertigt. Die erſten Anſätze zu dieſer Art der Techniken zeigen ſich ſchon bei Korin.

Mit den Modellen und Techniken wechſelte auch die ſoziale Stellung der Maler und ihrer Schüler. Unabhängig von den alten Lehren konnte ein jeder in die freie Natur gehen und ſtudieren. Nicht mehr waren kalligraphiſche Vorſtudien, die Kenntniſſe der klaſſiſchen Schriften und die Übung nach den Modellbüchern der alten Meiſter notwendig, ſondern die Beobachtung des Lebens genügte. Den chineſiſchen Idealandſchaften wurden Szenen aus dem Straßenleben in Kyoto vorgezogen, und an Stelle der Fabeltiere traten Affen und Inſekten, Fiſche und Vögel, alle jene kleinen Tiere, welche die eigene Heimat belebten, und deren Vorbild in der Natur ſorgfältig ſtudiert werden konnte.

Auch der Kaſtengeiſt der Malergilde, in die der Eintritt meiſt nur durch Geburt,

Digitized by Google

Heirat, Adoption oder sonstige Beziehungen möglich war, wurde durchbrochen, und freie Konkurrenz waltete, welche hauptsächlich zur Hebung des Gewerbes zu einem Kunstgewerbe allerhöchster Anforderungen führte. Eine gewerbliche Betätigung war bei den Mitgliedern der exklusiven Malergilde — mit Ausnahme von einigen Fürstenaufträgen auf Waffen und dergleichen besonders geschätzter Einzelstücke für den Hofgebrauch — bisher nicht üblich gewesen.

Aus der adligen Kunst war eine bürgerliche Kunst geworden. Aber auch jetzt blieb die Malerei in gewissen Überlieferungen befangen, indem der Übergang zu Lichtstudien, zur Einführung von Schatten und Helldunkel nicht stattfand.

Der Neujahrstanz (Manzei), von herumziehenden Tänzern auf dem Vorhof eines reichen Hauses ausgeführt. Farbige Malerei auf Papier, Teil eines Wandschirmes (1,78 m : 1,57 m), von Sukoku Kū, 1729 bis 1804. (Nach japanischer Reproduktion.)

Der in Europa bekannteste Vertreter der naturalistischen Schule war Mori Sosen (1747 bis 1821), welcher besonders als Maler von Affen einen großen Ruf erlangte (Abbildung S. 403). Er soll mehrere Jahre sich ausschließlich der Beobachtung von Affen gewidmet haben, um die vollkommenste Naturwahrheit zu erreichen. Nur die Tiere selbst sind realistisch aufgefaßt, während die Umgebung noch nach den Formen der alten Überlieferung wiedergegeben ist. Ganz besonders interessant ist seine Technik, welche er alten chinesischen Meistern, z. B. Shiko, aus dem Anfange des zehnten Jahrhunderts entnahm. Nicht mit abgetönten Flächen oder harten Konturen gibt er die Zeichnung, sondern mit ganz feinen nebeneinander gesetzten Strichelchen, deren Enden den Umriß bilden. Die Originale von Sosen werden auch in Japan außerordentlich geschätzt, und die zahlreich in Europa besonders seit etwa 1880 eingeführten Affenbilder entstammen meist dem Atelier von Karada Gansen in Osaka, wo eine Fabrik solcher Bilder eingerichtet ist.

Auch die Darstellung des menschlichen Lebens auf den Bildern der Tosaschule wurde mehr naturalistisch behandelt, während die alten Traditionen in Behandlung der Perspektive und der Technik beibehalten blieben. Die Neujahrsszene von Sukoku Kū (1729 bis 1804) gibt für diese realistische Behandlung der Tosamaler ein gutes Beispiel (s. nebenstehende Abbildung). Auch sehen wir hier nicht mehr den vornehmen Rittersmann in seiner würdevollen Bewegung, sondern das Volk in seinem natürlichen Gefühlsausdruck dargestellt.

Im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts haben Künstler wie Hoyen und Ippo unter Beibehaltung der technischen Fortschritte der Shijoschule sich den Ideen der alten Kanoschule wieder genähert. In ihren Landschaften werden einzelne Teile, wie Bäume oder Uferstellen, sorgfältig ausgeführt, um ein charakteristisches Merkmal für die Örtlichkeit zu geben, aber daneben wird eine Ideallandschaft herumkomponiert, die eines poetischen Hauches nicht entbehrt.

Anderseits hat im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts die naturalistische Kunst auch solche Bilder geschaffen, die nur noch wenig echt Japanisches im alten Sinne besitzen. Auf der farbigen Abbildung (s. Sonderblatt) eines Bildes von Kasan (gestorben 1829) sehen wir ein Wachtelpaar unter dem Schutz überragender Pflanzen auf der Lauer nach fliegenden Käfern. Zwar fehlt auch noch hier jeder Schatten, aber die Blätter sind unserem eigenen Kunstgefühl entsprechend in farbiger Tönung plastisch behandelt. Dieses Bild ist sicher nicht nach der Erinnerung zu Hause komponiert, sondern

nach Studien an Ort und Stelle gemalt. Nicht der Wunſch nach dem Aufbau der ſchönen Linien, nicht die harmoniſche Abtönung der Farben, nicht der ſymboliſche Ausdruck eines Begriffes iſt angeſtrebt, ſondern mit gegen früher weſentlich geſteigerten Mitteln iſt ein Stück Natur kopiert, wobei nur die Kunſtſeele verloren gegangen iſt. Wir bewundern die Technik, aber wir bleiben kalt und werden beſtärkt in der Erkenntnis, daß eine wahre und hohe Kunſt nur möglich iſt, wenn ſie aus der Tiefe des Empfindens herausgeſchaffen wird. Was an Routine und Technik, an Eleganz und Geſchicklichkeit das letzte Jahrhundert gewonnen, das hat es an Tiefe und Seele wiederum verloren.

Mit der Einführung europäiſcher Kultur gelangte auch europäiſche Kunſt nach Japan und hat zunächſt einen Wirrwarr in den Anſchauungen hervorgerufen. Während die einen an der alten Kunſtrichtung konventionell feſthalten, bemühen ſich andere, geiſtloſe Nachahmer der in Europa entſtandenen Kunſt zu werden. Daneben aber kann der feine Beobachter bereits die Anſätze zu einer neuen Kunſt erkennen, die, auf der hiſtoriſch gewordenen Nationalkultur fußend, ſich europäiſche Techniken und Auffaſſungen dienſtbar macht. Heute iſt in Japan eine Zeit des Überganges, und es dürften noch einige Jahre, vielleicht Jahrzehnte friedlicher Kulturarbeit notwendig ſein, damit eine neue Höhe japaniſcher Kunſt erreicht wird.

Blick auf die Villenkolonie Nikolasſee.

Ein Volkspark der Zukunft

Von

Hermann Häfker

(Mit vierzehn Illuſtrationen nach Liebhaberaufnahmen von Dr. H. Soetbeer in Berlin.)

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Überraſchende Pläne ſind in Berlin in den letzten Jahren wieder und wieder an die Öffentlichkeit gedrungen. Darunter auch der: den über 4600 Hektar großen Grunewald in einen „Volkspark“ mit Spiel- und Feſtplätzen, Sport- und Automobilwegen zu verwandeln. Im Grunde, was iſt „Überraſchendes“ dabei? Die ganze Entwickelung der Dinge in Berlin drängt ſeit langem darauf hin. Es kann ja gar nicht anders enden als in dieſem Sinne. Seit zwei Jahrzehnten hat die Großſtadt mächtige Häuſerwogen auf die Gebiete hingeworfen, die ſich zwiſchen ihr und dem ſtillen Waldgebiet an der Havel ausdehnten. Von Charlottenburg aus über die Schachbrettkolonie Weſtend mit ihren faſt „botaniſch“ zu nennenden Alleen — jede mit einer Baumart bepflanzt, aber alle verſchieden —, über den Spandauer Bock nach Spandau ſtreckt Großberlin den einen Fangarm. Der andere, ungleich muskulöſer ſozuſagen, umlagert von Berlin S. aus über Wilmersdorf und Schmargendorf, Friedenau, Steglitz, Groß-Lichterfelde, Zehlendorf in weitem Bogen das Grunewaldgebiet und ſchlägt mit den im Entſtehen begriffenen Kolonien Schlachtenſee und Nikolasſee gleichſam ſeine Klauen in ihn hinein. So iſt der Grunewald dem Naturkind auf dem bekannten Bilde Saſcha Schneiders gleich: ohne ſich zur Flucht regen zu können, muß er geſenkten Hauptes zuſehen, wie das dunkle Mauerungeheuer ihn mit ſeinen Tatzen umgarnt und ihm näher und näher rückt. Was ſteht ihm bevor? Will die Großſtadt auch ihn nach ihrer liebenswürdigen Art „einverleiben“? Werden die 4600 Hektar eines

Digitized by Google

Tages „eine der bekannteren öffentlichen Anlagen“ in Berlin darſtellen, von elektriſchen Bahnen und von Aſphaltſtraßen durchkreuzt, mit automatiſchen Frühſtücksreſtaurants zu beiden Seiten und umgeben von einem Kranz von Villen und Konditoreien? Nicht nur mit den Armen kommt das Ungeheuer immer näher, auch ſein Atem ſtreift und trifft ſchon die Grunewaldkiefern, und ſeine Augen glühen ſie abends aus nächſter Nähe faszinierend an.

Von Charlottenburg und Berlin W. und dem dazu gehörigen Teile von Wilmersdorf wachſen die Wohnhäuſer und beſſeren Mietkaſernen heran, der Kurfürſtendamm ſelbſt, die Prachtſtraße des weſtlichen Berlins, hat jedes Hindernis genommen und windet ſich weit durch die maleriſche „Villenkolonie Grunewald“ ins Herz des Waldes hinein. Rechts und links von ihm erhöhen ſich, vom Charlottenburger Bahnhof und der Joachimsthalerſtraße aus, die Berlin mit Wilmersdorf verbindet, die Straßen und bedecken ſich mit kunſtvollem Pflaſter, nachdem ſie zu beiden Seiten die Wieſen mit Staub und die Äcker mit Unkraut geſchändet haben. Immer neue Bauplätze werden abgeſteckt, jeder Spaziergang — oder beſſer jede Spazierfahrt, denn zum Promenieren iſt's nicht einladend genug — zeigt, wie etwas Neues fertig geworden iſt. Die Bismarckſtraße, die bei der Biegung der Berlin-Charlottenburg-Spandauer Heerſtraße „Am Knie“ abbricht, indem ſie die urſprüngliche Richtung in gerader Linie fortſetzt, dieſe Bismarckſtraße, früher ſo eine Art Hinterſtraße, die wegen ihres ſchlechten Pflaſters, ihrer Enge und Zielloſigkeit kaum beachtet wurde, ſie zeigt ſchon ſtellenweiſe die künftige Breite, und die Läden an ihr fangen an, unerſchwinglich teuer zu werden. An ihrer Mündung, den Zugang zum Grunewald verſperrend, lag früher ein moraſtiger Tümpel, der Lietzenſee, und ein von der Öffentlichkeit abgeſperrtes Gut daran. Wer kannte es? Die Gegend wurde zur Zeit der geplanten Gewerbeausſtellung (1896) gelegentlich als Konkurrenz des Treptower Geländes genannt — aber niemand wußte recht, wo ſie lag. Heute ſind die Zäune des Gutes gefallen, das Waſſer von Bauſchutt verunreinigt, und ein breiter Damm führt mitten durch den See, auf den Einſchnitt der Stadtbahn zu und hinüberweiſend auf den jenſeitigen Grunewald. Und bei der Einmündung des erwähnten Kurfürſtendammes, da, wo, einem eingewurzelten ſchönen Bilde gemäß, der Ringbahnhof Halenſee alltäglich viele Hunderte und Sonntags viele Tauſende von Berlinern „ausſpeit“ — da ſchmettern in berühmten Tanzlokalen die Orcheſter, drehen ſich die Karuſſells, entwickelt ſich ein Großſtadtleben zwiſchen den ſtehen gebliebenen dünnen Waldſtämmen, das mit ſeinem Lärm und Staub, ſeiner Eitelkeit und ſeinen Laſtern längſt den „Waldfrieden“ auf- und tief ins Innere des Grunewalds geſcheucht hat.

Kein Geringerer als Bismarck war's, der den Charakter des Grunewalds als künftigen Volkspark, der beſtimmt ſei, den Tiergarten abzulöſen, frühzeitig erkannte und daher der eigentliche Vater und Förderer der Villenkolonie Grunewald war. „Eines kann ich für mich in Anſpruch nehmen,“ hat der Fürſt noch 1896 in einer Unterhaltung mit dem Reiſenden Eugen Wolf geſagt, „daß ich den Berlinern Luft verſchafft habe. Den Kurfürſtendamm und die Villenkolonie Grunewald, die damit zuſammenhängt, habe ich

Partie aus der Villenkolonie Grunewald.

Digitized by Google

Haveluſer bei Pichelswerder.

künſtliche Gebilde, mit Hilfe von Zement und Grottenſteinen aus alten Tümpeln, „Fenns“ (d. i. Mooren), gebildet, die urſprünglich dieſe öde Gegend unbegangbar machten. Jetzt iſt ſie — die keckſte, aber auch zugleich die liebenswürdigſte Zudringlichkeit der Großſtadt — voller maleriſcher Villen in verſchiedenſten Stilarten. Das Emporwachſen dieſer Villenkolonie war architektoniſch eine Offenbarung für Berlin, in ihr fand der „moderne“, d. h. ganz einfach friſche und kecke Bauſtil ſeine erſte größere Anregung, und man kann dieſem farbenfrohen Spiele mit allen Formen der Vergangenheit nicht böſe ſein. Gleichzeitig iſt dieſe Villenkolonie ein wenig bezeichnend für die Waldſehnſucht des Berliners und auch für die Art dieſer Sehn-

ganz allein durchgekämpft. Ich habe bei dem hochſeligen König eine Kabinettsorder erwirkt, den Kurfürſtendamm als Zufahrt nach dem Grunewald durchzuführen, trotzdem ich das Polizeipräſidium gegen mich hatte, das Intrigen gegen mich ſpann. Denn einige der Herren, die ein anderes Projekt patroniſierten und in der Ausſicht auf deſſen Verwirklichung ſich bereits in Terrainſpekulationen einließen, hatten Wind bekommen und verſuchten, mir Knüppel zwiſchen die Beine zu werfen. Ich kann wohl ſagen, daß mir in dieſer Sache mehr Schwierigkeiten bereitet wurden, als es durch ſämtliche Diplomaten Europas je geſchehen iſt. Aber ich hatte das Vertrauen meines hochſeligen Herrn, und als ich ihm meinen Vortrag gehalten hatte, ſagte er: ‚Machen wir.‘ Und ſo wurde es gemacht.“ Daher iſt dem Fürſten und ſeinem getreuen Tiras auch dort an der breiten Straße, wo die elektriſche Bahn zwiſchen Villen, Cafés und moosbewachſenen, kiefernbeſtandenen Gärten hindurchſauſt, ein Denkmal errichtet worden, und eine „Bismarckbrücke“ führt zwiſchen „Hertha“- und „Königsſee“ hindurch.

Dieſe Seen ſind, gleich dem Hubertusſee innerhalb der Kolonie,

Schilfufer am Schlachtenſee.

Digitized by Google

ſucht: hinaus muß er um jeden Preis; dann aber genügen ihm ein paar dürre Kiefern und Fichten, wie Statiſten auf mooſigem Boden dämmernd, ein paar „prachtvolle“ Anlagen und „beſſere“ Lokale, und ſein „Wald“ iſt fertig. Das Beſte muß immer die Phantaſie hinzurenommieren. Aber es iſt eine liebenswürdige und glückliche Phantaſie, die das kann!

Bismarck hatte ſchon vor zehn Jahren erkannt, daß in nicht ferner Zeit der Grunewald zu dem für Berlin werden mußte, was ſo lange der Tiergarten war. In der Tat iſt ein Vergleich mit dem Schickſal des Tiergartens geeignet, auch den Grunewald mit ganz anderen Augen anſehen und jeden Wandel der Zeit denkbar zu machen. Unter dem Kurfürſten Joachim II., demſelben, welcher im Jahre 1542 bis 1543 von Kaſpar Theiß das maleriſche Jagdſchloß am Grunewaldſee erbauen ließ und „Zum grünen Wald“ genannt, unter demſelben war auch der Tiergarten noch Jagdrevier, in dem „Löwen, Bären und Auerochſen“ gehegt wurden. Erſt unter Friedrich II. fiel der Zaun, der dieſen „Wald“ umgab, und er wurde den Berlinern zugänglich — damals ein vielfach eingehegter wilder Forſt, durch den ein breiter ſandiger Weg nach Potsdam führte, der erſt 1792 befeſtigt wurde. Ganz allmählich erſt umgab ſich dieſer Wald mit dem Zeichen berliniſcher Kultur, Konditoreien und Kaffeezelten, Faſanerien und Militärmuſiken — ganz wie der Grunewald —, und viel ſpäter erſt wurden Kunſtwege und „Alleen“ hindurchgelegt, die ſich als „Sterne“ kreuzten, und auf denen dann auch die Schienen der Pferdebahnen und ſpäter der „Elektriſchen“ liefen — ganz wie im Grunewald. Und nun beginnt dieſe „Lunge“ Berlins zu klein zu werden für ſeinen Bedarf an friſcher Luft und Waldesduft, an Waldesfrieden und Poeſie, und der große Kiefernforſt iſt näher herangerückt.

Kurz nachdem ſich die träumeriſche Schleſierin, die Spree, die ihren ganzen Lauf lang nicht die Erlenufer und die magiſche Dämmerung des Spreewaldes vergeſſen kann, in Spandau in die Havel ergoſſen hat, erweitert ſich dieſer launiſche Fluß zum zweiten Male — zuerſt bei Tegel — zu einem breiten, maleriſchen See. An ſeinem linken, öſtlichen Ufer ſteigen die ſtattlichen Hügel des Grunewalds an, während von drüben Felder und Wieſen und die roten Dächer von Cladow herüberſchauen. Kurz bevor ſich die von Norden kommende Havel erweitert, umfließt ſie in mehreren Armen eine Anzahl Inſeln, darunter das hügelige, waldbewachſene, geſtreckte Pichelswerder, und bildet mehrere Buchten und Seen (Faule See, Stößenſee, Scharfe Lanke). Hier iſt die Stelle, wo die vielbeſprochene „große Heerſtraße“ in ihrem ſchnurgeraden Laufe von den „Linden“ in Berlin herauf die Havel treffen und dieſe und das Werder mit drei Brücken über Stößenſee, Havelarm und Scharfe Lanke* überbrücken würde. Die ſüdliche Havelerweiterung am anderen Ende des Grunewaldes iſt dann der berühmte, von Villen und Schlöſſern umrahmte Wannſee, der Tummel-

Kiefernwald bei Schlachtenſee.

* Lanke bedeutet in dieſem Fall eine Bucht.

Digitized by Google

platz der Segler und Motorbootfahrer und außerdem aller Fremden, die Berlins Umgebung kennen lernen wollen, aber auch die Stätte, wo Heinrich von Kleiſt lebens- und ſchickſalsmüde ſich am 20. November 1811 unter grünen Fichten zur ewigen Ruhe gebettet hat.

Von den Havelufern aus dehnt ſich der Grunewald in wechſelnder Breite, von Norden nach Südweſten abnehmend, in den Teltower Sand hinein, in reſpektvoller Entfernung von der erwähnten maleriſchen Kette von Vororten begleitet. Der Berlin-Wetzlarer Eiſenbahndamm zerlegt den Wald in zwei ganz verſchiedene Teile, die beide ihren Charakter durch ihre Waſſerverhältniſſe erhalten: der von der Bahn aus rechte (weſtlich) von der Havel, der linke von einer wundervollen Seenkette, dem Überreſt eines alten Flußlaufes, der ſich von Wannſee aus bis durch die Villenkolonie Grunewald hinzieht. Auch der Lietzenſee, der einen Abfluß nach der Spree hin hat, gehört geologiſch dazu.

Angler bei Pichelswerder.

Um beide Teile des Grunewaldes kennen zu lernen, laſſen wir uns mit der Stadtbahn mitten hinein zum groß angelegten „Bahnhof Grunewald“ tragen, den wir durch langgeſtreckte Tunnel verlaſſen. Fahren wir mit Berlinern, ſo wird hier faſt regelmäßig die Erörterung einſetzen, ob rechts oder links. In der Stadt überlegt man ſich das nicht, da heißt „zum Grunewald“ ganz einfach: nur hinaus, ins Grüne um jeden Preis! Nun aber müſſen wir uns für rechts oder links entſcheiden, und das bedeutet: links eine kurze äſthetiſche Wallfahrt, ein bequemer Alte-Damen-Spaziergang, der entweder in dem jetzt eleganten Lokal am See „Hundekehle“ endigt oder, wenn's hoch kommt, in „Paulsborn“ am Grunewaldſee, im Angeſicht des Jagdſchloſſes. Rechts bedeutet eine richtige „Tour“, eine Art Abenteuer und Erlebnis, mit richtiger Waldwanderung, auf der man Ausdauer zeigen muß, mit „ländlichen Wirtshäuſern“ am Ziel, in denen man ein wenig das behagliche und ſtolze Gefühl hat, „vorlieb nehmen“ zu müſſen, ein halber Lebenstag, wo Fremde ſchon Gelegenheit finden, ſich einander „fern dem Gewühle der Stadt“ ein wenig kennen zu lernen und näher zu treten, ein Programm, in dem Picknicke, Wettläufe, Bootfahrten, Sonnenuntergang und Waldesnacht vorgeſehen ſind.

Wir beginnen mit der rechten Seite.

Ein weiter kahler Platz dehnt ſich unter Bäumen jenſeit des Gatters hin, an dem, den Grunewald parallel mit der Bahn bis Wannſee durchquerenden „Kronprinzeſſinweg“, der hier noch Reitweg iſt. Ein weiter kahler Platz, auf dem kein Gras wächſt, aber „Stullenpapiere“ und Konſervenbüchſen wuchern, wo der Tannennadelboden glatt wie ein Parkett iſt — die Stelle, wo jährlich Tauſende und Abertauſende von Ausflüglern, Berlinern und Fremden die Schwelle zur „Natur“ überſchreiten. Nachdem wir den aufgewühlten Reitweg durchſchritten haben, folgen wir einer vielgewundenen Spur zwiſchen den Bäumen hindurch: dem Schildhornweg, ſo genannt nach ſeinem Ziele, dem Schildhorn, einer Landſpitze an der Havel. Nicht lange, ſo iſt das Geſchwätz der Menſchenmenge, die mit uns ausſtieg, verklungen, die Gruppen haben ſich verteilt, von ferne nur noch hallt gelegentlich der Pfiff der Grunewaldzüge und — wirkliche Waldesſtille umgibt uns. Waldesſtille und Kiefernduft, ein kniſternder Nadelteppich und däm-

Digitized by Google

An den Ufern der Havel; Gaſthäuſer bei Schildhorn.

mernder, echter alter Sonnenſchein unter all den Kronen! Wer vermag zu ermeſſen, was das alles dem Großſtädter iſt, der alles das vielleicht wochenlang nur auf Bildern oder in kleiner Nachahmung unter polizeilicher Bewachung geſehen hat? Wer kann es nachempfinden, der nicht ſelber Großſtädter iſt oder geweſen iſt! Für viele iſt ſchon die Wonne dieſer erſten beſcheidenen Schritte, dieſes Anfangsſtückchen Natur ſo groß, daß ſie ſich in einer der nächſten Vertiefungen, zwei Minuten vom Bahnhof, niederlaſſen, Vater, Mutter und Kind oder auch Er und Sie, einen mächtigen Regenſchirm als Rückdeckung aufſpannen und — zu präpeln anfangen. Ein Frühſtück im Walde! Wie ganz anders das iſt als daheim, wie ſeltſam jeder Biſſen ſchmeckt!

Wir aber laſſen dieſe „Pflaſtermüden“ hinter uns und marſchieren vergnügt vorwärts. Wir hören den Kuckuck rufen und ſehen das Wild in weißgelbem Pelz oder auch in dunkelſamtener Künſtlerjacke vorbeiziehen; es iſt im ganzen nicht ſcheu. Kleine himmelblaue Waldſchmetterlinge oder gelbe Motten flattern vor uns her, und ſchmächtige Heideblumen blühen. Unſer Weg führt über Hügel und Tal, ſelbſt durch Schluchten von Sand, an Moräſten und kleinen Seen vorbei, die dann Namen wie „Teufelsſee“, „Pechſee“ uſw. tragen. Die Bäume ſind faſt ausnahmslos Kiefern. Wie ein Dom ſteht der Wald da, ein Dom von lauter ſchlanken, ſchuppigen, ſchwarzen, in der Höhe rötlichen Säulen, die oben eine rauhe Krone von ſparrigen Äſten und langen grünen Nadeln gleich wildzerzauſtem Haare tragen; dazwiſchen wenig Laubholz, beſonders hier und da Birken. Aber es wäre unrecht zu glauben, dieſe Kiefern ſeien nicht ſchön, oder ſie müßten armſelig wirken. Sie haben ihre intimen Reize, aber es bedarf langer Bekanntſchaft und jener innigen Liebe auch zur einfachſten Natur, die die Sehnſucht vielleicht nur

Der Kaiſer-Wilhelm-Turm auf dem Karlsberg.

in den Großſtädtern erregt, um ſie zu verſtehen. Maler wie Leiſtikow, Dichter wie Bruno Wille haben die Schönheit der Heide und des Grunewaldes (der auch nur Heide iſt) verherrlicht, und dieſe Schönheit iſt im weſentlichen die der Kiefer. Wo ſie dicht beiſammen ſteht, bietet ſie die Szenerie zu Böcklins Gemälde „Schweigen im Walde“. Ihren wunderbarſten Reiz aber enthüllt ſie, wenn die Abendſonne von jenſeit der Havel her ihre roten Strahlen in den Wald hineinwirft. In purpurfarbiger Glut flammen dann die nackten Stämme auf, weiß leuchtet der ſandige Abhang, die Wellen rauſchen im Schilf, und es iſt, als ob allabendlich in dieſem Augenblick der Wald eine wunderſame Zwieſprache hält mit der Sonne, die ihn verläßt. Es iſt, als ob ihm, der den ganzen Tag ſchweigend ſteht, eine Sehnſucht die Zunge löſte zu einer inbrünſtigen Licht- und Farbenpracht. Wenige Minuten nur dauert's, dann verſinkt die Sonne, die Stämme ſtehen wieder ſtumm da, gleichſam finſter in ſich gekehrt, und ins geſpenſtige Waldinnere hinein raſchelt der kühle Abendwind. Wo ſie allein auf der Heide ſteht, beſonders an windigen Stellen, bildet die Kiefer oft in ihrem rauhen Lebenskampfe die ſeltſamſten, knorrigen Formen heraus, und an die Ähnlichkeit ihres Habitus mit der Pinie habe ich bereits erinnert.

Partie im Schlachtenſee bei Sonnenſchein.

Aber es iſt noch lange nicht Abend, und wir atmen noch in tiefen Zügen den warmen, wohltuenden Duft in die Lungen. Nun geht's noch eine beſchwerliche Anhöhe — einen „Berg“, ſagt der Berliner — hinan, und durch die Stämme atmet Seeluft, und wir erblicken die ſilberſchimmernden, treibenden Wellen der Havel. Natürlich fehlt es nicht an „Lokalen“, mögen wir nun gegenüber dem Schildhorn ſtehen oder etwas weiter nördlich beim Pichelswerder „gelandet“ ſein.

Die Berliner „Lokale“, die großen Wirtſchaften in der Umgebung bleiben dem angenehm im Gedächtnis, der ſie wirklich kennen gelernt hat. Sie haben natürlich alle die landläufigen Mängel des Wirtſchaftsweſens in unſerer Zeit des Alkoholismus, der Rauchſucht und der Skatſpielerei. Aber darin darf man ja vorläufig keinen Vergleich anſtellen. Das iſt in unſerem ganzen lieben Deutſchland dasſelbe. Man findet in den Berliner Wirtſchaften einen gemütlichen Ton, eine höfliche und ſaubere Bedienung, und die ganze Anlage, hier im Grunewald wenigſtens, ſchmiegt ſich förmlich der Naturſzenerie an und ermangelt geſuchter und kleinlicher Naturſpielerei. Schon dieſe negativen Vorzüge, die dem geſunden und kritiſchen Geiſte des Berliners entſprechen, ſind hoch zu veranſchlagen. Im übrigen kommt jeder auf ſeine Koſten: nicht nur die ſtaubaufwirbelnden, lärmend und doch harmlos fröhlichen, echt volkstümlichen Fuß-, Dampfer- und Kremſerpartien an den Sonntagen, ſondern auch wir nachdenklſameren und anſpruchsvolleren Gäſte. Wir ſetzen uns einen Augenblick an einen der Tiſche nahe am See nieder, ſehen und hören die Ruderboote zu unſeren Füßen — der Berliner iſt ein leidenſchaftlicher Waſſerſport-Liebhaber — ſchaukeln und klatſchen, blicken

Digitized by Google

über das breite, lichte Waſſer und zur Landzunge gegenüber. Junge Leute — vielleicht Maler, die ausgingen, um ein „Motiv“ zu ſuchen, und wiederkommen werden mit nicht mehr als etwas friſcher Luft in der Bruſt und neuem, friſchem Lebensſinn — prüfen die Muskeln, indem ſie Steine weit in den See hinausſchleudern. An ebendem Orte, wo vor nicht ganz tauſend Jahren der mächtige Wendenfürſt Jaczko (ſprich Jatſcho), nachdem er ſeine Hauptſtadt Brennabor an die Chriſten verloren und mit knapper Not vor ihnen gerettet war, ſich dem Chriſtengott unterwarf, erinnert ein Denkmal auf dem Schildhorn an dieſe Begebenheit, die für den Sieg des Chriſtentums in der Mark von entſcheidender Bedeutung war.

Am Schlachtenſee. Blick von der alten Fiſcherhütte auf die Kolonie Schlachtenſee.

Nach kurzer Ruhe machen wir uns auf zur Wanderung an der Havel entlang. Wenn der Fremde auf dem erſten Teile des Weges noch etwas ungläubig vor der Schönheit des Grunewaldes geblieben iſt, weil etwa für ihn die landſchaftliche Schönheit erſt bei dem anfängt, was es „anderswo nicht gibt“, ſo beginnt nun allmählich ſein Staunen, das alsbald in rückhaltloſe Bewunderung übergeht. Ja, in dem Punkt iſt die Umgebung Berlins wie die ganze Mark Brandenburg wirklich geſegnet: in der Schönheit und dem Reichtum ihrer Waſſerläufe und Seen. Den Kenner des Nordens erinnert ſie da — namentlich wenn er ſie in weiterem Umfange kennen lernt — an Skandinavien und beſonders an Schweden und Finnland mit ihren tauſend Seen und Waſſerläufen, wie in dem ganzen Landſchaftscharakter. Geologiſch gehört ja auch die Mark Brandenburg, und der Grunewald im beſonderen, zu den nordiſchen Ländern. Ihre Irrblöcke liegen auf dem Boden verſtreut, die Spuren ihrer Gletſcher erkennt der Geologe auf dem Geſtein der Mark, und die Grunewaldſeen ſind Überbleibſel von der großen nordiſchen Eisflut, von der die Gelehrten uns erzählen. Landſchaftlich iſt aber der Charakter der Mark doch ganz ſelbſtändig. Wie ihr die Felſen fehlen und die ungeheuren Seen, die magiſchen, kurzen Sommernächte und der üppige Buchenwuchs, ſo hat ſie überall mehr etwas Anheimelndes, Menſchlicheres, Intimeres. Zumal hier an der Havel, über deren Wellen rechts die Türme von Spandau, links die von Potsdam herüberſchauen, in deren Schilf die berühmten Schwäne niſten, während Laſtkähne und ſchmucke Dampfer vorbeifahren und Möwen in den Lüften ſchreien. Zu unſerer Linken erheben ſich über dem ſandigen, rohrbelegten Fußwege die „Berge“ des Grunewaldes, die, wie der Havelberg und der Karlsberg, die (abſolute) Höhe von ſiebenundneunzig und neunundſiebzig Metern erreichen. Auf dem letzteren, dem Karlsberge, deſſen „Plateau“ geebnet und mit Wegen und Anlagen verſehen iſt, erhebt ſich der Kaiſer-Wilhelm-Turm, vom Baurat Schwechten, dem Architekten der Kaiſer-Wilhelm-Gedächtniskirche am Kurfürſtendamm in Berlin, erbaut. Von ihm aus bietet ſich ein ganz intereſſanter Fernblick über den Grunewald ſelbſt und all die Wälder und Winkel an den Havelſchluchten. Zahlreiche Orte und Städte, darunter Spandau und Potsdam, ſieht man in der Ferne liegen, und nach Nordoſten zu dehnt Berlin den lan-

Digitized by Google

Eine Bucht im Walde nahe der alten Fiſcherhütte.

gen, grauen, dunſt- und dampfbedeckten Häuſerleib — Berlin, die Großſtadt, ins Unermeßliche wachſend durch die unmittelbar ineinander übergehenden Vor- und Nachbarorte, belebt von elektriſchen und Eiſenbahnen, die wie das Blut in ſeinem Körper pulſen, bei Nacht den Schein von Millionen geſpenſtiſcher Lichter an den Himmel werfend, den er, in Gewölk und Dunſt zurückgehalten, doch nicht erreicht — Berlin, das Ungeheuer, vor deſſen drohendem Häuſermeere ſelbſt das grüne, weite Wipfelmeer des Grunewaldes wie in furchtſamem Schweigen daliegt.

Wir wandern weiter. Die Havelufer treten vor und wieder zurück, ein ſchöner Winkel nach dem anderen enthüllt ſich, wir kommen ans „Fenſter“, eine Art geſpenſtiſcher Inſel, niemandem zugänglich als dem Beſitzer, ein wirklich verſchloſſener und wenig gekannter Erdenwinkel in nächſter Nähe Berlins, nahe der großen Touriſtenſtraße. Allein nun biegen wir, auf den nicht mehr zum Grunewald gehörigen Wannſee verzichtend, in den Wald ein und erreichen alsbald wieder den Kronprinzeſſinnenweg — hier eine wundervolle, vielfach eichenbeſtandene Chauſſee, auf der ſich Radler und Reiter, Automobile und Equipagen und ſogar Fußgänger tummeln. In Beelitzhof, am Ausgange des Wildgatters, nehmen wir die nötige Stärkung zu uns und halten Raſt. Wir wollen die andere Seite des Grunewaldes, die Seenkette jenſeit der Bahn, auf dem Rückwege kennen lernen.

Gaſthäuſer an der Krummen Lanke.

Wir brauchen's nicht zu bereuen, wenn bei unſerem Aufbruch bereits unſichere Dämmerung im Walde zu weben beginnt, nachdem eine Zeitlang rote, leuchtende Wolkenſtreifen hinter den Stämmen in der Höhe ſchimmerten. Dankbar haben wir Stadtgewohnte den Sonnentag über uns im Wald ergehen laſſen, haben uns vom großen Wellen- und Windatem der Natur beleben und kräftigen laſſen, unſere Sinne und Herzen ſind auf-

Digitized by Google

gegangen, unſer Mund iſt beredt geworden. Jetzt gehen wir wohlvereint der Poeſie einer Mondnacht im Grunewald entgegen, einer langen Wanderung im Erlengebüſch ſeiner Seenufer. Es iſt ſtill geworden im Walde von Menſchenſtimmen. Nur die Baumwipfel rauſchen, und in der Finſternis zu beiden Seiten des Weges erſchallt's und knackt's von Zeit zu Zeit erſchrocken und erſchreckend, wenn ein träumendes Wild vor unſeren nahenden Schritten und Stimmen mit großen Sätzen entweicht. Nach kurzer Wanderung lichtet ſich der Wald, und zu unſeren Füßen liegt langgeſtreckt, von leichten Nebeln umſpielt, der Schlachtenſee. Rings um ihn her türmt ſich der Wald. Das Schilf an ſeinen Ufern bewegt ſich leiſe hin und her. Silberiges Dämmerlicht beginnt auf dem Seeſpiegel zu ſchimmern. Nebel machen die Ferne ungewiß, und nur uns gegenüber ſehen wir ein paar rötliche Lichter ruhig durch die Nacht ſchimmern. Endlich rufen wir den Schiffer, der nach einer Weile Antwort gibt. Etwas ſpäter, und wir hören am gleichmäßigen Ruderrücken und anſchwellenden Rauſchen das Nahen des Bootes, das kurz vor uns aus dem Dunkel auftaucht. Wir laſſen „Schloß Schlachtenſee“ und die „Neue Fiſcherhütte“, aus deren Fenſtern das Licht ſchimmert, in der Höhe liegen und ſetzen unſere Wanderung unten am See fort. Es iſt nur ein ſchmaler, unregelmäßiger Weg über Rohr, Wurzeln und Hügel, unter Erlen, Birken und Kiefern hindurch, der uns zur Verfügung ſteht, und oft plätſchert das nebeldampfende Waſſer bis nah an unſere Füße heran. Aber es iſt eine der ſchönſten und ſtimmungsvollſten Wanderungen, die uns die nahe Umgebung Berlins zu bieten vermag. Manch einer, deſſen Nerven in der Großſtadt abgearbeitet waren, ſchrickt wohl zuſammen, wenn irgendwo ein harmloſes Tier das Gras kniſtern macht, oder wenn von jenſeit des Sees ein paar Käuzchen ihre vokalloſen, grauenvollen Rufe hauchen. Aber nicht lange, ſo glättet ſich die unnatürliche Erregung. Die müden, angegriffenen Augen ſaugen förmlich die Dunkelheit ein und damit Frieden und Ruhe. Und durch die Augen, die unter dieſem Balſam fühlbar geſunden, zieht Frieden und Ruhe auch ins Herz hinein. Der Wald übt ſeinen letzten, ſtärkſten Zauber aus: er befiehlt uns, unſer kleinliches Ich völlig zu vergeſſen, er läßt es verſinken und läßt uns im Dunkel unſeres Inneren in leiſen Umriſſen ein neues, beſſeres, größeres und kräftigeres Ich wiedererkennen.

Gaſthaus Hundekehle im Grunewald.

Der Schlachtenſee hat kaum ſeine letzte Krümmung gezeigt, da liegt ſchon vor unſeren Augen ein neuer, etwas kleinerer See, der den Namen „Krumme Lanke“ führt. Durch die Anlagen der Wirtſchaft „Alte Fiſcherhütte“ ſteigen wir hinab zu ihm und ſetzen unſere Wanderung fort. Da ſteigt über dem ſcharfen Schattenriß des Waldes eine klare Scheibe empor, der Mond. Alsbald belebt er mit ſeinem Märchenlichte die ſtille Landſchaft und bereichert unſere Seelenſtimmung mit ſeiner ſtillen, ausgeglichenen Heiterkeit. Den Abſchluß der „Krummen Lanke“ bilden ſumpfige Wieſen, durch die ein vom Ufer nicht erkennbares Rinnſal fließt, ein Überbleibſel von dem alten Fluß-

laufe, dem wir dieſe ganze herrliche Seenkette verdanken. Der nächſte See, der „Rienmeiſter“, bildet nur ein kleines Waſſerauge inmitten dieſer Wieſen. Ihm gegenüber, an unſerer Rechten in der Höhe, liegt „Onkel Toms Hütte“. Wir ſind wieder in „ziviliſierteren“ Gegenden angelangt. Hier iſt das Hauptziel der vielen Equipagen-Grunewald-

Badeanſtalt in der Krummen Lanke.

beſucher, die auf den vortrefflichen Wegen von der Villenkolonie Grunewald, von Schmargendorf, Groß-Lichterfelde uſw. herbeikommen.

Wir überſchreiten eine dieſer großen Chauſſeen und gehen nun an der linken Seite des Tales weiter. Wenn wir die ſumpfige Niederung überwunden haben, halten wir noch einmal kurze Raſt im Reſtaurant „Paulsborn“. Vor uns, jenſeit der Landſtraße und einer umzäumten Wieſe, auf der Dotterblumen, Vergißmeinnicht und Riedgras blühen, glitzert der Grunewaldſee im Mondlichte, vielleicht das ſchönſte Landſchaftsbild, das wir auf unſerer Wanderung getroffen haben. Zur Rechten, von alten, großen Bäumen faſt ganz verdeckt, ſchiebt ſich das Jagdſchloß in den See vor, das einzige geſchichtlich bemerkenswerte Bauwerk im Grunewaldgebiet. Bis vor nicht langer Zeit war auch dieſes Schloß Ausgangspunkt der kaiſerlichen Hubertusjagden alljährlich am 3. November. Da belebte ein großer Schwarm berittener Rotröcke den Wald, um ein Stück vorher eingefangenes, der „Gewehre“ beraubtes Schwarzwild zu hetzen. Die große Menge ſtörender, „ungeladener“ Jagdgäſte, die ſich im Laufe der Zeit anſammelte, um zu Fuß, zu Rad, zu Roß und Wagen den vornehmen Jägern nachzurennen, bewirkte eine Verlegung dieſer — dem Laien etwas theatraliſch vorkommenden — Jagd auf ein anderes Gebiet.

Nun liegt das Jagdſchloß wieder in ganz ungeſtörtem Träumen da, und wir wandern auf ſandigem Weg an ihm vorbei zum Reſtaurant am Hundekehlenſee. Dieſer kleine See zwiſchen der großen Heerſtraße nach Potsdam, die ſich eine Strecke weiter am „Stern“ mit dem mehrfach erwähnten Kronprinzeſſinnenweg vereint, und der Eiſenbahnſtation Grunewald iſt der letzte der Kette, der noch einigermaßen unberührt in ſeiner urſprünglichen Natur daliegt. Die weiteren Seen in der Kolonie Grunewald, Hubertusſee, Halenſee uſw., ſind in ihrem jetzigen Zuſtande Kunſtgebilde. Das große, luxuriöſe Reſtaurant an der Chauſſee mit den beiden bronzenen Hirſchen kündigt ſchon an, daß wir im Begriffe ſind, uns wieder in den Bann weltſtädtiſcher Bedürfniſſe zu begeben. Auf unſerem weiteren Wege durchſchreiten wir das knarrende Wildgatter, das eine dienſtfertige Hand vor uns öffnet, und befinden uns wieder zwiſchen Villen und Kunſtgärten in der „Kolonie Grunewald“.

Unſere Wanderung war im weſentlichen die durch ein Stück unberührter, großer Natur, deren Gegenſatz zum haſtenden Menſchentreiben auf dem nahen Aſphaltpflaſter ebenſo wohltuend als ſegensreich war. Was wird nun die Zukunft aus unſerem lieben Grunewald machen? Groß und großherzig ſind die Pläne ſeiner Umgeſtaltung gedacht. Große

Digitized by Google

Fest-, Spiel- und Sportplätze sollen angelegt werden, durch zahlreiche Chausseen, die sich an neuen „Sternen“ kreuzen, soll dem Verkehrsbedürfnisse im modernsten Sinne genügt werden. Für Automobile, heißt es, soll rechts und links neben dem Bahndamm eine besondere Straße laufen, unter der alle anderen Wege durchführen werden. „Kultur“ soll dem Grunewald zugeführt werden, und was er bisher von selber war, ein Erzieher des Großstadtvolkes zur Natur, eine beständige Quelle der Neugesundung von Leib und Seele — er soll's durch bewußte Umgestaltung noch mehr werden. Wir dürfen vor dem Eingreifen der menschlichen Hand in Naturverhältnisse nicht zurückschrecken. Die bewußte Höherbildung des im Volke lebendigen Triebes zum Naturgenuß, zu Spiel und Sport, die dem Volksparkbildner hier in die Hand gegeben ist, wäre zweifellos ein segensreiches Werk. Der Hygieniker fordert heutzutage, daß der zwanzigste oder, Straßen und Anlagen hinzugerechnet, der zehnte Teil des Straßenareals für Park-, Wald- und Wiesenanlagen zurückbehalten wird, und zwar für Anlagen, die nicht nur zum Ansehen sind, sondern in denen das Volk sich in seinem Eigentum fühlen, in denen es spielen, singen und spazieren gehen kann. Mit dem Grunewald würde Berlin wohl in dieser Hinsicht die idealste Stadt der Welt sein. Er bedeckt, wie gesagt, allein 1646 Hektar, während die Volksparks usw. beispielsweise in Dresden mit dem Albertpark ungefähr 300 Hektar, in London 550, in Köln 105, in Chicago 720 Hektar umfassen. Bedeutsamer aber als die materielle könnte die moralische Eroberung werden, wenn bei dem großen Projekte Bedacht genommen würde auf Organisierung, Veredelung und Verallgemeinerung des gesunden Sports, Wiederbelebung alter Volksspiele, Tänze und Volksarten. Vielleicht dürfen wir auch Hoffnungen in dieser Richtung an den großartigen, wenn auch sehr kostspieligen Plan knüpfen. Wie aber auch alles werden mag, eins bleibe unserem Grunewald erhalten: weite, große Strecken der reinen, unverfälschten Natur, die schon so manchem Besucher die Seele erquickt und aufgerichtet hat und es auch künftigen Geschlechtern unvermindert tun soll!

Linder Hauch der Blütenflocken

Linder Hauch der Blütenflocken
Streift dein Antlitz wundersam,
Im verwehten Klang der Glocken
Fühl' ich, daß die Sehnsucht kam;
Und ich schließe tief die Lider,
Ferner raunt um mich die Welt,
Und der Himmel senkt sich nieder
Wie ein blaues, stilles Zelt.

Und ich lausche, lausche leiser,
Wie sich nun die Nacht enthüllt
Und die Knospe schlanker Reiser
Ihren Durst am Taue stillt;
Wie die Halme in der Runde
Rührt ein Lüftchen lind und zag,
Das auf deinem stillen Munde
Leise, wie in Träumen, lag.

J. J. Horschick

Der goldene Ring

Novellette

von

Erik Krauß

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Zehn Jahre, Margarete, zehn Jahre treuer Liebe, geduldigen Harrens. Erſt wunſchlos und entſagungsvoll, dann allmählich kam wieder die Hoffnung, ſtärker, immer ſtärker, immer dringender. Aber immer noch hieß das Gewiſſen ſie ſchweigen, immer ſprach die innere Stimme: Warten — warten. Doch heute, Margot — heute —"

Er hatte ihre Hand ergriffen, die ſie ihm willenlos ließ. Die Frau ſtand mit abgewandtem Geſicht und ſchaute glanzloſen Blickes hinaus in den flimmernden Sonnenſchein.

Mit verſchwenderiſcher Pracht blühte draußen der Frühling. Schimmernde Blütenbäume ſtanden im goldigen Licht, und neckiſch blickten die Himmelsaugen hindurch. Sie drängten ſich zu den offenen Fenſtern herein, und die zarte, weiche, ſehnſuchterweckende Luft ſtrömte herein.

Frühling! Erlöſung von harten, geduldig ertragenen Banden. Befreiung, Leben!

Ja, Leben! Ein Zucken ging durch den Körper der Frau, bis in die Fingerſpitzen, die des Mannes Hand mit innigem Druck umſchloſſen hielt.

So war der Frühling gekommen Jahr um Jahr, ſeit dem furchtbaren Tage. Oft ſah ſie ihn kaum mehr. So alt und ſtumpf war ſie innerlich geworden. So ohne Glanz, ohne Hoffnung lag die Zukunft vor ihr. Hoffnung, Glück und Zukunft waren mitgegangen, als man ihr Liebſtes hinter die Gitter des Irrenhauſes brachte. Jahr um Jahr verging. Und ſtets, wenn ſie hinkam, die brennende Frage: Wird es noch beſſer? Wird noch jemals wieder die Sonne ſcheinen?

Immer mehr ſchwand die Hoffnung, und nun ſchon ſeit langem der immer gleiche harte Ausſpruch: Hoffnungslos.

Von dem kurzen Eheglück war nur noch eine blaſſe Erinnerung geblieben. Ein Bild mit Flor verhängt, mit Blumen geſchmückt, wenige karge Zeichen. Die lange Zeit drängte ſich dazwiſchen. Die Welt kam mit ihren unerbittlichen Anforderungen und führte auch die Frau dem Leben zurück. Aber es war kein Leben mehr geworden, ſondern ein ſtilles Hindämmern. Der große Schmerz verlor an Heftigkeit. Ein zartes, trautes Heimatsgefühl band ſie an das ferne Haus, in dem der Schatten ihres Glückes ohne Bewußtſein und Klarheit die Jahre verlebte. Die großen Stürme ließen nach und auch das ohnmächtige Rütteln an den Schickſalsſtäben ...

Der Mann beugte ſich etwas vor, als immer noch keine Antwort kam, und ſah liebevoll in das blaſſe Frauengeſicht, das für ihn immer noch der Inbegriff des Schönen war. Er hatte mit ihr alles Schwere durchgemacht. Er ſaß neben dem Wärter im Wagen, als man ihren Mann fortbrachte. Er war in allen Stunden ihr treuer Freund und Berater geweſen, ihre Mutloſigkeit, ihr Hoffen hatte er geteilt, ohne eigene Wünſche und Gedanken, in ſelbſtloſer Freundſchaft.

Nun aber, als die Jahre verfloſſen und die Ausſicht eines Wiedergeneſens ſichtlich ſchwand, regten ſich die alten heißen Wünſche in ihm. Er ſtand mitten im Leben. Aber er ſtand allein. Sie ſollte neben ihm ſtehen, mit ihm ſehen, ſchauen und kämpfen, ein volles, ganzes Menſchendaſein führen. Nicht

im Dunkeln dahinschwinden und an einen seelenlosen Körper gebunden sein.

„Margot, sehen Sie doch, wie schön ist das Leben! Warum sollten Sie, warum sollten wir nicht noch glücklich werden? Die Erinnerung an Ludwig soll ein heiliges Band zwischen uns sein. Wir wollen ihm gemeinsam sein armes Dasein so leicht wie möglich machen. Alles Leid haben wir gemeinsam getragen, warum sollten uns nicht auch noch sonnige Stunden beschieden sein? Schütteln Sie nicht den Kopf, Margot, ich will Ihnen helfen, den Mut zum Leben wiederzufinden, ich will Sie in die volle, leuchtende Sonne zurückführen. Sie können einen Menschen noch glücklich machen, wenn Sie auch selbst nicht hoffen, es zu werden. Wäre das nicht besser als das stille Dahinvegetieren?"

Seine Worte wurden immer beredter. Die ganze heiße Liebe leuchtete unverhüllt aus seinen Augen, ein wärmendes Feuer für die blasse Frau, die solche heiße Strahlen nicht mehr gewöhnt war. Aber ein Abglanz dieses Feuers flutete durch sie hin, und wie eine ferne, leuchtende Welt stieg das Einst in ihr auf und weckte, was an Erdenlust und Erdentrieb in ihr schlummerte, ein sonniges Paradies der Liebe mit Küssen und zarten Heimlichkeiten, voll erster keuscher Seligkeit.

Und das alles noch einmal!

Noch einmal dieser sichere, reiche Vollbesitz einer Menschenseele, noch einmal das warme Geborgensein in einem starken Arm. All die tapfer und standhaft ertragene Einsamkeit, die doch so viele bittere Keime in sich barg, zu Ende. Alles Darben zu Ende! Wie hart es gewesen, fühlte sie erst heute mit ganzer Deutlichkeit.

Und sie legte ihre Hand in die des Mannes und wandte das blasse Gesicht.

„Heute nicht, nicht heute. Noch nicht. Geben Sie mir Bedenkzeit, bitte, lassen Sie mir Zeit, mich zu fassen."

„Und dann?" fragte er atemlos.

„Dann —?" Sie sah über ihn hin mit einem seltsam verträumten, versonnenen Lächeln. „Dann wollen wir leben."

Der Mann nahm ihre beiden Hände und sah in das verhärmte Frauengesicht, das früh gealtert und bleich unter dem dunklen Haar hervorleuchtete. Sein Blick wurde liebevoll und warm.

„Nein, überhaste dich nicht, nimm dir Zeit," sagte er weich, „ich kann warten. Hab' doch mein ganzes Leben auf dich gewartet. Da sollte es mir auf so ein paar Tage und Wochen noch ankommen? Glaub' mir, du weißt nicht, was das heißt, sein ganzes Leben warten! Ist es Zufall, ist es Bestimmung, nur einen Menschen kann man so lieben, und ohne ihn ist man selbst nur halb. Diese große, wunderbare Macht! Damals, als mir die Hände gebunden waren durch das harte Muß ums Leben — und ich sah dich gehen — mit dem anderen; aber fort — laß — es ist vorbei. Lieb, Herzlieb, einzig geliebter Mensch, es wird doch noch Frühling! Gib acht, es wird noch Frühling!"

Mit diesem Hoffnungsruf ging er.

Die Sonne erlosch, und die Frau senkte den Kopf, als nicht mehr die starken Hände ihr Wärme und Freudigkeit ins Herz gossen. Es wurde wieder so kalt und so still wie sonst.

Aber nein — nein. Ein Licht war in dem Raume zurückgeblieben, und draußen blühte der Frühling. Das Bild unter dem Flor schien sich zu beleben, die kalten Räume hatten Stimmen bekommen, die von alter, seliger Vergangenheit flüsterten.

So gingen die Tage dahin, in denen sich Margarete zu einem neuen Leben vorbereitete. Walter Eichrot ließ sie allein. Aber es war gerade wie damals in ihrem Lebensfrühling. Jeden Morgen prangte ein Strauß frischer Blumen auf dem Kaffeetisch, ein kurzes Briefchen, ein paar Verse lagen neben dem Teller.

Die Frau las sie mit halbverhungertem Herzen, sie schien eine andere geworden in den kurzen Tagen.

Dann rüstete sie sich zu dem letzten schweren Gange, das nächste Mal würde sie nicht allein gehen. Ein fester, sicherer Arm wird sie führen, eine liebevolle Hand ihr die Sorgenfalten von der Stirn streichen. Dann geht sie nicht mehr allein hinaus in die öde, kalte Welt. Dann kommt sie aus dem sicheren, warmen Glück, und nach ein paar herben Stunden kehrt sie dorthin zurück, wo nun ihr Leben, ihre Heimat ist ...

Der Direktor des Irrenhauſes hat ihr den Anſtaltswagen an die Bahn geſchickt. Eine alte Frau fährt mit ihr. Aus dem runzeligen Geſicht ſehen die eingeſunkenen, ſorgenvollen Augen glanzlos in den leuchtenden Frühlingstag. Sie hat beide Söhne in der Anſtalt. Hoffnungsvolle, kräftige Männer! Die Frauen kennen ſich. Das Leid hat ſie miteinander verbunden. Jahraus jahrein machen ſie ſchon den ſchweren Gang gemeinſam.

„Ach, Frau Profeſſor," ſagt die alte Frau langſam, „lieber Gräber, lieber Gräber als das. Und was hören Sie von Ihrem Manne? Iſt es wirklich —?"

„Ja, hoffnungslos."

Margarete ſieht an der anderen vorbei auf die leuchtende Pracht der weißen Obſtbäume. Über das ganze Feld ſchimmern ſie hin, und ihr ſüßer Duft liegt wie eine ſelige Verheißung in der Luft. Herber Bodengeruch ſteigt von den gelockerten Äckern auf. Etwas Drängendes, Treibendes weckt der warme Sonnenſchein, etwas Lebensvolles.

In der Bruſt der Frau ſchweigt die freudige Lebenskraft der letzten Tage. Sie ſchaut die Pracht und den Glanz wie ein ſchönes Bild, wie etwas, woran ſie keinen Anteil mehr hat.

In dem weiten Gartenraume liegt das ſchloßartige Gebäude, friedlich und ſtill, als berge es alles andere, nur nicht den größten Jammer des irdiſchen Lebens. Doch jetzt — ein greller Schrei dringt heraus, wieder einer und immer wieder — da hinten, wo die Tobzellen ſind.

Margarete ſteigt die wohlbekannte Treppe empor. Sie wehrt ſich tapfer gegen ein leiſes Heimats- und Freudengefühl, das ſie immer beſchleichen will, trotz allem, wenn ſie hierher kommt. Erſt daheim folgt der ſtumpfe Jammer nach, die heißverweinten Nächte.

Der Direktor kommt ihr entgegen und ſchüttelt ihr wie ein Freund die Hand. „Guten Tag, liebe Frau Profeſſor, guten Tag! Nun, wie geht es? Kommen Sie nur einen Augenblick herein zu mir. Ich muß Ihnen eine Kleinigkeit mitteilen."

„Mein Mann iſt krank?" fragt ſie erſchrocken und bleibt in der Tür ſtehen.

Der alte Herr lächelt: „Im Gegenteil. Sie werden ihn etwas verändert finden, die Erregungen haben ſehr nachgelaſſen."

„Doktor!" ſchreit die Frau auf und greift nach den Händen des Arztes. „Doktor, warum ſchrieben Sie mir nicht! O Gott!" Ein Leuchten bricht unwillkürlich aus ihren Augen, das dem alten Mann ins innerſte Herz ſchneidet.

„Gemach, liebe Frau, gemach! Ich wollte Sie eben darauf vorbereiten, daß, obwohl er etwas klarer und viel ruhiger iſt, doch nicht die geringſte Hoffnung mehr beſteht. Das ſind vorübergehende Lichtblicke, die beim zunehmenden Alter kommen. Sie ſind eine tapfere Frau, Frau Profeſſor, alſo werden Sie ſich nicht unnützen Illuſionen hingeben. Er fühlt es ja nicht. Wir tun alles, ihm ſein Leben ſo angenehm wie möglich zu machen."

Das Leuchten in ihren Augen iſt erloſchen. Stumm drückt ſie dem Arzte die Hand. Sie hat ihm von ihren Plänen, ihren Hoffnungen ſprechen wollen, aber kein Gedanke gehört mehr der Außenwelt. „Nun kann ich ihn wohl ſehen?" fragt ſie leiſe.

Er geht ihr voran den langen Gang hindurch, der mit gediegener Eleganz eingerichtet iſt. Sie kennt den Weg ſo genau. Dort, das letzte Zimmer. Nr. 10.

„So, mein lieber Herr Profeſſor, nun laſſen Sie einmal das Grübeln. Sehen Sie mal, wen ich Ihnen da bringe."

Margarete fliegt ein Zittern durch alle Glieder.

In den letzten Jahren hat er ſie nicht mehr erkannt, wenn ſie kam. Doch heute hebt er den Kopf —

Wie licht ſein Haar in dieſen zehn Jahren geworden iſt! Und in ſeinen Augen glimmt etwas auf. Etwas von früher —

Margarete vergißt, daß der Direktor daneben ſteht, daß der Wärter im Hintergrunde des Zimmers ſie beobachtet, ſie fliegt zu ihrem Manne hin und ſchlingt die Arme um ihn. Alles, was an jugendlicher Freudigkeit in ihrem Herzen aufgewacht war in der letzten Zeit, durchbricht die mühſam und tapfer aufrechtgehaltene Selbſtbeherrſchung der Frau. Sie drückt den Kopf an ſeine Schulter, und ein heißer Tränenſtrom überflutet ihr Geſicht.

Der Direktor ſteht erſchrocken, aber der Irre hebt die magere Hand und ſtreicht leiſe über den Frauenkopf hin. Ein leiſes, leiſes Lächeln huſcht über das hagere Geſicht, ein altes, klares Liebeslächeln, und ebenſo leiſe ſagt er vor ſich hin und immer wieder in ſcheuer Zärtlichkeit: „Wart' du, wart' du, wart' du!"

Das war das Koſewort des ernſten Mannes geweſen, wenn ſein junges, heißblütiges Weib ihn in kindlichem Übermut herzte und küßte und umſprang.

Margarete hält ihn feſt — feſt umſchlungen. Dieſes alte, ſüße Wort. Seine Seele iſt noch einmal zu ihr zurückgekommen und umfängt ſie in alter Liebe. Gerade in dieſem Augenblick kehrt keine Erinnerung zu ihm zurück als die ihrer Liebe. Wie das bindet, wie das kettet! Für immer. —

Als ſie wieder hinausfährt in den rotgoldenen Frühjahrsabend, durch den ein ſüßes Blütenatmen geht, iſt eine ſtille, große Klarheit in ihr. Iſt auch ſein Geiſt umnachtet, ſeine Seele gehört ihr, geht mit ihr, iſt bei ihr. Und ihre Seele wird bei ihm ſein immer.

Ein müdes Lächeln gilt den letzten Tagen mit ihrer plötzlich aufgeſchoſſenen Lebensfreude. Was kann ihr das Leben noch geben, was es lebenswert machte ohne ihn? Ein Kind vielleicht. Ein Kind zum Lieben und Hoffen. Aber nicht ſein Kind, nicht ſein Geiſt, nicht ſein Leben.

Da ringt ſich in der Seele der Frau ein großer Gedanke los, und ſie ſieht in das Walten der Urmacht, die ſolchen Lebens- und Strahlenfunken in die Herzen gießt, daß ſie nicht voneinander laſſen können, die alles überdauern: geiſtige Nacht, irdiſche Lebensbegierde, irdiſche Hoffnungen.

Das einzige wehe Gefühl im Herzen der Frau iſt der Gedanke, daß ſie einem anderen Menſchen die Hoffnung rauben muß auf das, was ſie genoſſen und beſeſſen und immer beſitzen wird — ſie, die trotz allem Reiche.

Blütenzweig

Im Mai oder Juni ein ſtiller Gang —
Die alte Friedhofmauer entlang
Läßt hundert Wunder im Herzen erſteh'n
Und Leid und Weh vergeh'n und verweh'n.
Man denke: Über die Mauer zum Steig
Hängt tief ein duftender Blütenzweig,
So weiß wie Schnee, ſo jung und ſchwer,
So hängt er über die Mauer her,
Als ob er, des Totenfeldes genug,
Begehr nach der jauchzenden Erde trug ...
Und als die Blüten mich kommen ſah'n,
Da fingen ſie alle zu beben an
Und ſenkten ſich tiefer zu mir herab.
Verſtand ich euch recht? Schnell ſchnitt ich mir ab
Ein blühendes Zweiglein vom knorrigen Aſt
Und hab' es mit beiden Händen gefaßt
Und trug es, gleich einem Frühlingspanier,
Ins heimliche Stübchen, mein Liebchen, zu dir!
Und wer es auch ſah, mit Staunen vernahm,
Daß dieſes Leben vom Friedhof kam —

Leo Heller

Wilhelm von Humboldt in ſeinen letzten Lebensjahren.

Wilhelm v. Humboldt und Varnhagen v. Enſe

Mit einer bisher unbekannten Biographie Wilhelm v. Humboldts von Varnhagen

Von

Maximilian Blumenthal

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Nicht bloß die Polyhiſtoriker ſterben aus — auch diejenigen werden immer weniger, die die Zeit finden und Luſt haben, ſich mit ihrer eigenen Perſon durch Bekenntniſſe, Autobiographien oder ausgedehnten Briefwechſel annähernd ſo zu beſchäftigen, wie das noch vor fünfzig bis hundert Jahren geſchehen iſt. Der Nachkomme und der Hiſtoriker wird das ſehr bedauern. Er wird ſich nach Leuten zurückſehnen wie Varnhagen, der nicht bloß ſelbſt Biograph von Beruf und Beſtimmung war, ſondern von Jugend auf bis in das ſpäte Alter Bemerkungen, Beobachtungen, Urteile, die ſich plötzlich in ihm geſtaltet, niederſchrieb und ſammelte und dieſe Sammlung nach Möglichkeit noch durch authentiſche Ausſprüche und Bemerkungen anderer vervollſtändigte. Ihm ſelbſt iſt dieſes Sammelmaterial wohl die Grundlage für ſeine Tagebücher geweſen, aber bei ſeiner Anhäufung leiteten ihn noch vielfach andere Geſichtspunkte. Soldat, Schriftſteller, Beamter in einer Perſon, hatte er Intereſſe an allem, was auf dieſen mannigfachen Gebieten zu ſeiner Zeit ſich ereignete. Sein eigener Bekanntenkreis und der ſeiner Frau, die heute noch jeder bei ihrem Mädchennamen Rahel nennt, war ungeheuer groß und erſtreckte ſich faſt auf alle Berühmtheiten der Zeit. Ihm ganz beſonders war es vergönnt, die intimen Urteile dieſer Perſonen übereinander zu hören. Er hielt ſie feſt in ſeinen Aufzeichnungen und fügte häufig ſein eigenes, faſt immer treffendes Urteil hinzu.

Treitſchke nennt das, was ſo zuſtande kam, zwar bösartigen Klatſch, wir müſſen aber anerkennen, daß es uns einen Einblick verſchafft, den

wir höchſt ungern entbehren möchten, von dem wir glauben, daß auch Treitſchke von ihm großen Nutzen gezogen hat.

Zu den bedeutenden Menſchen, zu denen Varnhagen und noch früher Rahel bis an ihr Lebensende in engſten Beziehungen geſtanden haben, ſo daß ihre Beobachtungen gründlicher als die von allen anderen ſein konnten, gehört auch Wilhelm von Humboldt. Er war Rahels Jugendfreund, und ihre Freundſchaft wurde ſpäter von Humboldts Frau Karoline, geborene von Dachröden, auf das vollſte geteilt. Varnhagens Bekanntſchaft wurde wohl erſt durch die Rahel vermittelt. Aber bei ſeiner Gründlichkeit rekonſtruierte er ſich das, was Rahel in dieſer Beziehung vor ihm voraus hatte, aus Bemerkungen und Urteilen anderer, und zwar gerade der hervorragendſten, die er ſorgfältig niederſchrieb und aufbewahrte. Wir können ſo jahrzehntelang die Arbeit dieſes Mannes, der zum Biographen prädeſtiniert war, beobachten und müſſen danach wirklich bedauern, daß er ſeine Abſicht, Wilhelm von Humboldts Leben zu ſchreiben, nicht ausgeführt hat. Er hat die vorhandenen Biographien noch kennen gelernt, ohne von ihnen befriedigt zu ſein. Über die zweite, von Haym, ſagt er (Tagebücher Bd. 12, S. 43): „Kein wohlgetroffenes Bild; man wird aus demſelben niemals erraten, wie der Mann wirklich geweſen; der Autor hat ihn perſönlich nicht gekannt.“ Daß dies letztere für eine Biographie unbedingt notwendig iſt, wird wohl nicht allgemein anerkannt werden, aber bei einer Perſönlichkeit, wie der hier in Frage kommenden, war es notwendiger als bei jeder anderen. Auch die von Varnhagen geſammelten Urteile von Zeitgenoſſen, die wir gleich kennen lernen werden, ſprechen dafür.

Was kann nun Varnhagen, den genaueſten Kenner dieſer Materie, abgehalten haben, Wilhelm von Humboldts Biograph zu werden? Daß er ſeine Sachkenntnis ſyſtematiſch vervollſtändigte, ſahen wir ſchon; daß er dazu vorzüglich imſtande war, weiß jeder. Schon im Jahre 1812 ſchrieb er den erſten Entwurf zu einer Biographie nieder, der freilich trümmerhaft blieb. Er findet ſich ebenſo wie der vollſtändige Nekrolog in dem Varnhagenſchen Nachlaß, den die Königliche Bibliothek in Berlin aufbewahrt. Dieſer letztere, den wir hier mitteilen wollen, iſt ſo formvollendet, durchdacht und abgerundet, daß man die letzte Redaktion für den Druck unſchwer erkennt. Iſt ein ſolcher trotzdem nicht erfolgt, ſo glaube ich jetzt die Pflicht und das Recht zu haben, die Varnhagenſchen Urteile einem größeren Publikum zugänglich zu machen.

Varnhagens mehrfach erwähnte Notizen und Materialien unterſcheiden ſich freilich in ihrer Tendenz lebhaft von dem Nekrolog. Schon über den jungen Humboldt finden ſich Bemerkungen aus Briefen von Schiller und Johann Heinrich Voß, die nichts weniger als anerkennend ſind. In dem 1814 zu Wien geſchriebenen Aperçu ſagt Varnhagen von ihm: „Er iſt geizig, aber kein Filz“, während es in der letzten Faſſung des Nekrologs heißt: „Man hat ihn auch zu großer Sparſamkeit beſchuldigt, aber mit Unrecht.“ Er habe als Mann von Verſtand nur phantaſtiſche Verſchwendung nicht aufkommen laſſen, aber gern gegeben, wo ein hoher Zweck, ein edler Wunſch zu erfüllen war. In den Materialien finden ſich allerdings verſchiedene Notizen, die eine andere Auffaſſung geſtatten. „Alexander von Humboldt,“ heißt es da, „ſagte, als von den Briefen ſeines Bruders an Charlotte Diede und von der Penſion, die er ihr gebe, die Rede war: ‚Ich geſtehe, ich wollte, er hätte mehr gegeben und weniger geſchrieben.‘ Sie bekam jährlich hundert Taler. Zu mir ſagte Alexander darüber: ‚Begreifen Sie den Geiz?‘“

Auf einem anderen Zettel Varnhagens heißt es: „Mit den Jahren haben Ehrgeiz und Geldgier bei ihm zugenommen. In Aachen hielt er ſich lange gegen alle Eindrücke und Berührungen, die Graf Bernſtorffs Erhebung ihm machen mußte; als dieſer aber den Andreas- und Schwarzen Adlerorden erhielt, konnte Humboldt ſeine Betroffenheit nicht länger verhehlen, er war eine Zeitlang ganz hin. Seine Geldgier hat nach Maßgabe ihrer Befriedigung zugenommen. Als er Ende 1819 ſeine quaſi Entlaſſung erhalten hatte, forderte die öffentliche Meinung von ihm die Ablehnung der ihm gelaſſenen Beſoldung von ſechstauſend Talern; er benahm ſich wie ein Reineke, erfand eine Wendung der Rede, wodurch das Publikum glauben konnte, er habe abgelehnt, und worin der König eine Ablehnung nicht zu erblicken brauchte; dann kam ihm Beymes Nichtablehnung zuſtatten, und er konnte noch ſagen, er habe aus Großmut die Sache ſo ausgedrückt, damit nicht Beyme, ſein im gleichen Falle befindlicher Kollege, zu ſehr abſteche. — Berlin, Januar 1820.“ (Spätere Zuſchrift: „Der König verſtand aber die Sache ſo, daß Humboldt ablehne, und er erhielt nichts.“)

Gneiſenau ſpricht ſich in ſeinen Briefen ebenfalls tadelnd über Humboldts Geiz aus.* Er hält ihn abſolut für unfähig, Hardenbergs Nachfolger zu werden, da „er kein ſchöpfender Geiſt, ſondern nur ein Detailleur“ ſei. „Beſonders geht ihm der politiſche Mut ab. Anderer Ideen weiß er ſehr gut zu ſpalten und zu zerlegen.“ „Man hat auch mich für ihn anwerben wollen, ich mag aber mit dem unmoraliſchen, mutloſen und gemütloſen Menſchen nicht gemeinſame Sache machen.“ ...

* Pertz, Leben Gneiſenaus, V, S. 262, 354, 364 ff.

Diesen Vorwurf der Gemütlosigkeit schreibt auch Varnhagen im Jahre 1815 als aus dem Munde des Grafen Schlabrendorf kommend auf, welcher sagte, die beiden Humboldt hätten alle möglichen Anlagen, große Männer zu sein, es fehle beinahe keine Eigenschaft dazu, und doch wären sie es nicht, weil man ohne Gemüt nie ein großer Mann, sondern nur allenfalls ein bedeutender, merkwürdiger, talentvoller sein könne.

Als überaus geschickter und fleißiger „Detailleur", wie Gneisenau sagt, bewährte sich Humboldt auch beim Wiener Kongreß. Die Arbeit nach philologischer Methode stand ihm höher als die Beförderung der Sache. Sich für eine Idee des Staatslebens zu erwärmen, lag ihm nach Varnhagens Ansicht fern. Auch Rahel urteilte ähnlich. Sie, die ja als Menschenkennerin und -beobachterin alle Mitlebenden übertraf, wollte schon damals den Maßstab der Nietzscheschen Herrenmoral auf Humboldt anwenden. Als Houdetot sie 1807 fragte: „Je connais depuis si longtemps Mr. de Humboldt, mais je vous prie, dites-moi ce que qu'il est? a-t-il le cœur bon? est-il bon?" sagte Rahel: „Il est si loin dans ses idées, qu'on ne peut pas dire qu'il est bon, c'est au-dessous de lui!" „Je vous entends!" sagte Houdetot, „Bon! je vous entends." Und als Graf Custine von Humboldt sagte: „Il a une étonnante puissance de négativité," antwortete Rahel: „Il dit au fonds tout par ennui, il a trop d'esprit pour dire des bêtises."

Wilhelm v. Humboldt als Student.
(Nach einem Basrelief im Schlosse zu Tegel.)

Mit Gneisenaus Meinung, daß Humboldt von einer verantwortlichen Stellung in der Verwaltung fernzuhalten sei, stimmt Schlabrendorf überein, der am 24. September 1817 aus Paris an Frau von Wolzogen schreibt: „Falls Humboldt nach England geht, ist's schlimm für seinen persönlichen Einfluß, aber für Preußen oder Deutschland sehe ich nichts dabei verloren. Es ist schon viel, wenn er vermag, hinter dem Zeitgeiste nachzuschleichen; wehe dem Kreise, der ihn zum Führer braucht."

Und doch glaubte ein großer Teil des Volkes, bei der Frage der Konstitution in Humboldt seinen Führer sehen zu müssen. Niemand war ja auch so positiv für diese Sache eingetreten wie Humboldt mit seiner Denkschrift. Dove in der Allgemeinen Deutschen Biographie widmet dieser das höchste Lob. „Sie verdient dies Lob vornehmlich durch die milde Versöhnung historisch-konservativer mit theoretisch-liberalen Tendenzen, durch den festen Aufbau des parlamentarischen Systems auf dem Prinzip der lokalen und provinziellen Selbstverwaltung, durch die kräftige Herrschaft endlich des Grundgedankens der Staatseinheit über alle Teile des umfassenden Organisationsplanes." — Varnhagen sagt in seinen Materialien: „Humboldt hat Preußen ausführliche Denkschriften über Repräsentativ-Verfassung gemacht und Entwürfe zur Konstitution selbst. Ich habe diese scharfsinnigen (aber doch ungenügenden) Arbeiten gehabt, aber habe sie nicht mehr! Nach und nach wird wohl manches davon an den Tag kommen. — Humboldt war von der Notwendigkeit der Reichsstände für Preußen durchdrungen, und er arbeitete darauf hin, soviel er immer konnte. Nach der Julirevolution hieß es in Berlin allgemein, er sei nun wirklich vom Könige berufen und beauftragt, eine Konstitution zu entwerfen. Es war aber ein grundloses Gerücht, wiewohl selbst in den höchsten Kreisen die Sache geglaubt wurde." — In der mitzuteilenden Biographie heißt es: „Bewunderungswürdig an Scharfsinn und Feinheit, an fester Gliederung und Durchführung ist besonders eine Denkschrift, worin er Verfassungsgrundsätze erörtert; er gibt die bündigste, gefälligste Umhüllung, man glaubt schon alles sicher festzuhalten, aber zur Sache ist nichts getan, es ist nur eine Aufgabe, eine geistige Übung gewesen."

Rahels Bemerkung nach dem Lesen der Denkschrift lautete: „Die Brühe ist vortrefflich, aber sie macht keinen Braten."

Das Urteil Gneisenaus: „Er ist aber nur ein Detailleur und kein schöpfender Geist" wird von Varnhagen, mit etwas anderer Nuancierung, bestätigt. „Der Staat ist ihm eigentlich gleichgültig, aber da es einmal solche Einrichtung gibt, so ist

ihm die höchſte Stelle darin die bequemſte. Er unternimmt nichts für ihn, aber er läßt ihn keineswegs im Stich. Ein trefflicher Ausführer von Aufträgen, weiß außerordentlich zu arbeiten, ſchnell und geſchickt, mündlich und ſchriftlich, läßt es an keinem Eifer fehlen, um den Zweck zu erreichen, und macht ſich dann plötzlich gar nichts mehr daraus, weil die Sache nun aufhört, die ſeinige zu ſein, welches ſie nur ſo lange war, als ſie noch nicht gelöſte Aufgabe war."

Ich will hier noch das Zeugnis des Freiherrn von Ompteda* mitteilen, das ganz mit den Anſichten Gneiſenaus und Varnhagens übereinſtimmt: „Der Baron von Binder zeichnete mir ein Bild des Freiherrn von Humboldt, das mich aus ſeinem Munde wundernahm. Er zeichnete mir ihn als einen pedantiſchen, kleinlichen Menſchen, der ſchwierig in den Geſchäften iſt, der es liebt, ſich mit Details zu beſchäftigen, ohne ihnen deshalb eine große Wichtigkeit beizulegen, da er vielmehr im Grunde ſeiner Seele eine große Gleichgültigkeit für die Staatsangelegenheiten hat."

Von Varnhagens eigenen Bemerkungen und den von ihm geſammelten Urteilen anderer kann hier nur eine kleine Probe gegeben werden. Aber ſie genügt vielleicht ſchon, um zu erkennen, daß er von keiner beſonderen Liebe und Bewunderung für Humboldt beſeelt war. In ſeinem Nekrolog zeigt ſich ein anderer Geiſt, kein vollſtändiges Hinwegſehen über die Fehler ſeines Helden, aber doch weit mehr Bewunderung als Kritik. Und vor allem: jene ätzenden Bemerkungen von der Bank, wo die Spötter und Nergler ſitzen, ſind zwar auch hier verwendet, aber der Giftſeim, der ihren Hauptbeſtandteil bildete, iſt ihnen entzogen. Trotzdem werden wir der Arbeit nicht die tadelnde Note ausſtellen, die Schön über Pertz' Leben Steins in ſeinem Briefe an Droyſen fällte: „Es iſt eine Eloge, wie ſie in der Pariſer Akademie für verſtorbene Mitglieder gehalten wurde." Sie iſt mehr als eine Eloge für einen Verſtorbenen, deſſen beſte Eigenſchaften zu ſeinem Ruhme geſchildert werden.

Beginnen wir nun zunächſt mit dem im Jahre 1814 in Wien geſchriebenen Abriß.

Wilhelm Freiherr von Humboldt.

Humboldt ſteht mit großem Geiſte über allen Verhältniſſen weit hinaus. Die Welt iſt ſeinem Scharfſinn eine Sammlung ſcherzhafter und ernſthafter Aufgaben, tiefes, umfaſſendes Wiſſen und ausgebreiteter Lebensgenuß die Löſung, in beiden Arten mit fleißigem Eifer, den eine zyniſche Gleichgültigkeit dicht begleitet. Er hat eine Menge Eitelkeiten, über die er doch alle weit hinaus iſt. Er hat die größten weltbildenden Gedanken, deren Wirkſamkeit aber durch den Zuſtand der Staaten und überhaupt jetziger Welt ausgeſchloſſen iſt. Daher kommt ihm von dem, was er als Denker beſitzt, nicht immer viel zunutze als Staatsmann. Die Gewandtheit und Klugheit kommt ihm ganz wie von inneren und höheren Gebieten. Statt ſolcher Myſtifikationen einzelner, wie Metternich ſie treibt, übt er gegen die Menſchen insgeſamt eine ſcherzende Verhöhnung, die nicht beleidigt, weil ſie unperſönlich iſt und aus freier Geiſtesüberlegenheit kommt. Er iſt gar nicht leichtſinnig, aber auch gar nicht ſchwer, die Gegenſtände als ſolche ſind ihm immer von gleicher Wichtigkeit. Der Staat iſt ihm eigentlich gleichgültig, aber da es einmal ſolche Einrichtung gibt, ſo iſt ihm die höchſte Stelle darin die bequemſte. Er unternimmt nichts für ihn, aber er läßt ihn keineswegs im Stich. Ein trefflicher Ausführer von Aufträgen, weiß außerordentlich zu arbeiten, ſchnell und geſchickt, mündlich und ſchriftlich, läßt es an keinem Eifer fehlen, um den Zweck zu erreichen, und macht ſich dann plötzlich gar nichts mehr daraus, weil die Sache nun aufhört, die ſeinige zu ſein, welches ſie nur ſo lange war, als ſie noch nicht gelöſte Aufgabe war. Er zeigt in Bearbeitung von Staatsſachen philologiſchen Sinn und Genauigkeit, erkennt mit Überſicht, hofft mit Sicherheit und ſpielt mit den Schwächen der anderen mehr noch, als er ſie benutzt. Mit Metternich hat der Zufall ihn in günſtige Vertraulichkeit auf einige Zeit gebracht. Er ſieht das Zukünftige wohl nahen, und es kann ihm nicht gefallen, aber er ſetzt ſich darüber hinweg. Seine phyſiſche Beſchaffenheit iſt höchſt merkwürdig, Muſik, Farben, ſchöne Natur ſind ihm verſchloſſen und zuwider oder doch gleichgültig; die plaſtiſche Kunſt iſt die einzige, die ihn reizt als Heiden, welches er im ſtärkſten Sinne des Wortes iſt, und als Eraſten. Die innerſte Richtung geht in ihm auf Erforſchung der Körperlichkeit, ſeine Sinnlichkeit iſt zumeiſt ein Verſuch und eine Erkundigung und der Punkt, wo ihn die Natur wieder in ihren großen Zuſammenhang ſtellt.

* Politiſcher Nachlaß III, S. 215.

Seine Paradoxien sind angenehm und geistreich und auch praktisch; z. B. sein Wohlbehagen in dichtverschlossener Stubenluft und außerordentlicher Hitze. Er bleibt sich immer gleich, noch ganz anders als Metternich. Seine Unterhaltung ist höchst leicht und liebenswürdig und bei allem Witz gutmütig. Dies ist er überhaupt öfter und mehr, als man gewöhnlich glaubt. Sein Herz ist allerdings bewegbar, aber freilich nicht immer dann, wann man es möchte. Er ist geizig, aber kein Filz. Mit größerer Grazie war noch niemand verheiratet, völlige Freiheit gebend und nehmend.

Wien 1814.

Der nun folgende Nekrolog, wie wir dieses biographische Urteil wohl am besten bezeichnen, liegt in einer nicht vollständigen Urschrift und einer endgültigen Bearbeitung vor. Ich gebe von der ersten den Anfang, welcher nachher fehlt, und einzelne charakteristische Abweichungen in Noten bei der letzteren.

Anfang der Urschrift.]

Wilhelm von Humboldt.

Von K. A. L. Varnhagen.

Ich weiß nicht drei lebende Menschen, von denen ich mit Überzeugung sagen dürfte, daß sie Wilhelm von Humboldt ganz einsehen und würdigen. Sein Bruder Alexander ist wohl zuerst anzumerken, dann vielleicht der Fürst von Metternich; aber einen dritten zu nennen, wäre ich in Verlegenheit. Die persönliche Kenntnis und Vertrautheit gelten hier wenig, wofern sie nicht von großer Geistesfähigkeit begleitet sind, diese aber bedarf ihres Stoffes, den nur jene geben können; wie selten finden sich solche Erfordernisse vereint!

Die schärfste und tiefste Einsicht in Humboldts innerstes Wesen hatte gewiß Rahel. Wenn ihr kaum jemand entging, den ihr Blick und ihre Aufmerksamkeit nur eben gestreift hatten, um so weniger konnte Humboldt ihr entgehen, den sie von Jugend auf gekannt, der sich ihr vielfältig und gern vertraut und auch notwendig immerfort ihre Betrachtung angezogen hatte. So oft sie seiner gedenkt, in Briefen und mündlich, besonders auch wenn sie an ihn selber schreibt, steht sein ganzes Wesen hell vor ihr, und was sie von ihm mitteilt und über ihn bemerkt, ist jedesmal treffend wahr. Aber ein vollständiges Bild von ihm zu geben hat sie leider nicht versucht; nur in raschen und kurzen Äußerungen, wie der Augenblick sie hervorrief, sprühen einzelne Züge, die auf einen großen Zusammenhang hinweisen.

Auch mir ist Humboldt früh bekannt und nahe gewesen ... seine Umgebungen und Verhältnisse lagen mir großenteils offen. Vieljährige, mannigfache Berührungen fanden statt, und die vertrauensvolle Annäherung in späterer Zeit war um so inniger, als manches Feindliche vorhergegangen war, welches nun mit heiterer Unbefangenheit besprochen und aufgeräumt werden konnte. Doch würde mir die eigene Kenntnis weder reif noch vollständig sein, wäre sie nicht unter den Geistesblicken Rahels gediehen. Ihren Weisungen selbstsehend und prüfend nachzugehen, war mir, wie in anderen Fällen, auch hier der größte Gewinn. Auf Rahels Einsicht und Urteil wird also diese Schilderung überall im wesentlichen zurückzuführen sein, ohne daß sie deshalb der Verantwortung entrückt werden soll, welche mir insofern auferliegt, als ich dem Sinne zustimme und ihm Ausdruck zu geben suche.

[Endgültige Fassung.]

Wilhelm von Humboldt.

Von K. A. L. Varnhagen.

Rahel sagte von Humboldt, er sei von keinem Alter, gehöre keinem an. Wer ihn wirklich gekannt, wird diese inhaltvolle Bemerkung von tiefer Wahrheit finden. Die verschiedenen Lebensalter, welche sonst wohl denselben Menschen in ganz entgegengesetzten Gestalten zeigen, waren in Humboldt von geringer Kraft und bezeichneten nur äußerliche Unterschiede. Humboldt war nicht jung, weil er sechzehn, nicht alt, weil er sechzig Jahre zählte; nicht die Zeiten traten an ihm hervor, er nur in ihnen, und Humboldt der Knabe wie Humboldt der Greis war vor allem Humboldt, dies wesentliche Gepräge stand in ihm alle Jahreszahlen hindurch unverändert fest.

Man kann auf diesem Grunde weitergehen und hinzufügen, daß Geist und Charakter in ihm sich ganz unabhängig von seinem

äußeren Lebenslauf ausgebildet haben. Seine Geburt hatte ihn glücklich auf eine Bahn geſtellt, wo die beſte Bildung ſeiner Zeit ihm begegnen konnte und ihm für deren Aneignung Freiheit und Muße gegeben war; dieſer erſte Glücksfall genügte, es bedurfte nun weiter keiner Gunſt, als die er aus eigener Entwickelung ſchöpfte; der Keim hatte Boden und gedieh unwiderſtehlich aus ſich ſelber. Wohl erfuhr Humboldt in Weltverhältniſſen und Lebensgeſchicken fortwährend ſeltene und ausgezeichnete Förderung; er gelangte zu der höchſten Wirkſamkeit und Ehre, zu dem ruhmvollſten Anſehen; auf den größten Schauplatz erhoben, ſtand er als glänzende Erſcheinung da, und früh war ihm alles reich dargeboten und leicht bereitet: aber beſtimmen taten dieſe Glücksfälle nichts in ihm, ſie konnten ſein Inneres nicht bereichern noch bedingen; dies war in ſich fertig und wirkſam und hätte auch in Bedrängnis und Unglück nach ſeiner Eigenheit ſich entfaltet und dargetan, beſchränkter, dunkler vielleicht, doch immer als dasſelbe.

Karoline Friederike von Humboldt, geb. von Dachröden.

Wir brauchen daher, um Humboldts Charakterſchilderung zu geben, nicht gerade ſeinen Lebenslauf zu begleiten, deſſen äußere Ereigniſſe ohnehin durch Reichtum und Bedeutung weit über die Grenzen unſeres gegenwärtigen Zweckes hinausliegen und für ſich allein ſchon den Stoff einer wichtigen und lehrreichen Biographie geben. Wenn von irgendwem, ſo kann von Humboldt geſagt werden, daß er ſeine Lebensumſtände gemacht habe, daß ſein Geiſt feſſellos über ihnen waltete, die dargebotenen Loſe nach ſeiner Weiſe faſſend, manche verſchmähend, allen gewachſen, den meiſten überlegen, und auch hierin immer noch größere Kräfte nach Belieben entwickelnd, ſo daß man in der großen Reihe möglicher Aufgaben kaum wagen darf, einen Punkt anzudeuten, über den ſeine Fähigkeiten nicht hätten hinausreichen können.

Von ſeinem Geiſte kann in der Tat nicht groß genug gedacht werden. Er hatte dieſe Kraft in einem außerordentlichen Maße. Und obwohl manche Gegenſtände ſich ihm entziehen mochten, für manche ſein Sinn faſt verſchloſſen war, zum Beiſpiel für Ton und Farbe, und auch ganze Gebiete ihm fern lagen, wie die eines völlig abſtrakten, in ſich ſelbſt zurückkehrenden Denkers und einer überlieferten Religion, ſo tat dies der Allgemeinheit ſeines Geiſtes doch keineswegs Eintrag, denn jene Gegenſtände beſchränkten ihn nicht eigentlich, ſondern er begrenzte ſie vielmehr für ſich, ließ ſie als unausgebeutet in dem großen Umfange ſeines Herrſchens und Schweifens liegen; er konnte ſich ihres Beſitzes inſofern noch immer verſichert fühlen, als wenigſtens Geſtalt und Bedeutung auch des Verſchloſſenen ihm geiſtesklar offen lag.

Wußte Humboldt in ſolchem Sinn auch das ihm Fremdartige noch zu bewältigen, ſo durchſchaltete ſein Geiſt die Gegenſtände, die ihm näher verwandt waren, mit freier Meiſterſchaft und Leichtigkeit. In den Gebieten der angewandten Philoſophie, der Altertumskunde, der Sprachwiſſenſchaft, der bildenden Künſte, im lebendigen Stoffe der menſchlichen Verhältniſſe, der Geſellſchaft, des geſamten Staatsweſens, da faßte und

ſtellte er alles mit eigentümlicher Macht, mit herrſcherlicher Sicherheit; da war ſeinem zerlegenden Scharfſinn nichts undurchdringlich, ſeinem verknüpfenden Witze nichts unfügſam; und obgleich nicht in dem Sinn produktiv, daß er neue metaphyſiſche Syſteme oder große dichteriſche Geſtaltungen geſchaffen hätte, ſo erhob doch ſein durchdringender Geiſt aus jedem Stoffe, den er bewegte, gewiß immer ein weſentliches Ergebnis, das eine Förderung, den möglichſt erlangbaren Ertrag, der wenigſtens eine Wendung war. Welche Dialektik ihm dann zu Gebote ſtand, was für Hilfsmittel des Witzes, welche Erfindſamkeit innerhalb eines Gegebenen und aus dieſem heraus, welche ſichere, ausgebreitete, feſtgeſtampfte Kenntnis, die er doch beweglich handhabte und, nach Bedarf oder Laune, bald als mächtige Wand aufſpannte, bald zur einbohrenden Spitze zuſammendrängte, bald als umſchließenden Ring ſo feſt als leiſe zuſammenzog — dies alles in lebendiger Schilderung und in bezeichnenden Beiſpielen darzulegen, dürften wir den Reiz und die Macht platoniſcher Geſprächsform herbeiwünſchen!

Seine Geiſteskraft beruhte hauptſächlich auf klarem Verſtande, der in ihm auf die höchſte Stufe geſtiegen war, wo er für die anderen Seelenkräfte ſtellvertretend werden und ihre Leiſtungen annähernd nachbilden kann. Die Beſchaulichkeit geheimer Stille, die Glut ſchaffender Einbildungskraft, ja die dunklen Mächte des Wahns und der Furcht erſchließen ſich hier. Alle Fähigkeiten des Menſchen, wie verſtreut nach verſchiedenen Richtungen ſie liegen, werden hier in eine mächtig zuſammengefaßt. Nachdem der große Gegenſatz von Antikem und Modernem einmal unſerer Vorſtellung eingewurzelt iſt und ſich nun überall zur Anwendung drängt, haben wir eine ſolche Geiſtesart, wie die angedeutete, notwendig als antike zu faſſen. Humboldt ſelber ſagt irgendwo, das Antike ſei es für uns nicht ſowohl durch ſeinen Inhalt als vielmehr durch ſeine Stellung zu uns, durch die abgeſchloſſene, gediegene Geſtalt, aus der alles Unweſentliche längſt ausgeſchieden iſt. Von früheſter Zeit mit Vorliebe in das klaſſiſche Altertum verſenkt, ſein Leben lang mit deſſen edelſten Schätzen genährt, iſt Humboldt in allen ſeinen Richtungen von antikem Geiſte beſeelt; aber deshalb ſelber noch keine antike Erſcheinung. Der Verſtand erkennt und ergreift das Gegenwärtige, das er nicht leugnen will, dem er nicht entgehen mag, und ſo lenkt er mit allen Kräften des antiken Geiſtes doch nur wieder in das moderne Leben ein. Dies iſt ihm der unabweisliche Stoff, der ihm zum Verarbeiten vorliegt. Aber bei allem Ernſt und Eifer, der darauf verwendet wird, kann doch eine Unwürde und Gemeinheit nicht verhehlt werden, die dem Heutigen, Täglichen, eben weil es noch nicht für den Geiſt geſichtet iſt, anhaftet, und dieſer wird für den Augenblick keine Hilfe finden, als ſich kalt und ruhig dagegen zu verhalten. Dieſe Kälte und Ruhe herrſchten durch Humboldts ganzes Weſen. Sie gaben ihm, wo weltliches Übergewicht entgegenſtand, großartige Faſſung und Standhaftigkeit, wo zu heiterer Tätigkeit Raum war, unendliche Freiheit des Witzes und der Laune, unerſchöpflichen Scherz, der allen Gegenſtänden eine Geiſtesluſt abgewinnen, jeder ernſten Aufgabe ihr angemeſſenes Spiel geſellen konnte. In dieſem leichten, ſcharfen und doch ſelten verletzenden Scherz, der nur die wenigſt empfindlichen Spitzen der Dinge abſchnitt, beſtand Humboldts perſönlichſte Eigenheit: niemand war ihm hierin ähnlich; ſein Mangel im Sprechen, daß er kein Sch ausſprechen konnte, ſondern nur immer S dafür ſagte, gab dieſem Scherz auch einen äußeren Typus, mit dem er zuſammenwuchs. Sonderbar iſt es noch, daß Humboldt nur im Sprechen, im Schreiben ſelten oder wenig ſcherzte. Im Schreiben wurde die kühle Klarheit, aus der im Sprechen ſein Scherz wurde, zum Stil, und man kann überhaupt ſagen, dieſer erinnere bei ihm an glänzende Eisgebilde, ſo friſch und nüchtern in ihrer Pracht und Schönheit, ſo ſcharf abſchneidend mit dem Gedanken, ſo kriſtalliniſch durchſichtig und feſt, ſo ſich ſelber gleich im kleinen Einzelnen und im maſſenhaften Ganzen ſind ſeine Phraſen und Perioden. Die innere Wärme verſteckt ſich unter der kalten Hülle, und wenn das unmittelbare Gefühl nur dieſe wahrnimmt, ſo deckt und ſchützt ſie doch meiſt nur ein zartes Wachstum, welches in der offenen Glut der Sonne verdorren müßte.

Humboldt ſchrieb an Schiller: „Ich kann kaum der Begierde widerſtehen, ſoviel als nur immer und irgend möglich iſt, ſehen, wiſſen, prüfen zu wollen. Der Menſch ſcheint doch einmal dazuſein, alles, was ihn umgibt, in ſein Eigentum, in das Eigentum ſeines Verſtandes zu verwandeln, und das Leben iſt kurz. Ich möchte, wenn ich gehen muß, ſo wenig als möglich hinterlaſſen, das ich nicht mit mir in Berührung geſetzt hätte.“

Dieſer antike Trieb, das Leben als ein Werkzeug höherer Einſicht und edler Genüſſe zu verbrauchen, war doch wieder auf moderne Hilfsmittel angewieſen. Die Macht der Anſchauung, ſo groß im Altertum und ſo wirkſam, iſt den Söhnen der neueren Zeit wieder reichlich zugeteilt, nur in eigentümlicher Begabung und ganz beſonderen Fällen leiſtet ſie noch, was für gewöhnlich unter uns dem Zuge der Gedanken überlaſſen iſt. Humboldt war hier nicht begünſtigt. Er mußte alles durch Denken erforſchen, durch geordnete, aufgereihte Folgerungen die Gegenſtände ſelbſt und ihre Ergebniſſe ergrübeln. Ihm wurde die Welt ein ungeheures Gewirr von Problemen, die ſich ewig erneuten und vervielfachten, und deren Löſung er haben wollte. Den Wert dieſer Probleme beſtimmte nur ihr geiſtiger Inhalt, der Drang, dem ein verhüllter Sinn zu entſprechen ſchien, nicht in bezug auf Nutzen und Vorteil in der Welt. Dieſe Selbſtändigkeit und Freiheit des Forſchens hat Humboldt vom Anfange bis zum Ende eines Lebens bewahrt und auf alles, was ihn je beſchäftigte, angewendet. Ob er proſodiſche Silben maß oder Staatsverhältniſſe wog, die Geheimniſſe der Geſchlechtsbezüge ergründen wollte oder Geldſummen anzulegen hatte, ob er in Betrachtung plaſtiſcher Schönheit den Sinn ſchwelgen ließ oder in herkömmlichen Gebräuchen ekles Geſellſchaftsweſen mitmachte, immer war in ihm dieſelbe Tätigkeit des Geiſtes, dieſelbe Behandlungsart der Gegenſtände, ein gründliches Erforſchen ihres Weſens, wie ein ſcherzendes Sich-darüber-hinausſetzen.

Karl Auguſt Varnhagen von Enſe.

Er ging von Ideen aus; ſie waren ihm das Höchſte in der Welt, ihnen lebte er und blieb er getreu; ſie waren ihm der Maßſtab der Dinge, des allgemeinen Treibens, ſeiner eigenen Stellung darin. So konnte denn auch die Laufbahn des Staates mit ihrem Ehrgeiz, mit der Macht des Wirkens und dem Glanze des Namens ihn nicht ganz erfüllen. „Und hätte ich,“ ſchrieb er an Schiller, „einen Wirkungskreis wie den, der jetzt eigentlich Europa beherrſcht, ſo würde ich ihn doch immer nur als etwas jenem Höheren Untergeordnetes anſehen, und das iſt meine wahre Meinung.“ Er hatte die größten weltbildenden Gedanken, allein die Zeitbildung der Staaten, in deren Kreis er tätig ſein konnte, war für ſolche Gedanken nicht offen, nicht reif und forderte andere gröbere Leiſtungen. Selbſt in ſeiner großen und gedeihlichen Einwirkung auf Kunſt und Wiſſenſchaft mußte er die höheren Anſprüche den unteren Bedingniſſen nachſetzen. Daher kam von dem, was er als Denker beſaß, ihm als Staatsmann nicht immer viel zu Nutzen; daher konnte er den Staat mit ſeinen Geſchäften auch wohl als etwas Geringes anſehen, woran im Grunde wenig gelegen ſei. Sofern er aber Aufgaben hatte, ſofern für ihn eine Pflicht damit verbunden war, ließ er es an Eifer, Fleiß und Sorgſamkeit nicht fehlen. Sein

Digitized by Google

philologischer Sinn, seine gelehrte Genauigkeit kamen ihm auch in seinen Geschäftsarbeiten zustatten. Ein trefflicher Ausführer, faßte er leicht und sicher die Punkte, auf die es ankam, wußte die Sachen zu wenden, die Menschen zu überreden, die Stärke zu gewinnen, mit den Schwächen fertig zu werden und so Zwecke zu erreichen, die ihm als erreichte dann oft gleichgültig wurden. Auch die Klugheit und Gewandtheit hatten bei ihm einen höheren Charakter, und gemeine List und Täuschung fanden darin keine Stelle; er hatte keine Freude, den einzelnen zu mystifizieren, lieber übte er gegen die Menschen insgesamt eine scherzende Verhöhnung, die, weil sie unpersönlich war und aus freier Geistesüberlegenheit kam, weniger beleidigte.

Wenn ein solcher Mann nach abgeschlossenem Lauf, in der Würdigung von und vor seinen Ebenbürtigen, durch Böckh mit Recht ein Staatsmann von perikleischer Hoheit des Sinnes genannt wird und die Welt diesem Ausspruche beistimmt, so kann dagegen nicht befremden, wenn mitten in der Bewegung des Lebens, unter dem Drang und Lärm streitiger Interessen, zwischen mittelmäßige und armselige Genossen gestellt, ein solcher Geist lange Zeit dem Unverstand ein Ärgernis, den Schwachen ein Rätsel und auch den sonst Einsichtigen und Wackeren oftmals ein Anlaß unsicherer Zweifel und bedenklicher Fragen sein konnte! Ein Mann, der sich aller Vorurteile ledig und von keiner der Meinungsgrößen, welche auf Jahrhunderte zu vererben pflegen, befangen zeigt, dessen Geist jede Schranke zu übersteigen strebt, der alles in Frage stellt, in Untersuchung zieht, und der dabei jede Heuchelei verschmäht, sondern keck und fröhlich seine freie Sinnesart walten läßt, ja diejenigen Seiten, wo Gefühl und Gedanke ihn seinen Mitlebenden doch wieder anschließen, geflissentlich versteckt, der sich in ewigen Paradoxien gefällt, bald leichtsinnig scherzend, bald schauderhaft ernst — nicht zu verwundern ist es, daß hier für die meisten etwas Unbegreifliches bleibt, woraus der blöde Sinn der Menge sogleich ein Übles macht. Ein Geist der Verneinung, des Übermutes und Frevels wird dann vorausgesetzt und auch da gesehen, wo keine Spur desselben ist; läßt nun gar die Laune sich verleiten — wie sie denn kaum solcher Lockung je widersteht —, die angedichtete Rolle wirklich zu spielen und die Betörten neckend noch mehr zu verwirren, so ist der Ruf bald entschieden und stimmt nur allzu gern den Bezeichnungen bei, denen er widersprechen sollte.*

Allerdings liegt auch in dem bloßen Schein und Spiel etwas Bedenkliches. Ist man nicht schon einigermaßen das, was man gern spielt, wird man nicht ein wenig zu dem, was man lange vorstellt? Diese Fragen drängen sich auf und finden nicht immer sichere Bejahung oder Verneinung, so daß in solchem Falle nicht bloß die blöde Menge leicht irr und zweifelhaft wird.

Auf solchen Anschein hin konnte selbst der geistverwandte Freund, Graf von Schlabrendorf, bisweilen diese Geistesart mißkennen** und Gentz, wie er in einem seiner Briefe an Rahel sagt, hier nur die Meisterschaft des Sophisten finden; Talleyrand aber, der über Humboldt den Staatsmann geäußert: „que c'était un des hommes d'état dont l'Europe de mon temps n'en a pas compté trois ou quatre",*** drückte zu anderer Zeit das Mißbehagen aus, daß er diese Eigentümlichkeit doch nicht ganz durchschaue und dieselbe etwas ihm Unverständliches behalte. Rahel aber verteidigte ihn stets; als man darüber stritt, welches Maß von Geist ihm

* In der Urschrift: so ist der Ruf bald entschieden und der Name Mephistopheles oder Reinecke dafür ganz fertig und bequem.

** Urschrift: In Humboldt das Gemüt vermissen und in bezug auf ihn sagen, man könne alle möglichen Eigenschaften haben, ein großer Mann zu sein, und bleibe doch und allenfalls ein bedeutender, merkwürdiger, talentvoller, weil ohne Gemüt keine wahre Größe sei.

*** Urschrift: Talleyrand, so scharf und sicher im Verstehen der Menschen, wurde an Humboldt irr, insofern er ihn ganz zu seiner eigenen Art doch nicht rechnen durfte, weil er die Entschiedenheit und Alleinherrschaft selbstischen Zweckes, als den ihm geläufigsten Schlüssel, zuletzt doch immer fehlen sah, und so äußerte er mißvergnügt: „M. de Humboldt est un peu comme la Prusse; on ne sait pas bien ce que c'est!" Ein Wort, das boshafter sein will, als es wirklich ist, und für den Staat wie für den Mann, die es zusammengreift, jede Größe möglich läßt. Schwebte Talleyrand wenigstens noch im Zweifel, ob das ihm Unverständliche in Humboldt für gut oder schlecht zu halten sei, so waren die meisten Leute lieber bereit, das, was ihnen rätselhaft erschien, gleich zum Übel auszulegen. Gentz fand sich damit ab, ihn für den größten Sophisten zu erklären.

wirklich zukomme, und ſie um ihre Meinung gefragt wurde, antwortete ſie: „Er hat ſo viel er nur will.“ Und ein andermal, als ſie ſagen ſollte, wiefern er ein guter Menſch zu nennen ſei, erwiderte ſie: „Er iſt ſo weit in ſeinen Ideen, daß nicht mehr die Rede davon ſein kann, ob er gut oder nicht gut ſei, das liegt fern unter ihm.“ Seine Paradoxien und Scherzreden, durch welche er öfters Mißfallen erregte und zaghafte Hörer gar oft verſchüchterte, erklärte Rahel geradezu für die Wirkung ſeiner Langenweile; aus Ungeduld müſſe er reden, meinte ſie, und er habe zuviel Geiſt, um bloße Dummheiten zu ſagen. Doch gab es Zeiten, wo auch ihr das Vertrauen oder die Einſicht wankte und Humboldt ſeine Mephiſtophelesrolle ſo weit trieb, daß es faſt einerlei dünkte, ob er ſo ſcheinen wolle oder ſo ſei; ſie ſagte dann unmutig: „Ich kann Ihnen Ihre Geiſtesfreiheit nicht mehr ſo hoch anrechnen, wenn Sie auch für Ihr Tun und Ausüben in Ihrem Inneren weder Schranke noch Zügel haben.“

Varnhagen von Enſe in ſeinem 55. Lebensjahre.
(Nach einer in der Nationalgalerie zu Berlin befindlichen Handzeichnung von S. Fr. Diez aus dem Jahre 1839.)

Was ihm viele ganz abſprachen oder doch beizumeſſen anſtanden, Wärme der Empfindung überhaupt und Innigkeit der Teilnahme für Welt und Menſchen, fehlte doch ſeiner Seele keineswegs. Sein Herz war lebendig da, wach und reizbar zur Tätigkeit. Für die Erſcheinung aber ſtellten ſich hier neue Bedingungen. Wie am Himmel die Sonne und die Geſtirne gleichzeitig wandeln und wirken, aber nicht zugleich geſehen werden, ſo konnten in Humboldt nicht an demſelben Horizont Geiſt und Gefühl hervortreten. Der unermüdete Geiſt aber mochte den Blicken kaum jemals entſchwinden und hielt als zuſammengedrängtes helles Licht die zerſtreuten milderen Lichter unſcheinbar. Man nimmt überall eine Trennung zwiſchen den beiden Hauptkräften an, welche das höhere Leben ausmachen, zwiſchen Kopf und Herz, Verſtand und Gefühl; aber die Trennung iſt meiſtenteils nur eine gemachte, zum Behufe der Erkenntnis bequeme: in Humboldt war ſie eine wirkliche. Keine von beiden Kräften hatte in ihm die Oberhand, auch ſtanden ſie nicht gegeneinander im Gleichgewicht; jede waltete abgeſondert für ſich, in ihrem eigenen Reiche, unbekümmert um die andere; ſie erkannten ihre Gebiete wechſelſeitig an und lebten nebeneinander ohne Streit noch Einigkeit. Im größten Gegenſatz aber ſchieden ſich ihre Wirkungen. Die Tätigkeit des Verſtandes trat hell und glänzend nach außen hervor und nahm die ganze Breite des erſcheinenden Menſchen ein; die Tätigkeit der Empfindung zog ſich ſcheu nach innen zurück und verſteckte ſich vor fremden Augen. Wenn Vertrauen, Achtloſigkeit oder Zufall dies Innere doch öfters aufſchloſſen, ſo ſah der erſtaunte Blick hier alles reich erfüllt und belebt; ja man konnte das Gefühl allzu weich, allzu zart und reizbar finden, vielleicht eben deswegen aber auch nicht

glühend und gewaltig. Eine strebende Empfindsamkeit, voll persönlicher Neigung und grübelnder Forschung, dauerte bei Humboldt über die Jünglingsjahre, die sich noch harmlos dazu bekannten, weit in das spätere Leben fort, wo sie jedoch nur in besonderen Verhältnissen und seltenen Anlässen, in geheimer Vertraulichkeit oder in Leidenschaft ihr Dasein offenbarten, gewöhnlich aber verschämt und spurlos untertauchten und absichtlich einen falschen, oft ganz entgegengesetzten Anschein zur Hülle nahmen. Erst in den letzten Lebensjahren fiel diese Hülle wieder großenteils ab, und das innigste Gefühl trat unverstellt hervor in sanfter Güte, in liebevoller Teilnahme, die jedes Herz zu edler Rührung stimmten.

Ein Vorgang in Humboldts Universitätsjahren, den wir durch frühe Schilderung umständlich kennen, gewährt einen merkwürdigen Blick in diese schon damals unter Scherz und Verneinung sich versteckende Empfindsamkeit, die sich mit antiker Seelenstärke wunderbar verband. Er badete mit seinem Freunde Stieglitz, dem nachherigen hannöverschen Leibarzt, bei Göttingen abends im Mondschein in der Leine und geriet in einen Strudel, der ihn fortriß; nach vergeblichem Ringen hielt er sich für verloren und rief dem Freunde zu: „Stieglitz, ich ertrinke, aber es tut nichts!“ Doch dieser sprang ihm nach und rettete ihn. Humboldt erzählte späterhin seine Empfindungen, sie waren die der zartesten und edelsten Freundschaft für den anwesenden Freund, des innigsten Andenkens an ferne Geliebte, aber in den unmittelbaren Äußerungen fand sich nichts davon. Er ging mit dem Freunde, der ihn gerettet hatte, unter Scherz und Lachen noch lange in der Mondnacht spazieren. Seine Freundschaft suchte auch späterhin, da die der größten und edelsten Männer ihm zuteil wurde, sich in Bezeigung und Ausdruck kühl und keusch zu erhalten; Liebe und Verehrung standen als unzweifelhafte Tatsachen fest, die durch das ganze Leben immerfort bestätigt wurden, die er aber im Worte auszudrücken vermied. Allerdings war in dieser maßvollen Ruhe, die wir auch über dem innigen und fruchtbaren Bunde Goethes und Schillers walten sehen, die Würde einer so seltenen und reifen Freundschaft edler ausgedrückt und sicherer bewahrt, als dies in lebhaften Versicherungen möglich gewesen wäre. Doch konnte auch hier bisweilen ein Schein entstehen, der einen schwachen Sinn leicht irreführte. In der Sicherheit, sowohl des Wertes seiner Freunde als des Gefühls, welches ihm sie verband, durfte Humboldt die kleinlichen Sorgen verschmähen, seine Freunde bei jedem Anlasse zu vertreten und geltend zu machen; er hörte wohl Tadel, ja Verunglimpfung gelassen an, er ging wohl gar in Scherzreden ein, die zu vertragen er seine liebsten und geheimsten Empfindungen schon immer gewöhnt hatte, und die freilich in jedem anders beschaffenen Gemüt einen schärferen Sinn gehabt hätten. Angesprochen darüber, daß er bei großer Tafel einem abwesenden lieben Freunde hart habe mitspielen lassen, ohne sich seiner anzunehmen, erwiderte er mit ruhiger Freundlichkeit: „O, mein Lieber, man muß niemals jemanden verteidigen!“ Aber verleugnen tat er nie; schriftlich und mündlich bezeigte er offen, wer seine Achtung, seine Bewunderung, seine Zuneigung habe, und sprach so durch die Tat im ganzen bündiger für die Seinen, als alle Worte im einzelnen es vermocht hätten.

Über jedes andere Freundschaftsverhältnis erhob sich das brüderliche; hier vereinigten sich von beiden Seiten die zartesten und liebevollsten Empfindungen, das edelste Zutrauen, die reinste Hochachtung, welche ein langes Leben hindurch, in größter Trennung und innigster Nähe, in entgegengesetzten wie in gleichen Bestrebungen, unwandelbar denselben Bruderbund darstellten, in welchem die Weihe der Natur durch die des Geistes und Gemütes immerfort erhöht wurde.

Nur eine Verbindung stand noch höher, die mit seiner Gattin. Alle Kraft der Liebe, der Vorsätze, der Beeiferung, deren Humboldt fähig war, strömte hierher zusammen, wirkte mit nie verlöschendem Feuer. Als er die Gewißheit erlangt hatte, Fräulein Karoline von Dachröden werde seine Frau werden, tat er gleich das Gelübde, sie unter jeder Bedingung glücklich zu machen. Sein ganzes Leben hindurch hat er diese Aufgabe festgehalten und nach seinem Vermögen treulich erfüllt. Doch es bedurfte keines Zwanges der Angelobung, jeden Tag aufs neue

konnte er aus freier Neigung dem Berufe folgen, der nie aufhörte, ſein einziges Glück zu ſein. Als die geliebte Gattin im erſten Wochenbette daniederlag und die Ärzte bedenklich waren, glaubte Humboldt,* er werde nach dem ſchrecklichſten Verluſte das Leben nicht ertragen, indem er ſeinem verzweifelten Vorhaben in der Angſt ſogar den Grund unterſchob, man könne ja nicht wiſſen, ob die Geliebte nicht jenſeits noch ſeiner bedürfen möchte! Während der noch langen Lebenszeit, in der die Gattin als ſein höchſtes Glück ihm zur Seite blieb, dauerte dieſe Beeiferung in jeder Geſtalt fort, mit völligem Unterordnen, ja Vergeſſen ſeiner ſelbſt, mit Aufopferung ſogar derjenigen Anſprüche, die von ſolcher Liebesfülle unzertrennlich ſchienen. Er genoß des Glückes, die Zärtlichkeit und Zuverſicht ſeines Herzens erwidert zu ſehen, ſeine ganze Geſinnung, ſeine Geiſtesfreiheit ſtrahlten ihm aus dem reichen Gemüt lieblich zurück. Frau von Humboldt hatte unwiderſtehliche Anmut in friſchem Lebensdrange; doch lenkte ihr Sinn und Gefühl, bei ſtarken Anlagen und lebhaften Äußerungen, gern in eine Art romantiſchen Dämmerwebens ein, von welchem doch ernſte Tiefe und helle Wahrheit nicht notwendig ausgeſchloſſen waren. Sie nahm an des Gatten innerem Leben, an ſeinen Entwickelungen und Stimmungen lebendigen Anteil, wie er an den ihrigen.**

Rahel Varnhagen.
(Nach dem Basrelief von Friedrich Tieck aus dem Jahre 1796.)

Auch anderen Frauen, denen ſeine Zuneigung, ſeine Achtung, ſein Vertrauen einmal zuteil geworden, blieb Humboldt lebenslang ein treuer Freund, auf den in Glück und Unglück zu rechnen war. Bei allen oft ſcharfkomiſchen Scherzen, zu welchen die Laune ihn fortriß, und trotz alles mephiſtopheliſchen Übermutes, den er nicht unterdrücken mochte, war er gleichwohl ein ſanfter und ſchweigſamer Anbeter, ein ernſter und wahrer Freund, ein tief ergriffener und zarter Verehrer, je nachdem der Gegenſtand, der Anlaß und die Umſtände es geboten oder zuließen. Die Eindrücke ſeiner jüngeren Jahre waren ihm beſonders heilig.* Seine preiſende Verehrung für Frau von Wolzogen verleugnete ſich nie; Thereſe Huber, welche er bewundernd einſt die erſte aller Frauen genannt, hielt er bis an ſeinen Tod in höchſtem Werte; die wärmſte Anhänglichkeit bewies er anderen noch faſt als Sterbender. Für Rahel empfand er rückhaltloſes Vertrauen, im Denken hatte er für ſie kein Geheimnis; doch faßte er ihren Geiſt nicht ganz, und bei aller Anerkennung ihrer Eigenſchaften wußte er doch kaum, welch tiefen Zuſammenhang dieſe in ihrer Seele hatten; er ſah oft nur munteren Geiſt und reichen Witz, wo großer Schmerz und mächtige Wahrheit in jenen ausbrachen; wie tief er

* Urſchrift: hielt Humboldt eine geladene Piſtole in Bereitſchaft, um den ſchrecklichſten Verluſt nicht zu überleben, indem er ſeinem verzweifelten Vorhaben ...

** Urſchrift: Niemand war je mit größerer Grazie vertheiratet als Humboldt, denn von aller Geiſtesfreiheit, der ſein Sinn und ſeine Einbildungskraft ſich hingaben, blieb doch die Herzenstreue der Mittelpunkt, und alles war hier durch ſich ſelbſt berechtigt. Wechſel und Beſtändigkeit, Feſthalten und Loslaſſen eines und daſſelbe.

* Urſchrift: Der Hofrätin Herz widmete er bis in die ſpäteſte Zeit ſeine beeiferte Aufmerkſamkeit (ausgeſtrichen).

selbst von ihr erkannt und durchschaut wurde, ahnte er nicht.

Es ist schon erwähnt worden, daß Humboldts Geist, wenn auch manchen Gegenständen abgewendet und manchen Standpunkten fremd, doch wesentlich ein allgemeiner war. Jede Richtung, welche er verfolgte, lenkte er in gedankenreiche Höhe, in keiner verlor er sich an das einzelne, immer brach er zu großen Verbindungen durch. Wer Alexander von Humboldt zum Bruder hatte, durfte das Gebiet der Naturforschung nicht noch aufs neue für sich erobern wollen; ihm ziemte, seine Macht nach anderer Seite hin zu wenden. Doch selbst diese Verschiedenheit führte nur wieder in erhöhte Gemeinschaft. Er wählte und erwarb die großen und geheimnisvollen Grenzgebiete, wo das Reich der Natur und das der Geschichte zusammentreffen, und wo die Wechselwirkung zwischen Geistigem und Körperlichem sich unaufhörlich erneut. Die Betrachtung der Menschengeschichte als einer gemeinsamen Entwickelung, die Untersuchung des Wesens bestimmter Geistesgebilde, die Erfassung aller Sprache als eines organischen Ganzen, was ist dies anders als eine Naturforschung höchster Art, wo die Natur selber schon geistig wird?

Diesen Gegenständen schloß sich ein anderer an, der in dem Leben fast aller Menschen wirksam durchbricht, in Humboldts Wesen aber zu besonderer Bedeutung emporstieg und eine seiner eigentümlichsten Erscheinungen wurde. Die Anstalten, welche in der organischen Natur für die Fortdauer der Gattungen getroffen sind, die Zweiheit der Geschlechter, welche in dem Menschen sich aus körperlichen Bedingungen zu den höchsten geistigen Gebilden erhebt, der sinnliche Genuß, die Bewunderung des Schönen, das Entzücken der reinsten Seelenliebe, dies alles, gewöhnlich nur stückweise in zerstreuten Erfahrungen dem Menschen beschieden, ordnete sich für Humboldt in große, zusammenhängende Studien, hier vereinigte sich abermals der mannigfachste Ertrag aller geistigen Reiche, welche dem Menschen eröffnet sind: der klaren Kenntnis großer Naturverhältnisse und dem reizvollen Durchforschen geschichtlicher Wandlungen mußte sich die genußreiche Anschauung plastischer Kunst und des besten Inhaltes aller Poesie gesellen. Hier war der Stoff scharfsinnigster Zerlegung, die bald in zarten Umrissen das Unsagbare geisteskalt aufzeigte, bald in üppiger Fülle die Einbildungskraft neu entzündete, hier der Anlaß freiester Ausflüge zum Selbsterkunden, zum tätigen Spiel, zum kühnen Scherz, hier die bereitete Stätte, wohin jedes Begegnis, jedes selbst erfahrene Glück und Leid seine sichere Ausbeute liefern konnte. Diesem Kreis und seinen poetischen Gebilden blieb Humboldt immerdar verfangen, der Gegenstand ließ ihn nie ganz los. Die Altertumskunde, die plastische Kunst brachten ihre Weihe hinzu, die Lust des Lebens und das Treiben der Welt wurden genial. Humboldts Geist wirkte zersetzend auf das Gemeine; was er berührte, hatte schon teil von Höherem, verschlang sich, wenn auch noch so fernher, mit Bildern der Schönheit, mit Gedanken der Erkenntnis.*

Überhaupt aber hielt Humboldt seine Fähigkeiten in steter Ausübung. Nichts von allem, was er je gelernt, durfte erlöschen oder schlummern, im Gegenteil mehrte und kräftigte sich bei ihm stets das Einzelne wie das Ganze seines geistigen Besitztums. Sein Wille schaltete leicht und frei mit jeder Tätigkeit; Stimmung und Umstände durften wenig einwirken. Nach unglaublichen Leistungen in Geschäftsarbeiten, denen er unermüdet und höchstfördernd oblag, war er frisch und munter zu wissenschaftlicher Anstrengung wie zu heiterer Geselligkeit. Während der drangvollsten Tage des Wiener Kongresses durchbesserte er die kunstreiche Übersetzung griechischer Chorgesänge, stellte er mit sich allein Übungen in Pestalozzischer Lehrart an, dichtete er jeden Tag deutsche Verse, schrieb fleißige Familienbriefe und führte noch außerdem ein Tagebuch, worin nicht nur die großen Staatsverhandlungen, sondern auch die kleinen Vorgänge der Gesellschaft, die Anekdoten und Abenteuer des Tages genau bemerkt waren, das er aber bald nachher in Paris mit vielen anderen

* Urschrift: In diesem Betreff war ihm vieles erlaubt. Lebende Modelle durften, wie dem wirklichen Bildhauer, auch den plastischen Übungen eines Kunstsinnes zustehen, der zwar nicht Marmor, aber Ideen zu bilden hätte.

Papieren, zu ſeinem eigenen ſpäteren Leidweſen, dem Feuer überliefert hat.

Nahm er das Leben im ganzen wie eine große Aufgabe, die zu löſen ſei, ſo ſtellte ſich ihm als ſolche auch jedes Begegnis und Geſchäft, jede Neigung und Ausſicht. Der Verſtand, immer zuerſt im Werke, umſchritt und umzog ſeinen Gegenſtand, maß die Verhältniſſe, ſuchte die Eingänge; der heißeſte Stoff kühlte ſich unter dieſer Behandlung ab und wurde eiſig anzufühlen. Merkwürdig in ſeiner friſchen Kälte und Klarheit iſt beſonders das Werk über Goethes Hermann und Dorothea, wo das Weſen des Epos aus ſeinen Beſtandteilen und Beziehungen gleichſam herausgerechnet wird. Wo die Aufgaben nicht mehr theoretiſch blieben, ſondern praktiſch wurden, konnte freilich der Geiſt allein die Macht des Wirklichen nicht aufheben; aber etwas mit ihr zu verknüpfen, ihren Anſchein zu ſtärken oder zu ſchwächen, das konnte immer verſucht werden. So bisweilen geſchah es, daß Humboldt ſeinen Gegenſtand umſtrickte und umwob mit den feinſten Gedankenzügen und den ſtärkſten Schlußfolgen, und man glaubte, die Sache zu haben, während man doch nur das umhergelegte Netz hatte; ebenſo wußte er ein ſolch vorgefundenes zu zerſtören, als ob es die Sache ſelbſt wäre, ohne daß dieſe im geringſten verändert wurde. Hauptſächlich in ſeinen diplomatiſchen Arbeiten fand ſich Anlaß zu dieſer künſtleriſchen Meiſterſchaft, den Gegnern nicht ſelten zur hilfloſen Verlegenheit. Bewundernswürdig an Scharfſinn und Feinheit, an feſter Gliederung und Durchführung iſt beſonders eine Denkſchrift, worin er Verfaſſungsgrundſätze erörtert; er gibt die bündigſte, gefälligſte Umhüllung, man glaubt ſchon alles ſicher feſtzuhalten, aber zur Sache iſt nichts getan, es iſt nur eine Aufgabe, eine geiſtige Übung geweſen. Weder die Geſinnung noch die Tatkraft Humboldts können hierbei in Frage ſtehen; inſoweit als die Aufgaben an ihn gewieſen waren, hat er ſie mit Nachdruck und Weisheit gefördert und die Notwendigkeit großer Fortſchritte bei jeder Gelegenheit auf das beſtimmteſte ausgeſprochen.* Er ſelber würde dem Witz Rahels, die nach dem Leſen jener Denkſchrift ausrief: „Die Brühe iſt vortrefflich, aber ſie macht keinen Braten!“ als einem treffend wahren zugeſtimmt haben, um ſo mehr, als er ſelbſt keineswegs das eine für das andere ausgeben wollte, ſondern nach der Einleitung auch die Hauptſache wirklich bereitet hatte.

Die hier bezeichnete Verfahrungsweiſe ſteht im Zuſammenhange mit der Eigenheit ſeiner Geiſtesbewegung überhaupt. Nicht im raſchen Fluge, nicht ſtoßkräftig und ſturmkühn drang er auf den Gegenſtand ein, ſondern gelaſſen vorſtrebend in ſicherem Gange, Schritt an Schritt reihend, als leichter, unermüdeter Fußgänger, der unverdroſſen ſeinem Ziele näher rückt, alle Fernen und Schwierigkeiten zuletzt überwindet und das Erreichbare gewiß erfaßt. Nichts iſt ſeltener bei Humboldt als Zorn und Ungeduld des Geiſtes, als große Durchbrüche und Schlagworte: nicht zerreißt er das Dunkel ruckweiſe durch ſtarken Blitz, aber ſeine ganze Bahn zieht helle Lichtſtreifen und leitet auf Ergebniſſe hin, die als vorbereitete weniger überraſchen, aber deſto mehr befriedigen. In dieſer Weiſe dringt er in die größten Tiefen, zu den höchſten Spitzen, von jedem Ausgangspunkte und auf Wegen, wo andere Geiſtesarten zurückſchrecken und ermatten. Natürlich ſind nicht alle ſeine Schriften von gleichem Wert und Verdienſt und manche gerühmtere ſogar entſchieden mangelhaft, aber durch alle zieht jene Lichtſpur, und ihr Geſamtinhalt gehört zu der edelſten Ausbeute des Jahrhunderts.

Humboldts ſprachwiſſenſchaftliche Arbeiten zu würdigen, iſt hier nicht der Ort, noch unſeres Amtes. Nach dem Urteile befugter Richter ſichern ſie ihrem Urheber unvergänglichen Ruhm. Sein letztes Werk, dem er bis zum Tode ſeine klare Geiſteskraft und fleißige Sorgfalt widmete, ſchließt großartig dieſe Arbeiten mit dem Ertrag eines ganzen Lebens. Die philoſophiſche Forſchung iſt hier zu Tiefen hinabgedrungen, die nie vorher berührt wurden, ſie folgt dem Wunder der Sprache bis an das Geheimnis der Schöpfung, bis zu dem Heiligtum der Andacht, wo der Menſch in das Unendliche zu greifen ſtrebt. Mit der Stärke ſeines Geiſtes erſcheint hier auch deſſen Schönheit. Das ganze Menſchendaſein mit ſeiner beſten

* Urſchrift: Denn wirklich war dieſe Sache nicht an ihn gewieſen, nur ein denkendes Erörtern derſelben war ſeine Aufgabe.

Habe und ſeinen höchſten Ausſichten wird von Strahlen getroffen, welchen diesmal ein Hauch der Liebe nicht fehlt, der das Herz milde erwärmt, während jene den Geiſt erhellen.

Noch manchen merkwürdigen Zug, noch manche beſondere Eigenheit des ſeltenen Mannes könnten wir beſprechen, noch manches Wort und Begegnis erwähnen, wollten wir unſere Schilderung ins einzelne weiter ausführen. Das Bild würde nur an Liebenswürdigkeit gewinnen, uns vertrauter werden und näher rücken. Denn dies war ein Hauptreiz in Humboldts Erſcheinung, daß dieſe verwirrende Ausnahme, dieſe unberechenbare Überlegenheit doch wieder ſo leicht in den Kreis des Gewöhnlichen eingehen konnte, ja ſozuſagen in allen menſchlichen Schwächen mitlebte! Der Vorurteilsloſe, im Denken jede Schranke Verachtende übte jede Pflicht herkömmlicher Sitte, geſelliger Freundlichkeit; er verzichtete auf ſeine Auszeichnung, voll Nachſicht und Duldung für alle Geringeren. Keine Befangenheit, keine Schwachheit der menſchlichen Natur mochte er verleugnen, er kannte ſogar die Schauer der Geſpenſterfurcht und ſuchte ſie wohl abſichtlich zu erwecken. Man hat ihn auch zu großer Sparſamkeit beſchuldigt, aber mit Unrecht; ein großer Verſtand herrſcht freilich nicht, ohne auch den Wert der Dinge in ſcharfer Rechnung zu halten, und phantaſtiſche Verſchwendung kann neben ihm nicht aufkommen; aber wo der Verſtand einwilligte, wo ein hoher Zweck, ein edler Wunſch zu erfüllen war, da wußte Humboldt freiſinnig ſich ſelbſt und anderen zu gewähren und oft in ſolchem Maße, wie ſie in den Verhältniſſen nicht geboten ſchienen.

Die Betrachtung ſeiner Perſönlichkeit gab unerſchöpfliches Studium und erſt manch neue Rätſelfrage, dann aber auch zuletzt manch ergänzenden Aufſchluß ſeines inneren Weſens. Dieſe hohe und in den Schultern vorgebogene Geſtalt, dieſe zurückweichende Stirn, dieſe heraustretenden Forſcheraugen, die zarte Bläſſe des ruhigen Geſichtes, deſſen Mienen im Ernſt und im Lächeln gleicherweiſe Scheu und Ehrerbietung einflößten, der hagere, nicht muskelkräftige, aber durch ſtarke Nerven zu jeder Anſtrengung und Ausdauer willige Körper, die feine, ſanft ſchneidende Sprache, der aber niemals der Fluß des Ausdrucks und die Geſchicklichkeit der Wendung verſagt war — dies alles zuſammen muß man im Leben geſehen haben oder durch Macht der Einbildung lebendig hervorrufen können, um den Ausdruck wahrhaft zu faſſen, zu welchem ſolches Innere und ſolche Leiblichkeit hier vereinigt waren!

Nach wiederholter, allſeitiger Prüfung und im Aufblicke von dem Minderweſentlichen und Zweifelhaften zu dem wahrhaft Großen und Entſchiedenen wird für Humboldt immer als letztes Ergebnis feſtſtehen, daß er einer der außerordentlichſten Menſchen war, die unſere Zeit geſehen hat, und daß hohe Bildung und Wiſſenſchaft mit unverletzter Würde des Charakters in ihm ein reiches, bewegtes Leben mit jedem Ruhm erfüllt haben.

Dramatische Rundschau

Von

Friedrich Düsel

Eiliger und mißmutiger als sonst ist die diesjährige Theaterzeit ihrem Ende zugeschritten. Pflegten die letzten Wochen der Saison bisher wenn auch keine großen, langnachhallenden Theaterereignisse mehr, so doch immerhin noch einige literarisch bedeutsame Werke zu bringen, mit denen die Direktoren entweder ihr von Kassenerfolgen allzu schwer belastetes Gewissen salvierten oder sich eine Brücke in die nächste Spielzeit bauten, so verdient das, womit die Berliner Theater diesmal ihren Rückzug pflasterten, kaum noch den von Reuterschem Humor geweihten Sammelnamen „Schurr-murr".

An stofflichem Interesse stand das vom „Neuen Theater" aufgeführte Schauspiel „Königsrecht" des Holländers W. A. Paap allen anderen dramatischen Neuheiten der letzten Zeit weit voran. Wer würde ein Hohenzollerndrama, das die heute noch so populäre Gestalt des Großen Friedrich, des „alten Fritz" zumal auf die Bühne bringt und den „ersten Diener seines Staates" in einen Konflikt zwischen Buchstabenrecht und Menschlichkeit stellt, an sich nicht freudig willkommen heißen? Nun gar in diesem Augenblicke, wo man, von der naturalistischen Augenblicksdramatik übersättigt, nichts so heiß ersehnt als heroische Gestalten und große Gegenstände! Aber was bei anderen Renaissancebestrebungen unserer Bühnen an dieser Stelle wiederholt betont worden ist, das gilt im besonderen Sinne noch vom historischen Drama: eine bloße Wiederkehr des Alten, eine Wiederaufnahme der alten Stoffe in der alten Technik kann in unseren Tagen unmöglich zu einer starken, nachhaltigen Wirkung führen. Kein Dramatiker, der auf die Kinder seiner Zeit einen tieferen Eindruck machen will, darf an den künstlerischen oder auch nur an den technischen Fortschritten gleichgültig vorübergehen, die die letzten zwei Jahrzehnte unserem Drama trotz aller Irrtümer und ungesunden Extreme gebracht haben. Er muß im Besitze jener verfeinerten und verschärften Psychologie sein, mit der der moderne Dramatiker den Beweggründen des Handelns nachspürt; er muß sich die impressionistische Kunst der Charakteristik angeeignet haben, mit der wir heute Menschen anstatt Theaterfiguren auf der Bühne gezeichnet sehen wollen; er muß dem Leben und der Wirklichkeit intimer, als es vor den achtziger Jahren nötig war, ihre kleinen Besonderheiten und Heimlichkeiten abgelauscht haben, wenn anders er zu unserem innersten Fühlen und Denken sprechen will. Der Holländer, der übrigens die deutsche Sprache so weit beherrscht, daß uns in seinem Drama (Buchausgabe bei J. C. C. Bruns in Minden) nur einige kleine Unebenheiten des Ausdrucks begegnen, hat alle diese Fortschritte unbeachtet und ungenutzt gelassen.

Sein Stück behandelt den bekannten Rechtsstreit, den der Müller Arnold aus Pommerzig in den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts gegen einen junkerlichen Grundherrn ausfocht, und der dann durch Friedrichs berühmtes Protokoll vom 11. Dezember 1779 wenn nicht juristisch entschieden, so doch moralisch zugunsten des Müllers kommentiert wurde. Der alte Fritz nahm den langwierigen, verzwickten Rechtshandel zum erwünschten Anlaß, gegen die doktrinäre Justiz für die natürliche Billigkeit und für den gesunden Menschenverstand sein königliches Wort und seinen königlichen Zorn in die Wagschale zu werfen. „Ein Justizkollegium," fuhr er seine Richter an, „das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebesbande, vor der kann man sich schützen, aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üble Passiones auszuführen, vor die kann sich kein Mensch hüten, die sind ärger wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und meritieren eine doppelte Bestrafung." Der hier in der unverblümten Sprache eines hellen Kopfes und eines mutigen Herzens zum Ausdruck kommende Gegensatz zwischen dem kodifizierten Rechte der juridischen Fachwissenschaft und dem „einfachen, schlichten und natürlichen Gerechtigkeitsgefühl" eines unverbogenen Laien-

verſtandes hat neben den juriſtiſchen Fachſchriftſtellern ſchon früh auch die Dramatiker gereizt. Bereits im Jahre 1781 erſchien, wie Heinrich Stümcke in ſeinem verdienſtlichen Buche „Hohenzollernfürſten im Drama" (Leipzig, Georg Wiegand) feſtgeſtellt hat, die Müllerafffäre, von Jan van Panders unter dem Titel „Frederik de Rechtwaardige" dramatiſiert, auf der Amſterdamer Bühne. In einem Vorwort erläutert Panders die äſthetiſchen und ethiſchen Abſichten, die ihn bei dieſer Dramatiſierung eines Vorfalles aus der jüngſten Vergangenheit leiteten. Er wolle kein Schauſpiel ſchreiben, das allen und jeden Anſprüchen der Kunſtrichter genüge, ſondern in Form des Dramas eine Tat verlebendigen. Dabei betont er, daß nicht bloß der Held hiſtoriſch, ſondern daß auch die im Stücke vorkommenden Rechts- und Gerechtigkeitsakte wirklich von ihm vollführt worden ſeien. „Er iſt ein Held, der noch lebt und fortfährt, die Rechte der Menſchen im allgemeinen und die ſeines Volkes im beſonderen zu verteidigen. Er iſt ein Held, deſſen Taten noch täglich gerühmt werden, und der noch täglich den Zeitungen Stoff gibt, ſeiner lobend zu gedenken: er iſt der große Friedrich, König von Preußen ..." Ein Titelbild veranſchaulicht die letzte Situation des Dramas: Friedrich ſitzt, auf dem Haupte den hiſtoriſchen Dreiſpitz, auf einem erhöhten Thronſeſſel mit Baldachin, umgeben von ſieben Räten und einem Geheimſchreiber. Drei Männer, drei Weiber und ein Knäblein knien, die Hände flehend ausgeſtreckt, vor dem Throne. Mit drohender Geſte weiſt der König auf die Knienden und ſpricht zu den Räten die unter dem Bilde aufgeführten Worte: „Sehet da, Ihr Herren! Sieben Opfer einer ungerechten Juſtiz ... durch bloß zwei Urteile zu Bettlern gemacht!" Auch in Deutſchland wurde der Arnoldſche Prozeß, wenn auch erſt beträchtlich ſpäter, von Schriftſtellern, wie Hermann Herſch („Die Krebsmühle", 1860), Wolfgang Müller und Arthur Lutze, dramatiſch verwertet; dem jüngſten dramatiſchen Bearbeiter der Affäre ſcheint außer dem Vorbilde, das er in ſeinem holländiſchen Landsmanne Panders hatte, für ſeine Behandlung vornehmlich die 1891 erſchienene wiſſenſchaftliche Darſtellung von Dr. Karl Dickel: „Friedrich der Große und die Prozeſſe des Müllers Arnold" Stoff und Anregung geliefert zu haben. Dickel iſt im Gegenſatz zu anderen Juriſten und Hiſtorikern ein begeiſterter Verfechter der Handlungsweiſe des Monarchen. Friedrichs Eingreifen in den Fall erſcheint ihm als ein ruhmvoller Akt ſozialen Königtums wider das tyranniſche Naturrecht, und er kommt zu dem Schluſſe: „Friedrich war nie größer als am 11. Dezember 1779. Nie kam Friedrichs ſittliche Höhe, nie kam die Reinheit ſeines Weſens klarer zur Geltung als damals."

Adolf Sonnenthal.

Wo, wie hier in der Vorliteratur, der Konflikt zwiſchen Buchſtabenrecht und Gefühlsrecht, zwiſchen Juriſtenrecht und „Königsrecht" ſchon ſo energiſch in den Vordergrund gerückt war, hätte man wohl hoffen dürfen, daß es der Geſtaltungskraft eines Dramatikers ein leichtes geweſen wäre, dieſen für die Bühne gewiß fruchtbaren Widerſtreit noch klarer und ſtärker herauszuarbeiten und alles beiſeite zu ſchieben, was der vollen Entfaltung dieſes inneren Konfliktes Licht und Atem verſperrte. Daran aber haben den Amſterdamer Rechtsanwalt W. A. Paap zwei feindliche Seelen gehindert, die neben der des Dramatikers in ihm wohnen: die des Hiſtorikers und die des Juriſten. Der Hiſtoriker gebot ihm, jede einzelne Szene und jeden einzelnen Zug in ſeinem Drama möglichſt genau und getreu der geſchichtlichen Überlieferung nachzuzeichnen, ohne dabei die nötige Rückſicht auf Konzentration der Handlung, Verinnerlichung der Charaktere und ſtimmungsvolles Zeitkolorit zu nehmen; der Juriſt verführte ihn nur allzu leicht dazu, die Bühne in einen Kolleg- oder Diſputierſaal zu verwandeln, wo juriſtiſche Fachgelehrte einen Rechtsfall des achtzehnten Jahrhunderts hernehmen, um ein Redeturnier zu veranſtalten, in dem es von Schlagwörtern des Faches, wie „juriſtiſcher Beweis", „formelle Wahrheit" u. dergl., nur ſo kracht und ſplittert. Gewiß liegt darin etwas Erfriſchendes und Herzerquickendes, einen Mann, der ſelbſt zum Fache gehört, ſo forſch und feurig gegen die Entartungen ſeiner Wiſſenſchaft Sturm laufen zu ſehen, aber dieſe Reaktion ſcheint ſich bei Paap doch weit eher und natürlicher aus perſönlichem Verdruß und Ärger zu erklären als aus jenem Sturm und Trotz dichteriſchen Gefühls, der einen Goethe, Bürger, Uhland, zuweilen auch wohl einen Scheffel faßte und ſchüttelte, wenn ſich in ihnen der Poet gegen den Juriſten auflehnte.

Digitized by Google

Zudem schießt hier die Zornwut gegen die Rabulistereien der friderizianischen Jurisprudenz weit über ein gesundes Ziel hinaus; wohin kämen wir, wenn unsere Rechtspflege, wie Paap manchmal schier empfehlen zu wollen scheint, alle juristischen Fachgelehrten zum Teufel jagte und statt dessen die Krüppel und Lahmen des Evangeliums auf den Richterstuhl setzte! Es ist wohl eine herrliche Sache um die Ausübung des „Königsrechtes", wie der aufgeklärte Despotismus eines Friedrich des Großen sie uns in dem von Paap vorgeführten Falle zeigt — eine Rechtsbeugung bleibt seine Kabinetsorder deshalb doch, und diese Tat so ohne Einschränkung in den Himmel zu erheben, wie der Holländer es tut, erscheint vom historisch-politischen Standpunkt aus zum mindesten sehr bedenklich. Ein Schwert kann in der einen Hand ein Werkzeug des Segens und der höchsten Gesittung, in der anderen ein Mord- und Totschlagsinstrument sein.

Daß der Kritiker diese außerkünstlerischen Gesichtspunkte in die Beurteilung des Paapschen Stückes hineintragen muß, hat der Verfasser selbst verschuldet. Er ist es, der, mit fast absichtlichem Verzicht auf alle Rechte der freien dichterischen Phantasie, im Stücke selbst wie in der Vorrede, immer wieder die historische Treue seines Werkes hervorkehrt. Der Inhalt des Dramas, versichert er, sei ganz und gar historisch, alle Personen des Stückes seien historisch, alle hätten ihren historischen Namen, auch, soweit das bekannt, ihr historisches Alter behalten. Und damit nicht genug: auch die Rapporte, die dem König abgestattet werden, auch die Auslegung, die der Küstriner Gerichtspräsident Neumann von seiner juristischen Auffassung der Sache gibt, auch das berühmte Dezember-Protokoll selbst, auch die ungnädige Verabschiedung des Großkanzlers während des Diktates des Protokolls, ja endlich sogar die Monologe des vereinsamten Königs — alles das ist „streng historisch und oft wörtlich historisch" nach den Quellen gearbeitet. Welch große Mühe und welch kleiner Lohn! Historisch verfuhr auch Luise Mühlbach, wenn sie ihre Friedrichromane reichlich mit verbürgten Anekdoten und wohlbeglaubigten Episoden ausstattete; von dem historischen Geiste, von der eigentümlichen Lebens- und Tätigkeitsenergie, die einer vergangenen Zeit ihr inneres Antlitz gibt, vermittelt sie uns so wenig wie Paap.

Einmal gewinnt es den Anschein, als wolle der Verfasser so etwas wie einen dramatisch-tragischen Konflikt zwischen dem König und seinen Richtern, zwischen geschriebenem Juristenrecht und ungeschriebenem Königsrecht heraufführen. Der alte Fritz erklärt das Urteil seiner eigenen Richter für null und nichtig, setzt den Müller wieder in sein angestammtes Besitztum ein, befiehlt dem Landrat die Auflassung der den Mühlenbetrieb hemmenden Karpfenteiche und zwingt die Richter, dem Müller die während der neunjährigen Prozesse entstandenen Kosten und Schäden zu erstatten. Da scheint also der König sich selbst Krieg anzusagen, denn er, der König, war es doch auch, der aus dem Munde der Richter jenen nun von ihm kassierten Rechtsspruch abgab. Der König wider den König! Das natürliche Menschlichkeitsgefühl, die Landesvaterschaft wider das Gottesgnadentum! Das wären schon Vorwürfe großer und stolzer Art für einen Dramatiker, für einen Tragiker sogar, wenn das alles im Zeitalter des aufgeklärten Despotismus nur wirkliche Gegensätze wären! Aber — das Drama selbst lehrt es uns ja — die Küstriner und Potsdamer Richter sind vor einem Friedrich dem Großen keine Gegenspieler oder Widersacher, die zählen. Wie er im vierten Akte mit seinem Krückstocke das corpus juris, aus dem der Präsident Neumann ihm dozieren will, immer wieder verächtlich vom Tische fegt, so schiebt er, ohne daß sich auch nur ein krummer Rücken gerade machte, mit einer einzigen Handbewegung alle ihm widerstrebenden Erdenwürmer beiseite und diktiert sein selbstherrliches Protokoll. Alles, was dem Verfasser danach übrigbleibt, ist, den vereinsamten, in seinen besten Absichten verkannten und gelähmten König einen von Menschenverachtung und philosophischem Pessimismus erfüllten Monolog halten zu lassen, indes an seinem Fenster Equipage auf Equipage vorüberrollt. Zu wem? Zum eben so ungnädig entlassenen Großkanzler, um ihm Beileid und Sympathie zu bekunden. So regen sich — leider zu spät, um dem Drama noch Früchte zu tragen — in der Figur dieses seiner Zeit einsam und verkannt vorauschreitenden Genies, das lieber „bei seinen Hunden als bei Menschen begraben sein wollte", doch noch Keime einer tieferen menschlichen und historischen Tragik.

Die Gestalt des Königs ist denn auch die einzige im Drama, die ein gewisses Interesse zu erregen und festzuhalten vermag, die einzige, die dem Schauspieler eine nennenswerte Aufgabe bietet. Emanuel Reicher spielte die Rolle mit dem ganzen Aufgebot seiner geistreichen Charakterisierungskünste und hatte sich, um den alternden Philosophen auf dem Königsthron wenigstens äußerlich lebendig zu machen, ein paar hübsche neue „Schnellerchen" ausgedacht. Wie er mit dem verdammten Zipperlein umging, wie er seinen Krückstock handhabte, wie er die Tabaksdose traktierte, das war in Paaps Sinne gewiß so historisch echt wie nur möglich, und doch: ein Menzelsches Bild sieht anders aus. Da finden wir außer der nicht zu verachtenden Kostüm- und Porträttreue immer auch ein gut Teil von dem friderizianischen Geiste, seinem Ernste, seiner Genialität, seiner Verstandes- und Herzensgröße, seiner unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit. Paap hat davon wenig oder gar nichts. Es wäre deshalb ungerecht, wollte man an der Verkörperung dieser kläglichen Gestalt eines dramatischen Abcschützen die schauspielerischen Leistungen Reichers messen und endgültig abschätzen. Mir scheint es vielmehr ein sehr zweifelhaftes Verdienst, Schläuche, in die der Dichter den Wein der Poesie zu füllen vergessen hat, nachträglich mit Werg und Watte schauspielerischer Selbstherrlichkeit auszustopfen.

Das zage oder ohnmächtige Ausweichen vor dem entſcheidenden Konflikt, das dies Friedrich-Drama um ſeine lebendige Wirkung bringt, macht auch die beiden naturaliſtiſch gearteten Genrebilder aus dem Alltagsleben dramatiſch ſo unfruchtbar, die gegen Schluß der Spielzeit, wie

Sonnenthal als Nathan der Weiſe.

verſpätete Nachzügler einer halb ſchon überwundenen Kunſtgattung, noch hervortraten. Beide Stücke, die „Erſtarrten Menſchen“ von Ludwig Huna wie die „Märtyrer“ von Georg Reicke, wählen ſich, ganz nach der Theorie der Hauptmannſchen Mitleidsdramatik, Stiefkinder des Glückes, Enterbte und von den vollen Tafeln des Lebens Verbannte zu „Helden“, die von vornherein weder Kraft noch Willen haben, ihr Schickſal in die Schranken zu fordern oder gar auf Tod oder Leben mit ihm zu kämpfen. Sie laſſen die Hände ſinken, noch ehe ſich aus der hier wie dort gleich ſpärlichen Handlung etwas von der dramatiſchen Elektrizität entladen hat, die man anfangs darin vermutet. Es ſind Dichtungen, die kein Heimatsrecht auf der Bühne haben; novelliſtiſch ausgeführt, würden ſie wahrſcheinlich eine weit eindringlichere Sprache ſprechen als in der ihnen aufgezwungenen dramatiſchen Form.

Dem Erſtlingswerk Ludwig Hunas, des öſterreichiſchen Offiziers, der ſich uns als Verfaſſer des dreiaktigen, im „Berliner Theater“ aufgeführten Schauſpiels „Erſtarrte Menſchen“ vorſtellte, werden wir nicht allzu ſchmerzlich nachzutrauern brauchen. Der es ſchrieb, iſt jung und hat, wenn nicht alles trügt, Friſche und Spannkraft genug in ſich, um über dieſe trüben Anfänge ſeiner Dramatik hinauszukommen. Der Schauplatz ſeines „Dramas“ iſt die armſelige Bude der Künſtlerbohème. Ein junger Maler, der in Gefahr ſchwebt, unter den Enttäuſchungen der erſten unglücklichen Liebe den Glauben an ſich und ſeine künſtleriſche Begabung zu verlieren, bringt eines Nachts ein froſterſtarrtes Mädchen mit heim, das aus ähnlichem Kummer in den Tod gehen wollte. Er flößt der Lebensüberdrüſſigen neuen Mut ein, indem er ihr als Lebenszweck und Beruf ſeine Wiedererweckung zum Künſtler lockend vor Augen ſtellt, läßt ſich vorher aber das Verſprechen abnehmen, daß er niemals andere Gefühle als die der Freundſchaft für ſie hegen werde. Dies Verſprechen zu halten, wird ihm vom Dichter reichlich leicht gemacht. Kaum iſt das Mädchen ſeine Freundin und ſein ihn und ſeinen Pinſel begeiſterndes Modell geworden, ſo regnet das Glück in ſeine Kammer: ſeine Bilder finden fürſtlich zahlende Käufer und ſtaatliche Auszeichnungen, die bisher ſo abweiſende „Konſulartochter“ neigt ſich ihm huldvoll zu. Inzwiſchen aber hat die Retterin, an deren Seelenwärme der junge Maler aus ſeiner menſchlichen und künſtleriſchen Erſtarrung erwacht iſt, ſelbſt Feuer gefangen. Ihr aber winkt keine Erlöſung; der Verliebte in ſeinem Glücksrauſch denkt gar nicht daran, daß ſie ihr Herz an ihn verloren haben könne. Nun ſie, am Abſchieds- und Verlobungstage des heimlich Geliebten, zum zweiten Male den Tod ſucht, iſt zu fürchten oder zu erwarten, daß niemand ſie aus der Erſtarrung ins Leben zurückrufen werde ... Hier und da, wie geſagt, klingen leiſe Töne an, die einen werdenden Dichter verkünden. Huna hat lyriſches Gefühl und die Fähigkeit, feine, dämmernde Übergänge feſtzuhalten. Wer aber das Ganze betrachtet, wird zugeben müſſen, daß die wechſelnden Stimmungen, unter denen einem Wiener Arbeitermädel die Zeit zwiſchen ſeinem erſten und zweiten Selbſtmordverſuch verfließt, zu belanglos ſind, um mit deren Schilderung ein dreiaktiges Schauſpiel zu ſpeiſen, und wird allen, die ähnliche, nicht talentloſe, aber jugendlich unreife Schülerarbeiten noch im Pulte verſchloſſen halten, den freundſchaftlichen Rat erteilen dürfen, ſie auch ferner dort zu laſſen.

Von Anfängertum und den ſüß-ſchmerzlichen Qualen der dichteriſchen Erſtlingsſchaft verrät nun freilich der Einakter „Märtyrer“ von Georg Reicke, dem muſengeſegneten Berliner Bürgermeiſter, nichts mehr, hat Reicke ſich doch ſchon ſeit Jahren als Lyriker und Romanſchriftſteller wiederholt erfolgreich verſucht, und iſt er doch auch als Dramatiker, der von der Bühne herab für das moderne Individualitätsprinzip ficht, längſt kein Neuling mehr. Aber ſo gewandt er mit ſeiner Palette umzugehen verſteht, dieſe Palette hat doch nur wenige Farbentöne. Das Genrehafte und Idylliſche gelingt Reicke recht hübſch, das Großzügige, das eigentliche Dramatiſche hat ſich ihm noch nicht erſchloſſen. Auch ſein jüngſter Einakter, vom Berliner „Kleinen Theater“ in ſorgſamer, fein abgeſtimmter

Digitized by Google

Darſtellung aufgeführt, hat das von neuem bewieſen. In das enge Sorgenheim eines kränklichen, vergrämten Paſtors, der ſeinen Abſchied genommen hat, weil er ſich nicht nach dem Apoſtolikum ſtrecken wollte, und der nun ſich und ſeine zahlreiche Kinderſchar mit ungelenker Feder kümmerlich durchs elende Leben ſchleppt, tritt eines Tages ein friſcher junger Burſche und wirbt um Theo, die älteſte Tochter, die doch hier ein und alles: die Pflegerin und Verſorgerin des völlig unſelbſtändigen Vaters, die Erzieherin und Behüterin der unmündigen Geſchwiſter. Das Glücksverlangen der Jugend, das unter der Rinde der täglichen Sorgen nicht geſtorben iſt, berauſcht ſie einen Moment. So läßt ſie es geſchehen, daß ſich in dem mutigen Freier Zuverſicht, in ihr ſelbſt ein zages Hoffnungsflämmchen entzündet. Als aber der Vater zurückkehrt und der junge Mann, auf die Rechte ihrer und ſeiner eigenen Jugend pochend, ihm ſeine Werbung vorträgt, wird das Flämmchen flugs wieder ausgeblaſen. Einen flüchtigen Augenblick ſcheint es noch, als ſollten nun alte und neue Weltanſchauung, Pflichtverlangen des ſelbſtſüchtig gewordenen Alters und Glücksverlangen der zur Selbſtloſigkeit noch nicht geſtählten Jugend, miteinander ringen und kämpfen; aber der Märtyrerin des grauen Alltags entſinkt die Waffe, noch ehe ihre Hand ſie erhoben. Demütig und ergeben verzichtet ſie auf das Glück, und auch er, der eben noch ſo ſtürmiſch darum geworben, drückt die Klinke und ſteigt entſagend die vier Treppen hinab, um es anderwärts zu ſuchen. Zuckenden Herzens und tränenden Auges geht das Hausmütterchen Theo an ihre ärmlichen Pflichten ... Reicke täuſchte ſich, wenn er glaubte, daß dieſes Augenblicksbild aus dem ſtillen Märtyrertum des täglichen Lebens einen dramatiſchen Pulsſchlag habe, der ſich auf der Bühne ſchon durchſetzen werde: auch auf der Bühne ſah man nur ein grau in grau gemaltes Bildchen, das durch mancherlei tief und warm gefühlte Einzelheiten, durch manchen feinſinnig erlauſchten und mit geſchmackvoller Künſtlerhand wiedergegebenen Wirklichkeitszug erfreute; an dem dramatiſchen Feuer, das heimlich auch in dieſer Idylle brennt, iſt der Verfaſſer vorübergegangen, ohne auch nur den Verſuch gemacht zu haben, es zu entfachen.

Von den Schwänkchen und Luſtſpielen, mit denen das entfliehende Theaterjahr zum Abſchied ſich ſchmückte, verdient kaum eines eine ernſtere Würdigung. Eine literariſche Miene ſetzt nur Octave Mirbeau, der Verfaſſer der vor einiger Zeit (Dezemberheft 1903) hier beſprochenen Komödie „Geſchäft iſt Geſchäft", in ſeinem zuerſt vom Berliner „Trianontheater" aufgeführten Einakter „Der Dieb" auf. Da wird ein Einbrecher, ein Weltmann und Philoſoph ſeines Berufs, bei der nächtlichen Ausübung ſeines Handwerks überraſcht, weiß aber den heimkehrenden, eben weidlich beſtohlenen Beſitzer mit glänzenden Sophismen und glitzernden Paradoxen über das Thema „Eigentum iſt Diebſtahl" ſo kurzweilig zu unterhalten, daß der beinahe um Entſchuldigung bittet, wenn er den Gentleman etwa in ſeiner menſchenfreundlichen Arbeit, in der Ausübung des neuen corriger la fortune geſtört haben ſollte. Eine „Satire" hat Mirbeau ſeinen originellen Einakter genannt; der eigentümliche Reiz des Werkchens liegt aber doch mehr in der nervenerregenden Situation, in der ſie vorgetragen wird, als in dem Geiſt der Geſellſchaftsſatire ſelber, die der Dieb in Zylinder und Lackſchuhen vorbringt. Er habe gefunden, meint er, daß auf dieſem Planeten, genannt „Erde", eigentlich aller Erwerb auf Diebſtahl hinauslaufe, und habe ſich deshalb nach mancherlei Verſuchen in anderen Berufen, als Politiker, als Finanzmann, als Journaliſt, kurzerhand entſchloſſen, endlich einmal das auch zu ſcheinen, was er im Grunde immer war, nämlich ein — Dieb. Das mit dem vollendeten Raffinement des Franzoſen in Szene geſetzte Dingelchen unterhält den Kopf eine Weile; das Herz aber, das bei einer tiefer gehenden Satire wohl ſeine Rechnung finden könnte, wird doch gar zu knapp abgeſpeiſt. Erſt wenn Mirbeaus Dieb — was er nicht iſt — mehr wäre als ein Scharlatan und geiſtreicher Schwätzer, wenn ſeine in ſprühender Dialektik vorgetragene zyniſche Lebensphiloſophie aus einem verbitterten, ſchmerz-

Sonnenthal als Wallenſtein.

lich verwundeten oder tödlich zerriſſenen Herzen käme, würde unſere Seele mit ihm zittern, während jetzt nur unſere Nerven vibrieren.

Wie die dramatiſchen Neuheiten, ſo ſind in Berlin während dieſes Frühjahrs auch die Gaſtſpiele, die zur Zeit der Schwalbenwiederkehr

Digitized by Google

Die Schlußſcene in Leſſings „Nathan“ nach der Aufführung am Berliner „Reſidenztheater“.
(Nathan: Ad. Sonnenthal; Sittah: Marie Reiſenhofer; Recha: Marianne Wulff; Sultan: J. Klein; Tempelherr: E. Bach.)

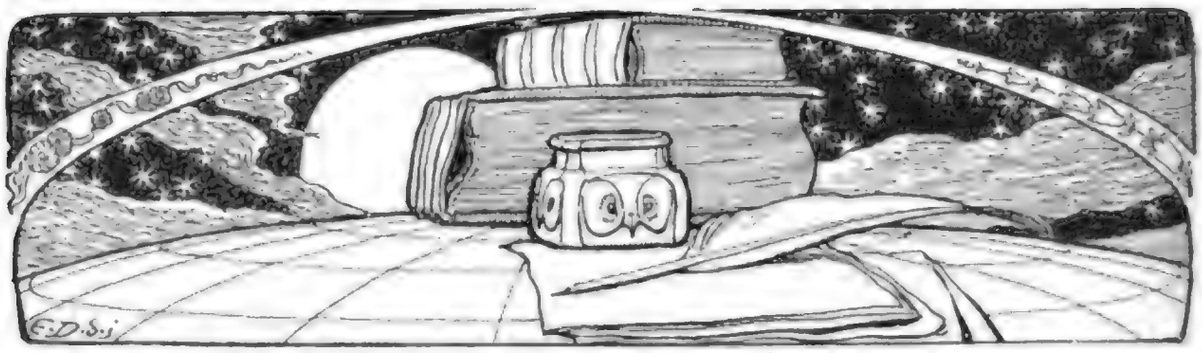
die deutſche Reichshauptſtadt ſonſt oft überreichlich zu beglücken pflegen, außerordentlich ſpärlich geweſen. Vielleicht tragen auch daran ſchon die mannigfachen Veränderungen ſchuld, die dem Berliner Theaterleben bevorſtehen. Im nächſten Herbſt werden zwei unſerer bedeutendſten Bühnen, das „Deutſche Theater“ und das „Leſſingtheater“, ihre Direktoren wechſeln, während das Königliche Schauſpielhaus in dieſem Jahre ſchon lange vor dem ſonſt üblichen Termin ſeine Pforten geſchloſſen hat, um in Ruhe ſeinen mittlerweile immer notwendiger gewordenen äußeren und hoffentlich auch inneren Umbau zu bewerkſtelligen, und das „Berliner Theater“ mit Anſtand, aber begreiflicherweiſe doch ohne allzu hohen Ehrgeiz ſich mit dem Interregnum abzufinden ſucht, das ihm bis zum Herbſt 1905, wo Ferdinand Bonn die Leitung übernehmen ſoll, auferlegt iſt. Scheuen die Bühnengäſte, wie die friedlichen Vögel der Pallas Athene, ein Haus, in dem ſchon wieder einmal Maurer und Zimmerleute rumoren? Es ſcheint dem Berliner Theaterweſen nun einmal nicht vergönnt zu ſein, zu einer Stetigkeit in ſeiner Entwickelung zu gelangen. Kaum gerichtet, wird der Bau ſchon wieder abgeriſſen. Berlin als Pionier des Fortſchritts und der modernen Reformen in der Dramatik ſowohl wie in der Schauſpielkunſt hat unvergängliche Verdienſte; die Lorbeeren der Schlachten heimſen andere ein, die, des ſicheren, feſtgewurzelten Beſitzes gewiß, warten können, bis ihnen der Sieg als reife Frucht in die Hand fällt. Als Mitterwurzer ſeine genialiſchen Tollheiten und Launen in Süd und Nord, in Oſt und Weſt ausgetobt hatte, fing ihn ſich das Wiener Burgtheater ein; als Kainz auf der Höhe ſeiner Meiſterſchaft ſtand, ſchenkte er die köſtliche Reife ſeiner Kunſt dem Burgtheater; mich würde es nicht wundern, wenn nun bald auch Baſſermann, der ſo impuliiv-realiſtiſch begann und jetzt eben mit glücklichſtem Erfolge, als Sala in Schnitzlers „Einſamem Weg“, als Wurzelſepp im „Pfarrer von Kirchfeld“, dabei iſt, ſeine Genialität zum Kunſtſtil zu erziehen, wenn auch dieſer große Künſtler uns eines Tages nach Wien entführt werden würde! Auch den Ungebundenſten zieht es am Ende unwiderſtehlich in eine künſtleriſche Gemeinſchaft, in der feſte Traditionen gepflegt werden und die ihm die Bürgſchaft der Dauer gibt.

Tatſächlich aber, man mag ſagen, was man will, iſt das Wiener Burgtheater auch heute noch die einzige große Bühne im deutſchen Sprachgebiet, die das verſpricht, die ſich eines konſequent feſtgehaltenen und ausgebildeten, eines dauerhaften Schauſpielſtils erfreut. Das mehrwöchige Gaſtſpiel, das Adolf Sonnenthal im April im Berliner „Reſidenztheater“ abſolvierte — „um von Berlin Abſchied zu nehmen“, wie es heißt —, hat uns das von neuem in Erinnerung gebracht. Denn dieſer Siebzigjährige kam nicht bloß als Adolf Ritter von Sonnenthal, als der Darſteller des „Nathan“, des Grafen de la Rivonnière in Dumas' Luſtſpiel „Vater und Sohn“ und des Herrn von Mortemer in Sardous Schauſpiel „Die alten Junggeſellen“ zu uns, er kam gleichſam als Abgeſandter und klaſſiſcher Vertreter der Schauſpielkunſt des Burgtheaters, die in ihm noch immer

Digitized by Google

eins ihrer treueſten Spiegelbilder hat. Von der ſog. „Laube-Gruppe“, die ſich einſt um Sonnenthal ſcharte, von den Joſ. Wagner, Dawiſon, Meixner, Ludw. Gabillon, Schöne, Baumeiſter u. a. ſtehen heute nur noch wenige aufrecht, auch Sonnenthal hat in ſeiner Rollenwahl der Zeit ihren Tribut entrichten müſſen; aber ſeinem eigenſten und innerſten Weſen iſt er ſo treu geblieben wie das Burgtheater dem ſeinen. Noch immer verleugnet er keinen Augenblick den Schüler Laubes und Dingelſtedts, der unter jenem die Beherrſchung des Worts, unter dieſem das ſinnfällige Spiel lernte. Sein liebenswürdiges, konziliantes Weſen, das perſönliche Freunde nicht genug rühmen können, tritt in der Tat auch in ſeiner Kunſt zutage. Ein Feind alles Rauhen und Schroffen, liebte er es von je, die Kanten und Ecken abzuſchleifen, an Stelle des Gebrochenen das Volle und Leuchtende zu ſetzen, das Elegante mit einer natürlichen, aus dem Herzen quellenden Wärme zu beſeelen. In ſeiner Jugend und friſchen Männlichkeit einer der tadelloſeſten Weltmänner, die in Salonſtücken jemals über die Bühne geſchritten ſind — er machte in Paris, Wien bei ihm die hohe Schule der feinen Umgangsformen durch —, lernte er allmählich dank einem niemals ermüdenden Fleiß und einem raſtloſen Ehrgeiz, wie die neidloſe Bewunderung ſeines Kollegen Gabillon ihm bezeugt, „die Tragödie aller menſchlichen Sphären zu beherrſchen“. So eroberte er ſich den Clavigo, den Hamlet, den Othello, den Wallenſtein, den Lear, den Nathan. Ja, als zu Ende der ſiebziger Jahre die italieniſche Schauſpielkunſt eines Roſſi und Salvini auch bei uns ihre Triumphe feierte, da war Sonnenthal einer der erſten, die ſich lernbegierig zu ihren Füßen ſetzten, um von ihnen eine Fülle neuer charakteriſtiſcher Züge und eine reichere Nuancierung des Spiels heimzubringen, ohne daß die große einheitliche und gleichmäßige Durchführung der Rollen darunter eine ſtörende Einbuße erlitten hätte. Freilich, als er ſich dann in den neunziger Jahren auch noch an Ibſen und Hauptmann heranwagte, mußte er die Grenzen ſeines Könnens erkennen: ſein Fuhrmann Henſchel wie ſein Volksfeind wurden dem Geiſte der neuen Zeit nicht gerecht. Gabillon, deſſen Tagebücher wir haben, hielt freilich Sonnenthals Volksfeind für ſeine „fertigſte Leiſtung“, aber nur, weil er das Stück ſelbſt verkannte und mißachtete. Als er dann wider alles Erwarten und Prophezeien die außerordentliche Wirkung dieſes Dramas auch am widerſtrebenden Burgtheater erleben mußte, ſchrieb er die Worte nieder: „Ibſen iſt doch ſtärker, als ich dachte ... Eine neue Zeit, die ich nicht verſtehe, in die ich vielleicht nicht hineingehöre.“ Ein tapferes Bekenntnis, das auch Sonnenthal getan haben könnte, ohne von ſeinem Ruhm einen Deut einzubüßen.

Einſt, auf dem blühenden Gipfel ſeiner Kunſt, war der Wallenſtein Sonnenthals Glanz- und Meiſterrolle, wenn er auch nach dem Urteil glaubwürdiger Kenner immer mehr den Phantaſten und Sterndeuter, den fürſorglichen Familienvater als den kriegeriſchen Feldherrn in dem Friedländer betonte. Jetzt, im Abendrot ſeines Lebens und ſeiner Kunſt, fließt die Geſtalt Nathans, des Weiſen und Gütigen aus dem Morgenlande, am reinſten mit ſeinem Weſen zuſammen. Der Nathan ſtand denn auch überragend und überſtrahlend im Vordergrund des letzten Sonnenthalſchen Gaſtſpiels. Eine Geſtalt, ganz auf Gefühl und inneres Erleben gebaut! Das Humoriſtiſche, die liebenswürdige Heiterkeit, die auch im Nathan ruht — man denke nur an die Szenen, in denen er ſeinen Spott mit Daja treibt und den ungeſtümen Tempelherrn vor dem Gange zum Sultan ſo freundlich neckt —, kamen dabei vielleicht etwas zu kurz, um ſo reiner, voller und bezwingender durch die ſanfte Gewalt des Herzens und des Gemüts trat dagegen die Milde, die Reife, die Abgeklärtheit, die unerſchütterliche Menſchenliebe des Juden zutage, die er ſich im Schmerz der qualvollen Nacht zu Darun zum unvertilgbaren Beſitz der Seele gemacht hat. Nicht die berühmte Ringſzene, ſo vollendet und erſchöpfend auch in ihrer für Nathan ſo ergiebigen Charakteriſtik er die bedeutſame Parabel vortrug, war demnach der Höhepunkt der Sonnenthalſchen Leiſtung, ſondern eher Nathans erſte Begegnung mit dem Tempelherrn, wenn er den Mantelzipfel deſſen, der ihm ſein Kind aus dem Feuer gerettet hat, an die bebenden Lippen führt und das verſengte Tuch mit ſeinen Tränen netzt. Aber auch in der Schlußſzene, wo ſoviel von ſeiner Entſagungskraft und Selbſtloſigkeit gefordert wird, erwies er ſich in der Zurückhaltung und im ſtummen Spiel als ein Meiſter ſeeliſcher Darſtellungskunſt, wie ſie in jedem Menſchenalter nur ein- oder zweimal über die Bühnen ſchreiten. Nach dieſer, kraft der dichteriſchen Größe, die in ihr lebt, unverblaßten und unvergänglichen Rolle war es nicht wohlgetan, daß Sonnenthal ſich von ſeiner Eitelkeit verführen ließ, anſtatt etwa den alten Riesler in der Dramatiſierung des bekannten Daudetſchen Romans, zwei franzöſiſche Salonrollen aus ſeiner jugendlicheren Periode zu ſpielen. Weder als der „liebenswürdige Lebensſünder“ in Dumas' Luſtſpiel „Vater und Sohn“, noch in Sardous von falſcher Sentimentalität ſtrotzendem Schauſpiel „Die alten Junggeſellen“ als der alternde, immer noch eroberungsſüchtige Lovelace Mortemer, der auszieht, ein junges unſchuldiges Mädchenherz zu verführen und einen verlorenen Sohn wiedergewinnt, findet er genug Lebenswahrheit und Herzenstiefe, um die Wärme ſeines Gefühls, die Vornehmheit nicht ſeiner Erſcheinung, ſondern ſeines künſtleriſchen Charakters, die Güte ſeiner Seele, die Ritterlichkeit ſeines Weſens, mit einem Wort jenes „innige Bündnis warmblütiger Natur mit dem edelſten Stil“ zu bekunden, in dem recht eigentlich die wertvollſte Tradition des Burgtheaters, ſein Erbe und ſein Vermächtnis beſchloſſen liegt. Nur an lebendigen Stücken kann dies Lebendige ſich erproben.



Literarische Rundschau

Aus dem Zeitalter Wilhelms I. haben wir seit kurzem zwei neue Erinnerungsbücher erhalten, die aber mehr in die häuslichen und gesellschaftlichen Lebensverhältnisse als in das Getriebe der großen Politik einführen. In dem ersten schildert uns Friedrich August Dreßler, der Musiker, **Moltke in seiner Häuslichkeit** (mit zahlreichen, bisher unveröffentlichten Illustrationen, dem Faksimile eines Moltke-Briefes an seine Braut und drei Handzeichnungen Moltkes usw.; Verlag von F. Fontane u. Co. in Berlin; geh. Mk. 3.50, geb. 5 Mk.). Das anspruchslose, aber frisch und liebenswürdig erzählende Buch führt uns in den intimsten Kreis der Moltkeschen Familie; es zeigt uns vor allem das Oberhaupt dieser Familie selbst, den feinsinnigen Kunst- und Naturfreund. Dabei erregt es unsere Bewunderung, ja unsere Rührung, zu erfahren, wie einfach der Feldherr in allen seinen Bedürfnissen war, mit welchem Zartgefühl er für alle seine Verwandten sorgte, wie gütig er gegen seine Untergebenen war. Zwei Jahrzehnte hindurch hat Dreßler, der Komponist der „letzten Melodie", unter deren Klängen Moltke aus dem Leben geschieden ist, fast täglich im Hause des Feldmarschalls verkehrt, um ihm die Stunden der Muße durch die Musik zu verschönen. Wie selbstverständlich, sind deshalb die Beziehungen Moltkes zur Musik mit besonderer Gründlichkeit geschildert. Aber auch sonst hat der Verfasser interessante Charakterzüge und kleine Eigenheiten Moltkes genau beobachtet und mit Liebe wiedergegeben. Dank einer Fülle von eingeflochtenen Anekdoten, wie der Feldmarschall sie zu erzählen liebte, fehlt es dem Buche auch nicht an Humor. Man soll diese scherzhaften Züge nicht unterschätzen; zuweilen spiegelt sich in ihnen der Charakter eines Menschen, zumal eines so wortkargen, wie Moltke es war, schärfer und klarer als in mancher langatmigen psychologischen Analyse. So erzählt Dreßler, daß auch Moltkes nächste Familienmitglieder die wichtigsten Entschlüsse, die er vielleicht schon tagelang mit sich herumgetragen hatte, meist erst im letzten Augenblick erfuhren. Charakteristisch für diese Zurückhaltung ist folgende Episode: Am Nachmittag des 15. Juli 1870 fuhr der Feldmarschall mit seinem Bruder Adolf, seiner Schwägerin und deren beiden Töchtern in Creisau spazieren und führte dabei selbst die Zügel. Unterwegs übergab ihm ein Telegraphenbote eine Depesche. Er las sie, steckte sie in die Tasche und fuhr weiter. Erst nach einer Stunde kehrten sie heim. Moltke sprang vom Wagen und sagte, ins Wohnhaus tretend: „Es ist eine dumme Geschichte, ich muß noch diese Nacht nach Berlin." Dann ging er in sein Arbeitszimmer, erschien aber wie gewöhnlich zum Tee. Niemand ahnte, was in ihm vorging. Plötzlich stand er auf, schlug mit der Hand auf den Tisch und rief aus: „Laßt sie nur kommen, mit oder ohne Süddeutschland, wir sind gerüstet!" Erst später erfuhren die Seinigen, daß in der Depesche die Mitteilung von der bevorstehenden Mobilmachung gegen Frankreich gestanden hatte.

Wie aus Moltkes Häuslichkeit und Alltagsleben überall der ernste, pflichtbewußte und zugleich so menschlich milde Geist des alten Kaisers zu uns spricht, so verleugnet sich dieser Zeitcharakter auch nicht in den Aufzeichnungen, die der frühere Regierungspräsident Gustav von Diest in Merseburg (geb. 1826 in Posen) unter dem bezeichnenden Titel **Aus dem Leben eines Glücklichen** (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn; geh. 8 Mk., geb. 10 Mk.) der Öffentlichkeit übergibt. Allgemeines Interesse dürfen in diesen „Erinnerungen eines alten Beamten" namentlich diejenigen Kapitel in Anspruch nehmen, die sich mit den großen geschichtlichen Persönlichkeiten der Zeit beschäftigen. Dem alten Kaiser selbst gilt ein beträchtlicher Teil dieser Memoiren. Diest war es in allen seinen Lebensstellungen vergönnt, ihm nahezutreten: in den fünfziger Jahren als Hilfsarbeiter bei dem Oberpräsidium in Koblenz und als Landrat des Kreises Wetzlar, in den sechziger Jahren als Regierungspräsident in Wiesbaden. Als solcher weilte er während der Anwesenheit des Königs in Ems in den Jahren 1867 bis 1869 beständig in dessen nächster Nähe. Im Dezember 1870 gehörte er zu der Deputation des Norddeutschen Reichstages, die den sieg-

reichen König im Namen des Reichstages um die Annahme der Kaiserkrone bat. Nachdem er sieben Jahre in Danzig Regierungspräsident gewesen war, wurde er als solcher 1876 nach Merseburg versetzt. Hier hatte er zweimal die Ehre eines längeren kaiserlichen Besuches, und sobald er selbst nach Berlin kam, wurde er jedesmal vom Kaiser geladen. Man wird dem Verfasser Dank wissen, daß er die köstlichen Urteile, Gespräche und Äußerungen des großen Kaisers nicht der Vergessenheit hat anheimfallen lassen. Auch zu Kaiser Friedrich III., zu Bismarck — längere Gespräche mit diesem und mehrere bisher unveröffentlichte Briefe Bismarcks sind wiedergegeben —, zu Moltke, Roon, Blumenthal, Joachim, Gregorovius u. a. hat er in persönlichen Beziehungen gestanden.

Auch aus den Diestschen Erinnerungen darf hier wohl eine Episode, eine seiner zahlreichen Begegnungen mit Bismarck mitgeteilt werden. Sie widerlegt gründlich die Meinung, dieser Mann von Eisen habe keine Nerven gehabt. Es war am 11. Mai 1872, Bismarck hatte eine große Zahl von Reichstagsmitgliedern zu sich geladen, darunter auch Diest. Als dieser eintrat, begrüßte er den Gast mit folgenden Worten: „Guten Abend, lieber Diest! Wie geht es Ihnen? Mir geht's schlecht. Sie meinen, weil ich überhaupt die Strapazen eines solchen Abends noch ertragen kann, es sei mit meiner Krankheit nicht weit her? Das ist eben mein Unglück, daß ich nie Mitleid finde! Wenn Sie mich heute morgen um acht Uhr diese selben Räume, in denen wir hier stehen, im Nachtkostüm hätten durchwandeln sehen, nachdem ich die ganze Nacht vergebens nach Schlaf gelechzt hatte, Sie würden meine Gesundheit anders taxieren. Um halb neun Uhr bin ich dann eingeschlafen und habe bis drei Uhr im Bette gelegen, erquicklich war der Schlaf aber nicht. Und nun dieser Druck aufs Gehirn, so daß mir alles, was hinter meinen Augen liegt, oft wie eine gallertartige Masse vorkommt und ich nicht fähig bin, einen Gedanken dauernd festzuhalten, dazu der unerträgliche Druck auf den Magen mit den unsäglichen Schmerzen. Sie meinen, ich solle kalte Umschläge machen auf Kopf und Unterleib. Ich kenne das, was man Neptunsgürtel nennt; ich habe ihn mit allen Vorsichtsmaßregeln gebraucht, und doch waren neue Erkältungen, nervöse Erscheinungen die Folge davon. Sie meinen, bei mir wäre alles viel hitziger als bei anderen Menschen (wütender Gesichtsausdruck); ich verstehe Sie nicht, und wenn Sie mit mir fühlen könnten, weil Sie auch nervösen Stimmungen oft preisgegeben seien, und wenn Sie meinen, nervöse Leute könnten acht Tage auf der Nase liegen, um nachher acht Wochen gesund zu sein, so sage ich Ihnen, daß meine Nerven am Reißen sind und die Ärzte mir einen vollständigen Nervenschlag angekündigt haben, wenn ich jetzt nicht monatelang völlig ausspanne. ‚Blut ist ein ganz besonderer Saft', aber der Nerv ist ein noch viel absonderlicherer Lebensfaden, an dem wir armen Menschenkreaturen zappeln.

„Sehen Sie, man sollte denken, daß mir der Umgang mit dem König und jeder Vortrag bei ihm im Laufe der vielen Jahre, die wir nun schon miteinander verkehren, leichter und leichter werden sollte; es ist aber das gerade Gegenteil der Fall; die Schwierigkeit nimmt zu mit der Proportion der Zunahme der Schwäche seines Alters. Gestern hat er mich völlig kaput gemacht. Es war allerdings eine schwere Sache, in der ich ihm Vortrag zu halten hatte. Aber der Mangel an Entscheidungskraft bei ihm wird für mich immer unerträglicher. Gestern abend hatte ich nun Staatsministerialsitzung. Da habe ich meinen partikularen Finanzminister streicheln müssen: es handelte sich um die Verteilung der französischen Kapitulationsgelder unter die deutschen Staaten, und da wollte dieser Erzpartikularist um lumpige acht Millionen, die Bayern mehr bekommen soll, als er für recht hält, die deutsche Einheit zertrümmern, während wir doch wahrhaftig allen Grund haben, den auswärtigen Mächten gerade jetzt zu zeigen, daß wir im eigenen Lager keinen Streit kennen. Ich habe ihn, wie gesagt, streicheln müssen, aber solch ein Streicheln macht nervenkrank ...

„Was sagen Sie dazu, daß die wildfremdesten Damen vornehmen Standes, die ich nie mit Augen gesehen, die nie meine Schwelle überschritten haben, sich in Varzin bei mir melden lassen und, nachdem ich sie kavaliermäßig empfangen, sofort mir wieder den Rücken kehren: sie hätten nun genug, sie hätten mich gesehen! Neulich haben sich zwei Menschen aus Caracas in Varzin eingenistet und erklärt, sie würden nicht eher wieder fortgehen, bis sie mich gesprochen hätten, denn nur zu diesem Zwecke hätten sie die weite Reise gemacht. Kein Abweisen half. Ich ließ ihnen sagen, daß zwei Förster mit geladenen Gewehren jede Annäherung an mich verhindern würden; ich ließ ihnen eine Abschrift der Paragraphen des Landrechtes zugehen, welche von der Verletzung des Hausrechtes sprechen. Alles umsonst! Ich konnte tagelang das Haus nicht verlassen, weil ich den Kerls den Gefallen nicht tun wollte!

„Und bei solchen Erlebnissen sollen einem die Nerven nicht reißen?! Gott bewahre jeden davor, für ein Wundertier gehalten zu werden."

Den Beschluß mag ein Privatbrief machen, den Diest aus seiner Familienkorrespondenz mitteilt. Er bezieht sich auf den Tod des alten Kaisers und schildert die tiefgehende Herzenstrauer des ganzen deutschen Volkes in jenen trauerumflorten Märztagen des Jahres 1888 in wahrhaft ergreifender Weise:

„Es war mir das liebste, still vor des Kaisers Palais zu stehen mit den Zehntausend stiller, weinender Menschen. Es war so ganz, als stürbe der eigene Vater, und als ständen die Kinder weinend vor der Tür des Sterbezimmers und dürften jedes Wort, jeden Blick wenigstens sich berichten lassen; denn immer erfuhr man dort, was drinnen vorging. Das Palais war

ja gar nicht abgeschlossen. Was ging dort nicht alles ein und aus. Namentlich die Offiziere kamen einem ganz besonders vor, wie des Kaisers Kinder. Ich glaube, es ist keiner zurückgewiesen; da ging jeder einfach bis ans oder gar ins Sterbezimmer, der sich selbst Nachricht holen wollte. So erlebte man eigentlich jeden Seufzer, jede Handbewegung mit — und auch den ganzen, tiefen, vollen Frieden des christlichen und echt königlichen Sterbebettes — alles Friede und alles Stille, so habe ich kaum noch in meinem Leben ein einziges, großes, tiefes Gefühl von Liebe und Zärtlichkeit durch das eigene Herz und zugleich durch die Zehntausende von Herzen wogen fühlen — man war mit jedem verbunden in gleichem Schmerze. Unser Kaiser und unser Vater, anders hieß es nicht, und diese rotgeweinten Männeraugen, diese schluchzenden Mütterchen, diese Kinder, die auch noch dazwischen weinten — und über dem allem dieses unbeschreiblich traurige Wetter, dieser unaufhörlich leise niederfallende Regen, es floß nur so über die Straßen hin wie Bäche und den Leuten an den Kleidern herunter; es war auch wie ein Weinen. Und doch wurde man es so unmittelbar inne, daß ein Gesegneter im Segen schied; es kam über einen wie Segen vom sterbenden Vater — und wie haben erst die, die drinnen waren, die Segensströme gespürt! — Und kein Mißklang, auch hinterher nicht ein Mißton; jeder wußte nur zu rühmen: ‚Ja, dem Herrn sei Preis und Dank für so viel Gnade, so viel Segen auch im Sterben!'"

* * *

Zu den mancherlei dankenswerten biographischen Veröffentlichungen, die uns die letzten Jahre gerade für die Literaturperiode der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gebracht haben — ich erinnere nur an Fontanes Selbstbiographie, an Heyses Erinnerungen, an die Anzengruber-Briefe, an die zahlreichen Schriften über Mörike und Konrad Ferd. Meyer —, hat sich nun ein neues wichtiges Dokument gesellt: **Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller** (Berlin, Gebr. Paetel; geh. 5 Mk.). Der Leipziger Universitätsprofessor Dr. Albert Köster, ein geschmackvoller und sorgsamer, nur manchmal philologisch etwas zu penibler Herausgeber, hat ihn redigiert und erläutert und in der Einleitung, umsichtig und behutsam zugleich, hervorgehoben, worin der Wert und Reiz dieser Dichterkorrespondenz hauptsächlich besteht. Die Aufschlüsse, die wir aus diesem „Greisenbriefwechsel" des Jahrzehnts 1877 bis 1887 erhalten, kommen mehr der Würdigung Storms als der Kenntnis Kellers zugute, über dessen Leben und Dichten wir ja auch aus anderen Quellen bereits vielseitig unterrichtet sind. Doch soll der Genuß und Gewinn, den wir aus Kellers Bekenntnissen über seine Neubearbeitung des „Grünen Heinrich", der Gedichte, über die Ausführung des „Sinngedichtes" und die Konzeption des „Martin Salander" erhalten, nicht gering geschätzt werden. So ungezwungen sich der Süddeutsche aber auch dem Norddeutschen gegenüber ausspricht, von Storms literarischem Tun und Lassen während seines letzten Jahrzehnts erfahren wir doch ein gut Teil mehr, schon weil er, auch wenn er sich zum Briefschreiben niedersetzte, unter dem Hausrock des gemütvollen Plauderers stets die Abzeichen seiner literarischen Würde trug. Weiter hinaus in öffentliche oder gar politische Verhältnisse der Zeit greift weder der Züricher noch der Husumer. Ihr persönliches und literarisches Ich genügt ihnen als Stoff für ihre Briefe, erst allmählich scharen sich die Familienmitglieder — Keller freilich hatte nur eine mürrische altjüngferliche Schwester um sich, die ihm mit ihren Grillen und Wunderlichkeiten das einsame Leben oft recht schwer machte — und der allernächste Freundeskreis herum: der treue Petersen aus Schleswig, Wilhelm Jensen und vor allem, als beiden gleich werter Freund, Heyse, der auch in seinen kleinen liebenswürdigen Schwächen zärtlich geschonte „Meister Paulus". Mit Recht hat des Herausgebers Taktgefühl einzelne Stellen des Briefwechsels, durch die noch lebende Freunde beider Dichter sich hätten verletzt fühlen können, unterdrückt. „Was still, gleichwie im Selbstgespräch, ein Dichter dem anderen anvertraut und nur ihm allein, das darf nicht auf den offenen Markt geschleppt werden": das ist ein gutes Wort, das Dank verdient! Nur hätte Köster darin noch einen Schritt weitergehen sollen. Die Stelle über Wilhelm Jordan und sein kokettes Rhapsodentum zum mindesten berührt recht peinlich, zumal wenn, wie man aus einigen der Schweigepünktchen fast schließen möchte, bei Urteilen über andere literarische Persönlichkeiten mehr Vorsicht und Nachsicht gewaltet hat. Storm selbst muß sich von dem Herausgeber manche kleine Korrektur gefallen lassen, so auch, wenn er behauptet, daß die Novelle „Der Herr Etatsrat" sich für den ersten Abdruck in „Westermanns Monatsheften" einige Verballhornungen in usum delphini oder delphinarum habe gefallen lassen müssen. Die Buchausgabe, über deren Text Storm ja doch unumschränkter Herr war, verrät davon nichts; der Schluß ist vielmehr hier noch bedeutend kürzer gehalten als in der Zeitschrift. Eigentümlich und nicht frei von einer gewissen Enge erscheinen Storms wiederholt geäußerte Anschauungen über die Lyrik: er ließ eigentlich einzig und allein das liedartige oder das Stimmungsgedicht als wahrhaft lyrische Kunst gelten. So urteilte er nicht nur über lyrisch-philosophische Dichtungen gewisser jüngerer Poeten der achtziger Jahre sehr verächtlich, sondern schätzte auch Geibels Gedichte sehr gering ein. Sein einziges „Oktoberlied", erklärte er stolz, gebe er nicht für Geibels ganze Lyrik her. Nachgiebiger und freundlicher wußte der sonst oft so eigensinnige Alemanne fremder Eigenart entgegenzukommen und gerecht zu werden. Im Sommer 1883 besuchte ihn „der neue Stern" Ernst von Wildenbruch. Die fünf Dramen, die er ihm bald darauf sandte,

flößten dem Züricher Meister „allen Respekt“ ein. „Sie machen den Eindruck, als ob sein seliger Mitbürger Heinrich von Kleist auferstanden wäre und mit gesundem Herzen fortdichtete.“ Später freilich erhebt er ein kleines Bedenken, das die Kritik, auch wenn sie noch so viel ehrliche Liebe und Bewunderung für den vaterländischen Dichter im Herzen trägt, inzwischen öfter hat wiederholen müssen: „Wildenbruch,“ schreibt Keller im November 1884, „ist ein liebenswürdiger und enthusiasmierter Mensch ... Nur hat er wunderliche Kunstprinzipien, so, wenn er vorgibt, er wolle mit dem Publikum gemeinsam arbeiten, sich nach seinem Geschmack richten usw. Das heißt freilich, man wolle die Wirkung studieren, was an sich recht ist; aber wer sind die, an denen man sie studiert? Würde man auch sonst tun, was denen gefällt?“

F. D.

* * *

Zu guter Letzt. Von Wilhelm Busch. (Mit dem Porträt des Verfassers. München, Fr. Bassermann; geb. 3 Mk.) — Ein neuer Wilhelm Busch! Doch kein humoristisches Bilderbuch mit lustigen Zeichnungen, wie man vielleicht erwarten mag, sondern eine Sammlung von Gedichten, heiteren und ernsten, wie sie ein Weiser, der aus einem sonnigen Schmollwinkel verstehend und lächelnd auf das Treiben dieser Welt herniederblickt und doch sich nicht vor ihm verschließt, wohl zunächst zu eigenem Zeitvertreib und eigener Erbauung niederschreibt, ohne an Wirkung zu denken. Diese Absichtslosigkeit gerade gibt den Versen das harmlos-liebenswürdige Gesicht, das uns an ihnen so wohl gefällt. Der diese Gedichte gemacht hat, steigt nicht gnädig zu uns herab, er schreitet mit uns, an der Seite des Alltagsmenschen am liebsten und engsten, durch Feld und Flur, durch Haus und Hof, durch Kammer und Keller, und gerade die unscheinbarsten Vorfälle des täglichen Lebens sind ihm die liebsten, seinen Humor daran zu erproben. Wer will, mag manches in diesem Brevier spießbürgerlich finden; warm und fröhlich wird ihm doch dabei zumute werden, er müßte denn ein ausgemachter Ästhet oder ein gottverlassener Grämling sein. Busch tritt uns ja nicht zum erstenmal als Poet entgegen. Schon in den neunziger Jahren erschien ein Prosabüchlein „Eduards Traum“ von ihm, eine satirische Betrachtung des Daseins, wie er es rings um sich sieht, geschrieben in einem ganz seltsamen, krausen Stil, in dem man, wie Max Osborn in seinem hier (November 1902) erschienenen Aufsatz über Busch treffend sagt, oft etwas wie einen Nachklang altdeutscher Schelmenlieder zu hören glaubt, um dann doch wieder, wenn der Träumende mit allerlei merkwürdigen Gestalten seine phantastischen Gespräche führt, in Höhen moderner Philosophie emporzuklimmen. Dem „Traum“ folgte vier Jahre später (1895) „Der Schmetterling“, die Geschichte eines Idealisten, der dem buntfarbigen Falter nachjagt, dabei gar vieles Mißliche erlebt und schließlich als armseliger Krüppel heimkehrt. Beide Bücher sind eher pessimistisch als optimistisch in ihrer Grundstimmung; allenfalls könnte man sagen, daß der einstige toll-übermütige Humor sich in Resignation abgeklärt hat, aber in eine Resignation, die mit einem bitteren Tropfen von Weltverachtung gemischt ist. Dieser Rest von Bitterkeit ist jetzt überwunden. „Zu guter Letzt“ hat der Weise von Mechtshausen in seiner sinnierenden Einsamkeit gelernt, die reine Heiterkeit der Seele wiederzufinden, die greisem Haar der schönste Schmuck ist. Über dieser Gedichtsammlung könnte als Motto das Wort aus der Vorrede des „Schmetterlings“ stehen: „Kinder in ihrer Einfalt fragen immer und immer: Warum? Der Verständige tut das nicht mehr; denn jedes Warum, das weiß er längst, ist nur der Zipfel eines Fadens, der in den dicken Knäul der Unendlichkeit ausläuft, mit dem keiner recht fertig wird, er mag wickeln und haspeln, soviel er nur will. Jetzt sitz' ich da in sanfter Gelassenheit und flöte still vor mich hin, indem ich kurzweg annehme: was im Kongreß aller Dinge beschlossen ist, das wird ja wohl auch zweckmäßig und heilsam sein.“ Ja, es ist kein Rechten und Feilschen mit Gott und den Menschen mehr in diesem Büchlein, vielmehr ein mildes Sichbescheiden und ein gütiges Gewährenlassen, in den Sprüchen wie in den Fabeln und Anekdoten, die der Poet sich zusammenreimt, und diese Liebenswürdigkeit des Herzens macht das Büchlein so kostbar. Ein paar Verse nur zur Probe, als Kosthäppchen gleichsam, die Appetit auf die ganze Mahlzeit machen sollen. Da steht gleich zu Anfang:

Halt' dein Rößlein nur im Zügel,
Kommst ja doch nicht allzu weit.
Hinter jedem neuen Hügel
Dehnt sich die Unendlichkeit.

Nenne niemand dumm und säumig,
Der das nächste recht bedenkt.
Ach, die Welt ist so geräumig,
Und der Kopf ist so beschränkt.

Und als Zeugnis für den heiteren Optimismus, mit dem der Siebzigjährige die vom Alter oft so arg geschmähte Welt betrachtet, die an ein bekanntes Gedicht Walthers von der Vogelweide anknüpfenden Verse voll leiser, feiner Selbstironie:

Frau Welt, was ist das nur mit euch?
Herr Walther sprach's, der alte.
Ihr werdet grau und faltenreich
Und traurig von Gestalte.

Frau Welt darauf erwidert schnippsch:
Mein Herr, seid lieber stille.
Ihr scheint mir auch nicht mehr so hübsch
Mit eurer schwarzen Brille.

Aber auch zarte Naturstimmungen fehlen nicht, wenn auch unter diesen Gedichten selten eines, das nicht irgendwo eine jener echt Buschschen Wendungen enthielte, darin Ernst und Komik

hart aufeinander platzen. Ich brauche diese Achillesferse von Buschs Poesie nicht näher zu bezeichnen, wenn ich zitiere:

Der schöne Sommer ging von hinnen,
Der Herbst, der reiche, zog ins Land.
Nun weben all die guten Spinnen
So manches feine Festgewand.

Sie weben zu des Tages Feier
Mit kunstgeübtem Hinterbein
Ganz allerliebste Elfenschleier
Als Schmuck für Wiese, Flur und Hain.

Ja, tausend Silberfäden geben
Dem Winde sie zum leichten Spiel,
Die ziehen sanft dahin und schweben
Ans unbewußt bestimmte Ziel.

Sie ziehen in das Wunderländchen,
Wo Liebe schon im Anbeginn
Und leis verknüpft ein zartes Bändchen
Den Schäfer mit der Schäferin.

Zum Schluß die reingestimmten Verse, mit denen der Alte selbst den Beschluß macht, um zugleich mit verklärter Heiterkeit auf sein Leben zurückzublicken und ihm — hoffentlich lange vor der Zeit! — ein Lebewohl zuzuwinken:

Ich schnürte meinen Ranzen
Und kam zu einer Stadt,
Allwo es mir im ganzen
Recht wohl gefallen hat.

Nur eines macht bekommen,
So freundlich sonst der Ort:
Wer heute angekommen,
Geht morgen wieder fort.

Bekränzt mit Trauerweiden,
Vorüber zieht der Fluß,
Den jeder beim Verscheiden
Zuletzt passieren muß.

Wohl dem, der ohne Grauen,
In Liebe treu bewährt,
Zu jenen dunklen Auen
Getrost hinüberfährt.

Zwei Blinde, müd' vom Wandern,
Sah ich am Ufer steh'n,
Der eine sprach zum andern:
Leb' wohl, auf Wiederseh'n. F. D.

Jetzt, da die Aufhebung des vielerörterten § 2 des Jesuitengesetzes die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erneut und verstärkt auf die mächtige Gründung des großen Ignatius von Loyola gelenkt hat, wird ein handliches, leicht lesbares und leicht zu übersehenes Buch über **Die Jesuiten**, wie es H. Boehmer-Romundt in der Teubnerschen „Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens" bietet (Nr. 49; Verlag von B. G. Teubner in Leipzig; geb. Mk. 1.25), den Wünschen vieler entgegenkommen, die sich über die Kompanie Jesu und ihre Wirksamkeit unterrichten wollen. Zumal da diese Arbeit nicht für oder gegen, sondern über die Jesuiten handelt, also eine sachliche Würdigung des Ordens versucht. Um möglichst gerecht zu sein, gibt der Verfasser einen Überblick über die gesamte Wirksamkeit des Ordens. Er handelt also nicht nur von der sogenannten Jesuitenmoral oder von der Ordensverfassung, sondern auch von der Jesuitenschule, von den Leistungen des Ordens auf dem Gebiete der geistigen Kultur, von dem Jesuitenstaate usw. Dies verbindet sich ferner mit einer Darstellung der geschichtlichen Entwickelung des Ordens, die, mit einer Charakteristik des Stifters beginnend, die Entstehung der „Kompanie Jesu", ihren Siegeszug durch Europa, ihre Eroberungszüge in den heidnischen Ländern, schließlich Verfall und Aufhebung am Ende des achtzehnten, Neugründung und Entwickelung im neunzehnten Jahrhundert schildert. Boehmer-Romundts Skizze gibt sonach ein umfassenderes und klareres Bild als andere populäre Darstellungen dieser Art und damit auch solchen, welche die großen Quellenwerke nicht studieren können, die Möglichkeit, über den Orden zutreffend zu urteilen.

* * *

Mitteilung. — Die im Januar-, Mai- und Juniheft unserer „Monatshefte" veröffentlichten Aufsätze von Dr. Oskar Münsterberg über japanische Kunst und Kultur werden, mit ähnlichen Arbeiten desselben Verfassers vereinigt, noch im Laufe dieses Jahres in Buchausgabe bei George Westermann in Braunschweig erscheinen.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau
unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom).
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Juli 1904

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

XCVI. Band
Heft 574

Die Kinder von Heckendamm

Ein deutscher Familienroman

von

Marie Diers

IV.

(Nachdruck ist untersagt.)

Ende August war Kläres Hochzeit. Es wurde eine stille Feier, Verwandte und Bekannte hatten die Heckendammer Kinder gar wenig. Einige frühere Kollegen von Doktor Löhr aus Sassow hatten sich eingefunden, zwei frühere Lehrerinnen von Eva und ein paar Freunde von Wolfgang. Eva selbst und Paul hatten sich für ein paar Tage freigemacht.

Gerade so war es den Brautleuten am liebsten. Sie empfanden, wie doch voller Widersinn die alte Gewohnheit liegt, Lärm und Glanz und ein Heer gleichgültiger Menschen um eine Handlung zu häufen, deren Kern das tiefste, innigste Geheimnis der Menschheit ist.

In der Abschiedsstunde rang Kläre mit den Tränen. Ja, war sie nicht wirklich ein Heckendammer Schlinggewächs? Mußte sie nicht tausend Wurzeln aus diesem Boden ziehen — und eine jede tat weh?

Konrad Löhr fühlte heute keinen Zorn mehr darum. Er begriff sie so gut! Das Herz wurde ihm heiß, als er sie tapfer die Trennung von Haus und Geschwistern, von allen Dienstleuten durchmachen sah.

Ich habe dir viel zu ersetzen! dachte er bewegt. Und daneben stand das junge, glücksstarke Bewußtsein: Ich kann es auch.

Die weiblichen Dienstleute weinten sämtlich. Dabei fest zu bleiben, war ein tüchtiges Stück Kraftprobe für die junge Frau. Die Stimme versagte ihr auch über all den hunderttausend Anweisungen und Ratschlägen für die Zukunft, die ihr plötzlich alle in betreff Hühner, Kälber, Wäsche, Gemüse durch den Kopf schossen.

„Wo ist denn nur Fräulein Hinrich?“ fragte sie, als sie mit allen fertig war.

Man ließ sie zu suchen. Kläre, schon im Reisemantel, ging ihr auch nach und traf sie denn auch endlich in dem hinteren, halbdunklen Hausgang, durch den sie gelaufen kam.

„Ich glaubte noch nicht, daß Sie schon fahren wollten,“ sagte Marie hastig. Ihre Stimme klang mühsam.

„Marie, haben Sie auch geweint?“ Kläre schwankte zwischen Lachen und Tränen. „Sie müssen doch standhaft sein, Marie! An Ihnen hängt jetzt alles.“

„Ja, Frau Direktor. Ich werde auch standhaft sein.“

Kläre zog sie sanft an der Hand vorwärts bis ans Licht der Flurtür. „Sie sehen blaß aus, es ist mir schon die ganze letzte Zeit aufgefallen. Haben Sie Heimweh?“

Dem Mädchen schossen die Tränen ins Auge. „Nein, o nein! Mir ist ganz wohl.

Und verlaſſen Sie ſich nur auf mich. Ich ſchicke Ihnen auch öfter Bericht."

Wolfgang kam daher. „Kläre, reiß' dich los, Mütterchen! Ihr erreicht den Zug nicht mehr. Wenn du Matthies' Gebrumm hören könnteſt, würde dir bange werden." Dann über die Schulter weg in kurzem Tone zu Marie Hinrich: „Fräulein, den Kaffee ins Gartenzimmer! Auch ein paar brennende Lichter für die Zigarren!"

Kläre drückte in leiſem Mahnen ſeine Hand. Flüſternd bat ſie: „Nicht ſo herriſch, lieber Wolf. Marie iſt zartfühlend, du mußt ſie achtungsvoller behandeln."

„Was du noch zuletzt für Sorgen haſt, Mütterchen," ſpottete Wolfgang. „Deine zartfühlenden Leute ſterben nicht daran, wenn ihnen auch mal ein bißchen anders gepfiffen wird."

Er war rot und heiß vom Wein, und in ſeinen Augen war ein kleines, bösartiges Blitzen.

Konrad kam ihnen entgegen.

„Schwager, du wirſt die erſten vierzehn Tage nur zu tröſten haben," ſagte Wolfgang.

Sein Lachen gefiel den beiden nicht. Konrad ſtreifte ihn mit einem kurzen Blicke. Der ſchwarze Geſellſchaftsanzug ſtand ihm, wie ihm eigentlich alles ſtand. Doch lag etwas Nervöſes in ſeinem Weſen.

Kläre umfing ihn zum Abſchied und küßte ihn auf den Mund. Seine Schultern zuckten unruhig, beinahe wie in leiſer Ungeduld. „Fahrt nur jetzt, fahrt!" ſagte er. „Es iſt höchſte Zeit."

Die Gäſte umgaben den Wagen. Drinnen ſchlug die Uhr fünf, ſie hätten jetzt bereits jenſeit der Graffnitzer Feldmark ſein müſſen. Es war in der Tat die höchſte Zeit.

— — — — — — — — — — — — —

Paul ging mit Eva im Garten. Die Nacht ſank hernieder, hinter ihnen lag das Hochzeitshaus wieder ſtill und dunkel.

„In ein paar Wochen wirſt du dein Examen machen, nicht wahr?" fragte er.

Eva war ſchlecht gelaunt. Es hatte ſich heute keiner ſo recht um ſie gekümmert, obwohl mehrere junge Leute dageweſen waren. Alles hatte ſich um Kläre und Konrad, um Konrad und Kläre gedreht.

„Warum ſollte ich nicht?" fragte ſie ſchnippiſch.

Paul blieb ſtehen. „Eva, ich weiß alles von euch. Wer Hans ſo nahe ſteht wie ich, muß ihn erraten. Sieh' mal, Eva, es wird noch ſechs Jahre dauern, ehe er heiraten kann. Wirſt du ſo lange auf ihn warten?"

„Sprichſt du da eigentlich in ſeinem Auftrag, Paul?"

„In ſeinem Auftrag nicht, aber in ſeinem Intereſſe. Eva, ich weiß: ſeine ganze Zukunft, ſein Leben baut er auf dich!" Er rief es in ausbrechender Angſt.

Eva erwiderte nichts, ſah ſtumm in die Birnbäume hinauf. In dem ſchwachen Mondlicht, das durch die Zweige kam, ſah er ihre hübſchen weißen Zähnchen ſchimmern. Lachte ſie?

„Eva!" rief er wild vor Heftigkeit, „ſage mir, biſt du überzeugt, daß du einen Menſchen wie Hans glücklich machen kannſt, daß du ſeiner Liebe auch nur würdig biſt?"

„Paulchen, nein, davon bin ich gar nicht überzeugt."

„So ſpielſt du ein ruchloſes Spiel! Gib ihn frei!"

Eva riß im Vorbeiſtreifen ein paar Blätter vom Strauch und warf ſie unmutig wieder fort. „Pedant! Miſche dich nicht in fremde Händel. Was dein Freund wiſſen will, kann er von mir erfahren."

„Recht ſo, Kleinchen!" ſagte Wolfgang hinter ihnen plötzlich. „Paul, wer in anderer Leute Liebesgeſchichten greift, verbrennt ſich die Finger. Merk' dir das, alter Herr. Freiheit für das Individuum! lautet hier die Deviſe."

Paul wandte ſich herum, ſein ſanftes Geſicht war blutrot vor Zorn. „Ja freilich, du als Moralrichter!" rief er außer ſich. „Wißt ihr beiden leichtſinnigen, herzloſen Kinder denn, was ein Menſch, ein Mann leiden muß? Ihr, die ihr nicht wert ſeid —"

Er brach ab. Es erſchien ihm plötzlich wie eine Indiskretion, das Herzensleben ſeines Freundes hier bloßzuſtellen.

„Nein, Paulchen," lachte Wolfgang. „Wir ſind wirklich nicht wert, die bekannten Schuhriemen uſw. Wir wollen auch deiner Größe nicht länger läſtig fallen. Komm, Elſchen, armes Kind. Laß dir nicht bange machen. Soll ich dir ſagen, was Liebe iſt?"

Er zeigte ihr ſeine halb verrauchte Zigarette und warf ſie dann mit einem elegan-

ten Schwung ins Gebüsch. „Da! Genuß ohne Erinnerung. Luſt ohne Länge. Gefällt dir dieſe Philoſophie?“

Sie hing an ſeinem Arme. „Wolf, du biſt doch ein anderer Kerl als das langweilige Paulchen!“

— — — — — — — — — — — — —

Ganz ſtill verging dieſer Winter für Heckendamm. Wolfgang war zum Militär abgegangen und ließ kaum je von ſich hören. Fritz hatte ihm ſo weit nachgegeben, daß er ihn in Berlin, allerdings bei der Linie dienen ließ, doch unter der Bedingung, daß er bei Paul wohne. Er wußte recht gut: eigentlich tat er keinem der Brüder einen Gefallen mit dieſer Einrichtung, auch Paul nicht, dem er die Verantwortung für den Wildfang als Gewicht an ſeine Lebensführung hängte. Doch dies half nichts. Alles ließ ſich auf dieſe Art billiger und zuverläſſiger machen, als wenn er den Jungen ſich ſelbſt überließ.

Eva hatte ihr Examen zwar beſtanden, aber mit einer recht geringen Note. Sie hätte am liebſten ihre Freiheit jetzt ein paar Monate genoſſen oder noch lieber: überhaupt weder an Arbeit noch Erwerb gedacht, Beſuchsreiſen gemacht zu Kläre, auch wohl zu Paul und Wolfgang, und in vergnügter Ruhe abgewartet, bis Hans Muſche ein Heim nach ihres Herzens Wünſchen für ſie errichtete.

Fritz dachte aber gar nicht daran, dieſe Ideen zu verwirklichen. Durch die Penſionsvorſteherin, die er, ohne Eva zu fragen, verſtändigte, erhielt das Mädchen ſogleich eine Erzieherinſtellung in einem ländlichen Pfarrhaus der Mark. Vielleicht gerade das letzte, was Eva ſich ſelbſt ausgeſucht hätte.

So war Fritz nun ganz allein. Nur Marie Hinrich ſaß ihm bei den Mahlzeiten gegenüber, bediente und umſorgte ihn in ihrer leiſen, ſelbſtverſtändlichen Weiſe und war der einzige Menſch, mit dem er über ſeine Intereſſen und die anderen Familienglieder reden konnte.

Der Winter wurde kalt und ſchneereich. Wie in einer vergeſſenen, verſchneiten Welt ſaßen die beiden einſamen Menſchen nach des Tages Arbeit beieinander. Bald war es natürlich, daß ſie an mancher langen Abendſtunde ſich Geſellſchaft leiſteten.

Fritz war mit Maries Wirken zufrieden. Im Laufe der Monate kam es kaum mehr vor, daß er Kläre vermißte. Zudem tat ihr Weſen ihm wohl: völlig ſelbſtlos, ohne eine Spur von Aufdringlichkeit und doch ſtets bereit und voller Intereſſe für alles, was dies Haus betraf.

Der alte Förſter kam hin und wieder und ging immer befriedigter heim. Beſſer konnte ſie's ja nicht treffen! Ein bißchen blaß und ſtill kommt ſie mir ja wohl vor, dachte er dann zwar. Aber das macht die Verantwortlichkeit und der Reſpekt vorm Herrn.

Über ſich ſelbſt ſprach ſie nie. Wollte Fritz über ihr eigenes Leben oder Denken etwas wiſſen, ſo mußte er ihr jedes Wort tropfenweiſe abziehen, und ſchließlich wußte er doch nicht mehr als zuvor.

Doch darüber lachte er nur wie über eine drollige Eigenart. Es lag nicht in ihm, ſich darüber etwa gar den Kopf zu zerbrechen, verborgenen Quellen nachzuſpüren. Ganz unwillkürlich und naiv nahm er an, daß das, was ſie von ſich herausgab, eigentlich nur das Aufnehmen fremden Lebens, ihr ganzes inneres Empfinden ausfülle.

* * *

Eva langweilte ſich tot in ihrem ſtillen Pfarrhaus. Sie hatte zwei kleine Mädchen zu unterrichten, ſanfte lenkbare Geſchöpfchen, die ihr niemals Not machten. Nur Grete, die Ältere, war etwas ſchwach begabt und konnte trotz alles Fleißes die Aufgaben nicht immer bewältigen. Das machte Eva vorübergehend ungeduldig und auch wohl ungerecht gegen das Kind. Doch in nächſter Stunde hatte ſie es ſchon wieder vergeſſen, weil ihr im Grunde der Unterricht und alles, was die Kinder betraf, höchſt gleichgültig war.

Paſtor Bürger hatte in einer großen Gemeinde und bei eigenen gelehrten Studien nicht viel Zeit für ſeine Familie. Er gab den Religions- und Rechenunterricht und ſtellte zeitweiſe Prüfungen an. Das war alles. Seine Frau war aus einfachem Stande, tüchtig und wirtſchaftlich, aber voll übertriebener Bewunderung für jede geiſtige Bildung. Daher ließ ſie ihrer Erzieherin in jedem Stück ihre Freiheit. Ihr höchſter

Traum war, daß Ilse, die Zehnjährige, auch einmal ihr Examen machen werde.

Besuch gab es hier nicht viel, und die wenigen Gäste interessierten Eva nicht im mindesten. Sie erfreute sich auch bei ihnen keiner Beliebtheit. Eine benachbarte Pastorin entrüstete sich bei jedem Besuch über sie und warf der Frau Pastor Bürger vor, sie verwöhne dies „oberflächliche, eingebildete" Mädchen über alle Begriffe. Die arme kleine Frau in ihrer Unselbständigkeit ließ sich auch stets davon beeinflussen und kehrte gegen Eva am nächsten Tage ein befangenes, fast unfreundliches Wesen heraus, um dann allmählich wieder, von Evas gleichgültiger Sicherheit und auch vielleicht von der Anmut ihrer Erscheinung bezwungen, in die alten Geleise einzulenken.

Das alles waren aber keine Ereignisse für Eva. Wenn sie morgens aufwachte, graute ihr vor dem langen, öden Tage, der vor ihr lag, und abends wiederum vermochte sie oft stundenlang nicht einzuschlafen, weil sie sich tagsüber nicht in Lust und Leid, in einer starken Tätigkeit, die auch ihr Gefühlsleben einspannte, ermüdet hatte.

Hans Musche wurde hier zu ihrem Erretter. Sie begann von ihm zu träumen, tagsüber, selbst in den Unterrichtsstunden, an ihn zu denken. Ganz unwillkürlich steigerte sich ihr Empfinden für ihn in raschem Maße.

Als ihr Briefwechsel anfing, aufzufallen, gestand sie es lächelnden Mundes, ja mit einem leisen Triumph in den Augen: sie war verlobt. Jetzt schrieb sie es auch an Fritz und Klärc. Die Scheu, ihr Verhältnis als ein bindendes anzuerkennen, war plötzlich geschwunden.

Dadurch bekam ihr ganzes Leben ein anderes Gesicht. Jeder gratulierte ihr, ob nun herzlich, ob im Inneren wenig freundlich, das kümmerte sie weiter nicht. Auf ihren Spaziergängen mit Grete und Ilse erzählte sie den beiden nur von ihrem neuen Heim, entwarf ihnen blendende Bilder der Einrichtung, die sie sich schaffen werde.

Die gutherzigen kleinen Mädchen nahmen auch das eifrigste Interesse an allem. Sie bekränzten die Photographie des Studenten, die Eva jetzt aus ihrem Schubfach hervorgeholt hatte, ja Ilse schwang sich zu einem heimlichen Briefchen an ihn auf, in dem sie ihn feurig zu einem Besuch einlud.

Der nächste Brief von Hans klang aber nicht so überströmend selig und dankbar, wie Eva erwartet hatte. Er schien ein ganz klein wenig befremdet über ihre plötzliche Veröffentlichung, und es war ihm entschieden rätselhaft, was sie nach ihren bisherigen Ansichten zu diesem unerwarteten Entschluß getrieben hatte.

Eva knitterte das Schreiben zornig zusammen. Sie wollte kein Erstaunen hören oder dies nur in Form einer entzückten Überraschung.

Zum erstenmal fiel in den Champagnerkelch ihrer Triumphe ein niederschlagender Tropfen, und auf ihrer Zunge blieb ein fader Geschmack zurück. Doch schon nach einer Stunde war dies vergessen, und nur ein kleines prickelndes Rachegefühl saß noch in einem Winkelchen ihres Empfindens als letzter Überrest: Warte! das sollst du mir büßen!

Es gingen aber andere Dinge vor in dem stillen Studentenstübchen, als ihr leichter Sinn faßte und fassen konnte.

Vor Evas keckem, lustigem Schreiben stand Hans Musche, und seine Blicke wollten sich ihm verdunkeln. Was er auch um dies über alle Vernunft hinaus geliebte Mädchen schon gelitten hatte, nichts wog diesen Brief mit seinem ersten, blendenden Gnadenbeweise auf.

Denn dieser Brief riß ihm jählings eine barmherzige Decke fort.

Er hatte ihren Willen, das Liebesbündnis zu verschweigen, geehrt und verstanden. Nicht einmal in rosige, verklärende Täuschungen hatte er sich dabei gewiegt. Daß seine Liebe die größere und die viel tausendmal leidensfähigere war, das hatte er ja immer gewußt. Und in der verschwiegenen Stille ihres Bundes hatte sie — überlegen, sich besinnen, sich klarwerden wollen.

Solche Erkenntnis zu gewinnen, ist freilich kein Spiel und tut weh. Aber es sind Schmerzen, die man ertragen lernt. Denn sie tragen Hoffnungskeime in sich.

Hans Musche lebte das Leben mit hellen Augen und mit weitem Herzen. Er war kein Träumer und Phantast. Aber in der Liebe zu seinem Mädchen war noch trotz erkämpfter Resignation ein allzu goldener Idealismus.

Voll Mut und Herzenskraft trug er die schwere Zeit. Denn in seinem Sinne leuchtete der hoffende Gedanke wie eine Fackel auf dunklem Wege: Der Tag wird kommen, an dem sie mir schreibt: Jetzt bin ich bereit. Jetzt will ich auch vor der Welt dein heißen.

Nun ja — dieser Tag war ja nun wirklich gekommen! Aber wenn aus der Hülle spröden Mädchentums die erwachte Seele sich löst, die dichten Schleier von ihr gleiten, wenn aus dem bunten Gärtchen fröhlichen Daseins die Wunderblume über Nacht aufbricht und alles Leben und alles Empfinden jählings in starkem Strömen alle die alten Dämme einreißt, dann sollte solch ein Brief wohl anders lauten, als der es tat, den er in Händen hielt.

Dann sind die Worte Fesseln, und die junge Seele ringt mit jedem einzelnen, das ihres Empfindens zarte Töne, sein scheuestes Atmen in abgegriffene Formen pressen und platt ziehen will. Sie fürchtet sich und stolpert, und all ihr Ausdruck wird nur ein kindisches, ungeschicktes Lallen.

Aber sie plappert nicht geläufig, weiß plötzlich alles und ist mit allem fertig. Sie erzählt nicht lauter dummes Zeug von Frau Pastor X und Y und deren verblüfften Gesichtern.

Herrgott, ist denn die Liebe ein lustiger Jokus, den man der Spannung halber bisher geheimhielt und nun plötzlich taschenspielernd ans Licht bringt?

Nicht zu ihm kam sie mit dem heiligen Gewähren, in dem wundervollen Gemisch von Stolz und Demut, das unter allen Erdenwesen nur dem liebenden und geliebten Weibe eigen ist. Zu Frau Pastor X und Y ging sie zuerst, ihres Lebens Reichtum auszuschütten wie eine Pralinétüte, und dann teilte sie ihm dies lachend mit.

Dies sah und begriff er alles, in der dunkelsten Stunde seines Lebens. Und doch war er noch immer in der unsinnigen Liebe befangen, die nichts tat als sein Herz mit grausamen Händen zerreißen.

Und in dieser Befangenheit redete er sich vor: Ich bin überreizt, verlange zuviel von ihr. Nichts täuscht mehr als solch ein Brief. Wie ungerecht, sie daraufhin zu verurteilen. Sie ist trotz alledem noch ein Kind.

Nach einiger Zeit reiste er in das Pfarrhaus, sie zu besuchen.

Frau Pastor Bürger war nicht schlecht aufgeregt. Ein junger Mediziner aus Berlin, aus reichem Hause dazu, natürlich unglaublich verwöhnt in Essen, Trinken, Wohnen — wie sollte man es dem nur recht machen? Tagelang vorher entwarf sie Küchenzettel, wusch und plättete die Gardinen und Deckchen im Fremdenzimmer mit eigener Hand.

Eva mußte innerlich lachen, aber es schmeichelte ihr doch ein wenig, und sie überließ ruhig die eifrige Hausfrau ihren Ängsten und Nöten, ohne sie zu beruhigen. Zudem wußte sie, daß Hans Musche in diesen Dingen von Hause aus tatsächlich verwöhnt war. Ob er allerdings Wert darauf legte, es überhaupt beachtete, wußte sie nicht, obwohl sie nun doch richtig mit ihm verlobt war.

An einem nassen, stürmischen Februartage kam er. Der kastenartige Stuhlwagen, der ihn holte, war bis aufs Deckleder mit Schmutz bespritzt. Hier drin erwartete ihn ein gemütlich warmes Zimmer, Kaffee und Kuchen, ein freundlicher Hausherr, eine verlegene Hausfrau, ein paar aufgeregte kleine Mädchen — und seine Braut.

Eva strahlte. Sie war doch eigentlich hier die Hauptperson. Ach, und Hans war ja einfach süß! Er küßte ihr vor den anderen nur die Hand und wickelte aus Seidenpapier ein märchenhaftes, duftendes Rosenbukett heraus.

Schöner konnte er sich bei ihr ja gar nicht einführen!

Sie war während seines kurzen Aufenthaltes lieb und zärtlich mit ihm. Sie erging sich in den kleinen reizenden Intimitäten, die soviel Süßigkeit bergen: spielte mit seinen Westenknöpfen, seiner Uhrkette, drehte sein rotes Haar um ihre weißen schlanken Fingerchen.

Selig war es zu fühlen, wie berauscht er wieder von ihr war. Dabei ging er so zart und behutsam mit ihr um, als traue er sich kaum, ihre Hand, ihr Köpfchen zu berühren. Das gefiel ihr wundervoll.

Ach, sie ahnte wenig, wie er mit unerhörter Willenskraft dem leidenschaftlichen Verlangen gebot, das sie an sich reißen, sie an seinem Herzen zerdrücken, sein Herz an ihr zerdrücken wollte, wie übermenschliche Selig-

keit und unmenschlicher Schmerz ihn mitten durchzureißen drohten.

Sie lachte über ihn, wenn er alles Ernstes über große Menschheitsfragen diskutieren wollte. Er war doch ein lächerlicher Bär! Ein philosophierender Bräutigam, solch eine Figur! Na warte, mein Jungchen, das wird dir bei mir schon vergehen!

Freilich, freilich, er war lächerlich, er fühlte das selbst. Man philosophiert doch nicht, wenn man liebt. Man liebt dann eben und lebt.

Was waren diese Versuche? Beinahe wußte er es. Ein unbeholfenes Tasten, ein unverstandener Hilferuf: Gib mir deine Hand, oder ich muß untergehen!

So abhängig — so grenzenlos abhängig zu sein von seiner Liebe! Leben und Tod in dieser Wage!

Wie das Entzücken an Eva ihn immer wieder betörte! Wie die Seligkeit dieser Stunden, einer heißen Welle gleich, alles fortschwemmte, was der Verstand unter tausend Schmerzen zusammengetragen hatte! Wie die Throne alles Denkens und Erkennens zusammenbrachen vor ihrem Lachen, ihren Küssen!

So süße Augen hatte doch kein Menschenkind auf Erden. War er nicht ein König in ihrem Besitz? Und war er nicht ein blinder Tor in seinen Qualen, seinen Zweifeln?

Er reiste wieder ab, berauscht, betäubt in seiner Seligkeit. Und doch, in seinem tiefsten Grunde da wachte und zitterte der alte Schmerz und regte seine schwarzen Flügel.

— — — — — — — — — — — —

Fritz war zufrieden mit dieser Verlobung, Frau Sanitätsrat Musche war empört, und Kläre steckte voller Sorgen. Sie teilte diese ihrem Manne mit. „Konrad, glaubst du, daß es gut geht?"

Er sah sehr ernst aus. „Nein, Kläre."

Und sie zitternd vor Furcht: „Was wird dann werden?"

Er sah sie einen Moment stumm an. Dann entgegnete er sanft: „Liebling, du kannst es vertragen zu hören. Deine Schwester ist nichts für diesen Jungen. Er ist zu groß für sie. Er wird sich losreißen oder zugrunde gehen."

— — — — — — — — — — — —

Es stand dicht davor, daß er zugrunde ging.

Wohl sah er es ein mit seinen hellen Augen: es war nur der Rausch, der ihn beglückte. Die Tiefe war leer.

Und er sah in die Zukunft und sah sein Leben voraus.

Ihm graute, vor sich — vor ihr.

In nächtlicher Weile stand es starr und groß vor ihm: Wenn er seine Liebe nicht zerbrach, so zerbrach sie ihn.

Paul Dönniger sah, daß sein Freund so stark litt, daß er den Verstand zu verlieren drohte. Er fürchtete etwas Entsetzliches — und nicht ohne Grund. In solchem Zustande spielt man nicht mit den Todesgedanken. Der Schritt über diese letzte Grenzscheide ist dann nur kurz.

Er riß ihn gewaltsam aus seiner Versunkenheit, führte ihn in Konzerte, sogar auf Bälle. Hans widerstrebte dem auch nicht. Er wollte ja heraus! Seine Lebenskraft war zu stark, sie wollte nicht zerbrechen!

Er rang wild nach Gleichmut und Ruhe, er betäubte sich in lauter Lust. In Zorn und Haß warf er seines Herzens schwere Last für Stunden von sich ab.

Paul stand mit brennenden Augen daneben. Ein Bräutigam, dessen höchstes Ziel es ist, seine Braut zu vergessen, und dem man dazu gratulieren möchte! Welche herzzerreißende Unnatur — und wie sollte das enden?

Nach solchem wilden Vergessenstaumel kam dann Hans auf seine Bude zurück. Da brach all der bunte Schein zusammen: ein Brief von Eva erwartete ihn.

Wie er sie kannte und liebte — und haßte, diese tänzelnde, flüchtige Handschrift! Wie Gift trank er sie jedesmal in sich ein.

Tanzkränzchen mitgemacht, im nächsten Ort. Weißes Mullkleid, hochgeschlossen. „Dies für den gestrengen, argusäugigen Bräutigam." Aber doch getanzt, toll, famos! Tüchtig den Hof gemacht bekommen. „Aber rolle nicht deine Augen, Zeus. Sie wußten ja alle, daß ich versagt bin. Aber doch — reizend war's. Juristen, immer einer netter als der andere. Bei der Kaffeepause — Referendar Glöber, beim Kotillon ein ganz junger Rechtsanwalt, Korpsstudent gewesen, mit Schmissen und einem Habybart —" usw.

Nur das Tanzkränzchen, den ganzen Brief entlang. Zum Schluß: „So, nun träume von deiner Evi, die dich fünfundzwanzigmal küßt.“

Er warf den Brief fort. Diese Nacht tat er kein Auge zu.

Eifersucht? Auch das noch?

Sich an Verrücktheiten zermartern? War es denn nicht an dem anderen schon genug?

Und ist man so gar nicht Herr über sich? Nur ein Spielball dunkler Mächte?

Plötzlich schickte Eva eine überraschende Botschaft. „Ich habe es jetzt hier satt bei den langstieligen Bürgers. Zu Ostern will ich fort. Unsere Frau Amtsrichter aus dem Städtchen hat mir eine Gouvernantenstelle in Berlin besorgt bei dem herzkranken Kind eines Kommerzienrats in der Tiergartenstraße. Freust du dich nicht, Hans? Da können wir uns öfter sehen. Ach, es wird ja himmlisch! Aber nun bitte ich dich, lieber Bub', schreib' du's an Fritz. Sonst macht er mir noch einen Querstrich. Schreib' recht schnell, ja? Damit er's etwa nicht vorher durch Bürgers erfährt.“

Hans schrieb auch. Er konnte der raschen Seligkeit nicht gebieten, die der Gedanke ihm schuf, sie so nahe zu haben.

Fritz dagegen machte die ärgsten Schwierigkeiten. „Eva ist ein flatterhaftes Mädchen und soll aushalten, wo sie ist,“ schrieb er an Hans. „Was sie in Berlin sucht, ist doch nur das Vergnügen. Und du, lieber Schwager, nimm's mir nicht übel, bist hierbei auch nicht unparteiisch, sonst würdest du es nicht befürworten. Es ist hohe Zeit, daß sie einmal Pflichttreue lernt.“

Er hat wohl recht! dachte Hans. Ach — und ob ich unparteiisch bin!

Doch Eva erzwang es sich einfach. Sie machte sich bei den guten Bürgers durch konsequente Nachlässigkeit und Widerwilligkeit unmöglich. Man hätte diesem reizenden Persönchen nie die Stacheln angesehen, die es jetzt hervorkehrte. Selbst die Kinder fürchteten und entsetzten sich vor jeder Unterrichtsstunde.

Die junge rettende Frau Amtsrichter war eine Schwester der Frau Kommerzienrat. Sie hatte selbst eine kleine Dosis Leichtfertigkeit und fand Evas Manöver „genial“. Lachend übernahm sie es, ihre Schwester über ein etwaiges schlechtes Zeugnis zu beruhigen.

Es gab eine Art Familienkrach. Auch Konrad und Klära standen auf Fritzens Seite. Doch das war Eva ziemlich gleichgültig.

„Laß sie da hinten brummen, wenn ich es nur nicht höre!“ sagte sie zu Hans bei dem ersten Wiedersehen, als er sie in Berlin auf dem Bahnhof empfing.

Nun begann ein neues Kapitel seiner Leiden.

Eva war jetzt in ihr richtiges Fahrwasser gekommen. Mit ihrem schimmernden Haar, ihrem feinen Gesichtchen, den goldigen Wimpern machte sie in ihren jetzigen Kreisen Glück. Die Frau Kommerzienrätin hielt sie wie ein kleines Amüsierpüppchen, und die männlichen Besucher des Hauses machten ihr den Hof. Das herzkranke Kind war Nebensache.

Ab und zu gewährte sie Hans die Gunst, sie zu einem Spaziergang abzuholen. Ja, sie ging auch mit ihm, Paul und dem flotten Einjährigen ins Theater. Aber dabei war nicht schwer zu spüren, daß sie innerlich ganz in ihrer neuen Welt lebte.

Die Huldigungen, die ihrer Erscheinung galten, nahmen in ihren Augen den Wert von Lebensfragen an.

Was half es Hans, wenn er sich tausendmal sagte, daß diese Wertschätzung in ihrer haltlosen Übertriebenheit sie bald enttäuschen mußte? Die augenblickliche Wirkung auf sie bestand darum doch, ungeschwächt und für seinen Einfluß unerreichbar.

Was half es ihm, wenn er in schmerzhafter Zärtlichkeit ihre Augen küßte? Eine Stunde später sahen sie doch wieder in andere Männeraugen, die voll dreister Bewunderung standen. Seine Küsse hatten für sie nicht Weihe, nicht Macht.

Was half es ihm, wenn er bis in die Wurzeln seines Wesens hinein sie liebte und um sie litt?

Keines der goldigen Härchen auf ihrem Haupte war darum seins.

Es gibt Menschen, die ihre Ansprüche herabstimmen können, um zu ihrem Glück zu gelangen. Das sind die Lebenskünstler.

Und es gibt Menschen, deren inneres Wesen so stark und souverän ist, daß es lieber vom

Leben Abschied nimmt als von dem Willen seiner Persönlichkeit.

„Er wird sich losreißen oder zugrunde gehen —"

* * *

Fritz hatte gedacht, diesen Sommer wieder einsam zu verbringen. Eva reiste mit ihren Kommerzienrats ins Bad, und Paul hatte gebeten, von ein paar seiner erworbenen Stundengroschen eine Harztour machen zu dürfen. Die beiden anderen waren so wie so nicht abkömmlich.

Doch es kam anders. Im Nachsommer beim Manöver brach sich Wolfgang den linken Unterarm durch die Ungeschicklichkeit eines Kameraden und erhielt die Erlaubnis, zwei Wochen zur Nachkur nach Hause zu gehen.

Er traf denn auch ein, innerlich kochend vor Wut. Der ganze Ingrimm seines zügellosen Temperaments gegen den militärischen Drill hatte sich bei ihm durch das ungewohnte Krankliegen noch gesteigert. Sein Sinn bewahrte alle die kleinen Schurigeleien und Demütigungen auf, die körperlichen Überanstrengungen und Rücksichtslosigkeiten, an denen der Dienst für verwöhnte Jungen reich ist. Er war entsetzt, niemanden zu Hause vorzufinden außer Fritz. Gegen den war es allerdings unmöglich, seinem Zorne Ausdruck zu geben. Und Luft mußte er seinem Unmute machen, sonst erstickte er daran. Dadurch kam Marie Hinrich für ihn wieder in den Vordergrund.

Er brauchte auch ihre Hilfe beständig bei seinem verbundenen Arme. Vielleicht zuviel — es war doch immerhin nur der linke. Aber wer konnte ihm das so genau nachweisen?

Er war in seinen Forderungen niemals unhöflich gegen das Mädchen, doch stellte er sie so selbstverständlich, als käme ihm auch nicht einmal der Gedanke an eine Weigerung. Und sie weigerte sich auch nicht. Ja, sie lebte sich so rasch in seine Wünsche und Bedürfnisse ein, daß er bald gar nicht mehr zu bitten brauchte, sie kam ihm stets zuvor.

Aber dabei war ihr Wesen ohne Sonne. Eine unveränderliche, leise Schwermut mit einem Anflug von Mädchenstolz lag beständig auf ihr.

Der Nachsommer schickte noch einmal seine ganze Flut von Licht und Wärme über die Erde, ehe er schied. Schon standen jetzt Stoppeln, wo vor Wochen das gelbe Kornmeer rauschte, und drüben, jenseit der Bachwiese im Buchengehölz begann leise die herrliche Färbung nahenden Sterbens.

„Sehen Sie, Fräulein," begann Wolfgang im Garten, „wie sich der Altweibersommer über den Rasen spannt."

Marie sammelte in ihrer Schürze abgefallene Äpfel auf. Sie nickte nur zu Wolfgangs Worten.

Er war heute elegisch.

„Ja, wie lange — und über unser Feld weht er auch! Fräulein Marie, es ist die größte Narrheit des Lebens, in Zaudern und Zögern sich das Glück des Tages unter den Händen fortlaufen zu lassen. Die Sonne von heute kehrt niemals wieder."

Sie erwiderte nichts darauf, blieb blaß und ernst. Dann hielt sie Umschau nach etwa übersehenen Äpfeln, raffte ihre Schürze zusammen und wandte sich zum Gehen.

„Ich muß hinein, Herr Wolfgang. Gehen Sie nicht wieder auf die Wiese wie gestern. Die Nebel steigen jetzt."

„Ich bin nicht krank!" rief er wütend hinter ihr her. Ihr Wesen reizte ihn plötzlich. War sie nur dumm — oder war sie verletzt?

Wie sie dahinschritt! Eine Königin hätte sie um ihren Wuchs beneiden dürfen. Und wie sie den Kopf trug —

Er blickte ihr nach, solange er sie sehen konnte. Dann ging er still und gedankenvoll den Garten entlang, den Wiesenweg hinunter.

Tausendfaches Sommerleben umzirpte und umblühte ihn. Dort drüben stand schon die Sonne auf der Neige, und über dem Bache, wie Marie gesagt hatte, brauten die ersten Nebel.

Er sah hinüber, und sein Herz schlug.

Die Sonne von heute kehrt niemals wieder!

— — — — — — — — — — — —

Fritz beschäftigte sich viel mit Wolfgangs Zukunftsplänen. Das eine mußte er ihm schon insgeheim zugestehen: der Junge war ein Glückskind. Wo andere erst lange laufen und suchen und bitten müssen, fiel ihm alles in den Schoß.

Die Natur hatte es mit ihm gut gemeint. Gewinnende Erscheinung, Talente und ein leichtes Herz — das waren ihre Feengaben gewesen.

Fritz dachte dies, aber nicht ohne Bitterkeit. Wolf war ja Mutters Liebling gewesen, nun wurde er des Schicksals Liebling. Es war daran nicht viel zu deuteln.

Ohne sonderliche Bemühung seinerseits waren Wolfgang für den Herbst zwei Anstellungen geboten. Beide durch journalistische Bekanntschaften, die er in Berlin, eigentlich nur zu seinem Vergnügen, gemacht und gepflegt hatte. Die eine Stellung war ein reich dotierter Posten in einer vornehmen und bekannten Kunsthandlung, in der er hauptsächlich mit dem Publikum zu verkehren hatte. Die andere war eine noch ziemlich magere Redakteur- und Kritikerstellung an einem jungen, leidlich radikalen Blatte.

Fritz meinte, es sei nicht viel daran zu wählen. Aber Wolfgang belehrte ihn eines Besseren. Er sei kein Kaufmann, sondern ein Künstler. Es komme ihm nicht auf die Bezahlung, sondern auf die Tätigkeit an. Mit dem Publikum zu verhandeln, sei ihm ein Greuel, und man werde bald sein Ungeschick erkennen und ihn fortjagen. Dann habe er gar nichts.

Diesen immerhin vernünftigen und auch charaktervollen Einwänden konnte sich Fritz nicht verschließen. Ja, er mußte Wolfgang im Inneren Anerkennung zollen.

Aber einen schwerwiegenden Grund hatte der Schlingel ihm weislich verschwiegen: in der Redaktionsstellung war er nur für einige Tages- oder Nachtstunden gebunden, während er in der Kunsthandlung von früh bis spät eingespannt gewesen wäre. Das war ihm die Hauptsache. Alles andere, was er angeführt hatte, klang ihm nur nebenher mit.

Marie bekam dies alles auch zu hören. Er bedrängte sie stürmisch um ihren Rat, während er im Grunde gar keinen Rat brauchte und wollte. Endlich gab sie nach und sprach ihre Meinung aus: sie war für den Redakteurposten.

Wolfgang war entzückt: „Sie haben einen idealen Zug, Fräulein Marie.“

In Wirklichkeit dachte er jetzt gar nicht soviel an seine Pläne. Kopf und Herz waren ihm von anderen Wünschen erfüllt, die leise erst und weich, wie der Sommerwind über die Wiese, dann immer stärker, stürmischer, besinnungraubend über ihn dahingingen.

Eines Abends kam wieder der alte Förster herüber. Er war zwar jetzt über seine Marie beruhigt, doch war ihm die Ankunft des jungen Herrn Wolfgang nicht so ganz recht.

Doch Wolfgang war die ganze Zeit über bei ihm und Fritz in Fritzens Zimmer. Stumm und blaß, den Arm in der Binde, saß er in der Sofaecke. Er erschien dem Alten krank und verdrossen.

Und Marie dagegen! Es war wie ein neues, glühendes Leben auf dem Mädchen. So hatte er sie ja noch gar nicht gesehen! Hatte sie irgend eine geheime Freude, die sie ihm noch nicht verraten wollte? Schwermütig und blaß war sie in letzter Zeit immer gewesen. Er sah ihr in die Augen, als er ging. Sie lachte ihn an.

„Komm gut nach Haus, Vating. Und grüß unsere Ziegen!“

Sie ging mit ihm bis an das Hofpförtchen, das auf den schmalen Richtweg nach der Försterei führte. Als sie ihm das Tor aufklinkte, sah er sie noch einmal an.

Es war eine warme, mondlose Nacht. Er konnte nur die Umrisse ihres Gesichtes erkennen.

Plötzlich wie mit einem Rucke sagte er stark und laut: „Du bist meine brave, alte Dirn'!“

Dann drückte er ihre Hand, wandte sich kurzum und ging ins Dunkle.

Marie blieb allein. Sie hatte seine wunderlichen Lobesworte, die ersten, die er ihr schenkte, nicht einmal gehört.

* * *

Nun war alles wieder im alten Geleise: Wolfgang fort, Fritz mit Marie und den Wirtschaftsinteressen allein und der Winter vor der Tür.

So sieht jetzt mein Leben aus! dachte Fritz. Im Sommer das Feld, im Winter die geheizte Stube. Immer das gleiche — ins Endlose hinein.

Kaum, daß es ihn noch stach und quälte. Aber eine Freude dafür, die konnte er doch

nicht aufbringen. Zu viel Kraft hatte er verbrauchen müssen, um seinen Schmerz zu bewältigen. Nun war sein Herzensleben müde und stumpf.

Er hatte auch den Blick für anderer Menschen Empfinden eingebüßt. Und doch traf es ihn plötzlich, wie blaß und müde Marie Hinrich aussah.

Einmal fragte er sie geradezu und wenig höflich: „Haben Sie denn eigentlich den Kopf verloren, Fräulein?“ Sie vergaß in der Tat die einfachsten Dinge und gab auf Fragen zerfahrene Antworten.

„Sie wollen wohl krank werden?“ fuhr er sie übellaunig an. Das konnte ihm auch noch fehlen!

„Nein, Herr Dönniger, ich bin nicht krank.“

Aber ihre Bläße und Unruhe, ihr namenlos verstörtes Wesen wuchsen von Tag zu Tag. Eines Abends ertrug er es nicht länger. „Ich lasse morgen Ihren Vater holen, Fräulein,“ sagte er ihr.

Er stutzte jählings, aus ihren Augen sah ihn das bleiche Entsetzen an. „Nicht meinen Vater —“ flehte sie. „Es ist ja nichts. Es wird vorübergehen.“

Ihre Todesangst ging ihm zu Herzen. Er stand auf und kam zu ihr. Ein warmes Gefühl, wie er es lange nicht gekannt hatte, überströmte ihn.

„Armes Kind,“ sagte er weich und überredend. „Was ist's denn? Ist Ihnen etwas geschehen?“

Da warf sie die Hände vors Gesicht und brach in Tränen aus.

Eine Sekunde noch stand er vor ihr, mitleidig, voll liebender Sorge. Dann — jählings — war es ihre Erscheinung, die zu ihm sprach, war es eine Eingebung, ein unerhörter Gedankensprung — traf ihn eine blitzartige Vorstellung wie ein Schlag der Erschütterung.

„Marie,“ sagte er heiser, aber völlig deutlich, „ist es — um Wolfgang?“

Sie antwortete nicht, aber ihre Tränen stockten. Regungslos, wie in Erwartung eines fallenden Schwertes, kauerte sie vor ihm.

Diese Antwort war ihm Antwort genug.

Nach einer kurzen Pause sagte er mit ganz beherrschter Stimme: „Gehen Sie nur schlafen. Das Weitere nehme ich nun in die Hand.“

Noch am selben Tage schrieb er an Wolfgang. Nur ein paar kurze, gebieterisch Aufklärung und Stellungnahme heischende Worte. Trotzdem dauerte es Tage, ehe die Antwort kam.

Äußerlich veränderte sich in dieser Zwischenzeit nichts, nicht die gemeinsamen Mahlzeiten, noch das gelegentliche Zusammensein. Doch sprach Fritz außer den notwendigsten Angelegenheiten kein Wort zu ihr. Ja, er vermied es, sie anzusehen. Und was er sah, machte ihm das Blut kochen.

Denn da, wo er sanft, behutsam und, wie er es jetzt wußte, beherrscht gewesen war, hatte ein leichtsinniger Knabe nach seines Sinnes Gelüsten gefeiert und war in Blumenbeete getreten, die keines Gärtners Hand wiederherrichten konnte.

Er zürnte auch dem Mädchen hart. Ja, es war ihm eine Überwindung, sie in seiner Nähe zu dulden. Dennoch schickte er sie nicht fort. Nicht ihretwillen, aber um den alten Hinrich tat es ihm leid.

Dann kam Wolfgangs Antwort. Er schrieb:

Lieber Fritz!

Die ganze Sache lastet mir schwerer auf dem Herzen, als ich Dir beschreiben kann, und als Du mir glauben wirst. Ich hoffte, nicht um mich, aber um sie — alles würde im Dunkel bleiben. Der Macht, die mich hinriß, war mein Wille nicht gewachsen. Es war wie ein Feuermeer um uns beide, das uns rettungslos verschlang.

Nun sehe ich langsam wieder klar und fühle mich davon bedrückt. Und doch — was heißt Reue? Sieh in solche süßen, leuchtenden Augen und sprich: Du konntest anders! Wer ist ein Mensch von Fleisch und Blut und hält hier stand? Nur der Kalte, Leblose, der Erloschene kann hier moralisieren.

Glaube mir, Fritz, ich werde diese Stunden und das Mädchen nie vergessen. Wenn sie mir auch für die Zukunft nichts sein kann, so hat sie mich doch ein Glück gelehrt, das ich vielleicht, in dieser Form, nie wiederfinde. Doch wäre es nicht eine Narrheit und ein Frevel, dies wundervolle Rauschglück zu einer Kette zu machen, es in das Kupfer gemeiner Täglichkeiten ummünzen zu wollen?

Jetzt — bleibt ihr und mir der Schmerz. Dann — würde uns das fahle Grau elender Ernüchterung jeden Morgen durch die Scheiben sehen, unser Herzblut langsam aufsaugen, unsere Nerven zerreiben.

Ich wollte, Du verstündest mich darin, lieber Fritz. In die Sprache der Nüchternheit übersetzt, lautet es: Man macht doch nicht ein Mädchen aus niederem Stande, das einem Liebe gewährt, zu seiner Frau. Bin ich denn der einzige? Fritz, sei gerecht!

Doch diese harten Worte tun mir weh, während ich schreibe. Nur um es Dir dringlicher, einleuchtender zu machen, sprach ich sie aus.

Weiß Gott, mein Leid und Mitgefühl geht so weit, daß ich wünschen möchte, Marie niemals auf meinem Wege gefunden zu haben.

Wolfgang.

Fritz las den Brief, Wort für Wort. Er legte ihn zusammen, um ihn fortzuschließen. Drüben warteten die Leute auf ihn. Er war schon aufgestanden, aber er kam wieder zurück, holte ihn heraus, las ihn noch einmal.

Unwillkürlich klang ein Studentenliedchen ihm durch den Kopf:

Lustig Blut und heit'rer Sinn
Hin ist hin — hin ist hin!

Seine Züge verzogen sich, und bis zum Munde herauf stieg ihm ein bitterer Geschmack.

So macht man es, wenn man leben will und gute Tage sehen!

Verachtung war in seiner Gebärde, als er den Brief in das Schubfach warf. Er schloß zu und ging an seine Arbeit.

Am späteren Nachmittag bat er Marie in sein Zimmer. Er saß am Schreibtisch und ließ sie stehen.

„Ich habe einen Brief von meinem Bruder erhalten," sagte er und sah sie fest an.

Auf ihrem Gesicht jagten sich Röte und Blässe, und ihre Knie zitterten so heftig, daß er ihr nun doch mit einer Handbewegung einen Stuhl anwies. Dann sah er an ihr vorbei durchs Fenster, gepeinigt von ihrem Anblick.

„Er lehnt es ab, Sie zu heiraten," sagte er harten Tones, ohne Übergang oder Beschönigung.

„Er — o nein! Das tut er doch nicht! Er wollte doch — o nein! Herr Dönniger, das kann und kann ich nicht glauben! Ich möchte den Brief sehen —"

„Das hat gar keinen Sinn, Fräulein. Ich glaube nicht, daß Sie Ursache haben, meinen Worten zu mißtrauen. Ich bedaure die Tatsache, kann aber nichts daran ändern. Wir können ihn nicht zur Heirat zwingen, und außerdem möchte ich Ihnen zu solcher Ehe am letzten raten. Sie haben eben unbedacht sich einem Leichtfuß ergeben, wie es viele törichte Mädchen tun. Er suchte nur den Rausch, und den hat er gehabt. Damit ist für ihn das Kapitel abgeschlossen."

Jetzt blickte er sie unwillkürlich an. Sie war aufgestanden. Tränenlos, verzerrt sah ihr Gesicht zu ihm herüber. Er erschrak vor ihrem Anblick und erhob sich rasch.

„Fräulein, beruhigen Sie sich," sagte er mit eindringlicher Stimme. „Ich wußte nicht, daß es Ihnen so unerwartet käme. Es haben schon viele das gleiche Leid getragen. Ich mache auch Ihnen keinen Vorwurf —"

Er brach ab. Läppisch kamen ihm seine eigenen Tröstungen vor, hier, wo vielleicht ein Menschenleben zwischen Tod und Leben rang.

Sie hatte ihn auch wohl gar nicht gehört. Ihr liebliches Gesicht sah völlig entstellt aus, ohne eine Spur von Farbe. Nur die Augen waren rot umrändert.

„Geben Sie mir doch den Brief —" bat sie ihn noch einmal. Mit solcher Stimme müssen Sterbende bitten. Ohne ein Wort schloß er das Fach auf und gab ihn ihr.

„Danke —" sagte sie leise. Dann wandte sie sich um und ging mühsam, als müsse sie sich vor dem Taumeln schützen, aus der Tür.

Fritz setzte sich nieder. Seine Glieder waren ihm schwer wie Blei, und eine endlose Traurigkeit befiel seine Seele.

„Der arme alte Vater —"

Ja, und was wirst du ihm antworten, wenn er die Seele seines Kindes von dir zurückfordert? Wenn er Rechenschaft von dir verlangt? Wie hast du gelacht und gehöhnt über seine Sorge, und was sagst du nun, da dieses Kindes Leben in deinem Hause verwüstet ward?

Wo warst du, Hüter und Herr des Hauses, in der Stunde der Gefahr?

Als Engel an Reinheit und Unschuld hat sie diese Schwelle betreten. Und nun? was nun?

Wie geht es weiter nach einer solchen Stunde?

Er sprang jählings empor, ein kalter Schreck durchzuckte ihn. Welch eine grausige Lehre gibt die Chronik des Alltags: Verführt, verlassen — und das letzte Kapitel: der Tod. Man sieht schon kaum danach hin, wenn die Zeitung diese Dreikapitelgeschichte erzählt. Sie ist so sehr geläufig.

Er wußte nicht, wie er aus der Tür kam und in das Giebelstübchen hinüber. Wenn sie sich eingeschlossen hat, ich trete ihr bei Gott die Tür ein! dachte er wild.

Die Mühe konnte er sich ersparen, ihre Tür stand sperrweit offen. Drinnen — da sah es aus wie zuvor. Auch von dem Briefe keine Spur.

Fritz suchte nicht, er fragte nicht herum Er wußte es plötzlich, als habe eine Stimme es ihm gellend ins Ohr geschrien: Am See war sie zu finden!

Ohne Mütze stürzte er fort. Im Hausflur kam ihm ein Postbote entgegen. „Herr Dönniger, eine Depesche."

Fritz stutzte. Auf Heckendamm bekam man gewöhnlich keine Depeschen. Sollte Wolfgang —

Mit fliegenden Händen riß er sie auf.

„Hurra, ein Junge! Die Mutter wohl und fröhlich. Der überglückliche Vater."

Einen Moment starrte Fritz verständnislos darauf nieder. Diese Töne paßten schlecht zu dem schrillen Wehlaut der geängstigten Kreatur.

Ach so — Klära —

Im nächsten Moment war es ihm schon wieder aus den Gedanken. Er ließ das Blatt fallen, stieß den erstaunten Boten beiseite und lief hinaus.

Draußen nebelte der frühe Herbstabend. Fern durch den weichen Nebel kamen Glockenklänge herüber von der Graffnitzer Kirche. Es war Sonnabend, man läutete dort den Sonntag ein.

Sonderbar gingen die Klänge ihm durch Mark und Bein. Einen Moment stand er — dann stürmte er weiter.

Durch den Garten, der hier eine Ecke abschnitt, den Wiesenweg entlang. Die Blumen, die vor ein paar kurzen Wochen geblüht hatten, waren gemäht, die Heuhaufen eingebracht. Stumm lag die Wiese unter grauen Nebeln.

Da tauchte der See auf und die Rohrmieten davor. Und da — dort — bewegte sich eine Gestalt —

Fritz sprang über Gräben, er brach durch Gebüsch. Aus Streifritzen bluteten ihm Gesicht und Hände — seine Stiefel blieben im Sumpf stecken, er riß sie heraus — immer querfeldein — nur rasch — nur rasch —

Die Gestalt trat auf das schmale schwanke Bretterbrückchen. Sie schlug die Hände vors Gesicht. Stumm, kalt und grau lag der See unter ihr.

Ach freilich, freilich, das Sterben ist schwer, gar so schwer, aber das Leben ist noch tausendmal schwerer.

Fritz stand hinter ihr. Sein ungestüm schlagendes Herz wurde plötzlich ganz still. Sollte ich dich nicht lieber gehen lassen, du armes Kind? dachte er.

Da kam ein Schrei wie von einer zersprungenen Saite. Sie hatte ihn gesehen — und wie in wilder Flucht mit ausgebreiteten Armen stürzte sie in das kalte graue Wasser hinab.

Laut plätschernd rissen die Wellen auseinander und schlossen sich, aufgeregt aneinander schlagend, über dem versunkenen Körper.

Fritz war mit einem Sprung im Kahn, er riß das Tau vom Pfahl und stieß auf die Stelle zu, an der sie verschwunden war. Jetzt grübelte und erwog er nicht mehr, der Instinkt des einfachen Lebenwollens riß ihn auf. Er beugte sich über den Rand und ergriff ihren Arm, und im nächsten Augenblick umfaßten zwei von Todesangst geleitete Hände den seinen.

„Halten Sie sich fest," sagte er mit einer Stimme, die jetzt wieder ganz ruhig klang. „Hier an den Kahnrand, können Sie? Ich ziehe Sie unterdessen herauf. So, sehen Sie wohl! es geht ja! das war nur ein nasses Intermezzo. Nun kommen Sie rasch nach Hause."

Sie bot einen gar kläglichen Anblick. Ihr Haar, gelöst, hing triefend an ihr nieder,

ſie ſchlotterte in den naſſen Kleidern, und ihre Lippen waren blau.

„O nein, nein —“ ſtammelte ſie verzweifelt, „es geht ja doch nicht — — was ſoll jetzt werden — mein Vater —“

„Ihr Vater würde ſich auch nicht gefreut haben, Sie als Waſſerleiche wiederzuſehen,“ ſagte Fritz trocken. „So — iſt nun alles fertig? Haben Sie alles? können wir nach Hauſe gehen?“

„Nein — nein — nicht — Der Brief —“ ſie ſah verlorenen Blickes über das Waſſer hin. Dann mit einer ſchwachen Handbewegung — „da — da ſchwimmt er —“

„So laſſen wir ihn ſchwimmen. Es gibt jetzt wichtigere Dinge zu bedenken.“ Er wollte ſie mit ſich fortziehen, doch ſie fiel im Kahne zuſammen und kauerte vor ſeinen Füßen.

„Sterben iſt das einzige —“ brachte ſie mühſam hervor. „Sie ſagen dem Vater dann, ich ſei verunglückt. Das iſt ihm nichts gegen die Schande. Und ich — ich habe ja gar kein Leben mehr da innen — nur — wie Feuer brennt's, ſo haſſe ich ihn — ſo haſſe ich ihn!“

Sie war plötzlich aufgeſprungen. Mit ihrem unheimlich veränderten Geſicht ſtarrte ſie auf die Nebel des Waſſers. „So haſſe ich ihn!“ rief ſie noch einmal.

Fritz war auf die Brücke hinausgetreten. Er ſah ſie, wie ſie aufgerichtet im Kahne ſtand, Funkeln im Blick, und wie ihre totenbleichen Wangen ſich langſam röteten.

Da ſtreckte er die Hand aus und zog ſie mit feſtem, ruhigem Griffe herauf und neben ſich. Wie ſich langſam beſinnend, ſah ſie ihn hilflos an, und in ihre rachevollen Augen kam wieder der alte Kinderblick.

„Ich verlaſſe dich nicht, Marie,“ ſagte er ernſt. „Ich will dich ſchützen und behüten von dieſer Stunde an. Du ſollſt mein ſein, und was von dir kommt, ſoll auch mein ſein. Haſt du nun noch Furcht?“

Sie ſah ihn an — ſie begriff ihn nicht.

Da ſtrich er ihr das naſſe Haar vom Geſicht und küßte ſie auf die Stirn. Dann fing er die Ohnmächtige in ſeinen Armen auf und trug ſie über die neblige Wieſe dem Herrenhauſe zu.

* * *

„Das haſt du, dumme Dirn', alſo mit deinen heimlichtueriſchen Augen gemeint?“ ſagte der alte Förſter, ganz aus dem Häuschen vor Aufregung. „Herrjemine, auf ſo etwas konnte ich allerdings nicht kommen! Auf alles in der Welt hätte ich eher geraten. Na, weißt, du hätteſt mir auch ſchon eh' was ſagen gekonnt. Hätt' nicht manche liebe lange Nacht dran nagen brauchen. Man iſt doch ſchließlich ein alter Knochen und denkt immer gleich das Schlimmſte. Na, nu iſt's ja allens gut, Dirning — oder Frau Dönniger, muß man ja woll bald ſagen und 'n Kratzfuß machen vor der gnädigen Frau.“

So aufgelebt und luſtig hatte Marie ihren Vater ſeit undenklichen Jahren nicht mehr geſehen.

Sie war nicht bettlägerig nach dem kalten Bade und all der herzzerreißenden Not, die ſie bis in den Tod hatte treiben wollen. Trotzdem fühlte ſie ſich elend zum Umſinken, und mit jedem Worte, das ſie ſprach, war ihr, als ob ſie Nadeln ſchlucke.

Sie hielt ſich aber aufrecht. Ein Gefühl von Dankbarkeit und Ergebenheit füllte ihr Herz zum Überfließen. Sie wollte dem Empfinden, das ſie vorher beherrſcht hatte, keinen Raum mehr geben. Nur dem Manne, der ſie vom Tod errettet hatte, ihr Heimat und Zuflucht bot, ſollte jeder Gedanke in ihr gehören.

Es iſt auch ein ſolches feſtes Kommando, das vom Verſtand ausgeht, über ein verſtörtes und gequältes Herz nicht ganz zu verachten. Und ein Menſchenkind, das ſchon einmal mit allem fertig war und in den Waſſern gelegen hat, ſieht das Leben nachher ein bißchen anders an wie andere Leute.

Fritz war voll unveränderlicher gütiger Freundlichkeit zu ihr. Er wußte, daß er der Gebende war, daß von ihm die Gnade, von ihr die Dankbarkeit und Demut ausging, aber er war nicht der Menſch dazu, eine ſolche Gnadengabe unbedacht zu geben und ihre Konſequenzen nachher in Zorn und Reue als eine Laſt zu empfinden. Eher fühlte er eine ſtille Freude über ſeine Tat.

Nicht heute und nicht morgen gelang es ihm, das zerſchmetterte junge Leben aufzurichten. Dies gab ſeinem Weſen eine Sanftmut und Zartheit, die ihm, dem gehärteten

Menschen der Pflicht, wunderbar gut stand. Es rief einen leisen Anklang zurück an alte Zeiten, in denen die schönsten Triebe seines Wesens in Blüte gestanden hatten.

Er wußte es auch ganz genau: was ihn erwartete, war nicht eitel Lust und Herrlichkeit. Es galt, die Tat der Finsternis mitzuschleppen, sie Leben gewinnen zu sehen unter den eigenen Augen. Er wußte das und glaubte nicht, daß diese Dissonanz sich je in Harmonie lösen würde. Doch — er hatte schon anderen Dingen ins Auge geschaut. Er fürchtete sich nicht vor diesem.

Die äußeren Verhältnisse selbst drängten zur sofortigen Eheschließung. Der alte Förster holte aus Schicklichkeitsrücksichten schon am zweiten Tage seine Tochter ab und brachte die Nichte, ein unerfahrenes unselbständiges Mädchen, zum Ersatz. Da konnte es keinen allzusehr wundern, wenn die Hochzeit innerhalb zweier Wochen angesetzt wurde. Maries Aussteuer lag ohnehin, von der Mutter her, fertig im Kasten.

Und wunderte es die Leute doch, und liefen ihre Zungen darüber, so berührte dies Fritz doch wenig. Gerüchte, die im dunklen schleichen, sind überall unfaßbar, aber mit einer hellen geraden Anklage durfte sich keiner seiner künftigen Frau nahen.

Im übrigen: ein Hallo an allen Ecken! Selbst in Konrads herzlichem Brief, in dem seine ganze Anerkennung lag für Fritz und sein Handeln, wie immer es auch sei, klang das Erstaunen über diese plötzliche Wahl seiner Wirtschafterin durch. Sonst aber schien er den Kopf nur von seinem Jungen voll zu haben, von dem er Wunderdinge erzählte.

Pauls Gratulation klang ein klein wenig verlegen, als wisse er nicht recht, wie er sich dieser Tatsache gegenüber ausdrücken solle. Im ganzen schrieb er gut und warm und meldete sein Kommen zum Hochzeitstage. Eva fragte an, ob die Gesellschaft groß sein würde, sie müsse sich in der Toilette danach richten.

Wolfgang antwortete gar nicht. Fritz hatte ihn auch nicht gebeten, zu kommen. Zwischen ihm und dem Bruder war durch seine rasche, rettende Tat freilich das Tafeltuch zerschnitten. Dachte der leichtfertige Knabe vielleicht beim Empfang dieser Kunde an die eine Stelle seines Briefes:

„Man macht doch nicht ein Mädchen aus niederem Stande, das einem Liebe gewährt, zu seiner Frau?“

— — — — — — — — — — — —

Es war für die Sassower wirklich nett: die Heckendammer Kinder gaben ihnen beständig etwas zu reden, ließen den Unterhaltungsstoff nicht abreißen.

Kaum hatte man sich über Fritzens Heirat, die so viel Achselzucken und Augenblinzeln zuließ, genügend verbreitet, da kam plötzlich ein neues aufregendes Ereignis, dessen Kunde vom Sanitätsratshause ausging, und für deren beschleunigte Laufart Frau Sanitätsrat selber eifrig sorgte: die Verlobung zwischen Hans Musche und Eva Dönniger war plötzlich zu Ende.

„Natürlich — meine Damen — es heißt so, und ich bitte auch dringend, es so aufzufassen: Eva Dönniger hat meinem Sohne den Ring zurückgegeben. Hans schreibt mir das selbst und ausdrücklich. Aber — im Vertrauen, meine Besten: ich kenne doch meinen Jungen! Kavaliersgründe leiten ihn stets. Nun ja — Sie sprechen nicht darüber, sonst würde ich es Ihnen ja nicht sagen: aber ich habe es vorausgesehen. Ein so kokettes, oberflächliches Mädchen — und mein Hans! Es mußte so kommen. Nicht wahr, Sie verstehen mich?“

Alle verstanden sie, alle. Frau Musche war überhaupt Zeit ihres Lebens keine Sphinx gewesen, sie machte den Menschen ihr Seelenstudium nicht allzu sauer. Man wußte auch heute ganz genau: wenn sie „vertraulich“ redete, wünschte sie offiziell genommen zu werden, und man tat ihr gern die Liebe.

In der nächsten Zeit zog sie das reichste Mädchen der Stadt, Adeline Koch, auffallend in ihr Haus. Ihr Vater war Besitzer der Sassower Mühlenwerke, sie war sehr „gebildet“ und sprach französisch besser als deutsch.

Man sah auch hier in Frau Sanitätsrats klarer Seele auf den Grund. Nicht Evas Koketterie oder Oberflächlichkeit war eine so arge Sünde gegen ihren Haus, sondern ihre Mittellosigkeit. Und der kluge Junge begann dies jetzt auch einzusehen.

Ja — in einem hatte sie richtig gesehen: der kluge Junge war zu Eva gegangen und hatte gesagt: „Es geht nicht länger. So gib mich frei —“ Aber diese Klugheit hatte

jeden Blutstropfen aus seinem Gesicht gezogen.

Sie hatte gestutzt und dann gelacht. „Natürlich, lieber Junge. Wir passen auch gar nicht. Lieber heute als morgen."

Ungefähr so, wie eine gereizte Hausfrau die Kündigung ihres Dienstmädchens beantwortet. Übrigens hatte sie an den bitteren Ernst dieser Stunde nicht geglaubt.

Damals stand für ihn die Wage zwischen Tod und Leben noch gleich. Es hätte ihm nichts gekostet, mit einem Schuß Pulver diesem Dasein abzuhelfen, das vollständig leer und interesselos vor ihm lag. Die Stunden, die allmählich zu Tagen wurden, die Tage, die zu Wochen wurden, was konnten sie ihm noch sagen?

Aber er kannte sich selber nicht. Er hatte ein halbes Jahr auf der Universität Philosophie gehört, und sein eigenes Wesen voll ruhiger Klarheit ohne Wissenshochmut kam dem entgegen. Er begriff des Lebens Dinge in ihrem Wert und Unwert und kämpfte mit dessen Problemen den ehrlichen, unverstellten Kampf. Aber sich selbst hatte er noch nicht richtig erkannt.

Denn er wußte nicht, daß die Persönlichkeitskraft, die ihm die einfache Möglichkeit schuf, sich von seiner Liebe zu trennen, ihn dem Leben erhalten und zurückgewinnen mußte.

Daß so selbstverständlich, wie die Sonne am Morgen wieder herauskam, so sicher er wieder neues Leben in der Befreiung finden würde, und hätte er auch so dicht an der Todespforte gestanden, daß seinem Glauben nach nur ein halber Schritt, ein halber Entschluß, ein halbes Nichts ihn trennte.

Aber dies letzte winzige Tun, dies Minimum von einem Willensakt — und doch das einzig Entscheidende — konnte nicht geschehen. Konnte gar nicht bei einem Menschen von solcher sieghaften Lebenskraft.

Monate vergingen, der Frühling kam — und zu seinem eigenen Erstaunen sah er: er lebte noch immer. Er arbeitete und dachte sogar in die Zukunft.

Langsam begann sein zerschlagenes Innenleben wieder die Schwingen zu regen wie ein todverwundeter Adler, der nach wilden Leidenszeiten am Schmerz genug hat und wieder in die Höhe will.

— — — — — — — — — — — —

Eva setzte sich nieder und schrieb flugs einen Brief an Bruder Fritz. „Ich habe mich von Hans getrennt, wir passen nicht zueinander. Er hat mich eigentlich die ganze Zeit nur belästigt und gequält. Ich werde jetzt auch hart bleiben, mag er anstellen, was er will. Wir würden ja ein verfehltes Leben miteinander führen."

Hierdurch kam sie allem zuvor. Und wandte sich schließlich das Blatt — nun, so war sie eben doch nicht hart geblieben. Das steht einem zarten Mägdelein gar fein an, und niemand konnte ihr daraus einen Vorwurf bauen.

An einem rauhen Novembermorgen kam dieser Brief in Fritzens Hände. Er stand auf dem Hof, als er ihn las, der Ostwind umblies sein wetterbraunes Gesicht. An ihm vorüber fuhren die Dungwagen auf den Kartoffelacker. Er mußte jetzt seit Raubühlers Abgang alles selbst beaufsichtigen, und die Roggensaat, die über die Hofmauer bis zum Horizont sichtbar war, schon wieder grün zum anderen Jahr, war unter seinen Augen eingesät. Doch drückte ihn die Arbeitslast nicht allzusehr. Denn was er an Raubühler vermißte, das ersetzte ihm in der Innenwirtschaft die unendlich tüchtige und umsichtige Arbeit seiner jungen Frau.

Als er las, schoß ihm das Blut zu Gesicht. War dies Mädchen denn von Sinnen? war sie überhaupt in ihrem Leichtsinn unzurechnungsfähig? Löst man so Verlobungen auf, um einen leeren Überdruß?

In seinem Kopf entstanden in rascher Folge Ausdrücke und Sätze voll zermalmenden Zornes. Ja! so wollte er dem albernen pflichtvergessenen Geschöpf schreiben! Sie zurückrufen, auf der Stelle, sie hier in Heckendamm vornehmen, daß ihr die Augen übergehen sollten!

„Er hat mich belästigt und gequält —" Herrlich! und womit? Mit seiner Liebe doch nur allein. Gab es wohl einen prächtigeren Jungen als diesen Hans Musche? Auf den Knien sollte das Mädchen ihm danken.

Der letzte Wagen war vom Hofe. Fritz ging noch einmal in die Dreschscheune hinüber. Das Rummeln der Maschine war ihm wie eine Sprache, die auf ihn einredete. Allmählich, unter den altgewöhnten Tages-

tönen beruhigte sich der kochende Grimm in ihm.

An die Maschine gelehnt, unter herumfliegendem Staub las er den Brief noch einmal. Die Worte sahen ihn plötzlich anders an.

War es der Wille des Mannes vielleicht? und all dies Geschreibe sollte nur Trotz und Kummer verhüllen? In Liebessachen wird viel gelogen; ein Tor, wer hier auf jedes Wort baut und rechnet!

Die Luft wurde ihm knapp in dieser dicken Atmosphäre. Er ging hinaus und langsam dem Hause zu. — „Kläre!“ Ein plötzliches starkes Verlangen nach ihr riß ihm durchs Herz. Kläre hätte Rat gewußt!

Wenn er sie jetzt da hätte! Wenn sie ihm entgegenkäme im Haus! Er in ihre großen ernsthaften Augen sehen könnte, ihre klare Stimme hören! Wie oft hatte sie ihm geholfen! Das empfand er erst jetzt. Ohne sie wäre kein Fertigwerden gewesen.

Aber nun war sie fort für immer, hatte ihr eigenes Heim, ihren eigenen Sohn — war längst kein Heckendammer Kind mehr.

Ihr schreiben. Das konnte er ja, Interesse hatte sie ja doch immer noch. Aber es war so gar nichts gegen das lebendige Aussprechen. Er hatte auch das Schreiben wohl verlernt, hätte ihr doch seine Empfindungen nicht so deutlich machen können, wie sie Aug' in Auge sie ihm gleich ohne viele Worte abgesehen hätte. Seine Finger waren auch steif vom Arbeiten. Es hatte schon keinen rechten Sinn.

Bei Tisch erzählte er seiner Frau von der Entlobung. Nie vergaß er gegen sie eine solche Rücksicht. Aber freilich — eine Meinungsäußerung, einen Rat erwartete er nicht von ihr. Sie konnte ihm dies auch nicht geben, denn wenn sie über ihre täglichen Pflichten hinausdachte, so dachte sie nur mit seinen Gedanken und sah mit seinen Augen.

Er war für sie der Mittler zwischen den äußeren Dingen und ihrem inneren Leben geworden. — —

Unterdessen ging es mit Eva schlecht, sie wurde krank.

Zwar nicht aus Liebesgram, es war dabei weniger poetisch zugegangen. Eine ganz gewöhnliche Influenza, die zu der Zeit stark grassierte, packte auch sie tüchtig an.

Eva wäre schon ganz gern einmal krank gewesen, wenn sie dann, wie in alten Zeiten, lauter Liebe, Sorgfalt und auch ein bißchen Angst um ihr Lager hätte geschart sehen können. Hier aber merkte sie plötzlich, daß sie in fremdem Hause war. Man war imstande, sie halbe Tage lang oben zu vergessen, wenn unten Gesellschaft war. Oder es kam ein interesseloses, eiliges Dienstmädchen, stellte ihr Essen hin, ohne Frage, ob sie auch gerade für das Angebotene Appetit habe, gab ihr hastig ihre Medizin und rannte wieder fort. Das kleine Mädchen, ihr Zögling, kam überhaupt nicht. Das war wahrscheinlich froh, keinen Unterricht zu haben, und weitere Bande knüpften sie nicht an ihre Erzieherin. Aber auch die Frau Kommerzienrat zeigte sich nur flüchtig und war dann viel kühler als bisher. Eva merkte wohl: ihre Entlobung hatte ihr hier geschadet, und sie konnte nichts durch ihren gesellschaftlichen Charme wieder gutmachen, mußte hier elend an einer langweiligen Krankheit liegen.

Durch ihren Gram und Groll wurde es nur schlimmer mit ihr. Der Arzt mußte böse Dinge zu der Frau Kommerzienrat gesagt haben, denn eines Tages kam eine Diakonissin und zwei Wärter, sie wurde warm eingehüllt und, ohne noch jemand aus dem Hause gesprochen zu haben, in ein Krankenhaus transportiert.

Sie hatte dort ein paar Tage und Nächte Fieberphantasien. Als es besser ging, kam eine wilde Verzweiflung über sie. War sie denn ganz verlassen und verraten? Kümmerte denn auf der ganzen Welt sich kein Mensch mehr um sie, galt sie nur etwas, wenn sie hübsch und lustig war? Ja freilich, da hatte man sich um sie gerissen, die Kranke, Trostbedürftige ließ man liegen!

Es stand nicht halb so schlimm. Briefe von Fritz und Kläre waren eingelaufen, diese bat sie sogar, nach ihrer Genesung zu ihr zu kommen. Paul hatte bei der Direktion nach ihr gefragt, und Wolfgang wollte in der nächsten Besuchsstunde zu ihr kommen.

Ja, ja, das war ja schon alles gut, aber was wollte das bedeuten? Evas Sinn sträubte sich gegen diese Tröstung. Mitleid hatten sie ja schließlich, und es waren ihre Geschwister. Aber sie war doch an anderes gewöhnt als an Mitleid.

An anderes! In der Zwangseinsamkeit ihrer Krankenzelle floſſen die Tränen ihr ins Kopfkiſſen. Nicht ein einziges Mal hatte Hans nach ihr gefragt! Es war ihm alſo ganz einerlei, ob ſie lebte oder ſtarb. So groß war ſeine Liebe geweſen!

Sie verſenkte ſich in dieſen Schmerz, berauſchte ſich förmlich daran — und glaubte doch im Grunde ſelber nicht an dieſe düſteren Bilder — wußte nicht, wie recht ſie hatte: daß jedes Band völlig und für immer zwiſchen ihm und ihr zerriſſen war, und daß ihr Sterben oder Leben jetzt in Wahrheit keine Bedeutung mehr für ihn hatte.

Wolfgangs Beſuche machten ſie auch nicht glücklich. Es war mit dieſen beiden Kindern wunderlich gegangen: einſt hatten ſie in allem, was das Leben ihnen Buntes und Luſtiges bot, gar herrlich zueinander gepaßt. Sie brauchten ſich nur in die Augen zu ſehen, und eines hatte gewußt, was das andere dachte.

Wie war das jetzt plötzlich ſo anders! In ihrer beider Seelenleben war ein dunkler Fleck entſtanden, und ſie wußten ſich nicht damit abzufinden. Evas larmoyantes Weſen fiel Wolf auf die gereizten Nerven, und jede Unterhaltung riß mit einem Mißton ab.

Das Erlebnis mit Marie Hinrich war das erſte Geheimnis, das er vor ſeiner Lieblingsſchweſter barg. Aber es erfüllte ſein Empfinden noch immer trotz aller brutalen Anſtrengung, es abzuwerfen.

Durch Fritzens raſche, ſeltſame Tat hatte es eine entſetzliche Bedeutung und Gültigkeit bekommen. Was half es, Fritz lächerlich zu nennen oder ihm eine phantaſtiſche Liebe für das Mädchen unterzulegen?

Dieſe Annahmen, aus innerer Verlegenheit geboren, hatten nicht das Wort. Das Wort allein hatte die Tatſache.

Dieſe Tatſache hieß: Ein anderer trug die Folgen ſeiner Sünde mit dem eigenen Leib und Leben. Und Wolfgang hatte mit Heimat und Vaterhaus dieſen Tauſch bezahlt.

* * *

Unter luſtigem Schneetreiben fuhr Eva in die Provinzſtadt ein, in der Konrad und Kläre wohnten. Konrad holte ſie vom Bahnhof. „Gut, daß du dabiſt," ſagte er ihr. „Und wie erfroren! wir müſſen dich erſt tüchtig auswärmen." Es blieb nicht ganz gewiß, ob er dies wörtlich meinte.

Sein Weſen legte Eva eine Befangenheit auf. Sie war mit ſo etwas als dem kindlichen Verlangen, die Großſtädterin zu markieren, hergekommen, aber vor Konrads gelaſſenem, etwas kühlem Weſen fiel ihr das blaſierte Streben in die Schuhe. Sie kam ſich plötzlich wie ein ſchuldbewußtes Kind vor.

„Wir gehen zu Fuß," ſagte Konrad. „Der Hausdiener holt dein Gepäck. Der Weg durch die Anlagen iſt kurz."

Auf dem Gang über den beſchneiten Wall neben dem ehemaligen Feſtungsgraben ſprach er nicht viel mit ihr. Eine wunderbare Stille war in der Luft, es wollte Eva bang ums Herz werden. „Was macht euer Junge?" fragte ſie, nur um zu reden.

Konrad ſah ſie lächelnd an. „Für dich wird er wohl nur ſchlafen, ſchreien und trinken, Tante Eva. Für Kläre und mich macht er die wunderbarſten Experimente, um ſich mit der komiſchen Welt abzufinden, in die er doch nun einmal hineingeplumpſt iſt."

Eva dachte verdroſſen: Das kann ſchön werden! Sie ſah über die beſchneiten Büſche und Baumgruppen hinweg auf die Häuſer der Stadt, die ſich unterhalb auftaten. Hans müßte hier ſein! empfand ſie plötzlich ſtürmiſch. Alle hier hatten doch ihre Intereſſen für ſich, wer kümmerte ſich um ihre Gefühle! Ach, und ſie brauchte einen, der das tat!

Unter den tanzenden Flocken erhob ſich das alte ſtolze Gebäude des Gymnaſiums. „Dort im Parterre wohnen wir," rief Konrad. „Wir werden hier verwöhnt. Solch eine herrliche Wohnung gibt es für armſelige Schulmeiſtersleute wie wir wohl nicht zum zweitenmal. Zentralheizung, elektriſches Licht —"

„Ach —" ſtaunte Eva. Sie war ein bißchen enttäuſcht, hätte es lieber kleiner vorgefunden.

„Und da ſieh', die Hauptſache!"

Das helle Blut ſchoß dem Manne ins Geſicht, als er auf eins der mächtigen Fenſter wies. Kläre mit ihrem Baby im Arme ſtand dahinter und winkte.

Eva blieb jählings ſtehen, ihre Eiskruſte wollte ſchmelzen. Das war ja ihre alte, liebe, gute Kläre, an der ſie ſo ſehr gehan-

gen hatte, ohne die sie nie hatte fertig werden können!

Im Nu war plötzlich alles vergessen: ihr Hochmut, ihr Trotz, ihre Ablehnung, ihre Befangenheit, ja, der ganze Konrad an ihrer Seite. Sie machte einen Satz, die Böschung hinunter, durch Schnee und Gestrüpp, ins Tor hinein, wie ein wildes, verirrtes Kind, das endlich nach Hause kommt. Die breite Steintreppe hinan, da ging die Korridortür schon auf.

„Kläre, Kläre!"

„Mein Wildfang!"

Konrad kam nach, ganz wie ein bedächtiger Philister neben solchem wilden Ungestüm. Als er die beiden sich in den Armen liegen sah, rief er, beinahe verblüfft: „Aber wo ist denn der Bube?"

Kläre sah ihn kaum an. „Drin, bei Lisbeth."

„Ach so —" sagte Konrad.

Er ging hinein und nahm dem Mädchen seinen verstoßenen Jungen ab.

„Siehst du, mein Kuckuck," sagte er, ein ganz klein bißchen ärgerlich, „ich habe es dir ja immer gesagt, deine Mutter ist ein Heckendammer Schlinggewächs. Du hast mir's nicht glauben wollen, nun siehst du's selbst."

Nach Tagesfrist setzte Kläre ihrem Mann auseinander: „Du bist ein dummer, bösartiger, unerträglicher Bär! Du mußt doch begreifen, daß es jetzt meine Hauptsache ist, Eva wieder zurechtzurücken."

„Nein, mein Kind," sagte er kalt. „Deine Hauptsache ist, mich und den Jungen wieder zurechtzurücken. Denn wenn du in dieser Weise fortfährst, fallen wir dir beide um."

„Es ist wieder die alte Not!" klagte Kläre schier völlig verzweifelt.

Ja, nun war sie die Ehefrau ihres Konrad, die Mutter des schönsten und klügsten Jungen, der je seine Menschenaugen auftat, und das half alles nichts. Dieselben Quälereien und Plagen, die ihr schon manche Träne gekostet hatten, hoben wieder an.

Wenn jemand sie in diesen Tagen gefragt hätte: „Sind Sie nicht sehr glücklich, Frau Direktor?" so hätte sie ihm ihre größten Augen gemacht: „Ich — glücklich? Aber ganz im Gegenteil!"

Also ganz im Gegenteil. Das heißt: unglücklich.

Das Unglück bei verschiedenen Leuten sieht aber nun auch sehr verschieden aus. Bei den Löhrs im Hause hatte es so helle Augen, daß man es den Bekannten gar nicht sehr verdenken konnte, wenn sie es mal mit dem Glück verwechselten.

Nun, das war ihre Oberflächlichkeit, dadurch wurde Kläre nicht genützt.

Das Schlimme und Aufregende an der Sache war, daß Kläre auf keiner Seite Dank erntete, während sie doch tief davon durchdrungen war, ihn auf beiden Seiten zu verdienen. Denn ihrer Überzeugung nach entfaltete sie eine Vielseitigkeit, allen Ansprüchen gerecht zu werden, die gar nicht genug bewundert werden konnte.

Statt dessen erging es ihr zum Verzweifeln. Von Konrad ganz abgesehen, denn mit dem war ja bekanntermaßen nichts aufzustellen, sobald er seinen klugen Tag hatte und sie mit seinen Philosophien und seiner erdrückenden Überlegenheit bis zu Tränen quälte. Aber auch Eva zeigte sich undankbar und feindlich.

Es war für einen vernunftbegabten Menschen kaum zu fassen: wie im Komplott schienen sie beide plötzlich blind und taub. Eva mußte doch sehen, wie Konrad sie quälte, weil sie ihn nach seiner Meinung um Evas willen vernachlässigte, und hätte dafür erkenntlich sein müssen. Aber Gott bewahre!

„Weißt du was, Kläre, solch ein Haushalt ist mir noch nicht vorgekommen! Nach fast einundeinhalb Jahren ‚hat' man sich doch nicht mehr so um seinen Mann. Ich komme mir hier wirklich wie das fünfte Rad vor. Es ist ja langweilig bei euch!"

Kläre wurde mit der Zeit fühlloser. „Meinetwegen, räsoniert ihr beiden. Ich kann euch nicht mehr helfen."

Bubi war noch der Vernünftigste und ihre einzige Zuflucht. Der spielte noch nicht den Eifersüchtigen, den Tyrannen. Aber ach, du lieber Gott, wie lange! Wenn er sich nach dem Vater entwickelte, dessen Schädel er jetzt schon hatte, dann gnade Gott! Dann ging in ein paar Jahren auch diese Plage los.

Aber während so das „große Unglück" mit seinen hellen verräterischen Augen durch das Löhrsche Haus schritt, lebte die kleine Eva ihr eigenes, stummes Leben, an dem sie,

ihrer offenherzigen Gewohnheit untreu, niemand teilnehmen ließ.

Sie sah, wie Konrad ihrer Schwester mit den Blicken folgte, wenn sie durchs Zimmer ging; sie fühlte, wie aus jedem polternden Worte, mit dem er sie elendete, das unmittelbare, starke Liebesempfinden sprang, das ihn erfüllte wie das Leben selbst. Und sie sah, daß Kläre auf dieser Liebe wie auf Flügeln ging, so daß sie ihren Fuß an keinen Stein stieß. Nein, wahrlich, diese Glückliche wußte nicht einmal mehr, was Steine sind! Darum konnte sie gut grollen und klagen, wenn die Flügel unter ihr einmal zuckten und sie stießen.

Ein Ton von himmlischer Reinheit ging durch dieses Haus. Darin lösten sich alle Mißklänge von außen her auf. Wer in dieses Haus kam und zu dessen Freunden zählte, dessen Wesen klang mit in diesen Ton.

Es gab nichts Angestrengtes hier, nichts Gesuchtes, Scheinwertiges. Jedes Wort kam hier ursprünglich, unbefangen. Hier hatten zwei Menschen, die liebend und stolz zugleich ins Leben schauten, ihr gemeinsames Dasein aufgerichtet.

Und der kleine dumme Bube mit Vaters Schädel, der noch nichts wußte und konnte, der hatte den großen Profit davon. Der war, als Blume aus gesundem Erdreich, gesegnet vor vielen Tausenden.

Im Leben und der Geselligkeit eines solchen Hauses konnte Eva freilich nicht die Kränze pflücken wie in ihren früheren Kreisen. Was dort gefiel, blieb hier gänzlich unbeachtet.

Konrads Persönlichkeit in der Wucht ihrer Bedeutung drückte dem geselligen Leben hier den Stempel auf. Es ging ein frischer, höherer Zug durch die Geister, auch wenn das Gespräch des Alltags Wege lief: über Wetter und kleine Kinder. Denn dies war durchaus nicht verpönt.

Eva, an Ballunterhaltungen gewöhnt, fand sich schwer hinein. Vor allem schwer in die Tatsache, die nun Tatsache blieb, daß sie nicht beachtet wurde im Vergleich mit ihrer einstigen Bedeutung.

Sie krankte nach Hans. Sie sehnte sich oft in den Nächten wild danach, daß er auch hier sitzen und ihr mit den Blicken folgen möge, wie Konrad es bei Kläre tat. Mit aufgerissenen Augen lag sie im Dunkeln und rief sich die zärtlichen Worte zurück, die er ihr einst gesagt hatte. Es fielen ihr nicht mehr viele ein. Sie hatte sie achtlos in dem bunten Strudel untergehen lassen, der damals ihr Schifflein trug.

Nun weinte sie ihnen nach. Es war doch unmöglich — es konnte doch nicht sein, daß er sie ganz verlassen und aufgegeben hatte!

Auch Kläre faßte es kaum. Als das immer blasser und stiller werdende Gesicht des Schwesterchens sie quälte, trug sie ihre Sorgen Konrad vor. Er hatte die Veränderung an Eva auch schon bemerkt und fühlte milder.

„Der Schnitt ging glatt durch," sagte er, „und wohl dem armen Burschen, Kläre! Ich verstehe, daß Eva es noch nicht glaubt und nie geglaubt hat. Wer selber nur schwächliche Gefühle kennt, der versteht das äußerste Lieben ebensowenig wie das starke Losreißen."

Es war auf den ersten Blick ein schlimmer Aufenthalt für Eva bei den Geschwistern. Nicht die rücksichtsloseste Rede hätte ihr so begreiflich machen können, was sie verloren hatte, als sie es jetzt im steten, stillen Gange des häuslichen Lebens vor Augen sah.

Allmählich übernahm sie aus eigenem Antrieb einige wirtschaftliche Pflichten des Hauses, und die gleichmäßige Beschäftigung tat ihr unbewußt wohl. Trotzdem steckten für sie in allen diesen Dingen heimliche Dornen, die sie bei jeder Berührung stachen. So wie sie hier im Fremden wirkte, so hätte sie bald im Eigenen wirken können, auf Händen getragen, umsorgt, geschont — und solch ein Bübchen — —

Die Tränen stiegen schon wieder heiß empor, die dummen Tränen, die ihr jetzt so lose saßen. Ach, und nur nichts merken lassen, keinen Menschen, auch Kläre nicht! Es war ja, um sich zu Tode zu schämen.

Kläre fand: Konrad war so wundervoll inkonsequent! Wenn es nach seinen Worten und philosophischen Ergüssen gegangen wäre, so hätte man Eva eigentlich als ein höchst überflüssiges Stück Möbel, das keinen ernsthaften Menschen etwas anging, oder etwa als ein vergoldetes, aber taubes Nüßchen in die Ecke werfen und über sie fort zur Tagesordnung schreiten müssen. Danach ging es

aber nicht. Denn eines Tages brachte er ihr Bücher, die er mit tausend Mühen durch den alten unzugänglichen Buchhändler aufgetrieben hatte, und ein anderes Mal kam er sogar mit zwei Kindern angezogen, denen sie Nachhilfestunde geben sollte.

Von der Zeit an wollte das Blättchen sich wenden. Jetzt war es an Kläre, giftig zu werden. Ein paarmal passierte es ihr, daß eine Bemerkung, die sie zu ihrem Manne machte, ins Wasser fiel, weil er gerade auf Eva hörte. Seine innerste Schulmeisterseele erwachte und trieb ihn, die taube, goldene Nuß mit lebendigem Inhalt zu füllen.

Eva gab auch die Stunden, die er ihr auflud, und mit der Zeit fanden sich mehr und mehr dazu. Ja, drei schwächliche kleine Mädchen bekam sie ganz in Privatunterricht.

Sie war hierher gekommen zu einem kurzen Erholungsbesuch, und plötzlich merkte sie, daß sie anfing, Wurzeln zu schlagen.

Aber es war für sie nicht Freude, nicht Befreiung in diesem Gefühl. Von Tag zu Tag fraß sich der Schmerz der Reue und Sehnsucht tiefer, steigerte sich ins Krankhafte hinein. Sie hatte kein Bild mehr von Hans, keinen Brief. Da umwob ihn die Erinnerung mit den schönsten Farben. Oft brachten ihr die Nächte selige Träume vom Wiederfinden, und am grauen Morgen saß sie dann in Tränen auf ihrem Bette.

Als der Winter sich zum Abschied rüstete und Frühlingsboten die hoffende Erde überflogen, wollte dem vereinsamten Mädchen das Herz zerbrechen. Und in einer endlosen Nacht erwuchs das längst keimende zarte Wünschen in ihr zum Entschluß: Ich will den ersten Schritt tun!

Denn sie hatte, trotz langer Zeit und vieler Not, noch immer nicht gelernt, an seinen Willen zu glauben.

* * *

Mittlerweile machte Wolfgang seine Dummheiten. Er gab seinen Redakteurposten mit Knall und Fall auf.

„Wenn du kannst, lieber Konrad, leihe mir einen blauen Schein," schrieb er unverzagt an seinen Schwager. „Fritz mag ich nicht damit kommen. Ich bin ja nicht einmal fortgejagt, konnte nur diese lächerliche Parteiverbohrtheit nicht mehr aushalten, und mein Chef mit seiner Interessenwirtschaft erregt mir geradezu einen körperlichen Ekel. Du bist solch ein großer Psychologe, Konrad, du mußt verstehen, daß die Fortdauer eines solchen Verhältnisses mich demoralisieren würde. Jetzt will ich sehen, auf eigene Faust mit Novellenschreiben etwas zu verdienen. Es wird auch gehen, bis ich einen Posten habe."

Konrad lachte und behielt seinen blauen Schein im Kasten.

„Wir müssen ihm aber doch helfen!" bat Kläre ängstlich.

„Der Junge ist temperamentvoll genug, aber zu helfen ist ihm nicht," sagte Konrad sehr kaltblütig. „Das Verhältnis mit seinem verbohrten Chef würde ihn weniger demoralisieren als das Bewußtsein unserer Geldunterstützungen. Zudem weiß er selbst, daß er volljährig ist und es nur einer Auseinandersetzung mit Fritz bedarf, um zu seinem Gelde zu kommen. Es freut mich, daß er davor Angst hat. Denn das Geld wäre ihm im Umsehen unter den Fingern fort, und er wird es besser brauchen, wenn er erst selber Familie hat."

Eva, als sie davon erfuhr, nahm die Sache leichter als Kläre. „Um Wolfgang braucht man sich nie zu ängstigen," sagte sie. „Der ist ein Glückskind, schlägt sich immer durch."

Es war bei Tisch. Konrad stutzte erst bei ihren Worten, dann sah er von ihr zu seiner Frau mit einem plötzlichen hellen Lächeln. Und Kläre sah dies Lächeln und verstand darin ihren großen Jungen.

So leicht und unbekümmert wollte ich dich immer sprechen hören, sagte es ihr. Aber schließlich bist du mir doch lieber, wie du bist, du altes, unverbesserliches Schlinggewächs!

Übrigens behielt Eva mit ihrer Sorglosigkeit recht. Wolfgang schlug sich immer durch, und er brauchte gar nicht einmal erst viel zu schlagen, es kam alles von selbst. Er war eines jener Glückskinder, die immer über die Wogen forttanzen wie Schmetterlinge, nie untergehen, aber allerdings auch nie die Wunder und die Schrecken, den Reichtum der Tiefsee erschauen und erleben.

Seine Novellchen im modernen Stile, flott und obenhin — auch keine Tiefseeforschung,

aber voll entzückender Anmut —, halfen ihm über Wochen und Tage fort. Außerdem lief er luſtig aufs Verſatzamt: Bücher, Ring, zuletzt die Uhr — was lag daran! Die Zeit war ihm ja doch egal, und wenn er aufſtand und ſich zu Bett legte, danach fragte er nur ſein eigenes Belieben.

Ferner war ſeine Wirtin Goldes wert, im wörtlichen Sinne. Freilich nicht im bildlichen. Aber Wolfgang machte ſich kein Gewiſſen daraus, der hübſchen dreißigjährigen Witwe ſchön zu tun, wie ſie es verlangte, und dafür unter allerhand unſchuldigen Vorwänden ſein Mittagsbrot, ſeinen Kaffee, ja ſeine Bude zu halben Preiſen zu bekommen, überhaupt zu Pünktlichkeit im Zahlen nicht im mindeſten verpflichtet zu ſein.

Als es dem Schlingel wieder beſſer ging und er durch ſeine zahlreichen Freunde einen neuen Poſten erhielt, dankte er ſeiner lieben Wirtin, bezahlte ſeine letzte Rate in vollem Umfang und löſte wohlgemut ſeine Seele aus den Armen der Enttäuſchten, Zornſchnaubenden.

Dann ging es ihm wieder eine Weile gut. So ſehr gut, daß ältere, erfahrenere und tauſendmal gewiſſenhaftere Kollegen voll Neid auf den Springinsfeld ſahen, dem alle Luſt und Gnade des Lebens wie im Schlafe von einem blinden Schickſal in den Schoß geſchüttet ward.

Aber das Schickſal iſt nicht blind. In wundervollem Naturgeſetz läßt es unbeſchwert den Schmetterling ſommerlang über Blumen und Wellen gaukeln, und nach demſelben Geſetz läßt es das feurige Roß ſeinen Reiter in Krieg und Tod tragen, mit ihm ſiegen und ſterben.

Je größer Herz, je größer Leben!

* * *

Hans Muſche lächelte betrübt, als er am ſtrahlenden Maimorgen, eben als er in die Klinik gehen wollte, Evas erſten Brief erhielt.

„Ich hatte unrecht, und es tut mir leid. Ich will dir künftig eine beſſere Braut ſein.“ Das war in kurzem ſein Inhalt.

Armes Kind! dachte er. Du ſuchſt leere Stätten auf.

„Es iſt mir leid.“ Ich glaube es dir ja. Aber mit Bedauern ſchöpft man in alle Ewigkeit das Meer nicht aus, das zwiſchen zwei fremd gewordenen Herzen liegt. „Es iſt mir leid.“ Wie ein geſtraftes Kind bittet. Aber ich wollte dich ja nicht ſtrafen, ſo daß ich die Strafe nun enden könnte. Es iſt der unerbittliche Lebens- und Entwickelungsgang, der uns geſchieden hat. Darüber habe ich auch keine Macht. Aber das wirſt du wohl nicht verſtehen. Du wirſt wohl immer denken, ich könnte dich wieder liebhaben und küſſen wie früher, wenn ich nur wollte. Und ich verſtehe dich nicht, du fremdes Kind, daß du dies denken kannſt! Wir wollen Gott danken, daß wir zu rechter Zeit auseinandergingen. Und ich, der ich mehr weiß als du, will für dich mitdanken. Denn wir wären beide zerſtückt und zerriſſen unter dem Unglück einer ſolchen Vereinigung.

Neben ihm ſchlug eine Uhr, er zuckte auf, es war die höchſte Zeit.

Unten lag die Sonne in allen Straßen, und blaue Luft erzählte von weiten grünenden Feldern da draußen, von blühenden Büſchen und Vogelſang. Und mitten in der ſteinernen Stadt, unter Droſchkenraſſeln und Straßenbahngeklingel ſchritt Hans Muſche, der junge Student, und glaubte an die Kunde vom Frühling.

Noch regte ſich ihm leiſe im Herzen die Wehmut des Mitleidens. Aber ſein Pulsſchlag, der dem Leben, der Arbeit entgegenklopfte, war heller und ſtärker als alles andere.

Es gibt Stunden, und der Frühling hat ihrer viele, in denen kein Raum für das Mitleid iſt! —

Als die Tage verſtrichen, ohne daß eine Antwort von Hans kam, als Eva nervös auf das Erſcheinen des Briefträgers, auf jeden Schritt, der die Treppe heraufkam, harrte, wurde ihre Verzweiflung und Zerriſſenheit immer wilder und krankhafter. Sie vermochte kaum mehr zu ſchlafen, zu eſſen, ihre Beſchäftigungen notdürftig auszufüllen. Da verlor ſie Halt und Würde und ſchrieb den zweiten Brief.

Der war wie ein Schrei. „Komm, ſprich zu mir, ſei wieder gut, oder ich ſterbe!“ Sie bat ihn, wenn er nicht kommen wolle, einen Ort in Berlin zu beſtimmen, in dem ſie ſich treffen wollten. Eine ſolche Reiſe

erſchien wie nichts, eine Bagatelle gegen dieſe ſchreckliche Herzensangſt.

Wieder fing das Warten an. Dieſes grauſige Warten, das jeden Blutstropfen zu trinken ſcheint, das die Nerven bis zum Irrſinn foltert. Endlich kam ſeine Antwort. Eva ſtürzte damit in ihr Schlafſtübchen, bunte Kreiſe drehten ſich ihr vor den Augen, ſo daß ſie anfangs keinen Buchſtaben erkennen konnte. Hans ſchrieb:

Erſparen Sie ſich und mir dies Wiederſehen. Es iſt auch nur eine Selbſttäuſchung, vielleicht ein Nervenſchmerz, der Sie hierin Heilung zu ſuchen treibt. Aber Heil und Heilung würde uns aus einer Verbindung nie erwachſen. Es iſt auch unnütz, dies zu erörtern, denn Sie rühren an tote Stümpfe. Wir ſollen und wollen beide unſer Glück auf verſchiedenen Wegen ſuchen. Und, ſehen Sie, Fräulein Eva, ich bin durch viel Schmerz zu der ſtarken und frohen Gewißheit gekommen: wir werden es beide finden! Ich kenne auch Sie darin beſſer, als Sie ſich ſelbſt kennen. Dies ohne Groll geſagt in klarer Erkenntnis Ihrer Perſönlichkeitsvorzüge, aber auch deſſen, was uns für immer trennt.

Hans Muſche.

Eva fühlte plötzlich ganz ſtumpf. Jeder Gedanke, jedes Empfinden in ihr ſchien wie erſchlagen. Sie legte den Brief mit eiskalten Händen, die nicht zitterten, zuſammen, verwahrte und verſchloß ihn wie ihr koſtbarſtes Geheimnis.

„Nun iſt's ja gut," ſagte ſie beinahe laut. „Nun weiß ich ja Beſcheid."

Sie ſah nach der Uhr, ihre Stundenkinder warteten. Was lag doch heute vor? Ach ſo, Südamerika mit den Kordilleren und den Pampas. Richtig, ſie hatte ja da eine anſchauliche Reiſebeſchreibung, aus der ſie ſich Stellen ausgeſucht hatte zum Vorleſen.

Sie raffte ihre Sachen zuſammen und nahm das Sommerhütchen; noch das vom vorigen Jahre, Hans hatte es damals mit ausgeſucht.

Nein, nicht daran denken. Es war ja nun gut, ſie wußte ja nun Beſcheid.

Sie ſchritt die Treppe hinab. Von oben drang Getöſe aus den Schulklaſſen, aber ſehr gedämpft durch die dicken Mauern. Und draußen — wie die Sonne nur ſo grell ſchien! Und der blaue Himmel! es tat ja förmlich in den Augen weh.

Tief, tief innen, da regte ſich in ihr ein Geſpenſt, das langſam wuchs, mit erſchreckender Sicherheit. Die wahnſinnige Furcht und Feigheit vor dem Schmerz, vor der Demütigung ſolcher Enttäuſchung.

* * *

Sechs Jahre waren vergangen. Auf Heckendamm war neues junges Leben aufgeblüht. Als das erſte blonde Knäbchen geboren wurde, drohte Fritzens Weſen einer quälenden Verſtockung, über die er nicht Herr werden konnte, zu verfallen. Er mied das ſonnige Hinterzimmer, in dem ſeine Mutter geſtorben und nun dies Kind geboren war.

Doch Marie Dönniger, ſeine junge Frau, handelte hier mit der Macht reinen Inſtinktes, die dem Weibe in ſeiner Schwäche und Erniedrigung gegeben iſt. Mit der Macht urſprünglicher Naturkräfte, die keiner noch ſo umfaſſenden Philoſophie, keinem Reflexionsapparat zu Gebote ſteht.

Sie machte keinerlei Weſens von dem, was geſchehen war. In kürzeſter Zeit war ſie wieder in all ihren Pflichten zu finden. Still und für das Uhrwerk des Hauſes in keiner Weiſe bemerklich, wuchs das Kindchen in der Hinterſtube auf.

Die Viertelſtunden, die ſie ihm ſchenkte, in denen ſie es nährte und mit ſtrömenden Tränen liebkoſte, ſtahl ſie immer der Zeit ab, wenn ſie Fritz ferne wußte. Es war ihr heimlicher Schatz, der ſie beſeligte und beſchwerte, die Pflugſchar, die ihres Herzens Boden tiefer durchwühlte, reicher und empfänglicher machte, als je einſeitiges Leid, einſeitiges Glück dies vermocht hätte.

An Wolfgang ſchickte ſie keinen Gedanken mehr. Er war für ſie tot, ihre Liebe ertrunken zu jener Stunde im nebelbrütenden See. Auch ihr Haß war tot. Aber das ſüße Kindlein lebte, es wuchs und gedieh ſo himmelſchön, und es würde einſt — dies dachte ſie nicht, aber fühlte es in dunkler Freude — auch Fritzens Kind werden.

Nach Monaten begann von dem Weſen ihres Mannes der dumpfe Bann ſich lang-

sam, halb noch wie widerstrebend, zu lösen. Er sah sie wieder an, er sprach zu ihr, und die Stunden wurden immer häufiger, in denen eine ruhige Heiterkeit ihn umfing.

In langen Nächten war ihm die wunderliche Erkenntnis aufgegangen, hatte allem, was ehrlich in ihm war, ihre Existenz aufgedrängt: Nie hätte er Marie aus dem kalten Wasser heraus in sein Haus gezogen, wenn sein Herz es ihm nicht geboten hätte!

Aus Pflicht, aus Großmut heiratet man die Geliebte seines Bruders nicht. Hier steht das Blut im Menschen auf. Man kann aus Pflicht sich erschießen lassen, sich die Karriere zerstören, ein lebenslanges Joch auf seine Schultern laden, aber ein gezeichnetes Mädchen heiratet man nur, wenn das Herz Verlangen nach ihm trägt.

Eine Unruhe erfüllte ihn wie jeden, der nach jahrzehntelanger Einsamkeit wieder ein menschliches Wesen in den Kreis seines Lebens treten sieht. Und diese Unruhe hieß ihn sie hassen und den kleinen Bewohner der Hinterstube auch.

Aber als alles so still ging, ohne Geräusch und Wichtigkeit, als er das neue junge Leben dahinten fast vergessen durfte, da wurde ihm allmählich zu Sinn, als sähe er seine Frau jetzt mit erlösten Augen an.

Im nächsten Jahre ward in der sonnigen Hinterstube wieder ein Bübchen geboren, danach das dritte, und endlich im fünften Jahre kam das ersehnte kleine Mädchen.

Die Hinterstube war nicht mehr im Verruf. In ihrem lauten, bunten Getreibe suchte sich Fritz jetzt die Freude seiner Tage. Ein sehr bequemer Papa war er allerdings nicht, bei dem man Huckepack reiten und über die Schultern weg Purzelbaum schlagen kann. Das konnte er beim besten Willen auch nicht werden. Ein kleiner heiliger Schrecken ging immer vor ihm her, aber von dem wußte er selber nichts, und Marie nahm ihn nicht weiter schwer. Sie fand das von ihrem eigenen Vater her als selbstverständlich.

Das älteste Bürschchen, der kleine Max, war schon von seines zweiten Brüderchens Geburt an kein Verfemter mehr. Er war durch die geringe Wartung, die er gehabt hatte, ein anspruchsloses Kind geworden. Trotzdem lag Feuer und Intelligenz in seinen jungen Augen.

Fritz, im Besitz eigenen Reichtums, vergaß mit der Zeit, welch böser Stein ihm dieses Kind gewesen war. Ja, allmählich hörte er auf, es in seinem Verhalten von den anderen abzusondern, und es geschah, was Marie hatte kommen fühlen: es wurde sein eigenes Kind. Das verschüchterte junge Weib aber, dessen Seele am Boden gelegen hatte, richtete sich in ihrem Muttertum wieder auf, und Fritz sah staunend, wie ihre seelischen Kräfte in Blüte traten. Es erschien ihm wie ein Rätsel, was kein Rätsel ist, solange der Erde Leben sich immer wieder erneut und die Menschheit dem Dasein der Mütter das eigene Dasein verdankt.

— — — — — — — — — — — — — —

Auch bei Löhrs im Hause stand das Blumenbeet voll junger Pflanzen, hell und lustig anzuschauen. Eva war noch immer dort. Ihr Privatunterricht in der Stadt hatte sich gefestigt, und auch im Haus erwuchsen ihr viele kleine Pflichten. Wenn sie aber einmal nach Heckendamm kam und frühere Bekannte sie sahen, so hieß es stets: „Ist die aber verblüht! Kaum zu erkennen!“ Und Frau Sanitätsrat Musche fühlte ein menschliches Rühren, besonders seit ihr Junge auch jetzt ihre Meinung mißverstanden und ein ganz mittelloses Mädchen geheiratet hatte.

Hans Musche war Privatdozent in einer hauptstädtischen Universität. Er hatte die Tochter eines Landarztes geheiratet, bei dem er einmal längere Zeit als Vertreter gewesen war. Wer ihn etwas besser kannte als seine Mama, mußte wissen, daß solch ein klarköpfiger und taktfester Junge wie er sich nicht zum zweitenmal vergreift. Denn diesen Menschen wächst die Erkenntnis im Leiden und das Herz in der Erkenntnis.

Mit dem eigentlichen Schmerz war Eva längst fertig. Hans hatte wohl nicht so unrecht gehabt: vielleicht hatten die Nerven und auch die verwundete Eitelkeit mehr zu dem Sturm in ihr beigetragen als ein Gefühl, das nur die ganz starken Naturen kennen, und das ihnen bis an die Wurzeln geht. Solch ein Schmerz kann nur in heißestem Ringen, in dem jeder Blutstropfen zu Feuer wird, getötet werden. Der andere aber — der schläft mit der Zeit ein.

Gewißlich hätte Eva in anderer Umgebung, unter Verhältnissen, die ihr angepaßt waren,

leichter überwunden, sich weit rascher getröstet, ohne die erste Blüte darüber zu verlieren. Sie hätte dann vielleicht geheiratet und eine Ehe geführt voll Schein und Schaum, wie Tausende sie führen. Nie ganz Weib, nie ganz Mutter, aber dafür ganz Dame.

In ihrer jetzigen Umgebung aber war eine solche Entwickelung nicht mehr möglich. Eva blieb ledig, sie gab nicht Kindern das Leben, die nur eine Fortsetzung ihrer eigenen Persönlichkeit gewesen wären. Sie mußte verzichten lernen, wie viel tausend Bessere es vor ihr gelernt haben und nach ihr lernen werden. Aber in der Luft dieses Hauses lernte man auch, sich besinnen, nicht nur aus dem engen Löchelchen eigenen Geschicks die Welt beschauen und messen.

Wer jahrelang neben Konrad Löhr lebte, der löste sich ganz unmerklich und von selbst von dieser stückhaften Löchelchenweltanschauung. In dem wuchsen Triebe zur Höhe, wurden emporziehende Kräfte wach, die bisher im inneren Erdreich so tief gesteckt hatten, daß niemand sie dort geahnt hätte.

Zwar jede Persönlichkeit hat ihre Grenzen, und auch Eva Dönniger konnte nie über die ihren hinaus. Der beste Meister lehrt nicht das Fliegen, wem keine Flügel gewachsen sind. Aber Steigen und Klettern lernt jeder, der gesunde Lungen hat und ein tüchtiges Herz. Man muß es nur ehrlich versuchen und üben. Man muß sich vor allen Dingen nicht mit Unnützlichkeiten im Tal aufhalten, sich nicht in jedem Gebüsch und an jedem Steinhaufen festrennen, so daß darüber die Sonne untergeht und es Nacht auf Erden wird.

Nach landläufigen, nach „Tal"-Begriffen hatte Eva Dönniger ihr „Glück verscherzt". Wenn man aber erst ein Stückchen Berg erstiegen hat, so merkt man, daß es ein verscherztes Glück gar nicht gibt, daß alles sich aus den notwendigen Ergebnissen persönlicher Auswirkung entwickelt hat. Und je höher man kommt, desto mehr sieht man sein ganzes Erleben unter sich fließen wie ein Bächlein im Geröll und ahnt die große Ordnung, die seinen Lauf leitete.

Das nennt man das „Stillewerden". Sich selbst mit dem Ganzen in Harmonie setzen, das ist all unserer Weisheit letzter, ruhebringender Schluß.

Eva wurde kein Philosoph. Auch nicht mitfliegen konnte sie, wenn Konrad und Kläre sich plötzlich vor ihren Augen hoben über alles Erdenweh und alle Dunkelheit unseres armen Gestirns in hellere, vollkommenere Regionen. Aber sie blieb nicht ein abgebrochenes Stück Menschensein, ein Flitter im Winde. Sie lernte ahnen, und das unruhige Herz fand sein Begnügen.

Erdenweh und Dunkelheit, das blieb im Löhrschen Hause nicht aus. Ein süßes Kind von drei Jahren mußten sie der Erde wiedergeben. Das ist die große Frage Gottes: Menschenkind, kannst du mich verstehen? Und sie sahen ihn an und sagten: Ja!

* * *

Im buntesten Wirbel von allen stand Wolfgang. Er war bald hier, bald dort. Bald im Ausland, bald in München oder Berlin. Und er war bald dies, bald das: Redakteur, freier Schriftsteller, Novellist und Dramatiker, mit und ohne Erfolg. Theaterrezensent, Musikkritiker, Kunsthändler, Agent. Wenn er einmal gar nichts hatte, nahm er seine Geige und spielte in Kneipen auf.

Dabei stellte er aber keineswegs das verbummelte Genie dar. Es floß unversiegbar ein Tropfen Rasse in ihm, der ihn nie untergehen, nie in Schlamm und Niedrigkeit geraten lassen konnte. Er war und blieb der elegante, verzogene, sorglose Junge, der aus Temperament die besten Chancen von sich warf und in nächster Stunde schon wieder neue in Händen hatte. Das Glückskind mit der Aristokratenseele, die keine schlechte Gemeinschaft duldete.

Sein kleines Vermögen war längst fort, und doch hätte er bei einigem Geschäftssinn und etwas Ausharrungsfähigkeit zu Reichtum und Wohlleben kommen können, zu einem behaglichen Heim, zu Frau und Kindern. In den besten Häusern standen ihm Türen und Herzen auf. Aber sein flatternder Geist konnte nicht zur Ruhe kommen.

Auf ihrem Sterbebette hatte die Mutter von diesem Lieblingskind einst geträumt, es werde ein großer Künstler werden.

Dieser Traum ging nie in Erfüllung. Groß wird nur, wer in der Tiefe lebt.

Wolfgangs Gold schwamm auf der Oberfläche, und in seiner Tiefe war Flugsand.

Mit der Zeit heiratete er doch. Ein moderner Dreiakter hatte ihm Geld ins Haus gebracht. Er holte sich seine Frau von der Bühne, sie richteten sich ein entzückendes Künstlerheim ein, und es sah alles nach Herrlichkeit aus. Es war aber im Grunde nur eine Großstadtehe echtester Färbung. Wolfgang hatte zu viele Liebchen gehabt, um nicht darüber zu verlernen, was man seiner Ehefrau schuldet. Sie nahm ihm sein häufiges Ausbleiben, oft tage- und nächtelang, nicht weiter übel, suchte nun auch wieder ihre alten Pfade auf. Dabei fühlten sie sich beide ganz zufrieden und glücklich.

Die Geburt eines kleinen Mädchens brachte auch keine große Änderung hervor. Es war ein feenhaft zartes und schönes Kind. Sie spielten mit ihm, wenn sie Lust hatten, und überließen es dann wieder wochenlang der Wärterin. Trotzdem war Wolfgang jetzt doch seßhafter geworden und bequemte sich, einen Redakteurposten getreulich auszufüllen, um seine verwöhnte Frau nach ihren Wünschen und den seinen mit allem Raffinement der Schneiderkunst zu kleiden. Es war ein lustiges unbeschwertes Leben, das diese beiden führten, die so gut zueinander paßten, sich liebten, wenn sie Lust hatten, und sich mieden, wenn sie sich satt hatten.

Keiner hatte einen guten oder einen schlechten Einfluß auf den anderen, keiner stand dem anderen im Wege. So hatte Wolfgang es gewollt.

Und doch, in ganz vereinzelten Stunden, meist im Morgengrau nach durchlärmter Nacht, klopfte leise ein Hämmerchen an eine verborgene Tür seines Inneren. Dahinter war freilich nur eine Rumpelkammer mit alten verblaßten Erinnerungen und Familiengefühlen. Aber bei dem Klopfen wurde es drin lebendig und fing an zu rumoren, immer lauter und lauter. Und der braune Krauskopf warf sich unruhig auf den Kissen hin und her.

Unsinn! was sollten ihm die dahinten? Man hatte sich eben auseinander gelebt. Seine Frau kannten sie nicht einmal, und von dem Baby wußten sie vollends kaum etwas. Er war doch jetzt ein Mensch für sich und nicht mehr ein Kind von Heckendamm.

Aber der leichtherzige Knabe irrte sich. Es war ein wunderliches Völkchen, diese Kinder von Heckendamm. Sie konnten sich noch so weit in der Welt verlaufen und schleppten doch überallhin diese Rumpelkammer mit. Der Rumor darin war vielleicht der beste Teil von Wolfgangs Wesen, und er wußte es nicht, daß hier die Quelle alles dessen entsprang, was gut und lebensfähig in ihm war.

* * *

In das stille geglättete Dasein auf Heckendamm fuhr plötzlich noch einmal ein Windstoß hinein.

Er kam mit einem Briefe, den Paul an Fritz richtete. Paul war Landarzt in der Nähe Berlins geworden, brachte aber jedes Jahr vier Wochen in seiner Lehrklinik zu, um dort Studien zu machen. Auf einem dieser Besuche hatte er eine wunderbare Begegnung gehabt: Elisabeth von Pachern, das einstige Schloßfräulein von Graffnitz. Sie war nach dem Tode ihrer Eltern vor schon fast zehn Jahren Diakonissin geworden und jetzt in dieser Klinik angestellt.

Fritz hielt inne mit Lesen. Er fühlte, wie ihm das Blut jählings ins Gesicht schoß. Die alte Zeit mit ihren berauschenden Glückstagen, mit dem ganzen Sturm seiner Liebe stand mit einem Schlage lebendig vor ihm.

Sie lebte! sie ging einher auf dieser Erde, und der, von dem dieser Brief war, hatte ihr Auge in Auge gegenübergestanden, ihre Stimme gehört, vielleicht ihre Hand berührt.

Über den Mann kam es wie ein Schwindel. Er setzte sich. Langsam wollten sich ihm die Sinne verwirren. Er war wieder jung, und alles war wie einst.

Der Brief war zu Boden geglitten. „Elisabeth —“ sagte er laut. Glühendes Leben durchschoß seine Adern. Freilich, er war wieder jung! Und sie — sie war ihm nahe — er würde sie wiedersehen, ihr auch Auge in Auge gegenüberstehen, ihre Hand berühren.

Da! hörte er nicht schon ihre Stimme? Die Laute, die ewig unvergeßlichen! Ja, bei Gott, so sprach sie — und so ging sie daher — und so — so waren ihre Bewegungen.

Dieser kleine, stolz geschwungene Mund, wie er ihn sah! Wie er ihn sah! Und er

hatte ihn nur immer mit den Blicken geküßt — aber hatte sein Leben ein süßeres Glück gehabt?

Es stürmte durch seinen Sinn. Die trunkenen Augen verhüllte er mit den Händen, bebend träumte er — weltvergessen —

Da patschte ein Fäustchen an seine Tür. „Papa! zum Frühstück kommen! Mama hat's gesagt!" Sein dreijähriger Wildfang, der lustige Bruno.

Gellend wie eine Posaune tönte das helle Stimmchen in sein Ohr. Er fuhr erschreckt auf — wo war er gewesen?

Auf dem Boden lag der Brief. Jahre versanken, Bilder zerflossen — er war ein alter Mann geworden mit seinen sechsunddreißig Jahren, Ehemann und Familienvater, und seine Träume wurden zum Spott, zur Ruchlosigkeit.

„Papa! hörst du nich? Mach' mich auf, Papa!" Energischer patschten die Fäustchen an die Tür, deren Klinke ihnen zu hoch war.

„Geh'! sag' Mutter, ich kann nicht kommen!" Seine Stimme war rauh, gelähmt von einer wunderlichen Heiserkeit. Jedenfalls schreckenerregend genug: jagende Laufschrittchen entfernten sich.

Fritz bückte sich schwerfällig, als täte ihm jede Bewegung weh, und nahm Pauls Brief wieder auf. Mühsam beherrschte er seine Phantasie, sein lautklopfendes Herz, die wieder bei der Lesung des einen Namens den vorigen Tanz beginnen wollten.

Er wurde nicht klug aus Pauls Brief. Er schien ihm in seinem Bericht über diese Begegnung verwirrt und unklar. Oder lag dies an der eigenen Stimmung? Er legte ihn fort, um ihn zu besserer Stunde zu lesen, schritt einigemal im Zimmer auf und ab und ging dann mit seinem alten, ruhigen Gesicht nun doch zum Frühstückstisch hinüber.

Paul konnte nicht ruhig schreiben, ihn selbst hatte diese Begegnung in Verwirrung gestürzt. Er stand dieser Persönlichkeit, die einige Jahre älter war als er, gegenüber wie der Mensch einer überirdischen Erscheinung. Noch niemals war sein Gefühlsleben von einem solchen Einfluß berührt worden.

Ein mühseliges entsagungsreiches Leben stand in diesem Gesicht verzeichnet. Es war nicht mehr jung und blühend, aber von einer Erhabenheit und Stille des Ausdrucks, der selbst ihren vorgesetzten Ärzten ein besonderes Maß von Rücksicht abzuzwingen schien. Paul hörte, daß sie nur vertretungshalber hier weile und zur Oberin eines Provinzialkrankenhauses so gut wie fest ausersehen sei.

Als sie seinen Namen hörte, stutzte sie, und über ihre feinen, blassen Züge lief eine leise Röte. „O, wir kennen uns ja, Herr Doktor!" sagte sie. „Nicht wahr, Sie sind der kleine Paul von damals — nicht Wolfgang? Ich habe Ihr Haus sehr liebgehabt."

Kein Hauch von Bitterkeit oder auch nur Wehmut lag in ihren Worten. Wohl gehörte ein großes Leben mit weiten Grenzen dazu, damit eine Natur wie die ihre an ihres Herzens einzigen Traum so ruhig rühren konnte.

Sie fragte auch nach allen, nach Kläre, nach Fritz. Paul gab Bericht. Er hatte noch eine schwache Erinnerung an die damaligen Vorgänge, und es freute ihn, daß sie von Fritzens Heirat so ruhig hören konnte. Ja, es freute ihn sehr! Denn schon von dieser Stunde an begann sein Herz um sie zu werben, und er mißgönnte jedem, wer es auch sei, das kleinste Wort, das kleinste Gefühl von ihr.

Der sonst so zurückhaltende junge Arzt war wie vertauscht. Durchsichtig wie Glas war seines Herzens Meinung, die Kollegen neckten ihn, und die Schwestern kicherten hinter ihm drein. Er merkte kaum darauf.

Elisabeth aber lächelte dazu. Das liebe junge Blut! Wie alt kam sie sich dagegen vor, wie fertig, lange schon, mit allen diesen unruhvollen Dingen.

Am Tage vor seiner Abreise paßte er einen Augenblick ab, in dem er sie in ihrem Schwesterstübchen wußte, und suchte sie dort auf. Nicht, um ihr zu sagen, daß sie sein Weib werden solle — so hoch ging sein Flug noch nicht —, sondern um sie — das war sein kindlicher Wunsch — von der Tatsache zu überzeugen, daß sie ihm mehr als alles auf Erden galt. Wie wenig er sie schon bisher daran hatte zweifeln lassen, ahnte er nicht einmal.

Als sie den liebenswürdigen Träumer bei sich eintreten sah, mit leuchtenden Augen und einer fast mädchenhaften Schüchternheit im Wesen, kam sie allem, was er ihr etwa zu

sagen hatte, zuvor. Sie faßte ihn an beiden Händen und sah ihm — sie war von derselben Größe wie er — gerade in die Augen.

„Lieber Freund," sagte sie mit ihrer klaren Stimme, „machen Sie sich Ihren jungen Kopf nicht heiß um ein altes Mädchen. Alles, was ich noch zu geben habe, umschließen die Mauern des Krankenhauses. Zwischen denen habe ich gelitten, überwunden und mich mit dem Leben auseinandergesetzt."

Pauls Wangen glühten. „Sprechen Sie nicht so, Schwester Elisabeth!" rief er hastig. „Sie tun sich ein Unrecht an. Sie haben wahrlich mehr zu geben, Leben und Tod liegt noch in Ihrer Hand! Wenn Sie das wären, wozu Sie sich machen —"

„Still!" rief sie mit ihrer sanften, gebietenden Stimme. „Lieber Doktor, ich habe noch fast zehn Minuten Zeit. Wir wollen uns setzen, ich möchte Ihnen etwas erzählen. Und danach werden Sie aufstehen und ganz zufrieden und vergnügt aus der Tür gehen. Sehen Sie, als meine liebe Mutter auf ihrem letzten Bette lag, habe ich ihr in ihr betrübtes Herz gelobt, meinen Stab und Halt nicht mehr an Menschen zu suchen, seien sie, wer sie sein mögen. Von da ab richtete sich mein Leben wieder auf und wurde klar und fest. Es ging durch manche dunkle Nacht und manche harte Selbstüberwindung, aber mein Ziel blieb unverrückt vor Augen. Nun ist es erfüllt: ich darf die eigene tiefe Bedürftigkeit stillen in Arbeit und Sorgen um das vielfache Menschenweh, das auch ich zu lindern berufen bin."

Sie schwieg. Pauls Herz schlug stiller — man lernte schweigen in solcher Gegenwart.

Doch sie fuhr fort: „Lieber kleiner Paul, ich habe Sie als Kind gekannt und erkenne Ihre sanften Augen noch heute wieder. Mit dem ehrlichsten Herzen kommen Sie zu mir — da will und soll auch ich ehrlich sein. Vergeuden Sie keine Stunde Ihrer schönen Jugendzeit an unnütze Hoffnungen. Sehen Sie, Kind, ein Mensch wie ich kann wohl nur einmal lieben, scheint es. Und ich habe Ihren Bruder sehr geliebt. Als er sich aus Ehrgefühl und unbändigem Stolz von mir losriß, da ist mir Herz und Leben in Stücke gegangen. Ich habe mehr als zehn Jahre Tag und Nacht an meinem Schmerz getragen. So etwas verwischt sich nicht. Solche Stellen können nachher nie wieder von neuem grünen. Und wenn Sie mit Ihren eigenen jungen ungebrochenen Gefühlen daran rühren, lieber Paul, dann treffen Sie auf kahlen Sand. Das werden Sie nicht wollen, und es wäre auch ein gar unpraktisches Tun."

Wie ihr das weiche, ernste Lächeln stand! Paul sah zur Seite, er wollte ihr nicht zeigen, daß Tränen seine Augen füllten.

„Aber Ihr Heckendamm sähe ich gern einmal wieder," sagte sie plötzlich in heiterem Tone. „Fragen Sie Fritz einmal, ob es ihm recht ist. Und seine Frau und Kinder! Und mein altes Graffnitz! Der jetzige Besitzer wird mir wohl erlauben, einmal durch Haus und Park zu gehen. Ach, die tausend Erinnerungen, die dort auf mich zufliegen werden! Ich werde mir vorkommen wie der Mönch, der tausend Jahre im Berge gewesen war."

„Werden Sie es ertragen können?" fragte Paul.

„Ertragen?" Sie lachte beinahe. „Aber, Kind, dies alles ist ja jetzt nur noch wie ein Traum für mich. Ich möchte jedem leidbeschwerten Menschenkinde wünschen: Werde so fertig mit deinem Schmerz, wie ich es geworden bin. Ohne Rest, ohne Bitterkeit. Liebe ist alles — und großer Frieden. Aber nun ist meine Zeit um, Herr Doktor. Nicht wahr, Sie sind geheilt? nicht wahr, Sie sparen Ihr schönes, echtes Gefühl für bessere Zwecke auf? Und wollen Sie mich Ihr Mütterchen sein lassen, das über Sie wacht?"

— — — — — — — — — — — — —

Von Graffnitz aus kam Elisabeth von Pachern nach Heckendamm herüber. Es war vor ihrem Eintritt als Oberin. Ein warmer Oktobertag leuchtete über Felder und Fluren.

Ja, wohl waren Erinnerungen auf sie zugeflogen, daß es ihr fast den Sinn betäubt hatte. Und jetzt der Weg — die Biegung hier um die alte Weide — hier stand unter Schleiern das zarte Geheimnis einer Stunde, in der Fritz sie zu Fuß heimbegleitet hatte.

Sie lächelte. Viel Glück und viel Leid — es war doch alles Reichtum gewesen. Nur die Gnade erkennen, die einen führt, dann ist man schon im Diesseits selig.

Fritz aber war nicht ruhig wie sie. Er hatte ihr selber auch nicht zu antworten vermocht. Wie eine dunkle Sünde schleppte er seine schwere Aufregung herum und vermied es, seiner Frau, ja seinen Kindern ins Auge zu sehen.

Und doch hätte er um alle Schätze der Erde dies Wiedersehen jetzt nicht drangeben mögen. Als er das Räderrollen hörte, erblaßte er.

Er ging auf die Freitreppe hinaus. Sie trat ihm gegenüber, und nur ein ratloses Staunen beherrschte ihn. Er hatte ja gewußt, daß sie Diakonissin war, und hatte doch nie sich diese Tracht mit ihr in Verbindung gedacht. Oder — war sie sonst so fremd?

„Fünfzehn Jahr' sind eine lange Zeit —"

Er beugte sich nieder, ihre Hand zu küssen.

„Wir sind beide alte Leute geworden, mittlerweile —" sagte da ihre Stimme.

Ja, das war ihre Stimme wieder! Der Klang, den er kannte.

Er wandte sich herum. Seine Frau mit dem Töchterchen im Arme, die drei Buben um sie her, stand zum Empfang bereit. Als er sie vorstellte, empfand er plötzlich eine wachsende Sicherheit, eine beinahe heitere Besitzerfreude.

Seine Augen sagten ihr: Sieh' da, du Liebste meiner Jugendjahre, das ist der Reichtum, den ich auf dieser Erde habe!

Elisabeth kauerte oben an der Hausschwelle nieder, mit den Kindern zu plaudern, sie zu betrachten, mit ihren schlanken Fingern die hellen und dunklen Köpfchen zu liebkosen.

Da taute auch Frau Marie solcher natürlichen Freundlichkeit gegenüber aus ihrer Schüchternheit auf.

Es war noch keine Stunde vergangen, und Fritz verstand seine wilde Aufregung nicht mehr. Was ihn einst beseligt und gemartert hatte — was hatte das noch zu tun mit diesem friedvollen, stillen Gesicht, das hier unter seinem Dach, an seinem Tische weilte? Von dem konnte nur Sicherheit und Ruhe ausgehen, kein Unheil und auch kein unruhvolles Glück.

Er ging mit ihr durch den Garten; die Wege waren noch meist die alten. Und sie sprachen von ihren Toten.

Was er gefürchtet hatte: daß er den Ton zu ihr nicht finden würde, daran dachte er jetzt gar nicht mehr. Jedes Wort kam, wie es kommen mußte. Sie sahen sich in die Augen und vermieden die Berührung alter Dinge nicht. Es war aber kein Beichten nötig zwischen ihnen. Es wußte jeder vom anderen, daß er gelitten hatte, und daß sie beide darüber innerlich alt geworden waren.

Elisabeth aber stand in dieser Stunde höher als Fritz: sie die unschuldig Leidende als er der schuldig Leidende. Und sie durfte ihm der Engel sein, der aus Menschenwirren ihm den Weg zur Höhe wies. Als er ihr von Marie erzählte, blieb sie plötzlich stehen und drückte mit leuchtenden Augen seine Hand, und ihn durchströmte ein solches Glück, als habe eine Stimme vom Himmel sein Tun recht geheißen.

Ehe die Sonne unterging, fuhr Elisabeth zur Station. Sie mußte morgen schon an ihrem neuen Wirkungsorte sein. Fritz, Marie und die drei Knaben gaben ihr das Geleit eine Strecke Weges. Der offene Wagen fuhr langsam nebenher.

Es wurden keine großen und bedeutsamen Worte gewechselt, man sprach miteinander, wie Menschen sprechen, die sich liebhaben und vor langer Trennung stehen, wenn ihnen die Sonne auf die Gesichter scheint und drüben im Walde das Laub sich färbt. Man sprach von der Zukunft, vom Wiedersehen, von den lustigen Sprüngen der Buben, und daß die Tage nun kühler würden.

Dann rief Fritz den Wagen an. Noch einmal küßte er Elisabeths schlanke Hände.

Ein „Auf Wiedersehen!", in das die Kinder jubelnd einstimmten. Um die Weidenecke bog das Gefährt. Noch einmal flatterte ihr weißes Tuch grüßend im Winde. Über die Wiese kam ein nebelfeuchter Hauch.

„Wir wollen nach Hause gehen," sagte Fritz.

Seine Stimme klang bewegt. Er legte den Arm um die Schultern seiner Frau und küßte sie leise auf Stirn und Lippen.

Das Radium

Von

Fritz Giesel

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Die Phänomene, welche in luftverdünnten Räumen beim Durchgang hochgeſpannter elektriſcher Ströme auftreten, die ein Induktor oder eine Elektriſiermaſchine liefert, hängen ſo eng mit der neuen Entdeckung der „Radioaktivität“ zuſammen, daß ſie einer einleitenden Beſprechung bedürfen.

Luft unter gewöhnlichem atmoſphäriſchen Drucke bietet dem Durchgang des elektriſchen Stromes ein ſtarkes Hindernis; ſie iſt ein guter Iſolator. Der elektriſche Strom kann daher eine Luftſchicht nur dann durchbrechen, wenn die Spannung eine ſehr hohe iſt. Der Übergang der Elektrizität findet dann, wie beim Blitz, unter Funkenbildung und knatterndem Geräuſch ſtatt. Verdünnt man aber die Luft eines abgeſchloſſenen Raumes mittels einer Luftpumpe, ſo wird dieſer Widerſtand zunächſt ein ſehr viel geringerer; er nimmt dann bei weiterer Verdünnung wieder zu, und bei vollkommener Luftleere iſt ein Durchgang der Elektrizität überhaupt unmöglich. Mit dem Grade der Luftverdünnung wechſeln die Leuchterſcheinungen, welche in derartigen, mit Elektroden aus Aluminium für die Stromzufuhr verſehenen Röhren auftreten. Sehr bekannt ſind die Geißlerſchen Röhren, welche nach dem erſten Verfertiger, dem geſchickten Glasbläſer Geißler, ihre Bezeichnung erhielten. Hier iſt die Luftverdünnung eine noch mäßige, der Strom kann auf weite Strecken das Gas durchſetzen, welches dabei je nach der Art des in der Röhre befindlichen Gaſes ein verſchiedenfarbiges mildes Licht ausſtrahlt. Beiläufig bemerkt zeigt dieſes Licht nicht, wie das eines glühenden Körpers, ein kontinuierliches Spektrum, ſondern beſteht aus einer Anzahl heller Linien auf dunklem Grunde. Da für jedes Gas die Anzahl und Lage dieſer Linien eine beſtimmte iſt, ſo dienen die Geißlerröhren zur Erkennung und Unterſcheidung der Gaſe; ſie haben ſo auch wichtige Aufſchlüſſe in der Radiumforſchung geliefert. Das Licht der Geißlerröhren iſt reich an ultravioletten Strahlen, welche wie die blauen und violetten beſonders geeignet ſind, Fluoreszenz und Phosphoreszenz hervorzurufen, d. h. das unſerem Auge unſichtbare, ſehr kurzwellige ultraviolette Licht wird durch gewiſſe Körper, die fluoreszenzfähigen, in ſichtbares Licht größerer Wellenlänge umgewandelt. Beſonders ſchön grün fluoresziert das durch geringen Uranzuſatz ſchwach gelb gefärbte Glas. Man verwendete es ſchon lange bei den Geißlerröhren, um den Effekt zu erhöhen, ohne ahnen zu können, daß dieſe Fluoreszenz der Uranſalze einmal uns den Pfad in neue Gebiete des Wiſſens zeigen würde.

Ganz andere Erſcheinungen treten in den Röhren auf, wenn die Luftverdünnung weiter getrieben wird. Der deutſche Phyſiker Hittorf und der engliſche Chemiker Crookes haben ſie zuerſt ſtudiert. Das Leuchten des Gaſes verſchwindet, und es treten eigentümliche unſichtbare und geradlinig ſich fortpflanzende Strahlungserſcheinungen auf, die man Kathodenſtrahlen nennt, weil ſie von der negativen Elektrode, der Kathode, ausgehen. Wo die Kathodenſtrahlen auftreffen, werden ſie zum größten Teil umgewandelt in Wärme, Fluoreszenz- oder Phosphoreszenzlicht und Röntgenſtrahlen. Viel intenſiver als im ultravioletten Lichte der Geißler-

röhren phosphoreszieren in den Kathodenstrahlen der „Crookesschen Röhren“ die künstlichen Phosphore, besonders Zinksulfid und viele andere Salze, wie auch manche Mineralien und Edelsteine, selbst das gewöhnliche Glas der Röhren. Die Physiker sind sich lange nicht über die Natur dieser Strahlen einig gewesen, wenn auch bekannt war, daß mit den Strahlen ein Transport negativer Elektrizität stattfand. In Deutschland neigte man mehr zu der Auffassung, daß die Kathodenstrahlen eine Ätherbewegung, ähnlich der des Lichtes seien, während Crookes sie materiell auffaßte, bestehend aus einer Menge feinster, von der Kathode mit großer Geschwindigkeit fortgeschleuderter Teilchen, was er treffend mit einem „Bombardement der Moleküle“ verglich.

Goldstein in Berlin, der sich seit einer langen Reihe von Jahren mit dem Studium der Kathodenstrahlen beschäftigt hat, fand dann noch die sogenannten „Kanalstrahlen“, bei welchen im Gegensatz zu den Kathodenstrahlen eine positive Elektrizitätswanderung stattfindet.

Wir werden den drei Strahlungsformen, den Kathodenstrahlen, Röntgenstrahlen und Kanalstrahlen, oder doch nahen Verwandten davon, bei den Becquerelstrahlen, welche die „radioaktiven Substanzen“, vor allem das Radium spontan und unaufhörlich ohne jegliche Kraftzufuhr aussenden, begegnen.

Röntgens große Entdeckung führte unmittelbar zur Auffindung der Becquerelstrahlen.

Henri Becquerel in Paris, einer berühmten Physikergeneration entstammend (sein Vater hatte schon mit Vorliebe die Phosphoreszenzerscheinungen studiert), versuchte, ob nicht durch Licht erregte Phosphoreszenz möglicherweise von Röntgenstrahlen begleitet werde. Man hielt nämlich anfänglich die Phosphoreszenz des Glases der Röntgenröhre für das Zustandekommen der Röntgenstrahlen von Bedeutung. Das hat sich später als falsch herausgestellt, doch verdankt Becquerel dieser irrigen Auffassung seine Entdeckung. Becquerel legte verschiedene fluoreszierende und phosphoreszierende Substanzen, unter anderem auch Urankaliumsulfat, auf eine wie für Röntgenaufnahmen durch schwarzes Papier gegen Licht geschützte photographische Platte und setzte das Ganze dem Licht aus. In der Tat erhielt er, aber nur unter dem Urankaliumsulfat, eine Schwärzung der Platte. Genau dasselbe Resultat kam zustande, wenn der Versuch im Dunklen gemacht wurde, folglich konnte die Fluoreszenz nicht die Ursache der Wirkung sein, denn auch metallisches Uran, wie nicht fluoreszierende Uranverbindungen wirkten. Da das Licht also nicht der Erreger der Becquerelstrahlen war und auch jeder Versuch, der Energiequelle des Urans habhaft zu werden, scheiterte, so blieb die Wirkungsweise des Urans höchst rätselhaft und wunderbar. Bei der sehr geringfügigen Becquerelstrahlung des Urans würde man auch heute kaum mehr über sie wissen als damals, wenn nicht 1898 die Curies in Paris die Existenz von unvergleichlich wirksameren Substanzen, als es das Uran ist, aufgedeckt hätten. Das erste Resultat der Arbeiten dieses berühmten Ehepaares war die wichtige Erkenntnis, daß die „Radioaktivität“, die Fähigkeit, Becquerelstrahlen auszusenden, eine Eigenschaft des Atoms sei. Die Pechblende, das Ausgangsmineral für die Gewinnung der Uransalze, mußte wenigstens ein neues stark radioaktives Element enthalten. Diese Zuversicht ließ die großen praktischen Schwierigkeiten überwältigen und führte nach fünfjähriger Arbeit zur Reindarstellung des Radiums und zu dessen einwandfreier Einreihung in die Tabelle der Elemente. Problematisch ist das zuerst vor dem Radium von Curies in der Pechblende prognostizierte Polonium, unzureichend erforscht das Aktinium und Emanium, die wegen ihrer vom Radium abweichenden radioaktiven Eigenschaften erwähnt seien. Ob Uran und Thorium (der Hauptbestandteil der Auerstrümpfe) schwach aktive Elemente sind oder, was wahrscheinlicher, selbst inaktiv und nur durch Gegenwart von Spuren eines stark wirksamen Elementes ihre Eigenschaft erlangt haben, ist noch unentschieden. Gänzlich unklar ist die Rolle, welche das Uran bezüglich des Vorkommens der radioaktiven Substanzen spielt, da diese in genügend merkbarer Menge bisher nur in Uranmineralien gefunden werden. Da sonst nahe verwandte Elemente in der Natur immer vergesellschaftet vorkommen, ist es sehr

merkwürdig, daß nur die minimalen, in Uranerzen enthaltenen Baryummengen das dem Baryum eng verwandte Radium enthalten, während die in großen Massen vorkommenden eigentlichen Baryummineralien nichts enthalten.

Als die erste Kunde über das Polonium der Curies in die Öffentlichkeit drang, habe ich mich sofort mit der Abscheidung radioaktiver Stoffe aus Rückständen der Uranfarbenfabrikation befaßt. Ich hatte bereits ein den Röntgenschirm (Baryumplatincyanür-Schirm) erregendes Baryum-Radium-Präparat in Händen zu der Zeit, als die zweite Veröffentlichung der Curies über Radium erschien. Die deutschen Naturforscher, welche der Curieschen Entdeckung erst sehr skeptisch gegenüberstanden, konnte ich auf der 1900 in München stattfindenden Versammlung unter Benutzung einer größeren Menge schon recht aktiven Baryum-Radiumbromids mit den Wirkungen der Becquerelstrahlen bekannt machen. Reines Radiumbromid von höchster Aktivität habe ich später sehr leicht herstellen können, als mir ausreichendes Material zur Verfügung stand.

Die Gewinnung des Radiums oder der radioaktiven Substanzen aus den Erzen ist deshalb schwierig, weil diese nur so minimale Mengen davon enthalten, daß sie sich dem chemischen Nachweis überhaupt entzogen hätten, wenn nicht die Arbeiten durch die beispiellos empfindliche Prüfung auf ihre Radioaktivität geleitet worden wären. Die Chemie hat vordem kaum die Abscheidung eines Körpers in derartigen Verdünnungen aus solchem Ballast aufzuweisen. Daraus erklärt sich hauptsächlich der hohe Preis des Radiums, der anfänglich zu acht Mark für ein Milligramm von der Chininfabrik in Braunschweig, die als einzige Fabrik reines Radiumbromid für wissenschaftliche Zwecke geliefert hat, normiert wurde. Der Preis erhöhte sich später auf zwölf Mark und beträgt gegenwärtig zwanzig Mark, weil die Nachfrage die mögliche Produktion erheblich übersteigt.

Zur endgültigen Reinigung wird das rohe Salzgemisch einer vielfältigen Kristallisation aus Wasser unterzogen. Die Kristallisationsschalen mit ihrem kostbaren Inhalt bieten im Finsteren einen magischen Anblick durch das von den großen wohlausgebildeten Kristallen ausgestrahlte bläulich-weiße Licht. Das Licht wird mit fortschreitender Reinigung stärker. Nimmt man einen Kristall aus der Flüssigkeit und entwässert ihn durch Erhitzen, so gewinnt das Eigenlicht noch beträchtlich an Glanz. Mit 0,1 Gramm des in ein Glasröhrchen eingeschmolzenen wasserfreien Radiumbromids kann man ein Buch genügend beleuchten, um es ohne übermäßige Anstrengung zu lesen. Allein die weißen Kristalle färben sich nach einigen Tagen (infolge innerer Veränderungen, hervorgerufen durch die eigene Strahlung), wodurch das Lichtemissionsvermögen beträchtlich abnimmt. Durch Erhitzen kann man indessen das Salz wieder entfärben, wonach das Leuchten erneut eintritt. Dabei zeigt sich, daß das Licht in der Hitze ganz erlischt und erst beim Erkalten wieder hervortritt. Schwächere Präparate, die noch ganz gut leuchten, färben sich nicht und behalten das Leuchtvermögen gleichmäßig bei. Ich habe ein solches Präparat aus dem Anfang meiner Untersuchung, welches heute noch mit gleicher Intensität leuchtet wie vor fünf Jahren; das Licht wird unvergänglich sein wie die unsichtbaren Becquerelstrahlen, die es erzeugt.

Schwankungen in der Becquerelstrahlung habe ich nur bemerkt beim Austreiben des Kristallwassers durch Erhitzen und besonders beim Auflösen der Kristalle. Die frischen, wenn auch leuchtenden Kristalle geben anfangs kaum oder wenig Becquerelstrahlen, von Tag zu Tag nehmen diese dann aber zu, bis nach etwa drei Wochen das Maximum erreicht ist, wonach die Strahlung nun für die Dauer gleichmäßig bleibt; das Salz hat seinen Reifezustand erreicht.

Das Radium gehört zur Gruppe der alkalischen Erden: Kalzium, Strontium, Baryum, und hat in dieser Reihe das höchste Atomgewicht, welches von Madame Curie zu 225 (Baryum = 137) bestimmt worden ist. Möglicherweise ist diese Zahl noch zu niedrig, und wenn die Berechnung von Runge und Precht zutreffend ist, die das Atomgewicht 258 abgeleitet haben aus Gesetzmäßigkeiten, welche bei der Zerlegung der Spektrallinien im magnetischen Felde sich ergeben, so würde es das höchste Atomgewicht überhaupt haben. Die Zugehörig-

keit zu genannter Gruppe ergibt sich aus dem chemischen Verhalten und aus der Anordnung der Spektrallinien seines Funkenspektrums. Es färbt auch, wie ich gefunden habe, die Bunsenflamme intensiv karminrot. Das ist ja eine bekannte Eigenschaft der alkalischen Erden, die deshalb für Herstellung von bengalischen Flammen benutzt werden. Betrachtet man die mit Radium gefärbte Flamme mit einem Spektroskop, so sieht man ein prachtvolles, aber sehr einfaches Spektrum. Es besteht aus zwei breiten Bändern im Rot, einer intensiven schmalen Linie im Blaugrün und zwei undeutlichen Linien im Violett. Ich habe es als bequemstes Mittel zur Erkennung des Radiums und seiner Reinheit benutzt. Man braucht nur eine Spur des Salzes an einem Platindraht in die Bunsenflamme einzuführen, um sofort mit einem Taschenspektroskop die Güte des Präparates beurteilen zu können. Das Salz wird genügend rein und entsprechend stark aktiv sein, wenn der Raum zwischen den roten und der blaugrünen Linie dunkel ist, anderenfalls hier die grünen Baryumlinien aufleuchten.

Wir wollen uns nun mit den Becquerelstrahlen des Radiums und deren Wirkung befassen, die schon mit einem Milligramm des reinen Bromids aufs deutlichste hervortritt. Man verwahrt das Salz zum Schutze praktisch in einer mit Glimmerblatt verschlossenen Kapsel von Hartgummi. Die Hauptmenge der Strahlen tritt durch das Glimmerblatt und verbreitet sich in der Luft geradlinig, aber diffus, ähnlich etwa wie Licht in einem trüben Medium, z. B. in einem mit dickem Rauch erfüllten Raume. Die stärkste Wirkung findet natürlich in unmittelbarer Nähe statt; man kann aber noch auf einige Meter die Strahlung nachweisen, z. B. mit Hilfe eines Elektroskopes. Dieses Instrument kann man sich sehr leicht aus einer Quaste Seidenfäden selbst herstellen. Reibt man die Seidenfäden mit Gummi, so werden sie elektrisch und spreizen sich. Werden sie mit der Radiumkapsel bestrahlt, so fallen die Fäden zusammen. Das geschieht dadurch, daß das Radium der Luft (durch Jonisation) ein gewisses Leitvermögen erteilt, sie verhält sich dann nicht mehr wie ein guter Isolator. Aus demselben Grunde wird auch das Überspringen elektrischer Funken in Luft beeinflußt. Hervorragend ist die Phosphoreszenz erregende Eigenschaft der Strahlen. Fast alle farblosen oder wenig gefärbten Körper leuchten. Besonders stark grün leuchtet Baryumplatincyanür, mit dem die Röntgenschirme bestrichen sind, ferner Zinkverbindungen in Form von Sidotblende (Zinksulfid) und Willemit (Zinksilikat), orange Kuntzit, ein kalifornischer Edelstein, bläulich Diamant und Scheelit. Auch organische Substanzen, wie Petroleum, napthionsaures Natron, Cinchoninbisulfat, leuchten gut. Bestrahlt man manche dieser Substanzen sehr lange, so färben sie sich (ähnlich wie das Radiumsalz selbst), und die Phosphoreszenz läßt nach. Glas färbt sich so violett oder braun, Kochsalz braun, Kaliumsulfat grün usw. Alle diese Färbungen gehen durch Erhitzen zurück, wobei Phosphoreszenzlicht ausgestrahlt wird, das sich am schönsten beim Flußspat und Doppelspat zeigt.

Um auch ganz schwaches Phosphoreszenzlicht sehen zu können, ist es unbedingt nötig, daß das Auge, wenn es durch helles Licht seine Empfindlichkeit eingebüßt hat, genügend ausgeruht ist. Bei Tage gehört hierzu eine halbe bis eine Stunde, abends fünf bis zehn Minuten Aufenthalt im Dunklen. Man wird dann auch die Phosphoreszenz des eigenen Auges bei Annäherung der in schwarzes Papier gehüllten Radiumkapsel als Lichtempfindung wahrnehmen. Diese Lichtempfindung, die ich zuerst beobachtet habe, wird auch eintreten, wenn man ein Brett zwischen Auge und Kapsel hält, oder wenn das Auge durch Trübung erblindet, die Netzhaut jedoch ungeschädigt ist. Von einem Sehendmachen der Blinden durch Radiumstrahlen kann natürlich keine Rede sein.

Außer Licht erzeugt das Radium auch unaufhörlich Wärme. Nach Curie ist die in einer Stunde entwickelte Wärmemenge genügend, um die gleiche Menge Eis zu schmelzen. Ich habe zum bloßen Nachweis ein Thermometer in ein Glas mit 0,7 Gramm Radiumbromid gesenkt; es stieg sofort um fünf Grad Celsius gegen die Temperatur der Umgebung und beharrte während des Verweilens auf der erhöhten Temperatur.

Nicht genug dieser Leistungen des Radiums; es liefert alle Kräfte gratis, warum

nicht auch Elektrizität? Es ist eine Maschine, die ewig läuft, ohne einer Heizung oder Wartung zu bedürfen, der dauernd Licht, Wärme, Elektrizität entnommen werden kann. Während die durchdringenden Becquerelstrahlen negative Elektrizität transportieren, nimmt das Radium selbst eine positive elektrische Ladung an, die sich unter Umständen, wenn das Radiumbromid, in einem sehr gut isolierenden Glasrohr eingeschmolzen, längere Zeit aufbewahrt wird, so weit steigern kann, daß das Glasrohr durch einen elektrischen Funken durchbohrt werden kann, wie Curies und Dorn beobachtet haben. Von der Zerlegung des Wassers durch Radium soll später die Rede sein.

Wir haben schon gemerkt, daß die meisten Erscheinungen, welche die Radiumstrahlen hervorrufen, wie Phosphoreszenz, Wärme, chemische Umlagerungen (Färbungen), den Wirkungen der Kathoden oder der Röntgenstrahlen ganz ähnlich sind. So wird in analoger Weise die photographische Platte entwickelbar beeinflußt; es genügt, die Radiumkapsel einen Augenblick zu nähern, um Schwärzung zu erhalten. Bei fünf bis zehn Zentimeter Entfernung von der Platte kann man in zehn bis fünfzehn Minuten von auf diese gelegten Gegenständen, wie Schlüssel, Portemonnaie, den Röntgenstrahlen ähnliche Radiogramme fertigen. Die Differenzierung ist jedoch eine geringere, so daß im allgemeinen nur Silhouetten entstehen und z. B. an einem Bild der Hand die Knochen nicht unterscheidbar sind.

Wenn die Radiumstrahlen energische chemische und physikalische Änderungen hervorrufen — es sei noch erwähnt, daß Papier braun wird und wie halb verbrannt zerfällt, daß Sauerstoff in Ozon verwandelt wird —, so darf man sich nicht wundern, daß auch am lebenden Gewebe physiologische Veränderungen entstehen. Walkhoff fand, daß die Haut ähnlich wie durch Röntgenstrahlen affiziert wird. Zwei bis drei Wochen nach der mäßigen Bestrahlung trat starke Entzündung ein unter Zurücklassung einer braunen Pigmentierung. Ich trug infolge längerer Bestrahlung nach Verlauf derselben Zeit eine geschwürige Zerstörung der Oberhaut davon. Die Heilung erfolgte innerhalb einer Woche, doch ist die betreffende Stelle der Innenfläche des Unterarmes noch heute nach drei Jahren als Narbe und besonders durch die erweiterten Kapillaren kenntlich. Der Haarwuchs ist dort außerdem bleibend zerstört. Ein Kaninchen, dem die Kapsel am Ohr appliziert wurde, ließ erst nach viel längerer Zwischenzeit das prägnante Zeichen der stattgehabten Wirkung in Form eines runden, der Kapselfüllung entsprechenden Loches im Ohrlappen erkennen. Beim Arbeiten mit Radium merkt man sehr unliebsam diese schädigenden Einflüsse an Haut und Nägeln der Finger, so daß es geboten ist, sich nach Möglichkeit gegen die Strahlung zu schützen. Außer den Hautorganen werden vornehmlich die Zentren des Nervensystems in ihren Funktionen gestört, so daß kleine Tiere, z. B. Mäuse, die in einem Käfig mit zwanzig bis dreißig Milligramm Radium bestrahlt werden, nach ein bis zwei Stunden unter Lähmungserscheinungen eingehen. In der Nähe von etwa hundert Gramm Radium würde auch der Mensch den Becquerelstrahlen in kurzer Zeit erliegen.

Man hatte Hoffnung darauf gesetzt, diese schädlichen Einflüsse zur Abtötung der pathogenen Bakterien und zur Heilung der durch sie veranlaßten Krankheiten zu verwenden, was bei der großen Durchdringungskraft der Strahlen gegenüber der Lichttherapie große Vorteile bieten würde. Leider vertragen diese Kleinwesen die Bestrahlung sehr gut, jedenfalls besser als unsere Gewebe. Dagegen hat man neuerdings mit Erfolg Krebs und auch Lupus behandelt; die Zellenwucherungen werden zum Verschwinden gebracht. Von besonderem Vorteil ist dabei die bequeme lokale Applikation des Glasröhrchens, selbst in Höhlen, was mit Röntgenstrahlen nicht möglich ist.

Bei der großen Energie, welche die Strahlen des Radiums entwickeln, war es den Physikern, obenan den Curies, möglich, die Natur der Becquerelstrahlen näher zu untersuchen. Dabei haben sich diese als recht kompliziert erwiesen. Ein Teil der Strahlen ist so leicht absorbierbar, daß er nicht imstande ist, Papier oder dünnste Aluminiumfolie zu durchdringen; es sind die α-Strahlen. Das scheinbar inaktive, frisch aus einer Lösung kristallisierte Radiumsalz gibt zunächst wesent-

lich nur diese α-Strahlen, ebenso das sogenannte Polonium, das nach meinen Untersuchungen wahrscheinlich kein besonderes Element ist, sondern seine Wirkung dem Radium nur entlehnt hat. Man kann nämlich die Aktivität des Radiums auf beliebige andere Körper vorübergehend übertragen. Ein weiterer Teil, die β-Strahlen, durchdringen dicke Holzbretter und Platten von Glas, Metall usw. Endlich gibt es noch γ-Strahlen, die in spezifisch leichteren Körpern kaum mehr ein Hindernis finden und selbst mehrere Zentimeter dicke Bleimassen durchdringen.

Am meisten Aufklärung erhielt man durch die von mir entdeckte Beeinflussung der Becquerelstrahlen im magnetischen Felde, wobei sich ebenfalls die Unterschiede der drei genannten Strahlenarten kundgeben. Die β-Strahlen sind leicht und zwar im Sinne der Kathodenstrahlen durch magnetische Kräfte ablenkbar, die α-Strahlen weit schwieriger im Sinne der Kanalstrahlen, und die γ-Strahlen sind gar nicht ablenkbar. Die α- und β-Strahlen können hiernach nicht als eine Ätherbewegung wie das Licht aufgefaßt werden, sondern analog wie bei den Kathodenstrahlen als Bombardement kleinster negativ oder positiv geladener Teilchen. Die moderne Physik nimmt als solche kleinste Teilchen nicht mehr wie Crookes Moleküle oder Atome, sondern sehr viel kleinere, die „Elektronen", an. Das Radium sendet solche Elektronen, und zwar fast mit Lichtgeschwindigkeit, von selbst ununterbrochen aus. Wenn man trotz dieser immerwährenden Ausgabe von Stoff noch keinen Gewichtsverlust des Radiums hat konstatieren können, so liegt das offenbar an der unendlichen Kleinheit der Elektronen. Erweist sich die moderne Elektronentheorie als nutzbringend, so wird auch der Chemiker die sich daraus ergebenden Konsequenzen ziehen müssen und die Unwandelbarkeit des Stoffes, des Atoms, nicht mehr als Dogma betrachten dürfen. Theoretisch macht es keine besondere Schwierigkeit, sich das Atom als ein Weltensystem im kleinen vorzustellen, praktisch ist es aber noch nicht gelungen, ein solches Weltensystem zu zertrümmern oder aus Trümmern wieder aufzubauen. Und doch scheinen wir im Radium jetzt ein Atom gefunden zu haben, das in einer freiwilligen, langsamen Aufspaltung begriffen ist, deren Grund vielleicht in seinem hohen Atomgewicht, seinem zu komplizierten Bau, zu suchen wäre. Die jüngste Entdeckung des durch Auffindung der sogenannten Edelgase in unserer Atmosphäre berühmten englischen Chemikers Ramsay mag diese Spekulation entschuldigen; sie ist anderenteils notwendig, um sich über die höchst rätselhafte Energiequelle des Radiums wenigstens eine vorläufige Vorstellung bilden zu können.

Ich hatte gefunden, daß Radiumbromid, wenn es in Wasser gelöst wird, ununterbrochen Gas entwickelt, und daß auch die festen (gereiften) Kristalle Gas okkludiert enthalten, welches sie beim Erhitzen oder Lösen hergeben. Dieses Gas ist Wasserstoff und Sauerstoff. Das Radium vermag also, wie der elektrische Strom, das Wasser in seine Bestandteile zu zerlegen. Nebenbei sei bemerkt, daß die dabei abgegebene Energie keine unbeträchtliche ist. Ein Gramm Radiumbromid würde eine tägliche Arbeit leisten, die gleich derjenigen, welche notwendig, um etwa fünfhundert Kilogramm einen Zentimeter hoch zu heben. Dieses Knallgas ist sehr aktiv und färbt die Glasröhren, in denen es aufgefangen wird, es muß also noch etwas Gasartiges enthalten, was die Aktivität bedingt. Man nennt dieses sehr geringe, kaum nachweisbare Etwas, über das man noch sehr wenig im klaren ist, die Emanation des Radiums. Von der Becquerelstrahlung unterscheidet sich die Emanation dadurch, daß sie vom Radium abgetrennt und wie ein Gas fortgeleitet werden kann. Diese Emanation wird nach einigen Wochen inaktiv und geht dabei nach Ramsay in Helium über. Helium ist ein sehr leichtes, elementares Gas und war früher nur spektralanalytisch auf der Sonne bekannt, daher sein Name. Ramsay fand es später zuerst irdisch in Uranerzen vor. Obwohl daher der Verdacht einer Heliumerzeugung aus Radium sehr nahelag und vor Ramsey schon von anderen auf Helium gefahndet wurde, ist es doch demselben Forscher vorbehalten geblieben, auch hier den Nachweis spektroskopisch mit Hilfe einer Miniatur-Geißlerröhre zu erbringen. Das würde also nichts weniger bedeuten als die Umwandlung von Radium in Helium,

also eines Elementes in ein anderes! Freilich sind bei der ungeheuren Wichtigkeit dieses Befundes noch weitere Versuche notwendig, um jeden möglichen Irrtum auszuschließen, und noch ist der volle Beweis zu erbringen, daß das Helium auch dem Radium entstammt und nicht etwa z. B. als Verunreinigung schon darin enthalten war.

Wir würden uns jetzt die Energiequelle des Radiums erklären können, wenn man annimmt, daß die Natur bei seinem Aufbau ungeheure Kräfte aufwenden mußte, die nun beim langsamen Zerfall wieder frei werden müssen. Jedenfalls gewinnt durch die Ramsayſche Entdeckung diese Theorie mehr Wahrscheinlichkeit als die andere, wonach das Radium nicht selbst die Energie erzeugt, sondern nur ein Umformer einer uns noch unbekannten, aus dem Weltenraume stammenden Energieform wäre.

An die Emanation knüpfen sich noch weitere neuere, wichtige Aufschlüsse, daß ich genötigt bin, die Geduld des Lesers noch etwas in Anspruch zu nehmen.

Rutherford in Montreal fand die Emanation zuerst beim Thorium. Er zeigte, daß diese von negativ geladenen Körpern angezogen wird und gleichsam kondensiert werden kann. Dieses Verhalten der Emanation kann dazu benutzt werden, deren Nachweis sehr zu verschärfen. Nur hierdurch ist es Elster und Geitel in Wolfenbüttel möglich gewesen, nachzuweisen, daß die atmosphärische Luft eine radioaktive Emanation enthält. Sie fanden auch den Ursprung der atmosphärischen Radioaktivität und zwar im Leibe unseres Planeten. Die Gase, welche dem Erdboden entströmen, tragen sie in die Atmosphäre. Besonders die jungfräulichen Wässer, die aus großen Tiefen kommen, wie z. B. die Thermen von Baden-Baden und Karlsbad, liefern verhältnismäßig sehr aktives Gas und aktive Schlammabsätze. Unmöglich wäre es nicht, daß die noch unzulänglich erklärte Heilwirkung vieler Mineralwässer auf deren Radioaktivität zurückgeführt werden kann. Da solche Wässer die Aktivität nach einiger Zeit verlieren, würde damit auch die Erfahrung übereinstimmen, daß sie an Ort und Stelle besser wirken als nach dem Versand.

Wenn wir es hier mit Emanationen zu tun hatten, die nur mit verfeinerten Instrumenten nachweisbar waren, möchte ich schließlich noch einer Substanz gedenken, welche unaufhörlich eine so kräftige Emanation liefert, daß sie als prächtige Erscheinung einem großen Auditorium gezeigt werden kann. Ich habe die Substanz neben dem Radium aufgefunden, sie gehört zur Gruppe der Edelerden und scheint dem Lanthan am nächsten verwandt. Man braucht nur einen Luftstrom über die in einer Papierkapsel wohlverwahrte Substanz gegen einen Sidotblendenschirm zu blasen, um ausgedehnte Leuchtwolken zu erhalten. Hält man den Schirm (über deutliche Sehweite) dem Auge sehr nahe, so bemerkt man ein eigentümliches Flimmern. Nimmt man eine Lupe zur Hand, so löst sich das flimmerige Leuchten in ein Gewimmel von neuerscheinenden und wieder verschwindenden Funken auf, ähnlich dem Scintillieren des gestirnten Himmels. Crookes hat einen kleinen Apparat konstruiert, den er Spintharikop nennt, welcher zur bequemen Betrachtung dieser Erscheinung beim Radium dienen soll. Ein derartiges Instrument mit meinem „Emanium“ an Stelle von Radium beschickt, gewährt einen noch schöneren Anblick, weil die Funken größer sind. Glasbläser Müller-Unkel in Braunschweig liefert solche Spintharikope.

Vieles eigenartig Neue hat die Radiumforschung in den wenigen Jahren aufgedeckt und unsere Naturerkenntnis erweitert. Wir dürfen hoffen, daß das Licht dieses kostbarsten Edelgesteins uns noch weiter Dunkles erhellen wird.

G. R. Roth: Das Wagenrennen.

Amerikanische Bildhauer und Maler

der Gegenwart

Von

Clara Ruge-Neuyork

(Nachdruck ist untersagt.)

Mehr und mehr treten aus dem Dunkel, welches bisher in der amerikanischen Welt die höhere Kultur umhüllte, klare Gestalten hervor. Die Zeit der Notwendigkeitsarbeit, da man nur schaffte, um zu leben, und sich deshalb in dem neuen Lande allen praktischen Zweigen zuwandte, ist vorüber. Und auch die darauffolgende des protzenden, rohen Reichtums neigt sich dem Untergange zu.

Nicht nur ererbte Vermögen, auch die Erbschaft alter Kultur und Tradition hatte man missen gelernt. Auf nichts als auf der eigenen Klugheit und Unermüdlichkeit fußte man, und das stolze Selbstbewußtsein artete schließlich in ungezügelte Überhebung aus. Der Dollar, der neuerrungene, sollte alles kaufen. Was die Alte Welt bot, mußte ihm feil sein. Sobald man nicht mehr ausschließlich kramte und feilschte, als besonders die zweiten und dritten Generationen zum Genuße väterlichen Reichtums kamen, wollten sie zeigen, daß man sich hier in Amerika einfach dasjenige erkaufen könnte, was man „drüben" langsam erkämpft, durch jahrhundertelange geistige Arbeit erreicht hatte.

So wurden oft wahllos Kunstwerke herübergeschleppt; nur der Preis bestimmte den Wert.

Nach und nach wuchs der Kunsthandel. Noch nicht unter den Käufern, aber unter denjenigen, die die Käufe vermittelten, befanden sich Leute von gutem Geschmack, meistens Ausländer. Sie importierten immer gediegenere Einkäufe für die Paläste unserer Millionäre. Freilich fiel der persönliche Vorteil der Mittelsmänner auch bedeutend in die Wagschale, wenn es zu entscheiden galt, was für Amerika geeignet sei.

Lange Zeit schien es vorteilhafter, in Europa einzukaufen, auch als in Amerika schon Tüchtiges geleistet wurde. Einerseits entsprach es der Renommiersucht der Käufer mehr, anderseits konnte der Kunsthändler

Digitized by Google

OF
CALIFORNIA

Amanda Brewster-Sewell: Dame mit Kind.

Zu Ruge Amerikaniſche Bildhauer und Maler der Gegenwart. Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

größeren Vorteil daraus ſchlagen, wenn er der Kontrolle der produzierenden Künſtler enthoben war.

Was Wunder, daß der einheimiſche Bildhauer oder Maler hier keinen günſtigen Boden fand, nicht zum Studium, nicht zur Exiſtenz, daß er hier verkümmerte oder nach Europa eilte, wenn er konnte, und gar häufig nie wiederkehrte. Daher hat ſich lange die Anſicht erhalten, hüben wie drüben, daß Amerika keine echte Kunſt beſitze, ſo iſt ihr faktiſch das Aufblühen erſchwert worden.

Aber in der eigentümlichen Miſchung der Völker, die das Amerikanertum bildet, iſt im Gegenteil ein ſehr kräftiges Pulſieren laut geworden, denn trotz der Gegenmächte hat ſich eine Kunſtblüte hier durchgerungen, die heute nicht nur im Inlande den Stolz der Nabobs zu bilden beginnt — nachdem ſie ſelbſt redlich dazu beigetragen haben, ſie hintanzuhalten —, ſondern auch die Beachtung des Auslandes gebieteriſch fordert.

Dies gilt ſowohl von der Bildhauerei als von der Malerei. Von beiden iſt die erſtere die jüngere Kunſt, die erſt jetzt zur vollen Entfaltung gelangt. Noch nicht über ein Dutzend Jahre iſt es her, daß wir zahlreiche Bildhauerwerke von Bedeutung unſer eigen nennen. Aber rapide und ſprunghaft, wie hier alles geſchieht, iſt dieſe Entwickelung vor ſich gegangen. Sie hat Rieſenſchritte genommen, ſo daß ſich heute unſere Bildhauerei der europäiſchen an die Seite ſtellen darf. Wir haben keine ſolche Fülle davon, die Aufträge ſind bis jetzt noch ſpärlicher als jenſeit des großen Waſſers, aber die Produkte unſerer hervorragenden Bildhauer ſind vollwertig.

In Deutſchland wird unſere Bildhauerei noch ſo gut wie ganz unbekannt ſein, denn die Amerikaner holten ſich ihre Ausbildung, ſolange ſie dieſe nicht im Inland erlangen konnten, mit Vorliebe in Frankreich, zum Teil auch in Italien. Viele verblieben in Paris und Rom, ſolange in Amerika die Atmoſphäre noch wenig günſtig für die Kunſt war. Sie wurden in Paris vielfach ausgezeichnet, ſowohl durch Medaillen, Ankäufe für Muſeen, als auch durch das Urteil der Preſſe. St. Gaudens und Mac Monnies, die im Vordergrunde der amerikaniſchen Kunſtkolonie in Paris ſtanden, ſind kürzlich wieder dauernd nach Amerika zurückgekehrt und wirken dort lehrend und befruchtend. Ältere Künſtler wie J. L. Ball und Ezekiel gingen nach Rom und kehrten nie wieder, Bartlett blieb auch viele Jahre dort und erſcheint jetzt nur vorübergehend in Amerika.

Während nun Deutſchland bis jetzt wenig von amerikaniſcher Bildhauerei zu ſehen bekam, ſo haben *wir* doch einen Zuzug deut-

Daniel C. French: Grabdenkmal für John Boyle O'Reilly.
(Erin inmitten von Poeſie und Patriotismus.)

Digitized by Google

Henry M. Shrady: Denkmal für den General Grant (für Waſhington).

ſcher, ganz beſonders öſterreichiſcher junger Bildhauer hier zu verzeichnen, von denen einige ſich mit an die Spitze der hieſigen Künſtlerſchaft geſchwungen haben, während allerdings manche auch recht begabte zu Tagelöhnern herabgeſunken ſind oder der Kunſt ganz Valet geſagt haben. Der falſche Glaube, im Dollarlande auch für die Kunſt goldenen Boden zu finden, hat die Hoffnungen manches jungen Lebens zerſtört.

Im Bereiche der Malerei ebenſo. Es gab eine Zeit, in der die Düſſeldorfer Malerei hier ſehr beliebt war. Dies war, als auch in Deutſchland das eigentliche Genrebild blühte. Deutſche Maler, die damals hier landeten, fanden vielfach ein gutes Fortkommen und wurden ſehr anerkannt, ſo z. B. Lentze, der das ſich im Metropolitan-Muſeum in Neuyork befindliche berühmte Gemälde „Waſhingtons Übergang über den Delaware" malte, ſpäter Bierſtadt, Sonntag u. a. Auch importierte deutſche Bilder wurden damals viel gekauft.

Eine Zeit deutſchen Einfluſſes war der des engliſchen gefolgt; durch die Überſiedelung Benjamin Weſts, des erſten bedeutenden amerikaniſchen Malers, nach London, wo er Sir Joſuah Reynolds als Präſidenten der Royal Academy ablöſte, war die engliſche Periode eröffnet worden, die ſich vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts bis gegen das erſte Viertel des neunzehnten erſtreckte. Um die Mitte des vorigen Jahr-

Charles A. Lopez: Der Schnelläufer. (Bronze.)

Digitized by Google

hunderts blühten dann die Düſſeldorfer Ableger in Amerika, und dem deutſchen Einfluß iſt die Hudſonriverſchool, die erſte amerikaniſche Kunſtrichtung, zu verdanken. Sie präſentiert ſich trockener und nüchterner in der Auffaſſung als die gleichzeitige deutſche Malerei, minder ſentimental, dem amerikaniſchen Naturell entſprechend, doch teilt ſie die detaillierte Ausführlichkeit mit der deutſchen Kunſt jener Zeit. Es iſt charakteriſtiſch, daß ſich auch darin ſofort die Verſchiedenheit dokumentierte. In Amerika wurde die Landſchaft zum Hauptprodukt, wie auch heute noch die Landſchaftsmalerei inſofern an der Spitze amerikaniſcher Kunſt ſteht, als wir in ihr von amerikaniſchen Schulen ſprechen können, während in der figürlichen Kunſt ſolche nicht klar zu erkennen ſind, obwohl wir Maler beſitzen, die ihre Stoffe direkt aus dem amerikaniſchen Leben holen. Aber in Technik oder Auffaſſung iſt keine ſpezifiſch amerikaniſche Richtung im Figurenbilde zu verzeichnen.

Herbert Adams: Statue von William Ellery Channing.

Schon ſeit den ſechziger und ſiebziger Jahren des letzten Jahrhunderts begann der deutſche Einfluß ſich immer mehr zu verwiſchen und vom franzöſiſchen verdrängt zu werden. Alle franzöſiſchen Schulen haben hier Nachfolger gezeitigt. Vor allem die Impreſſioniſten und die Barbizoniſten (die Schule Millets), aus denen ſich bedeutende und ſelbſtändige amerikaniſche Schulen entwickelt haben. Aber von deutſcher Kunſt wiſſen wir heute zuwenig, haben wir ſeit vielen Jahren zuwenig wiſſen wollen, und ebenſo wiſſen die Deutſchen zuwenig davon, daß ſich hier eine reiche Kunſtblüte entfaltet hat.

Allerdings iſt dies auch in echt amerikaniſcher Weiſe vor ſich gegangen. Wir können nicht erwarten, daß das Publikum in Europa über die Hervorbringungen amerikaniſcher Künſtler unterrichtet ſei, da ſelbſt hier, wo leider Kunſtintereſſe und Kunſtverſtändnis ſich noch auf beſtimmte Kreiſe beſchränken, nicht einmal durchgängig unter den gebildeten Klaſſen eine Vertrautheit mit den Kunſtwerken und Künſtlern zu finden iſt. Viel mehr als in Europa beſchränkte ſich ſolche auf beſtimmte Zentren, und die Teilung in Spezialitäten, welche immer mehr überhandnimmt, erſtreckt ſich ſo weit, daß die Intereſſen der gebildeten Welt ſich ſehr beſtimmt in die verſchiedenen Kultur- und Kunſtzweige teilen. Dabei fällt hierzulande auf die Muſik noch immer ein weit größerer Prozentſatz als auf die bildenden Künſte. Am raſcheſten gelingt es der Bildhauerei, die Beachtung des allgemeinen Publikums zu gewinnen, denn ſie fordert ſie am kategoriſcheſten. Durch die Vermehrung der öffentlichen Denkmäler wird die Aufmerkſamkeit der Menge auf ſie gelenkt. Man braucht ihre Werke nicht erſt in Galerien und Ausſtellungen zu ſuchen.

Bis vor kurzem herrſchte allerdings die traurige Gepflogenheit, bei Errichtung eines Denkmals oder einer Statue nur des ver-

körperten Helden zu gedenken und der edlen Spender und darüber, selbst in der Presse, den Namen des Künstlers zu vergessen. Manche sogenannte Kunstwerke aus der Zeit des autodidaktischen Studiums gereichten der Kunst auch wirklich nicht zur Ehre, denn zu jener Zeit konnten ja nur die hervorragendsten Talente sich durcharbeiten. Daß es möglich, wenn auch sehr selten ist, trotz mangelnder Schulung Treffliches zu leisten, davon lieferten Erastus D. Palmer, John Rogers und besonders unser Altmeister John Quincey Ward den Beweis. Dieser war der erste Bildhauer, der komponieren konnte, wovon sein „Jagender Indianer" im Neuyorker Zentralpark den schönsten Beweis liefert. Der alte Herr, jetzt ein Siebziger, behauptet heute noch würdig seinen Platz neben den Jungen. Unter denen, die heute hervorragen, kann ich hier natürlich nur wenige nennen, wenn ich nicht durch Aufzählung ermüden oder die Grenzen dieser Arbeit überschreiten will. Ich schicke deshalb gleich voraus, daß ich durchaus nicht auf eine erschöpfende Behandlung des Themas Anspruch erhebe, sondern mich darauf beschränken werde, aus der Fülle unserer Kunstblüte in Bildhauerei und Malerei einige Hauptvertreter herauszugreifen, deren Schaffen zugleich die beigegebenen Abbildungen verdeutlichen sollen. Ich habe dabei Bedacht darauf genommen, nicht solche zu eingehenderer Besprechung zu wählen, deren Schaffen durch zeitweiligen oder ausschließlichen Aufenthalt in Europa der gebildeten Welt ohnehin vielfach schon bekannt ist.

Im Vordergrunde derer, die heute niemandem, der mit offenen Augen durch die amerikanischen Städte wandelt, ganz fremd sind, steht Daniel C. French.

Der Bildhauer French ist aus Neuengland gebürtig. In dem Philosophenviertel von Concord, dem Heim von Emerson und Alcott, wuchs er auf. Seine Mutter ist eine nahe Verwandte des Dichters Whittier. Die Atmosphäre, in der er heranreifte, war so von geistiger Luft erfüllt, daß Frenchs Schwester einmal schrieb: „Das Ungewöhnlichste an mir ist, daß ich gewöhnlich bin." Ein solches Milieu ist allerdings für einen amerikanischen Künstler eine Seltenheit. Nur das Concord aus Frenchs Jugendtagen konnte es bieten.

Wenn nun auch der geistige Einfluß jenes Zirkels, sowie die reine, ideale Auffassung, welche das Puritanertum ausgeströmt hat, dem French entstammt, nicht zu unterschätzende Vorbedingungen seiner Entwickelung waren, so ist anderseits auch nicht zu verkennen, daß im puritanischen Geiste, der bekanntlich aus Rücksichten der Prüderie der Kunst manchen Hemmschuh anlegt, auch für den jungen French eine Klippe bestand, die ganz zu umschiffen ihm erst nach einem mehrmaligen Aufenthalt in Europa voll gelang. Doch noch ehe er Europa besuchte, und nachdem er nur kurze Zeit Unterricht bei Ward genossen hatte, schuf er eine Statue, „Der Scharfschütze", die sich bei einer Preisbewerbung als siegreich erwies. Nach seinem

Karl Bitter: Grabdenkmal für Henry Villard. (Trauernde Figur.)

Digitized by Google

Iſidor Konti: Kindergruppe.

erſten italieniſchen Aufenthalt meißelte er, in die Heimat zurückgekehrt, verſchiedene Büſten von Emerſon und anderen Berühmtheiten aus Neuengland und auch die ſehr anerkannte Statue von John Harvard für die Harvarduniverſität. Aber noch immer war ein puritaniſcher Typus in ſeinen Werken unverkennbar. Der nachfolgende Aufenthalt in Frankreich, wo French die Anregungen und Einflüſſe bedeutender Künſtler und Kunſtepochen der Gegenwart und Vergangenheit in ſich aufnahm und mit originellem und ſelbſtändigem Geiſte verarbeitete, gab ihm die Reife und Weihe. Die klare, reine Idealität, die mit klaſſiſcher Veredelung und Verklärung noch eine charakteriſtiſche, aber nicht mehr einengende Beimiſchung der Neuengland-Atmoſphäre trägt, iſt ſeither die Signatur ſeiner Werke.

Die Statue des Generals Caß für das Kapitol in Waſhington, ſowie die Gruppe, welche Gallaudet, den berühmten Lehrer der Taubſtummen, nebſt einem Schüler, den er unterrichtet, darſtellt, und die ſich ebenfalls in Waſhington befindet, gehören zu den Werken, die French bald nach ſeiner Rückkehr ins Vaterland in die vorderſte Reihe der einheimiſchen Künſtler rückten. Die Weltausſtellung in Chicago gab ihm Gelegenheit zu weiterer reicher Betätigung, und das Denkmal für den jungen, irländiſchen Bildhauer Milmore, „Bildhauer und Tod“ — der Todesengel entwindet dem jungen Künſtler den Meißel aus der Hand —, war es ganz beſonders, das durch ſein echtes Pathos und die vornehme Behandlung im höchſten Grade feſſelte.

Darauf wurde dem damals noch ſehr jugendlichen Künſtler alsbald der Auftrag für das Kunſtwerk erteilt, welches auf S. 485 abgebildet iſt. Dem irländiſchen Freiheitskämpfer und Dichter John Boyle O'Reilly ſollte in Boſton, wo er zuletzt lebte und auch verſchied, ein Monument errichtet werden. French löſte die Aufgabe in höchſt geſchmackvoller Weiſe. Die Mittelfigur ſtellt Erin (Irland) dar, welcher Poeſie und Patriotismus ſich zugeſellt haben. Sie reichen ihr die Zweige für den Ruhmeskranz, den Erin für den Verblichenen windet. O'Reilly

ed by Google

Albert Weinert: King Hendrick und Sir William Johnſon in Beratung. Denkmal für Lake George.

war als junger Mann in die engliſche Armee eingetreten, um für eine irländiſche Republik zu agitieren. Sein Komplott wurde entdeckt, und er wurde zu zwanzigjähriger Gefangenſchaft nach Auſtralien verbannt. Schon während dieſer Zeit kam die dichteriſche Veranlagung O'Reillys mächtig zum Durchbruch. Auf abenteuerliche Weiſe gelang es dem Jüngling, ſich nach zweijähriger Wanderung durch den Buſch auf ein amerikaniſches Walfiſchfängerſchiff zu retten und auf dieſe Weiſe nach Amerika zu kommen. Hier hat er als Dichter, Journaliſt und öffentlicher Redner für alle freiheitlichen Regungen ſich einen vorzüglichen Namen gemacht. Er trat beſonders für die Indianer und Neger ein. Im Auguſt 1890 verſchied der hochgeachtete, unter den Irländiſch-Amerikanern geradezu berühmte Mann. Ihm hat French durch ſein vom edlen Gefühl durchdrungenes Denkmal ein dauerndes Erinnerungszeichen errichtet, das vielleicht den Ruhm O'Reillyſcher Dichtungen überleben wird. Die Kompoſition iſt frei von aller Steifheit und Herkömmlichkeit, die ſonſt allegoriſchen Darſtellungen ſo leicht anhaften. Der Gedanke, den ſie verkörpert: das trauernde Vaterland, dem Patriotismus und Poeſie, die beide O'Reillys Lebenselemente bildeten, den Erinnerungskranz zu flechten behilflich ſind, er iſt klar ausgedrückt. Friede und Ehrerbietung, nicht verzweifelnde Trauer ſind die Grundempfindungen der Gruppe. Ein treffliches Porträt O'Reillys und keltiſche Abzeichen ſchmücken den in unſerer Abbildung unſichtbaren Teil des Denkmals.

Von all' den Monumenten, welche in neuer Zeit entſtehen, iſt vielleicht keines, welches eingehenderes Intereſſe erregen wird als das, welches die Staaten dem General Grant errichten, deſſen berühmter Name aus der Zeit des Bürgerkrieges auch in Deutſchland ſicher kein fremder iſt. Das Monument ſoll die Bundeshauptſtadt zieren und hier in hervorragender Weiſe zur Geltung kommen, da es von nationaler Bedeutung iſt. Trotzdem iſt der Auftrag einem jungen, noch faſt unbekannten Bildhauer zuteil geworden. Man wehrte ſich allerdings heftig, ihm die ſo wichtige Beſtellung zu übertragen, aus Sorge, der junge Mann könne ihr nicht gewachſen ſein. Aber Henry M. Shrady war nicht nur ſiegreich aus der erſten Preisbewerbung hervorgegangen, an der ſich zwanzig Bildhauer beteiligten, auch die engere Preisbewerbung, zu der außer Shrady nur noch der Bildhauer Niehaus zugelaſſen wurde, mußte ſchließlich zu Shradys Gunſten entſchieden werden. Niehaus' erſter Entwurf beſaß manche praktiſche Vorzüge vor dem Shradyſchen, aber dieſer erwies ſich als der genialere, und bei der zweiten Bewerbung gelang es Shrady, auch alle praktiſchen Be-

denken zu beſiegen, ſo daß ihm nun endgültig die Ausführung des mächtigen Denkmals, für das 250000 Dollars ausgeſetzt waren, übertragen wurde. Die Kommiſſion der Preisrichter beſtand aus den oberſten Staatsbeamten unter Zuziehung namhafter Bildhauer, wie St. Gaudens und French.

Der junge Shrady beſchäftigt ſich erſt ſeit fünf Jahren mit der Bildhauerei. Er war bereits Kaufmann, als er ſich ernſtlich der Kunſt zu widmen begann. Niemals noch hat Shrady Amerika verlaſſen, ſondern er verdankt ſeine ganze Ausbildung ſeinem Vaterlande. Er iſt ein Neuyorker und hat in den dortigen Kunſtſchulen ſtudiert.

Die Reiterſtatue des Generals Grant (S. 486), welche dieſen in ſehr dominierender Stellung auf einem lebhaften, vornehm gebauten Roſſe darſtellt, befindet ſich auf einer Art Plattform, die zweihundertſechzig Fuß lang iſt. Es iſt geplant, den General die Truppen überblickend, gleichſam über ihnen thronend, zu verkörpern. So bildet ſein von edler Ruhe durchdrungenes Standbild das Zentrum einer lebensvollen Kompoſition. Vier Löwen flankieren die Reiterſtatue, deren Poſtament Reliefs aus Grants ſiegreicher Laufbahn ſchmücken. Die beiden Rundells an den Längsſeiten der Plattform werden von zwei militäriſchen Gruppen eingenommen, davon eine die Artillerie, die andere die Kavallerie darſtellt. Die in raſender Eile dahinjagenden Pferde, welche ungemein ſcharf individualiſiert ſind, gereichen der Kompoſition zur beſonderen Zierde.

Eine Kompoſition, bei der wohl in noch höherem Maße die lebensvolle Wiedergabe des adeligſten der Tiere, des Pferdes, einen großen Reiz bildet, iſt F. G. R. Roths „Wagenrennen“ (S. 484). Hier haben wir es nicht mit einem Denkmal zu tun, ſondern die nur in kleinen Maßen ausgeführte Gruppe kann allein um ihrer ſelbſt willen Intereſſe beanſpruchen. „Art for Art's sake“, „die Kunſt um der Kunſt willen“, lautet die Deviſe der amerikaniſchen Modernen, und obwohl Roth nicht in dem Sinne ein Moderner iſt, daß ihm klaſſiſche Ideale fern liegen, ſo können ſeine Arbeiten doch ſicher unter diejenigen gerechnet werden, die vollſtändig nur um ihres Kunſtwertes willen Anerkennung gefunden haben. Roth, ein Brooklyner von Geburt, iſt einer der wenigen, die mehrere Studienjahre in Europa verlebten. Er war erſt in Wien und dann in Berlin.

Roth iſt in erſter Linie Tierbildhauer. Der Zoologiſche Garten Berlins hat ihm für manche ſeiner Tierſtudien treffliche Dienſte geleiſtet. Er iſt heute ein Mann in den Dreißigern. Durch ſeine Bronzeſtatuetten von Zirkuselefanten, ſeinen Tierbändiger und

Hamon Atkins MacNeil: Der Sonnenſchwur. (Ein Pfeil wird auf die Sonne abgeſchoſſen.)

Digitized by Google

Elefanten, Elefant und Rhinozeros, die Büffelgruppen und Einzelfiguren von verſchiedenen Vierbeinern hat er ſich bereits den Ruf des beſten Tierbildhauers von Amerika zu verſchaffen gewußt, denn ſeine Tiergeſtalten ſind voll Leben und Echtheit, und dabei durchdringt ein gediegener Geſchmack ſeine Werke. Das „Wagenrennen“, welches ſowohl in Neuyorker Skulpturenausſtellungen als auf der Buffaloer panamerikaniſchen Ausſtellung ſehr viel Anerkennung fand, ſtellt eine von Roths kühnſten Arbeiten vor, welche den Beweis liefert, daß ſeine Kunſt ihn auch nicht im Stiche läßt, wenn er die menſchliche Figur in ihr Bereich ziehen will.

Frederick Dielman: Weiblicher Idealkopf.

Als ein anderes Kunſtwerk, das, ohne ein Denkmal nationaler Bedeutung zu ſein, doch durch ſeine Vollendung ernſtes Intereſſe zu erregen imſtande iſt, ſtellt ſich Charles A. Lopez’ „Schnelläufer“ (S. 486) dar. Es iſt eine Figur, welche beweiſt, daß klaſſiſche Vorbilder der amerikaniſchen Kunſt nicht mehr fern ſtehen. Für Vorwürfe wie den Schnelläufer bietet allerdings auch gerade unſer amerikaniſches Jugendleben reiche Gelegenheit zum Studium, denn bekanntlich iſt die Athletik hier ſehr ausgebildet. Sport und Spiel ſind bei unſeren Studenten an Stelle der Menſuren getreten. Deshalb konnte auch ein Künſtler wie Lopez, deſſen Werke ſich ohnehin durch Le-

Harry Roſeland: Die fällige Miete.

Digitized by Google

bendigkeit und ſcharfe Charakteriſtik auszeichnen, einem derartigen Gegenſtand trotz klaſſiſcher Formengebung modernes Leben einhauchen. Charles A. Lopez iſt Mexikaner von Geburt, aber er hat volle Berechtigung, als amerikaniſcher Bildhauer zu gelten, denn er kam, erſt wenige Wochen alt, nach den Vereinigten Staaten und hat außer einem nicht ſehr lange währenden Aufenthalt in Paris, an der École des Beaux Arts, ſeine Ausbildung in Amerika zum großen Teile bei Ward genoſſen. Als ein Werk von beſonderer Bedeutung iſt ſein „Mahomet“ für das Neuyorker Appellationsgerichtsgebäude zu nennen. Alle ſeine Arbeiten, die in den letzten Jahren auf Ausſtellungen oder als Schmuck öffentlicher Gebäude zu ſehen waren, zeichnen ſich durch vornehmen Geſchmack aus.

Harry Roſeland: Das Orakel der Teeblätter.

Ein Bildhauer, der wie French dem Puritanertum entſproſſen iſt, ſich aber zu freier Kunſtentfaltung emporgeſchwungen hat, iſt Herbert Adams. Er ſtammt aus Weſt-Concord in Maſſachuſetts, lebt aber jetzt in Neuyork, nachdem auch er einige Studienjahre in Paris verlebt hatte. Die Statue von William Ellery Channing (S. 487), die durch edle Haltung und den Mangel jeder Steifheit hervorragt, trotzdem das wenig dekorative geiſtliche Gewand die ſchwungvolle Darſtellung ſehr erſchwerte, gehört zu Adams beſten Werken. Das Standbild des durch ſeine von liberalem Geiſte durchdrungenen Schriften rühmlichſt bekannten geiſtlichen Herrn befindet ſich in den Parkanlagen Boſtons.

Zu der Schar bedeutender und erfolgreicher Künſtler, welche Amerika entſproſſen ſind, geſellen ſich, wie vorher erwähnt, auch mehrere, die in Europa geboren ſind und dort ihre Ausbildung erlangt haben, doch erſt hier zur völligen Reife und zum Erfolge gelangt ſind. Nach den älteren deutſchen Bildhauern wie Joſef Sibbel — ein Rheinländer —, der ſich hauptſächlich der religiöſen Kunſt gewidmet hat, und deſſen ſehr lebensvolle Statuen faſt alle amerikaniſchen katholiſchen Kirchen und Kathedralen zieren, und Henry Baerer, der Denkmäler und Idealfiguren geliefert hat, die klaſſiſchen Schönheitsſinn zeigen, ſind jetzt einige junge Öſterreicher in den Vordergrund amerikaniſchen Kunſtſchaffens getreten. Unſere Ab-

William Fair Kline: Ihr Beitrag.

bildungen zeigen Werke von zwei ſehr bedeutenden Künſtlern, deren Wiege in Wien geſtanden hat.

Karl Bitter, deſſen Name in deutſchen Blättern noch viel genannt werden wird, da er der Direktor der Skulpturen für die St. Louiſer Kunſtausſtellung iſt, hat ſich mit ſeiner großzügigen Kunſt, bei der Michelangelo Pate geſtanden hat, heute zu einem der beliebteſten Neuyorker Künſtler emporgeſchwungen. Die Paläſte und die Grabſtätten unſerer Millionäre auszuſchmücken, wird ihm mit Vorliebe anvertraut. Seine Bronzetüren für die Trinitykirche, von den Aſtors geſtiftet, ſeine verſchiedenen Gruppen für Vanderbiltſche Behauſungen und vieles andere, was in ſeinem ſchloßartigen Atelier und Heim, welches von ſtolzer Höhe auf den Hudſon herabblickt, entſtanden iſt, werden auch ſpäteren Zeiten noch beweiſen, daß trotz vieler geſtrandeter Künſtlerexiſtenzen doch auch Ruhm und Gold für eingewanderte Talente hier zu holen war. Oder vielmehr man wird noch mehr, als dies jetzt ſchon geſchieht, des vielen Künſtlerelends ganz vergeſſen, da ſeine Spuren ſich verwiſchen, die ſteinernen Dokumente aber, die die Erfolgreichen hinterließen, werden zu Trugſchlüſſen über den amerikaniſchen Künſtlerruhm eingewanderter Künſtler benutzt werden. Doch iſt er beſonders unter den Bildhauern nur wenigen geworden. Die trauernde Figur von Bitters Hand, welche Henry Billards Grab ſchmückt (S. 488), gibt Zeugnis von Bitters in mächtigen Linien gehaltener, großdekorativer Kunſt. Henry Billard iſt der Schöpfer der nördlichen Pacificbahn.

Minder pathetiſch, aber dafür unendlich lieblich erſcheint das Werk eines anderen jungen Öſterreichers, der hier ſeit wenigen Jahren im Vordergrunde der Künſtlerſchaft ſteht. Iſidor Kontis „Kindergruppe“ (S. 489) zeichnet ſich gleich all ſeinen Werken durch erquickende, renaiſſancemäßige Schönheit aus, der modernes Gefühl und eine ſehr ſorgfältige, aber nie gequälte Technik zum vollen Eindruck verhelfen. Konti kann ſich zu den wenigen Glücklichen zählen, deren Werke vor Kunſtgenoſſen, Kunſtkritikern und dem Publikum beſtehen. Der Vereinigung von Eigenſchaften, wie ich ſie eben anführte, verdankt er dieſen allgemeinen Beifall. Im vergangenen Jahre wurden auf der großen Neuyorker Skulpturenausſtellung Stimmen aus dem Publikum abgegeben für das ſchönſte Kunſtwerk. Konti fielen für ſeine weibliche Brunnenfigur, welche jetzt den Park in Yonkers bei Neuyork ſchmückt, die meiſten Stimmen zu. Und man hörte in Künſtler- und Kritikerzirkeln nichts über den ſonderbaren Geſchmack des Publikums, ſondern jeder vergönnte nicht nur dem beſcheidenen, liebenswürdigen Künſtler ſeine Popularität, ſondern erklärte ſich auch mit dem Preisrichterſpruche

Digitized by Google

des vielköpfigen Ungetüms Publikum einverſtanden. Die Idealfigur und die Kompoſition allegoriſcher Gruppen ſind Kontis Hauptgebiete.

Daß ein „eingewanderter Künſtler“ ſich ſo vollſtändig amerikaniſieren kann, um mit echtem Verſtändnis einen patriotiſch-amerikaniſchen Stoff zu behandeln, hat Albert Weinert mit ſeiner Gruppe „King Hendrik und Sir William Johnſon“ (S. 490) bewieſen. Das mächtig große Denkmal iſt am Lake George aufgeſtellt, nahe der Stätte, wo die zur Veranſchaulichung gebrachte Unterredung des britiſchen Generals mit dem Mohikan-Indianer ſtattfand. Und zwar iſt der Augenblick gewählt worden, als im Jahre 1755 der Indianer an fünf Stöcken dem Briten ſeine Taktik der Kriegsführung erklärte, indem er zeigte, wie fünf Stöcke leichter einzeln als gemeinſam zerbrochen werden könnten. Dieſe Stöcke verſinnlichten Teile der Armee. Ein anderes bedeutendes Werk Weinerts, welches ſich in Chicago befindet, verrät den Deutſchen viel ſtärker. Es iſt eine ideale Figur, die „Revolution“ darſtellend; das gleichnamige Freiligrathſche Gedicht liegt der Idee zugrunde.

Die Urbewohner Amerikas haben aber einige amerikaniſche Bildhauer als ihre beinahe ausſchließliche Sphäre erwählt. So z. B. Solon Borglum, der urſprünglich „Cow-boy“ auf den Prärien war und ſich zu einem der originellſten der „Jungen“ entwickelt hat, deſſen Arbeiten ſeit ſeinem Pariſer Aufenthalte ſogar an Rodin gemahnen, obgleich alle Motive dem Indianerleben entnommen ſind.

Und da iſt ferner Hamon Atkins Mac Neil, der in ungemein charakteriſtiſcher Weiſe, mit ſcharfer Individualiſierung die eigenartige Schönheit der amerikaniſchen Naturkinder mit ihren ſehnigen Gliedern zur Geltung bringt. Mac Neil trat zur Zeit der Weltausſtellung auch in Paris hervor. Der damals noch ſehr junge Mann, der ebendort ſeinen Studien einen letzten Schliff verliehen hatte, errang ſich eine ſilberne Medaille. Phantaſievolle Gegenſtände reizen Mac Neils Meißel. So hat er ſich im vorigen Jahre durch ein großes Relief auf der Neuyorker Skulpturenausſtellung hervorgetan: „Vom Chaos zur Dämmerung“. Damit war er ſeinen Rothäuten allerdings untreu geworden, aber der „Sonnenſchwur“ (S. 491) zeigt, wie er den eigentümlichen Sitten und oft ſo poeſievollen Gebräuchen der Indianer gerecht zu werden verſteht, wie ſeine Phantaſie und ſein Beobachtungstalent ſich mit ſeiner techniſchen Fertigkeit verbinden, um aus dieſer uramerikaniſchen Sphäre Kunſtwerke

J. A. Joſephi: Zwiſchen den Malven.

Digitized by Google

von originellem Reize herauszulöſen. Der „Sonnenſchwur“ iſt ein Kunſtwerk, das vor allem wegen der prächtig modellierten, von Leben und intenſivem Ausdruck erfüllten Geſtalten auf volles Intereſſe Anſpruch erheben darf. Der dargeſtellte Vorgang ſteht im Zuſammenhange mit dem Glauben der Indianer, daß „der große Geiſt“ die Sonne bewohne. Ihm werden allerlei Eide geleiſtet, und an Selbſtkaſteiungen ſtehen die Indianer den chriſtlichen Märtyrern um nichts nach. Während zwölf Stunden, bis das Tagesgeſtirn vom Horizont herniedergleitet, unverwandt in die Sonne zu blicken, gehört zu den beliebteſten Martern, die der Indianer ſich ſelbſt auferlegt. Beſteht er dieſe Probe, ſo wird er zum Medizinmann ernannt; wenn eine Ohnmacht ihn übermannt, fällt er der Verachtung anheim.

⁂

John Hemming Fry: Franceſca und Paolo. (Dante.)

Da bekanntlich die Ausnahme die Regel bekräftigt, ſo ſei der Reigen der Maler mit einem Manne begonnen, der, obwohl er deutſcher Abkunft iſt, und obwohl ſeine Malweiſe an deutſche Meiſter wie Kaulbach und Piloty gemahnt, ſich doch zu der repräſentativen Stellung des Präſidenten der „National Academy of Design“ in Neuyork emporgeſchwungen hat. Es iſt Frederic Dielman, deſſen „Weiblicher Idealkopf“ (S. 492) meine Behauptung, daß deutſcher Einfluß ſeiner Kunſt nicht fremd ſei, bewahrheiten wird. Dielman iſt der erſte Maler deutſcher Abkunft, der einer unſerer Kunſtgeſellſchaften vorſteht. Er malt weniger Staffeleibilder als allegoriſche und dekorative Wandbilder für öffentliche Gebäude, die ſich durch anmutsvolle Kompoſition auszeichnen.

Grundamerikaniſch iſt die Kunſt des Präſidenten der „New York Water Color Society“, die übrigens ſo ziemlich aus denſelben Mitgliedern wie die „Academy“ beſteht, ſoweit dieſe ſich auch der Aquarellfarben bedienen. J. G. Brown, der ſchon ſeit vielen Jahren dieſer Vereinigung vorſteht, iſt aber durchaus nicht ausſchließlich Waſſerfarbenkünſtler. Vielmehr führt er uns ſeine Spezialität, die Neuyorker Schuhwichsjungen, am häufigſten in Öl vor. Browns Atelier iſt völlig als Schuhwichsbude eingerichtet, und alle Utenſilien für dies Handwerk ſowie verſchiedene Garnituren alter Schuhe finden ſich bei ihm vor. Ich weiß nicht, ob es nötig iſt, hier einzufügen, daß in Neuyork ſich das Schuhputzen zu einem beſonderen Gewerbe entwickelt hat.

weil die Dienſtleute es unter ihrer Würde finden. Da nun die Amerikaner bekanntlich ſehr mit der Zeit geizen, ſo fahren die kleinen Schuhputzer mit auf den Fähren, welche die Neuyorker von ihren oft jenſeit des Hudſon oder Eaſt-River gelegenen Behauſungen nach ihren Geſchäftslokalen bringen. An allen Straßenecken ſtehen ſie, und nur die „News-boys", die kleinen Zeitungsverkäufer, welche Brown übrigens auch verewigt hat, wetteifern mit ihnen um den Ruhm, die eigenartigſten Nomaden der Neuyorker Straße zu ſein — traurige Großſtadtprodukte, denen es aber auch nicht an Humor und Freuden ihrer Art ganz mangelt. Einzeln, in Gruppen, im Verein mit ihren Freunden, den Hunden der Straße, in all ihren charakteriſtiſchen Momenten verewigt ſie Brown. Er iſt ein älterer Herr von ſchottiſcher Abkunft, einer der Senioren der amerikaniſchen Kunſt. Seine Bilder erfreuen ſich großer Popularität. Er iſt einer der wenigen amerikaniſchen Maler, die ſich ihre Stoffe aus dem ſpezifiſch amerikaniſchen Leben holen, in dem es wahrlich an charakteriſtiſchen und originellen Zügen nicht mangelt. (Vergl. das Einſchaltbild.)

Ein anderer Maler, einer der Jungen, der uns aber auch ganz in ein echt amerikaniſches Milieu verſetzt, iſt Harry Roſeland. Grundverſchieden erſcheint ſein Stoffgebiet von dem Browns, grundverſchieden wie die Lebensſphären dieſes an Kontraſten ſo reichen Landes. Die ſchwarzen Mitbewohner des Landes ſind es, die Roſelands Pinſel inſpirieren. Den Hütten ähnlich, wie wir ſie im Süden der Staaten und auch in den äußeren Vorſtädten Neuyorks finden, iſt Roſelands Atelier eingerichtet. Da ſteht der alte Kamin aus roten Backſteinen, da liegen die alten bunten Kleidungsſtücke umher, die halbzerbrochenen Kochgeſchirre, die ſeine Negermodelle dem jungen Maler ſo gern überlaſſen, da er ſie ihnen durch neue erſetzt. So recht in die Mitte einer „ſchwarzen Haushaltung" führt uns Roſelands Bild „Die fällige Miete" (S. 492). Der Hausherr beſucht in höchſteigener Perſon ſeine ſäumigen Mieter, deren charakteriſtiſche Figuren und Mienen Roſeland ſo wohl wiederzugeben weiß. Noch mehr verſetzt uns „Das Orakel der Teeblätter" (S. 493) in die eigentümliche Sphäre der Schwarzen. Bekanntlich ſind die alten „Mamis" (bedeutet „Mütter", aber der Ausdruck iſt für die ſchwarzen Kinderpflegerinnen aus den Zeiten der Sklaverei her angenommen und wird vielfach auf alle älteren Negerinnen angewandt) ſehr zukunftskundige Frauen und verſtehen ſich auf das Wahrſagen in allen möglichen Formen. Die kleinen Blättchen, welche als Bodenſatz in den Teetaſſen zurückbleiben, dienen ihnen mit Vorliebe als Orakel. Die jungen Damen der guten Geſellſchaft, beſonders diejenigen, die der kleine Gott Amor mit ſeinen Pfeilen getroffen hat, verſchmähen es nicht, bei einer ſchwarzen „Mami" oder der „Tante Jemina" (ein Lieblingsname der Schwarzen) vorzuſprechen, um die Zukunft zu erforſchen. Es ſei hier verraten, daß zu der lieblichen blonden Beſucherin Roſelands junge, ſehr anmutige Gemahlin Modell ge-

William Merritt Chaſe: Porträt.

Digitized by Google

ſeſſen hat, deren zarte Schönheit er mit Vorliebe zu den dunklen Geſtalten der Negerinnen kontraſtiert. Farben und Effekte ſind überhaupt Roſelands Stärke. Er verfügt über eine ſehr warme und reiche Palette, die ihm auch in der Landſchaft für ſüdliche Sonnenuntergänge uſw. ſehr zuſtatten kommt. Roſeland hat ausſchließlich in Neuyork ſtudiert und lebt in Brooklyn, Neuyork. Dem noch jugendlichen Künſtler ſind ſchon ſehr viele Preiſe und Ehrungen geworden, denn niemand wird den Eigentümlichkeiten der ſchwarzen Raſſe in ſo künſtleriſcher und doch naturgetreuer Weiſe gerecht wie er. Der Erfolg dieſer Bilder hat faſt wider ſeinen Willen dieſen Kunſtzweig zu ſeiner beinahe ausſchließlichen Domäne geſtaltet.

William Meritt Chaſe: Damenporträt.

Auch ein Maler echt amerikaniſcher Vorwürfe iſt William Fair Kline. Seine Motive ſucht er ſich aber nicht im Leben unſerer Tage, ſondern wer ſein Atelier betritt, wird in die glorreiche Zeit der amerikaniſchen Freiheitsbewegung verſetzt. Alte Schränke, ein mächtiges Sofa, allerlei Stücke aus der Kolonialzeit ſchaffen ein Milieu, wie es damals in den amerikaniſchen Heimſtätten zu finden war. Auf dem Bilde „Ihr Beitrag" (S. 494) finden wir ein Stück dieſer Umgebung wieder. Die Jungfrau ſtickt an der Fahne, die ihr Tribut ſein ſoll für die amerikaniſche Unabhängigkeit. Damals waren es die Frauen, Mütter und Bräute der Krieger, welche die Sterne und Streifen zuſammenſetzten, nicht fabrikmäßig wurden die Abzeichen des neuen Staatenverbandes hergeſtellt, ſondern Gefühle des Patriotismus und der Freiheitsliebe wurden in jeden Stich hineingewoben. Mit feinem Empfinden weiß Kline dieſe Atmoſphäre vergangener Tage in ſeinem Bilde feſtzuhalten. Außer derartigen, ausgeprägt amerikaniſch-hiſtoriſchen Stoffen beherrſcht dieſer Maler, der ſich auch noch kaum dem Mannesalter genaht hat, und der bereits mehrmals in den Neuyorker Ausſtellungen mit Preiſen für die verdienſtvollſten Arbeiten der Ausſtellung ausgezeichnet wurde, noch zwei beſondere Lieblingsgebiete: die griechiſche Mythologie und das landſchaftliche Stimmungsbild mit figuraler, gleichſam die Stimmung verkörpernder Staffage. Dieſer Kunſtzweig entzieht ſich faſt der Wiedergabe durch Abbildungen, weil die Schönheit dabei verloren ginge. Eins der mythologiſchen Bilder errang Kline ſogar den Clarkepreis, der für das beſte Figurenbild der Akademieausſtellung ausgeſetzt iſt, aber ausländiſche Leſer ſehen auch viele treffliche Gemälde, deren Sujets der Antike entnommen ſind, während Momente der amerikaniſchen Vergangenheit nicht ſo oft an ſie herantreten. Deshalb dürfte „Ihr Beitrag" intereſſanter ſein als Gemälde, welche Klines andere Gebiete vertreten.

Ein Maler von auffallender Beweglichkeit iſt auch J. A. Joſephi. Es ſei hier gleich eingeſchaltet, daß überhaupt eine Einteilung in verſchiedene Gebiete wie Porträt, Hiſtorie, Landſchaft in Amerika vielleicht am ſeltenſten mehr zutrifft, ſondern ein echter Künſtler ſich

Digitized by Google

in allen Gebieten wie in jedem Material auszudrücken trachtet, wenn er auch oft, durch Zufälle geſchäftlicher Art veranlaßt, eines oder das andere von ihnen ausſchließlicher behandelt. Joſephi iſt lange Zeit hauptſächlich als trefflicher Miniaturmaler bekannt geweſen, d n er wußte dieſen Zweig der Malerei über das Niveau ängſtlich ausgeführter, ſchwächlicher Bildniſſe zu erheben. Seine Porträts waren zugleich Bilder, denen trotz des kleinen Formates die großzügige Auffaſſung nicht abzuſprechen war. Joſephi iſt Präſident der Neuyorker Geſellſchaft der Miniaturmaler. Durch den Erfolg ſeiner Miniaturbildniſſe ward Joſephi lange verhindert, ſich in dem Maße, wie er wünſchte, anderen Gebieten der Malerei zu widmen, bis er plötzlich in den letzten Jahren durch ſehr ſtimmungsvolle Landſchaften überraſchte. Seine eingehenden Figurenſtudien befähigten ihn auch, Figur und Landſchaft zu verbinden, wofür „Zwiſchen den Malven“ (S. 495) ein ſehr anſprechender Beweis iſt. Solche hohen Malvenbüſche ſind hier in den Vorgärten der altmodiſchen Farmhäuſer ſehr beliebt. Joſephi hat hier und auch in Frankreich unter Bonnat ſtudiert.

Die Kompoſition großen Stiles, und beſonders das auf den italieniſchen Schulen der Renaiſſance ruhende Figurenbild, wurde in Amerika bis vor kurzem ganz vernachläſſigt, ja die alten Meiſter fanden wenig Würdigung, insbeſondere die Italiener, die man ſo wenig kannte, da ſie in den Neuyorker Muſeen faſt gar nicht vertreten ſind.

Dafür, daß der europäiſche Einfluß, das Studium der dortigen Galerien auch darin einen Umſchwung gebracht hat, bietet John Hemming Frys Kunſt den beſten Beweis. Wenn auch Gemälde wie „Francesca und Paolo“ (S. 496) hier nicht oft gemalt werden, ſchon weil derartige Bilder nur für Galerien ſich eignen und dieſe ſehr wenig Ankäufe machen, ſo zeigt Frys ideale, ganz auf den Italienern, insbeſondere auf Tintoretto, beruhende Tendenz doch, daß heute im Amerikanertum auch ſolche Beſtrebungen beſtehen, und daß es nicht an Talent fehlt, ſie durchzuführen. Fry iſt ein ſehr ſtrenger Zeichner, ſeine Farbenſkala hat Sattheit und Tiefe, und ſeine Kompoſitionen ſind ſehr harmoniſch und ſtilvoll entworfen.

Von den Malern, die ihre Haupterfolge dem Porträt verdanken und zu den erſten Bildnismalern Neuyorks gehören, ſeien hier noch drei genannt, welche verſchiedene Richtungen vertreten.

Da ich bisher noch gar nicht Gelegenheit hatte, der doch durch ſehr bedeutende Kräfte vertretenen kunſtbefliſſenen Frauen Erwähnung zu tun, ſo ſei von den Porträtiſten

W. von Schwill: Amerikaniſches Millionärskind in Arbeiterkleidung.

Frau Amanda Brewſter-Sewell zuerſt erwähnt, obwohl ich ſie, nachdem ihr letztes Frühjahr für ihr Gemälde „Die heilige Heka-

tombe" — ein römiſches Feſt — von der „Academy" der Preis für das beſte figuraliſche Kompoſitionsbild der Ausſtellung zuteil wurde, gewiß nicht als ausſchließliche Porträtiſtin bezeichnen will. Aber zu den beſten der amerikaniſchen Bildnismaler zählt ſie unbedingt. Ihre ſehr vornehm gehaltenen Porträts, die hauptſächlich Damen der oberſten Geſellſchaftskreiſe darſtellen, ſcheinen eine Nachfolgerſchaft der Werke der berühmten engliſchen Bildnismaler Sir Joſuah Reynolds und Lawrence zu bedeuten. Frau Brewſter-Sewells Stil iſt entſchieden der engliſchen Kunſt verwandt, die auch ihr Ideal darſtellt.

Grundverſchieden davon erſcheinen William Meritt Chaſes Bildniſſe (S. 497 u. 498): keck, faſt immer meiſterhaft gemalt, die energiſche Perſönlichkeit des Künſtlers in jedem Striche verratend, dabei von ſo feiner Luftwirkung, daß die Schule des Velasquez unverkennbar iſt. Auch der Einfluß Pilotys macht ſich bemerkbar, denn unter ihm legte Chaſe einen großen Teil ſeiner Studien zurück. Die kecke Freilichtlandſchaft iſt gleichfalls Chaſes Gebiet, und allſommerlich führt er, wohl der beliebteſte Kunſtlehrer Amerikas, eine große Zahl Schüler und Schülerinnen in die Natur, um im Freilicht Landſchaft und Figur zu ſtudieren. Nachdem die Chaſeſchule mehrere Jahre am Meeresſtrand in Long-Island geweilt hatte, zog ſie letztes Jahr mit ihrem Meiſter bis nach Holland. Auch Spanien haben dieſe Kunſtjünger ſchon vor mehreren Jahren beſucht, um, gleich ihrem Lehrer, Velasquez zu ſtudieren.

Wer nun Schwills Bildniſſe betrachtet, wird bald gewahr werden, daß er unter ganz anderem Einfluſſe ſteht. Rembrandt und ſein nächſter Nachfolger in der Moderne, Lenbach, heißen ſeine Kunſtideale, denen er ohne Verleugnung eigener Individualität nachſtrebt. Schwill hat den Prinzen Heinrich für den deutſchen Klub in Neuyork gemalt und war dazu längere Zeit ſein Gaſt in Kiel. Daß aber Schwill, obgleich von deutſcher Abkunft, auch unter der amerikaniſchen Plutokratie Anerkennung für ſeine in geſättigten Tönen gehaltenen Bildniſſe findet, beweiſt das Bild „Millionärskind in Arbeiterkleidung" (S. 499). Es iſt ein echt amerikaniſcher Einfall, ein Kind in dieſer Tracht malen zu laſſen. Die Beinkleider ſind die richtigen „overall's" (Überalles), die die amerikaniſchen Arbeiter über ihrer ſonſtigen Kleidung tragen. Man hat ſie als Spielgewand für Kinder, Knaben ſowohl als Mädchen, adoptiert, weil ſie die Gewänder ſchonen und den Kleinen freie Bewegung geſtatten, die man hier dem ängſtlichen, artigen Spielen weit voranſetzt. Die Jugend möglichſt wenig in ihrem Bedürfnis, ſich auszutollen, ein-

Henry W. Ranger. Porträt.
(Nach einer Photographie von Curtis Bell, Neuyork, City.)

Digitized by Google

J. G. Brown: Freunde.

Zu Ruge: Amerikanische Bildhauer und Maler der Gegenwart. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

zuſchränken, iſt amerikaniſcher Brauch. So kleidet auch die Multimillionärin ihr Kind in „overall's", dem Tagelöhner gleich, damit es frei und fröhlich ſei. Da nun dieſe Tracht gar nicht unkleidſam iſt, ſo hat William von Schwill, der jede gekünſtelte Tracht und Poſe haßt, vielmehr einfache, der betreffenden Perſon natürliche Gewandung und Stellung darzuſtellen liebt, das reiche Kind in ſeiner Lieblingstracht verewigt und dadurch ein höchſt originelles Bildnis geſchaffen.

Henry W. Ranger: Waldlandſchaft.
(Nach einer Photographie von Curtis Bell in Neuyork, City.)

Wenn ich nun noch einige Worte insbeſondere der Landſchaft widme, ſo ſollen ſie dazu dienen, einige Maler und ihre Werke vorzuführen, die beſtimmte, eigenartige Richtungen vertreten. Da ſei vor allem Henry W. Ranger erwähnt, der an der Spitze der „Tonal School of America", der modernen amerikaniſchen Stimmungsmalerei, ſteht. Es hat ſich hier eine Nachfolgerſchaft der Barbizoniſten gebildet, die durch die verſchiedene Individualität der Amerikaner, die ſüdlichere Tönung der Atmoſphäre, die verſchiedene Vegetation ſich doch einen originellen, ſpezifiſch amerikaniſchen Charakter bewahrt hat. Lyme in Connecticut iſt das Zentrum dieſer amerikaniſchen Stimmungsmaler. Henry W. Ranger hat zuerſt die Reize der Wälder und Felder dieſes Neuenglandlandſtriches, von dem auch der „Sound" leicht erreichbar iſt, entdeckt, und ihm ſind Kollegen und Schüler nachgezogen, ſo daß ſich Lyme zum amerikaniſchen Barbizon auszuwachſen beginnt. Unſere Ausſtellungen, ſowohl die urſprünglich konventionelle Akademie, als die urſprünglich impreſſioniſtiſche Ausſtellung der „American Artists", tragen heute den Stempel der „Tonal School", in der wir wohl die bedeutendſte ausgeprägt amerikaniſche Kundgebung des Kunſtlebens zu begrüßen haben. George Ineß der Ältere und Homer Martin, die den Namen der amerikaniſchen Landſchaftsmalerei zuerſt begründeten, beide ſchon dahingegangen, ſie brachten zuerſt den barbizoniſtiſchen Einfluß übers Meer. Schon in den ſechziger Jahren des letzten Jahrhunderts wandte ſich Ineß, der erſt der minuziöſen Hudſonriverſchool angehörte, den franzöſiſchen Stimmungsmalern zu, und von da an war ſeine Deviſe, daß ein Maler nicht die Natur kopieren, ſondern den Eindruck, den dieſe auf das empfängliche Künſtlergemüt hinterlaſſe, malen ſolle. Er war ein richtiger Malerpoet, und ſeine in gebrochenen

Albert M. Groll: Abend am Hudſon.

und doch ſaftigen Farben gehaltenen Morgen- und Abendſtimmungen, ſeine herbſtlichen Wälder werden dauernd die Vorbilder für die amerikaniſchen Landſchafter bilden, d. h. gerade inſofern ſie zeigen, daß ein Maler ganz ſelbſtändig bleiben kann, auch wenn er die Miſſion erfüllt, eine Kunſtauffaſſung, die einer anderen Nation entſprungen, ſeinem Lande zu inſpirieren. Denn ſo wenig Ineß' Bilder eine Nachahmung der Schule von Fontainebleau ſind, ſo wenig eignen auch ſeine Bilder ſich dazu, nachgeahmt zu werden, gerade ſo wenig wie etwa diejenigen Böcklins. Aber die Empfindung ſeiner Kunſtrichtung hat Ranger und haben die ganzen Anhänger der „Tonal School“ erfaßt. Ineß ſelbſt iſt erſt kurz vor ſeinem Tod in den neunziger Jahren zur Würdigung gelangt, und erſt jetzt hat ſich die „Tonal School“ entwickelt. Ich könnte hier eine Menge Namen nennen, aber nur wenige der Maler dieſer Richtung, wie Paul Deſſar, Leonard Ochtmann, Parton, Bogert, ſeien noch hervorgehoben. Ranger, von dem eine Landſchaft als Abbildung (S. 501) gegeben iſt, malt ſehr kräftig. Die weinroten, kupferfarbenen oder altgoldigen Wälder unſerer Herbſtlandſchaft ſind ſeiner Palette am vertrauteſten, aber auch See- und Städtebilder von ſtarkem Farbenreiz weiß er zu ſchaffen.

Julian Rix: Kaliforniſche Landſchaft.

Mehr als irgendeines anderen der amerikaniſchen Barbizoniſten beruht Albert M. Grolls Kunſt auf Farbenharmonien. Alle Einzelheiten des Vordergrundes oder Blätterwerkes werden bei ihm der Farbenwirkung untergeordnet, ja er empfindet es als Störung, ſich in zu feſte Formen zu binden. Seine ſehr fein empfundenen Bilder haben eine Wirkung, die der der Muſik manchmal faſt näher kommt als der der bildenden Kunſt. Er arbeitet jetzt an einem ganzen Zyklus von Farbenſinfonien. Groll iſt in Amerika geboren, aber von deutſcher Abkunſt, hat eine Zeitlang in München ſtudiert, doch ſeine Kunſt zeigt wenig deutſchen Einfluß. Auch hat er erſt nach dem

Münchener Aufenthalt ſich ausſchließlich der Landſchaft (Abbild. S. 502) zugewandt.

Die Landſchaft iſt jedoch in Amerika nicht nur im Stimmungsbild bedeutend. Als einen Wirklichkeitsmaler möchte ich Julian Rix bezeichnen, doch nicht in dem Sinne, als ob er die Natur mit photographiſcher Treue abſchriebe. Nein, er ſucht großartige Motive, wie ſie ſeinem Geſchmack entſprechen, und bringt uns voll den Zauber jener gigantiſchen Natur, die er zum Malen und Leben vorzieht: das azurne Firmament Kaliforniens (Abbild. S. 502), jene Berge von grotesker Geſtaltung, die Baumrieſen jener üppigen Welt. Wahr und echt und doch in künſtleriſcher Auffaſſung zeigt uns Rix dieſe macht- und kraftvolle Natur, die ſeinem eigenen Weſen entſpricht, denn gegen den Willen ſeiner im Juriſtentum aufgehenden Familie hat ſich Rix zum Künſtler ſchwer, mittels nächtlicher Studien, durchgearbeitet. Er hat auszuſtellen verſchmäht, bis er die hohen Anforderungen, die er an ſich ſelbſt ſtellte, voll erfüllte. Doch iſt ihm eine volle Entwickelung und Vollendung für ſeine Kunſt nicht vergönnt geweſen: am 24. November 1903 raffte ihn bald nach einer ſchweren Operation der Tod dahin.

Childe Haſſam: Bretoniſches Haus.

Und nun zum Schluß ſei noch eines Vertreters derjenigen Richtung Erwähnung getan, die bis vor einigen Jahren in der Landſchaft hierzulande die herrſchende war, der echte und auch viele unechte Jünger in Scharen zuflogen: des Impreſſionismus. Dieſe Mode hat ausregiert. Alle, die, nur um ein zeichneriſches Nichtkönnen zu verhüllen oder um der Mode zu frönen, ſich ihm zuwandten, ſind abgefallen. Aber eine kleine Schar von ſolchen iſt verblieben, die wirklich ihre ureigenſte Individualität nur in dieſer Ausdrucksweiſe der Kunſt zu geben vermögen.

Widerſpruchslos ſteht Childe Haſſam, deſſen „Bretoniſches Haus“ unſere letzte Abbildung zeigt, an der Spitze der amerikaniſchen Impreſſioniſten. Eine eigentümliche ſpitze Technik, die mit jedem Strich ungemein viel ſagt, iſt ihm eigen, ein wunderbarer Farbenſinn dazu. Die klaren und duftig hellen Töne liebt er, aber auch Nebel und Regen weiß er auf das reizvollſte wiederzugeben. Immer glänzt er vornehmlich in der Luftperſpektive. Dabei iſt ſeine Kunſt nicht wie die Claude Monets, neben dem er als der minder kraftvolle, aber anmutsvollere erſcheint, auf die Landſchaft beſchränkt, ſondern Einzelfiguren und figürliche Kompoſitionen im Freilicht liegen ihm ebenſo, vielleicht noch mehr. Daraus ſchon geht hervor, daß er die Formen vortrefflich beherrſcht und ein prägnanter Zeichner iſt. Er iſt einer der vorzüglichſten und am beſten charakteriſierenden Darſteller der graziöſen Amerikanerinnen. Sowohl auf der Straße als in ihren ſommerlichen Gewändern auf blumiger Halde oder auf der Terraſſe ihres Gartens liebt er die Damen der hohen Geſellſchaft zu malen.

Amerikas Künſtler bieten heute vieles und mannigfaltiges. Die Ausſtellung in St. Louis wird auch die Aufmerkſamkeit Europas auf ſie lenken, und es wäre ein Gewinn für die Alte wie für die Neue Welt, wenn ſie ein gegenſeitiges Vertrauen anbahnte oder beförderte.

Otto Hauser

Der Erbvogt von Rothenfurt

Erzählung

von

Otto Hauser

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Vorbericht. Im Verlaufe meiner kulturhiſtoriſchen Studien glückte es mir mehrfach, Dokumente einer fernen Vergangenheit aufzufinden, die auch für uns noch von einigem Intereſſe ſind, unter ihnen den hier folgenden Bericht aus der Chronik der Erbvögte von Rothenfurt, einem kleinen Orte bei Freiberg in Sachſen, wo ihr Geſchlecht an drei Jahrhunderte lang dieſes Amt verwaltet hatte. Sonſt enthält die Chronik wenig mehr als trockene Daten über Eheſchließungen, Geburten, den Amtsantritt der neuen Vögte, Ehrungen und den Tod der Familienglieder. Um ſo mehr hebt ſich von ihnen dieſer eine Bericht ab. Die eigentümliche Geſtalt ſeines Helden gibt ihm etwas von ſeiner ſtarren Größe, die, auch in tragiſchſten Geſchicken bewahrt, ſo glaube ich, ſelbſt heute noch ergreifen kann.

Noch ſei bemerkt, daß ich die Sprache des Originals, das aus der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts ſtammt, nur in der Rechtſchreibung der unſeren angeglichen habe, ohne ſonſt etwas an dem Wortlaute zu ändern. Wohl mögen nun manche ſprachliche Altertümlichkeiten den Leſer anfangs befremden, doch ſchien mir nur ſo der beſondere Geiſt jener Zeit gewahrt zu bleiben und durch ihn gleichſam die Gegenwart eines vergangenen Geſchlechtes auch für uns zur Gegenwart zu werden. O. H.

Digitized by Google

Mit Gott!

Wie mein Vater noch selbst zuvor berichtet, bin ich, David Christian Hilpert, der Sohn von seinem zweiten Weibe, das er gefreit, nachdem er über ein Jahrzehnt Witmann gewesen. Und er hatte damals bereits einen Sohn, der eben achtzehn Jahre zählte, nur um ein Jahr jünger als seine zweite Ehefrau, meine Mutter. Mein Vater selbst war in der Zeit schon an die sechzig, aber noch ein sehr rüstiger Mann, wie ich an dem Bilde sehe, das von ihm gemalt ward zugleich mit seinem jungen Weibe. Er trug sich schwarz nach der Weise der Gelehrten, den Bart aber nach der Mode seiner Jugend noch auf schwedisch zugestutzt. Dieser nun wie auch sein Haupthaar, welches unter seinem Hut in kurzen Locken hervorkam, waren beide rötlichgrau von Farbe und mochten einst von solchem Blond gewesen sein, sein Scheitel indessen wohl schon gelichtet, wie da ich mich seiner erinnern kann. Sonst war er von voller Leibesgestalt, groß und stattlich, das Antlitz wohl gerundet. Aber die stahlgrauen Augen, welche etwas tief in den Höhlen lagen, hatte der Maler starr und hart blicken lassen, und die schmalen, blassen Lippen waren fest aufeinander gekniffen, wie sie einen Mann von strengem Sinne bezeugen. Und als solchen fürchteten und scheuten ihn auch die Leute rings in seinem ganzen Vogtspiel, die unter ihm standen als ihrem Gerichtsherrn in Straffällen und sonstigen Händeln. Man erzählte von ihm, daß er auch nicht ein Huhn zum Geschenke nahm, was man dazumal — leider! — nicht von vielen Vögten im Lande erzählen konnte. Ihm gegenüber war seine Ehefrau von um so zarterer Gestalt und überaus lieblich. Sie war in einem weißen, atlassenen Kleide gemalt, das vielfach mit rosenroten Litzen besetzt war, und unter den großen Ärmeln mit den starken Falten waren ihre Hände so klein wie die eines Kindes, das zum ersten Abendmahl geht; und sie hielt auch ein Büchlein wie ein Psalmenbuch zwischen ihren blassen und gleichsam scheuen Fingern. Ihr Antlitz war auch wie das eines Kindes mit den vollen roten Lippen, wie wenn es eben schmollt, und die blauen Augen waren sehr groß und blickten fast mit Neugier auf den, der sie ansah. An Schmuck aber trug sie nichts als einen roten Korallenkamm in dem blonden Haar, das in einzelnen Krauslöckchen auf die feine, weiße Stirne fiel.

Dieser Art waren mein Vater und meine Mutter, da sie sich die Hand zum Bunde reichten. Ich weiß nicht, ob es wahrhaftig und ganz ein Bund der Herzen war, indem doch fast vierzig Jahre oder genau so viele zwischen ihnen lagen, und das ist eine lange Zeit. Aber das weiß ich, daß sie noch wohl in Frieden lebten, da ich ein verständig Kind ward. Aber ich war nicht viel bei meinem Vater, noch auch bei meiner Mutter, sondern am liebsten bei meinem Stiefbruder, dem Sohne von meines Vaters erster Frau.

Jonas — also hieß dieser Stiefbruder — war, wie gemeldet, nur ein Jahr jünger denn meine Mutter und ihr von Aussehen fast ähnlich, von Haar, Augen und Mund. Ich war immer mit ihm, ob er aufs Feld ging oder in die Stadt ritt, aber auch in jede Kammer unseres großen Hauses und in Ställe und Scheuern, welche mit diesem ein Geviert bildeten, folgte ich mit. Jonas nämlich hatte zum Studieren keine Lust, noch selbst dazu, einst Vogt zu werden, sondern nur an der Vieh- und Feldwirtschaft auf dem Hofe, welcher fast einem Edelsitze gleichkam, und der Vater ließ ihn gewähren, nachdem er ihn lange vergeblich gedrängt, die Universität zu beziehen. Und nun deuchte es ihm auch wohlgetan, wenn der ältere Sohn der Herr des Besitztums bliebe, der jüngere aber sein Nachfolger im Amte würde. Denn er gedachte zuversichtlich bis an die neunzig oder darüber zu werden wie viele von seines Geschlechtes Vorfahren. Es war ein langlebiger Stamm und ging darum spät die Ehe ein, damit der Sohn nicht etwa ungeduldig werde ob seines Vaters sich verzögerndem Tod. Und so sehr liebte er seinen Sohn, daß er ihm nicht darob grollte, wie er sich des gelehrten Standes entschlug und ein schlichter Bauer zu werden sich bereitete, wenn auch ein solcher wie die in der lommatzscher Pflege, welche man ob ihrer Kleiderpracht Sammetbauern nannte, und die ebenso stolz auf ihren Höfen saßen wie ritterbürtige Herren auf ihren Schlössern. Dies deuchte

ihm keine Unehre. Ich ſah zwar nie ein äußeres Zeichen, daß er ihn liebte, weder eine Liebkoſung von ungefähr, noch ein zärtlich Wort, aber aus den Blicken, mit denen er ihn oft anſah, wenn er ihm gegenüberſaß, merkte man es wohl: er war ſein Stolz, blühend wie er war, recht wie ein Frühling, eben gegen den Sommer zu. Deſſen erinnere ich mich noch gut, wiewohl ich damals noch ein ganz kleiner Knabe war, der erſt zur Schule geſchickt werden ſollte, und das geſchah mit fünf Jahren.

Ich alſo war immer mit meinem Bruder Jonas zuſammen, und mir war wohl bei ihm. Er tat mir nie weh, wie andere taten, wenn er mich hob oder führte, wie ein jung Kätzlein trug er mich oft auf ſeinen Armen, und wenn ich vor ihm auf dem Pferde ſaß, ritt er ſtets ganz ſanft, damit ich nicht zu ſehr geſchüttelt werde; ich aber wollte oft, er wäre hurtiger im Trabe geritten, mochte ich auch ſonſt ein ziemlich ſtiller Knabe ſein. Beſonders lieb war es mir, wann er mit mir in die Kammer neben dem Pferdeſtalle ging, wo nachtsüber der Pferdeknecht ſchlief, tagsüber jedoch keine Menſchenſeele hineinkam, nur der Sonnenſchein von hoch oben aus einem mehr breiten denn hohen Fenſter mit ſtarkem, großem Gitter in ſeinem Rahmen. Dieſer war der einzige Gaſt oder etwan noch eine Brummfliege, die ſich verirrt, und ein- oder zweimal gar ein blaſſer, müder Kohlweißling, welcher bald an der Wand hinanflog, bald in dem Sonnenſtreifen luſtiglich ſpielte, bald ſich auf die dicke, wollene Decke auf des Pferdeknechtes ſeinem Lager ſetzte, wo es ihm zu ruhen ſchien wie auf dickem, weichem Raſenplan in einem ſonnigen Garten. Denn gerade dort auf das Lager fiel der Sonnenſchein.

Da ſaß Bruder Jonas mit mir und hielt mich auf den Knien und erzählete mir allerhand geheimnisvolle Dinge mit leiſer Stimme, allerlei von kleinen Gnomen und Wichteln und ſchönen Elfenkindern, und was ſonſt die Kinder gerne hören, auch manches ein wenig zum Gruſeln darunter, und das hatte ich auch gerne. Und wenn er erzählete, wie die Vögelein zwitſcherten draußen in dem grünen Walde, ſo küſſete er mich ſo auf die Wange und fragte dann: „Hörſt du?“ Und immer hielt er mich dicht an ſich und ſahe auf mich nieder und küſſete mich in das Haar und erfaßte meine kleinen Hände und drückte ſie leiſe in ſeiner ſo viel größeren Hand. Und alles das machte, daß ich ihn überaus liebgewann und am liebſten ſtets bei ihm geweſen wäre, Tag und Nacht.

Manchmal aber, wenn wir ſo in jener Kammer waren, geſchah es, daß meine Mutter von ungefähr zu uns kam, aber ſie ſprach kaum ein Wort, ſondern grüßte nur an der Tür und ging wieder. Ich verlangte dann wohl, daß ſie bliebe oder mich mitnähme, aber ſie tat keines von beiden, ſondern ging gleich fort, und ich merkte, daß ihr das Blut ins Geſicht kam.

So war ſie auch ſonſt gleichſam ſcheu gegen mich, nahm mich kaum je auf den Schoß, es ſei denn, daß es ſchon ſehr dunkel war. Dann geſchah es wohl, daß ſie mich mit ihrer ſanften Stimme zu ſich an das Fenſter rief, wo noch ein letzter Schein des Tages hinzögerte, ehe es ganz Nacht war. Da hob ſie mich dann auf ihre Knie und war noch immer zag, bis ſie mich dann faſt wild an ihre Bruſt zog und an ſich preſſete und wohl viel und vielmals küſſete, bis ihre Lippen ganz heiß waren und ſie zu weinen begann und mit ihren Tränen mir die Stirne netzte, wie ſie mich an ſich hielt und weinte. Und war mir da immer wie an jenen Abenden, wenn ein Wetter tief am Himmel ſtand und je zuweilen ſchon ein ferner Blitzesſchein aufzuckte und wie ein heimlicher Donner durch die Luft ging, ſo unruhig ſchien ſie, obgleich ganz regungslos; alſo war es mir an meiner Mutter Bruſt und fühlte ſolche Bedrückung und Unruhe, ohne doch ihrer eine Urſach' zu haben. Sonſt aber war meine Mutter keine Frau, von der ein Bangen ausgeht, wie dies wohl von anderen geſagt wird, ſondern eine ſehr holdſelige Frau mit ſchönen, offenen Augen, in die es gut war zu ſehen, und einem Munde, der immer nahe daran ſchien, liebliche Worte zu ſagen, gleichwohl eine gar ſtille Frau.

Ich weiß wohl noch, daß mein Vater anfangs anders zu ihr war denn ſpäter, ohne daß ich einen Grund für ſolche Wandlung je erkundet hätte. Erſt war er ganz offen gegen ſie, wie auch ſie war, und ſprach mit ihr über den Tiſch von ſeinen täglichen Geſchäften und von den Arbeiten auf dem

Felde, und ſie gab ihm ſchlicht ihre Antworten mit wenigen Sätzen. Dann aber ſchwieg mein Vater meiſt und blickte nur zu ihr hinüber mit einem ſchiefen Blick, in dem etwas wie Spott war oder wie Luſt an heimlicher Qual, und wenn er etwas ſprach, ſo waren es kurze Worte von dunklem Sinn, und ich ſah meine Mutter über ſie wohl erröten und auch meinen Bruder, wenn er ſie auffaßte. Ich aber verſtand von alledem nichts, nur daß ich es merkte.

Eines Tages nun nahm mich mein Vater zu ganz ungewohnter Zeit, da er ſonſt in ſeiner Amtsſtube war, mit ſich in den oberen Stock unſeres Turmes, welcher an der einen Ecke des Hauſes ſtand. Ich war nie in ihm geweſen, und mein Bruder erzählete mir allerlei Schreckliches über ihn, als da war: Eulen ſollten in ſeinem Dache hauſen, in ſeinem Zimmer aber ein gefangener Schwede geſtorben ſein — hinter den blinden Scheiben erſcheine noch zu böſen Zeiten ſein Geiſt — und andere Mären ſolcher Art. In dieſen Turm nahm mich mein Vater mit, und da ich nicht gehen wollte, ſo riß er mich an den Armen auf und trug mich vor ſich her, wie man ein ungebärdig Hündlein trägt, alſo die alte Holztreppe empor, die unter ſeinen Tritten in allen Spalten knarrte und barſt, was meine Angſt noch vermehrte, und endlich in jenes Zimmer ſelbſt. Alles war hier verſtaubt und unwohnlich, aber doch nicht ſchrecklich, und ich beruhigte mich bald. Mein Vater hatte mich losgelaſſen und ging ſelbſt im Zimmer umher. Immer wieder trat er an das Fenſter, dann aber wandte er ſich wieder fort. Auch er ward ruhig und begann mit mir zu ſprechen.

„David," ſagte er, „du mußt dich nicht fürchten. Es iſt kein Schwed' hier oben geſtorben, wie unter den Leuten die Sage geht, ſondern es iſt nur ein verlaſſen Gemach. Aber vielleicht wird es bald bezogen werden," ſetzte er hinzu, und in ſeiner Stimme war Bitterkeit. Dann fuhr er fort: „David, ſag' doch, möchteſt du nicht einmal hoch von dem Fenſter herunter dort über den Hof ſehen? Ich glaub' wohl, du könnteſt in jene Kammer neben den Pferden blicken. Möchteſt du?"

„Ja, ja, Vater," ſagte ich, „das möchte ich wohl, denn in dieſer Kammer ſitzt oft Bruder Jonas mit mir und hält mich auf dem Schoß und küſſet mich."

Mein Vater ſahe mich eine Weile an, dann ſprach er und unterbrach ſich bei jedem Worte: „Sag', David, ſag', kommt auch Mutter dort in dieſe Kammer?"

„Nein, nein," ſagte ich, „ſie geht gleich wieder fort, wenn ich mit Jonas auf dem Bette ſitze, wo er mir Geſchichten erzählt von dem Wichtelmännchen, das kein Herz hatte, und dem Grillenkönig, der immer die Geige ſpielte, ſolange es Sommer war ..."

Da nahm mich mein Vater plötzlich auf und hob mich hoch über ſich, und ſo trat er dicht ans Fenſter. Seine Hände zerpreßten mir faſt die Arme, wie er mich hielt, daß ich ſchrie. Er aber ließ mich nicht frei und gebot mir zu ſagen, was ich unten in der Kammer ſähe.

Ich ſahe anfänglich nichts, denn die Scheiben vor mir waren blind, und ich mußte mich erſt an den Schleier gewöhnen, durch welchen ich alſo gleichſam ſah, dann aber ſah ich gerade dort, wo der Lichtſchein durch das Fenſter auf des Knechtes Lager fiel, eben zu ſeinen Häupten, das Angeſicht meiner Mutter, das ich wohl erkannte, und meines Bruders Antlitz war nahe an ihrem, und ich ſahe auch, daß ſie ſich küſſeten. Sonſt ſahe ich nichts, und dies ſagte ich meinem Vater. Er aber ließ es mich wiederholen, was ich geſagt hatte, und preßte mich ſo heftig, daß ich mich wehrte und ihm mit meinem Hacken ins Geſicht ſchlug.

Jählings ließ er mich da los, und ich dachte ſchon, er würde mich ſchlagen, und fürchtete mich ſehr, aber er achtete kaum der Brauſche, die ihm auf der Stirne ſchwoll, ſondern hieß mich nur ihm folgen. Und ſo gingen wir wieder die Stiege hinab, und ich folgte meinem Vater bis in unſer Wohnzimmer. Daneben aber war eine Kammer, die für verſchiedenes Geräte beſtimmt und ganz dunkel war. In dieſe wurde ich immer geſperrt, wenn ich unfolgſam geweſen oder Unrechtes begangen hatte, und ich fürchtete mich ſehr vor ihr, wenn man mir drohete, mich in ſie zu ſperren, denn es war ein Ort der Marter für mein Kindergemüt. Ich ſahe nicht eine Spanne weit vor meinen Augen, und ſo ich mich nur ein weniges rührte, ſtieß ich an etwas und verurſachte

ein Lärmen oder auch nur ein Raſcheln, welches mich wieder mit neuem Schrecken erfüllte. In dieſe Kammer ſperrte mich mein Vater, und ich dachte, es ſei für die Brauſche, die ich ihm mit meinem Hacken geſchlagen, und fügte mich darum ſtill, aber gleichwohl mit großem Zittern.

Was nun geſchah, wußte ich nicht, ſondern erfuhr es um vieles ſpäter von meinem Bruder. Es war dies:

Mein Vater argwöhnete in letzter Zeit, daß ſein Sohn, mein Stiefbruder, und ſein Weib, meine Mutter, hinter ſeinem Rücken ſträflichen Umganges pflogen, und da ich ſelbſt in meiner Unerfahrenheit zum Verräter meiner Mutter geworden, ſo ging er, nachdem er mich eingeſchloſſen hatte, in jene Kammer und fand ſie, wie ſie noch beieinander ſaßen und ſich zärtlich umfangen hielten und küſſeten, ihm abgewandt, ſo daß ſie ſeiner erſt anſichtig wurden, da er ſie rief.

Und er war gekommen mit der Peitſche des Knechtes in der Hand, um ſeinen Sohn ſchändlich zum Hofe hinauszupeitſchen, aber da ſie nun vor ihm ſtunden in ihrer ganzen Scham und Ohnmacht vor ſeinem Wiſſen und Willen, da fehlte ihm der Entſchluß, ſeine Peitſche zum Schlage zu erheben, und er warf ſie hin auf das Bette neben ihm, trat zu ſeinem Weibe und ergriff ſie bei ihrem Handgelenk, daß ſie leiſe aufſchrie, und gebot ſeinem Sohne zu warten, bis daß er wiederkam. Weiter ſprach er nichts. Und ſo ging er mit ſeinem Weibe über den Hof und in das Haus, und ich hörte gut, wie mein Vater durch die Wohnſtube ſchritt, und daß andere Schritte mit ihm waren, ungewiſſe Schritte gleichwie eines, der gezogen wird, aber ich hörte nicht, daß auch nur ein Wort geſprochen ward. Und denſelben Weg, den ich mit meinem Vater gegangen war, führte er ſie nun empor und auch in jenes Turmgemach, und allda verſchloß er ſie. Und es war für ihr ganzes Leben, das ſie noch lebte.

Dann ging er wieder zu ſeinem Sohn, und da er durch die Wohnſtube kam, merkte ich an ſeinem Schritte, daß er wankte. Er fand ſeinen Sohn auf dem Bette hingeworfen, und da er ihn mit harter Hand anrührte, zuckte er nur zuſammen und wollte ſich nicht aufraffen. Der Vater aber gebot es ihm. Da ſtand er auf.

Der Vater ſprach: „Was haſt du getan?“

Jonas ſah zu Boden. „Es iſt geſchehen,“ ſagte er dann.

Darauf jener: „Was ſoll ich mit dir tun?“

Und Jonas: „Schick' mich fort, ſtoß' mich hinaus. Ich bin es ſchuldig.“

Der Vater ſah ihn lange an, und ſein Antlitz ward immer kälter dabei und auch ganz bleich, bis er dann ſprach: „Jonas, mein Sohn, ich habe dich geliebt, und Gott weiß es, ich liebe dich noch. Ich will dich darum fürwahr nicht ſtrafen, wie ein Richter ſtraft, nicht zu deinem Elend, ſondern zu deiner Beſſerung. Wenn ich dich hinausſtieße, ſo würdeſt du mir nur zur Unehre werden. Aber ich will dir einen Hof kaufen weit genug von hier, daß ich nicht von dir höre, und da ſollſt du deine Herrſchaft und dein Leben haben. Du ſollſt es dir wohl machen können und es zu Reichtum bringen, dir ein Weib nehmen und unter deinen Kindern ſitzen, und nichts ſoll auf deiner Seele laſten als dies: daß oben in unſerem Turmgemach ein Weib ſeine öden langen Tage zählet, das du elend gemacht haſt, daß ſie verſchloſſen iſt, wo du frei umhergehſt, daß ſie jeder Stunde flucht, die du ſegnen mußt. Dies ſollſt du wiſſen und es ertragen.“

Da fiel Jonas auf die Knie vor dem Vater und erhob die Hände zu ihm. „Vater,“ ſchrie er, „ſei nicht ſo hart mit deinem Sohne! Laß es mich büßen, was ich verfehlt habe, ſo ſchwer du willſt, nur ſtrafe ſie nicht, die ohne Schuld iſt. Denn ich habe ſie mit meinen Worten verführt.“

Aber der Vater lachte nur: „Willſt du einen alten Vogt die Weiber kennen lehren? So wahr ein Gott lebt, ich weiß es, wie alles begann, wie ſie dich betörte, der du noch ein rechter Knabe warſt und dich ſelbſt vor dem Weib eines anderen geſcheut hätteſt, das zu dir kam, geſchweige vor deines Vaters Weib. Darüber rede mir nicht. Und welchen Spruch ich geſprochen habe, ein ſolcher gilt. Niemand noch iſt von mir gegangen und hat geſagt: Mir iſt unrecht geſchehen. Auch dir widerfährt nur nach deiner Tat und gleicherweiſe dem Weibe, dem du nachgabſt in einer Stunde der

Schwachheit. O mein Sohn, ich bin mit mir zu Rate gegangen wie vor einem Urtel, und jedes meiner Worte iſt wohl bedacht. Nimm es auf dich. Morgen wollen wir ausreiten, du und ich, und ich will nicht eher heimkehren, bis ich dir nicht einen Hof erſtanden habe, dann aber will ich heimkehren ohne dich und dich auch nimmer wiederſehen. Mehr habe ich dir nicht zu ſagen. Steh' auf und hab' hier dein Lager für heute nacht. Würde ich mich deiner erſt verſichern müſſen, ſo ſchlöſſe ich auch dich ein, aber ich weiß dich folgſam meinem Worte. Schlaf', der Ritt am Tage wird weit."

Nach dieſen Worten ging der Vater fort und ließ ſeinen Sohn auf den Knien.

Und ſo kam er wieder in die Wohnſtube, und ich hörte ihn, wie er ſich in ſeinen Stuhl ſetzte und ſtille blieb. Ich lauſchte lange, aber hörte nichts. Ich fürchtete mich nicht mehr in meiner Dunkelheit, mein Herz war zu bang um das, was ich nicht wußte, was aber doch geheimnisvoll mich beben und ſchaudern machte, und mir war auch bang um meinen Vater, denn mir war, ich ſähe ihn ſitzen in ſeinem Stuhle ganz allein in der großen hohen Stube, in der es nun Abend ward, und die mit ihrem braunen Getäfel immer größer und größer zu werden ſchien und dann ſo ſchrecklich leer war und ſo kalt; mich fröſtelte ſelbſt. Da war es dann gut, wenn meine Mutter mich zu ſich rief ...

Ich weiß nicht, wie lang ich ſo geharrt und gelauſcht haben mochte, da hörte ich meinen Vater aufſtehen und nach Feuer im Kamine rufen. Es war noch im Sommer und längſt noch nicht die Zeit, da man um den Kamin ſaß, aber auch mir war kalt in meiner Kammer, und ſo dachte ich, daß auch ihn fror. Und ich hörte das Feuer anſchüren und wie der Stuhl zum Kamin gerückt ward und wie ſich mein Vater ſchwer auf ihn niederließ. Dann ward es wohl Nacht draußen, und ich hörte nichts mehr als dann und wann, wie ein Scheit im Feuer zuſammenbrach und dann ein kurzes Kniſtern begann, das alsbald wieder erſtarb. Alles hörte ich nun ſo genau durch meine Tür, wie man es nur in der Nacht hört. Ich aber wagte nicht mich zu regen, ob mir auch die Glieder ſchier ſteif wurden und ſo kalt wie im härteſten Winterfroſt. Ich ſtand nur und lauſchte.

Da auf einmal hörte ich, wie ein wildes Schluchzen ſich aus einer Bruſt rang, die es lange mochte zurückgedämmt haben, und ich hörte, daß mein Vater weinte.

Da rief ich aus meiner Kammer. „Vater!" rief ich leiſe, dann noch einmal etwas lauter.

Und er hörte es, erhob ſich und kam an die Türe mit ſchweren Schritten und tat ſie auf. Aber ich kam nicht hervor, ſondern ſtand noch wie erſtarrt und konnte mich nicht bewegen. Da nahm er mich in ſeine Arme, und wie man ein ganz kleines Kind trägt, ſo trug er mich an den Kamin und ſetzte ſich mit mir an das Feuer, das langſam niederſank und verglomm, aber noch ſehr warm war und mir wohl tat. So lag ich in ſeinen Armen, wie er mich hielt, und ſah in ſein Antlitz, darauf das rote Licht des Kamines hin und wieder ſpielte, ſo daß es oft im Dunkel verſchwand und dann wieder hervortauchte wie ein Geſicht in einem Traum. Und ſeine Augen füllten ſich noch bisweilen mit einer Träne, aber ſie verſank gleichſam wieder und rollte nicht herab. Ich wußte alles nicht, was ſich begeben hatte, aber das ſah ich, daß mein Vater voll tiefſten Leides war. Und weil ich ihn doch an die Stirne geſchlagen, ſo ſprach ich, nachdem es faſt wieder ganz dunkel um uns geworden: „Vater, hab' ich dir weh getan?" Er aber ſprach mit verhaltenem Schmerze: „Nicht du! Nicht du!" und preßte mich nur heftiger an ſich und drückte ſein Antlitz tief herab auf meine Bruſt, daß es mir war, ſein Haupt ruhe ganz auf mir. Und ſo ſaß er mit mir, indeſſen ich einſchlief in ſeinen Armen.

Am nächſten Tage ward ich auf meines Vaters Gebot von einem getreuen Hausmann nach Freiberg gebracht, wo er mich mit einem Briefe meines Vaters an einen Schulmeiſter übergab, welcher mich dann aufnahm. Und bei dieſem blieb ich, bis ich in die Lateinſchule kam. Niemals war ich daheim, ſondern mein Vater beſuchte mich von Zeit zu Zeit. Da fragte ich wohl oft nach meinem Bruder Jonas. Und mein Vater gab mir ſtets zur Antwort: „Es gehet ihm gut," und auch erfuhr ich von ihm,

daß er ihm das Gut Jessen gekauft habe, und daß er dort haushalte wie nur irgend einer der Sammetbauern. Jedesmal darauf trug ich meinem Vater auf, daß er ihn herzlich grüße von mir, so er ihn sehe, mein Vater jedoch nahm die Worte hin, ohne ihrer weiter zu achten. Ich frug auch nach meiner Mutter; dann sahe ich wohl, daß gleichsam eine Wolke über meines Vaters Antlitz ging und ein tiefer Schatten in seine Augen kam, aber er bezwang sich stets und sagte: „Auch ihr ergehet es wohl."

Unter den Leuten jedoch erging das Gerücht, der Erbvogt von Rothenfurt, welchen man auch in der Stadt wohl kannte, halte seine Frau hoch oben im Turme seines Hauses versperrt, und es sei nur ein Fenster in die Türe geschnitten worden, durch welches sie das Essen bekam. Aber niemand sah sie von unten, denn die Scheiben oben waren blind, und etliche, die sie doch wollten gesehen haben, meinten, es könne auch jener tote Schwed' gewesen sein, der daselbst herumgeistern sollte. Von diesem Gerücht aber erfuhr ich nur Halbes, und ehe daß ich ihm näher nachfrug, kam ich noch weiter fort nach Meißen auf die fürstliche Lateinschule, wo ich so lange blieb, bis ich zur Universität ging. Und in all diesen Jahren, in denen ich mit großem Eifer meine Studien betrieb, wunderte mich nur das eine, daß ich nie und nie mehr nach jener Nacht heim durfte, noch auch mein Vater mich besuchen kam. Doch wenn ich mir wieder vor die Augen rückte, was ich damals von dem Turmfenster aus gesehen und meinem Vater gesagt, so konnte ich mir wohl alles zusammenreimen, was damals geschehen war. Und fast begriff ich, warum mich mein Vater vom Hause fern hielt. Vielleicht auch war es doch Wahrheit, was das Gerücht sagte. O, da krampfte sich mir wohl das Herz zusammen! Wie groß meiner Mutter Sünde war, dies vermochte ich nicht zu ermessen, aber nur zu denken, daß sie eingeschlossen sei und also gleichsam gestorben für das Leben noch vor ihrem Tode, schon dies erfüllte mich mit unendlichem Schmerz. Und wie oft nicht flehte ich zu meinem Gott, daß er es nicht wahr sein lasse, und hätte ich sie dadurch befreien können, ich hätte tagelang gekniet und gebetet. Ich aber blieb in Ungewißheit, bis ich ihren Heimgang erfuhr, und auch dann noch, bis mich mein Vater wieder auf seinen Hof rief. Ich hatte damals schon die Universität bezogen.

So machte ich mich zur Ferialzeit auf und zog nach meinem lieben Rothenfurt, das noch in meinem Gedenken stand wie ein holdes, reines, klares Bild. Ich sah noch das breite Haus, stockhoch erbaut, mit dem Turm an der einen Seite, der es wie eine Ritterburg erscheinen ließ, und den breiten Torflur mit dem Schindeldache darüber und, wenn man eintrat, den großen Hof mit den Ställen und Scheuern im Gevierte — alles das sahe ich noch klar in meiner Erinnerung, und nicht um vieles anders fand ich es wieder, nur etwas kleiner vielleicht und die Mauern hie und da von Wind und Wetter angefressen und auf dem Schindeldache über dem Tore statt des grünen Mooses und dünnen, blassen Grases einen ganzen üppigen Garten von bunten Blumen aller Arten, und das Gras stand hoch und dicht und hing selbst herunter in langen Büscheln; roter Feldmohn aber leuchtete vor allem heraus, und Schmetterlinge flogen ab und zu.

So trat ich denn ein, mit einem frommen Segensspruch im Herzen, daß Gott meinen Eingang segnen möge.

Da kam mir mein Vater entgegen, gänzlich durch Zufall, als er eben von dem breiten Stiegengang in die Toreinfahrt niederschritt. Er sah mich und reichte mir die Hand.

„Du bist es, David!" sagte er. „Es ist recht, daß du kommst. Ich wollte eben nach den Pferden und Kühen sehen. Laß uns zusammengehen."

Also ging ich gleich mit meinem Vater, und es war nicht, als wären zwischen jetzt und damals, da er mich in der Nacht auf den Knien hielt, so viele Jahre gelegen, nur wenn ich ihn ansah, merkte ich, daß er sich doch verändert hatte. Dies machte zumal sein Bart, der nun ganz gelbweiß geworden war, und den er nicht mehr gestutzt, sondern voll um das Kinn trug, wie sehr alte Leute tun. Sonst aber trug er seine achtzig Jahre in guter Kraft. Seine Hand, die er mir reichte, war noch fest und auch sein Schritt, wie er mit mir über den Hof ging.

Und er führete mich zu den Pferden zuerst und dann noch in die anderen Ställe und fast in jeglichen Raum, indem er mich je zuweilen frug, ob ich seiner noch gedachte, und wie er zu jener Zeit gewesen. Ich gab geziemliche Antwort, merkte aber dabei, daß wir, während wir also gingen und sprachen, wieder viel weiter voneinander kamen, denn wir in dem ersten Augenblick gewesen; all das Fremde, das ich sah, war gleichsam zwischen uns getreten und hatte mir auch meinen Vater wieder fremd gemacht. Und noch eines fiel mir auf: daß nämlich mein Vater, obwohl er mich schier an jede Türe führte und sie auftat, daß ich einen Blick in den Raum werfe, an der Türe zu jener Kammer, darinnen ich oft auf meines lieben Bruders Knien gesessen, achtlos oder geflissentlich vorüberging. Und ich hätte wohl gerne gefragt: „Was ist mit meinem Bruder Jonas?“ wenn sich nicht jene Fremdheit zwischen uns geschoben hätte wie eine trennende Wand, vielleicht gerade mit demselben, da mir diese Frage durch die Gedanken schoß.

Danach schritten wir zurück und in die große Stube empor, die ganz noch war wie ehedem, kaum als hätte inzwischen eine Hand an diesem oder jenem Stuhle gerückt. Ich mußte meinem Vater vieles erzählen, Bericht geben von meinem ganzen Leben und Treiben, auch über meine Studien, und es war ihm freudig zu hören, daß ich sie im nächsten Sommer mit meinem letzten Examen beendet haben werde. „Der Vogt ist alt,“ sagte er da, „und bedarf wohl einer jüngeren Kraft, die ihm beistünde in schwierigen Fällen.“ So sprach er, aber ich war selbst dabei, wie er zwischen den Parteien entschied und es tat so klar und scharf, daß man kein Haarbreit davon wegnehmen oder hinzutun mochte. In seinem Vogtstuhle saß er da mit seinem gelben Barte vor dem verschossenen roten Brokat der hohen Lehne wie ein alter teutscher Dingherr, und auf seiner hohen Stirne standen Weisheit und Gerechtigkeit. Ich stund dabei mit meinem jungen Wissen recht wie ein Schuljunge, und hatte ich auch sämtliche Paragraphos der Gesetze und Ordnungen frisch und genau im Kopfe, so war ich mir doch nicht Mannes genug, um so zu entscheiden, wie mein Vater es tat mit seinen etwas altväterlichen Formuln, die so ehrwürdig waren als wie ein Bibelspruch in einer ganz uralten Bibel. Die Parteien jedoch neigten sich seinem Urteil, als wäre es von Gottes Thron selbst ergangen, in Demut und ohne Einspruch.

So war es, daß meine Zeit zu Ende ging, und ich hatte noch nichts von meiner Mutter erfahren noch von meinem Bruder, indem es mir schien, ich dürfe nicht vorwitzig fragen, sondern müsse warten, bis daß mein Vater selbst darüber zu sprechen begann. Er aber schien nur mit seinem Hof und seinem Amte beschäftigt und danach auch war, was er mit mir redete. Die Fremdheit wich nicht wieder von uns, und hätten wir uns nicht Vater und Sohn genannt, wir hätten es über unsere Reden wohl vergessen, daß wir es waren.

Am Vortage nun, ehe ich wieder fortging, sprach ich doch zu meinem Vater und bat ihn, mir meiner Mutter Grab zu sagen.

„Du wirst es nicht finden,“ sprach er darauf, „denn es hat kein Kreuz.“

So ging ich denn auf den Gottesacker, und eben an diesem Zeichen fand ich es. Ich hätte wohl auch vom Küster Auskunft begehren können, aber ich tat es nicht. Mir war es, als entheiligte eine solche Frage meiner Mutter Gedächtnis. Und jenes Zeichen wies mich auch recht. Etwas abseits von der Gräberreihe der Erbvögte lag es und war nichts als ein grüner Hügel mit demselben Gras und Unkraut, wie es rings zwischen den Gräbern wuchs, nur daß sich etlicher roter Feldmohn angestockt hatte und in leuchtender Pracht blühte, gerade als hätte ein Windhauch den Samen von dem Dach über unserer Toreinfahrt hierher getragen, zum Zeichen gleichsam, daß unser Haus sie noch als seine Herrin erkannte, da sie von seinem Herrn als solche verworfen war. In diesen Gedanken stand ich und verrichtete mein Gebet.

Als ich dann heim kam und gegen Abend in unserer großen Stube saß, da stieg mir das süße Bild meiner Mutter ganz aus dem Gedächtnis herauf, und ich vermeinte mich, sie wieder vor mir zu sehen, wie sie im Abenddunkel mich zu sich rief und auf den Schoß nahm und küßte und küßte. Mit dem letzten Rote, das am Himmel draußen

erblich, verging auch dies Gesicht, und ich saß für eine Weile ganz allein in der großen Stube, die auf einmal so weit ward, daß ich mich gleichsam in ihr verlor oder mir selbst wie vergessen war.

Da trat mein Vater zur Türe herein.

„Du sitzest noch hier im Dunkel so spät?" fragte er und kam zu mir.

„Ich dachte an meine Mutter," sagte ich und stand auf vor ihm.

Darauf mein Vater: „Es soll keine Unklarheit zwischen uns sein. Wenn es niemand dir zugetragen hat, so will ich es dir sagen: sie ist schuldig geworden an mir mit deinem Bruder; ihr ward nach Recht und Gerechtigkeit. Frag' nicht mehr. Jene Kammer neben den Pferden, an deren Tür ich vorüberging — ich weiß, daß du es merktest —, erzählt von ihrer Schuld, das Zimmer oben im Turme — du erinnerst dich noch — erzählt von ihrer Buße. Verstehst du mich?"

„Ich verstehe dich wohl, Vater. Aber sag' mir nun auch von meinem Bruder."

„Ich habe ihm Haus und Hof gekauft, das weißt du. Mehr hörte ich nicht von ihm."

Da bot ich meinem Vater Abschied für die Nacht und bis zu meiner Wiederkehr im nächsten Sommer, denn ich wollte schon mit dem ersten Hahnenschrei fort, indessen er, in seinem Alter, noch bis an die sechste Stunde schlief. Und wieder reichte er mir die Hand wie bei meinem Kommen, und auch diesmal fand ich sie fest und ebenso seinen Schritt, da er mit mir bis an die Türe ging und noch etliches über sonstige Angelegenheiten sprach und mir seinen Reisesegen gab. Und es war auch nichts an seiner Stimme zu merken, sie war ganz wie sonst. Und doch war es hier vor dem Kamine, daß er in seinem Stuhle saß und weinte und ich ihn hörte in meiner dunklen Kammer nebenbei. So waren denn seine Wunden alle vernarbt und nichts geblieben als seine Gerechtigkeit? Fürwahr, wo sie sein eigenes Haus betraf, war sie Härte! Ja, da ich auf meinem Lager lag und alles dunkel um mich war, da sah ich meiner Mutter schöne blaue Augen, rotgeweint in vielen durchwachten Nächten, sah ihre schönen, purpurfarbenen Lippen, die so heiß mich küßten, in fahlem Fieberbrand, und auch ihre kleinen Hände, die sich im Gebet zerrungen hatten und irr waren wie geängstete Vögel, die noch zittern, wenn sie schon die Zuflucht fanden; und sie alle erhoben Anklage wider meinen Vater, und ich war der Richter. Ich saß in seinem rotbrokatenen Vogtstuhle zum Urteil über ihn, er aber stand vor mir und rief die heimlichen Stunden in jener Kammer zu Zeugen auf wider sein Weib, das Lager daselbst und die weißen Wände und das Gitterfenster hoch oben und dann meine eigenen Augen, die ihre Sünde sahen, und meinen eigenen Mund, der sie ihm kundtat, und alles das in seiner altväterlichen Weise mit den dunklen Formuln einer halb vergessenen Zeit. Was hatte ich nun auf seine Worte zu sagen, der ich über ihn als Richter saß? Was für ein Urteil sprach meine Gerechtigkeit, wenn nicht Verdammnis über jenes Weib, das sich an ihm verging mit seinem eigenen Sohne? — Da dachte ich meines Bruders. Und wieder war mir, ich sei noch jener kleine Knabe, der auf seinen Knien saß und seinen Mären lauschte und ihn sehr liebhatte. Alles das kam und ging und machte meinen Schlaf wirr und ohne Erquickung für mich, und da ich mich frühmorgens erhob, so waren meine Kissen heiß von meinem Schlaf, und es stieg mir noch wie ein Taumelatem von ihnen empor um meine Stirn. Draußen jedoch erglomm der Morgen. Und in seine feuchte Frische zog ich hinaus und ließ mich von ihr wie von einem Balsam durchströmen, so daß ich bald so leicht und fröhlich meines Weges schritt wie nach der sanftest durchschlafenen Nacht.

Das Jahr, das vor mir lag, war ein schweres, mit sehr vielen scharfen Kolloquien und Disputationen, welche mir Tage und Nächte ganz einnahmen, so daß ich wenig Zeit fand, daran zu denken, wie es nun wohl daheim zuginge. Ich wußte ja meinen Vater einen kräftigen gesunden Mann, und etliche Briefe, die ich erhielt, bezeugten mir ebenso, daß sich nichts verändert hatte. Ich saß allezeit über meinen Paragraphen und brachte ihrer mehr und immer mehr in mein Gedächtnis, und es war mein Fleiß auch derart von Erfolg gekrönt, daß ich unter magna cum laude promovierte und meine

ehrwürdigen Professoren mir noch sonderlich ihre großen Komplimenten machten. Aber ich weiß nicht, ob ich in der Tat so mit Eifer meinen Studien obgelegen hätte, wenn nicht etwas in mir gewesen wäre, das ich durch sie zu geschweigen dachte. Es sprach nicht laut und auch nicht mit eigentlichen Worten in mir, aber es war gewissermaßen wie eine Beklemmung auf meinem Herzen, über welche ich mich hinwegtäuschen wollte, da ich so über meinen Büchern saß. Es war aber oft in den Nächten, daß, während ich dicht an meiner Lampe zwischen aufgehäuften Folianten den Morgen heranwachte, hinter mir etwas Großes, Undeutliches, Dunkles stand, das mich ganz überschattete und mich für Augenblicke fast erdrücken zu wollen schien. Es war jenes sichtbar gewordene unheimliche Gefühl in mir, das ich weit verbannt zu haben glaubte, das aber doch mir nahe war. Es mochte lange genug in der Dunkelheit des übrigen Zimmers auf der Lauer gelegen haben, und nun — zwischen zwei Worten — trat es hinterrücks an mich heran und machte mich schaudern. Bei alledem wußte ich nicht klar, was es sein mochte, ob der Gedanke an meinen Vater oder an meine Mutter oder auch an meinen Bruder, den ich so über alles geliebt hatte, da ich noch ein ganz kleiner Knabe war, und von dem ich seither jeglicher Kunde ermangelte. Dann aber, um mein Gespenst zu verscheuchen, vergrub ich mich um so eifriger in mein Studium, und die Bücher, die ich um mich häufte, waren mir gleichsam Wall und Mauer gegen dasselbe, daß es nicht in mein inneres Weichbild trete und mein inneres Wesen selbst mir verstöre. Und mein Wall war gut. Es waren, wie ich bemerken will, manche seltene und äußerst kostbare Werke darunter, über hundert Jahre alt und wohl noch mehr, welche niemand anderem mit heimgegeben wurden denn nur mir allein, auch dieses ein Beweis, welches großen Vorzuges ich bei denen Professoren meiner Fakultät genoß; sie hatten es mir erlaubt.

Da ich nun nach meiner obgemeldeten Promotion wieder die Reise in meine Heimat antrat, muß ich sagen, ward mir mit jedem Meilenstein, an dem ich vorüberkam, leichter um das Herz. Dieses Jahr war mir recht eine Verbannung gewesen, ich sehnete mich, daheim zu sein, gleich als wäre ich daselbst sehr vonnöten, könnte vielleicht durch mein Dasein allein drohende Geschicke abwenden oder ihnen den Stachel rauben. Ich wußte meinen Vater einen strengen Mann und bangte schier, er werde noch ein Leben vernichten, obwohl ich kaum eines erdenken konnte, das seinem Spruch anheim fiele, nachdem er sein Weib begraben und seinen ältesten Sohn von sich entfernt hatte. Ich selbst jedoch fürchtete mich nicht vor ihm, denn ich hatte noch jene Nacht im Sinne, da er über mich geweint hatte, wie er am Kamine saß und mich auf den Knien hielt.

So kam ich heim. Ich fand es alles noch ganz in dem gleichen Gange wie das Jahr vorher, kaum daß mein Vater etwas beschwerlicher geworden, indem er sich mehr denn sonst auf seinen Stock stützte, wenn er die Treppe hinunterging, und an den Schläfen etwas dünnhaarig geworden war, wie das bei Leuten seines Alters wohl der Fall. Im Hofe jedoch schritt er wie einst umher und sah selbst noch überall zum Rechten, so daß kein Knecht sicher sein durfte, der „alte Herr", wie sie ihn nannten, werde nicht hinter ihm sein. Und wie er war, wo er einen Faulen fand, da schlug er selbst mit dem Stocke nach ihm, und der Knecht hielt stand, denn er wußte wohl, er bekam nur die Anzahl Schläge, wie ihm angemessen, auch nicht einen darüber, und seine gerechte Strafe nahm jeglicher hin ohne Murren und ganz in Ehrfurcht wider ihren Pfleger. Gleicherweise im Gericht. Er entschied noch alle Sachen selbst, und ich war nur sein Beisitzer, wenn er über einen Fall sein Urteil sprach, er zeigte mir nur die Akten und Belege, daß ich einen Einblick habe, er aber entschied und begehrte selbst meines Rates nicht. „Es ist gut," sagte er, „daß der jüngere Mann an dem alterfahrenen sich bilde, aber er vermesse sich nicht der Vorlautheit. Denn er ist doch nur ein Nestküchen, welches eben erst in die Welt guckt; die Eierschalen hängen ihm noch an dem Rücken."

Es bedurfte bei mir solcher Mahnung nicht, denn ich erkannte meine Unwissenheit sehr gut, und auch mein Wunsch war, in allen Stücken von meinem Vater zu lernen,

als welcher mir ein wahres Vorbild höchster Gerechtigkeit war. Aber er mochte wohl empfinden, daß mein junger Scharfsinn nach Übung begehrte, indem er hier doch gewissermaßen brach und nutzlos lag. Man weiß, daß ein Ackerboden dadurch versauert, daß man ihn brach lässet, und ein Pflug verrostet, wenn man nicht mehr mit ihm pflügt. Dies mochte auch in der Tat also sein, und ich hätte auch wohl eine bescheidene Bitte in diesem Betreff gewagt, wäre ihr mein Vater nicht mit seinem Spruche zuvorgekommen. Ich sah es nun auch ein, er wollte nicht von seinem Richterstuhle lassen, bis nicht der Tod oder ein schweres Gebrechen ihn von selbst dazu zwang, und ob es auch galt, seinem Sohne zu weichen, er wich nicht. Dieser Art bezeugte sich meines Vaters unbeugsamer Wille auch in diesem Falle. Nachgerade, wie ich älter ward, empfand ich immer mehr das Unrecht, das er an mir tat, jedoch ließ ich es ihm nicht merken. Es hätte mir eine Verletzung meiner Kindespflicht geschienen. Er ist alt, sagte ich mir, und hat wenig Freude sonst am Leben, so darf man ihm nicht verdenken, daß er sich an sein Amt klammert, welchem er treu gedient hat über fünfzig Jahre; er würde vielleicht hinfällig werden, so er dasselbe nicht hätte, wie von manchen dergleichen Fällen berichtet wird. Und er ward neunzig Jahr, ohne daß er von seinem Amte ließ, noch auch ein Gebrechen über ihn kam. Er ging auch da noch auf seinem Hofe umher, und eine solche Hitze war in sein Blut gekommen, daß er selbst im strengen Winter oft, wenn es ihm plötzlich einfiel, ohne einen Mantel nach den Ställen ging. Sein Bart war wohl ganz schütter geworden, dafür aber begann auf seinem Oberhaupte wieder ein wolliges, weißes Haar zu wachsen, und obwohl er alle Zähne verloren hatte, waren doch seine Kiefer so scharf, daß er noch in Äpfel biß. Er schien nichts von seinem Alter zu merken. Eine seltsame Kraft schien ihn aufrechtzuerhalten fast bis über die Grenze des Menschenlebens hinaus.

Da war es einst, daß wir abends noch aufsaßen, weil es draußen ein fürchterlicher Sturm war und alle Fenster klirrten und unmöglich war, zu schlafen. Und mein Vater wollte auch nicht. Es war ihm kalt. Er hatte befohlen, daß man Feuer in den Kamin lege, aber es mochte wohl sein, daß die Hitze alle hinausflog, oder auch daß der Wind zu stark durch die Fensterfugen hereintrieb, ihn fröstelte fort, und auch mir blieb kalt. Ich ging auf und nieder, denn es war eine überaus große Unrast in mir, welche ich mir nicht zu deuten vermochte, er aber saß vor dem Kamin, die Füße ganz dicht am Feuer, das manchmal, wie es wild umherflackerte, fast über sie schlug, oder es schien so. Er saß ganz eingesunken und fror. Wir waren mehrmals nahe, zu ihm zu treten und ihn über seinen Zustand zu befragen, aber ich wußte, daß ihn solche Fragen aufreizten und er über sie heftig ward, wie ich es öfter in den letzten Jahren an ihm bemerkt. Auch gegen mich war er da schier ungerecht und brauchte bittere Worte, die mich wohl sehr verletzt hätten, wenn ich nicht ihren Ungrund bedachte. Wie ich so auf und nieder schritt, kamen mir da manche solche Auftritte in den Sinn, und, wie ich auch wohl bemerkt hatte, daß sie ihn hintennach reueten, ohne daß er jedoch jemals auch nur mit einem Worte dessen Erwähnung getan. Darin allein zeigte sich sein Alter. Und dies mußte man stets vor Augen haben, damit man nicht selbst ungerecht über ihn ward.

Da mit einem Male ging die hohe Tür auf, und ein Mann trat herein, wie er aus dem Sturme kam, tropfend vor Nässe, das Haar in verwirrten Strähnen, das Antlitz rotgepeitscht von dem scharfen Regen. Ich wußte nicht, wer es war, aber mein Vater, als er ihn erblickte, erhob sich, und ich sah, wie er sich aufreckte, daß er fast so groß ward wie in seinen besten Jahren, aber nicht gegen den Fremden wandte er sich, sondern gegen mich.

„David," sagte er, „laß uns allein, geh' fort und geh' weit weg! Mein Fluch auf dich, so du lauscheſt. Geh'!"

Ich ging.

Ohne zu wissen, noch was jener Fremde wollte, noch wer er war, gehorchte ich meinem Vater, auf daß ich ihn nicht reize, und ich hatte auch nicht den Mut zu lauschen, sondern ging bis an das Ende des Ganges, und da es mir da schien, ich vernehme noch Worte, so ging ich noch die Treppe hinab bis an den Torweg. Da stand ich, und je

zuweilen stürmte der Wind an, daß er mich fast wie mit Fäusten an der Schulter packte, um mich hinzuwerfen, und trieb Regentropfen herein, die er mir wie eine Hand voll Glassplitter ins Gesicht warf. Sein Heulen aber und Pfeifen ging über die Gebäude und schräg an den Ecken hin, und es war ein ganzer Aufruhr des Himmels über uns. Aber selbst durch das Wüten und Toben hörte ich noch das Rauschen des herbstlichen Grases über dem Torwege, das da von Jahr zu Jahr höher wuchs. Ich hörte es wie das Sausen vieler Säbelklingen hoch oben in der Luft. Und ich stand und wußte nicht von mir, nur daß ich hinter mir wieder jenes große, dunkle Gespenst fühlte, das so oft seinen Schatten über mich warf, wenn ich einsam über meinen Büchern saß. Ich hätte es greifen können, wenn ich mich umwandte, und da — rührte es mich an.

„David," sprach eine Stimme — aber ich sah nichts in dem Dunkel — „David, mein Bruder, verstoß' mich nicht! Gib mir Zuflucht nur für eine Nacht!"

Da erkannte ich die Stimme. „Jonas, Jonas!" rief ich und griff nach den Händen, die ich fühlte, daß sie sich mir entgegenstreckten. „O wie kommst du in dieser Nacht?"

Ich ergriff die Hände, und es waren die eines Knienden, der sie nach seinem Retter streckt. Langsam hob ich ihn auf und zog ihn etwas in den Gang hinein, weil die unterste Stufe breit war, damit der Sturm nicht so wild gegen uns ankäme und es stiller um uns sei. Auch da war es dunkel, und wir sahen einander nicht.

„David," sprach da mein Bruder — denn er war es in der Tat, welcher gekommen —, „der ganze Himmel ist wider mich, da er mir diese Nacht gab, daß ich in mein Vaterhaus zurückkehre. Ich bin ein Bettler. Die Not der Zeiten und Unglück aller Art hat mich um Hab und Gut gebracht; ich habe nichts denn das Gewand, das ich an mir trage. So komme ich. Es war ein schwerer Gang, und war mein ganzes Leben nicht genug Buße, so war es dieser Gang. Aber da selbst der Himmel mir feind ist, wie soll es mein Vater nicht sein? Er stößt mich wieder hinaus, und er erhob seinen Stock wider mich, daß er mich schlage, so ich nicht freiwillig ginge. Da ging ich denn, auf daß er meine siebenundfünfzig Jahre nicht schlage wie den Rücken eines jungen Knechtes. Und ich bin doch sein Sohn. Ach, hilf mir, hilf mir! Ach, wohl wäre mir das beste der Tod, aber ich fürchte mich, zu sterben in dieser Nacht, und mich friert ..."

Und seine Zähne schlugen aneinander, und in heftigem Schaudern hing er an mir. Ich aber wußte mir keinen Rat. „Wo soll ich dich bergen, da du nirgends vor ihm sicher bist. Er geht noch auf den Hof wie einst und späht in jedes Gemach ..." Wie ich das nun sprach, gedachte ich jener Kammer neben den Pferden, an welcher er stets vorüberging, und darauf sagte ich zu meinem Bruder: „Ja doch, komm mit mir, ich weiß eine Kammer, welche nie sein Fuß betritt und da magst du wohnen und bleiben. Ja, komm mit mir."

Und so gingen wir über den Hof mitten durch den Sturm, beide, und ich stützte ihn und mußte ihn fast tragen, so ganz danieder war er. Und ich wußte eine Tür, die nur von außen verriegelt war, durch diese traten wir in die Ställe ein, in den warmen, schweren Dunst, der von den Rindern aufstieg, und ihrer manche standen und brüllten dumpf mit verhaltenem Atem. Die Knechte aber schliefen. So kamen wir bis in die Kammer, in die ich ihn bringen wollte, wie ein Einschleicher kam er, der doch der Sohn und eigentliche Erbe war. Aber er war nichts als ein Bettelmann, wie ich ihn so geleitete, kaum mein Bruder mehr, sondern allein ein Fremder, der in Dankbarkeit unterwürfig ist, wie er auch vor mir auf den Knien lag, da er mich bat.

Nun sprach ich zu ihm: „Siehe, mein Bruder, da kannst du wohnen, ohne daß er dein gewahr wird. Eine Magd soll dir Speise und Trank bringen von unserem Tische, heimlich durch jene Tür, durch welche wir gekommen sind, und die man nicht siehet, weder von dem Fenster noch von dem Torweg. Die Knechte werden dich nicht verraten, sie fürchten den Alten, aber mir sind sie treu ergeben."

Mein Bruder sank auf das Lager nieder, das noch unberührt stand von jener Zeit, und wie ich eine Weile schwieg, hörte ich, daß er heftig weinte. Da frug ich ihn, warum er weine.

„O mein geliebter Bruder und noch näher meinem Herzen, o weißt du noch, daß ich hier mit dir saß und du mir in den Armen lagst, ein klein Kindchen, ein so lieb klein Kindchen ...“

Ich legte ihm meine Hand auf seine Hände, die er ineinander gerungen hielt. „Laß sein, weine nicht, Bruder,“ sagte ich. „Auch jetzt noch will ich zu dir kommen, daß du nicht ganz verlassen bist, und wir wollen wieder in jenen süßen Zeiten leben, indem wir von ihnen sprechen. Nun aber laß mich gehen, auf daß alles geheim bleibe.“

So ging ich wieder meinen Weg zurück, und da ich in das Zimmer kam, fand ich meinen Vater noch in seinem Stuhle und wieder ganz eingesunken, das Kinn tief auf der Brust, fast wie in sie vergraben. Als er mich eintreten hörte, erhob er ein wenig das Haupt.

„Ist er fort?“ frug er leise

„Ja, er ist fort,“ sagte ich fest.

Da winkte er nur. „Geh' schlafen,“ sagte er dann nach einer Weile, „geh', ich will hier bleiben die Nacht. Es ist mir warm hier an den Füßen.“

So ließ ich meinen Vater allein. O welche sonderbare Nacht! Da wachten drei Seelen einsam in ihren Stuben, und nur die Gedanken zogen und woben hinüber und herüber. Wenigstens meine so. Ich dachte an den Vater, der an dem Kamine saß und die Füße wärmte, weil sein Herz längst erkaltet war und kein warmes Blut mehr durch seine Adern trieb, und an jenen armen, unglücklichen Sohn, der auf dem unberührten kalten Lager lag und wohl durch die Querluke hoch oben nach jenem Fenster im Turme sah, von dem aus mein Auge ihn verriet, von dem aus die unglückliche Frau selbst noch aus der Qual ihrer Sünde und der Marter ihrer Buße auf die Statt ihrer sträflichen Lust niedersah zur doppelten Pein ihrer elenden, gebrochenen Seele. So ich. Aber zwischen dem Vater und seinem ältesten Sohne, ja, waren da nicht alle Fäden zerschnitten? Fand da noch ein Gedanke zu ihm? Ach, wahrhaft unerforschlich sind die menschlichen Herzen, und wie hart und grausam ist doch die Natur, daß sie Blut wider eigenes Blut treibt! Wir leben alle in Verwirrung und wissen nichts von unseren Wegen. Unsere Seele ist nur ein Stein, der niederrollt, wie er gestoßen wird. Wir können es kaum Schuld nennen, wenn er zerschmettert. Und indem ich solches in mir überdachte, war es mir plötzlich, eine Stimme von außen spreche zu mir: „Du sollst aber Richter sein. Entscheide!“ Darauf begann wieder ich Ausflüchte zu machen und sprach: „Wie kann ich richten, da ich niemals noch ein Urteil gesprochen? Zehn Jahre sind es her, daß ich von der hohen Schule bin und hier müßig gehe. Ich habe vergessen, was ich gelernt. Ich kann nicht Richter sein.“ Damit kam eine große Bitterkeit über mich, und ich sahe mein ganzes Leben um sein Ziel gebracht und fand mich ein überzählig Rad, das ohne Nutzen mitläuft am Wagen, welchen es weder stützt noch führt.

Am anderen Morgen jedoch, da ich in die große Stube kam, fand ich meinen Vater noch im Lehnstuhle vor dem Kamine sitzen, und anfänglich, wie der erste Tagesschein über ihn streifte, schien er mir zu schlafen, und ich wollte durch das Zimmer auf leisen Sohlen hindurchgehen, ohne daß ich ihn weckte; da erhob er jedoch die Augenlider, ohne doch sonst sich zu wenden oder zu rühren, und sprach mit einer Stimme, die gleichsam noch aus der Nacht kam:

„Bleib', David,“ sprach er, „tritt her, ganz nahe an meinen Stuhl.“ Und dann, als ich bei ihm war, fuhr er fort: „Ich bin alt geworden. Ich bin ein sehr alter Mann, mein Amt ist mir zu schwer. Fortan sollst du Richter sein. Du hast lange genug gewartet, bis daß der Alte dir seinen Stuhl überlasse. Nun ist er frei geworden für dich von diesem Tage an.“

Da wollte ich erst noch Einwendungen machen, aber fast mit Heftigkeit hieß mein Vater mich schweigen. Und weiters sprach er: „Es ist an der Zeit geworden, daß ich auf Ausgedinge gehe. Und also will ich es: Über dem Torwege, der wohl breit genug ist, soll man mir die Ausgedingstube bauen mit einem Fenster gegen die Straße zu. Geh', heiß' die Leute arbeiten und flink sein! Vor Winter noch soll die Stube stehen und ihr Dach über sich haben. Geh', sag' ich, was stehst du noch? Mein Entschluß ist über die Nacht reif geworden, und man soll die Frucht brechen, wann sie reif ist. Geh'!“

Wie mein Vater gebot, so geschah es. Noch im Herbste ward jene Stube gebaut. Und da man das Dach über dem Torweg aufriß, so fand man in dem Grase Lerchennester eingebaut, ganz als sei es offenes Feld. Wir hatten nun einen eigenen Steinbruch, und daher wurden die Bausteine beschafft, und zusehends wuchs der Bau. Mein Vater nun, der anfangs stets in den Wohnräumen geblieben, begann bald wieder auf den Hof zu gehen und über die Fuhren zu wachen, daß sie nicht zu schwer geladen waren für die Pferde, noch daß es sich die Knechte zu leicht gemacht hatten, und als der Bau fortging, stand er stets oben bei denen Maurerleuten und überwachte ihre Arbeit. Und so sehr auch der Wind um ihn blies, er stand von dem frühen Morgen an bei ihnen und hielt nicht längere Mittagsrast denn sie selber. Und wo er einen saumselig oder untüchtig fand, so fuhr er mit seinem Stocke dazwischen, daß mancher in Heulen ausbrach. Und Knaben, die dabei waren, schlug er nicht anders als die Männer, daß sie dann Tränen in den Mörtel weinten. Fürwahr, mit vielen Tränen ward diese Stube gebaut, denn der alte Erbvogt, schien es, hatte eine Art Wollust darin, andere zu schlagen, als sei er noch stolz auf seine Kraft, oder als neide er ihnen ihr jüngeres Alter. Aber es war alles nur, sie anzutreiben. Und es fiel noch nicht der erste Schnee, so stand die Stube unter Dach. Durch das offene Fenster aber bliesen die Winterstürme herein und nahmen die Feuchtigkeit aus den Mauern. Mein Vater jedoch stand auch im Winter noch oft in jener Stube, fast Tag für Tag stand er dort an dem Fenster und sah auf die Straße hinaus, die bereits ganz im Schnee lag.

So verging der Winter. Ich indessen hatte mein Amt übernommen und entschied die wenigen Fälle, die in dieser Zeit einliefen. Wann immer ich aber zu Gericht saß, nie kam mein Vater zu mir herein, daß er doch sehe, wie ich mich in meinen Beruf schicke; niemals auch sprach er ein Wort darüber gegen mich. Wenn er etwas sprach, so war es nur von seiner Ausgedingstube, und da merkte ich, daß er seine Freude an ihr hatte. Allmählich auch wich seine Heftigkeit, und er bezwang seinen aufsteigenden Zorn. Noch immer dann und wann ging er auch auf den Hof und in die Ställe, um nach den Knechten zu sehen, aber er mußte sich jetzt doch meiner Hilfe bedienen, denn er fing an schwach auf den Füßen zu werden und ging auch tief gebückt einher, und die schweren Kleider, die er trug, machten ihn heiß und müde, so daß er oft stehen blieb, um Atem zu schöpfen. Ich führte ihn dann umher und lenkte ihn ganz nach meinem Willen; zu meines Bruders Kammer aber kamen wir nie.

Ich selbst hingegen war oft bei meinem Bruder, da ich mich doch sicher wußte und zu ihm konnte gelangen, ohne daß man mich oben von den Fenstern aus sah. Da waren wir denn in unserer Kammer beisammen in einem stillen Gespräch, oft bis in unsere tiefste Seele betrübt und gleichwohl heiter und friedlich, wie wir uns doch wiederhatten. Aber ja, wo waren die Zeiten hin, da wir so glücklich gewesen in unserer unbewußten Jugend! Ich war ein Mann geworden und mein Bruder fast ein Greis, ganz ergraut von Bart und Haar und gebrochen von des Lebens Not und Mühsal. Seine Hände zitterten, wenn ich sie in meinen hielt, und über seinen Augen lag gleichsam ein trüber Schleier; sie hatten ihren frohen Glanz verloren von all dem Trüben, das sie gesehen. Wohl sprachen wir kaum je darüber, aber ich ahnte es doch, ich ahnte es alles von der unseligen Schuld an und seiner Verstoßung bis zu seiner noch traurigeren Wiederkehr. Und auch sonst war mein Bruder wie geschlagenen Geistes. Was wir sprachen, war fast immer nur unsere ganz ferne Vergangenheit, und wir erinnerten uns allgemach fast jedes Tages, den wir miteinander verlebt; aber über das, was die Welt bewegte, sprachen wir nicht. Einmal wohl begann ich davon, da jedoch unterbrach er mich. „Laß, Bruder," sprach er, „ich bin nicht auf der hohen Schule gewesen wie du, sondern bei dem Vieh bin ich alt geworden, und mein Hirn ist dumpf geworden. Was hatte ich mich um die Welt zu sorgen, da mein eigenes mir über das Haupt zusammenstürzte? Laß uns nicht reden, damit wir klug aneinander werden, denn dazu bin ich zu alt, sondern nur, damit wir unser jetziges zerbrochenes Leben vergessen, und sei es Tag

für Tag dasselbe, so laß es uns doch immer wiederholen, denn es war dies die einzige Zeit, welche ich glücklich war, und am glücklichsten war ich in dir, o glaub' es mir, du mein Bruder." So sprach er, und ich begann nie wieder von den Welthändeln, noch sonst von der Ungunst der Zeiten. Er lebte in seiner Kammer, fast wie ein Gefangener in seinem Kerker lebet, aber ich fand es wohl, daß er sich nicht gefangen fühlte und auch nicht unglücklich war. Sein irres Leben hatte hier doch Ruhe gefunden. Oft auch traf ich ihn, wenn ich kam, auf dem Lager liegend und oben durch das Fenster nach jenem Turme blickend, in welchem meine Mutter gefangen war, wie er wohl wußte, und da schien es mir, friedlich wie er so lag, daß er mit ihr Zwiesprache halte, und es trenne sie nichts voneinander als nur jener kurze Raum von der einen zu der anderen Kammer und nicht so viele Jahre und der Tod. Aber davon sprach er niemals, ich dachte es mir nur so.

Die Knechte, welche seiner pflegten, waren wohl verschwiegen, und nie erfuhr unser Vater davon, daß sein ältester Sohn auf seinem Hofe war. Wir hüteten es streng, denn in seinem Jähzorn hätte er ihn wohl auch jetzt noch von seiner Freistatt verweisen können, denn darauf, daß er sich bezwang und auch sonst gebrechlich war, konnte man nicht rechnen.

Im Frühling wurden die Rahmen in Fenster und Tür seiner Ausgedingstube eingesetzt und, was an Wohngeräte nötig war, aus anderen Räumen in dieselbe geschafft. Alsbald auch zog er in sie ein. Da lebte er nun. Er hatte sich seinen Lehnstuhl ganz dicht an das Fenster rücken lassen und dasselbe schon so niedrig bestimmt, daß er von oben ganz weit über die Straße sah, welche zu unserem Hofe führte. Und da saß er den ganzen Tag und sah auf die Leute nieder, die kamen oder gingen. Dies, dachte ich mir, ist nun sein Weilvertreib. Er will noch die Parteien sehen, die in die Vogtei kommen und vielleicht — so scharf noch sahen seine Augen — an ihren Mienen und ihrem Gebaren ablesen, wie sein Sohn sie beschieden. Solches siehet man ja leicht an Leuten geringeren Standes, wenn sie miteinander reden. Immer, wenn ich kam, nach seinem Befinden zu fragen, fand ich ihn so sitzen und auf die Straße blicken, in was immer für Wetter sie lag, ob in hellstem Sonnenschein eines frühen Maitages oder in den starken Regengüssen des Juni, und selbst da sie im August blendend von gelbem Staube lag, sah er noch hinunter auf sie. Sonst saß er ganz eingesunken in sich, und man sahe ihm wohl an, daß er Tag für Tag einen Schritt näher an die Grenze seines Lebens rücke, sein Kopf war klein geworden, sein Gesicht fast nicht größer als das eines Kindes, und seine Hände lagen hilflos im Schoße oder auf den Armlehnen zu beiden Seiten, wie man ihn frühmorgens zurechtgebettet hatte. Er war ganz leicht geworden, so daß ich ihn mühelos in seinen Stuhl trug und abends wieder zu Bette brachte. Denn das Gehen fiel ihm schwer, weil ihm die Füße bald fast ganz versagten. So schnell kam dies nun mit einem Male alles. Der noch in Wind und Wetter auf diesem Boden gestanden, da er sich die Stube bauen ließ, saß nun in ihr in der völligen Schwäche eines über neunzigjährigen Greises. In dieser Zeit nun verlangte er viel nach mir. Ich mußte jeden Abend bei ihm sein, sobald es dunkel ward. Und wenn ich je später kam, so fand ich ihn leise vor sich hinweinen, weil ich nicht gekommen. Sowie ich aber bei ihm war, ward er ruhig.

Da nun wich alle Fremdheit, die sich zwischen uns eingedrängt hatte. Ich vergaß, wie er mich an die zehn Jahre ganz vom Amte gehalten, und wie oft er gegen mich heftig und bitter gewesen, ohne daß ich es verdiente. Ja, ich rechnete ihm selbst kaum an, daß er seinen leiblichen Sohn in Nacht und Sturm hinausgejagt, denn alles hatte sich doch zum besten gewendet, dadurch daß ich auf dem Hofe gewesen und mich meines Bruders angenommen. Dieser Mann war hart geworden, sagte ich zu mir, weil er so gerecht war gegen die anderen; er wollte gegen sein eigenes Fleisch und Blut nicht weicher scheinen, als es Gerechtigkeit war, in übergroßer Angst davor war er ungerecht geworden, und all seine Härte hatte nur darin ihren Grund. Und jetzt schien es mir, als fühle er das selbst und wolle es alles wieder an mir gut machen, denn er tat mit mir, wie er nie getan. Wohl konnte er

ſelbſt mir kaum noch etwas Liebes erweiſen, aber er bat mich, daß ich ihm zu Füßen ſitze, und daß ich ſeine Hände halte, und dieſe Hände waren auch ganz weich geworden in ihrem hohen Alter.

Als es wieder gegen den Herbſt zuging und die Tage ſchon kühl waren, wollte ich nicht, daß mein Vater den ganzen Tag über am Fenſter ſitze, weil des Windes Anſturm gerade auf dasſelbe ging und die Luft an ihm immer kalt war, aber er beharrte, daß wir ihn noch ſtets in ſeinen Stuhl betteten, ob ihn auch fror. Er ſagte, es friere ihn nicht, und als ich ihn eindringlich zu überreden ſuchte, daß er ſeinen Stuhl an den Kamin rücke, da es warm war, ſo begann er ſich alſo hilflos zu gebärden wie ein ohnmächtiges Kind, daß es mir in das Herz ſchnitt und ich ihm nicht fürder wehren konnte. Aber ich frug ihn doch, warum er darauf beharre. Da wurden ſeine Augen ſeltſam groß wie von einer geheimen Erregung, und er ſprach mit einer verhaltenen Stimme, in der noch etwas von ihrem alten Klange war: „Ich will ſo warten, bis er kommt.“

Ich glaubte ſeine Worte wohl zu verſtehen. So wollte er denn mit einem Blick auf den Weg, welchen ſo viele zu ihm dahergekommen, ſeines Urteilsſpruches zu gewärtigen, aus dieſem Leben in jenes andere verklärte hinübergehen, von dem geführt, auf den er wartete! Und wie ich ihn ſo anſahe, merkte ich, daß ihn des Todes Vorbote ſchon gezeichnet hatte wie mit einem heiligen Salböl über der Stirn, und ich neigte mich in Ehrfurcht vor ſeinem Anblick.

Aber noch Wochen auf Wochen gingen hin, und mein Vater ward wohl ſchwächer von Tag zu Tag, aber er, den er erwartete, kam nicht.

Da ſeufzte er einſt gegen den Abend, da draußen ſchwere Flocken niederſchneiten ſchon den ganzen Tag, ſo daß faſt nichts von der Straße zu ſehen war, ſeufzte, wie als wenn ich gar nicht anweſend wäre: „Er kommt nicht! Er kommt nicht! Und ich habe meine Stube mir umſonſt erbaut, daß ich ihn kommen ſehe ... Ich ſterbe, und er iſt nicht wiedergekommen.“

Wie mit einem Male wußte ich da, wen er meinte, und ich ging hinab in jene Kammer, wo mein Bruder war, und mit ſanften Worten nötigte ich ihn, daß er mit mir ging, und weil er ſchwankte, ſtützte ich ihn. Er aber weinte auf dem ganzen Wege. So traten wir ein, und es war ein helles Schneelicht in dem Zimmer.

Unſer Vater ſaß noch immer gegen das Fenſter und hatte uns nicht kommen gehört, da ſprach Jonas an der Tür mit einer Stimme, die ganz voll Tränen war: „Mein Vater, ich bin wiedergekommen ...“

Da wandte er ſich um, und wie er ſeinen Sohn ſahe, richtete er ſich auf und ward groß gegen die weißen Scheiben, wie er nur früher geweſen, und ich ſah, daß er auf ihn zu wollte und ausſchritt, aber da ſtürzte er auf den Boden hin, und das Wort, das er ſprechen wollte, erſtickte zu einem Schrei in ſeiner Kehle. Wir hoben ihn auf, aber er war nicht mehr.

So ſtarb unſer Vater. Sein Sohn war wiedergekommen, aber er hatte ihm nicht vergeben, wenigſtens mit keinem Worte, wie es ein menſchliches Ohr hören kann, aber Gottes Ohr hat das Wort gehört, das in ſeinem Todesſchrei erſtickte, und unſere Herzen ſagten uns, daß es Vergebung war.

Wir begruben unſeren Vater bei denen Erbvögten und ſetzten ihm einen Stein mit einem lateiniſchen Epitaphium, ganz wie ſie ſeinen Vorgängern geſetzt waren. Die Kunde von ſeinem Tode ging durch das ganze Land, und jedermann ward erſchüttert von ihr, denn man hatte faſt einen Unſterblichen in ihm geſehen.

Mein Bruder aber blieb in ſeiner Kammer auch nach dem Tode des Vaters noch, ſoviel ich ihm auch vorſchlug, nun frei in ſeinem Eigen zu wohnen. Aber ſelbſt das wollte er nicht hören, und es ſchien mir, daß ich ihm Schmerz damit bereitete, wenn ich ihn des Hofes Herrn nannte. So lebte er fort in ſeiner Kammer neben den Pferden, und ich kam zu ihm, ſo oft es mir die Geſchäfte meines Amtes und der Bewirtſchaftung erlaubten, und immer noch ſprachen wir wie einſt von unſerer fernen Vergangenheit und nur von ihr. Einmal jedoch, da ſein Siechtum, das lange ſchon heimlich in ihm gezehrt haben mochte, ſchwer und ſchwerer zu werden begann, ſagte er zu mir: „Du haſt mir geſagt, daß deine liebe Mut-

ter abſeits von denen Erbvögten liegt und ohne Stein. Ich bitte dich, mein Bruder, laß mich neben ſie legen und ſetz' auch mir weder einen Stein noch Blumen auf den Hügel. Es mag nichts auf unſeren beiden Gräbern blühen als der rote Mohn, von welchem du mir erzähltest, daß er auf deiner Mutter Grabe wächſt. Denn wir haben uns ſehr, ſehr geliebt. Tu mir das nach meiner Bitte, der du mir ein Bruder biſt und noch viel mehr in meinem Herzen! Tu mir das!" Da gelobte ich es ihm, und ich hielt es danach, da auch er von dieſer Erde ſchied in dem Sommer des folgenden Jahres, kaum ſieben Monde nach des Vaters Tode.

Dies iſt meines Vaters und meines geliebten Bruders Leben und Sterben. Gott, der aller Richter Richter iſt, ſei milde mit ihnen, nicht nach ſeinem Geſetz, ſondern nach ſeiner Liebe.

Vor dem Einſchlafen

... Wohnte das Glück nicht in unſerm Haus? —
Wie war das doch? ... Wann zog es aus? ...
Die Sonne — ich kannte die Sonne doch ...
Ein Frühlingstag — keiner kam wieder noch ...
Wie war das doch? — Ein Lachen verklang.
Ein Weinen zitterte weh und bang.
Die Sonne ging unter — ein Schatten kroch
Die Treppen herauf — wie war das doch? —
Er ſchlich in das Zimmer, darin ſie ſchlief.
Er ſchlich ſich in unſere Herzen tief
Und legte ſich laſtend auf ihren Schlag.
Er tötete den Frühlingstag! ...
... Und dann der Wagen — das Läuten fern.
— Ach Gott, ſie hatte die Glocken ſo gern ...
Wie war das doch dann in der Nacht? —
Bin ich da jäh nicht aufgewacht? —
Ein kleines Kind — ihr Kindlein — ſchrie
Nach ihr — und ich — ich ſuchte ſie ...
Und dann auf einmal war mir klar,
Daß ſie ja fortgegangen war — —
O Herz, was pochſt du bang und ſchwer,
Und iſt doch alles lange her ...
Sei ſtill, o Herz, und ſiehſt du nicht,
Es dämmert ſchon — bald kommt das Licht!
Bald kommt das Licht — es ſiegt gewiß,
Und du vergißt der Finſternis —
Der Traum, der dich umfangen will,
Iſt aller Wunder voll — ſei ſtill!
Und ſie wird wieder bei dir ſein,
Sie wartet ſchon ... ſchlaf' ein ... ſchlaf' ein!

Wilhelm Langewieſche

Karte der hauptsächlichsten Alpenüberschienungen.

Troyes
Epinal
Kolmar
Freiburg
Ulm
Augsburg
München
Linz
Wien
Mülhausen
Vesoul
Basel
Konstanz
Tuttlingen
Lindau
Memmingen
Kempten
Salzburg
Steyr
Wr. Neustadt
Semmering
Dijon
Besançon
Biel
Zürich
Arlberg
Brenner
Graz
Chalon
Bern
Luzern
Gotthardbahn
Albula
Lausanne
Simplonbahn
Genf
Marburg
Laibach
Bourg
Udine
Triest
Agram
Lyon
Zermatt
Como
Bergamo
Brescia
Verona
Venedig
Karlstadt
Novara
Mailand
Padua
Mt. Cenis
Turin
Mantua
Po
Fiume
Pola
Valence
Alessandria
Piacenza
Parma
Ferrara
Modena
Bologna
Adriatisches Meer
Genua
Savona
Spezia
Rimini
Avignon
Nizza
Ligurisches Meer
Florenz
Östl. L. v. Greenw.
6°
8°
10°
12°
14°
16°
Maßstab 1:4500000
Kilometer
0
10
20
30
40
50
100
150
200
250
300
350
400
450

Zu Koppe: Die Durchbohrung und Überſchienung der Alpen.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Schnellzug der Gotthardbahn.

Die Durchbohrung und Überschienung der Alpen

von der Semmeringbahn bis zum Simplontunnel

Von

C. Koppe

I.

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Die Durchbohrung und Überſchienung der Alpen, die den Norden Italiens in weitem Bogen als natürlicher Schutzwall umziehen, boten der Technik des Eiſenbahnbaues derartige Schwierigkeiten und Hemmniſſe, daß es erſt den gewaltigen Fortſchritten namentlich der Tunnelbaukunſt in neuerer Zeit gelang, dieſe ſo vollſtändig zu überwinden, daß ſelbſt das Zentralmaſſiv des Hochgebirges der Durchtunnelung und Überſchienung nicht länger zu widerſtehen vermochte. Den Anfang machten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Semmering- und die Brennerbahn. Nur wenig mehr als drei Jahrzehnte trennen uns vom Durchſchlage des erſten großen Alpentunnels durch den „Col Frejus“, des Mont-Cenis-Tunnels; in raſcher Folge wurde die Durchbohrung des „Gotthard“, des „Arlberg“, des „Albula“ in Angriff genommen und ſiegreich vollendet. Beim „Simplontunnel“, der neueſten und längſten Alpendurchbohrung, häuften ſich infolge der geſteigerten Erdwärme im Inneren des Gebirges und gewaltiger Waſſereinbrüche die Schwierigkeiten in einem auch den kühnſten Tunnelbauer erſchreckenden Maße; aber auch hier gelang es der zähen Ausdauer und eiſernen Energie der Ingenieure, alle Hemmniſſe zu überwinden. Welche Summe von Arbeitskraft des Geiſtes und des Körpers war zu ſolchen Leiſtungen erforderlich! Wie Stephenſon von der Lokomotive ſagte, daß ſie nicht ſeine Erfindung und nicht das Werk *eines* Mannes, ſondern die Erfindung eines ganzen Volkes von Ingenieuren ſei, ſo iſt die Durchbohrung und Überſchienung der Alpen die Summe der Leiſtungen ganzer Generationen

Richard La Nicca.

von Ingenieuren, deren ruhmvollem Andenken die folgenden Zeilen zur Feier der Simplondurchbohrung gewidmet ſein mögen.

* * *

Eine Eiſenbahnverbindung über und durch das Hochgebirge iſt naturgemäß weit ſchwieriger zu bearbeiten und auszubauen, als die Anlage einer Bahn in der Ebene, dem Hügellande oder Mittelgebirge. Nicht allein nehmen alle Bauausführungen entſprechend größere und bisweilen ganz gewaltige Verhältniſſe an, ſondern es muß vor allem auch die eingehendſte Rückſicht genommen werden auf möglichſte Sicherung des Bahnbetriebes gegen Gefährdung durch Rutſchungen, Felsſtürze, Wildbäche, Hochwaſſer, Vereiſungen, Schneeverwehungen, Lawinen u. dergl. Je höher die Linie in das Gebirge hinaufgeführt wird, um ſo mehr ſteigern ſich die Schwierigkeiten und die Gefahren für den Bahnbetrieb, weshalb über eine beſtimmte Höhe hinaus eine offene Linienführung mit den Anforderungen der Betriebsſicherheit nicht mehr vereinbar iſt und die Bahn unterirdiſch, d. h. in Tunnels verlegt werden muß. Im allgemeinen handelt es ſich daher bei Hochgebirgsbahnen um Durchbohrung des Gebirgsmaſſivs, welches zur direkten Überſchreitung mit offener Bahnlinie zu hoch iſt, durch einen in zuläſſiger Höhe gelegenen, mehr oder minder langen Tunnel, ſowie um die vorteilhafteſte Zuführung der Bahnlinien zu den Mündungen dieſes Scheiteltunnels auf beiden Seiten des Gebirges. Je höher der Scheiteltunnel liegt, um ſo kürzer wird in der Regel die zu durchbohrende Gebirgsſtrecke, um ſo ſchwieriger aber die betriebsſichere Anlage der beiden Zufahrten, und um ſo höher müſſen auf ihnen alle Laſten gehoben werden. Mit der tieferen Lage des Scheiteltunnels ſtellen ſich die Zufahrten und der Laſtentransport immer günſtiger, aber die Länge des erforderlichen Alpendurchſtiches wächſt zugleich immer mehr und damit auch die Schwierigkeit der Tunnelbohrung. Der Möglichkeiten, die Bahnlinie zu führen und zu verlegen, gibt es unendlich viele. Jede einzelne Trace hat ihre Vorteile und ihre Nachteile in Hinſicht auf Bauanlagen und Betrieb. Unter allen verſchiedenen Möglichkeiten diejenige Linienführung ausfindig zu machen, welche mit den geringſten Anlagekoſten die größten Vorteile für den Betrieb verbindet, iſt die Aufgabe der bauleitenden Ingenieure, die, auf der Höhe ihrer Kunſt ſtehend, deren jeweiligen Stand in ihren Werken zum Ausdruck bringen. Die Durchbohrungen und Überſchienungen der Alpen bilden Großtaten

Karl Ghega.

Digitized by Google

menschlicher Schaffenskraft, deren gewaltige Fortschritte im Zeitalter der Technik sie widerspiegeln. Die Entwickelung der Tunnelbaukunst ermöglicht heute die Durchbohrung des Simplonmassivs in der geringen Höhe von nur 704 Metern über dem Meere, aber in einer Länge von 20 Kilometern, bei einer Erdwärme von mehr als

Linienführung der Semmeringbahn.

fünfzig Grad Celsius. Beim Durchschlage des Gotthardtunnels galt eine Alpendurchbohrung unter solchen Bedingungen noch als technische Unmöglichkeit, während eine Gotthardbahn zur Zeit der ersten Alpenüberschienung in ähnlichem Licht erscheinen mußte.

Die erste Eisenbahn im heutigen Sinne des Wortes, die Schienenverbindung zwischen Liverpool und Manchester, war am 15. September 1830 dem öffentlichen Verkehr übergeben worden. Ihr folgte am 7. Dezember 1835 die Eröffnung der Linie Nürnberg-Fürth, der ersten Eisenbahn auf dem Kontinente. Beide Linien liegen in durchaus ebenem Gelände, und allgemein war man damals der Ansicht, daß der Bau von Eisenbahnen auf das Flachland beschränkt bleiben würde. Um so größer und berechtigter war das Erstaunen, als Richard La Nicca, damals Oberingenieur des Kantons Graubünden, im Jahre 1838 mit dem Projekt einer „Alpenbahn" über einen der bündnerischen Gebirgspässe hervortrat, welche als Fortsetzung einer Rheintalbahn die direkte Schienenverbindung des Nordens mit Italien bilden sollte. Von der Kühnheit dieser ersten Projekte einer Durchtunnelung und Überschienung der Hochalpen durch La Nicca, der zu ihrer Verwirklichung vergleichende Studien am Bernhardin, Lukmanier und Splügen unternahm, kann man sich heute, wo die Technik keine unüberwindlichen Hindernisse kennt, kaum noch eine richtige Vorstellung machen. Selbst Stephenson, der Erfinder der Lokomotive, erklärte in einem Gutachten über La Niccas Projekte, sie seien auf so gewagte Berechnungen, auf solche den erfahrensten Ingenieuren ganz fremdartige Betrachtungen gegründet, daß nicht viel Positives über sie gesagt werden könne. Wenige Jahrzehnte später bewies der Durchschlag des Mont-Cenis-Tunnels die Ausführbarkeit der La Niccaschen Pläne, nachdem durch die Überschienung des Semmerings und des Brenners dem Bau des ersten großen Tunnels durch das Massiv der Hochalpen vorgearbeitet worden war. La Nicca war seiner Zeit vorausgeeilt und hatte mit genialem Scharfblicke schon damals die späteren Leistungen der Ingenieurbaukunst richtig erkannt.

Die Semmeringbahn.

Zu Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als man zur Herstellung eines direkten Schienenweges von Wien nach Triest diese erste Alpenbahn durch die öst-

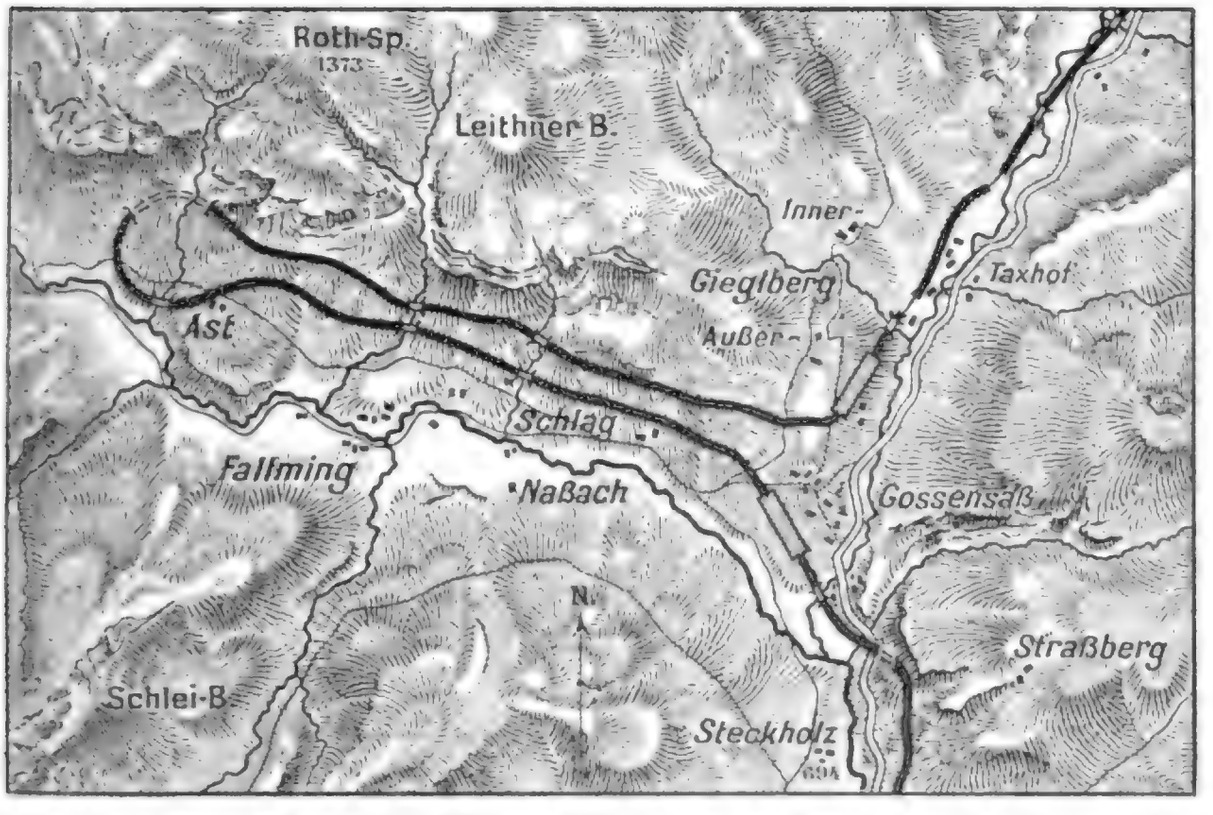
lichen Voralpen plante, welche Niederöſterreich von Steiermark trennen, war man in Technikerkreiſen ganz allgemein der Anſicht, daß mit Adhäſionslokomotiven, d. i. ſolchen, welche wie auf allen unſeren heutigen Normalbahnen nur die Reibung zwiſchen Rad und Schiene zur Überwindung von Steigungen benutzen, nur ebene oder ſehr ſchwach geneigte Strecken befahren werden könnten. Man betrachtete es als unmöglich, ohne künſtliche Hilfsmittel mit ſolchen Fahrzeugen Laſtentransporte über größere Steigungen als 1 : 200 hinaufzubefördern. Zur Überwindung ſtärkerer Steigungen wurden „Seilrampen“ benutzt, ſteilgeneigte Ebenen, über welche die Wagen mittels ſtehender Dampfmaſchinen mit über Rollen laufenden Seilen hinaufgezogen wurden. Die Notwendigkeit der Anlage ſolcher Seilrampen zur Überſchienung des auf 981 Meter Meereshöhe gelegenen Semmeringpaſſes wurde dementſprechend zu jener Zeit als unabweisbar betrachtet. Da trat Ingenieur Karl Ghega mit der kühnen Behauptung auf, auch die Adhäſionslokomotive ſei, wenn richtig konſtruiert, imſtande, weit größere Steigungen zu überwinden, und zwar derart, daß es möglich ſei, eine Semmeringbahn als reine Adhäſionsbahn, ohne Seilrampen oder andere künſtliche Hilfsmittel zur Überwindung größerer Steigungen, zu bauen, und Ghega war der Mann, ſeine Behauptung auch durch die Tat als richtig zu beweiſen. Geboren im Jahre 1802 in Venedig als der Sohn eines öſterreichiſchen Marinebeamten, ſtudierte er in dem benachbarten Padua vornehmlich Mathematik und Ingenieurwiſſenſchaften, wurde mit ſiebzehn Jahren Doktor der Mathematik und trat frühzeitig in den öſterreichiſchen Staatsdienſt. Hier war er

Karl von Ghega.

im Waſſer-, Straßen- und Eiſenbahnbau tätig, bereiſte dann England und Amerika zum Studium des dortigen Eiſenbahnweſens und wurde Mitte der vierziger Jahre mit dem ſchwierigen Bau der erſten Alpenbahn betraut. Bei ſeiner Linienführung für dieſe benutzte er Steigungen bis 1 : 40, d. h. die Maximalſteigung der heutigen Normalbahnen, welche fünfmal größer iſt als die damals als zuläſſig angenommene größte Neigung, und obwohl bis dahin noch keine Adhäſionslokomotive auch nur annähernd eine ſolche Steigung mit Laſtentransport überwunden hatte, begann er mit kühnem Wagemut im Vertrauen darauf, daß es ſeiner Begabung und der unaufhaltſam vorwärts ſtrebenden Technik gelingen müſſe, aller Schwierigkeiten Herr zu werden, den Bau der Semmeringbahn mit Steigungen bis zu 1 : 40 und Krümmungen von nur 300 Metern Radius. Alle Fachgenoſſen verurteilten das Vorgehen Ghegas, namentlich der Öſterreichiſche Ingenieurverein bekämpfte ihn auf das heftigſte und verkündete laut das unabweisliche Mißlingen ſeiner ganzen Unternehmung, deren „traurige Ruinen“ anderen ein warnendes Beiſpiel bilden würden. Aber der geniale Erbauer der erſten Alpenüberſchienung war nicht der Mann, ſich durch ſolche Urteile beirren und abſchrecken zu laſſen; mit bewundernswerter Energie führte er allen Hinderniſſen zum Trotze ſeine Pläne mit vollem Erfolge durch. Den ſchwerwiegenden Einwand ſeiner Gegner, daß die Lokomotive noch gar nicht erfunden ſei, die imſtande wäre, auf den von Ghega angewendeten Steigungen einen Laſtentransport zu bewerkſtelligen, beſeitigte er durch ein Preisausſchreiben für die hervorragendſten Lokomotivenfabriken, deſſen Erfolg im Sommer

Digitized by Google

1851 die Herstellung einer Berglokomotive war, der ersten ihrer Art, die den gestellten Anforderungen entsprach. In demselben Jahre war der Richtstollen des Scheiteltunnels, der 84 Meter unter der Paßhöhe in einer Länge von 1,43 Kilometern das Gebirge des Semmering durchsetzt, glücklich durchgeschlagen worden. Die zahlreichen Brücken und kühnen Viadukte der Zufahrtslinien wurden vollendet, und im Sommer 1854 konnte auf der ganzen Bahnstrecke zwischen Wien und Graz der regelmäßige Betrieb eröffnet werden. Ghega hatte gesiegt! In Anerkennung seiner Verdienste wurde er in den Adelsstand erhoben, und der Österreichische Ingenieurverein, der sein kühnes Vorgehen so heftig bekämpft hatte, errichtete ihm auf der Höhe des Semmering, den sein Genie und seine Ausdauer zu überschienen vermocht hatten, zum bleibenden Gedenken seines Wirkens ein ehrenvolles Denkmal.



Linienführung der Brennerbahn bei Gossensaß.

Die Brennerbahn.

Die zweite Schienenverbindung zwischen Österreich und Italien führt durch die Zentralalpen und folgt dem alten Verkehrswege, der Völkerstraße über den Brenner, dessen tiefe Einsattelung auf nur 1367 Meter Meereshöhe liegt. Er ist der niedrigste und am leichtesten zu überschreitende Paß in den Zentralalpen. Seine Wasserscheide wird durch ein breites Plateau gebildet, über welches die Bahn in offener Linie hinüberführt. Die Schwierigkeit der Bohrung eines langen Scheiteltunnels fiel somit am Brenner gänzlich weg, desto größer aber waren die Hindernisse, die bei Anlage der Zufahrtslinien zur Paßhöhe in den tiefeingeschnittenen wilden Hochgebirgstälern der Sill und der Eisack zwischen Innsbruck und Bozen zu überwinden waren, um ohne Aufwendung übermäßig hoher Kosten eine betriebssichere Alpenüberschienung zu schaffen. Ingenieur Karl von Etzel, dessen schlichtes Denkmal auf der Brennerhöhe steht, hat diese Aufgabe glänzend gelöst. Geboren 1812 in Heilbronn, war Karl von Etzel von seinen Eltern zum Theologen bestimmt, aber seine Liebe und Begabung zum Ingenieurfache besiegte deren Wünsche und führte ihn frühzeitig nach Paris und Wien zur Ausbildung in der Technik. Im Jahre 1843 trat er als Oberbaurat in den württembergischen

Staatsdienſt und leitete als ſolcher den Bau der erſten Eiſenbahnanlagen ſeines Heimatlandes in muſtergültiger Weiſe. 1852 übernahm Etzel die Bauleitung der ſchweizeriſchen Zentralbahn. Fünf Jahre ſpäter ſiedelte er nach Öſterreich über, um nach einer umfaſſenden Tätigkeit im Eiſenbahnbau zu Anfang der ſechziger Jahre ſeine Lieblingsidee zu verwirklichen und die Brennerbahn in Angriff zu nehmen. Etzel ſtarb noch vor der Vollendung des großartigen Werkes im Sommer 1865. Seine Mitarbeiter und Schüler, Achilles Thommen, Wilhelm Preſſel, Wilhelm Hellwag, Julius Lott und andere, vollendeten zwei Jahre ſpäter, was Etzel erſonnen und begonnen hatte, Öſterreichs zweite Alpenüberſchienung. Ihre Tunnels in den Schleifen bei St. Jodokus und im Pflerſchtale bei Goſſenſaß zur Linienentwickelung durch Ausfahren der dortigen Quertäler ſind die Vorläufer der Kehr- und Spiraltunnels am Gotthard. Ghega hatte durch den Bau der Semmeringbahn zum erſtenmal die Möglichkeit dargetan, auch die Alpen zu überſchienen, allerdings unter Aufwendung gewaltiger Mittel zur Herſtellung ihrer großartigen und kühnen Kunſtbauten; Etzel zeigte durch die Brennerbahn, daß eine Alpenüberſchienung mit einfacheren Mitteln und entſprechend geringeren Koſten unter

Germano Sommeiller.

noch ſchwierigeren Bedingungen zweckentſprechend ausgeführt werden kann, ein bedeutungsvoller Fortſchritt im Intereſſe und zur Erleichterung des Ausbaues weiterer Schienenwege durch noch weit ſchwierigere Partien der Hochalpen.

Severino Grattoni.

Der Mont-Cenis-Tunnel.

Die beiden erſten Alpenbahnen konnten über Gebirgseinſattelungen von verhältnismäßig geringer Höhe geführt werden; die meiſten Alpenübergänge aber liegen auf 2000 Meter Meereshöhe oder mehr. Die weiteren Alpenüberſchienungen verlangten daher, da eine normale Bahnlinie bis zu ſolchen Höhen betriebsſicher nicht hinaufgeführt werden kann, die Durchbohrung des Gebirges mehrere hundert Meter tiefer und ſomit den Bau langer Scheiteltunnels. Den Anfang dieſer neuen Epoche der großen Alpendurchbohrungen machte die 12,2 Kilometer lange Durchtunnelung des „Col Frejus“, nach dem in der Nähe befindlichen Alpenpaſſe gleichen Namens „Mont-Cenis-Tunnel“ genannt.

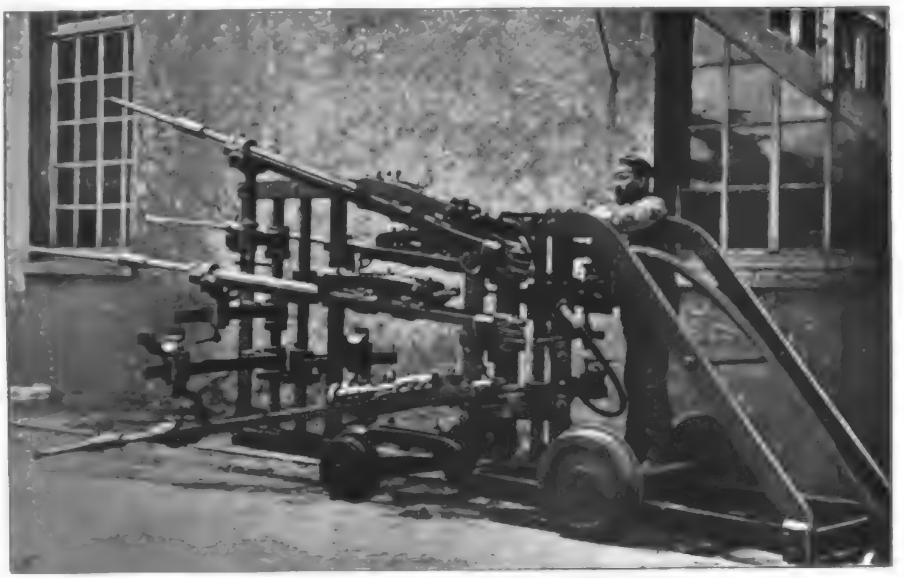
Das Königreich Sardinien vereinigte damals unter ſeinem Zepter Savoyen und Piemont, die durch die Hochalpen voneinander getrennt ſind. Zu Anfang des Jahrhunderts hatte Napoleon I. eine Fahrſtraße

Digitized by Google

über den Mont Cenis bauen lassen, aber diese genügte dem genialen Einiger des italienischen Volkes, Camillo Cavour, um die Mitte des Jahrhunderts nicht mehr als Verkehrs- und Verbindungsmittel der beiden durch das Hochgebirge getrennten Gebietsteile. Nach mancherlei Vorstudien und Vorberatungen gelang es ihm im Sommer 1857, in der sardinischen Kammer ein Gesetz durchzubringen, welches die Regierung ermächtigte, den Mont-Cenis-Tunnel auf Staatskosten zu bauen. Zwei Jahre später wurden Nizza und Savoyen an Frankreich abgetreten; dieses übernahm 19 Millionen von den auf 58 Millionen Franken geschätzten Gesamtkosten dieser Alpendurchbohrung, deren Ausführung aber den italienischen Ingenieuren überlassen blieb. Am 1. September 1857 hatten diese das kühne Werk in Angriff genommen, nachdem Viktor Emanuel mit eigener Hand die erste Mine zur Felsensprengung entzündet und mit Cavour und dem ganzen Hofstaate die feierliche Eröffnung der Arbeiten vollzogen hatte.

Es war in der Tat ein äußerst kühnes Beginnen bei dem damaligen Stande der Tunnelbaukunst und der Finanzlage Italiens, die Durchbohrung einer Gebirgswand von mehr als 12 Kilometern Mächtigkeit viele hundert Meter unter der Erdoberfläche in Angriff zu nehmen, und ohne die Tatkraft Cavours würde man wohl schwerlich so früh schon und mit so unvollkommenen Mitteln eine solche Alpendurchbohrung unternommen haben. Drei Männer waren es vornehmlich, welche das Wagnis des genialen Staatsmannes allen Hindernissen zum Trotz in der verhältnismäßig kurzen Zeit von vierzehn Jahren zum glücklichen Ende führten: Severino Grattoni, die Seele der ganzen Bauarbeiten, Germano Sommeiller, der Konstrukteur der ersten Gesteinsbohrmaschine, und Daniele Colladon, der ihm als Triebkraft dazu die komprimierte Luft lieferte; die beiden ersten italienische Ingenieure und Eleven der Universität Turin, der letztere Professor der technischen Mechanik an der Universität Genf.

Beim Beginne des Mont-Cenis-Tunnels lagen noch in keinerlei Weise ausreichende Erfahrungen über Gebirgsdurchbohrungen vor; man wußte nicht, welche Verhältnisse man in der Tiefe des Berges antreffen werde, und war in betreff der zu überwindenden Schwierigkeiten und der erforderlichen Bauzeit derart unsicher, daß Frankreich nach der Besitzergreifung von Savoyen der italienischen Regierung fünfundzwanzig Jahre bis zur Vollendung des Tunnels bewilligte.



Gestell mit Stoßbohrmaschinen.

Der fertige, zweigleisige Mont-Cenis-Tunnel hat eine Breite von 8 Metern bei einer Höhe von 6 Metern in bezug auf Sohle und

Alfred Escher.

Scheitel. Er wurde, wie jeder Tunnel von größerem Querſchnitt, nicht direkt im vollen Profil ausgebrochen, ſondern es wurde und wird zunächſt ein „Richtſtollen“ von 2 bis 3 Meter Breite und Höhe ausgeſprengt, der den „Erweiterungsarbeiten“ eine angemeſſene Strecke vorausgeht, und von deſſen raſchem Vortrieb die Schnelligkeit der ganzen Bauausführung in erſter Linie abhängt, da die rückwärts gelegenen Erweiterungsarbeiten an mehreren Stellen gleichzeitig in Angriff genommen werden können. Dieſer Richtſtollen kann im unteren Teile des Tunnels als „Sohlenſtollen“ oder in ſeinem oberen als „Firſtſtollen“ angelegt werden, je nachdem die Geſteinsverhältniſſe der einen oder der anderen Bauart günſtiger ſind. So wählte Favre am Gotthard den Firſtſtollenbetrieb, und auch die meiſten anderen Tunnels der Gotthardbahn ſind nach dieſem Syſteme gebaut worden, während die Erbauer des Mont-Cenis- und des Simplon-Tunnels den Sohlenſtollen bevorzugten.

Im Herbſt 1857 waren die Arbeiten am Mont-Cenis-Tunnel begonnen worden. Nach drei Jahren hatte man auf der Südſeite bei einem täglichen Fortſchritte von nur wenig mehr als 0,6 Meter in Summa kaum 700 Meter durchbohrt; auf der Nordſeite war der Fortſchritt noch geringer, und eine mehrere hundert Meter ſtarke Schicht von härteſtem Quarz ſchien das Vordringen bis ins unbeſtimmte hinaus verzögern zu wollen. Ohne die in jene Zeit fallende Erfindung oder, beſſer geſagt, richtige Konſtruktion einer Geſteinsbohrmaſchine durch den Ingenieur Sommeiller, die ihrerſeits trotz der weit höheren Leiſtungsfähigkeit ſelbſt nur 200 Meter Fortſchritt in jener Quarzſchicht binnen Jahresfriſt zu erzielen vermochte, wäre die Lage im Mont-Cenis-Tunnel damals wenig ausſichtsvoll geweſen. Sommeiller war nicht derjenige, welcher die erſte Geſteinsbohrmaſchine erfand, aber er konſtruierte den erſten brauchbaren mechaniſchen Bohrapparat und vervollkommnete ihn im Laufe der Durchbohrung des Col Frejus derart, daß ſeine Leiſtungsfähigkeit gegenüber der Handbohrung ſich verzehnfachte. Naturgemäß ſtieg der geſamte Tunnelfortſchritt nicht in gleichem Maße, denn zum Tunnelausbruche ſind drei Operationen erforderlich: Bohren, Sprengen und Schuttern, von denen die beiden letzten mehr als die Hälfte der im ganzen erforderlichen Zeit beanſpruchen. Die Sprengwirkung wird um ſo ausgiebiger ſein, je ſtärker der benutzte Sprengſtoff iſt. Am Mont Cenis konnte nur Schwarzpulver benutzt werden, in der Folge hat aber das Dynamit, eine Erfindung des ſchwediſchen Ingenieurs Nobel, die bereits am Gotthard verwertet werden konnte, die Sprengwirkung weſentlich geſteigert, da die Sprengkraft des Dynamits etwa achtmal ſtärker iſt

Wilhelm Hellwag.

Digitized by Google

als diejenige des Pulvers. Was die dritte Operation, das Forträumen der abgesprengten Gesteins- und Schuttmassen, das Schuttern, betrifft, so hat man namentlich beim Bau des Simplontunnels sich bemüht, ihre Zeitdauer durch mechanische Vorrichtungen und Hilfsmittel tunlichst abzukürzen, aber seither noch nicht die gleichen Fortschritte erzielt wie in bezug auf Bohren und Sprengen, worauf wir beim Simplon noch zurückkommen werden. Die größere Leistungsfähigkeit der Bohrmaschinen gegenüber der Handbohrung ist leicht zu verstehen. Ein Arbeiter kann mit seinem Hammer und mit der Hand vier bis fünf Schläge in einer Minute auf den Kopf des Bohrmeißels ausführen, die Bohrmaschine aber vollführt in der gleichen Zeit bis zu hundert Stößen mit größerer und unverändert bleibender Kraft. Ähnlich wie in dem Zylinder einer Dampfmaschine macht bei ihr ein Kolben in rascher Folge hin und her gehende Bewegungen; bei jeder Vorwärtsbewegung des Kolbens stößt der an seiner Stirnseite befestigte Bohrmeißel mit kräftigem Schlage gegen die Felswand und bohrt sich in diese hinein. Auf starkem Eisengestelle sind sechs bis acht solcher Bohrmaschinen befestigt und gleichzeitig in Tätigkeit, während nicht die Hälfte von Handbohrern mit ihren Arbeitern in dem engen Raume des Richtstollens unbehindert Platz finden würden.

Brücke über den Kerstelenbach bei Amsteg.

Bei den frühesten Versuchen mit Bohrmaschinen benutzte man die Kraft des Dampfes oder der Dampfmaschinen, deren Bewegung durch Gestänge, Seile usw. auf die Bohrkolben übertragen wurde. Der Dampf ist in seiner direkten Kraftwirkung an die Stelle seiner Erzeugung gebunden, da er sich bei der Weiterleitung infolge von Abkühlung wieder zu Wasser kondensiert. Eine mechanische Kraftübertragung aber mittels Seilen usw. ist nur auf verhältnismäßig geringe Entfernungen mit Erfolg ausführbar, nicht annähernd auf solche Längen, wie sie beim Bau von Alpentunneln in Betracht kommen. Daniele Colladon war es, der zuerst darauf hinwies und durch Versuche den direkten Nachweis erbrachte, daß sich durch Kompression der Luft jede beliebige Kraft und somit namentlich auch die gewaltige Wasserkraft der Gebirgsbäche ohne großen Verlust und in Röhren von geringem Durchmesser auf große Entfernungen fortleiten läßt. Er konstruierte mittels Wasserkraft und Turbinen getriebene Luftkompressoren und machte hierdurch die Erfindung der Gesteinsbohrmaschinen erst eigentlich lebensfähig und nutzenbringend für den gesamten Tunnelbau.

Die höchste Ausbildung erhielten seine Luftkompressoren, sowie die Stoßbohrmaschinen in der Folge am Gotthard, aber den Arbeiten am Mont-Cenis-Tunnel bleibt das Verdienst, in beiden Richtungen Neues geschaffen und grundlegend gewirkt zu haben.

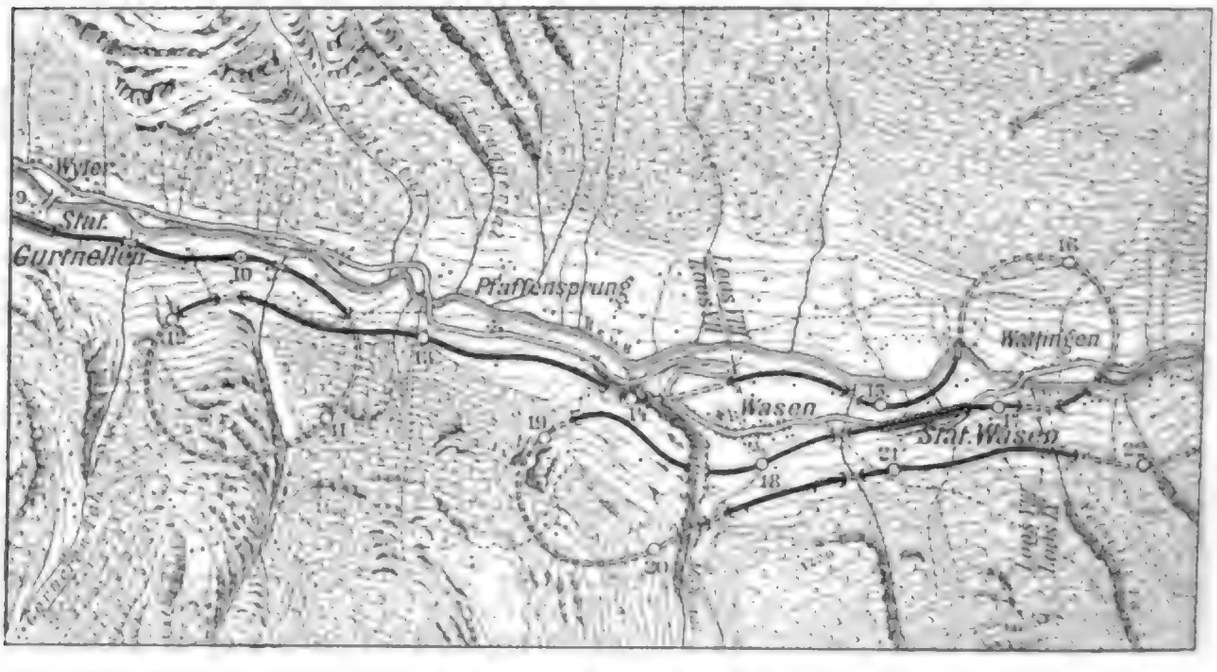
Die Bohrmaschinen Sommeillers traten am Mont Cenis auf der Südseite des Tunnels im Januar 1861 und auf seiner Nordseite etwa zwei Jahre später zum erstenmal in Tätigkeit. Die dadurch bewirkte Beschleunigung des Fortschrittes war im

Digitized by Google

Anfange nur gering, denn einmal mußten sich die Arbeiter erst an die neue Art der Bohrung gewöhnen, und dann erforderten die neuen Maschinen so vielerlei Reparaturen, daß häufig Verzögerungen eintraten. Mit jedem Jahr aber ging es besser und rascher vorwärts. Hatte man mit Handbohrung kaum mehr als einen halben Meter Tunnelfortschritt täglich erzielt, so stieg dieser bei der mechanischen Bohrung schon auf einen Meter und später auf zwei Meter im Mittel; als Maximum erreichte man gegen Ende der Tunnelbohrung bis zu drei Meter Fortschritt innerhalb vierundzwanzig Stunden. Bis zum Jahre 1867 betrieb die italienische Regierung den Bau des Tunnels in Regie, d. h. auf eigene Rechnung und Gefahr, übergab dann aber die Vollendungsarbeiten für die noch zu durchbohrende Strecke von etwa 4,4 Kilometern den beiden Ingenieuren Grattoni und Sommeiller in Generalunternehmung für eine bestimmte, fest vereinbarte Summe. Am 25. Dezember 1870 konnte Grattoni an Sommeiller, der in Turin weilte, telegraphieren: „Aus dem Inneren des Tunnels vier Uhr zwanzig Minuten. Der sondierende Bohrer durchdringt die letzte Scheidewand. Unsere Stimmen antworten sich auf beiden Seiten. Alle rufen: Evviva Italia!“ Am folgenden Tage fiel die letzte, wenige Meter dicke Trennungswand, und am 17. September 1871 fand die feierliche Eröffnung des Mont-Cenis-Tunnels statt. Die erste große Alpendurchbohrung, die Besiegung der wilden, bisher unbekannten Gewalten im Inneren des Gebirges durch Genie und Tatkraft war vollendet. Staatsmänner, Ingenieure und Gelehrte, die besten ihrer Zeit, hatten ihr Wissen und Können gemeinschaftlich eingesetzt zur Ausführung und zum Gelingen des kühnen und gewaltigen Werkes, das epochemachend bleiben wird in der Geschichte des Tunnelbaues und im Verkehrsleben der Völker für alle Zeiten.

Die Gotthardbahn.

Die Durchbohrung des Mont-Cenis-Tunnels ermöglichte die Herstellung einer direkten Schienenverbindung zwischen Lyon und Turin, somit von Frankreich und der Westschweiz auf der einen nach Italien und dem Süden auf der anderen Seite. Unmittelbar nach ihrer Vollendung wurde die für Deutschland wichtigste Alpenbahn, die Gotthardbahn, in Angriff genommen.



Linienführung der Gotthardbahn bei Wassen.

Die epochemachende Bedeutung der Fertigstellung des ersten großen Alpentunnels durch den Col Frejus blieb in ihrer unmittelbaren Wirkung der Hauptsache nach auf die Kreise der Techniker beschränkt; das

Ansicht der Bahnentwickelung bei Wassen.

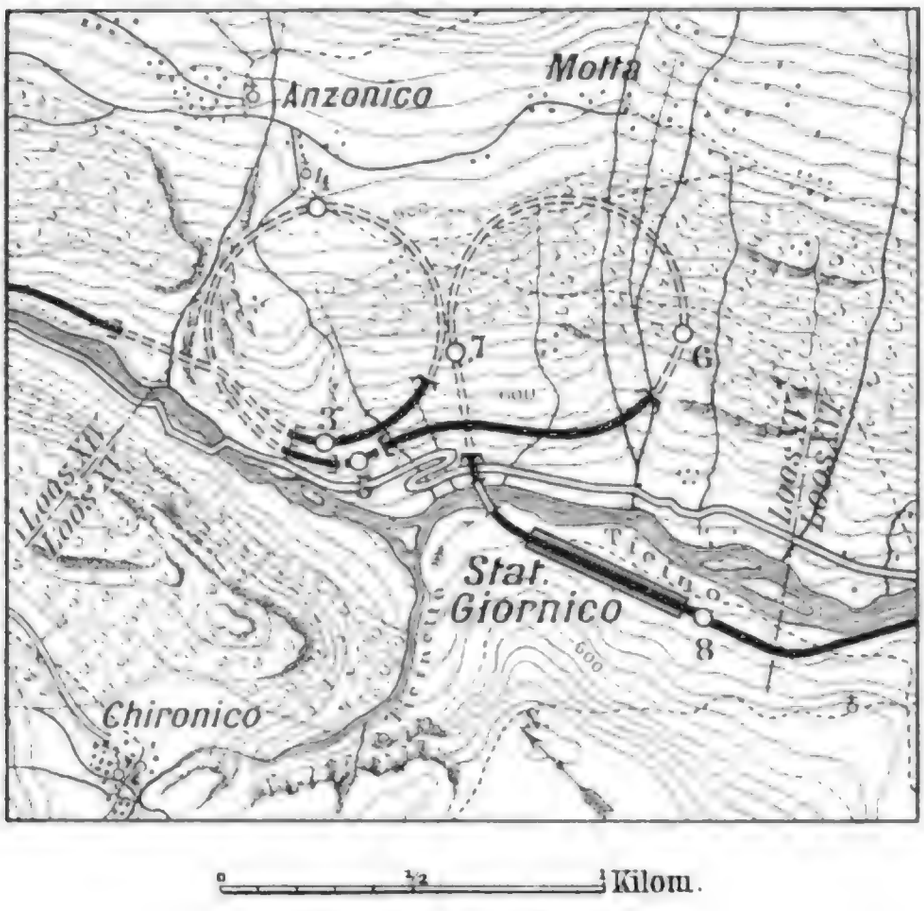
große Publikum, namentlich in Deutschland, wurde durch sie nur wenig berührt, zumal der Tunneldurchschlag in das Kriegsjahr 1870 fiel. Für den Bau der Gotthardbahn hingegen, die, durch das Herz der Schweiz hindurchführend, als zentrale Alpenüberschienung den direkten Verkehr zwischen dem Norden und dem Süden Europas vermittelt, war das Interesse, zumal auch in Deutschland, ein ganz außerordentlich reges und allgemeines, vermehrt durch den Umstand, daß das Deutsche Reich auch pekuniär bei dem Bau dieser Bahn sich beteiligte. Die Durchbohrung des Col Frejus war auf Staatskosten ausgeführt worden. Die Schweiz, auf deren Gebiete der Gotthardtunnel liegt, konnte und wollte einen so kostspieligen Bau allein nicht unternehmen, eine private Gesellschaft aber noch weit weniger, da keine Aussicht auf Verzinsung des Baukapitals vorhanden war. Jede Durchbohrung und Überschienung der Zentralalpen aus privater Initiative war daher auf eine Beihilfe der dabei interessierten Staaten angewiesen.

Schon im Jahre 1852 hatte der schweizerische Ingenieur Koller den Gotthard als den geeignetsten unter den für eine direkte Schienenverbindung zwischen Deutschland und Italien in Betracht kommenden Alpenpässen bezeichnet. Aber die Interessen in der Schweiz selbst waren geteilt. Die Ostschweiz bevorzugte die Überschienung eines bündnerischen Alpenpasses nach den Plänen La Niccas, die Westschweiz die Durchtunnelung des Simplon, und nur die deutschen Urkantone waren in erster Linie für den Gotthard. Jahrzehntelang dauerte der Kampf zwischen den verschiedenen Projekten und widerstreitenden Interessen, bis es schließlich dem Finanzgenie des großen Züricher Staatsmannes Alfred Escher gelang, die Staatssubventionen von Deutschland, Italien und der Schweiz auf den Gotthard zu vereinigen und seine Durchbohrung zu sichern. Alfred Escher muß als der eigentliche Begründer der Gotthardbahn angesehen werden, deren Präsident er verblieb bis zur völligen Sicherung des gewaltigen und zeitweilig schwer bedrohten Unternehmens.

Im Jahre 1871 konstituierte sich die Gotthardbahn-Gesellschaft, d. h. eine Aktiengesellschaft zum Bau der Gotthardbahn, welcher

Digitized by Google

als Beihilfe zur Ausführung der koſtſpieligen Durchtunnelung des Gotthardmaſſivs die durch Staatsvertrag feſtgeſetzte Subvention



Linienführung in der Biaſchina.

à fond perdu von in Summa ſchließlich mehr als hundert Millionen Franken zuteil wurde. An die Spitze der Bauleitung trat der badiſche Baurat Robert Gerwig, der Erbauer der Schwarzwaldbahn, der jedoch nach Vollendung der Talſtrecken im Teſſin und Ausarbeitung eines ſpezielleren Projektes für die Bergbahn zwiſchen Biasca und Amſteg zurücktrat und in ſeine Heimat zurückkehrte. An ſeine Stelle wurde Wilhelm Hellwag, ein geborener Oldenburger, berufen, dem wir bereits beim Bau der Brennerbahn unter Etzel begegnet ſind, und der ſodann als Baudirektor der Öſterreichiſchen Nordweſtbahn deren großartige Bauten mit ſeltenem Geſchick und Erfolge geleitet hatte. Hellwag organiſierte ſofort nach Übernahme der Leitung im Jahre 1875 die Vorbereitungen zum Baubetrieb auf der ganzen Linie der Gotthardbahn in umfaſſender Weiſe; auf allen Strecken und Sektionen wurden genaue Geländeaufnahmen und Bodenunterſuchungen vorgenommen, Detailprojekte bearbeitet und Koſtenberechnungen aufgeſtellt. Ein Jahr ſpäter war ein in allen Teilen vollſtändig durchgearbeitetes Bauprojekt für die ganze Gotthardbahn fertig geſtellt, welches die Linienführung den durch die Natur der Alpen bedingten Terrainverhältniſſen in ſolcher Weiſe anpaßt, daß die Anlage der Bahn alle ökonomiſchen Vorzüge mit hinreichender Sicherheit des Betriebes und leichter Zugänglichkeit der Stationen in ſich vereinigt. Dieſe Hellwagſche Linienführung und Linienentwickelung in den engen und ſteil anſteigenden Tälern der Reuß und des Teſſin zu beiden Seiten des Gotthardtunnels iſt nach dem einſtimmigen Urteil aller Techniker eine der genialſten Leiſtungen der Ingenieurbaukunſt und epochemachend in der Geſchichte der Alpenüberſchienungen.

Die eigentliche Bergbahn beginnt auf der Nordſeite bei Erſtfeld in der Nähe von Amſteg. Von dort nach Göſchenen ſteigt das Tal der Reuß zu ſtark, um ihm mit der Bahnlinie direkt folgen zu können; auch ſeine Quertäler ſind ſo ſteil und eng, daß ein Ausfahren derſelben zur Verlängerung der Linie nicht anwendbar iſt; eine Linienverlängerung iſt aber durchaus erforderlich, um die zuläſſige Steigung von 1:40 für eine Normalbahn vom Charakter der internationalen Gotthardüberſchienung nicht zu überſchreiten. Hellwag griff daher zu einem neuen Auskunftsmittel, die Bahnlinie zu verlängern und entſprechend zu heben, d. i. zur Anlage von „Spiraltunneln“ im Inneren der Seitenwände des zu ſtark geneigten Haupttales. Nach Überſchreitung des Kerſtelenbaches auf hoher Brücke bei Amſteg beginnt die ſtarke

Steigung. Kurz vor der ersten Talstufe am Pfaffensprung unterhalb Wassen liegt die Gotthardbahn auf dem Boden des Reußtales, dem sie bei dem steilen Anstiege desselben nicht weiter zu folgen vermag. Sie wird nun als Tunnel am Pfaffensprung in die westliche Berglehne hineingeführt, beschreibt in ihr einen vollen Umkreis und tritt, da sie zugleich mit 1:40 ansteigt, um etwa fünfzig Meter gehoben oben an der Bergwand wieder heraus. Dann kann sie dem Laufe des Reußtales eine Strecke weit mit der zulässigen Steigung folgen. Bei Wassen, wo sie den Boden des stärker ansteigenden Tales wieder erreicht, beginnt eine zweite, infolge der günstigeren Geländeverhältnisse dort anders und noch ausgiebiger gestaltete Linienentwickelung. In einer großen Schleife wird die Bahn dreimal beim Dorfe Wassen vorbeigeführt. Zwei lange Kehrtunnels vermitteln die Wendungen, und auf fünf hohen Brücken überschreitet die Linie zweimal das Haupttal der Reuß und dreimal das tief eingeschnittene Quertal der Mayenreuß, um schließlich, der durch die Umwege vergrößerten Länge entsprechend, um nahezu hundertunddreißig Meter gehoben, an der westlichen Berglehne dem Reußtale folgend nach Göschenen und bis zur nördlichen Tunnelmündung weitergeführt zu werden.

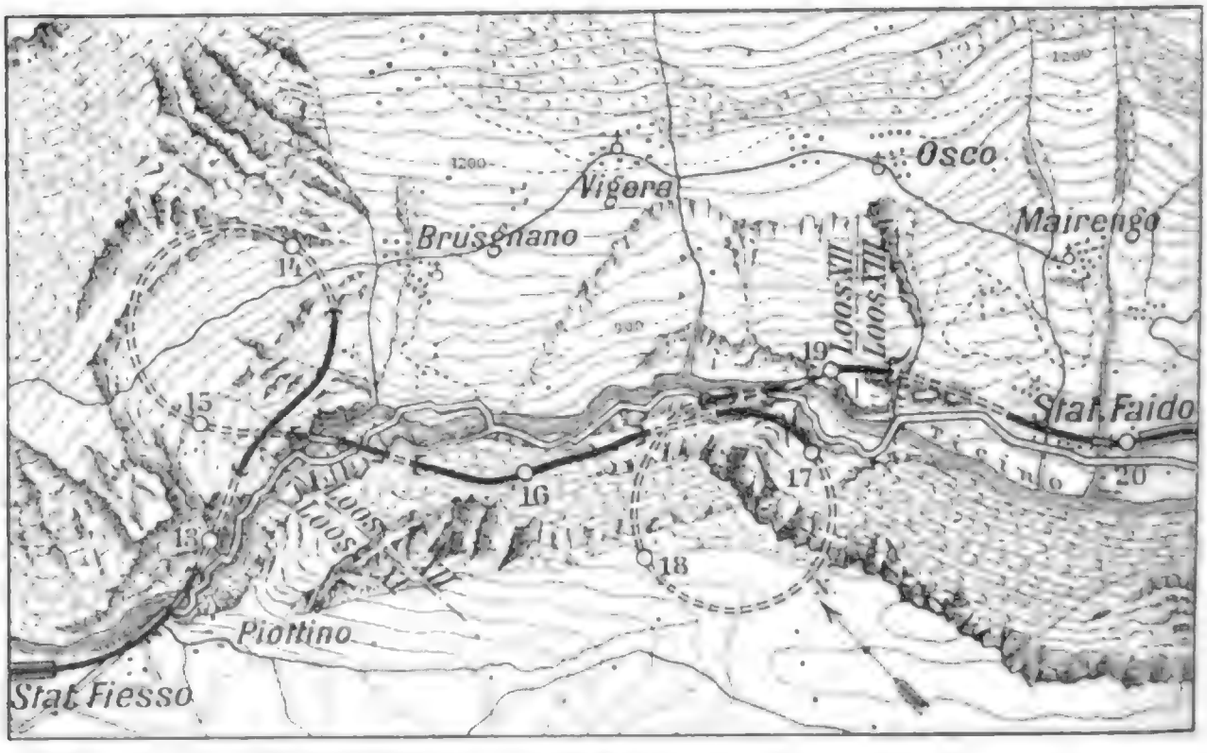
Nicht minder interessant und meisterhaft ist die Linienführung auf der Südseite des Gotthard im Tessintale. Dies Tal hat drei ziemlich gleichmäßig und weniger stark als das Reußtal ansteigende Abteilungen, das untere, mittlere und obere Livinental, die aber durch zwei steil abfallende und tief eingeschnittene Schluchten getrennt sind. Die Überwindung dieser Stromschnellen und Talstufen oberhalb Giornico in der Biaschina und oberhalb Faido bei Daziogrande war eine der schwierigsten Tracierungsaufgaben. Hellwag gelang es, die ganze Linie als ununterbrochene Normalbahn ohne zu große Steigung der Gestalt des Tales derart anzupassen, daß die Linie nirgends von der Talsohle zu sehr in die Höhe gerückt und abwechselnd an diejenige Talseite und Bergwand gelegt wurde, welche den geringsten Aufwand an Baukosten erforderte und für die Sicherheit des Betriebes die vorteilhafteste ist. Alle späteren Erfahrungen haben diese meisterhafte Tracierung in immer vorteilhafterem Licht erscheinen lassen.

Ansicht der Bahnentwickelung in der Biaschina.

Digitized by Google

Die erste Talstufe in der Biaschina überwindet Hellwag durch Einschalten zweier Spiraltunnels, die unmittelbar aufeinanderfolgen und sich im Grundriß beinahe berühren. Durch sie wird die Bahn bis zum mittleren Tessintale gehoben, dem sie dann in direkter Linie folgen kann bis Faido, dem letzten Ort auf der Südseite des Gotthards, wo die Traube und die zahme Kastanie noch gedeihen. Etwas oberhalb beginnt die wilde Dazioschlucht, eine der großartigsten Partien am Gotthard und in den schweizerischen Gebirgstälern überhaupt, in welcher der Tessin, stellenweise auf Metersbreite eingeengt, durch viele hundert Meter hohe und steile Felswände hindurch donnernd und schäumend hinunterstürzt. Auch diese Talstufe wird durch zwei Spiraltunnels überwunden, von denen der eine auf dem rechten, der andere auf dem linken Flußufer liegt. Vor dem Eingang in den letzteren überschreitet die Bahn die Landstraße und den Fluß. Nach ihrem Austritt aus dem Tunnel ist die Bahnlinie auf die Höhe des oberen Tessintales gehoben, dem sie nun ohne weitere größere Entwickelungen zur Linienverlängerung mit der zulässigen Steigung bis Airolo am südlichen Eingange des Gotthardtunnels folgen kann. Hellwag hat die von ihm projektierte Gotthardbahn nicht selbst ausgebaut. Mißhelligkeiten mit dem Präsidenten Alfred Escher führten seinen Rücktritt von der Bauleitung herbei. Er kehrte nach Österreich zurück, und an seine Stelle trat im Jahre 1879 der schweizerische Ingenieur und frühere Bauleiter der Jura-Bern-Luzernbahn, G. Bridel, nachdem es gelungen war, pekuniäre Schwierigkeiten infolge eines zu geringen anfänglichen Kostenvoranschlages für die Gotthardbahn durch eine Nachtragssubvention der beteiligten Staaten glücklich zu beseitigen.

Inzwischen hatte die im Herbst 1872 in Angriff genommene Durchbohrung des Gotthardmassivs zwischen Göschenen und Airolo ununterbrochen ihren Fortgang genommen. Durch zwei voneinander unabhängige trigonometrische Messungen, mit deren einer der Verfasser dieser Zeilen betraut wurde, war die Achse des Tunnels genau festgelegt worden. Seine Länge ergab sich zu 14920 Meter, wurde aber später durch weiteres Vorschieben der Tunnelportale im Interesse der Betriebssicherheit auf 14998 Meter, d. i. sehr nahe auf fünfzehn Kilometer, vergrößert. Der Unternehmer Louis Favre, ein Genfer, hatte



Linienführung in der Dazioschlucht.

Südlicher Ausgang der Dazioschlucht.

im Herbst 1872 die Stellen für die Wasserfassungen und Leitungen zum Betriebe der Turbinen, Luftkompressoren, Bohrmaschinen usw. in den Tälern der Reuß und der Tremula, eines vom Gotthard herabstürzenden Nebenflusses des Tessin, selbst ausgesucht und den Bau der Installationen geleitet. Anfänglich brachte jeder Tag etwas Neues, die Vollendung eines Bauwerkes, die Verbesserung einer Maschine oder eines Kompressors, eine neue Härtungsmethode der Bohrmeißel, neue Sprengmittel u. dergl. Eine Erfindung drängte die andere, und voll der besten Hoffnungen sah man der Entwickelung des großen Unternehmens entgegen. Aber schon im zweiten Jahre trat ein wesentlicher Umschlag ein; die zahlreichen Versuche und die Prüfungen neuer Erfindungen kosteten viel Zeit und Geld, führten aber nicht die großen Fortschritte und Erfolge herbei, auf die Favre mit Bestimmtheit gerechnet hatte. Das Gestein auf der Nordseite des Tunnels war zunächst sehr harter Gneis, welcher die Bohrung erschwerte, dann aber wurde unter der Ebene von Andermatt eine ganz verwitterte und sehr druckreiche Schicht angefahren, die dem Tunnelfortschritte nur schwer zu besiegende Hemmnisse in den Weg stellte. Auf der Südseite erwies sich die Installation als unzureichend aus Mangel an Wasser in der Tremula; es mußte unter erheblichen Kosten eine zweite Wasserleitung im Tessintale selbst angelegt werden. Im Tunnel rückte die Bohrung nur langsam vorwärts, da mächtige Wassereinbrüche erfolgten, derart, daß die Quellen in und um Airolo versiegten. Zu den mancherlei Schwierigkeiten technischer Natur kam eine immer mehr sich steigernde pekuniäre Bedrängnis, da die Arbeiten weit mehr kosteten, als im Voranschlage von der Unternehmung angenommen worden war. Favre war ein Mann von kräftiger, gedrungener Statur, vollem schwarzem Bart und Haupthaar, ausdrucksvollem Gesicht und heiterem, ja fröhlichem Temperament, als er die Durchbohrung des Gotthards begann. Wenige Jahre später war sein Haar gebleicht, und schwer lastete auf ihm der unabwendbare Verlust alles dessen, was er als selbstgemachter

Digitized by Google

Mann in einem Leben der Tat und Arbeit sich erworben hatte. Ein Gedanke hielt ihn aufrecht, denn nach Durchbohrung des Gotthards hoffte er am Simplon seine Erfahrungen verwerten und das wieder erarbeiten zu können, was er am Gotthard verloren hatte.

Der Gotthardtunnel. Triangulation von Gelpke.

Es war ihm nicht vergönnt, diese seine Lieblingsidee zu verwirklichen. Ein plötzlicher Tod setzte seiner rastlosen Tätigkeit ein vorzeitiges Ziel. Favre starb vor Vollendung der Durchbohrung des Gotthards am 19. Juli 1879 an einem Schlaganfall im Tunnel auf der Nordseite. Beiderseits hat man zur Erinnerung an ihn und die anderen Opfer der Gottharddurchbohrung auf den Friedhöfen bei Göschenen und Airolo einfache Denkmäler errichtet, von denen das letztere in seiner großartigen Umgebung eine ergreifende Sprache redet. Nach Favres Tode führte der Vorstand seines Zentralbureaus, Ingenieur Bossi, ein Schweizer, den Bau des Gotthardtunnels weiter bis zu seiner Vollendung im Dezember 1881, nachdem der Durchschlag im Richtungsstollen bereits am 29. Februar 1880 stattgefunden hatte. Es sei mir gestattet, diese Stunden zu schildern, wie ich sie damals miterlebt habe. Am Vorabend des 29. Februar saßen wir in Göschenen im Gasthofe zum „Rößli" nach dem Abendessen an der gemeinsamen Tafel in lebhafter Unterhaltung, als ein Arbeiter, wie dies häufig geschah, dem Vorstand der Unternehmung, Sektionsingenieur Stockalper, einen Zettel mit einer Meldung aus dem Tunnel brachte. Plötzlich trat allgemeine Stille ein, da Stockalper sich erhob und die Worte hervorstieß: „Messieurs, la sonde a passé!" Das große Ereignis war geschehen; der sondierende Bohrer der Südseite hatte die letzte Scheidewand durchbrochen! Erschrocken waren die gerade am Orte befindlichen Arbeiter bei seinem plötzlichen Durchbruche zurückgewichen, dann hatten sie laut aufjubelnd den zuckenden Bohrer festzuhalten und an sich zu ziehen gesucht, an dem erhitzten Eisen sich aber die Hände verbrannt und ihn wieder freigeben müssen. Das war die Botschaft, die Stockalper uns vorlas, und kaum hatte er geendigt, als Böllerschüsse ertönten, alle Dampf- und Luftpfeifen der Lokomotiven und Kompressoren losbrachen und unter dem Jauchzen und Schreien der Arbeiter ein Getöse erscholl, das donnernd von den Bergen in dem engen Gebirgstale widerhallte und uns alle mit fortriß. Am folgenden Tage führte eine Luftlokomotive den ersten Personenzug in den Tunnel, bestehend aus Rollwagen, beladen mit Ingenieuren, Vertretern der Behörden, Gästen

usw., sowie entsprechenden Vorräten an Getränken und Eis, welches in Gestalt von Schnee, in Rollwagen gepreßt, zum Kühlen dienen sollte, denn im Stollen herrschten vor Ort einige dreißig Grad Celsius, die heute voraussichtlich keine geringe Steigerung erfahren würden. Nachdem wir die letzte, inzwischen von zahlreichen Bohrlöchern durchsetzte Scheidewand besichtigt und durch die Löcher hindurch die auf der Südseite angelangten Genossen begrüßt hatten, wurde geladen und, soweit als es die Sprengung erforderte, zurückgegangen. Ein mächtiger Krach, und die letzte Scheidewand war gefallen! Alles stürmte vorwärts, um möglichst früh die Öffnung zu erreichen. Man umarmte sich, küßte sich, schrie, sang, ritt auf den herbeigerollten Weinfässern und trank sich zu, eilte dann wieder durch die Öffnung, begrüßte neue Ankömmlinge, stieß mit Arbeitern, Gehilfen, Gästen, bekannten und unbekannten Menschen an, während unaufhörliches „Evviva“ uns umtönte. Es war eine unvergeßliche Szene!

Am folgenden Morgen entstand eine förmliche Völkerwanderung durch den Tunnel. In langen Reihen zogen die Arbeiter hin und her, ihre Kameraden jenseit des Berges zu begrüßen. Alle Arbeiten ruhten bis zum dritten Tage, an dem in Airolo ein großes Fest zur Feier des Durchschlages und zur Erinnerung an Favre stattfand. Dann wurden die Arbeiten wiederaufgenommen. Im Mai 1882 waren auch die Zufahrtslinien fertig gestellt, und vom 22. bis 25. d. Mts. fanden in Luzern und Mailand unter Teilnahme der Vertreter der drei subventionierenden Staaten glänzende Festlichkeiten statt zur offiziellen Einweihung des gewaltigen Werkes, das am 1. Juni dem öffentlichen Verkehr übergeben wurde.

Die Gotthardbahn, welche infolge ihres unerwartet rasch anschwellenden Verkehrs bald alle finanziellen Schwierigkeiten überwand und das Zugmaterial usw. prächtig auszustatten imstande war, ist heute noch das großartigste Eisenbahnbauwerk Europas. Ihre Ausführung bezeichnet einen mächtigen Fortschritt in allen Teilen des Eisenbahnbaues. Im großen Tunnel wurde die durchschnittliche Tagesleistung gegenüber dem Mont-Cenis-Tunnel auf das Doppelte gebracht. Die Linienführung aber im Reuß- und Tessintal übertrifft alle früheren Bahnentwickelungen in solch hohem Grade, daß die Festschrift des Schweizerischen Ingenieur- und Architektenvereins vom Jahre 1893 von ihr sagt: „Dieser Linienführung wird für immer die Anerkennung als einer der genialsten Leistungen des menschlichen Geistes zuteil werden!“

Der Gotthardtunnel. Triangulation von C. Koppe.

Die Arlbergbahn.

Der Bau der beiden großen Alpenbahnen durch den Mont Cenis und den St. Gotthard hatte die Ingenieurbaukunſt in allen ihren Zweigen, namentlich aber in Hinſicht auf den Tunnelbau und die Linienführung, weſentlich gefördert. Eine Weiterbildung dieſer Errungenſchaften in beiden Richtungen brachten die Durchbohrung des Arlberg und die Überſchienung des Albula. Beide ſind in erſter Linie mehr nationalen als internationalen Bedürfniſſen entſprungen und dementſprechend angelegt worden, der Arlbergtunnel in größerer Höhe und geringerer Länge, die Albulabahn als Schmalſpurbahn mit ſehr hoch gelegenem Scheiteltunnel. Das „Vorarlberg“ iſt von Tirol und den übrigen Ländern der öſterreichiſchen Monarchie durch ein hohes Gebirge getrennt und ſteht mit dem Mutterlande nur durch einen unwirtlichen und ſchwierigen Alpenübergang über den Arlberg in Verbindung. Auf den drei anderen Seiten iſt es von Deutſchland und der Schweiz, d. i. vom Auslande, umgeben. Sehr begreiflich war daher das Beſtreben, das Vorarlberg aus ſeiner Abgeſchiedenheit von den anderen Ländern des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates zu erlöſen durch den Bau einer Eiſenbahn von Bregenz über oder durch den Arlberg nach Innsbruck, der Landeshauptſtadt von Tirol, um zu gleicher Zeit eine vom Ausland unabhängige Verbindung Öſterreichs mit der Schweiz herzuſtellen.

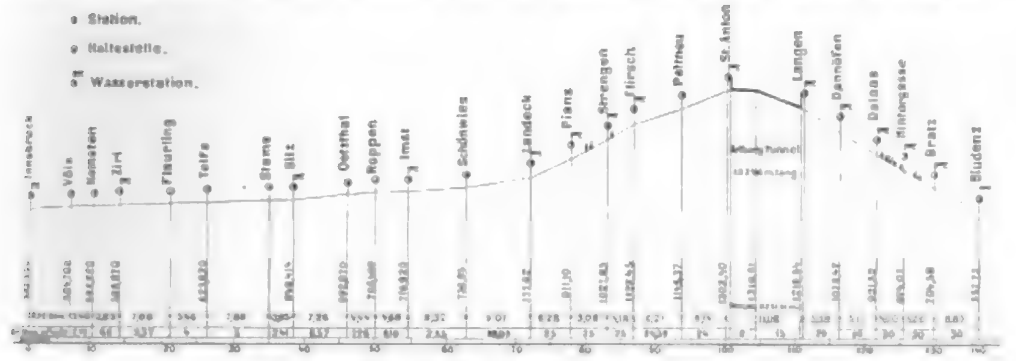
Louis Favre, Unternehmer des Gotthardtunnels.

Schon im Jahre 1865 hatte Ingenieur Thommen, Miterbauer der Brennerbahn, Vorarbeiten für eine Überſchienung und Durchtunnelung des Arlberg angeſtellt, aber erſt fünfzehn Jahre ſpäter wurde dieſe in Angriff genommen, nachdem im Mai 1880 vom öſterreichiſchen Landtag eine Regierungsvorlage genehmigt worden war betreffend den Bau einer Eiſenbahn von Innsbruck über Landeck und durch den Arlberg zum Anſchluß an die Vorarlberger Talbahn von Bludens nach Bregenz am Bodenſee. Lauter Jubel begrüßte in Vorarlberg und Tirol ihre nach ſo langjährigen Verhandlungen nun endlich geſicherte Schienenverbindung durch den Arlberg. Seine Durchbohrung ſollte zwiſchen St. Anton im Weſten und Langen im Oſten des Berges ausgeführt werden und eine Länge von 10,27 Kilometern erhalten, bei einer Scheitelhöhe des Tunnels von 1310 Metern über dem Meere. Unverzüglich wurden nun die Arbeiten in Angriff genommen unter der Leitung des Oberbaurates Jul. Lott, der, ausgebildet an den techniſchen Hochſchulen in Wien und in Karlsruhe, unter Etzel am Brenner tätig geweſen war und dann bei Tracierungs- ſowie Bauarbeiten namentlich in Ungarn ſich ausgezeichnet hatte. Seine hervorragendſte Leiſtung iſt die Bearbeitung des endgültigen Projektes für die Arlbergbahn, deren Vollendung er aber nicht mehr erleben ſollte. Julius Lott ſtarb im Mai desſelben Jahres, in welchem der Durchſchlag im Arlbergtunnel erfolgte, betrauert von ſeinen Schülern und Mitarbeitern, die am Oſtportale der von ihm ſo erfolgreich geleiteten Alpendurchbohrung zum bleibenden Gedächtnis ſeines Wirkens ihm ein Denkmal errichteten.

Im Dezember des Jahres 1880 war mit der Durchbohrung des Arlberg begonnen worden. Bemerkenswert iſt, daß auf der einen Seite mit komprimierter Luft getriebene Stoßbohrmaſchinen wie am Gotthard benutzt wurden, auf der anderen Seite aber Brandtſche Drehbohrmaſchinen, die mit direktem ſtarkem Waſſerdruck arbeiten, und auf die wir

Digitized by Google

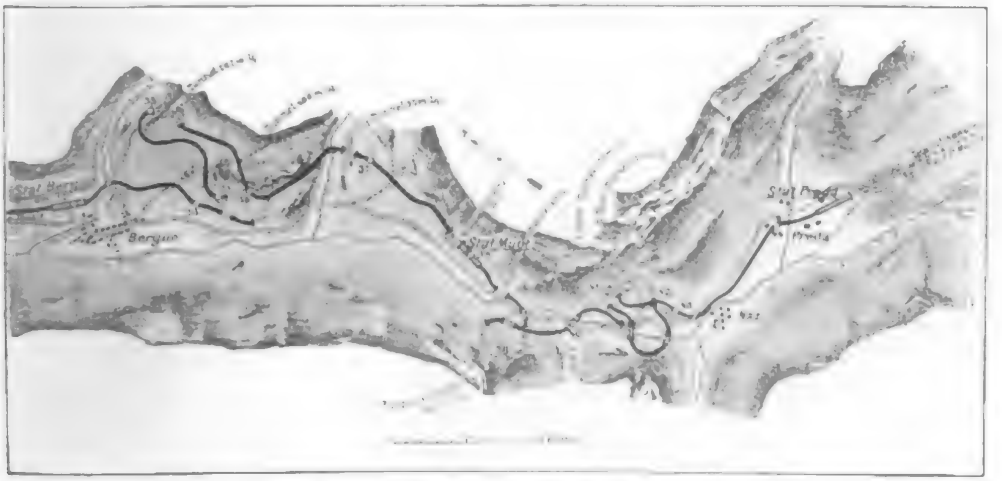
beim Simplontunnel näher zurückkommen werden. Beide Syſteme ergaben am Arlberge nahezu gleiche und ſehr günſtige Reſultate; die größte Leiſtung innerhalb vierundzwanzig Stunden betrug auf der Weſtſeite, wo Brandts Bohrſyſtem in Tätigkeit war, 8,4 Meter, auf der Oſtſeite hingegen 8,2 Meter, alſo nur unerheblich weniger. Die Vollendungsfriſt für den ganzen Tunnel war auf Mitte Auguſt 1885 feſtgeſetzt worden, aber die Fortſchritte der Bohrung ſteigerten ſich über alle Erwartung raſch und derart, daß bereits im zweiten Baujahre eine beinahe doppelt ſo große Strecke ausgebrochen werden konnte, als urſprünglich angenommen war. Der Durchbruch im Richtſtollen fand am 13. November 1883 ſtatt, faſt genau drei Jahre nach Beginn der Bohrung. Der monatliche Fortſchritt betrug im Durchſchnitt 220 Meter gegen 150 Meter am Gotthard und 70 Meter am Mont Cenis, wobei jedoch zu berückſichtigen iſt, daß die Schwierigkeiten der Bauausführung beim Gotthardtunnel viel größer waren als am Arlberg, und daß am Mont Cenis mehrere Jahre hindurch nur mit der Hand gebohrt wurde. Immerhin bezeichnet die Durchbohrung des Arlberg einen weſentlichen weiteren Fortſchritt in der Durchtunnelung der Alpen. Die neue Bahnlinie von Innsbruck nach Bregenz wurde im September 1884 dem Verkehr übergeben. Sie verbindet nicht nur das Vorarlberg mit den übrigen Ländern Öſterreichs, ſondern eröffnete dieſem auch zu gleicher Zeit einen neuen Handelsweg nach dem Weſten Europas.



Längenprofil der Arlbergbahn.

Die Albulabahn.

Die erſt vor kurzem eröffnete Albulabahn, welche die herrlichen Hochgebirgstäler Graubündens bequemer zugänglich macht, iſt in mehrfacher Hinſicht in der Geſchichte der Alpenüberſchienungen und Alpendurch-



Linienführung der Albulabahn oberhalb Bergün.

Digitized by Google

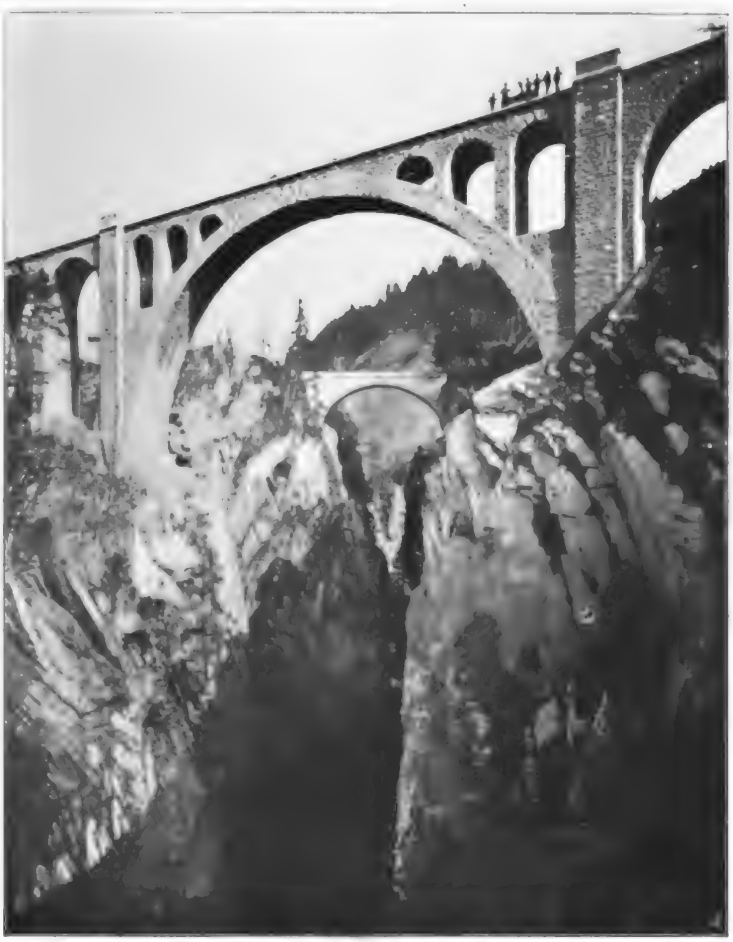
bohrungen bemerkenswert, denn einmal enthält sie den längsten seither ausgeführten Schmalspurtunnel, und ferner ist ihre Linienführung und Linienentwickelung so kühn und eigenartig, daß sie in dieser Hinsicht selbst der Gotthardbahn überlegen erscheinen muß. Die topographischen Verhältnisse des großen und reinen Gebirgskantons Graubünden be-

Die Solisbrücke im Bau.

einflussen die Verkehrsverhältnisse für die Bewohner der verschiedenen Talschaften untereinander und mit der Hauptstadt Chur in sehr ungünstiger Weise, namentlich aber für das vom übrigen Kanton durch das Hochgebirge getrennte Engadin. Zwar wurden schon frühzeitig gute Fahrstraßen über die hauptsächlichsten Bündner Alpenpässe in größerer Zahl gebaut, über den Flüelapaß, den Albula, Julier, Splügen, Bernhardin und die Oberalp, auf denen sich ein reger Post- und Warenverkehr entwickelte, aber die zu beiden Seiten des Kantons ausgeführten großen Eisenbahnanlagen über den Brenner und den Gotthard entzogen den Bündner Alpenübergängen einen großen Teil ihres seitherigen Waren- und Personentransportes, so daß die hiervon betroffenen Täler mehr und mehr zu verarmen drohten. Mit dem Bau der Gotthardbahn waren die Aussichten auf Anlage eines internationalen Schienenweges über einen der Bündner Alpenpässe, die Ingenieur La Nicca als erster Pionier der Alpenbahnen und Alpendurchbohrungen angeregt und unentwegt verteidigt hatte, in weite Ferne gerückt worden. Das meteorartig auftauchende Projekt Guyer-Zellers einer normalspurigen Engadin-Orientbahn, Chur—Engadin—Venedig, erwies sich sehr bald als finanziell unhaltbar. Man konnte sich der Überzeugung nicht verschließen, daß alle bündnerischen Alpenbahn-Bestrebungen, soweit sie auf Herstellung von internationalen Schienenwegen, sogenannten „Weltbahnen", hinausliefen, zurzeit nicht zu verwirklichen waren, und daß statt ihrer zunächst ein tunlichst weit ausgedehntes Netz von „Lokalbahnen" anzulegen sei, um durch bessere Verkehrsmittel die Entwickelung der Landwirtschaft, Viehzucht, Forstkultur, des Fremdenverkehrs usw. nach Kräften zu fördern. Da der Kanton Graubünden und seine Gemeinden nicht imstande waren, ein solches weitverzweigtes Schmalspurnetz für den lokalen Verkehr ganz auf eigene Kosten herzustellen, so trat der Bund helfend ein und bewilligte am 30. Juni 1898 eine

Digitized by Google

Staatsſubvention von acht Millionen Franken zum Ausbau des bündneriſchen Lokalbahnnetzes, deſſen Hauptlinie zunächſt die Albulabahn bildet zur beſſeren Verbindung von Chur mit dem Engadin, weiter des Rheintales mit dem Inntale. Kanton und Gemeinden brachten achtzehn Millionen Franken auf, und nachdem in ſolcher Weiſe das notwendige Baukapital geſichert und als Leiter des ganzen Baues Ingenieur Hennings, ehemals Sektionsingenieur der Gotthardbahn, berufen worden war, konnte im folgenden Jahre mit der Bohrung am Albulatunnel begonnen werden. Dieſer Tunnel hat eine Länge von 5866 Metern und erforderte eine Bauzeit von vier Jahren. Seine Scheitelhöhe beträgt 1823 Meter; das Nordportal bei Preda liegt auf 1792 Meter, das Südportal bei Spinas auf 1818 Meter über dem Meere, und bis zu dieſen Höhen mußten die Zufahrtslinien hinaufgeführt werden, was auf der Nordſeite nur mit mehrfachen künſtlichen Schleifenentwickelungen möglich wurde, während das Südportal von dem hochgelegenen Oberengadin weniger ſchwierig zu erreichen war.



Die Solisbrücke.

Die Ausführung des Albulatunnels, der unter den „Giumels“ hindurchführt, war mit ganz erheblichen Schwierigkeiten verknüpft. Bei ungefähr 1200 Meter Stollenvortrieb vom Nordportal aus traf man auf „ſchwimmendes“ Gebirge, lockeren Zellendolomit, in welchem von allen Seiten Waſſerſtrahlen in den Stollen ſpritzten. Am 29. Juli 1900 brach dann plötzlich eine gewaltige Waſſermaſſe hervor und füllte den Tunnel auf eine Länge von mehreren hundert Metern mit feinem Dolomitſand. Die Bauunternehmung erklärte, ſolchen Hinderniſſen und Schwierigkeiten nicht mehr gewachſen zu ſein; im März des folgenden Jahres ſtellte ſie die Arbeiten im Tunnel gänzlich ein. Es waren damals im ganzen erſt 1605 Meter ausgebrochen, und es blieben noch 4261 Meter zu durchbohren. Sollte der Eröffnungstermin der Bahn — der 1. April 1903 — innegehalten werden, ſo mußte dieſe über vier Kilometer lange Tunnelbohrung allen Schwierigkeiten zum Trotz in zwei Jahren fertiggeſtellt werden. Hierzu nahm die Geſellſchaft der Rhätiſchen Bahnen nun die Arbeiten ſelbſt in die Hand und berief als Leiter derſelben den Ingenieur R. Weber aus Zürich. Dieſem gelang es im Laufe von drei Monaten, die gefährlichſte und ſchwierigſte Stelle im Zellendolomit glücklich zu

Digitized by Google

Landwaſſerviadukt im Bau.

riſſenen ſteilen Hängen war hier beſonders ſchwierig, und zum dritten Teile liegt die Bahn auf dieſer Strecke bis Tiefenkaſtel, wo die Straße über den Julier abzweigt, im Inneren der zerklüfteten Felswände. Auf hoher Bogenbrücke wird bei Solis die Albula überſchritten, ihr mittleres Halbkreisgewölbe hat vierzig Meter Spannweite, und zehn Bogen zu zehn Meter reihen ſich daran. Ein Viadukt und Talübergang folgt dem anderen, deren größte oberhalb Alveneu über das Schmittentobel und über das Landwaſſer führen. Der letztere liegt in einer Kurve von hundert Metern Radius, hat ſechs gewölbte Öffnungen von zwanzig Metern Weite und erhebt ſich fünfundſechzig Meter über die Talſohle, ein eigenartig impoſantes Bauwerk.

Zu der Erreichung der Höhe von „Bergün" war die erſte Schleifenentwickelung von 1,2 Kilometern Länge mit einem 736 Meter langen Kehrtunnel erforderlich; die wunderbarſte Liniengeſtaltung und Linienver-

überwinden und die weitere Bohrung in dem dann folgenden feſten Granit raſch zu fördern. Auf beiden Seiten arbeiteten im Albulatunnel je drei Brandtſche Rotationsbohrmaſchinen, und am 29. Mai 1902 erfolgte der Stollendurchſchlag. In den letzten neun Monaten hatte man mehr als drei Kilometer durchbohrt. Die Lufttemperatur im Tunnel betrug kurz vor dem Durchſchlage fünfzehn Grad Celſius, die Wärme der Hauptwaſſerzuflüſſe war aber bedeutend geringer, meiſt nur ſechs Grad Celſius, ſo daß im Albulatunnel, im Gegenſatze zum Gotthard- und Simplontunnel, die Arbeiter durch niedrige Temperaturen zu leiden hatten.

Die Albulabahn liegt von Chur bis Thuſis im breiten und verhältnismäßig flachen Rheintal. Erſt oberhalb von Thuſis beginnt ſie kräftiger zu ſteigen und tritt bald darauf in die wilde und enge Schynſchlucht, in deren Tiefe die Albula ſchäumt. Die ſichere Führung der Linie an den zer-

Der Landwaſſerviadukt.

Digitized by Google

längerung erfolgt aber oberhalb Bergün. Der Höhenunterſchied zwiſchen dieſem Orte und der nördlichen Tunnelmündung beträgt 416 Meter bei einer direkten Entfernung beider Orte von nur 6,5 Kilometern. Um die für die Albulabahn angenommene Maximalſteigung von fünfunddreißig pro Mill. nicht zu überſchreiten, mußte die Linienentwickelung auf zwölf Kilometer ausgedehnt, ihre Länge alſo nahezu verdoppelt werden. Der Möglichkeiten, dieſe Verlängerung durch Einſchalten von Schleifen, Kehr- und Spiraltunnels zu erreichen, gab es unendlich viele. Zahlreiche Projekte und Varianten wurden ſtudiert, bevor Oberingenieur Hennings ſich für die endgültige Ausführung der Bahnlinie in der vorliegenden Geſtalt entſchied. Gleich oberhalb Bergün wurde eine große Schleife eingeſchaltet mit zwei Kehrtunnels, dann folgt ungefähr halbweg Preda ein Spiraltunnel und auf dieſen eine eigenartig gewundene Doppelſchleife, deren Kehrtunnels und vielfache Krümmungen wiederholt übereinander greifen. Auf vierzig Meter hoher Brücke wird der Tiſchbach überſchritten, und viermal kreuzt die Bahn die Albula, um durch Schleifen und Tunnels, über Brücken und Viadukte die Höhe von Preda zu erklimmen und damit die nördliche Mündung des Albulatunnels. Da dieſer Tunnel rund 1800 Meter über dem Meere liegt, ſo war auf der äußerſt hoch gelegenen Strecke oberhalb Bergün ganz beſonders darauf Bedacht zu nehmen, die Bahn vor Schneeverwehungen, Lawinenſtürzen uſw. zu ſichern. Am ſüdlichen Tunnelausgange liegt Station Spinas auf 1818 Meter Meereshöhe. Von dort führt die Bahn vier Kilometer lang durch das ebenfalls ſehr ſchneereiche Tal von Bevers, an deſſen gefährlichſten Stellen Schutzbauten gegen Lawinen errichtet werden mußten. Das Inntal ſelbſt von Bevers nach Samaden, dem Hauptorte des Oberengadins, und bis Celerina bietet keine beſonderen Schwierigkeiten. Oberhalb Celerina bei Creſta verengt ſich das Tal. Die Bahn tritt in eine enge Schlucht und führt durch zwei Tunnels von einigen hundert Metern Länge zum See von St. Moritz, der vorläufigen Endſtation der Albulabahn, bei der ſich in hohem Maße techniſches Können und landſchaftliche Schönheit vereint finden.

Preda am Albulatunnel.

(Schluß folgt.)

In den Bergen

Von

Paula Laufen

(Nachdruck ist untersagt.)

Erst schien es nur ein Hirtenfeuer, das, am seitlichen Abhang des Berges entzündet, in den abendlichen Himmel hineinschaute; aber langsam löste es sich von der Bergwand, wie ein Nachen vom Ufer stößt, und glitt hinüber in den grünlich leuchtenden Abendhimmel — der erste Stern. Mit stiller Sicherheit stieg er empor, während da und dort ein leises Flimmern begann, das auftauchte und verschwand, bis es sich endlich festigte zu dem eindringlichen Leuchten eines stillen, klaren Gestirns. Die nackten Hänge der Berge schimmerten noch rötlich, als wollten sie den letzten Sonnenglanz noch festhalten. Nur an einzelnen Stellen schlug ein lichtes glänzendes Grau durch, so daß die hohen Wände weiten Flächen von Silber glichen, über die die Zeit ihre Patina gelegt hat. Und wie der Glanz der Sterne zunahm, verdunkelte sich der Himmel. Schließlich trat er, dessen leuchtende Heiterkeit zu dem Ernst des schweigenden Gebirgtales noch eben einen so köstlichen Gegensatz gebildet hatte, ganz zurück vor der stillen Majestät des Schauspiels, zu dem er nur den dunklen Hintergrund abgab. Die Sterne begannen ihren harmonischen Wandel, stiegen empor, von immer neu auftauchenden Genossen schweigend begrüßt. Und dann floß ein breiter Strom schneeweißen Lichtes über den Bergwald, hinter dem die fast volle Scheibe des Mondes auftauchte, breit und gleißend, das geheimnisvolle Flimmern höher oben fast übertönend. Im Walde war's still geworden, denn der kräftige Bergwind, der bald nach Sonnenuntergang eingesetzt hatte, schwieg, seit die Julinacht die Dämmerung besiegt hatte. Fast etwas wie Schwüle lag in der Luft.

Der Pfarrer Foucher hatte auf einer Bank am Waldsaum das feierliche Schauspiel der anbrechenden Nacht beobachtet, und er war dankbar dafür, daß es wieder einmal vermocht hatte, ihm den Ärger von der Seele zu spülen, den ein Brief aus der böhmischen Heimat ihm heute gebracht hatte. Er dachte an seine Gemeinde, ein zusammengewürfeltes Häuflein protestantischer Deutscher, das sich Sonntags in seiner Kirche versammelte. Sie hatten gelernt, zusammenzuhalten und sich zu verteidigen gegen die fremden Elemente — fast zu fanatisch. Nun hatte ihm die „Los von Rom"-Bewegung noch eine Anzahl Übergetretener in die Gemeinde gebracht, und ringsum flammte alles in wildem Aufruhr.

Wie war es dagegen so friedlich im gesicherten reichsdeutschen Lande! Man wußte zwar nicht so recht, wie es um die Gefühle des bayrischen Volkes stand, in dessen Mitte man hier in den Alpen lebte. Das Hospiz, in dem der Pfarrer Aufenthalt genommen hatte, von Berlin aus gegründet, wurde von dort aus auch geleitet, und nur selten verirrte sich ein waschechter Süddeutscher in seine Mauern. Die Behörden erwiesen sich den Wünschen, die vom Hospiz aus verlauteten, nicht sonderlich entgegenkommend, doch ließ es sich mit ihnen leben. Und das Hospiz bot ein behaglich gleichmäßiges Bild, so sehr seine Bewohner auch wechselten. Entstammten sie doch stets denselben Kreisen: preußischer Adel, preußisches Militär, preußisches Beamtentum und protestantische Geistlichkeit fanden sich hier in Fühlen und Denken immer wieder zusammen.

Foucher, einer französischen Emigrantenfamilie entstammend, fühlte sich selbst ziemlich fremd in dieser hochkonservativen Gesellschaft, aber seine Eigenschaft als protestantischer Geistlicher und Vertreter des Deutschtums in gefährdeten Landen sicherte ihm hier stets den wärmsten Empfang.

Es war höchste Zeit für ihn, ins Haus zu gehen, um halb zehn Uhr fand täglich eine

kleine Abendandacht ſtatt, die zu leiten er heute übernommen hatte. Langſam ging er auf das Haus zu, das im glänzenden Mondſchein ſchneeweiß, nur von einem dunklen Gürtel hölzerner Veranden umgeben, vor ihm lag. Wie ein Magnet ſchien es um dieſe Stunde die Geſtalten anzuziehen, die ſich ihm von allen Seiten näherten.

Unten im Flur begrüßte die Eintretenden freundliches Licht, das feierliche Schweigen der Julinacht blieb draußen. Im Wohnzimmer wurde lebhaft geſprochen. Hier empfing die Leiterin des Hauſes, eine kleine, ſchwächlich und leidend und doch imponierend ausſehende Dame, Frau Volkemer, Witwe eines vielgenannten Geiſtlichen, der in Kirche und Politik eine hervorragende, aber auch vielbefehdete Stellung eingenommen hatte; ein nicht mehr junges Mädchen, Geſellſchafterin der anweſenden Gräfin Keyſerling, verteilte Geſangbücher, und im Sofa ſaßen ein paar alte Damen, denen man die vornehme Geburt auf den erſten Blick anſah, obwohl ſie ihrem äußeren Menſchen keine ſonderliche Sorgfalt hatten angedeihen laſſen. Im Hintergrund hielten ſich ein paar Herren, ein penſionierter General, ein Dompredigter aus Berlin, ein junger, leidend ausſehender Referendar und ſchließlich ein blühendes junges Mädchen, Margarete von Sydow, Tochter einer der im Sofa präſidierenden Damen. Ein unbeſchreiblicher Hauch von unter ſich und in guter Geſellſchaft ſein lag über dem Ganzen, trotz der altmodiſchen Einfachheit, die das weder hohe noch große Zimmer auszeichnete.

Fräulein Müller, die Geſellſchafterin, ſetzte ſich an das Harmonium. Leiſe griff ſie vorbereitend den erſten Akkord des Kirchenliedes. Trotzdem klang der Einſatz des Geſanges etwas zitterig. Gegenüber den Stimmen der älteren Damen hielten ſich das klangvolle Organ des Dompredigers, der kräftige Baß des Generals zurück, und nur Margaretes heller Sopran brachte etwas vom Element des Wohlklangs in den Geſang. Dann las Foucher einen Text aus der Heiligen Schrift vor, an den er einige Worte knüpfte. Friedlich, in ſtiller, unangefochtener Frömmigkeit hörte das Auditorium zu, auf die im Schoße leicht zuſammengelegten Hände niederblickend. Nur die Geſellſchafterin ſah dem Geiſtlichen voll ins Geſicht, wie betroffen und mehr und mehr beglückt. Foucher ſprach nicht im gewohnten Predigerton; beinahe leiſe, haſtig und ſtoßweiſe, ſchamhaft faſt und innig wie ein Herzenserguß klangen ſeine Worte. Auch der Dompredigter wurde aufmerkſam; das Ungewöhnliche der Rede fiel ihm befremdend und faſt verletzend auf; es lag nichts darin von dem unbeirrten Selbſtbewußtſein des orthodoxen Luthertums, zu dem er ſtolz hielt, das feſt und ſicher einherſchreitet in den Fußſtapfen des gewaltigen Gottesſtreiters, nach dem es ſich nennt, und das nun ſieghaft und mächtig ſeine Hand über deutſche Lande ausſtreckt. Foucher mochte wohl einer jener unſicheren Kunden ſein, deren Glauben nie ſo recht feſtſteht, weil ſie ihn aus ihrem eigenen hochmütigen und wandelbaren Herzen ſchöpfen. Aber Foucher merkte nichts von dieſer Kritik; er ſah nur alle die fromm beruhigten Geſichter um ſich und fragte ſich, ob es nicht eine Wohltat ſein müſſe, in einer Gemeinde zu wirken, die nicht nur durch das Band des Glaubens, ſondern auch durch das angeſtammter Gewohnheit zuſammenhing. Hier hatte er nun ein Häuflein nur durch den Zufall vereinter Menſchen vor ſich, unter denen doch eine Art von Familienähnlichkeit und -zuſammengehörigkeit herrſchte. Sie dachten, wußten, glaubten, kannten ungefähr alle dasſelbe.

Foucher ſtand ein wenig beiſeite, als nach Schluß der Andacht die anderen die Briefe und Nachrichten aus der Heimat beſprachen, die der Tag ihnen gebracht hatte. Margarete näherte ſich ihm zögernd; ſie mochte ſeine Vereinſamung teilnehmend bemerkt haben.

„Sie haben heute doch auch Nachrichten von zu Hauſe bekommen?“ fragte ſie ſchüchtern.

„Leider keine guten.“ Etwas ſchmerzlich lächelnd ſah er ihr in die Augen. „Wenn ich wieder heimkomme, werde ich wohl meinen beſten Freund nicht mehr antreffen. Er iſt ſeit Jahren dort Direktor an einer großen Fabrik; viel angekämpft — denn er iſt Deutſcher —, aber bisher unentbehrlich. Denn die Sache mit der Fabrik ſtand ſehr wackelig, als er anfing. Nun fühlen ſie ſich aber ſo ſicher, dank ſeiner Arbeit — da hat man ihm denn gekündigt. Ein Tſcheche tritt

an seine Stelle, der ernten wird, was er gesät hat. Und er kann wieder wandern!"

Frau Volkemer trat näher; für Gespräche, die das Politische streiften, hatte sie eine Leidenschaft, war sie doch zu ihres Mannes Lebzeiten ganz in der Politik aufgegangen. Man ereiferte sich über die Tschechen, bis Fräulein Müller endlich rief: „Nun, die Deutschen werden sich schon wehren und ihnen zurückgeben, was sie können. Es sind doch auch nicht lauter Heilige."

„Leider nicht," sagte Foucher, „das klein bißchen Christentum, dessen sich der Durchschnittsmensch allenfalls rühmen kann, geht hüben und drüben dabei verloren. Es sieht schrecklich aus bei uns."

„Vaterlandsliebe ist auch gottgefällig," bemerkte der Domprediger nicht ohne Schärfe.

Foucher schwieg, dann wandte er sich an Margarete, die befremdet und etwas beklommen zugehört hatte: „Sind Sie heute auch nicht weiter von Hause weggekommen?" fragte er.

Margarete, sichtlich froh, dem drohenden Unbehagen des Kampfes entronnen zu sein, ging schnell auf die Frage ein: „Nein, wieder nicht; ich wollte Herrn und Frau Pastor Ficke begleiten — wenigstens ein Stück weit. Sie wollten ja heute bis zum Paß; das ist die erste Station auf ihrer Fußtour. Aber Mama erlaubte es nicht, ich sollte nicht allein zurück."

„Ich wäre gern mit Ihnen gegangen," sagte Foucher, während seine dunklen Augen von Wünschen, Fragen und Zweifeln leuchteten.

Margarete wurde etwas rot: „Ich wollte Sie nicht bemühen, Herr Pfarrer."

Die Mama war einstweilen näher gekommen: „Mit Herrn Pfarrer Foucher hättest du gern gehen können," sagte sie in ihrer freundlichen, behaglichen Art. „Aber allein, das wollte ich nicht. Wenn du dich verirrt hättest!"

„Aber Mama, so sicher wie Fickes gehe ich noch lange!"

Fräulein Müller mischte sich ins Gespräch: „Ich glaube auch, daß Sie, Fräulein von Sydow, Fickes nützlicher wären als umgekehrt. Ich bin neugierig, wie weit sie mit ihrer Fußtour kommen — für heute haben sie's nun wohl überstanden."

„Siehst du," sagte Margarete.

„Na, es ist immer besser so," sagte Frau von Sydow. Aber im Herzen empfand sie doch eine gewisse Genugtuung, die Tochter so blühend vor sich zu sehen, ebenso gelassen und bescheiden sicher hier in der fremden Bergwelt wie zu Hause auf dem elterlichen Gute, wo sie die Dorfleute alle kannte und ihnen zu helfen wußte, oder bei Hofe in Berlin, wo sie im Winter vorgestellt worden war, und wo sie ihre Rolle als junge Dame der Gesellschaft mit der liebenswürdigen Unbefangenheit durchgeführt hatte, die ihre Natur schien. Frau von Sydow fand, daß alle ihre Kinder diese gelassene Sicherheit besaßen; die Söhne in Amt und Ehren, der älteste, der später das Gut besitzen würde, Offizier, der zweite in der Diplomatie, die beiden älteren Töchter verheiratet, blühende Frauen, glückliche Mütter.

Plötzlich blitzten die Fenster hell auf, so daß sich alle erschrocken ansahen, und gleich darauf rollte, voll von göttlichem Zorne, dumpf, majestätisch nahend und in einem betäubenden Krach endend, eine mächtige Donnerwoge über den Himmel. Ein schweres Gewitter war damit eingeleitet; man blieb im Wohnzimmer sitzen, denn an Schlafen war bei dem jähen Blitzen, bei Hall und Widerhall des Donners, den die Bergwände einander zuwarfen, nicht zu denken. Dazu das verzweifelte Stöhnen der Tannen, das Klirren der windgeschüttelten Fenster. Man war still geworden; nur der Domprediger sprach ein paar Worte über die Wohltat des schützenden Daches, die etwas geistlich ausklangen. Die älteren Damen stimmten ihm in halblauten Bejahungen zu; was er sagte, war ihnen wohlvertraut. Foucher blickte auf Margarete, die mit großen, ernsten Augen zum Fenster hinaussah. Angst lag nicht darin, wenigstens nicht die gemeine Angst um das eigene Leben, aber etwas Ahnungsvolles, wie ein dämmerndes Bewußtsein von einer unbegreiflichen und unendlichen Kraft, einer überwältigenden und vernichtenden Größe da oben.

Da schlug plötzlich draußen der Hund an, laut und heftig, und zugleich fast erklang die Hausglocke. Margarete und Foucher sowie Fräulein Müller waren die ersten im Flur, während die übrige Gesellschaft lang-

ſamer nachdrängte. Das Stubenmädchen öffnete ſchon die Haustür. „Herrgott, Frau Paſtor Ficke!“ rief ſie entſetzt.

Im ſelben Augenblicke wankte die Eintretende — Foucher war nicht mehr imſtande, beizuſpringen —, dumpf fiel ſie zu Boden.

Es war ein unheimliches Bild; all die erſchreckten, todblaſſen und regungsloſen Menſchen im flackernden Scheine der Stiegenlampe, die der Luftzug zu verlöſchen drohte, der von der offenen Tür her ungeſtümen Einzug hielt. Und auf der Schwelle die regungsloſe, hingeſtreckte Geſtalt, triefend vor Näſſe wie eine Ertrunkene, und Foucher neben ihr kniend, ihr den Kopf ſtützend. Unter allſeitigem tiefem Schweigen hob dieſer dann die junge Frau auf.

Margarete öffnete ſchnell die hinterſte Tür, die ihres Zimmers: „Kommen Sie hier herein; hinauf in ihr Zimmer können Sie Frau Ficke nicht tragen.“

Dann blieben nur Margarete und Frau Volkemer bei der Kranken; die anderen ſaßen halb gelähmt vor Entſetzen im Wohnzimmer. Wie kam die junge Frau hierher, nachdem ſie vor ſieben Stunden das Haus verlaſſen hatte, wo war Ficke?

Da erſchien Margarete an der Tür mit ganz verſtörtem Geſicht. „Herr Pfarrer,“ ſagte ſie zu Foucher, „bitte, kommen Sie herüber; Frau Ficke weint und weint; wir können kein Wort aus ihr herausbringen.“ Sie mochte ſelbſt nicht wiſſen, warum ſie ſich eben an Foucher wandte; aber es ſchien allen natürlich. In einem inſtinktiven Gefühl für Disziplin, das für die Menſchen, wie ſie hier beiſammen ſaßen, ſehr bezeichnend war, blieben alle anderen ruhig ſitzen, während Foucher dem Mädchen folgte.

Im Krankenzimmer fand er Frau Ficke, wie Margarete geſagt hatte, faſſungs- und ſinnlos weinend. Frau Volkemer ſprach ernſt und eindringlich in ſie hinein, immer noch in der Hoffnung, den hyſteriſchen Anfall durch gehaltene Energie zu beſiegen. Es war vergebens; mit einem Schatten von Verachtung wandte ſie ſich endlich ab. Margarete hatte ſich ans Kopfende des Bettes geſetzt und trocknete mit einem Tuche die langen, ſchweren Haare, die ſich auf den Kiſſen wie Schlangen ringelten. Die junge Frau war bis zur Unkenntlichkeit verändert. Verſchwunden die zierliche und gänzlich ungeiſtliche Koketterie ihres Anzugs und ihrer Haltung. Als das ſtoßweiſe Weinen und Schluchzen endlich aufhörte, zogen der Ernſt und die Größe des Leidens über dieſes Geſicht, das ſonſt eine bachſtelzenartige Munterkeit und Anmut gehabt hatte; die Augen blickten irr und erſchreckt, als ſähen ſie in der Ferne etwas Schreckliches, Entſetzensvolles, das über ihr Verſtändnis ging.

Frau Volkemer verſuchte noch einmal zu fragen; aber Foucher wehrte ab: „Sie kann nicht antworten.“ Ihm war es klar, daß dieſer Verſtand in die Irre ging, in ferne, uferloſe Weiten, wohin die Sprache nicht reicht. „Hat ſie ſchon einmal geſprochen?“ fragte er halblaut.

Frau Volkemer ſchüttelte den Kopf; im ſelben Augenblick aber ſchraken alle zuſammen; Frau Ficke hatte einen Schrei ausgeſtoßen, ſo grell und fürchterlich, als blicke ihr der Tod plötzlich und unerwartet ins Geſicht. „Die Wand, die Wand! Laß mich nicht rutſchen! Gottlieb, hilf!“ In einem langen, ſchauerlichen Jammerlaut endete ſie und ſtöhnte dann leiſe und unaufhörlich weiter.

„Sie muß die Wand oben beim Paß abgerutſcht ſein,“ flüſterte Frau Volkemer. „Glauben Sie nicht?“

Foucher nickte; er kannte den Platz. „Wenn es Tag wird, gehe ich hin. Ich werde dann wohl Ficke finden.“

Die kurze Sommernacht war ſchon halb vergangen, als Foucher das Krankenzimmer verließ. Es blieben ihm noch ein paar Stunden, um ſich auszuruhen. Frau Volkemer ging noch einmal ins Wohnzimmer, um die Wartenden nach Möglichkeit aufzuklären und zu beruhigen. Natürlich erboten ſich alle Herren, Foucher auf der Suche zu begleiten. Aber Frau Volkemer blieb dabei, daß der Dienſtknecht im Hauſe, ein ſtämmiger Gebirgler, der beſte Genoſſe für dieſen ſei. Und alle fügten ſich: der ſtark gichtiſche General, der ſchwächliche, lungenleidende Referendar und der zu Fuß ziemlich untüchtige Domprediger.

Foucher verbrachte unruhige, halbwache Stunden bis zum Aufbruch; denn er gehörte nicht zu jenen Naturen von ſtarker Geſundheit, die Schlaf und Wachen beherrſchen wie

Hunger und Durst. Er war einer jener Nervenmenschen, die sich im Bedürfnisfall als zäh und ausdauernd fast über das natürliche Maß bewähren; dabei ihr Nervenmaterial langsam verbröckelnd, daß es mitunter hart an der Grenze der Erschöpfung scheint, um sich dann aus geheimnisvollen Quellen des Temperaments und des Willens unerklärlich wieder zu erneuen.

Um vier Uhr morgens stand er an der Haustür, überwacht, ein unbeschreibliches Gefühl qualvoller Spannung im ganzen Körper. Flüchtig sah er am Haus empor, das kalt und grau, nüchtern und teilnahmlos in den matten Morgen hinausblickte. Aber plötzlich öffnete sich die Tür, und Margarete kam heraus, auch sie blaß im fahlen Licht, aber eine wunderbare Süßigkeit mitfühlenden Ernstes in den Augen. Sie hatte allerlei Stärkungsmittel zur Hand: „Wenn Sie ihn nur bringen!"

„Ich hoffe es," sagte Foucher tröstend; „wirklich gefährliche Stellen finden sich keine auf dem ganzen Wege. Wenn Ficke nicht vom Weg abgewichen ist, kann ihm nichts zugestoßen sein."

„Aber die Wand, von der Frau Ficke phantasiert!"

„Die ist ganz harmlos! Sie mag ein gutes Stück abgerutscht sein; aber schließlich ist sie ja auch gelandet."

Margarete sah ihn immer noch sorgenvoll an: „Kommen Sie nur gut wieder — Sie und Pastor Ficke! Und Sie auch," fügte sie bei, als der Knecht des Weges daherkam. Dann gab sie Foucher die Hand; es war ein anderer Händedruck als der gewohnte, konventionelle; die Kameradschaft einer gemeinschaftlichen, schweren Sorge lag darin, wie etwas Herzliches und Tröstliches. Und Fouchers zarte, empfindsame Hand trug den Eindruck mit sich fort.

Der Morgen lag mit kalter Leichenfarbe über dem Tal; als sie über die Wiese schritten, hauchte es den überwachten Foucher frostig an. Die Berge sandten ihren unwirtlichen Morgengruß. Aber im Walde lag es noch schwül, unbeweglich und drückend. Es war auch kein Tau auf den Gräsern. Und den Regen des gestrigen Gewitters hatte die überdurstige Erde fast geschluckt. Trotzdem hatte der Wald etwas Unbefriedigtes, nicht den tiefen Atemzug frohen Erwachens, der ihm nach stillen, taureichen Nächten eigen ist. Die bleierne Schwere und beklemmende Schwüle, die Foucher in den Adern trug, schien auch auf ihm zu lasten. Dazu war es lautlos still; den Vögeln mochte die Lust am Singen vergangen sein.

Schweigend schritten die beiden Männer aus, auf dem im Halbdunkel kaum erkennbaren Wege, geleitet von den Merkzeichen des Alpenvereins, die sich von Stamm zu Stamm zogen. Hier im sicheren Walde brauchten sie an das Suchen noch nicht zu denken.

Im stetigen Gehen fiel von Foucher langsam die Last der Überreizung ab; Margaretes Bild stand erfrischend vor ihm, und es war ein anmutiges Spiel für seine Gedanken, all das, was sonst wohl zum Vergleich für anmutige Frauen gedient hatte, an ihr zu prüfen. Aber er verwarf jedes Bild; sie hatte nichts von der traumhaften und passiven Poesie der Blume, die Luft und Sonnenschein trinkt und den Himmel betrachtet, nichts von der schlanken, scheuen, ängstlichen Grazie des Rehs, nichts von der zirpenden, harmlos koketten Niedlichkeit der Vogelwelt. Sie war ein Mensch, in einfacher, schlichter Natürlichkeit, in ruhiger, glücklicher Harmonie nichts anderem vergleichbar. Und ein kräftiger Hauch von Gutsein lag über ihr; selbst die Liebe, die in so vielerlei Gestalt auf Erden wandelt, schien ihm bei ihr erst hinter diesem Sinne für das Gute und Wahre zu liegen. Foucher hatte sie nie schwärmen sehen; auch im Verkehr mit ihrer Mutter zeigte sich nie die leiseste Überschwenglichkeit. Foucher traute ihr zu, daß sie jedes Gefühl, das ihr Herz berührte, erst an diesem Maßstab messen würde, sich keinem hingeben, das nicht hier bestand. Und daraus erwuchs diese stolze, reine Klarheit, die ihr so viel Adel verlieh. In Gedanken sah er das Mädchen sich entwickeln zu einer Braut, auf der der Duft reiner, unverfälschter Empfindung lag, zu einer blühenden, frohen jungen Frau, zu einer Mutter, die kraftvoll, liebreich und verständig ein junges Geschlecht anleiten würde, schließlich zu einer Matrone, die in der sicheren Hut angestammter und angeborener Gläubigkeit froh und gefaßt den stillen

und ernſten Weg wandeln würde, der an die unſichere Grenze des Lebens führt. Und dann flutete eine Welle unſinnig heißen Gefühls in ihm empor; wie mußte es ſein, ein ſolches Weib, ein ſolches Glück zu faſſen! Seine ganze Seele ſchrie danach, langte mit allen Kräften nach dieſem Preis und ſank dann zuſammen, vor der bloßen Vorſtellung erſchreckend.

Foucher ſtolperte; er hatte es ganz überſehen, daß der Weg den Wald verlaſſen hatte. Nun brachte der kleine Fehltritt ihn wieder zum Bewußtſein ſeiner Umgebung. Noch wanderten ſie im Schatten, aber hoch über ihnen, über die Gipfel flutete das Morgenſonnenlicht. Jedoch der Genoſſe dieſes erſten Morgenglanzes, die friſche, fröhliche Bewegung in den Lüften, blieb heute aus; es blieb ſchwül und ſtill. Und aus dem Tale drangen mit ſeltſamer, geſpenſtiſcher Haſt Nebel hervor, lange, bewegliche Schleier, die ſich zwiſchen den Bäumen des Waldes verfitzten, auch nach der kahlen, höher gelegenen Latſchenregion ausgriffen und Foucher und ſeinen Begleiter in ihre Geſpinſte einwickelten. Ein dumpfer Schwefelgeruch breitete ſich aus, und ſelbſt der Klang der Schritte ſchien zu erſticken in der beengten Luft.

Foucher wurde beklommen zumute; wenn ſie Ficke nicht an der bewußten Stelle fanden, dann war jedes Suchen ausſichtslos. Die Entſcheidung war nahe; hier traten die beiden Gipfel, zwiſchen denen der Paß durchführte, näher zuſammen; hier begannen die ſandigen Hänge, und dort, wenige Schritte vor ihnen, lag im Nebel eine dunkle Maſſe. Gott im Himmel — war das Ficke? Aber er lag nicht unten, ſondern oberhalb des Hanges, und neben ihm ging die Sandreiſe dem allerdings nicht allzu gefährlichen Abgrund zu. Was hatte das zu bedeuten?

Foucher mußte ſeinen Mut ſammeln, während der Knecht ſich über die liegende Maſſe beugte. „Jöſſes Maria, Herr Pfarrer," ſagte er dann, „der ſchlaft."

Im ſelben Augenblicke gab Ficke einige recht beruhigende Grunzlaute von ſich, ſetzte ſich auf und ſah die beiden aus waſſerblauen, verwirrten Augen an, während ſein blondes Geſicht, in dem noch eine gewiſſe Knabenhaftigkeit wohnte, arbeitete, als ſuche es nach auf der Flucht befindlichen Gedanken, die ihm irgendwo da unten im Traumland abhanden gekommen waren. „Habe ich hier geſchlafen?" fragte er dann.

„Ganz entſchieden," ſagte Foucher erleichtert und vergnügt. „Ihre Frau Gemahlin hat uns ausgeſandt, nach Ihnen zu ſuchen, und, ehrlich geſtanden, wir haben kaum gehofft, Sie ſo im friedlichen Schlafe zu finden."

„Ja, mein Gott, mein Gott!" Ficke ſtarrte noch immer ganz überwältigt vor ſich hin.

„Ihre Frau iſt ohne Unfall heimgekommen," ermunterte Foucher den Faſſungsloſen.

Doch nun ſchien dieſer endlich die Situation zu überſehen. Er ſprang haſtig auf: „Meine Frau heimgekommen — ins Hoſpiz, ſagen Sie!" ſchrie er Foucher an. Dann zerrte er ihn an den Rand des Abgrundes hin: „Da iſt ſie geſtern hinabgerutſcht — vor meinen Augen. Und ich konnte ihr doch nicht helfen. Dieſe Alpenroſen hat ſie pflücken wollen — und ich ſtand hier oben, und ſie rief immerzu: Hilf doch! Ich ſtand hier oben und konnte doch nichts machen. Und es wurde dunkel, und ſie rief auch nicht mehr, und ich konnte ſie nicht mehr ſehen, und da bin ich auf und ab gelaufen — und dann kam das Gewitter, und da war nichts mehr zu wollen. Ich ſetzte mich hin, und endlich muß ich wohl eingeſchlafen ſein."

„Schließlich war das das Vernünftigſte; das Suchen hat es uns wenigſtens erleichtert. Nicht wahr, Hannes?" Der Knecht grinſte gutmütig überlegen; das kam davon, wenn dieſe Norddeutſchen hier in den Bergen herumliefen!

Die knabenhaft naive Heiterkeit, der ſich Ficke auf dem Heimweg überließ, wurde für Foucher mehr und mehr bedenklich, je näher ſie dem Hauſe kamen, und je mehr die dort zurückgelaſſene Sorge über die glücklich beſeitigte wieder die Oberhand gewann. Und Ficke war nicht aus ſeinen Himmeln zu reißen; jeder Verſuch, ihn dem Ernſt der Situation näher zu bringen, ohne ihn zu ſehr zu erſchrecken, prallte an ſeiner unverletzlichen Harmloſigkeit ab. Margaretes Stärkungsmittel intereſſierten ihn lebhafter als irgend etwas, was da drunten jetzt etwa im Hoſpiz vor ſich ging.

Es mochte gegen zehn Uhr ſein, als ſie wieder am Hauſe eintrafen. Der kleine Garten war verlaſſen, langſam und zögernd

kamen ihnen ein paar Personen vom Hausflur entgegen. Voran der Domprediger: „Dem Herrn sei Dank, der Sie zurückgebracht hat. Sie kommen zu ernster Stunde.“ Er drückte Ficke teilnehmend und tröstend die Hand.

Frau Volkemer sah noch bleicher aus als gewöhnlich: „Der Arzt ist eben bei Ihrer Frau, sie fiebert stark. Warten Sie einen Augenblick, ich weiß nicht, ob Sie hineinkönnen.“

Margaretes Augen hingen mitleidig an Ficke; sie forschten in seinem Gesicht, als suchten sie dort die Spuren des tiefen Geheimnisses der Ehe, an dessen Pforten ihre junge Empfindung wohl oftmals klopfen mochte. Ob sie hier etwas wie Aufklärung fand? Langsam wanderten ihre Blicke zu Foucher hinüber, dann ging sie aus dem Zimmer.

Wenige Minuten darauf betrat Ficke das Zimmer seiner Frau, mit scheuer, eingeschüchterter Miene; ungeschickt und ängstlich trat der schwere Mann auf den Zehen auf und näherte sich dem Bett, in dem Foucher Frau Fickes dunklen Kopf mit den irren Augen auf den weißen Kissen liegen sah. Margarete stand am Kopfende, gefaßten Ernst im klaren Gesicht. Dann schloß sich die Tür; Foucher wurde nach den Einzelheiten seiner Expedition befragt. Er fand die Antwort nicht ganz leicht.

Gegen Mittag kehrte der helle Sonnenschein der letzten Wochen zurück; die Tischgesellschaft fand sich in dem schattigen, kühlen Eßzimmer, das hinter den hölzernen Veranden verborgen lag, wieder wie gewöhnlich zusammen. Und das Gespräch ging wie in normalen Zeiten. Man vermied nur, viel von dem Unglück zu reden, das das Haus bedrohte. Daraus entstand aber nun doch eine eigentümlich verhaltene, gespannte Stimmung. Die wich nicht durch eine Reihe von hellen, wolkenlosen Sommertagen. Um das Haus herum war es stiller als sonst; man rief sich nichts zu, vom Fenster nach dem Garten, man ließ sich nicht gehen im Reden und Lachen. Alles war gedämpft, gehalten, gedrückt. Aber heller noch und aufmerksamer als sonst gingen Fräulein Müllers graue, durchdringende Augen an all den Gesichtern entlang, die mittags am langen Tische sich aneinander reihten. Klein und blond, meist schweigsam, mit einem unscheinbaren, wenn auch lebendigen Gesicht, mit der Gleichgültigkeit derer gekleidet, die darauf verzichten anzuziehen, ging das Mädchen gänzlich verloren auf ihrem wenig beachteten Gesellschafterinnenposten. Aber je weniger Stoff zum Interesse sie anderen bot, um so ungestörter konnte sie sich ihrem Talent zur Beobachtung hingeben; die Schärfe ihres Auges, die Feinheit ihres Ohres bereicherte ihr ereignisarmes Leben mit einer Fülle von Wahrnehmung. Stundenlang war sie nun täglich im Krankenzimmer, wo die Gräfin Keyserling ihre Hilfe angeboten hatte. Dort saß Ficke verstört in einer Ecke und versicherte ein übers andere Mal, so oft die Wahnvorstellungen seine Frau wieder an die Unglücksstätte brachten und sie verzweifelt um Hilfe rief: „Ich konnte ja nichts machen, ich wäre höchstens selbst hinuntergefallen.“ Foucher holte ihn dann wohl, wenn er mit seinem hilflosen Kummer allzulang den schmal bemessenen Raum des Krankenzimmers beengt hatte, zu einem Spaziergang ab. Der Domprediger hatte bei Tisch ein beruhigendes, tröstliches Lächeln, das zu sagen schien, daß er hier in dieser schweren Zeit Halt und Sicherheit auch für die anderen böte; ihm graute nicht vor dem drohenden Tod. Um so lebhafter sah die Todesfurcht dem blassen, hustenden Referendar aus den Augen; die scharfen, alten Linien um seinen noch bartlosen Mund vertieften sich, seine Haltung wurde noch schlaffer. Die mageren Schultern bückten sich ängstlich, als wollten sie dem Griff des Todesengels ausweichen, der über dem Hause lagerte. Margarete suchte ihn aufzumuntern, sie hatte eine frische, harmlose, schwesterliche Art mit ihm, als sähe sie all den Spuk nicht, der ihn umtanzte. Foucher sah dann wohl mit sonderlich bewegten Augen zu ihm hinüber.

Er hatte genug zu tun in diesen Tagen; fast alle Morgen ging er nach dem mehrere Stunden entfernten Dorf, um die Medizinen und Mittel zu verschaffen, die der Arzt verordnet hatte. Dann, wenn er nach Hause kam, hängte sich Ficke schwer an ihn. In halber Verzweiflung schob er ihm schließlich das Damenbrett hin, was der Domprediger mit Geringschätzung sah. Margarete löste ihn

wohl einmal ab, und Foucher ging auf sein Zimmer, um allerlei schriftliche Anfragen aus seiner Gemeinde zu beantworten, die ihm auch hierher folgten. Und dann stand die Arbeit, die ihn dort erwartete, vor ihm auf und schien ihn anzuklagen, weil er so lange hier verzog. Aber die Ferienwochen, die er sich abgerungen, waren noch nicht zu Ende. Und er fühlte auch, daß er nicht imstande sei, sie freiwillig abzukürzen. Denn hier hielt ihn eine Empfindung fest, die mit unbeschreiblichen Hoffnungen und qualvoller Sehnsucht ihn durch Himmel und Hölle jagte. Er kam sich selbst vor wie eine Kerze, an der eine Flamme flackernd zehrt. Eine Flamme, deren wechselnder Schein sein Gesicht noch blasser und ausdrucksvoller machte als gewöhnlich. Aber nur die bescheidene Gesellschafterin sah das. Alle Farben des Lebens hoben sich für sie doppelt leuchtend ab von dem düsteren Hintergrund der Todesnähe. Selbstisches Leid und hilfreiche Nächstenliebe, triumphierende Selbstsicherheit und ängstliche Todesfurcht, der wundersame Duft werbender Liebe und die traumhafte Unbewußtheit einer noch in der Knospe verschlossenen Empfindung lebten um sie herum, beleuchtet von dem grellen Lichte, das die abschließende und doch so unbefriedigende Lösung des Lebensrätsels in der Form irdischer Auflösung bietet. Und aus all diesen Empfindungen und Erlebnissen fremder Seelen tat sie einen tiefen Trunk eigensten Erlebens. Ihre beengte Seele breitete sich frei aus. Was bedeutete ihr in diesem Lustzug, der von der Ewigkeit herüberwehte, ihr bißchen eigenes Sein, die dürftige, äußere Gestalt ihres Daseins. So wenig wie die übrigen unfertigen Formen, unter denen ihre Umgebung lebte: Fickes ratloser Kummer, des Referendars schlecht bemäntelte Todesangst, das rein physische Leiden der Kranken selbst, das nirgends hinüberreichte über die Enge der Kreatur.

Auch auf der Schwelle des Todes stehend, warf die junge Frau keinen Blick hinüber in die andere Welt; die Seele sah nicht mehr sieghaft heraus aus den Schleiern der Krankheit, die den Leib knechtete. Ohne noch einmal zum Bewußtsein zu kommen, verschied sie. Aber dann lagerte sich auch auf sie der Ernst und die Majestät des Todes und nahm für kurze Zeit für die Lebenden ihre zarten Frauenzüge an, sprach aus ihrem feinen, versteinerten Mund, aus den gebrochenen Augen, aus jeder starren Linie des gestreckten, seiner weichen Biegsamkeit beraubten Körpers. Der Domprediger amtierte an der Leiche; aber das Mädchen hörte ihn nicht. Was bedurfte es der Menschen, hier, wo das Menschliche überwunden war.

Nach zwei Tagen begrub man sie unten im nächsten Gebirgsort, wo das Begräbnis einer Lutherischen etwas Aufregendes, nie Dagewesenes war. Aber Foucher hatte alles möglich gemacht, den Geistlichen gewonnen, die Grabstätte ausgewählt und auch den Transport der Leiche auf dem für Wagen unzugänglichen Wege vom Hospiz zum Dorfe geleitet. Nun stand der Domprediger am Grabe und breitete segnend seine Hand aus, während das kleine Häuflein untereinander fremder Menschen, das sich morgen wieder in alle Winde zerstreuen würde, der Toten ergriffenen Herzens die letzte Ehre erwies. Ficke war gänzlich verstört, wie geistesabwesend, und sein Bruder, den man telegraphisch herbeigerufen hatte, sah hilfesuchend auf Foucher, wenn es bei bestimmten Abschnitten, beim Gebet, bei den teilnehmenden Worten der Versammelten am Schlusse der Feier offenbar wurde, daß er das Bewußtsein der Gegenwart fast verloren hatte. Foucher führte ihn auch schließlich vom Grabe weg, in den Gasthof, wo die beiden Brüder den Abend verbrachten, um am nächsten Morgen in die Heimat zu Fickes verwaisten Kindern heimzukehren.

Die Mädchen ordneten noch die Blumen am Grabe, die letzten wohl für lange Zeit, die eine teilnehmende Hand hier niederlegen würde. Der Nachmittagssonnenschein lag hell und gleißend auf den Gräbern, und die Berge blickten voll von unbeschreiblicher Freudigkeit auf sie herab. Foucher kam zurück, um, wie er versprochen hatte, die beiden Mädchen heimzugeleiten, die anderen waren schon vorangegangen. In sich gekehrt, gingen sie den stundenlangen Weg nach Hause. Fräulein Müller kämpfte noch mit den Worten, die sie am Grabe gehört hatte. „Ich wollte, Sie hätten heute gesprochen," sagte sie schließlich zu Foucher;

„der Domprediger hat mich um alle Stimmung gebracht.“

„Warum?“ fragte Foucher gutmütig lächelnd, „und was hätte ich ſchließlich anderes ſagen können? Ein teilnehmendes Wort, was kann man darüber hinaus ſagen!“

„Das iſt es eben,“ fiel Fräulein Müller eifrig ein, „ein teilnehmendes Wort! Menſch zu Menſch. Wenn man bekennt, wie wenig man iſt — weiß — kann. Aber wenn man die Prätenſion mitbringt, daß mit dieſem Wort auch etwas getan iſt.“

Margarete ging verſunken nebenher: „Wie mir Ficke leid getan hat,“ ſagte ſie endlich. „Ich hätte es kaum geglaubt, daß er ſeine Frau ſo betrauern würde!“

„Egoiſtenleid,“ warf Fräulein Müller herb hin.

Fouchers Stimme hatte etwas Befangenes, und ein Sturm zurückgehaltener, heißer Gefühle ſprach mit, als er ſagte: „Die Ehe hat doch wohl etwas Bindendes, Vereinigendes — wie nichts anderes auf der Welt. Glauben Sie nicht?“

Eine ganz leichte Röte ſtieg in Margaretes Geſicht: „Es mag wohl ſein, ich weiß es nicht.“

Der helle Juliſonnenſchein, der noch zur ſpäten Nachmittagsſtunde tief in die Täler hineinſchien, hatte trotz all ſeiner Beharrlichkeit für die Bewohner des Hoſpizes ſeinen Glanz verloren. Kein ſommerliches Behagen wollte mehr aufkommen; allgemein redete man von Abreiſe. Frau Volkemer ſelbſt ſprach dem Referendar zu, der mit erregtem und überwachtem Geſicht und ermüdetem und doch ruheloſem Körper um das Haus irrte, einen anderen Ort aufzuſuchen. Man ſah ihm an, daß ihm der Abſchied eine Wohltat war. Auch die Gräfin Keyſerling meinte, daß ſie rechte Sehnſucht nach ihren Kindern habe; und nur Frau von Sydow, deren geſundem, innerem Gleichgewicht kein Todesſchrecken etwas anhaben konnte, und die in harmoniſcher Religioſität kein Wunſch anwandelte, den Wegen auszuweichen, die Gott ſie führte, wollte ruhig die zu ihrer Erholung vorgeſchriebenen ſechs Wochen bleiben. Aber Margarete hatte etwas von ihrer ſtillen Ruhe verloren. Fühlte ſie den Wunſch, der ſie umwarb, oder war es nur eine leiſe, unbewußte Ahnung, daß eine fremde Seele die ihre ſuche? Mehr als ſonſt ſprach ſie von der Heimat und von dem, was ſie dort erwartete.

Fouchers Urlaub ging zu Ende; in Gedanken war er ſchon wieder halb in ſeiner Arbeit. Man bedurfte ſeiner dringend zu Hauſe, in der ſturmdurchwühlten, heiß umſtrittenen Heimat. Und eine wunderliche Genugtuung war bei dem Gedanken. Es wurde ihm klar: er hatte keine Zeit, hier auf das Reifen einer Knoſpe zu warten, die noch feſtverſchloſſen in ihrer Hülle lag. So riß er ſich denn los, aber auf der mehrtägigen Fußwanderung, mit der er programmgemäß ſeine Ferienreiſe beſchloß, ſah er doch immer wieder den eigentümlich bewegten, fragenden Blick, mit dem Margarete ihn beim Abſchied angeſehen hatte. Und wie ein Sturm ging die Frage durch ſeine Seele, ob er nicht zaghaft an ſeinem Glücke vorübergegangen ſei.

Aber als er wieder zu Hauſe war, blieb ihm nicht mehr Zeit, an Glück und Liebe zu denken. In den gewohnten, nüchternen Räumen, die zu ſchmücken er immer wieder im Drange wichtigerer Geſchäfte verſäumte, kam ihm der verfloſſene Sommertraum nicht mehr wie ein Stück Leben, ein Stück Wirklichkeit vor. Zu wenig paßte der eigentümliche, herb-ſüße Duft dieſer Sommertage zu ſeinem ſchweren Arbeitsleben hier, wo es ſo viel leibliche und geiſtliche Not gab, an deren Stillung er arbeitete — vergebens, wie es ihm oft ſchien. Nur ganz ſelten, in ſtillen, ruhebedürftigen Stunden griff er nach der Erinnerung, die ihm das Herz mit ſehnſüchtigem Zauber ſchwellte.

Als er nach Jahren wieder im Hoſpiz vorſprach, erfuhr er, daß Margarete glücklich verheiratet ſei. Die Nachricht berührte ihn mehr ſeltſam als ſchmerzlich; er hatte längſt auf die blumigen Pfade verzichtet, an deren Ziel Liebe und Ehe ſtehen. Nicht um eines Mädchens willen, deſſen Nein ſein Herz zum Schweigen gebracht hatte, ſondern um des ſteinigen Ackers willen, den er pflügte, und der ihm keine Zeit ließ für Roſengärten.

Vézelay.

Quer durch die Bourgogne

Von

Fritz Baumgarten

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Seit langer Zeit ſtand mein Sehnen nach dem Lande der burgundiſchen Herzöge, nach den geprieſenen Kulturſitzen zwiſchen Seine und Saône, nach dem Teile Frankreichs endlich, wo zumal unſere Badener im Jahre 1870/71 gekämpft und geblutet haben. Dies Land, dem unſerigen ſo nahe wie kein anderer Teil der franzöſiſchen Erde, viel genannt in Geſchichte und Kunſtgeſchichte, ausgeſtattet mit einem Namen, der ſo viel ſtolze Erinnerung weckt und an ſich ſo voll und vielverheißend klingt, dies Land Burgund liegt dem deutſchen Südoſten unverhältnismäßig fern, wird überhaupt von Deutſchen ſo gut wie gar nicht aufgeſucht. Man begreift dies zunächſt nicht; die Enge von Belfort führt doch heute wie vor Zeiten ſo ſicher und raſch vom Oberrhein hinüber zur Côte d'or; an Verkehrswegen fehlt es auch nicht in dem reichen Lande; die Revancheſtimmung iſt doch hier wie im übrigen Frankreich eingeſchlafen und bildet keine Gefahr mehr für den deutſchen Beſucher. Und doch kann man tagelang in der Bourgogne reiſen, ohne einem Deutſchen zu begegnen, und doch ſpricht uns der Eingeborene zehnmal als Engländer oder Schweizer an, ehe er einmal in uns einen Deutſchen vermutet. Der Verkehr zwiſchen der Bourgogne und dem deutſchen Oberrhein iſt heute gering und war dies offenbar zu allen Zeiten. Oder wie ſoll man es ſich erklären, daß beiſpielsweiſe von der reich entwickelten, glänzend originellen Baukunſt der Bourgogne keinerlei direkter Einfluß auf die oberrheiniſche Bautätigkeit ſich nachweiſen läßt? Die einzige Enttäuſchung, die unſere Reiſe uns eintrug, war eben die, daß wir Beziehungen zwiſchen burgundiſcher und oberrheiniſcher Gotik, auf die zu ſtoßen wir ſicher gehofft hatten, mit beſtem Willen nicht zu finden vermochten. Nahe und doch ſo eigenartig fern liegt für uns die burgundiſche Erde; nahe der franzöſiſchen Oſtgrenze ſind wir hier doch ſchon im Herzen von Frankreich, in unverfälſcht franzöſiſchem Kernland.

Die Zeit, die uns für unsere Entdeckungsfahrt nach dem unbekannten Nachbarlande zur Verfügung stand, war nicht eben die glücklichste. Der Anfang August ist schon bei uns zu Lande eine Zeit der Hitze: wir waren darauf gefaßt, daß in der Heimat des feurigen Burgunders eine richtige Sommerfrische sich nicht bieten würde, und so war es auch. Voll Temperament wie die Menschen und ihr Getränk, so war auch das Wetter, und am letzten Tage der Reise erwies es sich mächtiger als unser bester Lerneifer. Nein, ein Land der Sommerfrische ist die Bourgogne nicht, und als wir uns zuletzt vor der übermächtigen Wärme an den Genfer See geflüchtet hatten, da begriffen wir es wohl, daß der erfrischungsbedürftige Deutsche lieber in der Schweiz als an den Hängen der Côte d'or seinen Urlaub verbringt.

Begonnen wurde unsere Reise an einem etwas trüben, fast kühlen Tage. So verlief die lange Fahrt über Belfort nach Besançon trotz der Niedrigkeit französischer Coupés ohne sonderliche Strapaze. Viele herrliche Juraberge flogen an uns vorbei, mit Wald bestanden, von Burgen bekrönt, schroff niederstürzend zum lachenden Doubs. In Besançon machten wir den ersten Halt; wer kennte nicht aus Cäsars Bellum gallicum das Vesontio der Sequaner? Der alte Römer hat die Lage der Stadt in der Schleife des Doubs vortrefflich beschrieben.

Die Kathedralkirche St. Bénigne zu Dijon.

Ein abendlicher Spaziergang vor die Stadtmauer führte uns zu dem tunnel de la navigation, der durch den Burgberg an seiner schmalsten Stelle gegraben ist, um der Schiffahrt den großen Umweg längs der Schleife des Doubs zu ersparen. Wie eigentümlich ist uns doch Frankreich mit diesen Wasserbauten voraus! Immer wieder kamen wir in den nächsten Tagen an Kanälen und Schleusen vorbei, und immer hatten wir denselben Eindruck, daß diese Wasserstraßen von ganz großer Bedeutung für den Verkehr des Landes sind.

Am nächsten Morgen brachte uns eine dreistündige Eisenbahnfahrt von der Hauptstadt der Franchecomté nach der der burgundischen Herzöge, nach Dijon. Goldener Sonnenschein lag über der lieblichen Gegend, in Licht und Glanz getaucht war die Stadt

mit ihrem ſüdländiſch regen Leben. Viel mehr als bei uns lebt man hier en plein air; die Auslagen der Kaufleute, das Hantieren der Gewerke, der Wirtshausverkehr vollzieht ſich mehr auf offener Straße, mehr vor als in den Häuſern. Auch die vielen Früchte aus dem ſüdlichen Frankreich, die zum Verkauf angeboten werden, gemahnen daran, daß wir hier dem glücklichen Süden um ein gutes Stück näher gerückt ſind. In den Ladenfenſtern fallen beſonders herrliche Lebkuchen mit einer oft beachtenswerten polychromen Ornamentik, ſowie Senftöpfe in allen Größen und Formen ins Auge: ſie ſind der beſondere Ruhm der Stadt, denn der Senf von Dijon iſt der beſte von ganz Frankreich, und die Lebkuchen von Dijon dürfen ſich ſelbſt den gefeierten Kuchen von Reims vergleichen.

Die Kirche Notre-Dame zu Dijon: Weſtfront.

Wir ſind hier in Dijon völlig in Frankreich. Nur franzöſiſche Klänge dringen an unſer Ohr; die Menſchen zeigen jene friſche Lebendigkeit, die aus der Marſeillaiſe ſo überzeugend ſpricht, eine Lebendigkeit und Munterkeit, die des lärmenden Ausdrucks doch entraten kann. Abgeſehen von einigen ſchreienden Zeitungsverkäufern und vom ſchrillen Getute der Trams und Autos geht es ungemein geſittet und friedſam zu. Und wie gut hat es der Fremde! Man kümmert ſich nicht um ihn, ſofern er nicht ſelbſt es wünſcht. Nirgends werden Dienſte aufgenötigt, nirgends werden hohle Pfötchen gemacht. Burgund iſt kein Fremden- und Reiſeland: die Fremdeninduſtrie iſt noch ſo gut wie unentwickelt. Dabei iſt aber die Verpflegung allenthalben, ſelbſt im kleinſten Orte, vortrefflich und die Bedienung ſo ausnahmslos gefällig, daß man in dieſer Hinſicht gar nichts entbehrt. Daß das Kochen eine feine Kunſt, der man wohl mit Liebe ſich widmen darf, weiß der Franzoſe vor anderen Völkern: die Qualität, nicht die Quantität iſt ihm entſcheidend; Kartoffeln, dies Maſſengericht des kleinen Mannes, wurden uns nirgends vorgeſetzt; dagegen verſteht ſich auch der Wirt der dörflichen Kneipe darauf, durch allerhand kleine Platten dem Souper den Charakter des Reichen, Mannigfaltigen, Erleſenen zu wahren. Dazu kommt hier in Burgund die ſchöne Sitte, daß eine große Flaſche des guten Landweines bei jeder Mahlzeit mit inbegriffen iſt; und ſo lebten auch wir in Burgund dem Sprichwort gemäß wie unſer Herrgott in Frankreich.

Digitized by Google

Nachdem wir den ersten Eindruck etwas verarbeitet hatten, den das eigenartige Leben dieser Franzosenstadt auf uns machte, wandten wir uns der Betrachtung ihrer Denkmäler zu. Die Bourgogne ist ein Land der Denkmäler wie kaum ein zweites. Die Menschen haben hier eine Bauluſt und ein Baugeschick von seltener Stärke entfaltet. Die verschiedenen feinen Kalkgesteine des Landes leisteten dem mächtig Vorschub, Kalksteine, die

Der Mosesbrunnen in der Kartause bei Dijon.

bald wie schneeiger Marmor, bald wie goldgelbes Elfenbein wirken, die leicht zu bearbeiten sind und doch auch wieder hart genug, um das feinste Detail zu ermöglichen. Gewiß war dies herrliche Baumaterial eine wichtige Vorbedingung des Bauens und Bildens, aber es genügt doch nicht, um die besondere Kunstblüte der Landschaft zu erklären. Die hohe Lebenshaltung im allgemeinen, der tiefbegründete Reichtum, die stetige Berührung mit Kulturgebieten ersten Ranges, schließlich die Glaubenswärme und Begeisterungsfähigkeit der Bevölkerung mußten zusammenwirken, um alle diese kostbaren Gotteshäuser und anderen Bauten ins Leben zu rufen. Wie arm ist dagegen das benachbarte Baden! Wenn wir auch alles wiederaufgerichtet denken, was die Kriege, was Franzosen und Schweden in Baden vernichtet haben, wir bleiben doch immer weit zurück hinter diesem fabelhaften Reichtum an Kirchen und Monumenten von künstlerischem Wert, dessen die Bourgogne sich erfreut.

In erster Linie stehen natürlich die Gotteshäuser. Dijon besitzt deren eine ganze Reihe von eigenartiger Physiognomie. Da ist die Kirche St. Bénigne, von sehr alter Gründung, massig und schwer. Die Gotik zeigt hier noch sehr einfache, fast schmucklose Formen: die Strebepfeiler entbehren des bekrönenden Abschlusses durch Fialen; statt dessen sind ihnen schwere Mauerstücke zur Steigerung der Wucht und Widerstandskraft aufgesetzt. Die Fenster von geringer Lichtweite besitzen nur das allerschlichteste Maßwerk. Die Westfassade mit den massiven Türmen scheint daran zu erinnern, daß vielfach in ältester Zeit die Kirchtürme festungsartige Bedeutung besaßen. Noch mehr Festungscharakter zeigt die Turmfassade von St. Jean. So streng und feierlich diese beiden, so verspielt und unruhig ist dann die Front von St. Michel: bei gotischer Anlage sind doch alle Einzelheiten in der Formsprache der Renaissance gegeben. Das Ganze macht sich im Sonnenlichte recht heiter und freundlich, aber es fehlt die Würde, es ist mehr eine große Kommode als eine Kirche, mehr geschreinert als gebaut.

Das unbestrittene Meisterwerk unter den Kirchen von Dijon, ja vielleicht unter den Kirchen der gesamten Bourgogne, ist die Notre-Dame. Sie ist leider etwas sehr verbaut, so daß ihr Äußeres sich nirgends recht präsentiert. Im besonderen läßt sich kein rechter Überblick über die Westfront gewinnen mit ihrer zweijochigen Vorhalle, ihren in zwei Geschossen übereinander angeordneten Wandarkaden. Diese Arkaden machen Staat durch die Zierlichkeit der monolithen Säulen, eine Besonderheit der Bourgogne; sie fallen noch mehr auf durch die wie Wasserspeier geformten Monstra, die jeweils über

Digitized by Google

den Bogenſtellungen der einzelnen Etagen einen höchſt eigenartigen Fries bilden. Im ganzen zählt man einundfünfzig ſolcher Monſtra, Tier- und Menſchenbildungen durcheinander, von jenem ſtillen, etwas zahmen Humor beſeelt, der uns zum Lächeln, nicht zum Lachen zwingt. Den mittelalterlichen Menſchen kamen dieſe Gebilde offenbar viel witziger vor als uns, ſie dachten ſich gewiß mehr dabei, als wir das jetzt vermögen. Aber bizarr genug wirken ſie auch für unſer Empfinden.

Die Kirchentüren unter der Vorhalle waren ehedem über und über mit Skulpturen bedeckt: die Vandalen der Revolution haben das alles ſäuberlich heruntergeſchlagen, ſo daß man nur an wenigen Stellen die einſtige Darſtellung erraten kann. Der verblendeten Tätigkeit dieſer Schreckensmänner begegneten wir wiederholt in Burgund; zumal an den reichen Portalen ließen ſie ihre Wut aus. Was unſer Land an zerſchlagenen Kunſtdenkmälern aufweiſt, kann faſt alles der feindſeligen Zerſtörungswut der Franzoſen oder der Schweden zugeſchrieben und aus der Verkommenheit zurzeit des längſtvergangenen Dreißigjährigen Krieges hergeleitet werden: dem Franzoſen wurden die ſchönſten Denkmäler ſeiner Vorzeit von den eigenen Landsleuten und erſt vor hundert Jahren zerſchlagen. Man weiß wirklich nicht, welcher Gedanke die größere Bitterkeit in ſich trägt.

Der Moſesbrunnen in der Kartauſe bei Dijon.

Das Innere der Notre-Dame iſt von ganz beſonders ſchöner Wirkung. Allerhand romaniſche Velleitäten gemahnen daran, daß überhaupt die burgundiſche Kunſt auffallend zögernd den Schritt von der romaniſchen zur gotiſchen Bauweiſe vollzog. Aber gerade dieſer Kampf des guten Alten gegen das beſſere Neue iſt bei den frühen Burgunderbauten von eigenem Reiz und feſſelt den achtſamen Beſchauer in hohem Maße. Die beſonderen Vorzüge der burgundiſchen Gotik treten dann in der Chorbildung zutage: die Gewölberippen lehnen ſich hier nicht an die Außenwand der Kirche an, ſondern werden in mäßigem Abſtand von ihr durch Blendarkaden mit köſtlich ſchlanken Säulen aufgenommen; ſo ſteht hier im Chor eine à jour gearbeitete duftige Wand vor der eigentlichen Wand; zwiſchen beiden bleibt ein Wandelgang, dem auf der Dachhöhe außen eine ſehr breite Dachtraufe entſpricht. Im Grunde enthält dieſe Wand vor der Wand ſchon jenes unvergleichliche Dekorationsmotiv, das in der Faſſade des Straßburger Münſters ſo entzückend wirkt.

Selbſtverſtändlich beſuchten wir auch das Muſeum. Die Säle, in denen es untergebracht iſt, gehörten einſt zum Palaſte der burgundiſchen Herzöge. Noch wird hier die geradezu monumentale Küche mit ihren acht um eine Mittelkuppel angeordneten Herdſtellen und Kaminſchlöten gezeigt, wo dereinſt die leckeren Schmäuſe der Herzöge zubereitet wurden. Am lebendigſten aber wird uns die ſtolze Größe dieſer Herren in der salle des gardes mit ihrem gewaltigen Prunkkamin. Man hat hier eine Anzahl köſtlicher Kunſtwerke aus dem einſtigen Beſitz der

Digitized by Google

Semur am Armançon.

Herzöge zuſammengeſtellt; vor allem hat man hier den koſtbaren Herzogsgräbern, die urſprünglich in der Kartauſe vor der Stadt geſtanden hatten, eine würdige Unterkunft bereitet. Es iſt bekannt, daß der niederländiſche Meiſter Claus Sluter und ſein Neffe Claus de Werve an dieſen Fürſtengräbern hervorragenden Anteil haben: aus eitel Marmor gehauen, mit zierlichen Farben und lichtem Gold bemalt, ſind dieſe Sarkophage wirkliche vornehme, in ihrer Art ſeltene Denkmäler und Zeugen eines königlichen Fürſtengeſchlechtes, das in echt königlicher Weiſe auch die Künſte förderte und beſchäftigte. Das Beſte an dieſen Sarkophagen ſind die klagenden Mönche, die ſich in den gotiſchen Baldachinen des Unterbaues drängen. Sie drängen ſich da in der Tat, in mehreren Reihen hintereinander, ſo daß man die hinteren gar nicht recht würdigen kann: aber nur ſo ließ ſich der Eindruck erzielen, als ob das ganze Poſtament aus einem von klagenden Mönchen erfüllten Gewölblein, etwa dem Kreuzgang der Kartauſe entſprechend, beſtehe. Köſtlich ſind dieſe kleinen pleureurs, die in mannigfachſter Drapierung und mit dem verſchiedenartigſten Ausdruck des Leides auf den kleinen Geſichtern um ihren Herzog trauern. Selbſt aus weißem Marmor gehauen, bewegen ſich die Mönche ohne weiteres Poſtament unmittelbar auf dem ſchwarzen Marmorgrunde, der ihnen als gemeinſame Baſis dient, und ebendieſer Umſtand erhöht in fabelhaftem Maße den Eindruck des Lebenden, Wirklichen.

Den ſtärkſten Eindruck von der herzoglich burgundiſchen Herrlichkeit empfingen wir übrigens auf der Stelle der alten Kartauſe außerhalb der Stadt. Herzog Philipp der Kühne (1363 bis 1404) — man hätte ihn wegen ſeiner Freude an prächtigen Bauten auch il Magnifico benennen können — rief dieſe klöſterliche Anſiedelung ins Leben, damit die frommen Brüder dereinſt für die Ruhe ſeiner Seele beteten. Schon zu ſeinen Lebzeiten aber baute er ſich hier ſein reiches Grab. Die Revolution hat auch an dieſer Fürſtengruft ihr Zerſtörungswerk getan: von der Kirche ſteht in der Hauptſache nur noch das alte Portal mit den großartigen Statuen des fürſtlichen Stifters und ſeiner Frau, die hier, von ihren Schutzheiligen geleitet, ſich der Madonna anbetend nahen. Man kennt aus allen Kunſthandbüchern die Ge-

Digitized by Google

ſtalt der Madonna mit ihrer großen, faſt zu temperamentvollen Bewegung; aber auch die anderen Figuren dieſes Portalſchmuckes, vor allem das herrliche Porträt des biederen Herzogs, verdienten bekannt zu ſein. Der ſie ſchuf, war höchſt wahrſcheinlich derſelbe Claus Sluter, der auch die Sarkophage im Muſeum entworfen hat. Sluter war ſchon alt und kränklich, als er, dem Rufe des Herzogs folgend, nach Dijon kam. Die Ausführung der Werke, die er übernommen, ſcheint er nur noch zum geringſten Teile ſelbſt geleiſtet zu haben. Aber den Entwurf, die Gedanken dazu möchte man niemand anders zutrauen als dieſem niederländiſchen Bildhauer voller Wahrheit und Kraft. Am unmittelbarſten ſpricht der ausgereifte Meiſter zu uns aus den Figuren des ſogenannten Moſesbrunnens. Aus einem Brunnenſchacht von ungewöhnlichen Dimenſionen erhebt ſich ein ſechsſeitiger Pfeiler, deſſen kapitellartige Bekrönung ſechs nahezu lebensgroße Propheten-Geſtalten bilden. Dieſe Propheten mit den mächtigen Köpfen, den etwas mageren Armen, den ausdrucksvollen Händen gehören zum Ergreifendſten, was man ſehen kann. Daß ſie ſchon hundert Jahre vor Michelangelos Mediceergräbern geſchaffen wurden, erſcheint faſt wie ein Wunder. Der Moſes iſt unter den ſechs Propheten übrigens nur der ſonderbarſte, nicht aber der ausdrucksvollſte. Die Darſtellung des Greiſenhaften, Bedächtigen, Beſorgten iſt bei allen überzeugend wahr. Die Wiedergabe des Koſtüms zeugt von außerordentlichem Fleiße. Sehr erfreulich ſind auch die in verſchiedenſter Stellung klagenden Engel, welche oberhalb der Propheten auf den ſie trennenden Säulchen ſtehen und einem ſtark ausladenden Geſims als Stütze dienen. Die Bekrönung des ganzen Brunnenſockels bildete ehedem ein Kalvarienberg mit dem Gekreuzigten, ſeiner Mutter, Johannes und Magdalena. Im Muſeum hat man das Ganze, wie es einſtens geweſen ſein mag, in Gips wieder zuſammengeſetzt. Einen beſonderen Vorzug beſitzt der Brunnen dadurch, daß er ſelbſt nicht ins Muſeum geſchleppt worden iſt, ſondern ſich noch immer an ſeinem urſprünglichen Standort inmitten des Brunnenſchachtes befindet in einer Umgebung, die als äußerſt ſtimmungsvoll bezeichnet werden darf. Durch einen Park, den wundervolle Koniferen zieren, kommt man zu einer geräumigen Einfriedigung, wo eine wahre Pracht von Blumen im Sonnenlicht und bei reichlicher Bewäſſerung wunderbar gedeiht, und inmitten dieſer Blumenpracht — mir fielen beſonders weiße Geranien und rote von intenſivſter Farbe auf — erhebt ſich nun das alte Brunnen-Monument mit den grandioſen Propheten-Geſtalten. Man denke ſich die alte Kapelle, das Bethaus mit den Herzogsgräbern, die ganze klöſterliche Anſiedelung wieder in ihren urſprünglichen Zuſtand zurück, und man wird zugeben, daß eine würdigere, vornehmere Fürſtengruft nicht leicht auf Erden beſtanden hat.

Die Notre-Dame zu Semur: Inneres.

Eine viel erörterte Streitfrage iſt die, ob Michelangelo, an den die Geſtalten des Moſesbrunnens unwillkürlich erinnern, von

Digitized by Google

Sluters Werk Kenntnis gehabt habe. Ein ausdrückliches Zeugnis dafür gibt es nicht; und die Ähnlichkeit, die zwischen dem Moses in Dijon und dem in San Pietro in Vincoli zu Rom besteht, die zwischen dem Daniel Sluters und dem Ezechiel Michelangelos an der sixtinischen Decke behauptet worden ist, scheint doch nicht derart, daß man für Michelangelo eine genauere Kenntnis des Mosesbrunnens mit Bestimmtheit annehmen könnte. Immerhin bleibt es bezeichnend und ehrenvoll für Claus Sluter, daß man bei seinen Propheten mit ihrem mächtigen Innenleben, ihren eckigen und eben dadurch so ausdrucksvollen Gesten sich immer wieder an Gestalten Michelangelos erinnert fühlt.

Die landschaftliche Umgebung von Dijon, wie sie beim Wege zur Kartause, wie sie vom Dache der Notre-Dame und nicht zum wenigsten von der hochgelegenen Kammer unseres Gasthauses sich darstellte, besitzt einen eigenartig vornehmen Charakter: an leicht ternden Kontraste, keine überwältigenden Formen, aber eine sichere Anmut besitzt diese lachende Landschaft, und es läßt sich wohl glauben, daß für abgehetzte Großstädter dieses milde Wellenspiel der Höhen und diese zart abgetönten Farben etwas Beruhigenderes, Erquickenderes haben als die glänzenden Theatereffekte der Schweizer Berge.

* * *

Mit beurlaubten Soldaten in einem heißen Coupé aufs engste zusammengepfercht, fuhren wir durch die Côte d'or gen Norden. Für ein Gebirge, wie wir es verstehen, besitzt dieser „goldene Höhenzug" viel zu wenig Waldesschatten: wohin man blickt, abschüssige Kalkfelsen oder mit Wein bestandene Hänge, überall Licht und Sonne, aber nirgends Waldesdickicht, Schattenkühle.

Bei Les Laumes mußten wir umsteigen; der Bahnhof liegt am Fuße des Mont Auxois,

Die Notre-Dame zu Semur: Nordportal.

anschwellende Höhen lehnen sich malerische Ortschaften; schöne Baumgruppen unterbrechen die Fruchtfelder und Reben, die Höhen zeigen buschige Waldungen. Keine erschüt- der beherrschend über den drei hier zusammenstoßenden Flußtälern sich erhebt. Der Wallfahrtsort Alise St. Reine, der sich an die Höhe anlehnt, verrät durch seinen Namen,

Digitized by Google

daß hier jenes feſte Aleſia zu ſuchen iſt, wo der Held der Auvergne, Vercingetorix, der Belagerungskunſt Cäſars erlag. Ein gefälliger Franzoſe, der uns die Gegend aufs liebenswürdigſte kommentierte, zeigte uns vom Wagen aus das bronzene Standbild, das man dem großen Gallier hier vor vierzig Jahren errichtet hat: ſehr theatraliſch, ſehr grimmig und ſehr ſtruppig lehnt er ſich auf ſein Schlachtſchwert.

Die St. Madeleine zu Vézelay.

In der Mittagshitze erreichten wir Semur. Von der Bahn aus verſpricht der Ort gar nichts. Aber wir wurden bald eines Beſſeren belehrt. Die Lage des Städtchens auf einem Felsvorſprung, den von drei Seiten der Armançon umſpült, iſt ungewöhnlich maleriſch. Stattliche Rundtürme und Tore mit Vorkehrung für Zugbrücken erinnern daran, daß Semur einſtens Feſtung war und ſich zu wehren wußte. Auf dem höchſten Punkte der Felsklippe erhebt ſich die herrliche Notre-Dame von Semur. Die drei Hauptportale unter der geräumigen Vorkirche waren einſt über und über mit den zierlichſten Skulpturen bedeckt. Die Revolution hat fürchterlich damit aufgeräumt: man ſieht nur noch ſpärliche Reſte, einige Darſtellungen der Monate, ſeltſame Tiere, wie Kamele und Elefanten, in feinen Reliefbildchen. Das Innere überraſcht vor allem durch die Höhe der Schiffe. Das Verhältnis der Höhe zur Breite iſt etwa wie im Kölner Dome; wie ein zur Höhe ſtrebender Waſſerſtrahl reckt ſich das ſchmale Mittelſchiff empor, und die Seitenſchiffe tragen denſelben Charakter. Um ſo wirkungsvoller iſt dann die freie Weite des Chorumganges mit ſeinen drei ausſpringenden Kapellen. Die goldgelbe Färbung des Steines trägt das ihrige dazu bei, dieſen hohen, ſchlanken Hallen etwas überaus Heiteres und Feſtliches zu leihen. Dazu kommt die ſcharfe Feinheit aller plaſtiſchen Details — kurz, die Notre-Dame von Semur darf, mit der von Dijon in eine Reihe geſtellt, als eine der vollendetſten Kirchen der geſamten Bourgogne gelten.

* * *

Der Tag war heiß, der nächſte verſprach es zu werden: ſo entſchloſſen wir uns, die drei Stunden Landſtraße von Avallon nach Vézelay lieber im Schatten der Nacht als bei hellem Tage zurückzulegen. Um ſieben Uhr des Abends ſetzten wir uns in Bewegung und wanderten im ſtrahlenden Zwielicht in das fremde, unbekannte Land hinein. Vor uns ging leuchtend die Sonne nieder, hinter uns hob ſich in milder Klarheit der Vollmond; lange kämpften die beiden Geſtirne um den Vorrang am Himmel, bis nach und nach die Abendröte verblich und ſtiller, ahnungsvoller Mondglanz ſich über die Landſchaft breitete. Ganz einſam war

Digitized by Google

unſer Weg, nur einmal überholten wir einen Bauern, der ſich mit ſeiner Ernte verſpätet hatte; er war gleich uns entzückt von der Schönheit dieſer Sommernacht. Nach anderthalb Stunden erreichten wir die Höhe eines Bergzuges, deſſen Kamm mit phantaſtiſch geformten Bäumen ſich immer ſchon eigenartig ſchön gegen den Abendhimmel abgezeichnet hatte. Ein hohes, altes Kruzifix ziert dieſe höchſte Wegſtelle; dann ging es zwiſchen mächtigen Nußbäumen abwärts in das Tal der Cure. Weithin lag es vor uns ausgebreitet im Mondenglanz, in zartem Übergang die Höhen und die Täler. Hier und da funkelte aus dem tiefen Schatten der Nußbäume das Licht von einem verborgenen Herrenſitze: deren gibt es viele in der Gegend, doch liegen ſie nicht gern an der Landſtraße, vielmehr abſeits, verſteckt in der Stille. Der Weg machte eine ſcharfe Kehre, und nun kam ein Höhenrücken zu Geſicht, der ſich durch markante Umriſſe vor allen anderen auszeichnet. Unſere Ahnung ſollte uns nicht täuſchen: es war der Berg von Vézelay. Je näher wir kamen, um ſo deutlicher wurden die Stützmauern, welche die Kirchterraſſe umgeben. Die Türme der Kathedrale werden ſichtbar, endlich auch die Häuſer der Ortſchaft, die, am Südabhange des Berges hingebettet, ſich ganz dem Boden anſchmiegen, wie man das in Italien ſo beſonders häufig ſieht.

Die St. Madeleine zu Vézelay: Inneres.

Der ganze Ort ſchlief, als wir um zehn Uhr den großen Platz vor dem Stadttore betraten. Doch Herr Rouſſeau, Patron des Hôtel du commerce, ließ ſich erwecken und erweichen, uns trotz der ſpäten Stunde aufzunehmen. Und nun begann eine große Vielgeſchäftigkeit, um uns trotz allem noch ein würdiges Souper vorzuſetzen. Himmelbetten nahmen uns gegen Mitternacht gaſtlich auf. Die Kommode meines Zimmers ſchmückte eine alte Gipsfigur der Jungfrau von Orleans, während Zar und Zarin in neuen Öldrucken an der Wand hingen. Im Schutze dieſer guten Geiſter Frankreichs ſchlief ich den Schlaf des Gerechten. — War uns das moderne Vézelay trotz des verklärenden Mondlichtes ſchon bei unſerer Ankunft etwas dürftig erſchienen, bei Tage verſtärkte ſich dieſer Eindruck noch. Man ſieht unſchwer, daß der Ort ehedem einen viel größeren Umfang hatte als heute, und daß anſpruchsvollere Menſchen ihn früher bewohnten: alles Moderne iſt hier mesquin, verglichen mit den Baureſten aus alter Zeit, die überall zutage treten. Wir ſtiegen die Hauptgaſſe empor, wir ſahen das Geburtshaus von Theodor de Bèze, dem gelehrten Genfer Reformator. Ein alter Herr lud uns in ſeinen Garten ein, wo üppige Blumenbeete balſamiſchen Duft erzeugten, wo wir, in ſchattiger Laube auf der alten Stadtmauer ſitzend, einen ſehr hübſchen Blick ins Tal genoſſen. Der alte Herr erzählte uns, daß der Fremdenzulauf ſich mehre (ça commence, war ſein Ausdruck), daß man doch ſchon im Durchſchnitt täglich ſechzig Beſucher des Städtchens zähle. In Anbetracht deſſen, daß die nächſte Bahnſtation faſt drei Stunden entfernt liegt, iſt das aller Ehren wert. Die Beſucher ſind, ſoweit wir ſahen, meiſt Franzoſen, die auf dem Auto das Land

Digitized by Google

durchſauſen und ſich vor dem Burgberg von Vézelay und ſeiner Steile nicht zu fürchten brauchen. Der alte, mitteilſame Herr führte uns auch in ſeinen Keller, deſſen mächtige, in zwei Stockwerken übereinander angeordnete Gewölbe auf romaniſchen Säulen mit ſchönen Kapitellen ruhen. Vermutlich bildeten dieſe unvergleichlichen Keller urſprünglich einen Beſtandteil des Kloſters, das die Bedeutung von Vézelay einſt ausmachte und in ſeiner höchſten Blüte an die achthundert Mönche beherbergt haben ſoll. Das Kloſter iſt bis auf einen Saal und ein Stück Kreuzgang verſchwunden; aber die Abteikirche St. Madeleine, die auf dem höchſten Abſatze des Berges thront, iſt in der Hauptſache gut erhalten und von Viollet-le-Duc meiſterhaft renoviert. Wenn man auch auf Großes gefaßt iſt, dieſe Kirche wird doch jeden Beſucher überraſchen. Aus der Enge des dörflichen Städtchens tritt man auf einmal in einen Raum, der an die ganz großen Kirchen der Chriſtenheit, an San Paolo fuori oder dergleichen gemahnt; aus der dürftigen Exiſtenz der zurückgebliebenen Landſtadt fühlt man ſich hier in jene glänzende Zeit verſetzt, da die Abtei von Vézelay einen Brennpunkt nicht nur des burgundiſchen, nein des geſamten franzöſiſchen Lebens darſtellte.

St. Père sous Vézelay.

Paſchalis II., der 1099 den päpſtlichen Thron beſtieg, hat die Kirche von Vézelay gegründet. Auf freiem Felde in ihrer Nähe begeiſterte Bernhard von Clairvaux im Jahre 1146 das Volk von Burgund zum zweiten Kreuzzuge. Hier in Vézelay nahmen die Herrſcher von Frankreich und England, Philipp Auguſt und Richard Löwenherz, das Kreuz; und ehe Ludwig der Heilige zum Heiligen Lande aufbrach, war es ihm Bedürfnis, in der Kirche zu Vézelay zu beten. Die Kloſteräbte waren mächtige Männer, von niemand abhängig als dem Papſte zu Rom: Heilige kommen in der Reihe dieſer Äbte nicht vor, wohl aber einige ſehr ſtreitbare Herren, die mit den Herzögen von Nevers und anderen Fürſten ſchwere Fehden ritterlich ausfochten, die gegen die Bürger des Städtchens von rückſichtsloſer Härte ſein konnten. Die zahlreichen Mönche von Vézelay galten als wehrhafte Leute, an den feſten Mauern des Kloſters brach ſich wiederholt der Anſturm der Engländer — man bezherzige dieſe wenigen Daten, und man beginnt zu begreifen, wie hier eine ſo mächtige Kirche ſich erheben konnte; ſie entſprach in ihrer Größe und Pracht und nicht minder in

ihrer drohenden festen Lage nur der weltgeschichtlichen Rolle, die Abt und Konvent von Vézelay ehedem in der Gegend gespielt haben. „Der große Name von Vézelay," sagt Gonse, „tönt an unser Ohr mit wilder Poesie." Wir betreten das Innere des mächtigen Domes, des beredten Zeugen dieser großen Vergangenheit; es ist leer: das

Die Kathedrale zu Auxerre.

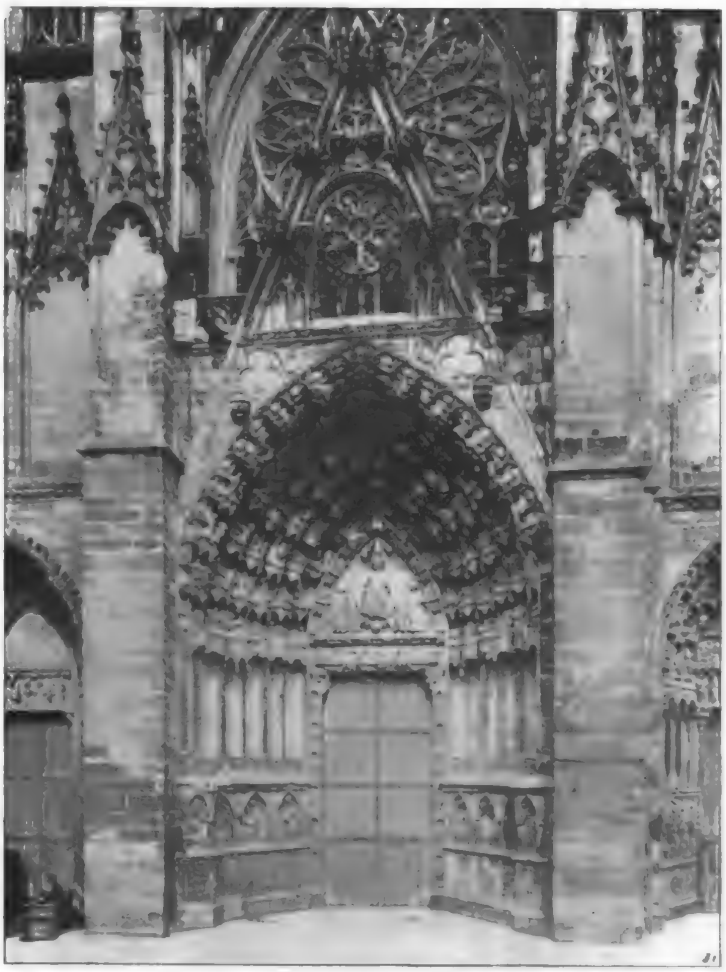
heutige Volk von Vézelay betet an anderer Stätte, und mit Recht: denn dieses weltweite Gotteshaus paßt nicht zu den Kleinstädtern. So sind wir denn allein und können die Kirche betrachten, wie man ein Museum betrachtet. Es fehlt auch fast gänzlich an Mobiliar; dadurch wirkt der Raum etwas kalt und streng. Aber paßt das nicht vortrefflich zu der herben Rücksichtslosigkeit und Streitbarkeit der ehemaligen Äbte und Klosterbrüder von Vézelay? Der Geist, der diese weiten Hallen erbaute, war nicht ein Geist der Milde und Nächstenliebe, sondern der jener ecclesia militans, die mehr herrscht als betet, mehr kommandiert als segnet. Aber abgesehen von diesem Zuge der Kälte ist der Gesamteindruck doch ergreifend. Aus dem dämmerigen Vorraume des Narthex (Vorkirche) dringt der Blick durch die großen Portale zunächst in die matt beleuchteten Räume des romanischen Hauptschiffes und dann weiter zur Vierung, zum Hochchor, wo die Gotik gesiegt hat und durch zahlreiche hohe Fenster eine Flut des Lichtes einströmt; dieser Durchblick aus dem Düsteren in die volle Helle ist überaus schön.

Ich kann nicht daran denken, den Bau im einzelnen zu schildern. Nur auf einige Besonderheiten sei noch hingewiesen. Dank der Zerstörungswut der aufgeklärten Schreckensmänner hatten wir bisher von frühfranzösischer Plastik so gut wie nichts zu sehen bekommen; hier in Vézelay hat sie sich in Masse erhalten. Besonders lehrreich sind die Türfüllungen im Narthex aus dem Anfange des zwölften Jahrhunderts stammend. Im Mittelportale sehen wir Christus in der Mandorla (Heiligenschein), wie er seine Apostel in alle Welt entsendet. Diese „Welt" ist durch viele kleine Darstellungen mirakulöser Menschen zur Anschauung gebracht: da sieht man hundsköpfige, andere, die ihr Antlitz auf der Brust tragen, und dergleichen mehr. Tierkreis- und Monatsbilder füllen den äußersten Bogen dieses Portalfeldes. Die Deutung im einzelnen liegt noch sehr im argen. Der Stilcharakter dieser Skulpturen steht dagegen fest: die Gestalten sind über-

Digitized by Google

trieben ſchlank, ihre Haltung ſehr ungelenk, geſucht zierlich. Die Behandlung von Haar und Gewand iſt durchaus gekünſtelt und ſchematiſch; die Falten und Locken bilden ordentlich Ornamente, die Säume ſind in regelmäßiger Fältelung gebügelt und die Gewandenden ohne Ausnahme vom Sturmwind aufgebauſcht. Lange Zeit und auf weitem Raum erfreute ſich dieſe gezierte, manierierte Plaſtik großer Beliebtheit: in Autun und Cluguy begegnete ſie uns ſpäter ebenſo.

Einen ſehr merkwürdigen Anblick bietet auch das Äußere des Chores: ſchüchtern und unſicher taſtend iſt hier ſchon Gotiſches gewagt, über die romaniſchen Chorabſiden ſtrecken ſich ſehr primitive Strebebögen dem gotiſchen Hochchor entgegen. Das macht ja den beſonderen Reiz der burgundiſchen Bauten aus, daß man an ihnen das langſame, aber ſtetige Vordringen der Gotik ſo gut beobachten kann, und daß man es nicht mit einer fertigen Gotik zu tun hat, ſondern mit einer, die noch im Werden und Streben, die verſuchsweiſe manche Löſung ſich angeeignet hat, die ſpäter durch beſſeres erſetzt und verdrängt wurde.



Das Hauptportal der Kathedrale zu Auxerre.

Hinter dem Chore der St. Madeleine dehnt ſich eine weite Terraſſe, mit uralten Linden beſtanden. Und am Rande der Terraſſe, die von der weithin ſichtbaren Stützmauer gehalten wird, genießt man einen herrlichen Ausblick nach allen Enden der burgundiſchen Erde. „Die Majeſtät der Lage," ſagt Gonſe, „entſpricht dem Glanze des Monumentes." Auf ſo beherrſchender Berghöhe konnte wohl nichts anderes denn ein beherrſchender Kirchenbau entſtehen. —

Im zweiräderigen Kabriolett brachte uns Frau Rouſſeau gegen Mittag hinunter ins Tal des Cure nach St. Père sous Vézelay. Hier lag urſprünglich das Kloſter der heiligen Väter — daher der Name. Erſt als dieſe erſte Anſiedelung den Normannen zur Beute gefallen war, zogen die Mönche die Berghöhe von Vézelay dem Talgrund vor. Die Kirche des Ortes datiert in der Hauptſache aus dem dreizehnten Jahrhundert: ſie iſt nur ein verhältnismäßig kleiner Bau, aber reich an ſchönen Eigenheiten. Die Vorhalle, beſonders luſtig gebaut, iſt der Kirche vor-, nicht eingebaut; eine Plattform mit ſchönem Geländer bildet ihre Bedachung. An die Außenmauer des ſüdlichen Seitenſchiffes ſind Strebebogen angelehnt, die unmittelbar

Digitized by Google

auf dem Erdboden aufsitzen: man könnte vermuten, daß sie das Dach eines Kreuzganges trugen, doch dazu ist der Raum innerhalb der Bogen zu gering. Sollten sie einem Ausweichen des Gewölbes steuern? Auch das Innere des Kirchleins bietet struktive Probleme in Menge, die wir in der Eile nur konstatieren, nicht aber lösen konnten. Durch das liebliche Tal des Cousin, wo nichts zur Romantik fehlt, erreichten wir Avallon und damit die Bahn. Diese aber brachte uns noch vor Sonnenuntergang nach der alten Bischofsstadt Auxerre.

Die Kathedrale zu Auxerre: Inneres.

Bei keiner der burgundischen Städte, die wir bisher gesehen, spielte ein Fluß eine nennenswerte Rolle. Auxerre spiegelt sich mit seinen vier großen Kirchen in den blanken Fluten der Yonne; das gibt Ansichten von ganz besonderer Schönheit. Verdankt Dijon, was es ist, seinen Herzögen, so ist Auxerre durch seine Bischöfe groß und schön geworden. Diese Eigenschaft als Bischofsresidenz hinderte die Stadt aber nicht, ein höchst fröhliches und freies Leben zu führen: in keiner burgundischen Stadt wurde der Karneval so ausgiebig und ausgelassen gefeiert wie in Auxerre, und die Herren Kanoniker nahmen an dieser Ausgelassenheit in vollen Zügen teil.

Unter den schönen Kirchen von Auxerre ist die schönste zweifellos die Kathedrale. Schade nur, daß ihr südlicher Frontturm nicht einmal bis zur Höhe des Mittelschiffdaches vollendet ist, so daß die Kirche von Westen gesehen fast den Anblick einer Ruine gewährt. Auch die reichen Portale dieser Westseite haben — und zwar diesmal durch bilderstürmende Hugenotten — schwer gelitten, doch auch in diesem zerschlagenen Zustande drängt sich die seltene Schärfe und Schönheit dieser Skulpturen noch dem Beschauer auf. Besonders die Reliefigiguren, welche sich in Augenhöhe etwa um die Portalwandungen ziehen, sind von ganz hervorragender Vollendung.

Eine Überraschung, ähnlich der beim Betreten der Abteikirche zu Vézelay, bot uns der Anblick des Inneren: so vollendet, so konsequent durchgeführt war uns die Gotik bisher nirgends entgegengetreten, so hohe, weite, harmonisch gegliederte Räume hatten wir bisher in der Bourgogne noch nicht zu sehen bekommen. Das System der Wandgliederung erinnert ein wenig an Straßburg, nur ist es doch noch schlanker. Und vor allem fehlt in Straßburg der gotisch durchgeführte Chor. Dieser Chor in Auxerre blieb das Vollendetste, was wir auf unserer ganzen Reise sehen sollten. Was soll man da mehr preisen, die kraftvollen Säulen des Chorumganges oder die entzückend feine Kolonnade, welche zu dem quadratischen Chorausbau überleitet? Die sicher zur Höhe geführten Gewölberippen oder das bestrickend schöne Maßwerk der Triforien und Fenster? Den leuchtenden Goldton der Mauern und Pfeiler, die metallische Schärfe der gemeißelten Köpfe und Blattornamente oder die farbige Pracht der aus dem dreizehnten Jahrhundert glücklich herübergeretteten Fenster? Unter Bischof Henri de Villeneuve wurde der Bau dieses Chores im Jahre 1234 zum Abschluß gebracht, und die wenig

Digitized by Google

ſpäter abgefaßte Geſchichte der Biſchöfe von Auxerre weiß nicht genug zu rühmen, wie die ganze Bevölkerung ſich von der Bauluſt des Biſchofs erfaſſen und zu enthuſiaſtiſchen Opfern für das zu bauende Gotteshaus hinreißen ließ: ohne Enthuſiasmus, das iſt klar, kann ſo eine Schöpfung nicht gelingen.

Über die anderen Kirchen der Stadt will ich mich kurz faſſen, obgleich jede in ihrer Art bedeutend und merkwürdig iſt. Aber man kann auch im Kirchenbetrachten zuviel des Guten tun; uns wollte nach dem Prachtbau der Kathedrale von Auxerre keine mehr recht munden; unſere „Kirchenſimpelei“, wie mein ſchwäbiſcher Begleiter unſer Treiben geſchmackvoll nannte, hatte hiermit einen Höhepunkt und ein Stadium der Sättigung erreicht.

Die Kathedrale zu Autun: Hauptportal.

Auch unſere Reiſe war in Auxerre an ihrem fernſten Ziel angelangt: jetzt ging es rückwärts und wieder mehr der Heimat zu. Nach langer, heißer Fahrt kamen wir am Abend nach Autun, dem Augustodunum der Römer, ins Herz des Äduerlandes. Am Abhang anſehnlicher Berge liegt die Stadt, heute kaum noch die Hälfte des Raumes bedeckend, den ſie in ihrer Blütezeit unter den Römern einnahm. So liegt das Römertor St. André weit draußen vor den letzten Häuſern der jetzigen Stadt. Dies Römertor und ebenſo ein zweites, Porte d'Arroux genannt, übte natürlich in ſeiner echten Monumentalität großen Einfluß auf die Bautätigkeit der ſpäteren Zeit, nicht nur in Autun ſelbſt, ſondern auch an entfernteren Plätzen. So iſt unverkennbar, daß die joniſierenden Pilaſterkapitelle, die uns in der Gruftkirche von St. Germain d'Auxerrois zu Auxerre aufgefallen waren, in ihrer Zeichnung auf die Pilaſter der Porte St. André zurückgehen. Und wenn die Hauptpforte des Kloſters Cluny über zwei weiten Toröffnungen des Erdgeſchoſſes urſprünglich eine Galerie von Zwergarkaden im zweiten Geſchoß beſeſſen hat, ſo iſt auch dieſe ſchöne Anlage ſchwerlich ohne Einfluß durch die Römertore zu Autun

Das Römertor St. André zu Autun.

Der Hof des Hospitals zu Beaune.

entstanden. Auf dem höchsten Punkte der Stadt liegt die alte Kathedrale; über eine Flucht von Treppen steigt man zu ihrer geräumigen Vorhalle hinauf. Das Hauptportal der Kirche ist mit einer wohlerhaltenen Skulptur des zwölften Jahrhunderts geschmückt, das Jüngste Gericht darstellend: die langgestreckten Gestalten mit ihren sublimen Gesten und den manierierten Falten und Haarsträhnen sind uns von Vézelay her zur Genüge geläufig.

In Beaune trafen wir einen Jahrmarkt in vollem Gange; der Markt war mit farbenbunten Buden verstellt, in allen Seitengassen standen Fuhrwerke der Landleute, darunter auch einige Motoromnibusse, wie sie ja ganz neuerdings auch bei uns in Dienst gestellt werden. Außer der nicht uninteressanten Notre-Dame zog uns vor allem das Hospitalgebäude an: von außen sieht es halb wie eine Kirche, halb wie ein festes Schloß aus. Um die Höfe des Inneren läuft eine zweigeschossige Holzgalerie; der Hof selbst besitzt einen alten Ziehbrunnen, in dessen Nähe ein üppiger Flor von Blumen gedeiht. Der im Jahre 1443 durch den burgundischen Kanzler Rolin gegründete Bau hat sich fast unberührt erhalten. Die alten, aus Eichenholz geschnitzten Himmelbetten dienen noch heute wie vor vierhundert Jahren zur Aufnahme der Kranken, die von Beguinenschwestern in schneeweißer Tracht verpflegt werden. Man wandelt zu gewissen Stunden frei in diesen weiten und hohen Krankensälen umher, zum Zeitvertreib für die Kranken. Von Spitalgeruch ist nichts zu verspüren, dank der Geräumigkeit und guten Lüftung. Verschiedene Patienten hatten sich ihr Lager in den Kreuzgang des Hofes rücken lassen und empfingen dort am Ziehbrunnen inmitten der Blumenbeete den Besuch ihrer Angehörigen. Gonse in seinem Buch über die gotische Kunst fühlt sich so ergriffen von dieser echten, alten Örtlichkeit, daß er sich den kühnen Ausspruch leistet: „Man möchte zu Beaune krank werden, um einige Tage in diesem Asyl des Friedens, des Schweigens und der Poesie zu weilen. Des Mittelalters rührendste Stimme spricht hier zu uns."

Digitized by Google

Die Lage von Cluny, wohin wir am Abend desſelben Tages gelangten, iſt ausgeſprochen lieblich. Das Tal des Grosne erinnert an das eine oder andere Odenwaldtal, es entſpricht genau den Anforderungen, welche die Benediktinermönche an die Stätten ihrer Niederlaſſung zu ſtellen pflegten.

Die Reſte der alten Abtei ſind zu charakterlos, zu geringfügig, um die große Bedeutung dieſes Kloſters für die geſamte Chriſtenheit ahnen zu laſſen. Man muß ſchon ein gut Stück Phantaſie mitbringen, um jene mittelalterliche Herrlichkeit wieder vor ſeinem geiſtigen Auge erſtehen zu laſſen. Die jetzigen Kloſterräume, in eine Schule für Werkführer (contremaîtres) umgewandelt, ſind in der Hauptſache langweilige Bauten des ſiebzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts, nur durch ihre Ausdehnung impoſant. Hier hauſten einſt die vierhundert bis achtzehnhundert Benediktiner-Mönche, welche durch ihre Sittenſtrenge eine Reform der Kirche herbeiführten. Aus dieſer ſtrengen Schule ging der größte der Päpſte, Gregor VII., hervor. Mit der Macht der Askeſe zwangen die hier hauſenden Mönche an die zweitauſend Klöſter in ihre Abhängigkeit, ſo daß ſie in Cluny ihre geiſtige Mutter, im Abte von Cluny ihr eigentliches Oberhaupt erkannten. Dieſer Abt war ein überaus mächtiger Mann: er ſchlug eigene Münze, übte eigene Rechtſprechung, er genoß vielfach das intimſte Vertrauen der Päpſte, er ſpielte wiederholt den diplomatiſchen Vermittler zwiſchen den gekrönten Häuptern Europas. In Paris beſaß er ſein fürſtlich eingerichtetes Hotel, das jetzt in eine Kunſtſammlung umgewandelt iſt. Könige und Päpſte kamen wiederholt nach Cluny und konnten hier mit ihrem großen Troß Einkehr halten, ohne daß man ſich in den weiten Kloſterräumen deshalb beengt gefühlt hätte. Bis nach Polen erſtreckte ſich der Einfluß dieſes Muſterkloſters, in allen Landen beſaß es Grundbeſitz und Revenuen, ſo daß der Volksmund recht hat, der da ſagte:

Par tout pays où le vent vente
L'abbé de Cluny a rente.

Das Kloſter war eine Macht nicht nur durch das Beiſpiel ſtrenger Zucht, das es gab, ſondern ebenſo ſehr durch die Gelehrſamkeit ſeiner Mönche. Seine Bibliothek war eine der reichſten. Daneben wurde die Landwirtſchaft in vorbildlicher Weiſe ge-

Die Abteikirche zu Cluny (mittelalterlich: Clugny).

pflegt. Nicht zum wenigſten galten die Cluniacenſer durch ihre Kenntniſſe im Kirchenbau und in allen bildenden Künſten. Der Grundſtein zur romaniſchen Abteikirche war 1089 durch Abt Hugo gelegt worden; anfangs zeichnete ſich die Kirche ebenſo wie die Lehre durch ſtraffe Strenge aus; der Chor ſchloß geradlinig, nicht im Halbrund, auch die übrigen Chorausbauten hatten das Rechteck zum Grundriß, und man kann bei vielen burgundiſchen, ja auch bei einigen deutſchen Kirchen nachweiſen, daß ihre Grundrißbildung von dieſem ſtrengen, erſten Kirchenbau zu Clugny beeinflußt wurde. Späterhin iſt man dann freilich zu einer reicheren Chorgeſtaltung übergegangen, und mit ihren vielen halbrunden Kapellen, mit dem zweifachen Querſchiff, mit den fünf oder gar ſieben Glockentürmen und fünf Hauptſchiffen war jetzt die Kirche von Clugny nichts weniger als ein Muſter beſcheidener Selbſtbeſchränkung. Im Gegenteil, ſie durfte ſich jahrhundertelang rühmen, die größte Kirche der Chriſtenheit zu ſein. Erſt der neue Petersdom in Rom hat ihr dieſen Ruhmestitel rauben können. Der romaniſche Bauſtil hat in dieſer Rieſenkirche eine ſo klaſſiſche, ſo glänzende Ausprägung erfahren, daß man es ſchwer hatte, ihrem Banne ſich zu entziehen. Wenn die burgundiſche Gotik ſo ganz beſonders hart zu ringen hatte, um ſich gegen die überlieferte Bauweiſe durchzuſetzen, ſo trug der Muſterbau von Clugny gewiß ſein gut Teil ſchuld daran.

Von dieſer Mutter- und Muſterkirche ſind nur noch geringe Reſte vorhanden: einer der fünf hohen Türme und ein Stück des großen Querſchiffes. Alles übrige hat die Revolution für 2400000 Franken an einen Bürger von Mâcon zum Abbruch verkauft. Den Raum der einſtigen Abteikirche nimmt in der Hauptſache jetzt das Landesgeſtüt ein mit hundertunddreißig feurigen Hengſten, darunter ſehr ſchöne Exemplare von engliſchem Vollblut. So iſt die Gegenwart mit ihren proſaiſchen Bedürfniſſen über dieſe Stätte geiſtigen Lebens einfach zur Tagesordnung übergegangen.

Turm von der Umwallung des Kloſters Cluny (vierzehntes Jahrhundert).

Im Kloſtergarten zeigt man einen ſchönen Lindenbaum, die Linde Abälards. Hier ſoll dieſer große Dialektiker, dieſer hochgelehrte Mönch und vergötterte Geliebte Heloiſens, von den Verfolgungen ſeiner vielen Gegner geruht haben. Die Linde iſt dazu allerdings nicht alt ge-

Digitized by Google

nug, denn Abälard ſtarb ſchon im Jahre 1142; aber daß dieſer große Gelehrte zum Kloſter Clugny in Beziehung ſtand, ſteht auch ſonſt feſt und entſpricht durchaus der Bedeutung des Kloſters wie des Mannes.

Das Städtchen, das ſich vor der Kloſterpforte allmählich anſiedelte, enthält auch manchen Bau aus ehrwürdig alter Zeit, und vielen neueren Häuſern ſieht man an, daß ſie mit Steinen der Abtei erbaut worden ſind. Verhältnismäßig dürftig iſt das Muſeum; einige Säulenkapellen von der alten Kirche dürften wohl die intereſſanteſten Stücke ſein: ſie zeigen wieder Figuren in jenem langleibigen, manierierten Stil, der uns in Vézelay und Autun begegnet war.

Unſer Rundgang durch Kloſter und Kloſterſtadt endete in einer kleinen Baumallee oberhalb des Ortes, von wo man die ganze Trümmerſtätte in aller ihrer Lieblichkeit gut überblickt. Nur lieblich iſt jetzt, was einſt ſo allmächtig war! Auch das geiſtliche Prangen iſt der Vergänglichkeit unterworfen, das iſt ein tröſtlicher Gedanke beim Anblick dieſer faſt verſchwundenen Welt der Cluniacenſer.

Der ſogenannte Jaquemart auf der Notre-Dame zu Dijon. Aus Courtrai ſtammendes, angeblich von dem flämiſchen Mechaniker Jacques Marc konſtruiertes, 1383 hier aufgeſtelltes Glockenſpiel.

Unſere Genußfähigkeit für Kirchen war nach Cluny völlig erſchöpft. Da war es nun ein wahres Glück für uns, daß in Mâcon, wo wir am Sonntagnachmittag anlangten, ein großes Schützenfeſt im vollſten Gange war. Ehrenpforten mit R. F. (République Française) in allen Farben und Formaten, etwas ſtaubiges Grün, denn das Feſt dauerte ſchon die dritte Woche; dazwiſchen Lampions und andere Beleuchtungskörper, kurz, ein luſtiger Anblick. Eine feſtliche Menge wogte heiter und doch ohne Lärm und bis in die Nacht ohne Trunkenheit durch alle Straßen. Im Hofe des Lyzeums hatte man einen luſtigen Muſikſaal improviſiert; hier gab man ein Wohltätigkeitskonzert, bei dem scènes Alsaciennes von Maſſenet nicht durch ihre Schönheit, aber durch ihre billige Popularität eine Hauptrolle ſpielten. Die Schlußnummer ſollte der Hochzeitsmarſch aus dem „Lohengrin" ſein; aber um dies Stück wurden wir betrogen, indem die Menge es vorzog, dem anweſenden Kriegsminiſter mit Abſingen der Marſeillaiſe eine Huldigung darzubringen. Durch den fröhlichen Verlauf dieſer Szene bekamen wir Luſt, auch an dem Bankett teilzunehmen, das die Stadt am Abend dem

Digitized by Google

Kriegsminister gab. Richtig erwischten wir noch zwei Zutrittskarten und saßen nun nicht weit von Monsieur André an einem sauber mit Papier gedeckten Tische und verzehrten für drei Franken ein ganz vortreffliches Festmahl. André, hochgewachsen, hager, mit pergamentfarbenem Antlitz und sehr elastischen Bewegungen, machte bei Tisch einen sehr müden Eindruck. Erst beim Dessert begannen die Toaste. Die Redner feierten den Minister wegen seines Mutes gegen die Kongregationen; mein Nachbar raunte mir dabei zu, das sei eine Erzdummheit (grande sottise) und werde dem Ministerium den Hals kosten. Der Minister erhob sich zuletzt und bekannte sich in klarer, temperamentvoller Rede zur Politik der Regierung, die den Sieg des wahren Liberalismus bedeute. Er tat überzeugend zuversichtlich; nur seine besorgte Miene strafte seine Reden mehr oder weniger Lügen. Als er bald darauf zum Weggehen sich erhob, erscholl wieder stürmisch die Marseillaise, und viele Bürger von Mâcon hatten das Bedürfnis, dem General beim Vorbeigehen die Hand zu drücken, nachdem ihm schon vorher eine Menge von Huldigungen aller Art dargebracht worden waren. So will eben auch dies „Volk der Freiheit“ seinen Mann, dem es zujauchzt, den es vergöttert, an dessen Anblick es sich erwärmt.

Unsere Fahrt durch die Bourgogne war damit zu Ende. In Bourg besuchten wir wohl noch die Église de Brou mit den wunderfeinen Grabmälern des Herzogs Philibert von Savoyen und seiner österreichischen Gemahlin, aber wir standen damit schon nicht mehr recht auf dem Boden der Bourgogne. Wieviel Schönes, Fremdartiges, Merkwürdiges hatten wir doch in diesen acht Tagen gesehen! Wie war uns der Reichtum, die Kulturhöhe, der Geschmack dieser Burgunder in alter und neuer Zeit klar geworden! Und wieviel erfreuliche Eindrücke hatten wir auch von den jetzigen Bewohnern des schönen Landes empfangen! Eine Gegend der Sommerfrische ist die Bourgogne nicht; aber wen der Anblick eines mit natürlichen Gaben reich ausgestatteten Landes erquickt, wer sich gern erbaut an der Kulturarbeit vergangener, fleißiger Geschlechter, wen es beglückt, auf historischem Boden zu wandeln und von den Zeugen einer tatenreichen Vergangenheit umgeben zu sein, wer endlich ein Herz hat für unsere mittelalterliche Kunst und die Gotik im besonderen, dem kann eine Fahrt nach der Bourgogne nicht warm genug empfohlen werden.

Abendgang

Im Dämmern war's. Der weiche Abendwind
Lief übers Korn, daß sich die Halme bogen,
Und aus dem fernen Dorf kam leis und lind
Ein müder Glockenton durchs Feld gezogen.

Wir gingen langsam durch das Abendrot
Mit frohererstaunten, träumevollen Sinnen
Und sahen sonnenstrahlenüberloht
Den Tag in Dämmerdunkel still verrinnen.

Ein blasser, tagverlor'ner Wolkenschein
Umsäumte noch die abendstillen Bäume ...
Wir schauten schweigend in den Glanz hinein
Und träumten unsrer Kindheit gold'ne Träume.

Wilhelm Lobsien

Friedrich Preller: Odysseus und Kalypso.
(Nach der Bruckmannſchen Ausgabe der Prellerſchen Odyſſeelandſchaften in Aquarellfarbendruck.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Friedrich Preller der Ältere in ſeinem letzten Lebensjahre.
(Nach einer photographiſchen Aufnahme vom Hofphotographen Fr. Hertel in Weimar.)

Zu Friedrich Prellers des Älteren Gedächtnis.

Von

Ernſt Warburg

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Hat ſchon das Jahr „heiligende Kraft", wieviel mehr das Jahrhundert! Friedrich Preller der Ältere, wie die Kunſtgeſchichten den am 25. April 1804 in Eiſenach Geborenen zum Unterſchied von ſeinem gleichnamigen Sohne zu nennen pflegen, iſt bei Gelegenheit ſeines hundertſten Geburtstages von der deutſchen Kunſtkritik mit einer Wärme und Einmütigkeit gefeiert worden, die uns vor kurzem noch unerklärlich erſchienen wäre. Es iſt das ein neues Zeichen, daß die kritiſche Periode, die allein nach artiſtiſch-techniſchen Maßſtäben urteilte, ihren Höhepunkt bereits überſchritten hat, daß wir mittlerweile wieder gelernt haben, hinter dem Werke den Menſchen, den Charakter, die künſtleriſche Perſönlichkeit zu reſpektieren, und daß wir allmählich wieder in den Beſitz jener ſchönen Freiheit gelangt ſind, die über gewiſſe techniſche Schwächen hinwegzuſehen vermag, wenn der geiſtige Kern der Schöpfungen nur ſtandhält. Dieſe neue, auf das Große und Bleibende gerichtete Zeitſtimmung kam bei Prellers Jahrhundertfeier ſchön und

deutlich zum Ausdruck. Sein von deutschem Fleiß und deutscher Tüchtigkeit erzählender Lebensgang wurde geschildert, an seine Beziehungen zum weimarischen Hof, insbesondere zu dem kunstsinnigen, immer hilfreichen Großherzog Karl August, wurde erinnert, Goethes erhabenes Bild, das in Prellers Jugend bestimmend und richtungweisend hereinragt, stieg als das eines fast allmächtigen Lehrers und Erziehers der deutschen Kunst mit ihm empor, und auf die Geschichte der deutschen Landschaftsmalerei, insbesondere der „heroischen" oder „historischen", fielen reizvolle Streiflichter. Dabei war es dankenswert, daß von einigen Seiten die Aufmerksamkeit auch einmal auf die nordischen Landschaftsstudien gelenkt wurde, die Preller von Rügen und von den Felsufern Norwegens heimbrachte — das alles aber, so sehr die ehrwürdige Gestalt des Meisters durch diese Bemühungen, ihm allseitig gerecht zu werden, an Farbe und Leben gewann, konnte nicht hindern, daß Preller auch in Zukunft der Nachwelt vornehmlich als der Maler der Leipziger und Weimarer Odysseelandschaften, ja als der Odysseemaler schlechthin erscheinen wird.

Nicht auf einmal hat sich dem zuerst 1825 auf Goethes Verwendung nach Italien gesandten Künstler der Geist der griechischen Heldensage und insbesondere der homerischen Odysseelandschaften offenbart. Wohl hatte ihm der in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts für die Landschaftsmalerei so außerordentlich einflußreiche Josef Anton Koch, dessen Schüler Preller in Rom wurde, früh den Sinn für die majestätische Ruhe und ernste Großzügigkeit der heroischen Landschaft erschlossen, aber erst in Etappen arbeitete dieser sich allmählich zu der Vollendung seiner Weimarer Freskogemälde durch. Die entscheidende Erleuchtung für den Geist der südlichen Landschaft kam ihm im Golfe von Bajä, in Sorrent, auf Capri und Sizilien; den praktischen Anstoß für die künstlerische Verwertung seiner Studien gab Hermann Härtel, dieser ideal gesinnte Kunstfreund, der damals mit seinem Schwager, dem Theologen Karl von Hase, Italien bereiste und längere Zeit auch in Rom weilte.

Härtel hegte den Plan, in seiner Vaterstadt Leipzig ein im Stile der römischen Renaissance gehaltenes Wohnhaus zu errichten, für dessen künstlerische Ausschmückung er nun außer Genelli und Koch auch den jungen Preller zu gewinnen wußte. Es handelte sich zunächst um einen Zyklus landschaftlicher Motive, welche die südliche Natur verherrlichen sollten. Preller, der inzwischen nach Deutschland zurückgekehrt und an der von Goethe begründeten Weimarer Zeichenschule angestellt war, nahm den Ruf nach Leipzig freudig an. Ihm wurden zunächst sieben Kompositionen übertragen, die in einem der Erdgeschoßsäle des „Römischen Hauses" direkt in Temperafarben auf die Wand gemalt werden sollten. Als Gegenstände der Darstellung waren anfangs nur allgemein „mythologische Landschaften" ins Auge gefaßt, bald aber verdichtete sich der Plan zu einer Folge von Landschaften nach Homers Odyssee, schon weil dadurch „mehr Verschiedenheit und zugleich Zusammenhang ins Ganze" zu kommen versprach. Dieser mit Unterbrechungen in den Jahren 1834 bis 1836 ausgeführte Zyklus umfaßt nur die Abenteuer des Odysseus während seiner Wanderschaft und wählt als Höhepunkte daraus den Abzug aus der Höhle des Polyphem, die Heimkehr von der Jagd, Odysseus und Hermes mit dem Zauberkraut Moly, Odysseus und Kalypso, Odysseus und Nausikaa, Ankunft auf Ithaka und endlich Odysseus bei Eumaios. Diese sieben Wandgemälde, als Prellers erste große Schöpfung kunsthistorisch bedeutsam, schienen unlängst mitsamt dem „Römischen Hause" infolge eines notwendig gewordenen Straßendurchbruchs ernstlich bedroht; nunmehr aber ist es Herrn Hofrat Donatini, einem Schüler Pilotys, gelungen, sämtliche Gemälde unversehrt aus der Wand zu lösen, so daß die Schöpfungen Prellers in unveränderter Gestalt der Nachwelt erhalten bleiben werden. Man muß dabei dankend hervorheben, daß es vornehmlich die deutsche Presse gewesen ist, die für diese ideelle Angelegenheit zuerst das öffentliche Interesse erwärmt und es mit ihren rechtzeitigen Alarmrufen erreicht hat, daß ein kostbares Kunstwerk vor gedankenloser Vernichtung bewahrt worden ist.

Zwischen der Ausführung der Leipziger Gemälde und der Vollendung der Weimarer

Fresken liegt ein Zeitraum von zweiunddreißig vollen Jahren. Aber diese Jahre blieben unserem Meister für die tiefere Erfassung der Odysseelandschaft keineswegs fruchtlos. Vielmehr vollendete Preller inzwischen sechzehn Kohlenzeichnungen zu demselben Thema, Kunstblätter, die im Jahre 1858 auf der Münchener nationalen Kunstausstellung allgemeine Bewunderung erregten und die jetzt in der Berliner Nationalgalerie aufbewahrt werden. Unmittelbare Vorläufer des Weimarer Hauptzyklus selbst waren dann Prellers in den Jahren 1861 bis 1863 für das Städtische Museum in Leipzig ausgeführten Kartons, für die ihm inzwischen wiederholt unternommene Reisen nach dem Süden, besonders in die Nähe von Neapel, neue Anregungen gegeben hatten. Nirgends ist ihm nach seinem eigenen Bekenntnis die griechische Fabelwelt so lebendig vor die Seele getreten, nirgends ist deren Schönheit ihm so überzeugend aufgegangen wie am Golfe von Neapel. Einige Jahre darauf erhielt er dann von seinem Landesfürsten, dem Großherzog Karl Alexander, den festen Auftrag, für das Weimarer Museum einen Zyklus von sechzehn Wandgemälden in Wachsfarben auszuführen, zu denen sich gleich viele Sockelbilder mit figürlichen Kompositionen gesellen sollten.

Aus diesem in den Jahren 1866 bis 1868 ausgeführten sechzehnteiligen Zyklus, der die Krone der historischen Landschaftskunst Prellers bedeutet, finden die Leser in dem vorliegenden Hefte in farbigen Kunstblättern zwei der wichtigsten Gemälde (Nr. 9 u. 10) wiedergegeben.

Das erste Bild stellt Odysseus und Kalypso dar: Odysseus ist allein zu der Nymphe gerettet worden. Nach langem Harren hat er sich ein Schiff zur Heimkehr gezimmert. Die liebende Göttin wendet sich wehmütig scheidend von ihm; er sitzt am Strande, über das Meer hinschauend, voll Sehnsucht, nur ferne den Rauch des Vaterlandes aufsteigen zu sehen.

Das zweite Bild zeigt uns Odysseus und Leukothea: Himmel und Meer sind in wildem Aufruhr; die Wellen schlagen über dem Schiffe zusammen, der vielduldende Held vermag sich nur noch am Steuer zu halten — da taucht aus der höchsten Woge die hilfreiche Göttin hervor, um nach dem Ufer des Phäakenlandes hinzudeuten und ihm den Schleier zu reichen, der ihn vor dem Untergang bewahren wird:

Da, nimm hin diesen Schleier; die Sterblichkeit bannt er; ihn gürte
Dir um den Leib und fürchte nicht mehr Gefahr und Verderben.
Wann du jedoch mit den Händen das Land berührest, dann bind' ihn
Ab und wirf ihn zurück in die dunkle Tiefe des Meeres,
Weit vom Gestade hinaus und mit abgewendetem Antlitz.

„In der Leukothea," sagt Preller selbst, „ist alles sichtbare Gefahr, ja voraussichtlicher Untergang, während in Blitzesschnelle Rettung und Heil in der Figur der Nymphe erscheint."

Mit den Odysseegemälden ist, wie gesagt, Prellers künstlerische Lebensarbeit zwar keineswegs erschöpft: außer den schon erwähnten nordischen Landschaften hat er noch eine Reihe von Studien aus Italien, namentlich aus der Gegend von Olevano, hinterlassen, und Weimar insbesondere, aber auch Dresden, Leipzig und die Berliner Nationalgalerie besitzen von ihm eine größere Anzahl von Gemälden, die andere Stoffe, u. a. aus der thüringischen Geschichte und zu Wielands „Oberon", behandeln. Dennoch betrachtete der Künstler selbst am Ende seiner Erdenlaufbahn — er starb am 23. April 1878, zwei Tage vor Vollendung seines vierundsiebzigsten Jahres also — seine Odysseelandschaften als das eigentliche und bleibende Werk seines Lebens. Auch von der Mit- und unmittelbaren Nachwelt wurde das bald einhellig anerkannt. Die Bestimmtheit und Deutlichkeit, das durchaus Organische jeder Form sind es, die, schon nach der Kritik Friedrich Pechts, diese Landschaften mit der Klarheit der klassischen Dichtung so völlig harmonieren lassen. Bei Preller so wenig wie bei Homer gibt es ein Halbdunkel, bei dem einen so wenig wie bei dem anderen etwas Unbestimmtes. Dadurch unterscheidet er sich so gründlich von aller romantischen Kunst. Und dennoch haben diese Bilder, in denen weder Licht noch Farbe eine Rolle spielen, die ausgesprochenste Stimmung, führen sie uns mitten hinein in den Vorgang, so daß man der meisterhaften, durch und durch von der einfach großen Anschauung

der klassischen Kunst getragenen Figuren kaum noch bedarf, um zu erraten, welcher Stelle des Homer sie gelten. Jede scheinbare Zufälligkeit ist sinnvoll, jeder Stein hat Leben. Es herrscht bei Preller ganz dieselbe Ökonomie der Mittel, mit der auch Homer seine einzigartige Wirkung erzielt. Die meisterhafte Stilisierung wirkt vor allem durch ihre nervige Kürze, in der alles Notwendige vorhanden, aber ebensowenig etwas daist, was man als überflüssig empfinden könnte. Jede Form ist auf ihren einfachsten und knappsten Ausdruck zurückgeführt, und dennoch wird der Eindruck unermeßlichen Reichtums bewirkt. Mit Recht hat man Prellers Odysseelandschaften als eine Erfüllung der Goethischen Kunstanschauungen über Landschaftsmalerei bezeichnet. Die Wirkung eines großen Naturbildes liegt nicht im einzelnen, sondern in der Totalität der Erscheinung. Und Preller verstand es, wie vor ihm wenige, den geheimen Gesetzen der Schönheit in den Naturgebilden, den Formationen der Gebirge, dem Wogen des Meeres, den Wolkengebilden nachzuspüren, unter deren gesetzmäßiger Harmonie wir die Erschütterung des Göttlichen erleben. Seine Landschaften haben die Schönheit plastischer Schöpfungen; er verband damit aber eine solche Wärme und Tiefe der Auffassung, eine solche Großzügigkeit und reichbewegte Stimmung, daß wir überall die geheime Seele der Landschaft und die Grundstimmung der dargestellten Szene erkennen. Es ist wunderbar, wie Preller sich die antiken Stoffe angeeignet hat, wie wir in diesen Gestalten und Vorgängen die Homerische Odyssee geradezu miterleben. Das ist kein archäologisches Nachtuschen der Antike, auch nicht mehr ein bloßes Nachfühlen, sondern ein Neuschaffen, ein *Neuerleben* aus unserem Empfinden heraus.

Was Preller mit seinen Odysseelandschaften künstlerisch angestrebt hat, deutet schon sein Wort „Keine Illustration, sondern wieder ein Gedicht" an. Eingehender noch sagen es uns die aufschlußreichen Briefbekenntnisse, die der Meister der hochbegabten Lisztschülerin Marie Soest, einer treuen Freundin seines Hauses, in den fünfziger und sechziger Jahren machte. Sie sind gesammelt in dem zur Feier des Gedenktages von Walther Witting herausgegebenen Buche „Künstlerisches aus Briefen Friedrich Prellers des Älteren" (Weimar, Herm. Böhlaus Nachf.; mit dem Atelier Prellers in Farbendruck; geh. Mk. 2.40, geb. Mk. 3.60). Alles hier Aufgezeichnete ist fast in jeder Hinsicht außerordentlich anziehend und lehrreich, ob Preller nun von seinen Odysseelandschaften handelt, die natürlich einen breiten Raum einnehmen, oder von den Meistern der Renaissance oder von zeitgenössischen Malern wie Cornelius, Genelli, Kaulbach, von Dichtern wie Hebbel, von Musikern wie Liszt und Wagner. Auch was er über Kunst und Künstler im allgemeinen sagt, ist höchst beachtenswert: das wohlerwogene, reife und doch bescheiden vorgetragene Urteil eines Großen, dessen Herz, obschon es nie von den Herrlichkeiten Italiens, des „Vaterlandes aller Künstler", loskam, doch zeitlebens gut deutsch schlug und fühlte. Von Bedeutung für Prellers Kunstauffassung ist gleich folgende Stelle aus einem Briefe vom 24. Mai 1853: „Solange wir die Künste und ihr Urwesen nicht als eines sehen, sondern sie getrennt und als besondere Dinge betrachten, solange sie nicht mit uns aufwachsen und Seelenbedürfnis werden, solange werden sie Treibhauspflanzen bleiben, die jedes Lüftchen ins Grab bringt. Die großen Kunstepochen der Griechen und des Mittelalters sind hinreichende Beweise dafür. Noch frühere haben dasselbe Resultat gegeben. Vielleicht gehören wir zu den Vorkämpfern einer großen Zeit, wenn die Zeit und die Politik nicht die Henkersknechte werden; das soll aber keinen zurückhalten, den Platz wacker zu verteidigen, auf den ihn das Schicksal gestellt."

In das innerste Wesen der Prellerschen Kunst leuchtet folgende Briefstelle aus dem Herbst 1856: „Sie fragen mich über *stilisierte Landschaft*. Über das Wort und seine Bedeutung, nämlich Stil in der Kunst, sind schon Folianten geschrieben worden und werden deren noch mehr entstehen. Der Stil steht dem Naturalismus gegenüber und ist, wenn dieser eine treue Nachbildung der in der Natur vorkommenden Gegenstände bedeutet, eigentlich der feinste Extrakt derselben. Der Naturalismus verschmäht nicht Zufälligkeiten und Unwesentliches in der

Natur, ja, es iſt ihm oft ſelbſt erwünſcht: der Stil ſchließt beides aus, er entſteht erſt, wenn das reinſte Weſen durch nichts getrübt wird und im höchſten Grade normal iſt ... Mit dem Stil in der Landſchaft verbindet ſich faſt immer ein ſelbſtändiger poetiſcher Gedanke. Mir iſt durchaus undenkbar, daß ein hoher Gedanke ſich in ein naturaliſtiſches Kleid ſtecken laſſe. Unter den jüngeren Künſtlern habe ich zuerſt den Verſuch gemacht, den Odyſſeebildern den paßlichen Stil zu geben; ob es einigermaßen geglückt, mögen andere entſcheiden. Sofern ich in allem von eigentlichem Naturalismus bin, tragen meine Staffeleibilder doch nicht den Stil, der bloß höheren Gedanken und höchſten Gegenſtänden gehört. Wäre unſere Zeit eine höher gebildete in den Künſten, ich würde meiner eigentlichen Natur nach nur ſogenannte hiſtoriſche Landſchaften malen, welche in den Landſchaften der Odyſſee verſtändlich angedeutet ſind. Die menſchliche Figur als höchſtes Schöne in der Natur verbindet ſich am leichteſten damit und gehört gewiſſermaßen dazu ... Aus alle dieſem begreifen Sie wohl, warum dieſes Genre, wenn ich ſo ſagen darf, ein ſo kleines Publikum hat. Es fehlt der Maſſe der Maßſtab dafür, während für den Naturalismus jeder Bauer das Auge beſitzt. Höheren Stil zu verſtehen, iſt eine wirkliche Kunſtbildung nötig, die nur von ſehr wenigen erwartet werden kann."

Friedrich Preller.

(Nach einer Bleiſtiftzeichnung ſeines Sohnes a. d. Jahre 1875.)

Denſelben Gedanken nimmt der Künſtler dann wenige Wochen ſpäter von neuem auf: „Das Wort ‚hiſtoriſche Landſchaft' bedeutet in der Kunſtſprache nichts mehr, nichts minder als Landſchaft in höherer Bedeutung, und dieſe wird ihr durch die Art der Auffaſſung, vorausgeſetzt daß der Gegenſtand eine Seite beſitzt, an welche ſich Gedanken reihen können, verliehen. Die Landſchaft als ſolche iſt ſpäter erſt zur Selbſtändigkeit gelangt; die Hiſtorienmaler verwandten ſie zuerſt als Hintergrund bei ihren hiſtoriſchen Kompoſitionen, z. B. Tizian, Carracci u. a. Da ſie als große Künſtler dieſen notwendigen Teil ihres Faches vortrefflich ausführten, kamen ſie wohl darauf, dieſelbe als eigentlichen Vorwurf zu benützen und die Staffage der hiſtoriſchen Handlung darin als Nebenſache zu behandeln... Neben Tizian finden wir ſelbſt Giorgione, Baſſano u. a., welche es freiſtellen, die Landſchaft oder die hiſtoriſche Handlung als Hauptſache zu betrachten. Alle aber nahmen ſie von einer großen Seite, ſo daß ihre hiſtoriſche Handlung ebenbürtig, aber nicht hervorragend (beherrſchend) darin ſtand. Daraufhin, daß nur Hiſtorienmaler ſich die Aufgabe ſtellten, Landſchaft zu malen und dieſelbe in höherem Stile, wie es zu ihren Figuren paßlich war, ausführten, nannte man ſie wohl zuerſt hiſtoriſche Landſchaften; das Wort aber iſt in der Kunſtſprache gleichbedeutend mit ſtiliſierter Landſchaft. Gänzlich notwendig aber iſt in ſolcher Landſchaft die menſchliche Figur nicht. Die Auffaſſung des Gegenſtandes, der an ſich nicht gewöhnlich ſein darf, ſtempelt die Sache erſt und bringt ihn in die Klaſſe, wohin er gehört. In einer ſtiliſierten oder hiſtoriſchen Landſchaft kann ein Tier von derſelben Bedeutung ſein wie die menſchliche Figur, jedoch ſind dergleichen Produkte ſelten zu ſehen, weil der Menſch eben das Würdigſte in der Schöpfung iſt und bleibt. Bilder aber in der Art, wie ſie die alten Künſtler gemalt,

Digitized by Google

werden zwar noch heute bewundert, von neueren aber nicht verlangt, weil unsere ganze Richtung im Leben damit im Widerspruch steht. Wer es wagen wollte, der Masse so entgegenzuhandeln ... er würde schmale Bissen essen oder wohl gar verhungern." Und daran schließt sich unmittelbar das schöne Künstlerbekenntnis aus einem weiteren Briefe an: „Gewinn sowohl als Ruhm sind Dinge, die mir nie ein Interesse abgewonnen. Ich schaffte, weil ich mußte, der Gedanke verlangte die paßliche Form, und so war ich glücklich im stillen."

Auch darin bewies Preller den Blick des Genies, daß er früher als andere die Bedeutung großer, anfangs blind verkannter Geister seiner Zeit erkannte. Zwei Aussprüche über Wagner und Hebbel, beide aus ein und demselben Briefe, mögen das bekunden. „Richard Wagners geistige Tiefe und innigste Wärme," schreibt Preller im Juli 1855, „muß sich mit der Zeit immer mehr Verständnis verschaffen, weil ich die Überzeugung habe, daß die Welt nicht rückwärts geht. Noch ist die Sprache, d. h. seine musikalische, nicht jedem verständlich, doch sie wird es werden. Alles Gute und Vortreffliche, wenn es geistiges Produkt ist, geht zuerst nur wenigen ein, weil eine höhere Bildung oder höhere Organisation vorausgesetzt werden muß. Hat Beethoven oder Michelangelo anderes Schicksal gehabt?" Und dann über Hebbel: „Gestern war ich in Hebbels ‚Genoveva'. Das Ganze ist der Legende treu geblieben, hat viel Unschönes, ist aber eine höchst poetische, bedeutende Erscheinung, die an allen Ecken und Enden das Gepräge frischen Geistes trägt. Sie wissen, daß ich wirkliche Kunstwerke gern mit ihren Fehlern hinnehme; sie sind so gut wie die Schönheiten Eigentümlichkeiten des Dichters oder Künstlers, vor denen ich immer Achtung habe, solange sie die Schönheit nicht geradezu erdrücken. An großer Eigentümlichkeit soll man nicht zuviel makeln und schneiden, man verletzt und beschneidet sie zu leicht. Dieses Gedicht hat keine unbedeutende Zeile, die Charaktere sind groß und scharf, Golo vortrefflich, im Ursprung nicht unedel, Genoveva weiblich und schön. In Summa, man darf sich freuen, bis es besser kommt, und jederzeit den Hut ziehen. W. Genast nennt Hebbel ein versunkenes Talent. Wenn das ist, so versinkt es vermöge seiner Schwere ... Hebbels Persönlichkeit hat mich sehr interessiert. Wir kommen in sehr vielen Ansichten und Urteilen in der Kunst zusammen. Er hat viel gelesen und gedacht, ist ernst und wahr in dem, was er fühlt und sagt, und erinnert in nichts an die neueren Kaffeetischdichter unserer Zeit. Von großer Schönheit ist seine Stirn. Er hat nur wenig Haar, die Stirn ist ganz entblößt und zeigt einen höchst intelligenten Bau. Das Auge ist mehr sinnig als schön, der Bart voll, läßt aber einen gut geformten Mund sehen. Im ganzen ist die Erscheinung blond und angenehm, jedoch auffallend, und bei näherer Bekanntschaft wird sie bedeutend."

Wie deutsch Preller bei aller Liebe für die italienische Natur fühlte, dafür zeuge folgende Stelle: „Wahrheit und Schönheit können nicht vergehen, solange das Menschengeschlecht auf diesem Erdball wandelt. Unsere Aufgabe ist jetzt, um wahr bleiben und sein zu können, daß wir deutsch bleiben und uns nicht an das kehren, was uns von außen Glänzendes entgegentritt. Deutschland hat Kräfte wie keine andere Nation, und wer sehen will und Beruf zur Kunst hat, hat es auch gesehen. Aller fremde Einfluß hat die einzelnen geschwächt, und ihre Produkte stehen ohne Schärfe abgerundet und geleckt als Modekram uns vor Augen. Fluch den Belgiern und Franzosen und allen, die zu dieser Fahne schwören!" — „Was mir dort (in Deutschland)," schreibt er dann später aus Rom, „lieb und teuer gewesen und geworden, ich habe es hier keinen Augenblick vergessen und werde es mit aller tiefen Liebe wieder umfassen, ja mehr lieben als je und will nur wünschen, daß man mich nicht schief beurteilt. So ist mein Leben sonderbar geteilt zwischen wahrster, innigster Liebe des Vaterlandes und dessen, was es umschließt, und der Liebe zu Italien, die nur der in dem Maße begreifen wird, dessen ganzes Sein mit der Kunst bis ins innerste verwachsen ist."

Prellers Künstlerruhm ging nach Vollendung der weimarischen Gemälde gewiß hohe Wege; niemals aber vergaß sein Dank den Großen, Unsterblichen, dessen Sonne

Friedrich Preller: Odysseus und Leukothea.
(Nach der Bruckmannſchen Ausgabe der Prellerſchen Odyſſeelandſchaften in Aquarellfarbendruck.)

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

wärmend und leuchtend über seiner Jugend gestrahlt hatte. Ihn lud er im stillen immer wieder zum Richter, wenn er sich über künstlerisches Schaffen Rechenschaft ablegte. So fragte er noch 1862: „Ob, wenn Goethe noch lebte, er nicht Freude hätte an dem, was ich jetzt unter seinen Augen schaffte? War er es nicht zuerst, der mich durch seine klassischen Gedichte anzog und begeisterte? War er nicht der erste, der den Knaben anfeuerte und in der Wahl der Gegenstände anwies? War er es nicht, der mich bei meiner Abreise nach Italien an das wies, was meinem Talent fehlte, um nicht einseitig zu werden? Wie wunderbar, daß der herrliche Mensch im Knaben das noch ganz Verborgene erkannte, sich bemühte, es zutage zu fördern, während neben ihm sich niemand für mich interessierte. Noch in Rom schrieb er mir vier Briefe, welche den größten Einfluß auf meine Ausbildung ausübten. Bei meiner Rückkehr sah er nur Vorbereitungen für das, was dreißig Jahre später entsteht. Was gäbe ich wohl darum, jetzt ein einziges Wort der Zufriedenheit von ihm zu hören? — Ob er wohl die Auffassung des Homer als recht und gut anerkennte? Sein Rat, nur ein Wink von ihm würde mir unschätzbar sein.“ So ernst und tief Preller im Gegensatz zu manchen mehr intuitiv schaffenden Kollegen über das Wesen seiner Kunst nachgedacht hat, so hoch er seine Arbeit im Rahmen seiner Zeit veranschlagen mußte, seine kindlich reine Bescheidenheit hat er zeitlebens ebensowenig eingebüßt wie die neidlose Bewunderung vor den unsterblichen Vorbildern der Vergangenheit und den großen Meistern der Gegenwart. „Möge mein Werk die Nachwelt grüßen und sie erfreuen, Besseres zu vollbringen. Was ich erstrebt, aber nicht erreicht, beurteile sie mit Nachsicht,“ heißt es noch in seiner Selbstbiographie. Die Nachwelt hat mehr getan als das: sie hat, unbeirrt durch inzwischen aufgetauchte feindliche Richtungen, unbeirrt auch durch die mancherlei technischen Fortschritte künstlerischen Sehens und künstlerischen Ausdrucks, die seitdem vielleicht zu verzeichnen sind, das bleibend Große an ihm erkannt: das reine Streben, die hochgemute Seele, das edle Gemüt und die deutsche Tüchtigkeit, Eigenschaften, die heute wie gestern den wahren Meister der Kunst von dem blendenden Irrlicht des Augenblicks unterscheiden.

Frühlings Flucht

Nach dem Chinesischen des Li-tai-po (699—762).

Zu schnell vorüber mit dem Morgenwinde
Der Frühling schwebt;
Im gold'nen Kelch, den er berührte linde,
Der Wein noch bebt.
Rings von den Zweigen fiel wohl Blüt' auf Blüte. —
O Schönste mein,
Vom flücht'gen Rausche tiefer noch erglühte
Die Wange dein.
Mein kleines Haus, von Pfirlichen umzogen,
Jetzt ist es alt!
Das Licht fließt rasch, und um den Tag betrogen
Sind wir so bald.
Eh' ihr den Tanz beginnt,
Ist's Nacht und kalt.
Haß trennt, die doch zusammen einst getragen
So Schmerz wie Glück;
Mein Haar ward seidenweiß, und unser Klagen
Bringt nichts zurück.

Übersetzt von Anna Bernhardi

Max Vogrich 1904

Musikalische Rundschau

Von

Karl Storck

Die Oper

(Nachdruck ist untersagt.)

Vom neuen Stil — Wagnernachfolge, Naturalismus, Märchenoper — Bürgerliches Schauspiel und musikalisches Lustspiel — Verdi als Pfadweiser — Mozarts Anregungen — Das neue Melodrama — Wagner und Gluck im heutigen Spielplan — Neue Werke von Bungert, Pfitzner, Vogrich, Kistler, Wegeler, Wolf, Siegfried Wagner, Blech und d'Albert.

Es ist seit Jahren keine erfreuliche Aufgabe, über die zeitgenössische Opernproduktion zu berichten. Man hat da von eifrigstem Bemühen, redlichem Können, vieler Begabung zu sprechen, aber leider von keinen Erfolgen. Humperdincks „Hänsel und Gretel", das 1893 von Weimar der deutschen Bühne als Weihnachtsgabe geschenkt wurde, und Kienzls „Evangelimann", der Anfang Mai 1895 zuerst in Berlin seine milde Lehre verkündete, waren die letzten Erfolge, die bis auf den heutigen Tag standgehalten haben. Noch etwas älter sind Mascagnis „Cavalleria rusticana" (1890)

Digitized by Google

und Leoncavallos „Bajazzi“ (1892). Charpentiers „Luise“, die 1902 und 1903 über fast alle deutschen Bühnen ging, ist bereits wieder nach Paris zurückgekehrt, wo sie auch allein richtig zu Hause ist. Thuilles „Lobetanz“ hält zwar immer noch an vereinzelten Bühnen fröhliche Einkehr, vermag aber doch eigentlich keinen sicheren Platz im Spielplan zu behaupten; Richard Strauß' „Feuersnot“ wird wohl nur der Gesamtpersönlichkeit ihres Urhebers wegen gehalten. Von den zahlreichen anderen Werken, die im letzten Jahrzehnt auf die Bühne kamen, behauptet sich ferner Eugen d'Alberts' kleine „Abreise“ (1898) und wohl auch Leo Blechs „Das war ich“ (1902). Auffälligerweise erscheint auch Heinrich Zöllners „Versunkene Glocke“ noch immer mit einer hohen Aufführungsziffer im Spielplan.

Diese Zahlen reden auch für den, der den Wert eines Kunstwerks nicht nach seinem äußeren Erfolg zu bemessen gewohnt ist, eine Sprache, die um so überzeugender wirkt, da sie mit tiefer dringenden Beobachtungen über die Gesamtentwickelung des Musikdramas übereinstimmt. Die auffälligste Erscheinung ist zunächst, daß kein Werk der ausgesprochenen Wagnernachfolge einen Erfolg behaupten konnte. Um jene zahlreichen geharnischten Ritter („Iwein“, „Helianthus“, „Ritter Johann“), die als Nachfolger Lohengrins und Tannhäusers dröhnend über die Szene schritten, ist es ja gewiß nicht schade. Diese erste Wagnernachfolge war schlimmstes, blutleeres Epigonentum. Daß auch der edle und feinsinnige Alexander Ritter auf der Strecke blieb, wird jeder Musiker bedauern, der die reichen Schönheiten der altdeutschen Mären „Der faule Hans“ und „Wem die Krone“ kennen und ihren Empfindungsreichtum lieben lernte. Aber jeder Wiederbelebungsversuch wird umsonst sein; auch das Theaterblut ist ein besonderer Saft, und in Ritters Adern lief davon kein Tropfen. Hingegen ist Ritters zielbewußte, übrigens von Wagner selbst angeregte Wahl kleinerer und leichterer Stoffe fruchtbar geworden; man darf wohl Humperdinck als seinen glücklicheren Erben bezeichnen. Freilich konnte Humperdinck dieses Erbe erst antreten, als die erste Wagnernachfolge verstorben war. Die Begräbnisglocken klangen schrill, und die Sargträger waren Leute, wie man sie noch nie auf der Bühne gesehen hatte. Der Pöbel gab den Helden und Göttern das letzte Geleit. Das hat natürlich erst die deutsche Systematik fertig gebracht. Denn Mascagnis „Bauernehre“ („Cavalleria rusticana“) war ein Griff ins volle Menschenleben, Leoncavallos „Bajazzi“ ein Griff ins theatralische Scheinleben — beide aber ohne alle programmatische Absicht, wie das weitere Schaffen der Komponisten dartat. Da wir Deutschen aber auf unserer ständigen Stilsuche sofort den Jubelruf des endlichen Findens ausstießen, schufen die auf diesem Felde sehr bewanderten italienischen Verleger die Richtung des Verismo. Es wäre nicht schwer, ein halbes Hundert meist einaktiger veristischer Opern aufzuzählen, deren Verfasser allmählich so tief in den Sumpf hinabgetaucht waren, daß sie darin stecken blieben.

Aber Deutschland hätte diesen Werken nicht so zugejauchzt, wenn sie ihm nicht trotz ihres groben Naturalismus eine ideale Sehnsucht befriedigt oder diese Befriedigung doch vorgegaukelt hätten. Das war die Sehnsucht, als deren erste Erfüllung der von Wagner abgefallene Nietzsche Bizets „Carmen“ gepriesen hatte. Die Sehnsucht nach dem Süden lag mit darin, am ausgesprochensten aber war das Verlangen nach der Darstellung des Volkslebens der Gegenwart in der Oper. Man hat ja so oft Pöbel mit Volk verwechselt. Übrigens ist es bezeichnend, daß auch die deutschen Veristen ihre Stoffe außer Landes und zwar meistens im Süden suchten. Deutsche singende Fabrikarbeiter und Dirnen erschienen wohl doch zu unwahrscheinlich; die musikalische Darstellung des deutschen Landlebens aber barg die fast unvermeidliche Gefahr der Sentimentalität. Der erste, der davor nicht zurückschrak, gewann einen vollen Erfolg: Kienzl mit seinem „Evangelimann“. Ich weiß, wieviel man gegen dieses Werk als Ganzes wie im einzelnen vorbringen kann. Trotzdem bleibt es Tatsache, daß die eigentlichen Volksszenen nicht nur wahre schöpferische Kraft bekunden, sondern auch stilbildend sind. Daß der Komponist gerade damit nicht einen zufälligen Treffer gemacht hat, bezeugen die ebenso wertvollen und eigenartigen Volksszenen in dem sonst unrettbaren „Heilmar der Narr“. Kienzl hat in

diesen Partien seiner Werke Wagner gegenüber dasselbe Verhältnis wie Humperdinck. Er versteht es, dem Stoff entsprechend die Ausdrucksmittel zu verengern, zu verkleinern. Darin, daß beide das nur in geistiger, nicht auch in technischer Hinsicht taten, liegt der Stilfehler dieser Werke, der dank der wundervollen Arbeit bei Humperdinck weniger störend hervortritt als bei Kienzl. Aber vorhanden ist er doch auch, und ich glaube, wenn nicht der einzigartige Stoff wäre, alle musikalischen Vorzüge hätten dem Märchenspiel nicht zu der dauernden Beliebtheit verholfen, deren es sich in der Tat erfreut. Humperdincks seitherige Schöpfungen haben ja auch, trotzdem die musikalische Kunst auf gleicher Höhe steht, keinen Erfolg mehr gehabt.

Man darf sich überhaupt der Tatsache nicht verschließen, daß der Stoff für den Erfolg einer Oper ausschlaggebend ist. Dahin ist in der Volkspraxis Wagners Theorie von der inneren Überlegenheit der Dichtung umgestaltet worden. Daß früher die Bedeutung des Textes viel untergeordneter war, zeigt die ganze ältere italienische Oper. Einschieben möchte ich hier, daß der Erfolg von Zöllners „Versunkener Glocke" sicher ausschließlich auf die Rechnung von Gerhart Hauptmanns Dichtung zu setzen ist. Gerade diese Erkenntnis von der Bedeutung des Stoffes mußte aber die Opernkomponisten auf andere Gebiete lenken, da sie sich sagen mußten, daß nur so ein Loskommen von Wagner möglich sei.

Und diese „Befreiung" von der Übermacht des Bayreuthers erschien immer mehr als unerläßliche Vorbedingung einer Weiterentwickelung. Was unser Volk an Verlangen nach gewaltiger, seine nationalen Sagen und Mythen in fast überirdisch großen Formen gestaltender Musikdramatik hegt, dafür findet es ausreichende Befriedigung bei Wagner, der die wirklich lebendigen Stoffe erfaßt und obendrein mit modernem Ideengehalt erfüllt hat. Eine solche Befreiung war aber nicht dadurch zu gewinnen, daß man in einer notwendigerweise die Grundsätze Wagners aufnehmenden Tonsprache indische (Kienzl: „Urvasi", Weingartner: „Sakuntala" und „Malawika") oder griechische (Bungert: „Homerische Welt" und Weingartner: „Orestie") Stoffe ähnlicher Art ergriff. Denn diesen fehlte gerade jene beste Kraft des Volkstums, die in Richard Wagners Dramen über alle Beschwerung mit philosophischen Weltanschauungsfragen siegte. Es ist aber der Goldgehalt der echten Sagennatur, es ist die sinnliche Kraft dieser wirklich dem Leben entnommenen Gestalten, die dem Hörer über alle Metaphysik, über alle Philosophie des zweiten Aktes von „Tristan und Isolde" hinweghilft. Tritt dagegen der umgekehrte Fall ein, daß Gestalten nur geschaffen werden, um eine philosophische Weltanschauung zu verkünden, so versagt die Bühnenwirkung. Das zeigt der „Guntram" von Richard Strauß, das läßt leider auch Pfitzners „Rose vom Liebesgarten" im bretternen Bereich unserer Theater nicht Wurzel fassen. Überdies fordern alle diese Werke den Vergleich mit Richard Wagner heraus und kommen dabei naturgemäß auch dann zu kurz, wenn sie in Einzelheiten der musikalischen Arbeit über Wagner hinausgelangen, wenn sich in ihnen — für Pfitzner gilt dies — auch vielfach eine durchaus eigene Erfindungskraft betätigt. Die Gesamthaltung der Tonsprache bleibt eben wagnerisch, und darüber kommt der Hörer nicht hinweg.

Nein, man mußte ein Gebiet finden, das ganz abseits von Wagners Welt lag. Und es gibt dieses Gebiet, es ist in den letzten Jahren von den anderen Künsten sogar sehr angebaut worden: das der Intimität. Wagners Werk schließt die intime Wirkung, die Wirkung im kleinen Rahmen ganz aus. Dem ungeheuren Inhalt entsprechend sind auch die aufgebotenen Mittel ganz gewaltige: ein Ineinanderarbeiten der verschiedensten Künste, große Bühnenräume, riesige Lungenkraft und körperliche Ausdauer bei den Sängern, größte Aufmerksamkeit, womöglich Studium (Leitmotive) der Zuhörer; die gewöhnlichen Orchester müssen vergrößert werden, die Sänger müssen ihr letztes an Stimmkraft hergeben. Man hat diesen Werken gegenüber das Gefühl, daß auch die größten Bühnenhäuser zu klein sind, daß für diese „Festspiele" erst eine vieltausendköpfige Menge den richtigen Rahmen abgeben würde. Durchaus entsprechend ist die Musik an sich. Sie ist ja überall Äußerung elementarer Kräfte; die menschlichsten Menschen sind hier bereits Halbgötter, bei denen alle Gefühlsausdrücke

gleich einen ungeheuren Maßſtab erreichen. So erliegen wir faſt der Wucht des Ausdrucks, der ſich ſtets in der ſtärkſten und gewaltigſten Form ausſpricht.

Gewiß, das alles iſt von der Größe dieſer Muſikdramen untrennbar, es iſt ihnen weſentliche Eigentümlichkeit, es bildet den Stil Wagnerſcher Kunſt. Aber doch eben nur Wagnerſcher Kunſt. So wenig wir auch nur den Gedanken denken möchten, daß jemals eine Zeit kommen würde, für die die ungeheure Tat dieſes Mannes unfruchtbar wäre, ſo ſicher bin ich anderſeits, daß es ein verhängnisvoller Fehler iſt, die Muſik einer Zeit ausſchließlich auf dieſen Stil feſtzulegen. Das widerſpräche auch durchaus den Abſichten Wagners. Vom Nibelungenring ab hat er alle ſeine Werke, ohne Gedanken an unſere gewöhnlichen Theater, als *Feſtſpiele* geſchrieben. Feſtſpiele, Spiele bei Feſten, bei ſeltenen und großen Anläſſen, bei denen die Seele der Zuhörer ohnehin den Aufſchwung ins Große nimmt. Wenn Wagner zu Alexander Ritter ſagte, jene, die nicht die Kraft in ſich fühlten, die großen mythiſchen Stoffe zu bewältigen, ſollten ſich an die kleinen von Märchen, Sage, Legende halten, ſo bedeutete das beim Meiſter des Gefühls für Stileinheit, daß dann auch die muſikaliſche Form aus den rieſenhaften Maßen ins Kleine, Innige, Sinnige und Feine gewendet werden ſollte. Man darf ſich nicht darauf berufen, daß auch Wagners „Meiſterſinger“ in dieſen gewaltigen Stilformen geſtaltet ſeien. Der Stoff der „Meiſterſinger“ iſt eben auch ein gewaltiger und keineswegs bloß etwa die Geſchichte, wie Walter und Evchen ſich kriegten. Nein, Wagner wollte das deutſche Bürgertum darſtellen, als es am größten war, er wollte das noch Größere zeigen, wie echte Kunſt über alles Regelgewirr, wie Natur über alle Künſtelei ſiegt.

Aber wenn auch die Ausdrucksmittel in den „Meiſterſingern“ ebenſo ſtark ſind wie im Nibelungenring, ſo ſind ſie doch ganz anders angewendet. Überhaupt hat vielleicht kein Muſiker ſo überzeugend dargetan, daß jedes Werk ſeinen eigenen Stil bedinge, wie gerade Wagner. Er iſt wohl der einzige Muſiker, bei dem man an wenigen Takten nicht nur deren Zugehörigkeit zu ſeinem Geſamtwerk erkennt, ſondern auch mit faſt unbedingter Sicherheit ſagen kann, welchem Einzelwerke ſie angehören müſſen. Alſo Wagner ſelbſt iſt der überzeugteſte Vertreter wider die allein ſeligmachende Kraft eines Stiles, iſt der Verkünder der ja im ganzen Begriff „Stil“ liegenden Lehre, daß jeder Stoff eine durchaus eigene, ihm gemäße Form verlange.

Nun, wir ſuchen bis heute nach dieſem Stil und können ihn nicht finden. Es handelt ſich um einen Stil höherer muſikaliſcher Intimität. Um einen Stil, der zwar durchaus dramatiſch iſt, aber ohne alle ſchwere

Digitized by Google

Siegfried Wagner

Belaſtung, der einerſeits der Darſtellung des Volkslebens der Gegenwart, anderſeits dem Luſtſpiel entſprechen würde.

Das muſikaliſche Luſtſpiel — hier ſchien die Rettung zu liegen. Das war das Gebiet, das Wagner nicht bebaut hatte. Denn die „Meiſterſinger“ gaben doch hierfür höchſtens Anregungen, nicht das Vorbild. In den „Meiſterſingern“ liegen, allerdings gerade umgekehrt aus aller Intimität ins Monumentale geſteigert, für Luſtſpiel und bürgerliches Schauſpiel fruchtbare Anregungen. Aber wer aus der Monumentalität hinauswill, muß auch vom Meiſterſingerſtil muſikaliſch loskommen. Das haben für das Schauſpiel Rückauf („Roſenthalerin“), Bauß-nern („Dürer in Venedig“), für das Luſtſpiel zwei der feinſinnigſten Komponiſten, Peter Cornelius und Hugo Wolf, erfahren. Der „Barbier von Bagdad“ von Cornelius iſt zweifellos eine der feinſten muſikaliſchen Arbeiten, die die ganze Geſchichte der Oper kennt, Hugo Wolfs „Corregidor“ iſt faſt überreich an Muſik — aber darüber dürfen wir uns nicht täuſchen, daß in beiden Werken die Muſik die dramatiſche Wirkung nicht ſteigert, ſondern herabdrückt, weil ſie das Ganze belaſtet.

Verdi wurde hier der Pfadweiſer. Dieſer größte Muſikdramatiker neben Wagner iſt hinſichtlich des Stiles wohl die merkwürdigſte Erſcheinung der ganzen Muſikgeſchichte. Es hat Leute gegeben, die in ihm die Verkörperung eines Epigonen ſahen, der ſich ſtändig wandelte, um ja nur immer in dem Stile zu ſchreiben, der gerade in Mode war. Und ſo zählte man ihm auf, wie er von Bellini zu Donizetti, zu Spontini, Meyerbeer und Wagner gekommen ſei. Man überſah dabei aber, daß er trotzdem immer Verdi geblieben war. Man überſah des ferneren, daß er ſich darin als glänzender Stilkünſtler bewährt hatte, daß er für jeden Stoff den günſtigſten Stil gewählt hatte, daß kein Gegenſatz zwiſchen Form und Inhalt klaffte. Verdi war immer zeitgemäß, aber nie modiſch. Und er hat immer aus Eigenem hinzugefügt und den betreffenden Stil ſeinem perſönlichen Weſen entſprechend geſtaltet. Will man den Unterſchied zwiſchen dieſem durchaus genialen Muſiker und ſehr geſchickten Epigonennaturen deutlich erkennen, ſo muß man ihn mit Maſſenet oder dem noch viel abhängigeren Goldmarck vergleichen. Und als ob Verdi vor ſeinem Ende noch einmal aller Welt zeigen wollte, daß er durchaus ein „Eigener“ ſei, daß er ſich nur dadurch von allen anderen unterſcheide, daß er dauernd „modern“ ſei, daß er immer das Sehnen gerade der Gegenwart erfaſſe und geſtalte, wurde er als Achtzigjähriger, was er zuvor nie geweſen, zum ſtiliſtiſchen Pfadfinder. „Falſtaff“ gab den Stil der neuen komiſchen Oper. Es war muſikdramatiſcher Stil, der eine Charakterentwickelung ſchildern konnte. Aber es war nicht Muſikdrama um jeden Preis. Verdi iſt kein Syſtematiker. Er erkannte ſehr wohl, daß ein Stoff, auch wenn er als Ganzes muſikaliſch ſei, immerhin noch

Digitized by Google

Teile in ſich enthalte, die in ſtärkerem Maße der muſikaliſchen Formengebung günſtig ſeien als andere. Verdi arbeitete dieſer Eigenſchaft nicht entgegen, ſondern verſchärfte ſie ſo, daß er an gewiſſen Stellen nicht nur die geſchloſſene Form der Arie, ſondern auch die kunſtvollſten Enſembles ganz natürlich aus der Situation herauswachſen laſſen konnte.

Wir dürfen uns nicht darüber täuſchen, daß Verdis Meiſterwerk noch lange nicht den verdienten Erfolg errungen hat. Beim Publikum iſt das faſt ſelbſtverſtändlich. Das Wort „Kaviar fürs Volk“ iſt ſicher noch bei keiner Oper hinſichtlich der techniſchen Ausarbeitung ſo berechtigt geweſen wie hier, wo die zarteſte Filigranarbeit der Stimmenführung ſich mit einer wunderbaren Individualiſierung jedes Orcheſterinſtruments vereinigt. Hinzukam, daß der Stoff durch ein wohlbekanntes Werk, Nicolais „Luſtige Weiber“, bereits in beſter Weiſe muſikaliſch ausgenutzt war. Die neuere Muſikgeſchichte kennt aber nur ein Beiſpiel, wo das Publikum die Verdrängung einer beliebten Oper durch eine den gleichen Stoff behandelnde neue mitmachte: Roſſinis „Barbier von Sevilla“, der das über dem gleichen Text komponierte Werk Paëſiellos vollſtändig verdrängte. Aber da lag zwiſchen den beiden Werken auch kein Stilunterſchied, ſondern das zweite gab denſelben Stil in noch vollkommener Weiſe.

So leicht es erklärlich iſt, daß Verdis „Falſtaff“ nicht populär wurde, ſo ſehr verblüfft es, daß die Komponiſten nicht mehr davon lernten. Vielleicht liegt es an der zu abgeſchloſſenen Vollkommenheit dieſes einzigartigen Greiſenwerkes. Die größten Meiſter pflegen ja keine Schüler zu haben. Jedenfalls zeigt die deutſche Oper, zu der die Entwickelung zurückgekehrt iſt, die Stilbeſtrebungen wieder getrennt, die Verdi vereinigt hatte. Am innigſten erſcheint noch alles verſchmolzen in Anton Urſpruchs „Das Unmöglichſte von allem“, das ſicher nicht von der Bühne verſchwunden wäre, wenn wir beſſere Sänger hätten. Gerade Urſpruch weiſt auch am ſtärkſten auf den Meiſter zurück, der ſchon einmal die Errungenſchaften der italieniſchen opera buffa ins Deutſche übertragen hatte: Mozart. Wir brauchen nur an die „Entführung aus dem Serail“ und vor allem an „Figaros Hochzeit“ anzuknüpfen, um den Stil für die deutſche komiſche Oper zu finden. Denn vorhanden iſt er freilich in dieſen Werken, die zu ſehr Abſchluß einer vorangehenden Entwickelung ſind, nicht. Wir brauchen dafür vor allem deutſche Stoffe und deutſches Leben; wir brauchen auch Stoffe,

Digitized by Google

die für uns so aktuell sind, wie die Lustspiele Beaumarchais' es für das Zeitalter der französischen Revolution waren.

Der Name Mozart ruft uns einen scheinbar mehr äußerlichen Umstand ins Gedächtnis, der aber vielleicht die innerste Ursache dafür ist, daß wir so schwer den Weg zur neueren komischen Oper finden. Alle Freunde einer schönheitsfrohen Musikpflege sind sich darin einig, daß Mozarts Werke einen viel zu kleinen Raum in unserem Bühnenspielplan einnehmen. Bei jeder Mozartaufführung wiederholt sich ferner fast regelmäßig die Klage, daß unsere Sänger Mozart nicht singen können. Beide Erscheinungen stehen in ursächlichem Zusammenhang. Wenn unsere Sänger Mozart besser singen könnten, würden seine Werke auch häufiger aufgeführt werden und umgekehrt. Woher aber kommen diese beiden Erscheinungen? Einmal weil unsere Theater für die Mozartwerke nicht geeignet sind, sodann weil von unseren Sängern die Beherrschung mehrerer Stilarten verlangt wird, die kaum vereinbar sind. Kein Mensch verlangt beim Schauspiel, daß dasselbe Personal Tragödie und Lustspiel beherrsche. Unsere Sänger aber sollen Universalkünstler sein und bei der viel größeren Stilverschiedenheit ebenso Wagner wie Mozart singen können. Diese Aufgabe werden immer nur einzelne Ausnahmeerscheinungen lösen können. Unsere Theater sind ferner für Mozart viel zu groß. Man hat es im letzten Winter wieder in München erfahren, wie alle feine Wirkung verloren ging, als man Mozarts Opern aus dem intimen Residenztheater wieder in das große Haus des Hof- und Nationaltheaters verpflanzte. Uns fehlt eine staatlich unterstützte Bühne in der Art der Pariser Opéra comique, die ausschließlich die leichteren Formen der Oper pflegte. In unseren großen Opernhäusern verpuffen die feinen Wirkungen. Sie machen ein lautes, schwer akzentuierendes Singen zur Notwendigkeit; für unser an die schweren Orchestermassen der Wagnerschen Musikdramen gewöhntes Ohr wirkt in diesen großen Räumen das Orchester Mozarts zu dünn und dürftig. Wir haben es in Berlin erst jüngst bei der Neueinstudierung von Rossinis „Barbier" wieder erfahren, wie die großen Raumverhältnisse ein leichtes Spielen und Singen unmöglich machen. Man sollte also an Orten, die über zwei verschiedene Theater verfügen, alle Spielopern in dem kleineren Raum aufführen; in Berlin z. B., wie es ja auch früher geschehen ist, im Schauspielhaus. Schweres Orchester und schwerer Vortrag würden sich da von selbst verbieten, während sie vom großen Raume geradezu erheischt werden. Das wäre freilich nur ein Ausweg, der vor allem die Heranbildung besonderer Sänger für den Stil der Spieloper nicht überflüssig machen würde.

Ich glaube bestimmt, daß eine solche Einrichtung es unseren Komponisten erleichtern würde, den Weg zur Spieloper zu finden. Jetzt bleiben sie entweder auf halbem Wege stehen oder kehren wieder um, weil sie die Erfahrung machen, daß unter den vorhandenen Verhältnissen mit leichtbeflügelten Werken kein Erfolg zu erringen ist.

Ich sehe in Werken der neuesten Opernproduktion vier wertvolle Stilerrungenschaften oder doch Ansätze zu solchen, die aber noch nicht fruchtbar geworden sind. Am wichtigsten ist der Gewinn eines Stils für eine leichte, pointenreiche Musiksprache, bis jetzt am besten erreicht in Eugen d'Alberts „Abreise". Was hier in der Orchestration noch dickflüssig ist, ist Entgleisung. Als Ganzes ist das Werkchen durchaus für intime Verhältnisse berechnet. Ebenso bedeutsam ist die Erkenntnis, die sich in Humperdinck-Rosmers „Königskindern" ausspricht. Richard Batka faßt sie in einem trefflichen Aufsatz über „Die moderne Oper" (in seiner Essaysammlung „Kranz" S. 251) in die Worte: „Neben dem stilisierten Musikdrama ist für gewisse Stoffe die auf das Prinzip der Kunstmischung fußende Singspielform als die besser angemessene zu betrachten, und in diesem Rahmen kann sogar die melodramatische Behandlung einzelner Partien eine neue Daseinsberechtigung gewinnen. Der Wechsel von Rede, begleiteter Rede und Gesang gibt dieser „Mischkunst" eine Mannigfaltigkeit, Beweglichkeit und Schmiegsamkeit, die unter den Händen eines Künstlers ganz eigenartige Ausdrucksmöglichkeiten gewährt."

Ich stimme diesen Ausführungen vollkommen bei. Wer da von einem Mischmasch

von Uneinheitlichkeit redet, den kann man auf das Drama Shakeſpeares verweiſen, wo auch Vers und Proſa, wo der erhabenſte Ton der Tragödie mit der ausgelaſſenen Poſſe wechſelt. Ja, ich meine, dieſe Erkenntnis ſei überhaupt die Vorbedingung für eine glückliche Behandlung von Stoffen aus dem Leben der Gegenwart, worin ich den dritten Fortſchritt ſehe. Kienzls „Evangelimann", Weiß' „Polniſcher Jude", Blechs von Batka gedichtete „Das war ich" und „Alpenkönig und Menſchenfeind", endlich die Volksſzenen in Siegfried Wagners Opern ſind hier die wichtigſten Schöpfungen. Gerade des jüngeren Wagners neues Werk „Der Kobold" zeigt, ganz abgeſehen von der ziemlich unverſtändlichen Symbolik, wie innerlich unwahr und vor allem wie undramatiſch es iſt, Alltagsreden, die, leicht hingeworfen, vielleicht erfreuen können, durch eine breite muſikaliſche Ausführung ſo aufzubauſchen, daß ihre Nichtigkeit recht ſchroff hervortritt. Es iſt noch keinem Menſchen eingefallen, am Dialog in Webers „Freiſchütz" Anſtoß zu nehmen, während er in der romantiſchen Welt des „Oberon" recht ſtörend wirkt. Damit iſt aber klar dargetan, daß ſo verſchiedenartige ſtoffliche Welten auch eine verſchiedene Geſamtbehandlung erheiſchen. So empfand Humperdinck, ich gebe nochmals Batkas Ausführungen, „daß die geſungene Rezitation wohl dem großen Muſikdrama und ſeinen gewaltigen Erregungen entſpreche, bei ſchlichteren Stoffen, in Opern kleineren Stils hingegen auch bei leichteſtem Vortrag immer noch zu ſchwerfällig und zu ſtark im Ausdrucke ſei. Er erſann ſich daher ein Mittelding zwiſchen Rede und Geſang, das gegebenenfalls ebenſogut ſich zum Singen erheben wie zum bloßen Sprechen herabſinken konnte. Dieſes nicht nur in bezug auf Tempo und Rhythmus (wie ſchon Weber und Schumann verſucht hatten), ſondern auch hinſichtlich des Tonfalles durch eigene Noten fixierte Singſprechen (das ‚gebundene Melodram') darf in der Tat als eine moderne Errungenſchaft gelten, die für gewiſſe Partien gewiſſer dramatiſcher Gedichte einmal noch als die zweckmäßigſte Art der Betonung wird anerkannt werden." Bis jetzt iſt allerdings Humperdinck allein geblieben. Leo Blech iſt dann endlich derjenige, der es am ungezwungenſten verſtanden hat, den Enſemblesatz aus der dramatiſchen Situation natürlich herauswachſen zu laſſen. Auf dieſe Enſembles dauernd zu verzichten, hieße die Oper eines ihrer feinſten und ausgeſprochen muſikaliſchen Ausdrucksmittel berauben.

Eugen d'Albert.

* * *

Ich durfte mich um ſo eingehender mit dieſen allgemeinen Stilfragen beſchäftigen, als ſie für die Entwickelung unſerer Muſik-

Digitized by Google

dramatik von der höchsten Bedeutung sind, was sich leider von den eigentlichen Neuheiten des letzten Jahres nicht behaupten läßt. Das Gesamtbild, das der deutsche Opernspielplan bietet, hat sich nicht verändert. Nach wie vor wird er von Richard Wagner beherrscht. Die Aufführung der Werke des Bayreuthers erheischt auch so viele Opfer und Kräfte, daß darin mit eine Ursache liegt, daß der Spielplan verhältnismäßig von Jahr zu Jahr kleiner wird. Trotzdem ist diese Vormachtstellung Wagners das Erfreulichste an unserem Theaterleben, um so mehr, als auch kleinere Provinzbühnen die Bewältigung seiner Werke aus eigenen Kräften ermöglichen. Das bedeutet eine solche Willensenergie, ein so hingebungsvolles Arbeiten und auch eine so große geistige Anstrengung, daß ganz unzweifelhaft dadurch der ganze Sängerstand geistig und seelisch gehoben werden muß. Unter Wagners Vormacht leiden zumeist die älteren Musikdramatiker großen Stils. Daß Meyerbeer immer mehr zurücktritt, kann man nur mit Genugtuung begrüßen. Spontini und Cherubini würde man dagegen gern vertreten sehen; traurig aber ist die Vernachlässigung Glucks. Nur der „Orpheus" kehrt, wenn auch selten, so doch mit einer gewissen Regelmäßigkeit wieder. Die beiden „Iphigenien" und „Alceste" sind fast ganz von der Bühne verschwunden, trotzdem Wagner selbst die „Iphigenie in Aulis", Richard Strauß eigentlich überflüssigerweise ihre taurische Schwester neubearbeitet haben. Nun hat in Halle die „Armida" einen bisher ungeahnten Kassenerfolg errungen. Vielleicht wirkt dieses Zeichen auf die Theaterdirektoren ein, und wir erhalten auf unserer Bühne endlich den größten Musikdramatiker neben Wagner in würdiger Vertretung. Der „Orpheus" zeigt zu einseitig den Lyriker Gluck. Wenn Wagner der Gipfel des romantischen Musikdramas ist, so Gluck der des klassischen. Da auch er die Ewigkeitswerte menschlichen Empfindens in schlechthin vollkommener Form kündet, wird er seiner Wirkung stets sicher sein.

Von den neueren Musikdramen großen Stils wurde Bungerts Odysseustetralogie mit ihrem vierten Teil „Odysseus Tod" wohl endgültig begraben. Daran würde auch die Wiederaufnahme des Werkes in einem eigenen Festspielhaus nichts ändern. Das ist Theater und nicht Drama. Und auch die Befriedigung des größten Schaubedürfnisses reicht nicht aus, ein einseitig darauf gegründetes Werk lebendig zu erhalten. Schade um das große Wollen und die unleugbare musikalische Kraft, die an dieses Ungetüm verschwendet wurden.

Lebhafter bedauern muß man, daß auch Hans Pfitzners „Rose vom Liebesgarten" sich auf der Bühne nicht wird halten können. Das haben die Aufführungen in Mannheim und München sicher dargetan, so ehrenvoll an beiden Orten die Aufnahme für den Komponisten war. Die Schuld liegt am Textbuch von James Grun, einem unglücklichen, durchaus in Wagnerschen Vorstellungen und Worten arbeitenden, aber epigonenhaft blassen und bei dieser dunklen Symbolik eigentlich recht gedankenarmen und jeder Handlung baren Machwerk. Das Wort ist hart; aber soll man noch schonen, wo dadurch ein wirklich hervorragender musikalischer Wert vernichtet wird? Daß Hans Pfitzner unter allen Nachfolgern Wagners, trotz Richard Strauß, die stärkste rein musikalische Begabung ist, beweist auch dieses Werk. Ob aber ein Dramatiker? das möchte man schon wegen der schlechten Textwahl bezweifeln, wenn sich nicht in einzelnen Stellen ein Gefühl für Theaterwirkung zeigte, das sicher durch Pfitzners Kapellmeistertätigkeit noch gesteigert wird. Aber das wäre immerhin erst Theatralik, nicht Dramatik. Von dieser merke ich in dieser Musik leider nichts. Pfitzner ist durchaus Stimmungslyriker; er versenkt sich in jede lyrische Situation, ja er verbeißt sich so hinein, daß er gar nicht davon loskommt. Und so reich Pfitzners Skala für Lust und Leid, für Liebe und Haß, für Naturmalerei und Übersinnlichkeit ist, es fehlt ihr das eigentlich Heldenhafte, der Ausdruck der Tat. Ich glaube, Pfitzners Welt wäre eher ein mehr oratorienartiges Chorwerk als gerade ein Drama.

Ein echtes Theatertalent ist dagegen Max Vogrich, dessen große Oper „Buddha" in Weimar einen starken Erfolg errang, der sich an großen Bühnen wohl noch steigern wird. Denn das Werk verlangt und braucht die Mithilfe großer Bühnenpracht und brei-

ter Massenentfaltung. Nicht als ob es äußerlich wäre, aber es verwendet mit gutem Glück das berauschende Kolorit des Märchenlandes Indien. Die Geschichte des Königssohnes Gautama, wie er der königlichen Üppigkeit entsagt, um ein Verneiner zu werden, hat Vogrich im christlichen Geiste vertieft, indem er die Weltverneinung durch Liebe überwinden läßt. Der sterbende Buddha erkennt, daß die Liebe seines Weibes erlösender wirkt als seine Weltverneinung, und verkündet als nächsten Buddha den der Liebe. Ich halte den Gedanken für sehr glücklich, er kommt aber leider im Textbuch, das sich der Komponist selbst geschrieben, nicht scharf genug zur Geltung. Vogrich ist eine glückliche Musikernatur, er ist unbefangen und arbeitet nicht nach vorgefaßtem Programm. So gut er Wagner kennt und im Geiste des Musikdramas fühlt, so verzichtet er doch keineswegs auf geschlossene Formen. Er hat Eigenes zu sagen und findet dafür einen ganz persönlichen Ausdruck. So wirkt das Werk zwar nirgends bahnbrechend, aber auch niemals epigonenhaft. Gelänge es dem Komponisten, die im Schluß stark ausgesprochene Idee schon vorher kräftiger durchleuchten zu lassen, vielleicht durch eine Begegnung Buddhas mit der als Bettlerin ihm folgenden Yasothara, in der er aber die Gattin nicht erkennen dürfte, so würde diese Oper sicher an volkstümlichem (im besten Sinne) Gehalt gewinnen und sich um so eher im Spielplan behaupten.

Den zweiten charakteristischen Zug erhält das Gesamtbild unseres Opernspielplanes durch das Verlangen nach der leichteren Unterhaltung durch die Spieloper. Lortzing steht der Zahl der auf ihn fallenden Aufführungen nach an zweiter Stelle. Immer versucht man, ältere Werke neu zu beleben. Nicht so glücklich wie mit Donizettis „Don Pasquale“ war man mit Paërs „Der Kapellmeister“. Man müßte hier mehr auf eine wirkliche Besserung der Texte bedacht sein. Dasselbe gilt von den Operetten, deren Wiedererweckung allerdings recht gemischte Gefühle wachruft. Daß man aus Offenbach durchaus einen „Meister“ machen will, ist recht bezeichnend. Sonst pflegte man für echte Künstlerschaft wenigstens die Reinheit der künstlerischen Absicht zu heischen.

Von neueren Werken, die sich um das Gebiet der Volks- und Unterhaltungsoper bemühen, ist Jarnos „Zerbrochener Krug“ ein schlimmes Beispiel für die Art, wie man es nicht machen soll. Nur im einzelnen Schönes enthält Cyrill Kistlers „Röslein im Hag“, während dem einstweilen nur in Kassel aufgeführten „Dornröschen“ von August Weweler (Text von Hans Eschelbach) reichste Melodieerfindung, echte Märchenstimmung und hohe Kunstfertigkeit der Arbeit nachgerühmt wird. Das wäre so schön, daß man kaum daran zu glauben wagt; doch wird das Werk hoffentlich bald auch anderswo gegeben. Ein echtes Talent für die Buffooper scheint in dem Deutsch-Italiener Ermanno Wolf-Ferrari zu erstehen, wenn auch „Die neugierigen Frauen“ keineswegs eine Erfüllung, sondern nur ein Versprechen sind. Der Fehler liegt auch hier vor allem an der viel zu breiten Behandlung des recht winzigen Stoffes. Auch in Siegfried Wagners neuer Oper „Der Kobold“ sind die komischen Partien die besten. Leider erweist sich die Selbstkritik des Komponisten hier noch als viel schwächer denn in den früheren Werken. So geht ihm das Textbuch allzusehr in die Breite, und eine ganz vertrackte Symbolik trägt auch nicht dazu bei, den Genuß an dem überlangen Werke zu vermehren. Daß sein Schöpfer in der Behandlung des Orchesters gegen früher vorgeschritten ist, ist unbestreitbar; ebenso aber, daß er Eigenes sicher nicht in den gehobenen Stellen, sondern nur in den harmlos einfachen und drastisch-komischen zu geben hat.

Es bleiben mir noch die beiden stärksten Erfolge der Saison zu besprechen: Leo Blechs „Alpenkönig und Menschenfeind“ und Eugen d'Alberts „Tiefland“. Als das erfreulichere Werk erscheint mir das Leo Blechs, wenn d'Alberts Oper vielleicht auch an sich bedeutender ist. Denn „Alpenkönig und Menschenfeind“ zeigt Blech fortschreitend auf dem als richtig erkannten Wege, während der „Sucher“ d'Albert sich wieder an einen ganz anderen Ort gefunden hat als in allen vorangehenden Werken. Blech hat sicher dem verständnisinnigen Entgegenkommen seines Textdichters Batka viel zu danken. Batka hat in „Das bin ich“ ein

ganz harmloſes Dorfidyll gemacht, während der moderne Muſiker Blech auf die Ausnutzung der Ausdrucksmittel des großen Orcheſters und die ſtarken dramatiſchen Akzente nicht verzichten mochte. So war ein ſtörendes Mißverhältnis zwiſchen Inhalt und Form entſtanden. Dem ſuchte nun Batka dadurch entgegenzuwirken, daß er dem Komponiſten die Gelegenheit zur Entfaltung beider ihm in hohem Maße verliehenen Fähigkeiten bot: einerſeits in harmloſer Häuslichkeit die Möglichkeit zu volkstümlicher Melodie und leicht pointierter Komik; anderſeits in den Szenen Rappelkopfs die Gelegenheit zu ſcharfer Charakteriſtik, in denen des Alpenkönigs zu ſchwärmender Romantik. Leo Blech hat den Beweis erbracht, daß er dank ſeiner urſprünglichen Schöpferkraft wie ſeiner techniſchen Virtuoſität in allen Sätteln feſtſitzt. Dazu beſitzt er in hohem Maße die Fähigkeit, aus jeder einzelnen Szene ein geſchloſſenes Bild zu ſchaffen. Was dem Werke fehlt, iſt, daß das alles noch ein Nebeneinander, kein Ineinander iſt, daß die höhere Einheitlichkeit ausbleibt. Doch iſt Blech ja noch ſo jung, daß wir faſt ſicher ſein dürfen, daß er das Ziel erreicht.

Wenn nur d'Albert auch einen Textdichter fände, der ihm ſo gut vorarbeitete, der ſeine Natur ſo wohl verſtünde! Denn darin iſt d'Albert der ausgeſprochenſte Muſikdramatiker unſerer Tage, daß er ſich ausſchließlich durch den dramatiſchen Gehalt ſeiner Vorlage anregen läßt, daß dieſe geradezu ſeinen Stil bedingt. So hat ihn dieſes Mal das von Rudolf Lothar nach dem Spanier Guimera verfaßte Buch ins „Tiefland" des italieniſchen Verismo verlockt. Begreiflich iſt's, denn der Text iſt von ſo guter und geſchloſſener Wirkung, daß er der Muſik kaum mehr bedarf. Wie d'Albert aber dieſe Vorlage durch die Muſik ſteigerte, vertiefte und erhöhte, verdient höchſte Bewunderung. In der Tonſprache geht der großartige Polyphoniker d'Albert in der Einfachheit bis zur Selbſtverleugnung; alles wird der dramatiſchen „Wahrheit" geopfert. Hier tritt der Komponiſt ganz hinter dem Dichter zurück. Dieſer Verzicht hat dann allerdings auch eine muſikaliſche Bereicherung zur Folge, indem d'Albert eine Orcheſtration geſchaffen hat, die bei höchſter Kunſtvollendung durchaus Begleitung bleibt. Hier liegt der fruchtbare Keim für die Zukunft; im übrigen aber hoffen wir, daß d'Albert ſich bald aus dem Tiefland herausfinden wird in jenes Hochland, das ſeiner großzügigen Natur allein entſpricht.

Der Rotdorn blüht

Der Rotdorn blüht bei Roſendüften;
In weicher Klarheit träumt der Mond
In ſternerglühten blauen Lüften,
Wo hehrer Stille Hochſitz thront.
Der Rotdorn blüht.

Der Garten liegt in tiefem Schweigen.
Die alte Linde regt kein Blatt,
Sie, die in ihren breiten Zweigen
Doch ſonſt ſo viel zu flüſtern hat.
Der Rotdorn blüht.

Mein Herz ſprengt ſeine engen Bande,
Die nüchtern kalt der Alltag zieht.
Aus ferner Zeiten Märchenlande
Klingt in mir an ein altes Lied:
Der Rotdorn blüht.

Hermann Hendrich

Detlev von Liliencron.

Literarische Rundschau

Detlev von Liliencron zum sechzigsten Geburtstage

Vor einiger Zeit (Juliheft 1901) ist hier das literarische Bildnis Detlev von Liliencrons gezeichnet worden als das eines von blühender Daseinsluſt und unbändiger Lebensfreude erfüllten Dichters, dem die Jahre von seiner urſprünglichen Friſche nichts haben rauben können. Will man jetzt, wo ſich ihm der erſte Jubiläumskranz auf den kurzgeſchorenen Scheitel ſenkt, die markanteſten Züge ſeiner dichteriſchen Phyſiognomie hervorheben, ſo bleibt nichts anderes übrig, als auch jetzt wieder an erſter Stelle, dem bürgerlichen Taufſchein zum Trotz, Liliencrons vom nahenden Herbſt der Jahre unberührte Jugendlichkeit, ſeine taufriſche Naivität, ſein um Würde und Weihe unbekümmertes Naturburſchentum zu preiſen. Einen jungen und einen alten Liliencron gibt es eigentlich auch heute noch nicht; die neueſte Gedichtſammlung „Bunte Beute“ (Berlin, Schuſter u. Loeffler; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.), die der Sechzigjährige aus den „Kämpfen und Spielen“ der letzten Jahre heimgebracht hat, könnte ebenſo gut vor zehn, zwölf Jahren erſchienen ſein, als der „Neutöner“, wie ihn einer ſeiner erſten Kritiker etwas geziert benannte, aus den engen Kreiſen ſeiner literariſchen Kampfgenoſſen auf das freie Feld der Öffentlichkeit hinaustrat.

Wir wollen uns hüten, dieſe hervorſtechendſten Eigenſchaften Liliencronſcher Poeſie als bedingungsloſe Ruhmestitel zu nehmen: dafür ſind die Schranken, die ſie ſich ſelbſt aufrichtet, zu deutlich erkennbar. Wer als Sechzigjähriger weſentlich noch dieſelben Weiſen pfeift wie als Vierzigjähriger — erſt zu Anfang der achtziger Jahre iſt der am 3. Juni 1844 Geborene mit ſeinem erſten Buche hervorgetreten —, der hat

Digitized by Google

den ernsten Rätseln dieses Lebens schwerlich je besonders tief nachgegrübelt, noch schwerlich je besonders schmerzlich um eine eigene Weltanschauung gerungen. Vergebens würden wir bei Liliencron nach dem großartigen inneren Wachstum suchen, das einen Goethe kennzeichnet, vergebens nach der vorbildlichen Entwickelung spähen, die Goethes Dichtung zu einem so unerschöpflichen Brevier menschlichen Lebens und Strebens macht. Liliencron ist und bleibt — auch in seinem großen Epos „Poggfred", in seinen Dramen wie in seinen Romanen — Lyriker, Lyriker im eigentlichsten Sinne des Wortes: in seinem Fühlen und Empfinden, Denken und Formen von jener glücklichen Subjektivität, die alles vom Augenblick erwartet und sich dafür ganz und ungeteilt ihm hingibt.

Noch immer sind die Freuden des deutschen Soldaten auch seine Freuden: wie in seinen Jugendgedichten, so findet er auch heute noch für frische Reiterlust und forsches Draufgängertum, für raschen Schwerthieb und keckes Wagen, auch wenn es die geraden Pfade des Rechtes einmal verläßt, Töne jauchzenden Triumphes. Mag hier und da ein feiner Silberfaden gedämpfter Resignation sich bemerklich machen, am Ende übertönt der Fanfarenruf „Hurra, das Leben!" doch immer noch alle grämlichen und zweifelnden Stimmen. Größere als Liliencron lernten unter den Schatten des Alters dem engen Bürgersinn seine Bequemlichkeit, Gleichgültigkeit und Nützlichkeitsmoral verzeihen; für ihn gibt es auch heute noch kein größeres Vergnügen, als wenn er dem deutschen Philister eine seiner hanebüchenen Derbheiten ins Gesicht schleudern kann, um dann lachend davonzutrollen. Wer will es ihm verdenken? Er hat hart unter dem herkömmlichen Geschmacksurteil seiner lieben Landsleute gelitten, wie so manche unserer Jungen und Alten, die ihre eigenen Wege gegangen sind und, nicht stark genug, sich im Fluge durchzusetzen, doch erst recht nicht schwach und charakterlos genug waren, um mit im großen breiten Strome zu schwimmen. Auch andere lenken wohl „vom Friedhof ihre Schritte stracks zu Pforte", um die Champagnerstöpsel knallen zu lassen oder bei einem „kleinen Jeu" ihre Nerven zu beruhigen; der Unterschied zwischen den Korrekten und Liliencron ist nur der, daß jene diese Extravaganzen hübsch für sich behalten, während er sein Herz allzeit wie ein Kind auf der Zunge trägt.

Gern spricht er von den Mühen, von den blutigen Schlachten, von dem aufreibenden Ringen, das ihm das Leben bedeutet — aber merkwürdig: diese kriegerischen Vergleiche glaubt man dem Dichter, dem sonst nichts Soldatisches fremd ist, am allerwenigsten. Und wenn er an den Schluß seiner jüngsten Gedichtsammlung gleichsam als Bannerspruch seines Lebens die Verse setzt:

Gib den Flamberg nie aus Händen,
In Triumph selbst und Genuß,
Denn du brauchst ihn aller Enden
Bis zum letzten Atemschluß:
Frieden wirst du nie erkämpfen —
Dennoch! Schmück dir Schwert und Schmerz
Hin und wieder mit Aurikeln
Und bekränze auch dein Herz —

so kann uns mit dem Zwang, uns Detlev von Liliencron als einen Lebensstreiter, als einen schmerzlichen Überwinder dieses trüben Erdendaseins zu denken, nur die Vorstellung versöhnen, daß es die frumben Landsknechte waren, die den Flamberg führten, und daß keinem so wie ihnen Fechten und Raufen zu den Genüssen des Lebens gehörte. Um so schöner stehen einem Dichter, der so innig mit der Natur und all ihren kleinen und großen Freuden lebt, die Aurikeln, mit denen er Schwert und Herz bekränzen will. Wie uns eine Träne auf bärtiger Wange, ein zärtliches Lächeln auf rauhem Männerantlitz doppelt rührt, so ergreift uns auch Liliencrons stillselige Mitfreude am geheimsten Leben und Weben in der Natur um so unwiderstehlicher, je tapferer er alle Sentimentalität von sich abwehrt. Beichleicht sie ihn doch einmal, wie in dem Gedicht „Feldblumenstrauß" (S. 38), das stellenweis zu dem Schönsten gehört, was Liliencron jemals gedichtet hat, so macht er es wohl gar wie der täppische Bär in der Fabel, der eine Fliege von seines Herren Nase verscheuchen wollte, dazu aber einen Felsblock nahm und nun mit der Fliege gleich auch den Herrn erschlug: er kann dann bis zur Plumpheit und Geschmacklosigkeit derb und „natürlich" werden, nur um das Gefühl nicht Gewalt über sich gewinnen zu lassen. Doch manchmal schaut unter dieser wilden Verbissenheit nur um so deutlicher das weiche Herz, die kindlich fromme Seele hervor, ohne die auch Liliencron kein Dichter wäre. Man lese in der „Kleinen Legende" (S. 187), wie er zwischen Ried und Rohr ein Schilfblatt findet, und wie ihn die zwei Vertiefungen auf der inneren Seite, die wie ein Biß von Menschenmund aussehen, an die alte Sage erinnern:

Als der Heiland über den Kidron ging,
In der Leidensnacht ihn ein Zittern befing,
Da riß er aus des Bächleins Rohr
In seiner Angst ein Schilf empor
Und biß wie vor Schmerz in das Blatt hinein
Und prägte die Vorderzähne ihm ein —

wie der Dichter da zunächst wie festgewurzelt stehen bleibt und einen demütigen Kuß auf das heilige Zeichen drückt, dann vor Zorn und Wut mit dem Fuß auf den Erdboden stampft und endlich, glutrot vor Scham — man weiß nicht, ob über der Menschen Verblendung oder über seine eigene Gefühlsweichheit —, davonläuft, bis er das Moor aus den Augen verloren hat. Es wäre einem Beherrscher der Form wie Liliencron gewiß ein leichtes gewesen, die ergiebige Stimmung auszuschöpfen und ein in hohen Psaltertönen dahinströmendes Gedicht daraus zu machen; so lange uns Deutschen aber Keuschheit und Verhaltenheit des Gefühls höher gelten als ein volles, üppiges Ausströmen, so lange werden

wir in dieser Schweigsamkeit die tiefere Seele, in dieser Armut die größere Fülle sehen.

Ein bunter Kranz von Liebesliedern, wie auch ein Zwanzigjähriger ihn nicht frischer pflücken mag, schlingt sich auch noch durch diese Frühherbsternte, aber was schon für die ersten Sammlungen galt, das bleibt auch hier noch Regel: je einfacher die Blumen, desto schöner das Gewinde, je näher Ton und Stimmung dem Volkslied, desto reiner schließt sich Inhalt und Form zusammen. So trage ich nicht das geringste Bedenken, den „Heimgang in der Frühe“ (S. 64) unmittelbar neben Goethes bekanntes Friederiken-Lied von der „Schönen Nacht“ zu stellen:

In der Dämmerung,
Um Glock zwei, Glock dreie,
Trat ich aus der Tür
In die Morgenweihe.

Klanglos liegt der Weg,
Und die Bäume schweigen,
Und das Vogellied
Schläft noch in den Zweigen.

Hör' ich hinter mir
Sacht ein Fenster schließen,
Will mein strömend Herz
Übers Ufer fließen?

Sieht mein Sehnen nur
Blond und blaue Farben?
Himmelsrot und Grün
Samt den andern starben.

Ihrer Augen Blau
Küßt die Wölkchenherde,
Und ihr blondes Haar
Deckt die ganze Erde.

Was die Nacht mir gab,
Wird mich lang durchbeben,
Meine Arme weit
Fangen Lust und Leben.

Eine Drossel weckt
Plötzlich aus den Bäumen,
Und der Tag erwacht
Still aus Liebesträumen.

Liebe und Tod sind in der deutschen Lyrik stets enggeschmiegt Seite an Seite geschritten. Zumal bei Liliencron waren die beiden von jeher gute Gesellen, hat er doch immer seine Freude daran gehabt, sich den Freund Hein mit bald lieblichem, bald grimmigem Humor in hunderterlei bunten Gestalten auszumalen und ihn ganz so vertraulich zu behandeln, wie weiland die deutschen Reformationsmaler es liebten. Auch die neue Sammlung bereichert diese Galerie wieder um ein paar prächtige Stücke. So wenn der Dichter den Sensenmann hinter einem Schnitter einherschreiten und ihn dahinmähen läßt, gleich wie dieser das reife Korn zu Boden streckt, wenn er ihn, in der köstlich frechen „Ballade in U-Dur“ (S. 54), mit langer Nase heimschickt oder ihn mit dem Teufel identifiziert, der einem armen Bauer gegen seinen hochmütigen Herrn beisteht und mit einem unheimlichen Dreigespann, Urgroßvater, Großvater und Vater des Leuteschinders, vor dessen Schloßtor lenkt (S. 90). Überlegener und resignierter als früher — und darin kündet sich doch wohl schon ein Vorschimmer vom Abendrot des Lebens an — blickt unser Dichter auf die Flüchtigkeit und Nichtigkeit des Erdenglückes hernieder. Was ist des Menschen Leben? „Ein Maientag im Sonnenglanz, ein Julitag, ein Erntekranz; ein kurzer Traum von Glück und Rast, das Leben flog in Sturm und Hast.“ Und am Ende zieht „der alte Spinnrich Tod“ doch alles in sein Netz. Hand in Hand mit dieser Erkenntnis von der Eitelkeit aller Erdengüter geht die Sehnsucht des Individuums, sich ganz auf sich selbst zurückzuziehen, auf eine einsame Insel oder noch besser in eine Höhle fern, fern vom Weltgetriebe, über der geschrieben stünde: „Lat mi tofreden. Hier wohnt Friedrich Wilhelm Schulze.“ Der Dichter ist ob dieser individualistischen Selbstgenügsamkeit von nationalen Kritikern herbe getadelt worden; es sei nicht zu verwundern, hat man gesagt, daß das deutsche Volk sich von seinen modernen Dichtern abwende, wenn sie so wenig Sinn und Verständnis für öffentliche Angelegenheiten, für das Gemeinwohl, insbesondere für vaterländische Dinge an den Tag legten. Dieser Tadel würde nicht ohne Berechtigung sein, wenn Liliencrons so geflissentlich betonte Abkehr von Welt und Menschen mehr als eine Augenblickslaune wäre. Man braucht aber nur auf seine von Mannesstolz und Freiheitsdrang erfüllten Balladen zu blicken, die auch im lockeren Kittel des Bänkelsängerliedes noch so kühn und kraftvoll einherschreiten, um zu erkennen, daß dieser schleswig-holsteinische Poet nicht bloß mit beiden Füßen auf der Mutter Erde steht, daß er auch tief und fest in unserem nationalen Fühlen, unserer vaterländischen Geschichte und unserer modernen Gegenwart wurzelt. Ich kenne z. B. keinen unter den modernen Poeten, dessen Dichtung so eng mit dem Meere verschwistert wäre, der sich so heimisch darauf fühlte wie Liliencron. Das Jahrgehalt, mit dem der Kaiser den Dichter vor kurzem ausgezeichnet hat, ist deshalb nichts weniger als ein Almosen, einem bedürftigen Schriftsteller vom Mitleid dargereicht, sondern vielmehr eine wohlverdiente Ehrengabe, die Geber wie Empfänger zu gleichem Ruhme gereicht. Schon in Liliencrons früherer Lyrik fanden sich Verse und Strophen, die unseren Kaiser als Hohenzollernsproß mit ebensoviel Freimut wie ehrlicher Begeisterung feierten; die „Bunte Beute“ bringt ein neues Gedicht, das ein schönes Zeugnis dafür ablegt, wie man heute auch einem Friedensfürsten ohne eine Spur von byzantinischer Liebedienerei huldigen kann (S. 41):

Stapellauf.

Du trägst des Großherrn von Deutschland Namen,
Gleite hinein in die salzene Flut,
Losgelöst aus Riegel und Rahmen,
Frei wie der Fisch und wie Adlerblut.
Stürze und stoße und stampfe die Wellen,
Die dich, du Schwimmfels, umspülen, umquellen,
Daß deine Wucht wie die Wiege ruht.

Deutscher Kaiser, Wilhelm der Zweite,
Der du als Erster dein Volk gewandt
Auf des Ozeans Breite und Weite,
Daß es die Fernen enger umspannt.
Sei dir gedankt dein entschlossener Wille,
Der in Lärm wie Gedankenstille
Die Völker verfriedet von Land zu Land.

Hat der Taifun dich ins Chaos gezogen,
Renner der See, getrost in den Kampf!
Fest sind die Rippen, ein Erzring, gebogen;
Trotze und siege im wüsten Gestampf!
Treu steh'n Mannschaft und Offiziere,
Und oben steht eisern im schmalen Reviere
Der Kommodore in Gischt und Dampf.

Bald bricht die Sonne durch sanftes Gesäusel,
Es blitzt und glitzert das heilige Meer.
Wie der Delphin im Brisengekräusel,
Ziehst du zielsicher fernhin und ferner.
Hoch deinen Erbauern, den kühnen Erkundern,
Deinen Erfindern von technischen Wundern,
Mächtiger Mittler im Weltverkehr.

Hoch aller Arbeit, die rastlos gehämmert
All deine Herrlichkeit, all deine Pracht,
Die sich, am Platz schon, wenn es noch dämmert,
Den Schweiß erst trocknet in sinkender Nacht.
Bring' Glück, bring' Segen, das sei dir beschieden,
Bring' unsern Ufern Freude und Frieden,
Fröhliche Menschen und fröhliche Fracht.

Wer in Liliencrons jüngster Gedichtsammlung nach Altersanzeichen holder oder unholder Art suchen will, mag sie finden: diese in gewissen schablonenhaft wiederkehrenden Wendungen, die kein volles saftiges Leben mehr haben, und in einer verstimmenden Kritiklosigkeit gegenüber Nichtigkeiten, die besser unterdrückt worden wären, jene, die holden, in einem Humor, der in der Form sorgloser, in der Stimmung aber nur noch tiefer und milder geworden ist, und in der heiteren Zärtlichkeit, deren sich Haus und Herd, vor allem die putzige kleine Welt der Kinder, der Drei- und Vierjährigen, bei unserem Poeten erfreut. Diese idyllischeren Züge aber werden an dem Gesamtbilde Liliencrons nichts Wesentliches ändern. Er hat sich auch als Sechzigjähriger in seiner naturwüchsigen Eigenart behauptet, und denen, die an dem deutschesten, ursprünglichsten, frischesten und gesundesten Lyriker unserer Tage nicht verständnislos vorübergehen wollen, wird nichts anderes übrigbleiben, als auch für ihn Goethes versöhnliches Wort gelten zu lassen: „Ich bin nun, wie ich bin; so nimm mich nur hin."

Es hat dem „Jubilar" — wie mag er innerlich wettern über das „Philisterwort" — am 3. Juni denn auch an Ehrungen mannigfachster Art nicht gefehlt. Am überraschendsten von allen kam wohl eine literarische Gabe aus Österreich, in dessen jüngeren Schriftstellergenerationen doch eigentlich wenig geistige Verwandtschaft mit dem durch und durch norddeutschen Dichter zu erkennen ist. Aber wir wissen ja, daß auch in der Literatur die Gegensätze sich anziehen und einander liebevoll zu ergänzen suchen. So wollen wir, was „Österreichische Dichter" dem norddeutschen Kollegen zum sechzigsten Geburtstage an dichterischen Beiträgen in Prosa und Poesie darbringen (mit Buchschmuck von Prof. Heinrich Lefler; Verlag von Karl Konegen, Wien), auch uns herzlich willkommen sein lassen, zumal da Spenden darunter, die uns sonst wahrscheinlich vorenthalten geblieben wären. Eine Widmung des Herausgebers Adolf Donath kennzeichnet den Zweck des Buches. Sie betont, es geschehe hier zum erstenmal, daß die in Österreich geborenen Dichter und Schriftsteller ohne Unterschied der literarischen und politischen Richtung festgeschlossen miteinander gehen. In der Tat sind fast alle große Namen des literarischen Österreich vertreten; wenn Hugo von Hofmannsthal fehlt, was vielfach bemerkt worden ist, so erklärt sich das vielleicht aus der ärgerlichen Absage, die Liliencron, wie es scheint, ihm und seinem ästhetizistischen Kreise in seinem neuesten Buche zuteil werden läßt. Dafür bemerken wir an der Spitze des Reigens die gekrönte Meisterin der Novelle, Marie von Ebner-Eschenbach, an ihrer Seite den Altmeister der österreichischen Lyrik Ferdinand von Saar, und auch Peter Rosegger ist mit einem poetischen Beitrag zur Stelle. Arthur Schnitzler veröffentlicht die hier kürzlich (Dezemberheft 1903) besprochene Komödie „Der Puppenspieler", Hermann Bahr eine reizvolle Pantomime. Fesselnde Novellen und Erzählungen bringen Rudolf Greinz, Balduin Groller, Otto Hauser, Rudolf Hawel, Philipp Langmann, Rudolf Lothar, Emil Marriot, Felix Salten, Karl Schönherr, Heinrich von Schullern u. a. Unter den Lyrikern befinden sich außer Stephan Milow, J. J. David, M. E. delle Grazie alte und junge Talente jeglicher Richtung. Wir nennen Friedrich Adler, Felix Dörmann, Hermann Hango, Camill Hoffmann, Richard von Kralik, Anton Lindner, Hans Müller, Hugo Salus, Richard Schaukal, Maria Stona und Stephan Zweig. Franz Adamus veröffentlicht eine Skizze zu einem Einakter, Julius von Ludassy eine dramatische Szene und Raoul Auernheimer einen ergötzlichen Dialog. Als Probe aus dem ebenso reichen wie bunten Album stehe hier das Eingangsgedicht von Ferdinand von Saar, dem im Gegensatz zu anderen Beiträgen eine sinnvolle persönliche Beziehung zu dem Beschenkten und Geehrten nicht fehlt:

Reinheit.

Schelte man doch nicht den Dichter,
Wenn auch er zuweilen sinkt
Und wie anderes Gelichter
Aus des Lebens Pfütze trinkt.

Reiner nur in Gegensätzen,
Heller tönt empor sein Lied;
Nimmer weiß das Licht zu schätzen,
Wer das Dunkel stets vermied.

Wie ihn auch sein Wipfel krône,
Wurzelt doch in Nacht der Stamm —
Und der Lilie keusche Schöne
Hebt sich aus des Teiches Schlamm.

F. D.

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters. Herausgegeben und mit einem Geleitwort versehen von Paul Göhre. (Leipzig, Eugen Diederichs; zwei Bände, geh. je Mk. 4.50, geb. je Mk. 5.50.) — Ob es wohl schon jemals einem literarisch geschulten, mit der Veröffentlichung der Lebenserinnerungen eines ganz schlichten, einfachen, ja, wie wir so gerne zu sagen pflegen, „ungebildeten" Arbeiters betrauten Herausgeber begegnet ist, daß er aus diesen ungelenken Aufzeichnungen erst einen Band von fast vierhundert engbedruckten Seiten zusammenstellt und dann von dem Erfolge, von dem heute mit Lesestoff so überfütterten Publikum gezwungen wird, diesem ersten Bande, mit dem es ursprünglich sein Bewenden haben sollte, einen zweiten ebenso starken nachzusenden? Paul Göhre ist es so ergangen. Er, der selbst drei Monate lang als Fabrikarbeiter zwischen Schlöten und Essen gestanden und später geschildert hat, wie ein evangelisch-sozialer Pfarrer Sozialdemokrat wurde, ließ im vergangenen Jahre, wie unsere Leser aus einer kurzen Anzeige in der „L. R." (Januarheft 1904) wissen, aus den Lebenserinnerungen des jetzt 62 Jahre alten Industriearbeiters Karl Fischer zunächst einen Auszug erscheinen — fast hört man aus seinem Vorwort heraus, es möchte schon zu viel geworden sein. Aber das Buch fand eine so überraschend weite Beachtung, so viele Leser und Käufer, daß sich Herausgeber und Verleger bald entschließen mußten, auch den Rest der Fischerschen Aufzeichnungen, das anfangs Zurückgestellte erscheinen zu lassen. Auch dieser zweite Band, der seit kurzem vorliegt, schließt die Lücken noch nicht ganz; aber mit seiner Hilfe wird es nun doch möglich, sich die Lebensgeschichte dieses Arbeiters einigermaßen zusammenhängend zu rekonstruieren. Nur so, wie Göhre im Geleitwort zum zweiten Bande die Reihenfolge der Kapitel angibt, sollte man die „Denkwürdigkeiten" hinfort lesen.

Man erwarte keine aus den Niederungen des Lebens in die Höhe, auf überragende geistige Gipfel führende Lebensgeschichte! Das gerade gibt diesem Buche seinen einzigartigen Wert, daß der, dessen Dasein, Schaffen, Sorgen, Mühen, Ringen und Denken es schildert, keine Ausnahmestellung unter seinen Lebensgenossen einnimmt, sondern eben wirklich nichts anderes als ein Arbeiter des tagtäglichen Durchschnitts ist. Die Gabe zu sehen und darzustellen, die ihm verliehen, fast ohne daß er es weiß, hebt ihn keinen Augenblick aus dem sozialen Erdreich, in dem er mit seinem Fühlen und Denken wurzelt. Vor Jahresfrist gab Adolf Wilbrandt romanartige Aufzeichnungen eines nach Amerika ausgewanderten deutschen Arbeiters — Hugo Bertsch ist sein Name — heraus, die viel Aufsehen erregten; aber auch hier hatten wir es doch eigentlich mit einem über die Sphäre seines Standes weit hinausgewachsenen Manne zu tun, der durch seine dichterische Begabung zu seiner sozialen Stellung in Widerspruch trat, und dessen schriftstellerische Leistung wir deshalb als ein Kuriosum ansehen mußten wie etwa seinerzeit die Gedichte der Ambrosius oder der Ada Negri. Bei Fischer dagegen klingt beides, Arbeit und Denken, Leben und Schreiben, rein und ohne jede sentimentale oder tendenziöse Anwandlung in eins zusammen. Erinnerungen und Lebensbeschreibungen bedeutender und hervorragender Menschen hat uns das neunzehnte Jahrhundert genug beschert: Diplomaten und Militärs, Parlamentarier, Geistliche, Gelehrte und Schriftsteller, Männer und Frauen haben uns gedanken- und ideenreiche Beiträge zur Kultur- und Geistesgeschichte der neuesten Zeit geliefert; sie alle aber kamen von den Höhen der Gesellschaft, in ihre Tiefen ist nur dann und wann einer von ihnen vorübergehend hinabgestiegen, und was er uns dann davon mitgeteilt hat, war doch immer mit dem Auge des Höherstehenden gesehen, mit der Feder eines Bildungsüberlegenen geschrieben. Ein Mann aus dem wirklichen Volke war nicht unter ihnen. Eine Lebensbeschreibung mit und aus der Welt des Volkes, in dem der einzelne nur Teilerscheinung der großen Masse ist, fehlte. Jetzt ist sie da; niemand, der seine Zeit wahrhaft verstehen will und den Mut hat, ihr fest ins ernste Antlitz zu blicken, sollte an ihr vorübergehen.

Es wäre töricht und hieße die Bedeutung dieser Arbeitererinnerungen völlig verkennen, wollte man mit literarisch-kritischen Maßstäben an sie herantreten. Ein erbärmlicher Schulfuchs, dem vor der Tatsachenkraft dieser Aufzeichnungen nicht all und jede schöngeistige Kritik verstummte! Eine schwielig gearbeitete Hand hat das Recht, zu schreiben, wie ihr's in die Feder fließt. Zudem könnte dieser Mann mit Scribe sagen: „Mein Glas ist nicht groß, aber ich trinke aus meinem eigenen Glase." Er hat Ausdrücke und Wendungen, die frisch und neu sind wie eine über Nacht erblühte Feldblume; worin der unnachahmliche Reiz der Volkspoesie liegt, das lernen wir aufs neue aus seinem Buche. Die Ambrosius bekannte in ihrer naiven Art, sie habe sich an der „Gartenlaube" gebildet — man merkte es. Fischer hat sich am Leben gebildet und hat von seiner Arbeit seinen Stil. Er tat unbewußt, was Luther als Bibelübersetzer bewußt tat: er sah dem gemeinen Mann auf Markt und Gasse, zu Hause und bei der Arbeit „aufs Maul" und ließ dann den Schnabel reden, wie er ihm gewachsen war. Wenn man ein Vorbild des Fischerschen Stils gelten lassen darf, so kann es nur Luther mit seiner deutschen Bibel gewesen sein. Welches andere auch wäre für eine Volksbiographie, für ein Buch nicht für das Volk, sondern aus dem Volke geeigneter? „Der Mann," sagt Paul Göhre treffend, „hat sich aus der Bibel eine Erzählweise gebildet, die wie eine altertümliche Chronik zu uns redet." Kein Wunder, daß da wie von selbst auch die Poesie sich einstellt! Es gibt Abschnitte in dem Buche, die ein Dichter, ein Epiker großen Stils geschrieben haben könnte. Alles strotzt da von innerem Leben und äußerer

Anschaulichkeit. Gefühlsmäßiges und Stimmungsartiges ist in greifbare, sinnliche Handlung umgesetzt; wir müssen es miterleben, ob wir wollen oder nicht. Ich verstehe nicht, wie der Herausgeber just hier die alte, etwas gefühls-schwächliche Klage anstimmen kann: Was hätte wohl aus diesem Manne werden können, wäre diese Kunst der dichterischen Darstellung in ihm geweckt und gepflegt worden! Mancherlei gewiß, jedoch schwerlich etwas, worin er so wenig Mitläufer und Wettbewerber hätte wie auf dem Gebiet, auf dem er sich jetzt ungeschult betätigt hat, und auf dem er ganz er selbst, nur er selber sein durfte.

Der Raum fehlt mir, um näher auf den Inhalt der beiden Bände einzugehen. Nur so viel, daß das Schicksal, das Tausende und Abertausende unserer Volksgenossen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts traf, hier gleichsam typisch, zu einem Symbol gerundet vor uns steht: aus Zugehörigen des kleinen Mittelstandes werden durch das Sinken des Handwerks besitzlose Industrie- und Massenarbeiter. Durch eine freudlose Jugend, zwischen Prügel und Bibel, geht der Weg unseres Freundes über Hunger, Entsagungen und Irrtümer aller Art, bis er als Erdarbeiter beim Bau unserer westlichen Eisenbahnen in den sechziger Jahren in die erste große Arbeitsgemeinschaft tritt, von der er uns nun gleich ein in sozialökonomischer und sozialpsychologischer Hinsicht höchst interessantes und wertvolles, weil wohl nur einmal gezeichnetes Bild entwirft. Dann das große Kapitel, das die sechzehn in einer Osnabrücker Fabrik zugebrachten Jahre umfaßt (1869 bis 1885), darin, mehr verhüllt als hervorgezerrt, die ersten Vorwehen des großen Lohn- und Arbeitskampfes, der nun die ganzen bisherigen Verhältnisse zu erschüttern anfängt. Erst fern am Horizont der erste Schein der später immer mächtiger und mächtiger emporsteigenden Organisationsidee. Der Mann, der diese „Denkwürdigkeiten" geschrieben hat und jetzt, Junggeselle geblieben, halbinvalide im Anhaltischen bei armen Verwandten wohnt, ist, wie uns Göhre versichert, auch heute noch kein Sozialdemokrat, nimmt noch heute eine starke religiöse Gesinnung für sich in Anspruch und ist noch heute voller Ehrfurcht für den Kaiser. Um so nachdenklicher stimmt alles, was er am eigenen Leib erlebt und nun ohne jede Tendenz, rein aus Mitteilungsdrang niedergeschrieben hat. Im zweiten Bande, der hauptsächlich die Erlebnisse von der Wanderschaft nachholt und Fischers Tätigkeit in der Staatseisenbahnwerkstätte schildert, finden wir nun auch sein Bildnis: ein gutmütiges, etwas verknissenes Gesicht mit hoher, offener Stirn, unter der zwei kluge, helle Augen durch die Altersbrillengläser sprechen, die ganze Erscheinung etwas ungelenk, aber sauber und nicht ohne Sorgfalt in der Kleidung — eine merkwürdige Mischung von intelligentem Arbeiter und kleinstädtischem Handwerker oder Werkmeister. Seltsam mutet der „Prolog" an, den Fischer schließlich noch zu seinen Denkwürdigkeiten verfaßt hat. Ein Zwitterding zwischen naiv-schlauer Selbstreklame und liebenswürdiger Bescheidenheit, ein Meisterstück deutschen Humors in der Tat, „so grimmig und primitiv, so ehrlich und grüblerisch", wie wir ihn bisher eigentlich nur aus mittelalterlichen Werken kennen.

Einige Sätze daraus mögen den Beschluß machen und als Probe des Fischerschen Stils zugleich von dessen Originalität zeugen. Der Verfasser identifiziert sich darin mit dem deutschen Michel, und indem er sich vorstellt und anpreist, verspottet er sich zugleich selbst: „Meine Herren Kapitalisten und Arbeitgeber in Deutschland, ich habe die Ehre mich euch vorzustellen: Ich bin der Mann im Monde. Ich habe mir die Geschäfte von oben angesehen und meine Bürde abgeworfen und komme einmal 'runter. Werdet nur nicht ängstlich, ich bin ja kein Gespenst. Denn ich habe ein warmes Herz für die Arbeitgeber und bin immer bereit, ihnen zu dienen vom Kleinsten bis zum Größten. Für die Meister und Werkführer besteht es mehr aus Mitgefühl und allgemeiner Teilnahme, aber den Ingenieuren und Direktoren steigert es sich noch, daß man sagen kann: Heiße, Heiße! Aber die Generaldirektoren und Kommerzienräte, die Kapitalisten und großen Geldmänner: das ist schier unbeschreiblich, das ist die reine brennende Liebe! Also seid auf der Hut, ich habe es schon gesagt: Der deutsche Michel kommt!

„Meine Herren Juden und Antisemiten in Deutschland, ich habe die Ehre mich euch vorzustellen: Ich bin ein neuer Moses! Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Aber den Jungen will ich ganz was anderes verkündigen: Ich habe keinen Auftrag, euch ins Gelobte Land oder nach Ägypten zurückzuführen, aber der eine ist nicht besser wie der andere, und wenn der Spektakel nicht bald aufhört, da lasse ich euch nicht erst lange durch die Wüste ziehen oder übers Wasser fahren oder gar durchs Rote Meer gehen, sondern ihr könnt diesmal die Backsteine in Deutschland machen, da kommt ihr auf andere Gedanken, dafür garantiere ich!

„Meine Herren Gewerken, Arbeiter und Tagelöhner in Deutschland, ich habe die Ehre mich euch vorzustellen: Ich bin der neue Volkshauptmann! Ich bin in Deutschland der Erste meines Stammes und komme bloß erst auf Probe und bin noch nicht fest angestellt und bestätigt. Ich habe mich von den Bürgern und ihren Meistern und Obermeistern losgesagt, und sie haben mir nichts mehr zu befehlen und sind schon froh, wenn sie mich nicht sehen. Wer von euch Bürger werden will, der kann es getrost tun, das geht mich nichts an und ist mir einerlei, und ich werde nie jemanden daran hindern. Aber weil im Zukunftsstaate oder in der künftigen Gesellschaft die Zentralleitung doch auch nicht überall zugleich sein kann, da habt ihr euch künftig mit allen euren Interessen, Wünschen, Beschwerden und Anliegen zunächst an mich (den deutschen Michel) zu wenden. Ich werde täglich um euch sein und weiß so gut wie andere, wo

euch der Schuh drückt, und stehe euch in allen Nöten bei und zu Diensten, denn das ist meines Amtes. Ich will euch geben, was recht ist; denn ein Arbeiter ist seines Lohnes wert.

„Na, Jungens, ich glaube, ich habe mich genügend vorgestellt. Aber nun seid ihr an die Reihe, denn das geht reihum, und nun sollt ihr euch auch selber einmal vorstellen, aber in Sonntagskleidern. Wer keine hat, kann keine anziehen, aber jeder zieht das Beste an, was er hat. Aber geht nur nicht etwa einzeln los oder truppweise, nein, nein, so meine ich das nicht, denn das ist vergeblich und kann nichts helfen, sondern ich will euch alle einmütig beieinander wissen: Das ganze Volk! Also bereitet euch vor und sammelt euch: Reiche und Arme, Hoch und Niedrig, Vornehm und Gering, Weise und Unweise, Weltliche und Geistliche, Fürst und Bettler, Herr und Knecht, Junge und Alte, Große und Kleine, einer mit dem anderen, alle zusammen: Denn ihr sollt vor dem Herrn erscheinen!" —l.

* * *

Lechthin (Maiheft 1904) ist hier in der „Dramatischen Rundschau" über Bernard Shaws „Candida" berichtet worden. Es wurde gesagt, daß man das Stück recht wohl von verschiedenen Seiten betrachten könne, und daß man wie Candida, die im Bewußtsein ihrer gefestigten Liebe überlegene Frau, auch den jungen Dichter Eugen Marchbanks als Mittelpunkt der Handlung und des Problems ansehen könne. Dann würde das Stück zu einer Tragikomödie der Jugend, einer Jugend, die unter dem ersten tief beschämenden Schmerz ihres Lebens zur Männlichkeit reift. Aus dem ungestümen, sich eben noch so lächerlich überhebenden Schwärmer, der glaubt, mit phantastischen Gefühlsexaltationen eine Ehe, den Lebensbund eines Mannes und einer Frau, aus den Angeln heben zu können, wird ein Erkennender, ein Bescheidener, ein sich selbst Überwindender, ein Reifer. Mit einem Abschiedskuß auf die Knabenstirn weiht ihn Candida zum Mann. Das war „das Ende einer Jugend"; der Mann, der eben geworden, von einer reinen, unantastbar reinen Frau geweiht, wird seinen Weg durchs Leben schon finden.

Nicht zum erstenmal ist die Tragik oder die Tragikomödie der Lebenswende, wo Knabe und Mann, Mädchen und Frau voneinander Abschied nehmen, dichterisch gestaltet worden. An die rührende Gestalt der Hedwig in Ibsens „Wildente" ist schon erinnert worden. Auch Maeterlincks Pelleas, der spielt wie ein Kind, bis er plötzlich im Angesicht des Todes den heiligen Ernst des Lebens und der Liebe erkennt, winkt aus Märchenland herüber.

Zu den dreien, zu dem Norweger, dem Flamen und dem Iren, hat sich nun mit einer zarten, wundervoll reinen und stillen Novelle: **An den Toren des Lebens** (Leipzig, Inselverlag; geh. 2 Mk.) ein Deutscher, Ernst Hardt, gesellt. Er gehört, wenn ich nicht irre, zu dem esoterischen Kreise der Hofmannsthal, Stefan George und Melchior Lechter — ich nenne absichtlich bei den Dichtern auch einen Maler. In der Novelle tritt er nun aber aus diesem weihevoll abgeschlossenen Kreise in fertiger Selbständigkeit heraus. Ein junger Mensch von einer zartbesaiteten Vornehmheit im Fühlen und Denken — Dichter ist er nur soweit, als alle innerlichen Menschen auf der Scheide zwischen Mann und Jüngling Dichter sind — trifft in einem Seebad eine Schauspielerin, die auf der Mittagshöhe ihres Lebens und ihrer Schönheit steht. Ihr Wesen ist wie das einer „morgens gepflückten kühlen Frucht, aus deren Poren schon der Duft und süße Seim der Reife dringt". An ihm entzündet sich die lichte, heitere Jugend Günther von Schadows zur ersten großen, den ganzen Menschen aufwühlenden Liebe. Zwischen Glut und Demut schwankend, umfängt er zum erstenmal mit Bewußtsein das Wunder Weib. „Dann preßten sie noch einmal ihre Lippen aufeinander, sie hörten das Tosen ihres Blutes, das Dröhnen der Steine und das Brausen des Meeres — ohne daß sich ihre Lippen verließen, suchten ihre Augen den Himmel, die Sterne kreisten, und die Erde kreiste und das Meer und ihr Blut. Alles war eins in diesem Augenblick, die Lebendigkeit des Alls war in ihnen und sie in ihm, und was war, war eine große Musik, das Brausen des Meeres, das Dröhnen der Steine und das Tosen des Blutes, und sie ließ wieder seine Lippen, faßte seinen Kopf mit ihren beiden Händen und starrte ihn an." Wie ein See und ein Himmel liegen ihre Augen und ihre Seelen übereinander und ineinander. Eine unermeßliche, einfache, tiefe Glückseligkeit ergreift Besitz von Günther. Aber zu seinen Gefühlen rauscht nicht nur das mitfühlende Meer seine bald wild brausenden, bald schmeichlerisch kosenden Melodien. Auch die Welt, die kleinliche, neidische, hämische, alles verzerrende Welt geigt dazu, und die schrillen Dissonanzen ihrer Entstellungen, Verdächtigungen, Verleumdungen eines großen glühenden Gefühls erfüllen die eben aufgeschlossene Seele des Liebenden mit Haß und Ekel. Wie Eugen Marchbanks, wenn auch auf ganz andere Weise, ist auch er nun sehend geworden. Wirr und wild wogen die Gefühle in ihm auf und ab: Schmerz, Glück, Haß, Sehnsucht, Liebe, Leidenschaft, Verzweiflung tanzen wie Flammen in ihm, und doch weiß er dem allen keinen Namen zu geben. Aus diesem Aufruhr der Seele gibt es keine andere Rettung als kniende Hingabe an ein anderes Ich, in dem das seine sich auflösen kann. Wonne und Qual, Schmerz und Glück fließen ihm nun in eines zusammen, in das große, erschütternde Lebensgefühl. Alles glüht und strahlt an ihm, alles an ihm ist Reife und Erfüllung. Das Gestern fließt mit dem Heute zusammen; wie zwei Schwestern, Hand in Hand, wandeln nun Ewigkeit und Unendlichkeit durch den Raum, „und ihre Kronen waren zwischen den Sternen."

Und „das Gefühl ihrer Vereinigung gab ihnen die gewaltige Freudigkeit des gesunden Lebens, und wie sie lachten, war es schöner, als wie sie gestern weinten. Sie sahen sich auf den höchsten Gipfeln, die ihr Sinn bisher gebaut hatte, und fühlten Zuversicht zu dem, was nun kommen mußte.“ Auch die Menschen und die Alltäglichkeit, die sie zuvor gehaßt, schließen sie nun in den Kreis ihres Glückes und ihrer Liebe ein — was kann sie noch kränken? So geben sie sich einander mit Seele und mit Leib; in diesem Augenblick erst öffnen sich vor dem Manne weit die „Tore des Lebens“ ... Als sie erwachen, sieht die Geliebte ihn mit einem Blicke, dessen tiefe Frauenhaftigkeit ihn verwirrt, lange in die Augen; endlich sagt sie, und ihr Wort hat die selbstvergessene Schwere der Traumworte: „Werde etwas!“ und noch einmal mit großer Innigkeit: „Werde etwas, Günther!“ So entläßt Candida Eugen Marchbanks; hier wie dort fühlen wir, daß dieser Segen und diese Weihe nicht umsonst sein werden.

Ich habe dieser Wiedergabe des Inhalts nichts hinzuzufügen. Wenn sie nicht gar zu stümperhaft ist, wird jeder, der sie gelesen hat, wissen, daß diese Novelle das Werk eines feinen und tiefen Dichters ist. F. D.

* * *

Adolf Brennings **Geschichte der deutschen Literatur** liegt seit kurzem in der zweiten Auflage vor, und in dieser Neubearbeitung (Lahr, Moritz Schauenburg; 776 S., geb. 8 Mk.) darf man sie trotz einzelner Mängel warm empfehlen. Der Verfasser bekleidet ein höheres Schulamt, und dieser pädagogische Beruf verleugnet sich auch in seiner Literaturgeschichte nicht. Die Komposition des Stoffes ist wohldurchdacht, durchsichtig und bestimmt, das Urteil tüchtig und gesund, der Ausdruck einfach, klar und phrasenlos, der ästhetische Maßstab gerecht und charakterfest. Brennings Buch trägt nicht den ausgeprägten, manchmal bis zur Schroffheit und Einseitigkeit getriebenen Persönlichkeitsstempel, der Adolf Bartels' bekannter Literaturgeschichte alsbald ebenso viele begeisterte Bewunderer wie erklärte Gegner bereitet hat; er ist vorsichtiger in der Anwendung der modernen Rassetheorie, vorsichtiger in der Betonung des deutsch-nationalen Standpunktes, aber von beiden Betrachtungsarten zieht er zu gebotener Zeit seinen Nutzen. Der Leitsatz, den der mehr wägende als wagende Verfasser in dieser Beziehung vertritt, läßt sich aus dem Vorwort entnehmen: „Aus der Erkenntnis des Volkstums erst ergibt sich die Möglichkeit der tief eindringenden Erkenntnis des eigenen Selbst.“ Daneben steht der andere, bedeutungsvollere Satz, daß unser Nationalcharakter, dem — auch unsere Kunst lehrt es — der Inhalt immer über die Form ging, es nicht leidet, daß wir uns bei der Würdigung eines Kunstwerkes, wollen wir uns selbst getreu bleiben, mit dem „wie“ begnügen, daß wir vielmehr auch hier oft genug die schöne Seele, das Gemüt, selbst wenn es noch keine seinem Gefühl ebenbürtige Sprache gefunden hat, über den dürftigen Leib setzen müssen. Mit anderen Worten: der wahrhaft historische Beurteiler darf über rohe, unkünstlerische Versuche nicht den Stab brechen, in denen ein tiefes Innere sich zu erkennen gibt; er wird oft Worte des Lobes spenden müssen, auch da, wo die Form es fast zu verbieten scheint, und anderseits da auf Mängel des Werkes hinweisen müssen, wo eine bloß ästhetische Erwägung sich leicht bedenkenlos befriedigt fühlen möchte. Aber der Verfasser ist sich nun auch vollauf der Pflichten bewußt, die ihm diese Grundsätze auferlegen. Er weiß und beachtet, daß ein solches Urteil immer bestrebt sein muß, die Meinung des Lesers für sich zu gewinnen, dadurch, daß es gleichsam vor seinen Augen entsteht und sich nicht etwa mit einem ex cathedra gefällten Bann- oder Segensspruche begnügt. Diese lebhafte Beteiligung des Lesers an dem Gegenstand der literarischen Betrachtung kommt vornehmlich den klassischen Perioden unserer Dichtung — die wissenschaftliche Prosaliteratur wird nur gelegentlich im Zusammenhange mit der poetischen hereingezogen — zugute. Hier finden sich Abschnitte, aus deren Methode namentlich Schüler höherer Lehranstalten weit mehr Nutzen ziehen werden als aus manchen ungleich gelehrteren und geistreicheren Kapiteln anderer, im ganzen gewiß höher stehender Literaturgeschichten. Für die neuere und neueste Zeit freilich muß Brenning diesen fruchtbaren Standpunkt schon des beschränkten Raumes wegen aufgeben. Mit Rücksicht auf den Zweck seines Buches darf man mit dem Verfasser schwerlich darüber rechten, daß er sich nicht hat dazu entschließen können, die älteren Perioden noch energischer zusammenzudrängen, um dadurch mehr Raum für die jüngeren, uns so viel näher stehenden zu gewinnen; aber bedauern wird man dürfen, daß kräftige und bedeutsame Erscheinungen der Neuzeit und Gegenwart gar zu kurz und daher zum Teil auch „diktatorisch“ abgetan werden. Eine bessere Ökonomie hätte hier helfen können. Dichter wie Bulthaupt und Fitger in allen Ehren, aber die eingehende Berücksichtigung, die sie erfahren haben, ist doch wohl nur aus dem Lokalpatriotismus des Bremer Verfassers zu erklären. Dagegen kommen, um nur ein paar, und nicht gerade die bedeutsamsten, Erscheinungen der modernen Literatur zu nennen, Hauptmann, Halbe, Liliencron und Falke viel zu kurz. Im übrigen soll es mit Freuden begrüßt werden, daß diese Literaturgeschichte im wohltätigen Gegensatz zu vielen ihrer Schwestern unserer modernen Literatur gegenüber eine recht freundliche und zuversichtliche Miene aufsetzt. Mit Recht bezeichnet Brenning den Pessimismus als eine „Krankheit unserer Zeit“; zumal in unseren Literaturgeschichten grassiert diese Epidemie, wenigstens sobald sie auf die Gegenwart zu sprechen kommen. Demgegenüber hält unser Verfasser die Hoffnung fest und stellt alle guten Anzeichen dafür ins Licht, daß die großen na-

tionalen Errungenschaften unserer Tage einmal auch dem Leben und Weben der Poesie neuen Glanz zuführen und aus dem augenblicklichen Wirrwarr heraus zur Einheit einer großen nationalen Dichtung hinleiten werden. Diese gesunde Betrachtungsweise allein sichert Brennings deutscher Literaturgeschichte vor vielen ihrer Wettbewerber den Vorzug.

Von Adolf Bartels' bekanntem Buche **Die deutsche Dichtung der Gegenwart** (Leipzig, Ed. Avenarius; geh. 4 Mk.) hat in diesem Jahre bereits die sechste Auflage ausgegeben werden können. Seine Vorzüge, vor allem — neben der mutigen und entschlossenen Betonung des deutschnationalen sowie des Rassestandpunktes — ihr entscheidendes Hauptverdienst: die Würdigung der starken Talente der fünfziger und sechziger Jahre, der Hebbel, Otto Ludwig, Mörike, Gustav Freytag, Theodor Storm, Gottfried Keller, Wilhelm Raabe u. a., sie haben auch heute, sechs Jahre nach dem ersten Erscheinen des Buches, noch eine so wichtige und wertvolle Aufgabe zu erfüllen, daß ihm der erzielte Erfolg von Herzen zu gönnen ist. Zu gönnen auch dann, wenn man, wie der Referent, in vielen Einzelheiten mit dem Verfasser keineswegs übereinstimmen kann, über manche sogar den Kopf schütteln muß. Ein vorsichtigerer und diplomatischerer Schriftsteller als Bartels hätte es gewiß leicht gehabt, diese Steine des Anstoßes, die er selbst als solche gewiß erkannt hat, aus dem Wege zu räumen; statt dessen haut er sie womöglich erst recht spitz zu. Das bezeugt uns seine Hartköpfigkeit, aber auch seine bedingungslose Ehrlichkeit! Noch immer gehört heutzutage Mut und Selbständigkeit dazu, gegen gewisse Modegrößen, seien sie von gestern oder von vorgestern, Front zu machen und an ihre Stelle Leute zu setzen, die ihre eigenen, oft ganz einsamen Wege gehen. Freilich schießt Bartels bei dieser heilsamen Auflehnung gegen die Modeneigungen der Zeit manchmal auch übers gesunde Ziel hinaus. So — nur um dies eine Beispiel ist es mir zu tun — wenn er gegen den Erfolg des „Jörn Uhl" rebelliert. Gewiß, wir haben Raabe, und wir haben vor ihm den großen Jeremias Gotthelf, mit denen Frenssen sich nicht vergleichen kann. Aber sollte man sich nicht einmal neidlos und uneingeschränkt freuen können, wenn nach all den falschen Götzen, die die literarische Mode auf den Thron gehoben hat, endlich einmal ein so echtes, gesundes, tüchtiges und deutsches Talent von der Gunst des Publikums ausgezeichnet wird wie der Dichter des „Jörn Uhl"? Hier wird, scheint mir, gerade für ein Buch, das wie das Bartelssche so stark seine erzieherischen Zwecke zur Schau trägt, das wirksame Mittel der Anerkennung und Aufmunterung Gebot ... Zünftige Literarhistoriker haben oft ihre nachdrücklichen Zweifel geäußert, ob eine Literaturgeschichte der Gegenwart überhaupt möglich sei. Streiten wir uns nicht um Begriffe und Worte: eine „Geschichte" im eigentlichen Sinne vielleicht nicht, aber möglich, notwendig und allgemein begehrt ist ein Führer, ein Wegweiser durch die Gegenwartsliteratur — der Erfolg des Bartelsschen Buches beweist es. Dieser Erfolg aber gehört dazu, wenn ein solches Werk von lebendiger Wirkung bleiben soll: eine neue Auflage zum mindesten in jedem neuen Jahre, nur so kann solch Buch ein treuer Spiegel seiner Zeit bleiben. Was sonst eine Gunst, das ist hier eine Notwendigkeit. Wir dürfen vertrauen, daß dieser stete Erfolg und damit die stete Erneuerung und Ergänzung dem Buche von Bartels nunmehr gesichert ist. R. U.

* * *

Auch die populäre Darstellung naturwissenschaftlicher Forschungen, Fortschritte und Probleme hat sich mittlerweile zu einer Kunst ausgebildet. Nach mannigfachen Mißgriffen, die ebensowohl ins Extrem der allzu exakten Wissenschaftlichkeit wie der allzu simplen Verdeutlichung und Vereinfachung ausschweiften, haben wir heute einen Stab und Stamm kundiger und wohlgeschulter Schriftsteller, die die allgemeinverständliche Darstellung naturwissenschaftlicher und technischer Gegenstände für den Durchschnitt der gebildeten „Laien" zu einem Beruf und einer Art Meisterschaft ausgebildet haben. Ein neues literarisches Unternehmen der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart hilft die stattliche Zahl derartiger gemeinverständlicher Einzeldarstellungen aus Naturwissenschaft und Technik, über die wir Deutschen bereits verfügen, um zwei weitere glücklich vermehren. Der **Physik des täglichen Lebens** gilt der erste Band dieser Sammlung. Prof. Leopold Pfaundler, Hochschullehrer der Naturwissenschaften an der Universität Graz, behandelt in einem mittelstarken Bande von etwas über 400 Seiten (geb. Mk. 7,50) in einfacher, leichtverständlicher Weise alles, was aus dem weiten Reiche der Physik in unser tägliches Dasein, Leben und Wirken eingreift. Der Verfasser hat recht, wenn er im Vorwort geltend macht, daß für den aufmerksamen und denkenden Beobachter das tägliche Leben in Stadt und Land, zu Hause wie in der freien Natur, in der Küche wie an den Stätten der Industrie so zahlreiche Anknüpfungspunkte bietet, daß die Möglichkeit nicht ausgeschlossen erscheint, unter der Führung eines kundigen Lehrers auch auf diesem Boden physikalische Kenntnisse annähernd in dem Umfange zu erwerben, wie man sie von jedem Gebildeten fordern darf. Aber was nützen diese Beobachtungen, wenn nicht ein Erklärer und Lehrer zur Hand ist, der die Erscheinungen auf ihre wissenschaftlichen Gründe zurückführt und sie zu anderen verwandten oder ähnlichen in Beziehung setzt. In Pfaundlers Buch begrüßen wir diesen ebenso nützlichen wie notwendigen Helfer. Man braucht nur etwa die Abschnitte über den Bau und die Einrichtung des Auges, über das Licht, die Wage, die Gase, die Farben usw. zu lesen, um sich davon zu überzeugen, in welch hervorragender Weise der Verfasser seine

schwierige Aufgabe gelöst hat. Sein Buch ermöglicht es in der Tat einem jeden, ohne weitere wissenschaftliche Vorkenntnisse die schwierigsten Probleme der Physik verstehen zu lernen und sich über alle physikalischen Erscheinungen des täglichen Lebens klar zu werden. Außerordentlich geschickt ausgewählte Beispiele aus Haus und Küche, Stadt und Land, aus der freien Natur wie aus den Stätten der Industrie beleben die Darstellung und machen sie, in Verbindung mit den durchweg exakt und klar ausgeführten 464 Abbildungen, so anschaulich wie nur möglich.

Dem Gelehrten reicht der wissenschaftlich gebildete Praktiker die Hand. Der zweite Band der Sammlung, der **Unter dem Zeichen des Verkehrs** steht (283 Seiten mit 180 Abbildungen; in Leinw. geb. 5 Mk.) und sich also vornehmlich mit dem Dampf und der Elektrizität beschäftigt, ist von dem kaiserlichen Oberpostinspektor Otto Jentsch bearbeitet, einem Manne, der seit einer Reihe von Jahren alle Fortschritte auf dem Gebiete des höheren Verkehrswesens mit Sorgfalt und Gründlichkeit verfolgt hat. Nach einer allgemeinen, schnell orientierenden Übersicht bespricht der Verfasser zunächst die Fortschritte der Post und Telegraphie, so vor allem den Schnelltelegraphen von Pollag und Virág, das deutsch-amerikanische Telegraphenkabel und die Funkentelegraphie. In dem folgenden Abschnitt, der der Entwickelung des Fernsprechers gilt, werden die Abhandlungen über Ozean- und Lichttelephonie, sowie über den Telephonographen ganz besonderes Interesse erregen. Die den Eisenbahnen gewidmete Abteilung führt uns deren technische Errungenschaften bis zur Gegenwart vor, also auch die Dampf- und die elektrischen Schnellbahnen, die Schwebebahnen, die gleislosen elektrischen Bahnen usw. Mit der Entwickelung der Schiffahrt, dem Wachsen der Handelsmarine und dem Ausbau der zu ihrem Schutze notwendigen Kriegsmarine befaßt sich der letzte Abschnitt, in dem auch die neuerdings so viel besprochenen Unterseeboote nicht fehlen. Den Abbildungen, so gut sie ausgewählt und zusammengestellt sind, möchte man manchmal größere Schärfe und Klarheit wünschen. Zuweilen scheinen Druckstöcke verwendet zu sein, die schon vorher reichlich angestrengt worden waren. J. E.

* * *

Im Anschluß an den Preller-Aufsatz dieses Heftes geben wir unseren Lesern einige Notizen über gute Reproduktionen nach Werken des Weimarer Meisters, die für Kunstfreunde von Wert sein werden. Die Weimarischen Gemälde sind in farbiger Wiedergabe bei Bruckmann in München erschienen; zwei Blätter daraus haben unseren Bildern als Vorlage gedient. Als Ergänzung dazu mag der von Max Jordan im Verlage von Alphons Dürr in Leipzig herausgegebene, in schönen farbigen Steindrucken reproduzierte Figurenfries zur Odyssee dienen. — Gute Reproduktionen nach den Wandbildern im römischen Hause finden sich in der Veröffentlichung „Das römische Haus“ von Julius Vogel (Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Ein „Italienisches Landschaftsbuch“ mit zehn Prellerschen Originalzeichnungen (mit Text von Max Jordan) hat gleichfalls Dürr in Leipzig verlegt. Um die Verbreitung Prellerscher Werke hat sich ferner in dankenswerter Weise der „Kunstwart“ mit seinen populären Unternehmungen verdient gemacht. Er hat zu Prellers 100. Geburtstage eine Volksausgabe der „Bilder zur Odyssee“ veranstaltet, die alle 16 Kompositionen (in Meisterbildformat; Preis 3 Mark) wiedergibt. Als Seitenstück zu dieser Odyssee-Publikation erscheinen gleichzeitig die zwölf „Bilder zur Ilias“ von Preller dem Jüngeren (Mk. 2.50). Aber auch die „Nordischen Landschaften“ Prellers des Älteren sind in einer besonderen Mappe (Preis 3 Mk.) zusammengestellt worden, um den Meister einem größeren Kreise einmal von einer Seite zu zeigen, die neben seiner Odyssee-Malerei gewöhnlich unberücksichtigt bleibt. Alle diese zuletzt genannten Veröffentlichungen sind im Verlage von Georg D. W. Callwey in München erschienen.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau
unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom).
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

August
1904

Westermanns
Illustrierte Deutsche
Monatshefte

XCVI. Band
Heft 575

Frau Rübezahl

Novelle

von

Luise Algenstaedt

(Nachdruck ist untersagt.)

Warum er mit seiner Mutter in die Karpathen gegangen, wurde mir bald klar; er suchte die Einsamkeit und das Schweigen, das ihre finsteren Wände einschließen. Ein fast leidenschaftliches Verlangen nach einer anderen Sprache als Menschensprache erfüllte ihn während dieser Unterbrechung seiner Berufsarbeit, und darin stimmte er mit seiner Mutter überein. Sie waren seit fast einem Jahrzehnt Stammgäste und wußten, was hier zu finden ist: eine Ahnung göttlichen Alleinseins! Ja — statt des Lärms der Kultur: die uralten Neuigkeiten, welche die herabstürzenden Bergwässer berichten vom majestätischen Wandeln und Weben droben, und die erstarrten Klänge des ewigen Schöpfungsliedes in Schründen und Klüften! Und hin und wieder kräftige, wanderselige Menschen, welche die Andacht nicht stören.

Und doch auch von diesen nicht zu viele. Stundenlang wandert man auch während des Hochsommers zuweilen in dieser Bergwildnis, ohne einem Menschen zu begegnen. Hier ist das Schweigen zu Hause, und wir paßten uns der Hausordnung an.

Sein besseres Teil, seine Mutter, um derentwillen ich mitgegangen war, und die bis vor kurzem noch zahlreiche Hochtouren mit ihm ausgeführt, blieb mit ihren zweiundsechzig Jahren diesmal von den schwierigsten Ausflügen zurück. Von dem Standquartier aus, das wir abwechselnd in den verschiedenen gastwirtschaftlichen Ansiedelungen längs des Klotildenweges aufschlugen, pflegte sie uns zu dieser oder jener Schutzhütte hinauf zu begleiten und dort unsere Rückkehr zu erwarten. Denn ich sollte und mochte nicht auf den Vorzug verzichten, in der kundigen Hut ihres Sohnes einige der schönsten Aufstiege mitzumachen.

Als er und ich den ersten Tag gemeinsam zurückgelegt, hatten wir uns vorläufig ausgesprochen, ein weniges von uns geredet und — in dem Bewußtsein, daß es Wichtigeres und Schöneres gebe als wir — ein langes und breites von den Zielen der weiteren Welt, und hatten erkannt, welche Richtung seit einstmals, wo er ein Junge und ich ein schon erwachsenes Mädchen war, unser Sinn noch immer ging. Ja an diesem ersten Tage vergaßen wir manchmal, daß wir der und die waren, und in reinen Höhen flatterten unsere Geister umeinander wie spielende Vögel. Dabei jedoch war er noch immer der Lehrende wie einst, wo wir „Rabbi und Schüler" spielten — er ein kleiner, begabter Faulpelz und ich, auf den Spaß eingehend, eine von denen, welche lernend „die Weisen bedienen." Und wie

Digitized by Google

der morgenländiſche Lehrer, wenn es eine Frage von höchſter Wichtigkeit galt, wohl von ſeinem Eſel ſtieg, um unter einem Ölbaum ſich mit ſeinem Hörer zum Geſpräch zu lagern, ſo mußten auch wir an dieſem Tage uns zweimal in den Windſchatten eines mächtigen Felsblockes niederſetzen, damit Erich, der Doktor, mir den genaueſten Sinn ſeiner Meinung faßlich mache. Möge es ihm gelungen ſein!

Damit jedoch waren wir zu etwas Beſſerem gelangt, nämlich — daß wir auch miteinander ſchweigen konnten. Ja, damit fing erſt unſere alte Freundſchaft wieder an, daß wir uns des Beiſammenſeins freuen konnten, ohne zu ſprechen.

Wir waren vom „Schleſierhauſe", wo die Mutter zurückblieb, auf den „Polniſchen Kamm" gegangen, weil ich mir vorerſt von dieſem vorzüglichen Ausguck herab einen allgemeinen Begriff von dem Bau des Gebirgsſtockes verſchaffen ſollte. Obwohl Erich dieſen ungefährlichen Weg auf das genaueſte kannte, hatten wir einen Führer bei uns, denn Mutter und Sohn waren Freunde dieſer treuen Geſellen, die manchen Tag vergeblich auf Beſchäftigung hoffen, und betrachteten die Mitnahme eines von ihnen — ſelbſt zu den leichteſten Hochtouren — als eine freiwillige Steuer von ihren Bergfreuden.

Als wir beim Anſtieg den Felkerſee paſſiert hatten und auf den wohlgeſchichteten Felſen des „Schleſierweges" den ſteilen Serpentinen hinan zu folgen begannen, bemerkten wir hinter uns einen Touriſten, der uns allmählich einholte, grüßte, ſeinen Gang mäßigte und nun dicht hinter uns herging. Von dem Winkel einer Kehre warf er uns eine Bemerkung über den Weg zu und eine Frage nach unſerem Ziel. Er war ein ziemlich kleiner, ſchmächtiger Menſch mit auffallend hübſchem Geſicht und ziemlich langem, hellblondem Haar, den ich ſchon in Tatrafüred im Kaffeehauſe und unterwegs bei einer anderen Geſellſchaft flüchtig beachtet hatte.

Doktor Erich richtete von obenher ſeine kurzſichtigen Augen auf ihn und gab die Auskunft artig, aber nicht übermäßig wortreich. Ich wußte, daß er gegen jedwede Begleitung, welche ihn zum Geſpräch nötigte, zu kräftigem Widerſtande geneigt war. Der Fremde bemerkte jedoch vergnügt: „Ich hoffe, die Herrſchaften haben nichts dagegen, wenn ich mich ein Weilchen anſchließe — ‚es ſucht der Menſch Genoſſen ſeiner Freuden.'"

„Aber bitte," rief mein Freund zurück, „wir haben den Weg nicht gepachtet. Der Karpathenverein ſorgt für alle ſeine Kinder."

„Das freilich — aber Sie ſind dennoch ſehr gütig. Geſtatten Sie —" Sein Name folgte, blieb mir jedoch unverſtändlich. Es war ein Geröll von ſpitzen Vokalen und Ziſchlauten und klang vierſilbig. Erich zog ſeinen Filz und erwiderte die Förmlichkeit ſo knapp wie möglich und nur für ſich ſelbſt. Es war mir ſchon recht, daß er mich unerwähnt ließ, denn ein näheres Bekanntwerden wünſchte auch ich um ſeinetwillen zu vermeiden. Damit wandte er ſich, den Zickzackweg' weiter zu verfolgen.

Als Zweiter ging der Führer — dann kam ich, jeder vom anderen etwa um den Raum einer Kehre getrennt. In doppelter Entfernung hinter mir war der Fremdling. Halblaut fragte ich unſeren wackeren Hundries: „Kennen Sie ihn?"

„Was wolld ich's nech? Sainen Namen kann ich nech behalten, ober ich kenne ihn wohl — zu dienen! Er geht nie allein, obgleich er keine ſchweren Touren macht. Er ſitzt in den Schutzhütten herum und horcht auf, wo eine Partie verabredet wird — dann ſchließt er ſich an. Wird ihm das Klettern zu arg, blaibt er zurück. Ober auf den Kamm wird er itzt wohl mitkommen — das laiſtet er noch grade."

In den Tagen vorher war hier oben leichter Schnee gefallen und hatte, vom Winde getrieben, die Ecken des Pfades ausgefüllt, ſo daß man — um nicht wie ein Maultier auf der Außenkante zu gehen — oft bis an die Knie hineintreten mußte. Stellenweiſe, wo die engen Kehren von einer gleichmäßigen weißen Decke unkenntlich gemacht worden, nahm der Führer den Weg über das lockere Steingeſchiebe direkt aufwärts, indem er mich hinter ſich herzog. Der Fremde blieb einigemal ſtehen, als überlege er, ob er noch weiter mitgehen ſolle, und wurde darüber noch mehr zum Nachzügler. Wir waren grauſam genug, keine Notiz mehr von ihm zu nehmen.

Kurz unter der Höhe des Sattels war eine Stelle zu passieren, wo es einer gewissen Herzhaftigkeit bedurfte. Der schmale Pfad — nach außen abschüssig und glatt vom Schnee — hatte oberhalb jäh aufsteigenden Fels, der keinen Halt gewährte. Zur anderen Seite fiel der Blick über eine steile Wand Hunderte von Metern hinab.

Der Doktor hielt an, um zu sehen, wie ich mich damit abfinden werde. Darüber kam auch der Fremde in Sprechweite und fragte, ob die Sache bedenklich sei.

„Mit genagelten Schuhen hat es nichts zu sagen."

„Nun, dann ist es diesmal nichts für mich. Ich habe leider versäumt, nageln zu lassen, da ich an Neuschnee nicht dachte. Es ist aber doch wunderbar hier — was? Wundervoll — diese Linien — großartig schön! 's gibt doch nur eine Tatra."

„Leider — sonst wünschte ich mich momentan in die andere," versetzte mein Jugendfreund unwirsch.

Der Blonde fand keine Spitze darin.

„Schöner als die Dolomiten — meinen Sie nicht auch?" Er fuhr fort von dem zu schwatzen, was jeder an solchem Orte lieber allein empfindet. „Ich freue mich, wenigstens soweit mitgegangen zu sein. Es ist, als hätte der Dichter es von dieser Stelle gesungen:

Am Abgrund leitet der schwindligte Steg,
Er führt zwischen Leben und Sterben.

Soweit Schiller. Ich habe soeben ein paar Verse hinzugesetzt —"

Wir sahen ihn erschrocken an, aber er fuhr mit einer großen, deutenden Handbewegung unbeirrt fort:

„Am Abgrund hebt sich der Polnische Kamm;
Er zeigt uns den Schrecken der Berge.
Den Löwen macht er zum bebenden Lamm,
Den Riesen der Täler zum Zwerge."

„Lamm? Aber weshalb machen Sie sich jünger?" warf der Doktor boshaft ein.

„Ja, meine Herrschaften, es ist nicht zu leugnen — man verliert sehr zwischen diesen Maßen."

„Und nicht allein körperlich."

Der Fremde hatte deklamierend den rechten Fuß unvorsichtig aus dem Schnee geholt und auf einen Stein gestellt; nun sah ich, daß er dicke, genagelte Sohlen trug. Er hatte also einen unwahren Vorwand gebraucht.

„Kennen die Gnädige vielleicht meine Gedichte?" wandte er sich an mich mit einem beinahe gewinnenden Ausdrucke des Hoffens.

„Möglicherweise — wenn Sie mir Ihren Namen wiederholen wollen? Ich verstand ihn nicht genau."

Er nannte ihn noch einmal, doch mit nicht besserem Erfolg. Er klang so in sich unbekannt, so unmöglich, daß schon die bloße Zumutung, ihn längere Zeit im Gedächtnis bewahrt zu haben, mir Unbehagen machte. „Ich bin Deutsch-Pole; mein Vater ist in Schlesien ansässig."

Bei diesem Zusatz wandte sich der Doktor rasch nach ihm um und sah ihn sehr forschend an.

Ich erwiderte kurz: „Nein — Ihre Gedichte kenne ich nicht" und unterließ jeden mildernden Zusatz. Seine Harmlosigkeit reizte mich.

„Würden Sie vielleicht ein Interesse daran nehmen?"

„Nein!" rief unser Vordermann heftig, griff an seinen Hut und überschritt rasch die bedenkliche Stelle, als hoffe er, damit sich in Sicherheit zu bringen. Ich folgte und der Führer dicht hinter mir, um mir nötigenfalls einen Halt bieten zu können. Von drüben sah ich zurück. Der Unnennbare machte keine Miene, es uns nachzutun, sondern sah so unglücklich aus, als seien ihm die unterdrückten Verse nach innen geschlagen und verursachten ihm ernste Beschwerden.

Ich bedauerte unsere Unfreundlichkeit, jedoch ein versöhnendes Wort war nicht mehr möglich. Wir verloren ihn rasch aus den Augen, denn der Pfad schlang sich nun ziemlich exponiert, aber durch Ketten gesichert, am Felsen entlang nach rechts.

Zehn Minuten später standen wir auf dem Kamm, unterschieden die jäh zerrissenen Gipfel der Bergriesen in Ost und West, sahen in die schwindelnden Tiefen des Poduplaski- und des Bialkatales hinab, ließen nach Süden den Blick über die Zipser Ebene zu den blauen Bergzügen der „Niederen Tatra" schweifen und im Norden weit nach Galizien hinein, aus dessen dunstigen Fernen weit und immer noch weiter her weiß-

schimmernde Kirchtürme die Ortschaften verrieten.

Als wir auf dem schmalen Raume hinter dem mächtigen Felsblock schweigend unser Frühstück verzehrt hatten, begann Erich an den Rändern nach seltenem Steinbrech zu suchen. Er ließ sich das Dienstbuch des Führers geben, bescheinigte ihm darin, daß er ihn der Verantwortung für seine Sicherheit enthebe, und klomm an der Seite zum Gefrorenen See einige Meter hinunter zu einer hier erspähten kleinen Pflanzenansiedelung. Es war nicht angenehm für meine Neulingsaugen, und ich wandte sie angelegentlich in die entgegengesetzte Richtung, bis er mit seiner Beute wieder erschien.

Beim Hinabgehen fragte er mich nachdenklich, ob der junge Dichtermeister blaue oder braune Augen gehabt habe. Ich konnte es nicht mit Sicherheit sagen. Erklärend setzte er hinzu: „Er erinnert mich an einen Menschen, der mir vor Jahren das gebrannte Herzeleid angetan hat — vielleicht aus Dummheit! Und doch konnte ich es ihm bis heute nicht vergessen, denn es hat damals zu grimmig geschmerzt. Die Sache ist gegenstandslos geworden, und ich habe ihn aus den Augen verloren. Aber daß er Schlesien nannte, machte mich stutzig. Ist er's, dann ist dies bebende Lamm auch in den Tälern kein Löwe! Einen zungenbrecherischen Namen hatte er auch — der ist mir entfallen."

Ich fragte, ob er mir das Vorkommnis andeuten wolle.

„Nichts Welterschütterndes. Es war nur eine Primanerliebe — freilich eine, über die ich niemals lachen werde. Er — dieser Mensch — war ein bildhübscher Junge mit einem Dutzend geselliger Talente, darunter das Schwatzen und das Versemachen. Das benutzte er wacker, um mich auszustechen. Er hieß bei uns der „Troubadour". Seine öligen Gedichte und die Spottverse über mein Aussehen, mein Auftreten und meine ungewandte Sprechweise taten durch ihre Hartnäckigkeit schließlich Wirkung. Dazu war er sehr reich — das gab ihm in vielen kleinen, nicht unwesentlichen Äußerlichkeiten einen vorteilhaften Rahmen. Schließlich brach sie einmal beim Schlittschuhlaufen durch das Eis — mit einer Freundin. Er stob davon und sah vom Ufer aus zu, wie ich platt liegend mich heranschob und Hilfe brachte. Am anderen Tage hat er ihr eine Ode frei nach Klopstock, ‚Der Schlittschuhlauf', übersandt, in welcher er seine unendliche Liebe schilderte und mein Verhalten — wie ich mit den Beinen gezappelt habe — lächerlich machte." Er lachte. „Vielleicht daher ist mir eine ausgeprägte Abneigung gegen Schwatzhaftigkeit geblieben und auch — gegen Lyrik, sofern sie unwahr ist."

Ich äußerte mich mit Vorsicht dahin, daß auch das Mädchen mir kaum seines Schmerzes würdig erscheine. Er entschuldigte sie nachdrücklich, doch gedachte er der jetzt Verheirateten offenbar mit mehr Ruhe als dessen, der ihm den Streich gespielt. Mehr als die einst geliebte Person schien es das Stück Jugendglück und Jugendleid — und sein eigenes einstiges Ich inmitten des allen — zu sein, das er nicht entweiht sehen wollte. „Er hat mich zuerst den bitteren Schmerz kennen gelehrt. Das war die erste schrille Dissonanz! Sie hat sich aufgelöst, doch ich glaube, dadurch ist mir das Tönen im Gemüt aufgewacht und das Suchen nach edler, schöner Stimmführung in den Ereignissen um mich."

Er war ein tief musikalischer Mensch und hatte es neben seiner Berufsarbeit auf dem Cello fast zur Meisterschaft gebracht.

„Ich bin eigentlich viel glücklicher seitdem, denn die Welt ist ja voller Musik! Drunten wird sie nur totgelärmt, und die wenigsten können hören. Die meisten Seelen haben keinen Resonanzboden." Er drehte sich um und zeigte auf den Weg, den wir herabgekommen waren. „Ist hier nicht alles instrumentiert? Wem schweben nicht aus dem Grün der Rasenhänge Geigentöne entgegen — schwimmende Melodien auf dem bewegten dunklen Meer eines Orchesters von großschrittigen, tieftönigen Instrumenten? Wer hört nicht da von den orgelpfeifenartigen Pflöcken der Granitwand eine brausende Kirchenmusik und von den Höhen Trompetengeschmetter — an einem so jubelhellen Tage wie heute? Und von den Blumen hier — Gesang? Feine Kinderstimmen — klein, aber klar und genau."

Wir waren im „Blumengarten" angelangt und hielten uns mit dem Suchen nach

Alpenglöckchen ein wenig auf. „Ach, Ihnen hängt der Himmel noch voller Geigen.“

„Ja — und sie spielen mir auch. Das danke ich wirklich dem — Elenden von damals! Durch den großen Schmerz gab er meiner Seele Resonanz. Der Schmerz machte mich eine Zeitlang still und menschenflüchtig, und — siehe da — da fing das Klingen an, und seitdem kann ich das Zuhören nicht lassen. Bis dahin hatte ich, wie alle, zuviel gelärmt.“

In der Nähe des „Ewigen Regens“ trafen wir auf die Mutter, die uns langsam entgegengegangen war. Sie kannte hier Schritt und Tritt, als wäre es ihre Stube. Ihr volles, gerötetes Gesicht strahlte uns liebend entgegen, und durch ihre Brillengläser hindurch erkannte ich ein innerliches Frohlocken, das noch mehr zu bedeuten schien als ihre gewohnte Heiterkeit. „Meinetwegen hättet ihr noch länger wegbleiben können,“ rief sie, „ich habe mich ohne euch sehr gut unterhalten.“

„Haben Sie interessante Bekanntschaften gemacht?“

„Hast du mal wieder ‚Mutter‘ gespielt?“

„Das erstere — ja. Das zweite soll noch besser kommen.“ Sie hängte sich an ihres Sohnes Arm, und wir mäßigten unsere Gangart so, wie es ihrer Fülle bequem war. „Ich hab’ einen sehr eigentümlichen jungen Mann kennen gelernt — so einen mit seinen besonderen Nöten, obwohl er sehr munter sein wollte! Er tut mir recht leid, doch ihm kann geholfen werden. Eine Stunde lang hat er mir erzählt — er war heute früh schon auf der Visoka.“

„Doch nicht der blonde Salonälpler, der uns auf dem Schlesierwege nachkam? Hat er sich auch an dich herangedrängelt?“

„Wahrscheinlich derselbe. Aber nichts da von Andrängen! Ich hab’ ihn so nach meiner alten dummen Gewohnheit angeredet, weil er mit einem unglücklichen Gesicht dasaß. Ich hab’ ihn gefragt, weshalb er in die Berge gekommen wär’, etwa um nachzusehen, ob es wahr ist, was Seiffert und der große Daniel ihm im Geographieunterricht von den Karpathen erzählt haben. Da lacht er und wird ganz zutraulich und erzählt mir mehr von sich, als ich wissen will.“

„Und deklamiert Verse, nicht? Ach Mutterle, du hast sie alle am Rock.“

„Und immer erzählen sie mir ihre traurigen Sachen, das ist wahr! Sie könnten doch denken, daß ich selbst gern froh bin! Aber nun ist er froh, und ich sitz’ mit seinen Geschichten. Grad’ als wenn dies hier eine Grube wär’ mit einer Tafel: ‚Hier kann Schutt abgeladen werden‘ — von Sorgen, Ärger und Kummer! Alle bringen sie ihre Karre daher.“ Sie sah jedoch aus, als bedrückten diese Dinge sie sehr wenig. „So tun die Eingeborenen — und so tun auch die Touristen.“

„Und meine Mutter läßt sie ruhig bringen und packt ihnen die Karre mit Lebensmut wieder voll.“ Der Doktor lachte, umschlang sie und legte im Gehen seine Wange an die ihre. „Sie weiß immer Rat — sie kennt Weg und Steg, ist überall und nirgends — sie beschützt die dienenden Geister, als sei sie ihr oberster. Weißt du, wie sie dich hier nennen? Ich hab’ es neulich erhascht — drunten, als du in den Speisesaal kamst: Frau Rübezahl! Das geht von einem zum anderen, und Hundries, den ich fragte, kennt den Namen auch. Was sagst du dazu?“

„Nehmt euch in acht, was Rübezahl heißt, läßt sich nicht necken.“ Ihre Augen wurden groß und drohten schalkhaft.

„Wie heißt er denn, dein neuer Schützling?“

„Hat’s gesagt, aber der Name war zu schwer für mich.“

„Und was hatte er auf der Karre?“

„Das ist Beichtgeheimnis.“

„Ist es der, den wir trafen, so hat er dir mit der Visoka was vorgeschwindelt.“

„Ich sagte ja, daß er in Nöten steckt.“ Die Mutter sah ihn strafend an.

„Schwindelt man sich auch Hochtouren aus Not zusammen?“

„Ein krankes Selbstgefühl erfindet die sonderbarsten Schmuggelwege.“

„Wenn der muntere Unglückliche noch drinnen sitzt, so hätte ich Lust, draußen zu bleiben. Er ist imstande, uns noch mehr seiner Gedichte frei nach Schiller herzusagen — etwa einen ‚Gang nach dem Stahlhammer‘ oder ein ‚Lied von der Klingel.‘“

„Er ist den Bach abwärts gegangen. Er sagte, er wolle einige Gedanken notieren.“

„Das ist recht — seltene Vorkommnisse soll man aufzeichnen."

„Ich habe für den Führer an unserem Tische mit aufdecken lassen," sagte die Mutter halblaut zu mir. „Das ist so unsere Gewohnheit — hoffentlich ist es dir recht. Wer mein Kamerad auf Tod und Leben ist, kann auch mit mir essen."

Etwas später saßen wir vor den „Backhandeln", welche ihre Güte uns verordnet hatte, und Hundries mit uns; vielleicht wäre er lieber mit seiner Portion allein gewesen. Die Mutter und er waren in früheren Jahren manch liebes Mal miteinander gestiegen, und sie hatte sich ihm und manchem anderen Führer und selbst ihren Familien drunten in der Poprádebene oftmals als guter Berggeist erwiesen. Er gab seine Antworten in der stillen, sorgfältigen Weise, die spricht, als spräche sie unterm Eide.

Ich wußte, wie Frau Rübezahl ihr Reisebudget einzuteilen pflegte, um Dienste reichlich belohnen und hier und dort Freude säen zu können. Statt in bequemen Gastzimmern, wie das natürlich vorgesehen war, übernachtete sie stets gleich mir und oft mit mir in den einfachsten Touristenstuben. Und selten benutzte sie einen der bequemen Fiaker mit den erstaunlich raschen Pferden. Ohne sich irgendwelche Askese aufzuerlegen, machte sie sich zugunsten ihrer Schützlinge in der Stille ganz beträchtliche Abzüge. Wie eine Sonne über Gerechte und Ungerechte, ging sie jeden Morgen mit wolkenlosem Angesichte für uns auf und erhellte und belebte aller Mienen, wenn sie in den gemeinsamen Raum trat. Es war, als ob ihr Wurzeln in guten, großen und selbstvergessenen Gedanken der Zeit die Macht über sie genommen hätte. Und von einer kleinen, scherzhaften Wechselrede aus kamen auch die Leute im Gespräch mit ihr oft im Nu auf die allerwichtigsten Dinge und schienen etwas wie innerliche Erhebung und Befreiung mit hinwegzunehmen. Ich hörte niemals eine Bemerkung von ihr, die es nicht wert war, ausgesprochen zu werden. War es auch nicht immer hohe Weisheit, so war es doch nicht weniger schön und lieb.

Schon beim Eintritt hatte ich in einer Ecke bekannte Gesichter gesehen, und bald machte auch die Mutter uns auf diese aufmerksam. „Ich habe mir inzwischen was Hübsches betrachtet," sagte sie leise. „Seht dort — die ‚zweckmäßige Familie'."

Erich, welcher der Gruppe den Rücken zukehrte, wandte nach einer Weile den Kopf und wechselte bald danach unter einem Vorwande seinen Platz, so daß er sie bequem vor Augen hatte. Es waren Leutchen, welche uns schon bei unserer Ankunft in Felka aufgefallen waren — zunächst wegen ihrer ausgesucht praktischen, einfachen und kleidsamen Ausrüstung, dann aber auch wegen ihres sympathischen Auftretens.

Auf der Schlafbank, welche rings um den holzgetäfelten Raum läuft, saß die große, kräftige Gestalt des Vaters. Die Mahlzeit war beendet; er schmauchte schweigend ein winziges Pfeifchen und beobachtete mit dem Gesicht eines heiteren Weisen, was um ihn vorging. Die Gattin neben ihm — klein und zart gebaut — suchte emsig auf der entfalteten Gebirgskarte. Die Tochter, welche mehr dem Vater ähnelte, saß auf einem Holzstuhl und sah ebenfalls stumm und frohgemut um sich. Irgend von blendender Schönheit war sie nicht — im Gegenteil: ein wohltuender Anblick. Unwillkürlich sah ich öfter hinüber, wobei sie mir jedesmal noch anziehender erschien. Sie hatte eins der reinlichen, von innen erhellten Gesichter von edler Linienführung und jenen leichten Spuren und Zügen, welche achtzehn bis zwanzig Jahre reinen und frohen Denkens und warmen, lebhaften und unschuldigen Gefühls hineinprägen; eins der Gesichter, die man bei wohlbehüteten Mädchen nicht selten findet, dennoch aber auch ihr Eigenes darin, das sie mit keiner Klasse teilte. Diese drei saßen mindestens schon eine halbe Stunde, ohne daß ich ein einziges Wort von ihnen gehört hatte, und doch maulten sie nicht miteinander.

Erich ließ seine Augen fleißig denselben Weg wandern, und während seine Mutter mit dem Führer sprach, schien er mehr nach dem Schweigen der anderen hinüberzuhorchen. Als Hundries plötzlich eine Frage an ihn richtete, hatte er keine Ahnung, wovon die Rede war.

Ein Herr, welcher schon eine Weile von uns abgewandt vor der Veranda gestanden und die Wände der Gerlsdorfer Spitze durch

ein Fernrohr betrachtet hatte, kam jetzt herein. Es war unser Begleiter vom Morgen. Er grüßte die Mutter ehrerbietig und sah aus, als erwarte er eine Aufforderung von ihr, bei uns Platz zu nehmen. Diese zeitigte ihre Güte jedoch nicht, und gar Erich setzte eine so unwirtliche Miene auf, daß der junge Mann sich etwas verlegen zurückzog und an einem Tische neben der „zweckmäßigen Familie“ sich niederließ.

Diese hatte er nicht so bald ins Auge gefaßt, als er wieder aufsprang und — scheinbar auf einem früheren Begegnen fußend — sich nach der Tour erkundigte, welche die Herrschaften heute gemacht. Dann zog er seinen Stuhl so weit vor, daß er fast in die Gruppe hineinragte. Er verglich die Touristik der Tatra mit derjenigen der Tiroler Dolomiten und beschrieb einige Aufstiege von dort so zum Fürchtenmachen, daß ich ihm wegen meines Verdachtes vom Morgen im stillen Abbitte tat und des Führers Bemerkungen über ihn nicht begriff. Jedenfalls hatte auch Erich sich durch eine zufällige Ähnlichkeit täuschen lassen! Über die Tatraspitzen bewahrte der Unnennbare mehr Zurückhaltung; in bezug auf sie zitierte er nur einige Verse, welche ebenso gut oder schlecht auf jeden anderen Aussichtspunkt der Erde gepaßt hätten. Sein hübsches Gesicht färbte sich, was ihn sehr gut kleidete. Das junge Mädchen hörte ihm scheinbar gern zu, überließ es jedoch ihrem Vater, das Nötige zu sagen.

In des Doktors Züge trat mehr und mehr ein finsteres Mißvergnügen, und als der Führer sich verabschiedet hatte, warf er uns halblaut zu: „Er schneidet auf! Er ist nie auf einem Berge gewesen — weder hier noch in Tirol! Und der sitzt in Nöten?“

Die Mutter lächelte. „Nun, da habt ihr's heraus! Ich frage, ob es keine Not ist, wenn man dazu greift? Wer ist ein Prahler?“ Sie stellte die Frage wie eine Rätselaufgabe.

„Einer, der es nötig hat,“ sagte ich, auf ihre Auffassung eingehend.

„Ja, und der auch fühlt, daß er's nötig hat. Es ist die Notwehr gegen eine heimliche Beschämung — das versöhnt mich. Sie sind arme Schlucker, die sich selbst kennen, und tragen irgendwo Narben von einer großen Niederlage. Denkt euch — vom eigenen Bewußtsein fortwährend verspottet und gedemütigt zu werden!“

„Wenn die Leute erst dein Mitleid haben, sind sie bei dir geborgen, Mutter. Es ist seltsam, wo andere verachten oder zürnen, hast du Mitleid; ist das gerecht? Vom Prahlen abgesehen — nichts beweist mehr Kleinlichkeit als die großen Erörterungen über kleine Dinge. Einen breiten Pinsel muß man im Gespräche haben —“

„Und den am liebsten auch noch im Pinseltopfe stecken lassen?“

„Die Beschränktheit, die sich still verhält, bleibt wenigstens achtungswert.“

Drüben der Herr steckte das Pfeifchen ein und erhob sich. Auf seinem humoristischen Gesicht war ein Lächeln. „Wir müssen weiter, Herrr —; wir wollen über den Botzdorfer See zum Kohlbachhotel. Glückliche Bergfahrt!“

Er war ein Hüne, wie er breitspurig in seinen Wadenstrümpfen dastand und begann, sich mit dem Reisegepäck zu behängen. Das junge Mädchen wurde in die Küche geschickt, um die Rechnung zu begleichen. Sie war von kräftiger, schlanker Figur und anmutigen Bewegungen, wie sie stillvergnügt an uns vorüberging.

Die Gattin, welche neben ihrem Recken fast verschwand, umwandelte ihn prüfend, wo noch an Haken oder Riemen etwas zu befestigen sei, und brachte richtig alles unter. Er lächelte behaglich und ließ sich aufzäumen wie ein Pferd. Nur die Tochter durfte ihren Rucksack selbst nehmen.

Als sie zu ihren Stöcken griffen, konnte unsere Mutter es sich nicht versagen, ihnen einige Ratschläge für ihr nächstes Ziel und für die von dort zu unternehmenden Ausflüge mitzugeben. Es stand ihr völlig natürlich an, überall die Wirtin des Gebirges zu machen, und es war gewiß unmöglich, darin etwas anderes zu finden als Güte und eine mächtig mitempfindende Wanderfreude. Er dankte artig, und die drei gingen hinaus — die Tochter, ohne daß wir ein einziges Wort von ihr gehört, und doch wie eine halb Bekannte, bei der man guter Dinge gewiß ist.

„Leute, die so köstlich miteinander zu schweigen verstehen, müssen nichts zu verbergen

haben," ſagte der Doktor mit großen, verſonnenen Augen, und er zitierte aus Klopſtocks erhabener Seele die Worte:

„Schön iſt, Mutter Natur, deiner Erfindungen Pracht
Auf die Fluren verſtreut; ſchöner ein froh Geſicht,
Das den großen Gedanken deiner Schöpfung
Noch einmal denkt."

Auch ich hoffte, wir möchten der Familie wieder begegnen.

Der blonde junge Mann ſtand ebenfalls auf, zahlte und wollte weiter, wie er ſagte.

„Der da wie ein Holzknecht ſich mit ſeinem Ranzen ſchleppt, iſt daheim ein höherer Bankbeamter, macht ein großes Haus," bemerkte er noch von ſeinem Platz aus mit vertraulichem Lächeln.

„Liebenswürdige Herrſchaften," erwiderte die Mutter zurückhaltend.

Als er hinaus war, holte Erich das Fremdenbuch und ſuchte eifrig in den vorhergehenden Eintragungen. Der Name der „Zweckmäßigen" ſchien nicht darunter zu ſein, vermutlich hatten ſie hier nicht übernachtet. Der letzte von allen war der unſeres neuen Bekannten; auf dem Papier ſchien er wenig glaubhafter und behältlicher. Als ſein nächſtes Ziel hatte er den Ganek angegeben.

Der Schalk blitzte aus der Mutter Augen, als ſie — im Begriffe, ſich ſelbſt einzuzeichnen — ihres Vordermannes Angaben durchlas, und mit kräftigen Schriftzügen ſetzte ſie darunter: „Habe den Ruhm und bleibe daheim — was ringſt du nach Unglück? 2. Könige 14. Frau Rübezahl."

Bald kam er marſchfertig wieder und trat an unſeren Tiſch, um ſich mit einer gewiſſen kindlichen Zutunlichkeit von der Mutter zu verabſchieden.

„Da haben Sie auch unſere Karte, lieber Herr." Sie ſchob ihm lächelnd das Buch zu, und er las den Sinnſpruch. Unſicher ſah er ſie an und wurde dann flammend rot.

„Sehen Sie — ich trage nicht umſonſt den Namen, ich weiß, wer auf meinen Bergen geweſen iſt und — wer nicht. Auf Wiederſehen."

Jetzt ſah ich, daß Erich ihn ſcharf fixierte und wohl ſeinen Argwohn beſtätigt fand, denn langſam wich die Farbe aus ſeinem Geſicht, und eine kalte, funkelnde Abneigung trat hinein. Es war ſchwer zu erkennen, ob Haß oder Verachtung überwog. Er ſagte, ohne ihn aus den Augen zu laſſen, langſam in eiſigem Ton: „Ich hatte erwartet, Verſe von Ihnen in dem Buche zu finden — ein Troubadourlied."

Des Fremden Harmloſigkeit bewährte ſich als Panzer; das Wort ſchien kein Erinnern zu wecken. Er erwiderte halbverlegen nur: „Man iſt nicht immer in der Stimmung." Dann ſuchten ſeine hübſchen, hilfloſen Augen Zuflucht bei der Mutter, die nun mit einem Worte lauterer Güte ihm die Hand hinſtreckte und ihm ſo zu einem guten Abgange verhalf.

„Und wir?" ſagte ſie nach einer Weile, „ziehen wir hinter der ‚Zweckmäßigen Familie' her?"

Wir ſtimmten bei und brachen raſch auf. Erich war innerlich erregt und einſilbig, ſuchte aber vor der Mutter ſeine Stimmung zu verbergen. Ich kam ihm zu Hilfe, indem ich ihn auf anderes zu bringen ſuchte. „Sehen Sie, Ihre Menſchenſcheu iſt doch nicht beſchworen," neckte ich ihn. „Sie haben nichts dagegen, daß wir den Liebenswürdigen folgen." Er ſtürzte ſich auf dies Thema. „Menſchenſcheu iſt es nicht, wenn ich den geſelligen Menſchen für gewöhnlich meide," ſagte er. „Im Gegenteil, weil ich den Menſchen dann nicht mehr finde, gehe ich meine eigenen Wege. Den Menſchen gerade ſuche ich mit heißer Liebesmüh'. Sobald aber das Schwatzen anfängt, verliert das Rätſel für mich ſeinen Reiz." Nachdem er ſo eine Weile das Schweigen geprieſen, ergab er ſich für den Reſt des Weges ſelbſt dem Schweigen.

Die Mutter aber zum Glück nicht ſo! Ich bin gewiß, daß man von der Ewigkeit aus einmal ihre Worte wie Waſſeräderchen aus dem Boden, welchen ſie grünen gemacht haben, hervorſprudeln ſehen wird.

Am Abend wiederholte ſich im Etterem des Kohlbachtales die droben durchlebte Szene faſt genau. Als wir anlangten, ſaßen die anziehenden Leutchen ſchon dort. Wieder hatten ſie eine Ecke gewählt, ſpeiſten wortkarg und friedlich und ſchienen im Ausruhen und Beobachten völlig glücklich zu ſein.

Die Mutter wechſelte diesmal im Vorübergehen einige Worte mit dem Paar, und Erich benutzte die Gelegenheit, um ſich vorzuſtellen. Dann ſuchte er einen Tiſch für uns, wo wir die Familie vor Augen hatten.

„Ich glaube, die bekommen viel zu sehen, weil sie sich die Zeit nicht mit Gerede über das Gesehene kürzen," murmelte er mir zu, während die Mutter mit dem Kellner über das Abendessen redete. „Die junge Dame scheint schon viel eingesammelt zu haben für ihre Jahre." Es sollte kühl und gemäßigt klingen, jedoch seinen Gesichtsausdruck hatte er nicht so in seiner Gewalt wie Worte und Tonfall. Eine fast leidenschaftliche Sympathie flammte aus ihm, so oft er sich in Betrachtung seines Gegenübers verlor. Es wunderte mich nicht allzusehr — bei dem starken Innenleben des schweigsamen Freundes.

Doch lachte ich ein wenig. „Wir haben freilich noch keine Silbe von ihr gehört, aber ich teile Ihren Eindruck."

Wirklich war das junge Mädchen seltsam anziehend. Jetzt hätte selbst ich sie schon ohne weiteres schön genannt. Vielleicht taten die begleitenden Umstände das ihre dazu; vielleicht war sie nur eine Blüte, die in der hochmütigen Pracht eines reichen Straußgewindes sich verloren hätte; vielleicht kamen ihr Umstände zugute, welche im Salon gefehlt hätten. Vielleicht hätte man dort die junge, hochstrebende Kraft in diesem wahrhaftigen Gesicht übersehen und das Funkeln der Gedanken und Gefühle; weil dort die Andacht zum Menschen fehlt, in welcher man erfahren möchte, was in dieser Brust glüht, hinter dieser Stirn arbeitet, aus diesen Augen lacht, klagt oder begehrt! Es konnte wohl keinen günstigeren Rahmen für diesen liebenswerten Menschen geben als die reine, erhabene Natur, in welcher jeder nur Mensch ist und sein will, wo er mit Beruf, Rang und Namen sein alltägliches Inkognito abschüttelt. Wirklich bergsteigende Damen sind in der Tatra nicht allzu häufig, es sind fast nur Deutsche. Die glutäugigen Ungarinnen mit den bequemen, ungeschulten Körpern und den prachtvollen Toiletten bleiben drunten in den Bädern, wo auch das Plaudern bleibt.

Ich begann es Erich nachzuempfinden, wie schön das Schweigen dies Mädchen kleidete, und wie unendlich beredt es in ihrem Falle war. Ich machte mir ein Bild von ihrem inneren Wesen: eine junge Seele von den glücklichsten Anlagen, gebildet durch alle wirklichen Kulturelemente, ferngehalten von allem Perversen, Verfallenden, Verworrenen, ein modernes Mädchen im Sinne einer klaren, gesunden und reichen Entfaltung! Und indem ich mir dies Bild machte, fürchtete ich mich in der Seele des Freundes davor, daß sie ihren feinen, frohgeschnittenen Mund auftun und — es zerstören könne. Wenn ich eine feine, stille Geschichte gelesen habe, liebe ich es nicht, die Bilder zu sehen, die ein anderer dazu entworfen; sie werden die meinen, die trauten, verdecken! Erichs Herz war, soviel ich ihn kannte, keineswegs ein leicht entzündliches; doch hier mußten Saiten seiner wunderlichen, musikalischen Seele durch einen geheimnisvollen Vorgang von dort aus ins Mitschwingen versetzt worden sein.

Doch die Harmonie dauerte nicht lange. In der Tür erschien unser hellhaariger Bekannter, der laut Fremdenbuch auf den Ganek gewollt hatte. Seine Überraschung über unseren Anblick schien keine ungeteilt freudige zu sein, und die Mutter versagte es sich auch nicht, über die seltsame Wegirrung mit ihm zu scherzen. Er birschte sich schleunigst wieder an den Tisch der Familie heran und war bald im Gespräche mit ihr.

Der Riese war großmütig genug, ihn reden zu lassen, und schmauchte wieder sein Pfeifchen. Es war, als ob er in der Unterhaltung des Jungen eine notwendige Begleiterscheinung des Touristenlebens sähe, die gelassen hingenommen werden muß. Der Unnennbare wandte sich am meisten an die Frau. Er ließ mit der Zeit geschickt eine glänzende Vermögenslage durchblicken und gab sich wirklich so, daß er einem milden Gemüte wohl gefallen konnte. Sobald er wieder auf seine Bergtouren kam, dämpfte er jedoch seine Stimme mit einem Blick auf uns.

Der Doktor, der mit halbem Ohre hinüberlauschte, während er sich zerstreut mit uns unterhielt, kämpfte vergeblich gegen die finstere Stimmung, die wieder bei ihm sich auslöste. Die Szene schien ihm Pein zu bereiten, und er stand bald auf und erklärte, auf seinem Zimmer noch schreiben zu müssen. Auch wir zogen uns danach zurück.

Am anderen Tage brachen wir zeitig auf nach den Fünfseen im Kohlbachtal. Die Familie war schon vor uns gegangen, der

Wirt wußte nicht, wohin. Auch der Blonde war bereits fort.

Die Mutter ging neben dem Führer voraus. Der Morgen war himmelschön. Im Hochwalde vor der „Gemse" brach ein Auerhahn mit schwerfälligem Fluge durch die Baumkronen, hoch über den Gipfeln schwebte ein Schreiadler. Es war die „Heilige" Tatra, wie die Mutter gern das H. vor diesem Namen deutete. Ein Wandern, bei dem von selbst das Wort erstirbt.

Und doch war mein Freund jetzt derjenige, welcher ein Gespräch begann. Eine Bemerkung über eine mächtige, bläulich gefärbte Digitalisstaude sollte verdecken, woran er so lange — wohl die längste Zeit der Nacht — gedacht, denn er sah augenmüde aus. Das schöne, wortlose Mädchen schien den Jugendbekannten verhaßten Andenkens in seiner Seele zurückgedrängt zu haben, und seltsamerweise war es ihm nun ein Bedürfnis, von ihr zu sprechen.

„Wissen Sie wohl, daß ein junges Menschenkind, das schweigen kann, zu wundervollen Hoffnungen berechtigt? Aus ihm kann alles werden —"

„Ich kann mir's denken — es ist die Vorbedingung zum Lernen," sagte ich mit heuchlerischer Bescheidenheit.

„Und zum Wachsen! Es ist gar nicht abzusehen, was alles aus solcher Stille hervorblühen wird, ja, was alles schon vorhanden sein muß. Eine Leere würde durch Geplauder übertönt werden müssen — tatsächlich müssen! Denn was sind die vielen Worte anderes als nervöse Rechtfertigungsversuche einer inneren Stimme gegenüber? Ich habe stets gefunden: je mehr die Menschen zur Harmonie mit ihrem Lebenszweck kommen, desto schweigsamer werden sie. Das spricht von Vorzügen, denen gegenüber Liebe das einzige Rettungsmittel ist."

Er fing an, das Bild des Mädchens auszumalen: Güte, Klugheit, hohe Bildung, Bescheidenheit, Humor, Ehrerbietung für die Eltern, alles das hatte er an ihr gefunden, ohne noch den Klang ihrer Stimme gehört zu haben.

Meine Schlüsse waren ähnlicher Art. Aber es war doch alles nur Mutmaßung — zu unsicher, um ein ernsthaftes Gefühl darauf zu gründen, wie er zu tun im Begriff stand.

„Wir wissen noch gar nicht, ob sie nicht taubstumm ist," bemerkte ich schroff, „doch, ich gebe zu, daß man auch ohne Worte sehr beredt sein kann, z. B. Ihr Blick jetzt eben enthielt eine Injurie."

„Gedanken sind zollfrei. Ich wundere mich allerdings, daß gerade Sie, der man doch Auge für das, was im Menschen ist, zutrauen sollte, daß Sie an einer solchen Erscheinung unbetroffen vorübergehen können."

„Wer sagt Ihnen, daß ich das tue? Aber Sie phantasieren mit kaltem Kopfe. Sie legen aus Ihrem eigenen Schatze hinein, was Sie wollen."

„Im Gegenteil. Sie macht es möglich, den ihren klar zu erkennen, weil sie über die reinen Tiefen ihrer Seele Schweigen breitet! Geschwätz kraust die Oberfläche und verzerrt jedes Bild, das der Himmel hineinfallen läßt. Wie ich diese Ringelwellchen hasse, die keine Wogen sind und doch alles verhüllen! Sie schleudern das Licht in tausend Lichterchen zurück, statt es eindringen zu lassen. Ich bin gewiß, daß sie musikalisch ist, denn das Schweigen ist die vollständige Summe aller Melodie und Harmonie! Ich bin begierig, sie sprechen zu hören, und doch möchte ich, wenn sie den Mund auftäte, ihr beschwörend ins Wort fallen: O sprich nicht, zerbrich den Zauber nicht!"

Wir waren an dem großen Feuerstein vorüber, hatten die Brücke überschritten und begannen, die mächtige Gerölhalde hinanzuklimmen, welche die Seewand bildet. Die Mutter stieg wie eine Junge. Hier aber ließ sie uns herankommen und sagte bekümmert: „Ob ich unserem jungen Freunde gestern mit meinem Sinnspruch wehe getan habe?"

Ich wußte es nicht. Der Doktor schien es zu hoffen.

„Ich habe nun einmal den dummen Hang, die Inschriften auf den Stirnen entziffern zu wollen. Jeder ist ja sein eigener wandelnder Denkstein." Ihr Blick ruhte auf ihres Sohnes Gesicht und wurde besorgt und forschend. „Von deiner Stirn lese ich aber heute und gestern nicht deutlich — ich sehe nur, daß da nichts von der großen Harmonie ist! Was hast du mit dem fremden jungen Mann? Deine Stimmung gegen

ihn überschreitet das Entschuldbare, das schadet dir noch mehr als ihm."

Er sagte nach kurzem Besinnen erregt: „Nun gut, ich kann es dir erzählen." Und ich schloß mich eilfertig weit vorn dem Führer an, wo nichts von dem beginnenden Beichtgespräch mich erreichen konnte. —

Als wir die letzten Meter erklommen hatten, umgab uns plötzlich die erschütternde Herrlichkeit des Seenkessels mit seinen Schneefeldern und wilden Graten ringsum, welche sich in den Teichen spiegelten. Die Mutter, die ernst und weich gestimmt war, vergoß Freudentränen darob, daß es ihr vergönnt war, diesen Ort noch einmal zu betreten.

Als wir endlich in der behaglich durchwärmten Téry-Schutzhütte speisten, wurde uns eine Überraschung. Herein trat unser Freund oder Feind, der Unnennbare, eilte an den Ofen, rieb sich die Hände, wärmte sich von allen Seiten und bestellte ein großes Glas Glühwein.

Uns bemerkend, kam er lebhaft auf uns zu und sagte: „Vor einer halben Stunde dachte ich nicht, daß ich jetzt hier sein würde. Die Wärme tut gut, wenn man in einer Gletscherspalte gesteckt hat."

„Eine Gletscherspalte?" rief ich, „hier in der Tatra?!"

„Nun gewiß, an der Eistaler Scharte!"

„Da hätten Sie den ersten Gletscher in der Tatra entdeckt," sagte der Doktor mit grimmigem Spott, und bei einigen Herren am Nachbartisch entstand ein fröhliches Aufmerken.

„Verdeckte Gletscher, bester Herr, verdeckte Gletscher! Mehrere der gründlichsten Kenner der Tatra geben ihr Vorhandensein zu. Und ich habe mich auf das genaueste davon überzeugt, indem ich darin saß."

„Wo wäre es denn gewesen?"

Er erzählte, ließ sich auf eine genaue Ortsbestimmung jedoch nicht ein. Mir schien, daß er die mit mächtigen Steinen besäten und über gewaltige Felsblöcke hingegossenen Schneestreifen begangen haben mußte, welche kurz unter dem Hauptkamm sich über die große Trümmerkuppe hinziehen. Wir hatten sie soeben von unten betrachtet, weil Erich und ich morgen früh hinaufwollten. Die Stelle war in ziemlich gemächlicher Kraxelei vom Schutzhause in zwei Stunden zu erreichen. Vor dem „Steinernen Roß" war er mutmaßlich umgekehrt.

Erich erkundigte sich mit boshaftem Behagen weiter nach Lage und Tiefe des Spaltes, während die Mutter ihm zu wehren suchte. Der junge Mann ereiferte sich und gab damit allen übrigen Gästen ein erheiterndes Schauspiel.

„Nun, was ist ein Gletscher denn anderes als ewiges Eis in hochgelegenen Schluchten?! Er hatte eine Mächtigkeit von vielen Metern — zu einer Seite Stein, zur anderen Eis." Wir erfuhren, daß Frau Rübezahls Schützling sich der liebenswürdigen Familie angeschlossen hatte. „Ich wollte nämlich anfangs führerlos steigen, sah aber bald die Gesellschaft vor mir. Wir kamen in ein Gespräch, wenn auch kein sehr lebhaftes, da die Herrschaften schweigsam waren und lieber zuzuhören schienen."

„Das letztere ist wohl ein übereilter Schluß," bemerkte Erich.

Der Unglückliche war ohne Zweifel durch den Neuschnee in eins der Löcher hineingebrochen, welche die in tiefen, zu Eis verglasten, vieljährigen Schnee eingebetteten Felsblöcke rund um sich her freizuhalten pflegen. „Ich sehe, daß die junge Dame auf eins der groben Felsstücke zugeht, das aus dem Schnee ragt. Ich kenne diese tückischen Menschenfallen und warne. Es ist aber schon zu spät; ich springe zu und reiße sie weg. Ich sehe auch, daß sie stürzt, aber sie war doch gerettet. Im selben Augenblicke gleite ich selbst in den Spalt. Eine unverschämte Kälte da drinnen, meine Gnädigen. Am Seile zogen der Herr und der Führer mich heraus, zu sehen war natürlich nichts von mir gewesen."

„Freilich, es kann eine Tiefe von anderthalb Metern gewesen sein," bestätigte Erich und maß die kleine Gestalt vor ihm mit höhnischem Blick. Die Mutter lehnte in ihrem Stuhl und sah traurig aus.

„Ich entzog mich dem Dank, indem ich rasch allein abwärts stieg. Das bißchen Schnupfen und die geschundenen Knie! Mit diesem Glühwein will ich mich jetzt ins Bett legen. Ich empfehle mich den Gnädigen." Als er sich niederbeugte, der Mutter die Hand zu küssen, zog diese ihn näher und raunte ihm leise, mit einem Lächeln unend-

licher Güte zu: „Hier in der heiligen Tatra flunkert man nicht.“ Er wandte ſich verwirrt ab und zog ſich, von der Beachtung aller Gäſte geleitet, in die nebenan gelegene Touriſtenſtube zurück, ohne daß es möglich geweſen wäre, ſeine Vorſtellungen von einem Gletſcher zu berichtigen.

Als wir am ſpäten Nachmittage wieder im Speiſeraume ſaßen, glaubten wir, ſo oft um uns Stille herrſchte, nebenan die gedämpfte Stimme des Verunglückten zu hören, die leiſe ſkandierte, abgeriſſene Worte und dann wieder zuſammenhängende Strophen herſagte. Ob er das Ereignis des heutigen Tages beſang?

Spät kamen drei Touriſten mit freundlichem Gruße herein. Wir ſchauten auf, und den Doktor ſchien ein elektriſcher Ruck zu durchfahren: es war unſer Rieſe mit dem humoriſtiſchen Lächeln, die kleine, gelaſſene Frau und die ſchweigende Schönheit! „Wie die leibhaftige gute Botſchaft,“ flüſterte die Mutter, und ich ſetzte hinzu: „Eine gute Botſchaft bringt ſie immer, nämlich die, daß ſie da iſt.“ Jetzt hörten wir zum erſtenmal ein paar Worte von ihr. Ihre Stimme fiel angenehm ins Ohr, klangvoll und weich. Es war nichts Beſonderes, was ſie vorbrachte: eine Freundlichkeit für den Vater, eine Aufmerkſamkeit für die Mutter. Erich ſtand auf und ſchickte einen beſonderen Gruß hinüber, Frau Rübezahl rief ihnen ein Scherzwort zu und fragte, wie die Sache ausgefallen ſei. Auch ſie war oftmals oben geweſen. Das Familienhaupt antwortete, die Frau erläuterte, die Tochter ſprach nicht, aber ihre Mienen ſagten voll Freude das gleiche, was die Eltern ſagten, wie eine Melodie zum Text. Von dem uns ſchon bekannt gewordenen Abenteuer erwähnten ſie vorläufig nichts.

Dann beſchäftigten ſie ſich gelaſſen mit ihrem Abendbrot; nur die natürliche Heiterkeit ihres Weſens ſchien noch geſteigert. Faſt wunderte ich mich, dies Paar, deſſen Kleinod vor kurzem einer Gefahr entronnen war, ſo ungerührt zu ſehen. Statt der Ergriffenheit, welche ich erwartete, ſah man Zeichen einer mühſam unterdrückten Luſtigkeit. Hin und wieder wetterleuchtete das Lachen bei dem Mädchen, ſprang auf die Eltern über und verlor ſich in künſtlichem Gewölk, bis ein Augenblick kam, wo alle drei ſich zurücklehnten und in ein herzhaftes, anſteckendes Gelächter ausbrachen. Der Herr wandte ſich darauf an uns, um dies Verhalten zu erklären.

„Es handelt ſich nämlich um einen Herrn, einen ſehr aufmerkſamen jungen Mann, aber der gefährlichſte Menſch, den ich kenne! Er ſchloß ſich uns an. Nun, warum nicht? Der Himmel iſt weit und der Weg lang. Als wir uns auf dem Schneefelde unter dem ‚Steinernen Roß‘ befinden, erklärt er plötzlich meine Tochter in Gefahr, die ruhig ihren ſicheren Tritt geht, packt ſie und wirft ſie den Schneehang hinunter —“ Die „zweckmäßige Familie“ erlag einem erneuten Lachanfalle. „Gleichzeitig verſchwindet er ſelbſt in einem Loche. Da ich hinten ging, konnte ich zum Glück meine Tochter, die ins Rollen gekommen war, auffangen; ſie hatte keinen geringen Schreck bekommen! Dann holten wir auch ihn aus der Vertiefung. Er hätte recht gut allein herauskommen können, aber er ſchien vor Staunen über ſeinen Erfolg gar nicht ſo weit zu denken. Wir legten ihm auf ſeinen Wunſch das Seil unter die Arme.“

Ein alter Herr vom nächſten Tiſche ſagte: „Ein Dichter, meine Herrſchaften; ich habe ihn auch ſchon getroffen. Kein anderer bekommt es fertig, eine ſchöne junge Dame einen Abhang hinunterzuwerfen, nur um in etwas hineinſpringen zu können, was er für eine Gletſcherſpalte hält.“ Wieder lachten die drei ausgelaſſen, und die ſämtlichen Anweſenden ſtimmten ein. Es verſchlug in dieſem Chore nichts, daß die Mutter und ich im Gedenken an den Unglücklichen im Nebenzimmer uns der lauten Teilnahme enthielten.

Drinnen war es mäuschenſtill geworden. Obwohl wir in ein allgemeines Geſpräch gerieten, wollte die Mutter gar nicht wieder heiter werden und verlangte bald zu Bett. Ich ging mit ihr, da wir das Zimmer teilten, und wir verließen Erich, der ganz an den Tiſch der Familie überſiedelte, in der denkbar beſten Laune. Des anderen Niederlage ſchien große Vorteile für ihn abzuwerfen.

„Das war eine bittere Arznei!“ ſeufzte die liebe alte Dame. „Ich habe Furcht, daß

ſie anders wirkt, als gut iſt.“ Als ich bei Tagesanbruch leiſe aufſtand, hatte ſie noch nicht geſchlafen.

Dem Doktor ſchien es ebenſo gegangen zu ſein, doch aus ganz entgegengeſetzten Gründen. Er war in der glücklichſten Stimmung und ſuchte, als wir an die Stelle kamen, wo ſich geſtern die Tragikomödie abgeſpielt hatte, ſchadenfroh nach ihren Spuren, wobei ich ihm ſchonend vorſchlug, ob nicht Spott ein ärgerer Mißbrauch der Zunge ſei als harmloſes Plaudern. Er hatte ſich mit dem ſchönen Mädchen innerlich gefunden, ihr Reden hatte ihn nicht enttäuſcht, er hatte mehr entdeckt, als er zu hoffen gewagt, die überſchwengliche Beſtätigung all ſeiner kühnen Schlüſſe. Sie war Sängerin — aber nur für die Ihren —, und er wußte gewiß: eine geweihte! Und er hätte nicht ſo froh ſein können, wenn er nicht empfand, auch ſie halb gewonnen zu haben. Mich wunderte es nicht. Es war das raſche Wohlgefallen, das kluge und aufrichtige Menſchen zueinander zieht — vielleicht mehr! „Mag ich ſie nun lange nicht wieder ſprechen hören,“ ſagte er mit ſtill leuchtenden Augen, „von ihrem Beſten zu ſprechen iſt ſie doch unfähig. Was von ſich man zu Sätzen formen kann, iſt doch nur von der Oberfläche. Das Ahnen ineinander bleibt das Schönſte.“

Zurückgekehrt fanden wir die Mutter ſehr ernſt. Sie hatte eine lange, ſchwere Unterredung mit dem jungen Manne gehabt und hörte nach unſerem Bericht kaum hin. Er war jetzt fort, wir hatten ihn noch aus der Hütte kommen ſehen, bleich, übernächtig, mit geröteten Lidern, ſein hübſches Geſicht von tiefſter Niedergeſchlagenheit gezeichnet. Alles jemals auf ſeine Koſten verübte Lachen verwies ſie uns, dem Sohne deshalb, weil der Verſpottete der ſchwächere, mir, weil er mein „Bruder in der Tinte“ ſei, wie ſie ſagte. Mit wirklicher Angſt bat ſie ihn, ſeinen verſchleppten Haß zu überwinden. Sie forderte es von ihm, ſofern er ihre Zuſtimmung wolle zu dem Schritte, den er ſcheinbar bald zu tun wünſche.

„Es geht nicht ſo wie einen Handſchuh ausziehen,“ erwiderte er finſter.

„Man kann äußere Dinge tun, die eine Rückwirkung nach innen üben. Tue etwas für ihn, ſo wirſt du ihn lieben lernen.“

„Wenn ich das verſuchte, ſo wäre es eine Heuchelei, über die ein Krokodil vor Neid echte Tränen weinen würde. Du verlangſt zuviel, Mutter.“

„Haſt du ihn an ſeine einſtige Verfehlung gegen dich erinnert?“

„Dazu iſt er mir zu verächtlich.“

„Laß mich ſolch Wort nicht wieder hören!“ Die Mutter ſeufzte. „Er hat ſeine Ehre in das geſetzt, was ſeiner Natur am fernſten lag. Seiner Geſundheit wegen hat er viel im Gebirge leben müſſen. Daher die unheilvolle Sucht nach touriſtiſchen Lorbeeren. Und dabei eine angeborene Furchtſamkeit! Das hat ihn zum Aufſchneiden geführt.“

„Darin kann ich nichts Milderndes ſehen, Mutter.“

Sie fuhr auf. „Empfindeſt du nicht, welch eine Qual ihm dieſer Zwieſpalt bereiten muß? Iſt es etwa eine ſittliche Eigenſchaft, wenn du mit ſicherem Fuß zwiſchen Himmel und Erde kletterſt? Ich bitte dich — geh' einmal rund um die fünf Seen und überlege dir's, und dann komm und ſage mir, wie du darüber denkſt. Ich habe außerdem hier einiges von ihm zu ſagen, was für feindliche Ohren zu gut iſt.“

Der große Menſch erhob ſich wirklich und ging halbverlegen mit Faxen komiſcher Zerknirſchung zur Tür, um ihrer Weiſung zu folgen.

Zu mir fuhr ſie fort: „Er hat mir mit Tränen dieſe Schwäche bekannt — er nennt ſie den Fluch ſeines Lebens. Seine geſtrige Niederlage hat ihn verzweifelt gemacht — er hat alles gehört. Und — er hatte vorher gehofft, das Mädchen zu gewinnen; täglich iſt er der Familie gefolgt wie ein treuer Hund. Er hat die ganze Nacht mit dem Revolver geſeſſen und nur den Mut nicht gefunden, abzudrücken. Ich verlangte, er ſolle ihn mir ausliefern. Das wollte er nicht. Aber er hat mir's in die Hand verſprochen, daß er alle Kraft daranſetzen will, ſich ſelbſt zu erziehen, um ſeine vorausgelaufene Prahlerei durch tatſächliche Leiſtungen einzuholen und ſo das Unwahre aus ſeinem Leben herauszubringen, wie ein überſchuldeter Menſch ſeine Verhältniſſe arrangiert! Mag er's denn zuerſt im Bergſteigen tun, da dies gegenwärtig ſeine einzige Aufgabe iſt. Er will ſich planmäßig an immer

schwerer werdenden Aufgaben üben — Gott zeige ihm die wirklichen! Er will als stärkerer Mensch leben — oder überhaupt nicht mehr! Wir können und wollen ihm in der Stille helfen. Er bat mich flehentlich, mich wieder sprechen zu dürfen; ich sollte ihm sagen, wo wir zu treffen sein würden." —

Einige Tage später sahen wir ihn in Tatrafüred, die Mutter und ich. Der Doktor war auf anderen Wegen, wo er die liebenswürdige Familie zu treffen dachte; er trug sich mit steigenden Hoffnungen. Der junge Mensch sah gealtert und leidend aus und war still und bescheiden. Er hatte inzwischen mehrere kleine Gänge gemacht und etwas Mut geschöpft. Ich fragte ihn, ob er morgen nochmals mit mir auf den Polnischen Kamm wolle. Er bedurfte starker Selbstüberwindung zu dem Entschluß. Wir zweifelten ein wenig, ob er sich einstellen werde, aber er war pünktlich am Schlesierhause.

Wir stiegen langsam. Als wir dorthin kamen, wo er neulich umkehrte, ging ich voraus, um ihm das Bewußtsein zu ersparen, daß er von mir beobachtet werde.

„Ober der gnädige Herr dürfen nech schießen!" hörte ich plötzlich den Führer erschrocken rufen. „Ich bin verpflichtet, das zu hindern. Schießen und Rufen, das Echo zu wecken, will der Jagdherr nech laiden."

Ich sah den Unnennbaren leichenblaß sich an die Wand pressen und vor der Tiefe zurückschaudern. Die schlaff niederhängende Rechte hielt den Revolver, den Hundries ihm gerade fortnahm, und die Augen quollen ihm fast aus den Höhlen.

„Geben der Herr das Ding lieber her. Es könnte losgehen, wenn der Herr nech sicher tritt." Damit hatte der Führer schon den Stift eingeschoben und die Waffe in der eigenen Rocktasche verschwinden lassen. „Ischt Ihnen nech wohl? Soll ich stützen?"

„Es geht vorüber," sagte mein Gefährte, ohne aufzusehen. Hundries schob ihm nun seinen Stock wagerecht unter den Arm und hielt ihn so fest, daß jener sich der Vorstellung hingeben konnte, ein Geländer zur Linken zu haben. Außerdem faßte er ihn in die Joppe.

So kam er glücklich über diese Stelle, und als er bald danach oben neben mir stand und auf die Gipfelketten schaute, die wie eine erstarrte Brandung von Süden heraufstürmen, färbten sich seine Wangen, und seine Augen leuchteten in fast erhabener Befriedigung, während mich der ausgestandene Schreck noch nicht losließ. Doch fühlte ich mich nicht berufen oder fähig, ein Wort darüber zu ihm zu sprechen — die Tatsachen redeten laut genug.

Drunten lohnte er den überraschten Führer mit einem Goldstück, erschrak jedoch heftig, als dieser ihm in Gegenwart der Mutter den Revolver hinreichte.

„Was wollten Sie damit?" fragte sie sehr ernst.

Er stammelte etwas Unverständliches und bekam aus ihren großen, gütigen Augen eine eindringliche Predigt.

Noch am selben Tage gingen wir zur Mayalathhütte am Poppersee, wo auch Erich sich wiedereinfinden wollte, um am anderen Morgen mit mir die Tatraspitze zu versuchen. Als dieser wie ein Bild frischer Jungmännlichkeit anlangte, zog unser Schützling sich scheu zurück, aber die Mutter setzte sich zu ihm in die Veranda. Eine volle Karrenladung schien wieder ausgetauscht zu werden. Danach gondelten wir mit Hilfe des slowakischen Knechtes auf dem See — ohne Erich, der seinen Widerwillen durch Ausweichen bekämpfen zu wollen schien. Mitten auf der Flut zog unser Sorgenkind plötzlich seinen Revolver hervor und schleuderte ihn in weitem Bogen in das aufspritzende Wasser.

Dann sprach er von dem Wege, den er morgen allein machen wollte — zur Meeraugspitze. Der Mond beleuchtete eine verbissene Energie auf seinem Gesicht, als er hinzufügte: „Ich werde hinaufkommen — oder —"

„Was da — oder?" Die Mutter nahm ihn wieder stark aufs Korn. „Also vertilgte Jehu den Baal aus Israel, aber von den Sünden Jerobeams ließ er nicht?!"

Als wir am anderen Morgen auf der Höhe des Hunfalvyjoches waren, sahen wir das Klümpchen, das er war, drunten bei den Froschseen klimmen. Ein kalter Wind fegte über das Schneefeld hinter uns herauf und nötigte uns, die Mützen besser zu befestigen. Es war das erstemal, daß ich mich

an eine wirklich gefährliche Tour wagte. Im Falle des Versagens wollte ich unterwegs bleiben und die Rückkunft der anderen erwarten; Hundries trug zu diesem Zwecke eine wollene Decke für mich. So schlugen wir uns nach rechts, gelangten über steile Stufen zum Koplisattel, umgingen die Tatraspitze an ihrer westlichen Breite und kletterten am Südabhange aufwärts zu einer runden Kuppe, über welche die Spitze selbst emporragt wie vom Tode ersonnen. Nun kamen wir an ein steil hängendes Schneefeld, welches sich in einer Schlucht hinaufzieht, und der Führer begann, Stufen zu hauen. Marienkäferchen und Spinnen lagen wie zahllose Pünktchen auf dem Schnee. Dann ging es über scharfe Felsenrippen, und der Blick auf eine neue, schneegefüllte Schlucht tat sich auf. Hier mußte ich wirklich meinen Bankerott erklären.

Ich blieb zurück, hüllte mich warm ein und behielt die Rucksäcke in meiner Obhut. Zwei Stunden lang saß ich so auf einem Felsblock, eine Welt ohne Fehl zu meinen Füßen. Das strahlende Wetter, in welchem wir fortgegangen waren, trübte sich jedoch etwas. Dunstwölkchen, welche in der Frühe rasch die Luft durchschwammen, verschleierten jetzt das Himmelsblau und begannen, den Sonnenschein abzusperren. Sie wurden allmählich dichter und begannen, das Poprádtal auszufüllen. Erblaßtes Tageslicht lag auf den Hängen, während in den Schluchten und Klüften sich die Dunkelheit sammelte. Eine naßkalte, schwere Luft wehte herauf und trieb ein flatterndes Blatt an mir vorüber. Als ich recht hinsah, war es ein einsamer Pappelfalter, der halb erstarrt zwischen die Steine fiel. Ich begann, die Rückkehr der anderen zu ersehnen, denn mich fröstelte, und mir schien es, als könne das Wetter uns bei längerer Verzögerung unliebsame Überraschungen bereiten.

Endlich kamen sie. Der Blick auf die Gipfel war herrlich gewesen, die Talschau durch die dicke Luft beeinträchtigt. Hundries wollte nur wenig Zeit für das Frühstück bewilligen, das ich auf einer Serviette ausgekramt hatte; er drängte zum Abstieg. Der Nebel wogte drunten dichter und dichter und füllte bald das Langtal zwischen der Hohen und der Niederen Tatra ganz aus wie ein Meeresarm. Einzelne Ballen und Fetzen lösten sich ab und flogen hinauf.

Wir stiegen unsere Schneeleiter so rasch wie möglich hinab — es wurde eisig kalt. Auf dem Grat umgaben uns bereits die Schleier. Wir blieben nahe beisammen, erreichten glücklich das Hunfalvyjoch und fuhren auf dem darunterhängenden Schneefelde ab. Die Feuchtigkeit der Luft durchdrang unsere Kleider, und der Gesichtskreis wurde beständig enger. Der Führer meinte, es sei keine Aussicht mehr, daß der Nebel heute weichen werde. Von Zeit zu Zeit beruhigte das rote Wegzeichen auf einem Felsblock uns darüber, daß wir noch richtig gingen. Bald bestimmte Hundries, daß ich bei jeder dieser Marken verbleibe, bis er die nächste gefunden, den Doktor nahm er auf den halben Weg jedesmal mit; so blieb unser kleiner Zug in Verbindung. Als wir auf die steilen Rasenlehnen der Seewand kamen, war die gefährlichste Wanderung überstanden, und endlich betraten wir erschöpft, aber wohlbehalten unser Heim am Poppersee.

Sogleich erhob sich die Frage nach unserem jungen Bekannten — ob er nicht mit uns zurückgekehrt sei. Die anderen Gäste wußten nichts von ihm, und ebenso wurde in der Führerstube vergeblich nachgeforscht. Wir waren diejenigen, welche ihn zuletzt gesehen hatten. Es wurde fast zur Gewißheit, daß er vom Nebel überrascht und verirrt sei.

„Gut itzt, daß er frei gegangen ischt," sagte einer der Führer. „Nun trifft kainen von uns die Schuld."

„Der hat ober Führerlohn zu zahlen, wenn mer ihn finden," sagte ein anderer etwas schadenfroh. „Itzt hätt' er doch besser getan, ainen mitzunehmen." Allesamt machten sie sich zum Suchen bereit.

Erich, welcher gleich mir sich rasch umgekleidet hatte, kam, ohne besondere Notiz davon zu nehmen, in den Speiseraum und setzte sich zu dem schon aufgetragenen Essen. Nur flüchtig warf er hin: „Da erlebt er doch mal etwas Wirkliches." Er trank und aß mit ungetrübtem Behagen.

Die Mutter sah ihm je länger je mehr still und niedergeschlagen zu und wollte gar nichts von unserer Tour hören.

„Ich hätte nicht gedacht, daß ich einen Sohn habe, dem so das Essen schmeckt, wäh-

rend er in seiner Nähe jemand in Gefahr weiß," sagte sie endlich leise.

Sein Gesicht blieb unbewegt. „Wenn fünf Leute ausgehen — das sollte wohl genug sein."

„Vielleicht würde gerade der Sechste ihn finden."

„Ich wundere mich über dich, Mutter," sagte er in gekränktem Tone. „Es scheint dir nichts zu sein, daß wir selbst erst glücklich heimgekommen sind. Wie leicht könnten wir jetzt in seiner Lage sein."

Die Leute sammelten sich schon in der Veranda mit Stöcken und Laternen, auch ein Blashorn wollten sie mitnehmen.

„Und ich wundere mich über meinen Sohn — ich glaubte ihn zu kennen." Rasch stand sie auf und sagte erregt: „Denke aber nicht, daß ich mit Wundern Zeit verlieren will. Ich trete eben für meinen Sohn ein — ich will nicht umsonst Frau Rübezahl heißen! Gute Nacht." Damit langte sie ein Plaid und ein Kopftuch vom Riegel und eilte hinaus. Erich war noch beleidigt und verblüfft genug, um sitzen zu bleiben.

Ich folgte ihr vor das Haus, aber durfte wegen meines Fremdseins in dieser Umgebung nicht mitgehen, meine Hilfe wäre nichts nütze gewesen.

Mit hochgeschürztem Kleide schloß sie sich den Leuten an. Ich schlich eine Strecke hinterdrein, als Erich im dicken Lodenmantel herangestürzt kam. Er war noch zu zornig, um etwas anderes hervorzubringen als ein kurzes: „Ich gehe!" Als er an ihr vorbeistürmte, riß sie das Plaid von ihren Schultern und warf es ihm zu. „Das nimm für ihn mit." Nun blieb sie bei mir stehen, und wir sahen die Gestalten riesenhaft in dem unheimlichen Nebel verschwinden. Gleich danach stießen sie Rufe aus, aber diese klangen dumpf und abgebrochen wie ein Klappen.

Wir kehrten langsam zurück. Die Mutter war ernst und sorgenvoll und doch zufrieden. „Er *tut* etwas für ihn, wenn auch mit Ärger und Schelten," sagte sie.

Nach fünf Stunden, als es Nacht geworden war, kamen zwei Leute zurück. Sie waren unter vielem Rufen bis zur Spitze gewesen, hatten nichts gehört und die anderen verloren. Etwas später kam ein dritter mit dem gleichen Ergebnis. Die Mutter wurde unruhig und wanderte, die Hände rückwärts verschränkt, mit großen Schritten in der Veranda auf und nieder.

Gegen zwölf Uhr kehrten die beiden letzten Führer heim. Sie glaubten den Doktor schon hier und waren sehr bestürzt, ihn nicht zu finden. Hinsichtlich des zuerst Vermißten einigten sie sich in der Mutmaßung, daß er beim Abstieg auf den Weg nach Czorbersee geraten und jetzt dort schon lange geborgen sei. Die allgemeine Besorgnis richtete sich auf Erich. Die Finsternis war so undurchdringlich geworden, daß ein erneutes Ausgehen fast wie Tollheit erschien. Dennoch erboten sich die zuerst Heimgekehrten dazu, unter ihnen der wackere Hundries. Sie erhielten vom Wirt ein Gewehr für Signalschüsse. Die Mutter war jetzt schwer vom Mitgehen zurückzuhalten.

Wir verlebten angstvolle Stunden in unserem Zimmer; keine von uns legte sich nieder. Immer wieder öffnete sie das Fenster, um zu sehen, ob der schreckliche Nebel nicht wich, der Schall und Licht verschluckte wie ein Sack — die Nacht stand als schwarze Wand davor.

Die Mutter jammerte nicht, sie kämpfte ihre Angst schweigend nieder — nur die Lippen sah ich sie manchmal bewegen. Von ihren großen Augen, die so klar wie immer hinter den Brillengläsern lagen, las ich es ab, daß sie sich auf jede Möglichkeit vorbereitete. Nie hätte ich gedacht, daß eine Nacht so unerbittlich lang — nie, daß Finsternis so zum Greifen dicht sein könne. Und nie, daß eine Mutter einer so würdevollen Fassung fähig sei, während ihr Einziger schwerer Gefahr vielleicht erlag — vielleicht schon erlegen war! Nun begriff ich den seltsam starken Einfluß besser, den sie auf alle Verzagten und Betrübten, ja auch auf die Frohen übte. Erhebung konnten sie nur nehmen, weil der Mutter anspruchslose Seele in langem Reifen zu einer wirklichen, stillen Erhabenheit gelangt war, eine Bezeichnung freilich, welche *sie* lachend weit von sich gewiesen haben würde.

Endlich begann die Schwärze draußen einem Grau zu weichen, und zugleich erhob sich ein leichter Wind von Süden. Wenn dieser wuchs, konnte er wohl die Wolken über die Höhen blasen. Als der Tages-

ſchimmer deutlicher wurde, litt es ſie nicht mehr drinnen. Sie zog einen Mantel über, ſteckte ein ſchon bereitgeſtelltes Kognakfläſchchen ein und lief hinaus, ich wohlvermummt mit ihr.

Wir verfolgten den gewöhnlichen Pfad. Die Luft wurde durchſichtiger, es ſchien, als werde die Sonne nächſtens reine Bahn finden. Und nun kam die Erlöſung.

An der Seewand bemerkten wir plötzlich über uns etwas Rieſiges, das ſich heranbewegte — zwei übermenſchliche Geſtalten, die etwas zwiſchen ſich trugen — und noch zwei andere. Sie wurden kleiner, als ſie herabkamen, und wir erkannten nun den zuerſt Verirrten, der auf den verſchränkten Händen von zwei Führern ſaß und ſeine Arme um ihre Nacken gelegt hatte — ſein Geſicht war fahl und ſchlaff. Hinter dieſen ging ſteif und mühſam und ebenſo bleich der Doktor, von Hundries geſtützt.

Die Mutter enthielt ſich aller Gefühlsausbrüche. Sie teilte raſch den Kognak unter alle, faßte ſtill ihren Sohn unter den Arm und ſtieg neben ihm her.

Gleich am Abend hatte Erich ihn gefunden, weſtlich unter der Spitze, auf welcher der Geſuchte wirklich geweſen war; jedoch in hilfloſer Lage, mit eingeklemmtem und verletztem Fuß. Er allein war unfähig, ihn hinabzuſchaffen. Mehrmals hatte er Rufe gehört und ſie erwidert, das hatte jedoch zu nichts geführt. Verirrt war er ſelbſt nicht, er hätte jederzeit den Weg erreichen können. Da er den Verunglückten jedoch nicht fortbringen konnte, war er bei ihm geblieben. Notgedrungen hatten ſo während der ganzen Nacht die beiden Feinde dicht beiſammen geſeſſen, einen Fels als Sitz, einen Fels als Lehne und der Mutter Tuch um beide geſchlungen!

Niemand mochte viel erklären. Übermüdung, halbe Erſtarrung und ſteife, ſchmerzende Glieder waren bei allen. Der Verletzte verbiß manchmal ein Stöhnen.

Drunten wurde ein Lazarett für alle Beteiligten eingerichtet mit Betten, Tee, Wärmkruken, Umſchlägen und Suppen, die Mutter nahm alle in Pflege und traf Anordnungen, den jungen Mann nach Tatraſüred in ärztliche Behandlung bringen zu laſſen. Gebrochen ſchien ihm nichts zu ſein.

Als am Mittag Leute kamen, um ihn auf einem Tragrahmen an den Klotildenweg hinunter und dort in einen Fiaker zu bringen, kam ohne Erlaubnis auch Erich aus ſeinem Zimmer hervor und half ihn auf den Weg bringen. Ich traute meinen Augen nicht, als er ihn ſanft und fürſorglich lagern half. Man hätte glauben können, daß ſie Freunde geworden ſeien, als er ihn ſorgfältig mit Frau Rübezahls wundertätigem Tuch zudeckte! Faſt war es, als hätten ſie droben ihr Weſen ausgetauſcht; er froh und geſprächig, der andere ſtill, klar und gelaſſen wie einer, der eine Kriſis überſtanden und ſich auf dem Wege der Geneſung befindet. Erich gab ihm eine Strecke das Geleit.

Als er zurückkam, neckte ich ihn: „Und ſo haben Sie die ganze Nacht verplaudert?“

Sehr ernſthaft erwiderte er: „Ja, wir hatten viel miteinander zu reden, denn da war keine Harmonie, weder in uns ſelbſt noch miteinander. Übrigens ſprachen auch die Dinge. Die Nacht iſt mir nicht allzu lang geworden.“

„Nun aber wieder ins Bett!“ rief die Mutter, die ſtill glücklich war.

„Im Gegenteil, nach Poprád, Mutter!“ Er ergriff ihre Hand, küßte ſie und erklärte, ihre Kur vom Vormittage ſei ebenſo erfolgreich geweſen wie die von der Nacht. Und jetzt müſſe er unter allen Umſtänden tot oder lebendig zur Eiſenbahnſtation hinunter. Ihre großen Augen mußten wohl erraten, daß etwas wie ſein Glück davon abhänge. Sie machte keine Einwendung.

„Er holt ſich ſein Schickſal,“ ſagte ſie zu mir, als er fort war. „Das Mädchen reiſt heute mit den Eltern ab, und daheim wartet ein Verehrer auf ſie, den Vater und Mutter begünſtigen. Den Wink hat ihm dieſe Nacht ſein Feind oder Freund — der Himmel weiß es! — gegeben. Mein Junge kann ſich viele Tage lang mit dem ſtummen Anſehen begnügen — aber wenn Eile not tut, weiß er auch zu ſprechen. Ach, ich glaube, mir klopft das Herz jetzt ebenſo wie ihm.“

Tragödien der Polarforschung

Von

H. Singer

(Nachdruck ist untersagt.)

Die große russische Polarexpedition unter Baron Toll hat einen traurigen Abschluß gefunden: ihr verdienstvoller Führer, der mit drei seiner Gefährten seit dem Juli 1902 verschollen war, hat nicht gerettet werden können und sein Leben gelassen für die Erforschung jener Eilande im Norden Sibiriens, die schon einmal in der Geschichte der Polarforschung eine unheilvolle Rolle gespielt haben — damals, als ihre Entdecker, die Männer der „Jeannette", ihr Schiff einbüßten und bis auf wenige umkamen.

Die wissenschaftliche Polarforschung ist nahezu neunzig Jahre alt und die Summe der Erfahrungen, die sie gezeitigt hat, also nicht gering. Es haben sich Methoden herausgebildet, die zwar durchaus nicht immer den Erfolg verbürgen, aber doch die Versuche um die Entschleierung der unbekannten Gebiete an den Polen nicht mehr lediglich als ein Vabanquespiel erscheinen lassen. Ausrüstung und Verproviantierung haben sich ganz außerordentlich vervollkommnet, man geht mit dem Anlegen von Lebensmitteldepots vor, die den Rückzug decken sollen, und man versteht Schiffe zu bauen, die den Eispressungen gewachsen sind; kurz, die Technik der Polarforschung hat eine früher nicht geahnte Höhe erreicht. Jene Erfahrungen aber haben manchen schweren Verlust gekostet, und ganz sicher ist, ihnen zum Trotz, das Spiel in den seltensten Fällen. An diese beiden Tatsachen erinnert uns aufs neue die jüngste Tragödie der Polarforschung.

Überwinterung im Norden und Tod galten ehedem für nahezu gleichbedeutend. Die Überwinterung Willoughbys von 1553/54 auf der Halbinsel Kola, noch südlich des Polarkreises, die sämtlichen zweiundsechzig Teilnehmern das Leben kostete, war die erste, von der wir wissen, aber für ein halbes Jahrhundert auch die letzte, obwohl gerade in jener Zeit Versuche, die Nordostdurchfahrt aufzufinden, sich häufig wiederholten. Erst Barents Expedition von 1596/97 überwinterte wieder, an der Nordostecke von Nowaja Semlja (etwa 73 Grad 30 Min. n. Br.), und auch sie hatte den Verlust mehrerer Mitglieder, darunter den des Führers selbst, zu beklagen. In gleicher Weise verliefen die vereinzelten Überwinterungen der beiden folgenden Jahrhunderte. Der Skorbut, damals und auch noch später ein gefährlicher Feind des Polarfahrers, forderte stets seine Opfer. 1818 begann dann die Periode, die wir als die wissenschaftliche Polarforschung bezeichnet haben. Die Engländer rüsteten ihre Expeditionen zur Ermittelung der Nordwestdurchfahrt mit aller erdenklichen Sorgfalt aus, trotzdem war neben der glatten Überwinterung Parrys im Herzen des Archipels, der heute den Namen dieses erfolgreichsten aller britischen Arktiker trägt, an anderer Stelle eine schlimme Katastrophe zu verzeichnen. Während Parry zu Schiff operierte und deshalb einen unschätzbaren Rückhalt an den mitgeführten Vorräten hatte, ging Franklin mit dem Botaniker Richardson und den Leutnants Hood und Back 1819/21 auf dem Landwege durch den Norden Amerikas am Kupferminenfluß entlang zur Küste des Eismeeres, wobei er auf Unterstützung durch Eskimos und Indianer und mit den vermuteten Erträgnissen der Jagd rechnete. Diese Rechnung schlug aber vollständig fehl. Franklin befuhr mit

einem Boote die Festlandsküste ostwärts bis Kap Turnagain und entschloß sich dann, mit Lebensmitteln auf nur noch zwei Tage versehen, Ende August 1821 zum Rückzuge nach Süden. Schon früh brach der Winter herein, die Vorräte waren zu Ende, und es fehlte an Feuerungsmaterial; Indianer und Eskimos aber hielten sich fern, und Jagd und Fischfang blieben unergiebig. Man nährte sich von Moos und Flechten und kochte Lederstücke mit den Gerippen gefallener Hirsche; die Kräfte nahmen immer mehr ab, und es verging schließlich fast kein Tag, ohne daß einer von der Gesellschaft zurückblieb und zugrunde ging. Nach sechs Wochen erreichte man Fort Enterprise, die Stätte der Überwinterung von 1820/21, aber die Entbehrungen setzten sich auch hier fort, da man lange vergeblich nach Indianern suchte. Erst Anfang November wurde die Expedition durch Indianer gerettet; allein mehr als zwei Dutzend Menschen deckte bereits das Leichentuch des Winters.

Viel furchtbarer noch gestaltete sich der Ausgang der vierten Unternehmung Franklins, seiner großen Schiffsexpedition von 1845. Die britische Admiralität hatte die Bemühungen um die Nordwestdurchfahrt schon in den zwanziger Jahren aufgegeben; denn es hatte sich herausgestellt, daß sie niemals praktisch benutzbar sein würde, wiewohl angesichts der Inselauflösung des arktischen Amerika anzunehmen war, daß es an solchen Passagen nicht fehlen könne. Die Nordwestdurchfahrt war daher kein Verkehrsproblem mehr, sondern eine wissenschaftliche Aufgabe, als es in den vierziger Jahren gelang, die englische Regierung noch einmal für sie zu interessieren. John Franklin wurde trotz seiner neunundfünfzig Jahre an die Spitze des neuen Unternehmens berufen. Man blieb dem Grundsatze der offiziellen britischen Polarforschung treu und rüstete zwei Schiffe aus, „Erebus“ und „Terror“, die eben erst mit James Roß von einer mehrjährigen erfolgreichen Fahrt in den südpolaren Meeren zurückgekommen waren. Sie befehligten unter Franklin die Kapitäne Fitzjames und Crozier. Die Besatzung betrug nicht weniger als hundertneunundzwanzig Mann, erreichte also eine Zahl, wie sie die heutige Polartechnik nicht mehr kennt; damals aber bedurften die hochgetakelten Schiffe, die neben einer bescheidenen Dampfmaschine die Segelkraft trieb, einer starken Bemannung. Franklins Aufgabe bestand darin, auf Parrys Spuren von 1819 durch den Lancastersund vorzugehen und zunächst auf diesem Wege die Durchfahrt zu versuchen. Am 26. Mai 1845 verließen die Schiffe die Themse, und Ende Juli wurden sie in der Baffinbai, vor der Ausmündung des Lancastersundes, von Walfischfängern angesprochen. Seitdem blieben sie verschollen, und kein Mitglied der stolzen Expedition hat die Heimat je wiedergesehen.

Es vergingen drei Jahre, ohne daß eine Nachricht kam, und man begann sich über Franklins Schicksal zu beunruhigen, obwohl man wußte, daß er für fünf, allenfalls auch für sieben Jahre ausgerüstet war. 1848 begannen die Rettungsversuche, denen drei Aufgaben zugrunde gelegt wurden: einmal, von Osten her den Wegen nachzugehen, die Franklin eingeschlagen haben könnte, dann, ihm von der Beringstraße her entgegenzufahren, und endlich, überall Depots mit Lebensmitteln und Nachrichten über die Hilfsschiffe einzurichten. Auf dieser Grundlage ist denn auch mit Anspannung aller Kräfte, mit Mut und Selbstverleugnung Jahre hindurch gearbeitet worden; aber vergeblich war alles Bemühen. Man hatte sich bei dem Rettungswerk auf eine ganz bestimmte Zone des arktischen Amerika verbissen, auf die breite Meeresstraße Lancastersund-Barrowstraße-Parrysund-Mc. Clurestraße und deren nächste Umgebung, und achtete leider nicht auf die Stimmen derer, die vermuteten, Franklin sei auf jener Route bald aufgehalten worden und habe sich deshalb südlicheren Gebieten, der Nachbarschaft der Festlandsküste, zugewendet, die er von seinen früheren Reisen her gut kannte. Allerdings wurde man irregeführt durch die erste Spur von dem Verschollenen: Penny fand 1851 auf der Beecheyhalbinsel (an der Südwestecke von Nord-Devon) die Stelle, wo Franklin 1845/46 überwintert hatte. Darum auch untersuchte die letzte große Regierungsexpedition, die unter Belcher, 1852/54, wiederum jeden Winkel nördlich der erwähnten Straße. Jener Fund hatte übrigens noch eine schreckliche Gewißheit ergeben: Franklin

war mit teilweise verdorbenen Vorräten ausgerüstet worden!

Den einzelnen Aufsuchungsexpeditionen zu folgen, würde zu weit führen. Die englische Regierung gab nach Belchers Heimkehr weitere Nachforschungen auf. Im Oktober 1854 lief dann die Nachricht ein, daß Dr. Rae, ein Beamter der Hudsonbai-Kompanie, an der Wurzel der Halbinsel Boothia Felix von Eskimos gehört hatte, einige Jahre vorher wären etwa vierzig weiße Männer mit Booten an der Küste von King Williamland nach Süden gezogen und verhungert; die Not hätte einige sogar zum Kannibalismus getrieben, aber einer nach dem anderen sei niedergesunken und umgekommen. Rae hatte von den Eskimos auch zahlreiche Gegenstände eingetauscht, die Eigentum von Mitgliedern der Franklinexpedition gewesen waren. Er erhielt daher die Belohnung von 200000 Mark, die für die Aufhellung von Franklins Schicksal ausgesetzt war. Die englische Regierung allein hatte für das Aufsuchungswerk 20 Millionen Mark geopfert.

Völlige Aufklärung brachte jedoch erst die Unternehmung Mc Clintocks, die Franklins Witwe mit Hilfe einer öffentlichen Sammlung 1857 ausschicken konnte. Mc Clintock suchte im Frühjahr 1859 die Küsten von King Williamland ab, fand dort Gerippe, Geräte und Wertsachen von Franklins Leuten und an der Backbai, ein wenig südlich vom Kap Felix, der Nordspitze von King Williamland, unter einem künstlichen Steinhaufen das denkwürdige Schriftstück, das alle Ungewißheit behob. Es war ein für Flaschenposten bestimmtes Formular mit Notizen Franklinscher Offiziere. Der Inhalt besagte, daß die Schiffe 1846/47 und 1847/48 vor Kap Felix überwintert hätten, daß Franklin am 11. Juni 1847 gestorben sei, und daß man Ende April 1848 mit hundertundfünf Mann — die übrigen hatte der Tod bereits hinweggerafft — die nicht mehr zu befreienden Fahrzeuge verlassen habe, um sich über die Mündung des Fischflusses nach dem Festlande zu retten. Hierbei sind alle wohl schon im Frühjahr 1848 zugrunde gegangen. Ein Teil der Mannschaft scheint unterwegs umgekehrt und nach den Schiffen zurückgewandert zu sein, um dort sein Ende zu finden. Aus dem Schriftstück ging aber auch hervor, daß niemand anders als Franklin der erste Entdecker einer Nordwestdurchfahrt gewesen ist. Spätere Unternehmungen — von Hall 1860/62 und 1864/69 und von Schwatka 1878/79 — gingen von der Hoffnung aus, daß es vielleicht möglich sein würde, die Aufzeichnungen der Expedition in Sicherheit zu bringen; doch waren alle Nachforschungen vergeblich. Die noch aufgefundenen Gebeine wurden durch Schwatka bestattet.

Der schauerliche Ausgang Franklins hat die Polarforschung nicht lange gehemmt, sie jedoch für zwei Jahrzehnte auf ein anderes Ziel gelenkt: die Erreichung des Nordpoles selber. Diese Aufgabe war bis dahin vor der Nordwestdurchfahrt völlig zurückgetreten und nur sehr selten gewählt worden. Dem Nordpol galt die tragische Fahrt der „Jeannette" unter De Long, die 1879 von dem amerikanischen Verleger Bennett ausgesandt wurde. De Long sollte zunächst Nordenskiöld Hilfe bringen, erfuhr aber jenseit der Beringstraße, daß dieser bereits in Sicherheit sei; er wandte sich daher polwärts. Indessen wurde die „Jeannette" schon bei der Heraldinsel (71 Grad 30 Min. n. Br., östlich der Wrangellinsel) vom Eise besetzt, und sie trieb nun hilflos einundzwanzig Monate lang langsam in nordwestlicher Richtung, erhielt auch sehr bald ein Leck, so daß die Pumpen unaufhörlich arbeiten mußten. Man entdeckte die beiden kleinen Inseln Jeannette und Henrietta im Nordosten der Neusibirischen Gruppe, am 13. Juni 1881 aber sank das Schiff nördlich der Henriettainsel. Die Bemannung versuchte darauf, mit den Schlitten und Booten das Lenadelta zu gewinnen, kam jedoch zeitweise auf dem Eise nicht vorwärts, da dieses nach Norden trieb — ein Umstand, den die Offiziere geheimhalten mußten, um ihre Leute nicht zu entmutigen. Am 10. Juli entdeckte man die Bennettinsel, die jetzt von neuem eine traurige Berühmtheit erlangt hat; doch erst am 29. Juli vermochte man sie zu betreten, wobei De Long nicht vergaß, sie dem Unionsgebiet feierlich „einzuverleiben". Im weiteren Verlaufe des Rückzuges konnte man die Boote benutzen; man steuerte zwischen den Inseln Neusibirien und Fadjejew hindurch und lief die Ssemenowinsel an — am 12. September aber,

während eines Sturmes, wurden die drei Boote voneinander getrennt. Von dem einen Boot, das mit acht Mann besetzt war, hat man nie wieder etwas gehört. De Longs Abteilung — zwölf Mann — erfror und verhungerte in fünfwöchigem Todeskampf im Lenadelta, das sie Ende September erreicht hatte; gerettet wurde nur die Abteilung des Ingenieurs Melville, die im Osten des Deltas gelandet und dort auf eine Tungusenansiedelung gestoßen war. Die Leichen De Longs und seiner Gefährten wurden im April 1882 durch Gilder und Melville geborgen. De Long hat sein Tagebuch bis zu dem Augenblicke geführt, da die Entkräftung ihn übermannte; es bildet eins der ergreifendsten Dokumente der Polarforschung und schließt am 30. Oktober 1881 mit den Worten: „Boyd und Görtz sind während der Nacht gestorben. Collins liegt im Sterben." Aus den vorangehenden Aufzeichnungen spricht zu uns ein in seiner Einfachheit überwältigender Heroismus.

Zwei Jahre später traf die amerikanische Polarforschung ein neuer Schlag: die Expedition Greelys wurde fast ganz aufgerieben. Sie gehörte zum Kranze der Beobachtungsstationen, die 1881/82 von mehreren Staaten in der Nordpolarzone unterhalten wurden. Die amerikanische Station, die nördlichste von allen, lag in der sogenannten Smithsundroute, im Westen des Hallbeckens an der Lady Franklinbai. Im Sommer 1882 sollte die Abteilung heimgeholt werden, doch gelang es den Schiffen nicht — man meint, weil die Kapitäne es an dem nötigen Mut fehlen ließen —, bis zu der Station vorzudringen. Greely erhielt aber auch 1883 keinen Entsatz, und so entschloß er sich nach zweimaliger, für die Wissenschaft außerordentlich gewinnreicher Überwinterung zum Rückzuge, die Ostküste von Grinnell-Land entlang, nach Süden. Leider glückte es ihm nicht, bei Kap Sabine den Smithsund zu überschreiten, an dessen Ostküste er bei den Eskimos Hilfe gefunden hätte; er mußte auf der Westseite überwintern, und hier ereilte die Expedition ein entsetzliches Geschick. Die Lebensmittel gingen zu Ende, die Jagd lieferte wenig, Flechten und Leder mußten zur Ernährung herhalten, Disziplinlosigkeit riß ein, so daß ein Teilnehmer erschossen werden mußte, einer nach dem anderen verfiel dem Tod, und als es Ende Juni 1884 dem Kapitän Schley gelang, Greely aufzufinden, da waren von den fünfundzwanzig Mitgliedern nur noch sieben am Leben. Über die Lage, in der sie sich befanden, gibt Greelys letzte Eintragung in sein Tagebuch eine Vorstellung; er schreibt: „Der 21. (Juni 1884) brach mit wütendem Sturm an, und mit großer Mühe brachte Frederik ein elendes Essen von Flechten und gewärmtem Robbenfell zustande, dem Reste der schmutzigen, öldurchtränkten Decke meines Schlafsackes. Unser Zelt senkte sich Zoll für Zoll vor dem Sturm, und unsere schwachen Bemühungen konnten es nicht aufrechthalten. Gegen Abend lag dessen Vorderteil am Boden und drückte Long, Brainard und mich in unsere Schlafsäcke nieder, so daß wir uns kaum rühren konnten. Connells Beine sind vom Knie abwärts gelähmt. Biederbick leidet schrecklich am Rheumatismus." — In der Nacht zum 23. Juni schlug die Erlösungsstunde.

Aus jüngster Zeit ist der kühne, aber unwissenschaftliche Versuch Andrées, im Ballon den Nordpol zu bezwingen, bekannt und noch in aller Erinnerung; wir brauchen daher auf seine Einzelheiten nicht einzugehen. Bemerkt sei nur, daß man heute alle die Nachrichten von dem Landen weißer Männer in Kanada, die dann von Eskimos ermordet worden seien, in das Reich der Fabel verweist und es für gewiß hält, daß Andrées Ballon zwischen Spitzbergen und Franz-Josefs-Land gesunken ist.

Es bleibt uns noch übrig, Baron Tolls Expedition zu skizzieren, die uns den Anlaß zu diesem Rückblick gegeben hat. Baron Toll, der sich bereits mehrfach um die Erforschung der Neusibirischen Inseln verdient gemacht hatte, plante eine neue Umfahrung Asiens und die Untersuchung des rätselhaften Sannikowlandes, das zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein sibirischer Kaufmann, nach dem es benannt worden ist, im Norden jener Gruppe gesehen haben wollte. Das Sannikowland soll auch noch später mehrfach gesehen worden sein, und Baron Toll selbst glaubte, sich von dessen Vorhandensein nahezu überzeugt zu haben; er berichtet, daß ihm im August 1886, als er

auf Kotelnij, der westlichsten der Neusibirischen Inseln, weilte, im Norden die Umrisse von vier stumpfkegeligen Tafelbergen erschienen seien. Das Land mußte westlich von der Bennettinsel liegen. Baron Toll segelte im Sommer 1900 an Bord der „Sarja" aus, traf in den sibirischen Meeren auf ungünstige Eisverhältnisse und mußte bereits an der Nordwestseite der Taimyrhalbinsel ins Winterquartier gehen. 1901 kam die „Sarja" erst am 25. August frei, und Baron Toll benutzte die wenigen Sommerwochen zu Fahrten bis gegen die Bennettinsel hin, fand aber keine Spur von Sannikowland, so daß dessen Sichtungen auf Täuschung zurückgeführt werden müssen. Er überwinterte darauf 1901/02 an der Westküste von Kotelnij, gab die Heimkehr auf dem Weg über die Beringstraße auf und beschloß, den Sommer 1902 der weiteren Erforschung der Neusibirischen Gruppe und der Bennettinsel zu widmen. Mit Beginn des Frühjahres sandte er daher den Zoologen Birulja nach Neusibirien, dem östlichsten Eilande des gleichnamigen Archipels, während er selber mit dem Astronomen Seeberg und zwei Jakuten ihm einige Wochen später folgte, um sich mit Boot und Schlitten von Neusibirien nach der hundertundsechzig Kilometer entfernten Bennettinsel zu begeben. Im Herbst sollte die „Sarja" ihn und Birulja abholen. Anfang Juli 1902 traf Baron Toll bei Kap Wyssoky an der Nordwestecke von Neusibirien mit Birulja zusammen, und am 13. Juli brach er mit Seeberg, den Jakuten und fünfundvierzig Schlittenhunden über das Eis nach der Bennettinsel auf. Seitdem fehlt (bis zum Sommer d. J.) jede Nachricht von ihm; die „Sarja" hatte weder ihn, noch Birulja im Herbst 1902 erreichen können, war nach der Mündung der Lena gegangen und dort aufgegeben worden. Birulja hatte bis zum Dezember 1902 auf Entsatz gewartet und sich dann selber in Sicherheit gebracht. Um den Baron hegte man zunächst keine Besorgnisse, zumal er in seinem Reisegebiete wohlerfahren war, das Tierleben auf der Bennettinsel die Versorgung mit Lebensmitteln erleichtern mußte und auf der Neusibirischen Gruppe es an Vorratsniederlagen für die Expedition nicht fehlte. Im Frühjahr 1903 rüstete man aber doch zwei Hilfsunternehmungen aus, deren Leitung Leutnant Koltschak, ein früherer Begleiter Baron Tolls, und der Ingenieur Brusnew erhielten. Beide Unternehmungen sind im Januar 1904 wieder in Jakutsk eingetroffen, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Vergebens haben sie die Neusibirischen Inseln nach einer Spur von den Vermißten durchsucht, und auch auf der Bennettinsel sind sie nicht gefunden worden. Dagegen entdeckte Koltschak auf der Südspitze dieser Insel, Kap Emma, ein Schriftstück, in dem Baron Toll mitteilt, er sei am 3. August 1902 auf der Bennettinsel eingetroffen und verlasse sie am 8. November desselben Jahres, um nach Neusibirien zurückzukehren. Da er hier nicht angelangt ist — er hätte sonst Birulja noch vorfinden müssen —, so bleibt nur die Annahme übrig, daß er unterwegs im Eise verunglückt ist. Gewißheit über die Umstände, unter denen sich dieses Unglück vollzogen hat, wird wohl nie zu erlangen sein, obwohl man jene Gebiete sicherlich nochmals absuchen wird.

Die Gefahr reizt, und die Geschichte der Polarforschung zeigt, daß Katastrophen, wie sie hier besprochen sind, die Unternehmungslust nicht lange lähmen. Die Bemühungen um die Aufhellung der letzten Enden unserer Erde werden darum ihren Fortgang nehmen, und der Mensch wird nicht eher ruhen, als bis er seine Siegeszeichen an den Polen aufgerichtet hat.

Neuerdings ist auch die Südpolarforschung zu ihrem Rechte gekommen, und es scheint, daß der Südpol jene Bemühungen künftig vielleicht in höherem Maß auf sich lenken wird als die Nordpolarzone, wo Entdeckungen ersten Ranges nicht mehr winken. Der Nordpol selbst ist ein rein sportliches Ziel geworden, der Südpol dagegen wahrt sich seine Bedeutung als wissenschaftliches Problem, und es sieht fast so aus, als ob dieses Problem leichter und eher zu lösen sein werde als die Eroberung des Nordpoles — jenes Punktes im landfernen, tiefen Polarmeer, um dessen Eroberung seit einem Jahrzehnt die Nationen immer von neuem miteinander wetteifern.

Apia auf der Samoainſel Upolu.

Das deutſche Kolonialreich in der Südſee

Von

Kurt Haſſert

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Das überſeeiſche Deutſchland hat ſeine hauptſächlichſten Grundlagen in Afrika, in Oſtaſien und in der Südſee. Von dieſen drei Gebieten hat die Südſee lange Zeit hindurch die Aufmerkſamkeit am wenigſten auf ſich gezogen, obgleich gerade die Verteidigung des deutſchen Südſeehandels unſere ſpät begonnene Kolonialpolitik einleitete. Noch vor wenigen Jahren war der Pazifik ein ſtilles Meer im wahrſten Sinne des Wortes. Handel und Verkehr ſchmiegten ſich ängſtlich an die Küſten der ungeheuren, ſchwer erreichbaren Waſſerwüſte mit ihrem gering entwickelten wirtſchaftlichen Leben. Die eingeborenen Südſeevölker entfalteten nur eine beſchränkte Seetüchtigkeit, und auch den Europäern galt die Fahrt über den Pazifik jahrhundertelang als ein Wagnis, ſo daß er eher ein völkertrennendes als ein völkerverbindendes Weltmeer war. Spät und zögernd ſtellten ſich Kaufmann und Miſſionar ein, und noch ein volles Jahrhundert ſollte vergehen, ehe das prophetiſche Wort Georg Forſters, des deutſchen Begleiters des berühmten Weltumſeglers James Cook, in Erfüllung ging, daß die Inſelwelt der Südſee dereinſt eine Königin der geſamten ſüdlichen Welt werden würde.

Dieſer Fall iſt eingetreten mit den wirtſchaftlichen und politiſchen Nachwirkungen des chineſiſch-japaniſchen Krieges, die auch die Südſee zum Erwachen gebracht haben. Ein weitſchauender Staatsmann, der jenen tiefgreifenden Umwälzungsprozeß vor ſich

Digitized by Google

gehen und einen neuen weltgeschichtlichen Schauplatz entstehen sieht, muß rechtzeitig Vorkehrungen treffen, um seinem Volk ebenfalls einen Platz zu sichern. Das hat unsere Politik getan. Zu einer Zeit, wo alle Großmächte danach trachteten, sich im Pazifik festzusetzen, hat auch sie den deutschen Interessen im Stillen Ozean eine feste Grundlage geschaffen und ein einheitliches Kolonialland dort entstehen lassen.* Im Süden sind Kaiser-Wilhelms-Land und der Bismarck-Archipel der Kern unseres Südseereiches. Im Westen breiten sich die Karolinen mit ihren sicheren Häfen aus, im Norden bildet Kiautschou die Eingangspforte für ein ausgedehntes Hinterland, und im Osten erscheint Samoa wie ein Wegweiser zum mittelamerikanischen Weltmeerkanal. Seine Vollendung wird das Verkehrsleben der Südsee, aber freilich auch den Einfluß der Vereinigten Staaten entschieden fördern, während anderseits England oder besser der Britisch-Australische Staatenbund, ferner Rußland, Frankreich und Japan durch ihre geographische Lage wie durch ihre wirtschaftlichen und politischen Bestrebungen ebenfalls auf die pazifischen Gestadeländer und Inselwolken und auf die Mitbeherrschung jenes Weltmeeres hingewiesen sind. So stehen sich heute im Bereiche des Stillen Ozeans gewichtige Volks- und Staatenelemente einander kampfbereit gegenüber, und im Schnittpunkte dieser verschiedenartigen, sich durchkreuzenden Interessengegensätze liegt unser deutscher Südseeanteil.

Melanesischer Häuptling mit seinen Brüdern. (Neu-Pommern, Bismarck-Archipel.)

Schon seit den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts hatten mehrere Hamburger Großkaufleute, allen voran die tatkräftige Firma Cäsar Godeffroy und das Haus Hernsheim, auf einigen pazifischen Archipelen Pflanzungen und Faktoreien angelegt. Eine tatsächliche Besitzergreifung war aus politischen Gründen ausgeschlossen, und der einzige frühere Versuch dieser Art, die Erwerbung der Chatham-Inseln bei Neuseeland durch eine Hamburger Gesellschaft, hatte wegen des Einspruches Englands ein schnelles Ende gefunden. Trotzdem gelang es den wagemutigen hanseatischen Kaufleuten, den Südseehandel immer mehr zu einem deutschen Monopol zu machen, so daß selbst der britische Wettbewerb vergebens gegen die Vorherrschaft der deutschen „Südseekönige" ankämpfte. Das neue Deutsche Reich verfolgte aufmerksam das Anwachsen dieser Interessen, ohne jedoch Kolonien zu erwerben, obwohl die Besitzergreifung der Vitiinseln durch Großbritannien für die dort ansässigen deutschen Kaufleute die schwersten Schädigungen nach sich gezogen hatte. Der Reichskanzler Fürst Bismarck suchte die heimischen Interessen zunächst dadurch zu sichern, daß er 1878 und 1879 mit mehreren unabhängigen Häuptlingen Handelsverträge abschloß und auf Samoa, in der Marshallgruppe und im Neubritannia-Archipel drei Kohlenstationen erwarb.

Durch alle diese Maßnahmen war indes die Frage nicht aus der Welt geschafft, was eintreten würde, wenn die von Deutschen bewirtschafteten und ihnen doch nicht ge-

* Einer Anzahl der hier zur Veröffentlichung gelangenden Abbildungen liegen Photographien zugrunde, die wir dem freundlichen Entgegenkommen der Hauptgeschäftsstelle der Deutschen Kolonialgesellschaft (Berlin W., Schellingstraße 4) verdanken.

Digitized by Google

hörenden Inſeln in andere Hände übergingen. Denn es konnte nicht ausbleiben, daß die ſtetige Zunahme des deutſchen Handels die Aufmerkſamkeit der Britiſch-Auſtraliſchen Kolonien wachrief, die ſchon lange gewohnt waren, die Südſee als ihre Domäne zu betrachten. Der frühere Premierminiſter von Neuſeeland, Sir Julius Vogel, faßte ſogar den Plan, ein angelſächſiſches Südſeereich zu gründen, das die auſtraliſchen Kolonien ſamt allen noch unabhängigen Inſeln mit Ausſchluß aller fremden Intereſſen umfaſſen ſollte. Mit der Verwirklichung dieſes Gedankens wäre das Schickſal der nicht engliſchen Händler und Plantagenbeſitzer beſiegelt geweſen. Dem Fürſten Bismarck drängte ſich daher immer mehr die Notwendigkeit auf, den deutſchen Südſeehandel nicht bloß paſſiv zu ſchützen, ſondern auch aktiv Kolonialpolitik zu treiben. Eine Gelegenheit dazu ſollte ſich bald bieten.

Das genannte Handelshaus Cäſar Godeffroy geriet 1879 in Zahlungsſchwierigkeiten, ſo daß es in ſeiner Bedrängnis die ausgedehnten, muſterhaft eingerichteten Pflanzungen, die es namentlich auf Samoa, dem Mittelpunkte ſeiner umfangreichen Südſeeunternehmungen, beſaß, an ein Londoner Bankhaus verpfänden und die Hilfe des Deutſchen Reiches anrufen mußte. Der Reichskanzler hielt aus politiſchen und wirtſchaftlichen Gründen ein Eingreifen des Staates für unbedingt geboten und brachte, um den Reichstag zur Übernahme gewiſſer, nicht einmal übermäßig hoher Zinsgarantien zu veranlaſſen, die ſogenannte Samoavorlage ein. Der Freiſinnigen Partei und ihrem damaligen Führer Bamberger gelang es aber, die Vorlage mit allerdings nur zwölf Stimmen Mehrheit zu Fall zu bringen. Zwar wurde das Schlimmſte abgewendet, indem die neugegründete Deutſche Handels- und Plantagengeſellſchaft der Südſeeinſeln den Godeffroyſchen Beſitz übernahm; allein die günſtige Gelegenheit zur Erwerbung Samoas war verloren, und der Reichskanzler zog ſich tief verſtimmt von der Kolonialpolitik zurück.

Die ablehnende Haltung des Reichstages war jedoch durchaus nicht die Meinung der nationalgeſinnten Mehrheit des Volkes geweſen, und der koloniale Gedanke begann, dank dem tätigen Vorgehen der neugegründeten Deutſchen Kolonialgeſellſchaft, zuſehends Wurzel zu ſchlagen. Währenddeſſen hatten die eingegangenen Berichte immer eindringlicher auf die Südſee und auf die in Auſtralien herrſchenden Strömungen hingewieſen. Um jene Zeit veröffentlichte Dr. E. Deckert in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ einen Aufſatz über Neuguinea, der den nichtholländiſchen Anteil der Inſel als ein geeignetes Gebiet für deutſche Kolonialunternehmungen ſchilderte und für deſſen Beſitzergreifung eintrat.

Dieſer Aufſatz rief in Auſtralien eine lebhafte Bewegung hervor, weil man die in ihm ausgeſprochenen Grundſätze für einen unberechtigten Eingriff in das ſogenannte Naturbeſitzrecht der Engländer anſah. Am höchſten gingen die Wogen der Erregung in Queensland, das der Nachbarinſel ſchon lange reges Intereſſe entgegengebracht hatte. Ohne erſt die Genehmigung des Mutterlandes abzuwarten, nahm es die Südweſtküſte von Neuguinea in Beſitz und dehnte ſeine Anſprüche auf das ganze noch freie Gebiet der Inſel aus. England verſagte allerdings auf Deutſchlands ſofortigen Einſpruch hin die Genehmigung dieſes Schrittes und ſtellte bloß die von Queensland beſetzte Küſte unter ſeinen Schutz.

Muſizierende Melaneſier. (Buka, Deutſche Salomonen.)

Digitized by Google

Nunmehr war in Deutschland unverzügliches Handeln geboten. Während 1884 in rascher Folge in Südwestafrika und Togo, in Kamerun und in Ostafrika die deutsche Flagge gehißt wurde, rief der Geheime Kommerzienrat von Hansemann, einer Aufforderung des Reichskanzlers folgend, eine kapitalkräftige Gesellschaft ins Leben und erhielt für etwaige Erwerbungen in der Südsee den Schutz des Reiches zugesichert. Sofort wurden zwei mit jenem Gebiet wohlvertraute Männer, Dr. Otto Finsch und Kapitän Dallman, nach Neuguinea geschickt. Um jeden Argwohn zu beseitigen, trug die Expedition äußerlich einen streng wissenschaftlichen Charakter, um so mehr, als das Vorhaben durch den Abgeordneten Bamberger in die Reichstagsverhandlungen gezogen war und dadurch natürlich in die Öffentlichkeit gelangte. Aber Dr. Finsch hatte bereits an verschiedenen Stellen der Nordostküste Neuguineas und im Neubritannia-Archipel die deutsche Flagge gehißt, wobei ihn noch dazu mehrere Kriegsschiffe unterstützt hatten.

Nun brach in England und Australien ein Entrüstungssturm aus. Man suchte wenigstens noch einen Teil Neuguineas zu retten und machte schon damals den Vorschlag, die Deutschen dadurch zum Verzicht auf die Insel zu bewegen, daß man ihrer nationalen Eitelkeit durch die Abtretung von Helgoland schmeichelte. Ein zweites Anerbieten ging darauf hinaus, die deutschen Ansprüche auf den Neubritannia-Archipel anzuerkennen und die nach Ausbeute des Guanos wertlosen Inselchen an der Küste Deutsch-Südwestafrikas gegen Neuguinea abzutreten. Als diese Forderungen abgelehnt wurden, nahm die Sprache beiderseits an Schärfe zu, und britische Kriegsschiffe hißten an der von Deutschland erworbenen Küste ihre Flagge. Fürst Bismarck legte indes sofort nachdrückliche Verwahrung ein, worauf im Frühjahr 1885 ein Vergleich zustande kam. Die Westküste Neuguineas blieb in der Hand ihrer ursprünglichen Besitzer, der Holländer, die Osthälfte fiel zum größeren — südlichen — Teil England, zum kleineren — nördlichen — Teil samt dem Neubritannia-Archipel Deutschland zu. Beide Erwerbungen führen seitdem die amtlichen Bezeichnungen Kaiser-Wilhelms-Land und

Hauptstraße in Apia; links deutsche Postagentur und deutsches Konsulat.

Apia: Hauptgebäude der „Deutſchen Handels- und Plantagengeſellſchaft der Südſeeinſeln".

Bismarck-Archipel, während die Hanſemannſche Geſellſchaft, der ein kaiſerlicher Schutzbrief weitgehende Vorrechte verlieh, den neuen Namen Neuguinea-Kompanie annahm. Gleichzeitig wurden die beiderſeitigen Intereſſengebiete ſo begrenzt, daß Deutſchland noch den weiten Meeresraum mit den nördlichen Salomon-, den Karolinen- und Marſhallinſeln erhielt. Die Beſitzergreifung der Salomon- und Marſhallinſeln vollzog ſich ohne Schwierigkeiten, die der Karolinen dagegen ſtieß auf unerwartete Hinderniſſe.

Die Spanier nämlich hatten die Inſelgruppe ſchon im Entdeckungszeitalter in Beſitz genommen. Doch ſcheiterten alle ihre Koloniſations- und Miſſionsverſuche an dem hartnäckigen Widerſtand der Eingeborenen, ſo daß man ſchließlich nichts mehr tat, um Hoheitsrechte auszuüben. Erſt 1875 machte Spanien trotz des Einſpruches Deutſchlands und Englands ſeine längſt in Vergeſſenheit geratenen Beſitzanſprüche wieder geltend, ließ aber erſt zehn Jahre ſpäter als Zeichen ſeiner Oberhoheit an mehrere Häuplinge Flaggen verteilen.

Deutſchland hatte bisher keine erheblichen Intereſſen an der Inſelflur gehabt. Erſt mit dem Aufblühen des deutſchen Südſeehandels, der hier ebenfalls von der Firma Godeffroy begründet worden war, gewannen die Karolinen einigermaßen an Bedeutung, weshalb ſich das Reich auf Grund des oben erwähnten Abkommens mit England 1885 zu deren Beſitznahme entſchloß. Inzwiſchen hatte aber in Spanien eine gereizte Stimmung gegen Deutſchland Platz gegriffen, die der ſpäter von den Anarchiſten ermordete Miniſter Canovas de Caſtillo zur Feſtigung ſeiner wankend gewordenen Stellung gefliſſentlich förderte. Eine heftige Preßfehde gegen Deutſchland ſetzte ein, und in Madrid erfolgte eine große deutſchfeindliche Kundgebung. In dieſer allgemeinen Aufregung wirkte wie ein Donnerſchlag die

Nachricht, daß das Kanonenboot „Iltis“ — dasſelbe, das ſpäter an der chineſiſchen Küſte unterging — im Angeſicht zweier ſpaniſcher Kriegsſchiffe auf den Karolinen die deutſche Flagge aufgezogen habe. Wütende Volksmaſſen warfen die Fenſter der deutſchen Geſandtſchaft ein, riſſen Wappen und Fahnenſtock herab und verbrannten ſie unter den Rufen: „Nieder mit Deutſchland! Krieg mit Deutſchland!“ Einige Zeitungen verlangten, der deutſche Geſandte ſolle ſeine Päſſe erhalten und König Alfons XII. ſeine deutſchen Orden zurückgeben, und einer der Hauptſchreier, der General Salamanca, ſchickte das ihm verliehene Großkreuz des Roten Adlerordens mit einem Begleitſchreiben folgenden Inhalts zurück: „Die von dem deutſchen Geſchwader auf den Karolinen verübte Tat, welche die einfachſten Gefühle der Freundſchaft und des Völkerrechtes verletzt, entzieht beſagter Dekoration den einzigen Grund, der mir geſtattete, ſie ohne Schädigung meiner Ehre anzulegen. Deshalb gebe ich ſie zurück, indem ich mir vornehme, die Lücke, die dadurch auf meiner Bruſt entſteht, durch eine andere im Kampfe gegen Deutſchland erworbene Auszeichnung auszufüllen.“ Da er ungeachtet verſchiedener Bemühungen ſeinen Orden nicht loswerden konnte, ſo erbarmte ſich ſchließlich die preußiſche Regierung ſeiner und teilte ihm mit, daß er auf ſeinen Wunſch aus der Ordensliſte geſtrichen ſei.

Mädchen vom Marſhall-Archipel mit einheimiſcher Baſtmatte als Unterkleid.

In Deutſchland hatte man überhaupt in richtiger Würdigung der Kleinheit des Gegenſtandes den Karolinenſtreit ſehr ruhig aufgefaßt und erklärte ſich nach erhaltener Genugtuung bereit, die Angelegenheit einem Schiedsgericht zu unterbreiten. Der zum Vermittler gewählte Papſt Leo XIII. ſprach Spanien die Oberhoheit über die Karolinen zu, räumte aber Deutſchland ſo viele Vergünſtigungen ein, daß man damals in den ſpaniſchen Theatern öfters eine Poſſe hören konnte, in der ſich die Kinder Germania und Hiſpania um die Puppe Karolina zankten, bis Papa kam und den weiſen Spruch fällte, die Puppe gehöre der Hiſpania, Germania aber dürfe mit ihr ſpielen.

Infolge der päpſtlichen Entſcheidung ſahen ſich die Spanier endlich veranlaßt, einige wirkliche Koloniſations-Verſuche auf der jahrhundertelang vernachläſſigten Inſelflur zu machen. Zu dieſem Zwecke wurden 1886 Beamte, Miſſionare und Soldaten gelandet und mehrere Stationen gegründet. Aber mit dem nunmehr erfolgten Einzug der ſpaniſchen Herrſchaft war auch der Friede vorüber. Die ſpaniſchen Kapuziner gerieten ſehr bald mit den proteſtantiſchen Sendlingen der bereits dort anſäſſigen amerikaniſchen Boſtonmiſſion in Streit, und die Eingeborenen wurden ebenfalls in ſo herausfordernder Weiſe behandelt, daß ſie ſich ſchon nach wenigen Monaten in offener Empörung gegen ihre Bedrücker auflehnten.

Digitized by Google

Der Gouverneur und zahlreiche Soldaten fanden dabei ihren Tod.

Obwohl der neue Gouverneur den Zwiſt friedlich beilegte, brach doch ſchon nach wenigen Jahren 1890 ein zweiter großer Aufſtand aus, der über hundertſechzig Soldaten das Leben koſtete. Natürlich waren die Verluſte auf ſeiten der ſchlecht bewaffneten Karoliner viel größer. Immerhin erforderte die feindſelige Stimmung der erſt nach langwierigen, erbitterten Kämpfen niedergeworfenen Inſulaner die ſtändige Anweſenheit einer über achthundert Mann zählenden Beſatzung. Trotzdem waren die Spanier mehr Gefangene als Herren der Inſeln, und da der mit einem koſtſpieligen Beamtenapparat verwaltete Beſitz nur Unkoſten verurſachte, ſo war man ſchließlich froh, als man ſich der einſt ſo ſtürmiſch begehrten Kolonie mit Vorteil entäußern konnte.

Der verhängnisvolle Ausgang des ſpaniſch-amerikaniſchen Krieges hatte Spanien um die letzten bedeutenderen Reſte ſeines einſt ſo gewaltigen Kolonialreiches gebracht. In Aſien blieben ihm nur noch die Karolinen und die kleineren Inſeln der Marianen, und dieſe entſchloß ſich die Reichsregierung mit geſchickter Benutzung der Verhältniſſe zu erwerben. Anfangs erhoben ſich nicht geringe Schwierigkeiten, bis endlich am 30. Juni 1899 ein Vertrag zuſtande kam, der Deutſchland gegen Zahlung von ſiebzehn Millionen Mark die Inſeln mit Ausnahme Guams, der von den Vereinigten Staaten beſetzten Hauptinſel der Marianen, ſamt allen Hoheitsrechten zuerkannte.

In demſelben Jahr erfolgte als Abſchluß einer nicht minder langen Entwickelung noch eine zweite Erwerbung, die in Deutſchland ebenfalls mit lebhafter Genugtuung begrüßt wurde. Es war der Gewinn der Samoainſeln, die ſo lange ein Schmerzenskind unſerer Kolonialpolitik geweſen waren, weil ſeit der Ablehnung der Samoavorlage die Nebenbuhlerſchaft der drei an Samoa intereſſierten Mächte Deutſchland, England und Amerika immer ſchärfere Formen angenommen und ihren widerſtrebenden Zielen die von jeher unter den Eingeborenen herrſchenden Bürgerkriege dienſtbar gemacht hatte. Statt eines allgemein anerkannten Oberkönigs gab es nämlich drei feindliche Parteien, deren Häupter den Titel Malietoa, Tamaſeſe und Mataafa führten. Der von den drei Vertragsmächten als Oberkönig proklamierte Malietoa wurde vollſtändig von England gewonnen und fühlte ſich dadurch ſo mächtig, daß ſein anmaßendes Auftreten ein bewaffnetes Einſchreiten des Generalkonſuls Dr. Stuebel, unſeres jetzigen Kolonialdirektors, erforderte, das ſchließlich zu Malietoas Gefangennahme und Verbannung führte. Leider wurden dadurch die Zuſtände nicht beſſer, indem dem deutſcherſeits anerkannten Tamaſeſe ein Gegenkönig in dem von den beiden anderen Mächten begünſtigten Mataafa erwuchs. Um ihn wegen ſeiner Übergriffe gegen die deutſchen Pflanzungen zu entwaffnen, wurde eine Truppenabteilung gelandet, die aber in einen Hinterhalt fiel und 1888 bei Vailele eine verluſtreiche Niederlage erlitt. Um das Unglück voll zu machen, brach im März 1889 ein furchtbarer Orkan aus, der zwei deutſche und zwei amerikaniſche Kriegsſchiffe an den Korallenriffen des ſchutzloſen Hafens von Apia zerſchellte. Dreiundneunzig deutſche und hundertundſiebzehn amerikaniſche Seeleute fanden dabei den Tod in den Wellen.

Mädchen aus Bogadjim (Kaiſer-Wilhelms-Land) mit Hals-, Arm- und Ohrſchmuck, das Haar geſträhnt und mit Kalkwaſſer weiß gefärbt.

Digitized by Google

Samoanisches Rundhaus unweit Apia.

Um den Wirren endlich Einhalt zu tun, traten die drei Mächte in Berlin zur Samoa-Konferenz zusammen, die England und Amerika trotz des entschiedenen Zurücktretens ihrer Interessen die Anerkennung der Gleichberechtigung auf Samoa zugestand. Ferner setzten beide Staaten die Zurückberufung ihres Günstlings Malietoa und seine Ernennung zum Oberkönig durch, so daß die Deutschen in die wenig angenehme Lage kamen, ihren einstigen Gegner gegen die ihnen befreundete Tamaseseпartei schützen zu müssen. Der einzige Vorteil, den sie erlangten, war die Einsetzung einer Kommission zur Prüfung der Besitzanrechte der fremden Ansiedler.

Die Arbeiten dieser Kommission lieferten überraschende Ergebnisse. Von den deutschen Ansprüchen wurden sechsundfünfzig Prozent des gesamten Landbesitzes als berechtigt anerkannt, von den amerikanischen dagegen bloß sieben Prozent und von den englischen gar nur drei Prozent, obwohl die Briten für ihre Ansprüche etwa 12500 Hektar mehr geltend gemacht hatten, als überhaupt Land vorhanden war.

Wie vorauszusehen, blieb bei der gegenseitigen Eifersucht auch die Samoa-Konferenz wirkungslos. Als 1898 nach Malietoas Tode sein alter Gegner Mataafa mit erdrückender Mehrheit von allen samoanischen Parteien zum Oberkönig gewählt wurde, bestritt der von den Vertragsmächten mit der Oberaufsicht betraute Oberrichter Chambers unter dem Einflusse der englischen Mission die Rechtsgültigkeit der Wahl und stellte einen neuen Gegenkönig auf. Diese offenbare Vertragsverletzung fand bei England und Amerika Zustimmung, während Deutschland an den Bestimmungen der Samoa-Konferenz festhielt und seinen ehemaligen Feind willig bestätigte. Als nun die Gegenpartei von Mataafa bei Apia völlig geschlagen wurde, eröffneten die Briten und Amerikaner, angeblich um ihn zu vertreiben, in passiver Anwesenheit eines unserer Kriegsschiffe ein Bombardement auf die hauptsächlich von Deutschen bewohnte Stadt. Mehrere Wochen lang wurden noch die schutzlosen Küstendörfer beschossen, worauf die Verbündeten ein Landungskorps aussetzten, das aber ebenfalls in einen Hinterhalt ge-

Digitized by Google

riet und unter Verluſt von zwei Geſchützen von den erbitterten Mataafaleuten bei Fangalié empfindlich geſchlagen wurde.

Um ferneren Streitigkeiten vorzubeugen, wurde das ſamoaniſche Königtum ganz abgeſchafft, und die Regierung ſollte lediglich durch die ſo unheilvolle Dreiherrſchaft der Vertragsmächte weitergeführt werden, als plötzlich die völlig unerwartete Kunde von der Aufteilung Samoas eintraf. Nicht zum wenigſten ſcheint das Abkommen, das endlich eine dauernde Auseinanderſetzung zwiſchen den drei Mächten ſicherte, eine Wirkung des für England anfangs ſo unglücklichen Burenkrieges geweſen zu ſein. Der Vertrag vom 14. November 1899 beſtimmte zunächſt, daß

die Entſchädigungsforderungen für alle während der letzten Wirren erlittenen Verluſte durch ein Schiedsgericht geprüft werden ſollten, das unter dem Vorſitz des Königs von Schweden in allen Punkten zugunſten Deutſchlands entſchieden hat. Vor allem aber wies das Abkommen die Hauptinſeln Upolu und Sawaii an Deutſchland, während die Vereinigten Staaten Tutuila erhielten. Denn die paziſiſchen Intereſſen Amerikas waren mittlerweile ſo geſtiegen, daß es Tutuila und die ihm dort ſchon lange gehörende Kohlenſtation Pago-Pago nicht preisgeben konnte. Englands Intereſſen dagegen waren ſo gering und die ihm zugebilligten Entſchädigungen ſo reichlich, daß es leicht allen Rechten auf Samoa entſagen konnte. Denn Deutſchland verzichtete zugunſten Großbritanniens auf ſeine nicht unerheblichen Anſprüche auf die Tongainſeln und trat die Salomonen bis auf zwei, dazu den größeren Teil des bis dahin neutralen Salagagebietes zwiſchen Deutſch-Togo und der engliſchen Goldküſtenkolonie an Großbritannien ab. Seinerzeit hätten wir ganz Samoa für wenige hunderttauſend Mark haben können. Weil das aber dem Reichstag zu teuer war, ſo haben wir allein für die Stationierung unſerer Kriegsſchiffe über fünfundzwanzig Millionen Mark ausgegeben, ungerechnet die ſchweren Verluſte an Men-

schenleben und die bitteren Enttäuschungen, die uns das zwanzigjährige Ringen um die Inselflur gebracht hat.

Durch die Besitzergreifung des Kaiser-Wilhelms-Landes und des Bismarck-Archipels, Samoas und der übrigen Inselgruppen ist in der Südsee ein zusammenhängendes deutsches Kolonialreich von 254000 Quadratkilometern Flächeninhalt entstanden, das an jedem der drei pazifischen Hauptgebiete — Melanesien (Kaiser-Wilhelms-Land, Bismarck-Archipel), Polynesien (Samoa), Mikronesien (Marshallinseln, Karolinen, Marianen) — Anteil hat, und dessen kolonialen Nutzwert wir nunmehr kurz zu prüfen haben. Denn mit der freudigen Begeisterung über die neuen Erwerbungen allein ist es nicht getan; man muß sich vielmehr auch die Frage vorlegen, ob das Erworbene die großen Aufwendungen lohnt, und manches herbe Urteil ist in dieser Beziehung schon gefällt worden.

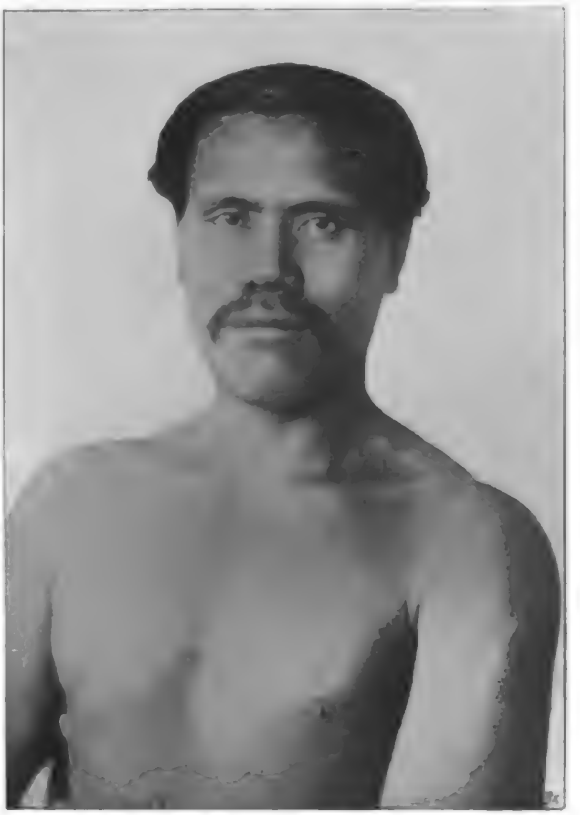
Die zahllosen Inselwolken, die scheinbar regellos und doch mit innerer Gesetzmäßigkeit über die ungeheure Wasserwüste des Stillen Ozeans zerstreut sind, bilden in ihrer Gesamtheit die Reste eines uralten, im Meere versunkenen Festlandes, von dem heute nur noch die höchsten Gebirgskämme und Berggipfel über den Meeresspiegel emporragen. Das erste der zugehörigen Inselgebiete, Melanesien oder Schwarzinselland, wie es nach der dunklen Hautfarbe seiner papuanischen Bewohner genannt worden ist, bildet einen von Neuguinea bis zu der bereits von Polynesiern bevölkerten Doppelinsel Neuseeland reichenden Bogen, der — ein Beweis ursprünglichen Zusammenhanges — trotz der trennenden Tiefsee in seinem inneren Bau und seiner geologischen Zusammensetzung überraschende Ähnlichkeit mit Ostaustralien zeigt. Melanesien umfaßt zugleich die räumlich ausgedehntesten Inseln der Südsee — Deutsch-Melanesien ist 249000 Quadratkilometer, der über einen ungleich weiteren Meeresraum ausgebreitete polynesische und mikronesische Besitz bloß 5000 Quadratkilometer groß — und erreicht in seinen bis zu Alpenhöhe ansteigenden Gebirgen die bedeutendsten Meereshöhen innerhalb der pazifischen Welt. Dagegen bestehen Polynesien oder Vielinselland und Mikronesien oder Kleininselland, wie schon ihr Name sagt, aus einer Unmenge kleiner und kleinster Eilande jungen geologischen Alters, die entweder niedrige, hellfarbige, magere Koralleninseln oder hohe, dunkel gefärbte, fruchtbare Vulkaninseln sind. Die meisten dieser Vulkane sind erloschen. Doch gibt es in Melanesien und auf den Marianen noch eine Reihe tätiger Feuerberge, und erst im Oktober 1902 haben auf Sawaii, der Hauptinsel der Samoagruppe, die scheinbar erstorbenen vulkanischen Kräfte von neuem wiedereingesetzt.

Mataaia und sein Anhang. (Samoa.)

Die einheimische Bevölkerung unseres Südseereiches gehört den drei großen Gruppen der dunkelfarbigen, kraushaarigen Melanesier oder Papuas, der heller gefärbten Polynesier und der eine Mischrasse aus beiden darstellenden Mikronesier an und wird teils auf Grund unsicherer Schätzungen, teils an der Hand wirklicher Zählungen zu 450000 Köpfen veranschlagt. Zu ihr gesellen sich gegen 2000 nicht eingeborene Farbige, wie Japaner, Chinesen, Malaien, Tagalen, die meist als Plantagenarbeiter

Verwendung finden, und gegen tauſend Weiße (darunter 569 Deutſche), die als Beamte und Miſſionare, als Kaufleute, Händler, Pflanzer und Handwerker tätig ſind.

Die wirtſchaftliche Bedeutung unſerer pazifiſchen Schutzgebiete, deren geographiſche Eigentümlichkeiten im vorſtehenden mit wenigen Strichen angedeutet ſind, iſt zunächſt dieſelbe wie bei allen Kolonien. Sie ſollen außer den für die moderne Lebenshaltung unentbehrlichen Kolonialwaren Rohſtoffe für die Gewerbtätigkeit des Mutterlandes liefern und Abſatzmärkte für deſſen Fabrikerzeugniſſe werden. Wegen ihrer Lage in der Tropenzone ſind unſere Südſeekolonien in erſter Linie landwirtſchaftliche Beſitzungen, um ſo mehr, als ſie mit Ausnahme des aus alten Geſteinen beſtehenden Neuguineas und des ähnlich zuſammengeſetzten Bismarck-Archipels jugendliche Bildungen aus Korallenkalk oder vulkaniſchem Geſtein ſind, die erfahrungsgemäß arm an edlen oder nutzbaren Metallen oder Mineralien ſind. Was ihnen ihre eigentliche Bedeutung verleiht, iſt die Plantagenkultur, d. h. der Anbau tropiſcher Nutzgewächſe, unter denen die Kokospalme obenan ſteht.



Tamaſeſe der Jüngere, einer der drei Oberkönige der ſamoaniſchen Königsparteien.

Die Kokospalme, die Königin der Südſee, wie man ſie bezeichnenderweiſe genannt hat, findet nicht bloß bei den Eingeborenen die vielſeitigſte Verwendung, ſondern bildet für die Fremden ebenfalls die Hauptgrundlage des pazifiſchen Handels und wird auch für die Zukunft die hauptſächlichſte Kulturpflanze des Südſeegebietes bleiben. Die Anlage und Unterhaltung einer Kokospflanzung verlangt keine übermäßig hohen Koſten, da der genügſame Baum zu ſeinem Gedeihen nur die Nachbarſchaft des Meeres, ſalzhaltige Seeluft und tropiſches Klima braucht und mit dem kümmerlichſten Boden vorlieb nimmt. Trotzdem gibt es ſchwerlich ein lohnenderes Abſatzprodukt als die Kopra, das heißt das getrocknete Fleiſch der Kokosnüſſe, das wegen ſeines Ölgehaltes zur Seifen- und Kerzengewinnung, bei der Parfüm- und Kokosbutterbereitung und zu verſchiedenen anderen Fabrikationszweigen Verwendung findet, während der ſtickſtoffreiche Rückſtand den als Kraftfutter für das Vieh geſchätzten Palmkuchen liefert. Da jede Palme im Jahresdurchſchnitt drei bis vier Mark einbringt und ſechzig volltragende Bäume jährlich tauſend Kilogramm Kopra abwerfen, ſo iſt es leicht zu verſtehen, daß die Kokospalme durch ihren erſtaunlichen, vom achten bis zum achtzigſten Jahre anhaltenden Fruchtſegen ſelbſt das kleinſte Koralleninſelchen zu einer vegetabiliſchen Goldgrube macht. Allerdings richten Ratten und Orkane, Blattkrankheiten und ungewöhnliche Trockenperioden zuweilen beträchtlichen Schaden an. Nichtsdeſtoweniger bietet die Kokospalme eine der ſicherſten Einnahmequellen dar, deren Förderung um ſo notwendiger iſt, als andere Kulturen auf dem dürftigen Boden der Koralleninſeln überhaupt ausgeſchloſſen ſind. Obgleich ausgedehnte Flächen, die ſich zur Kokoskultur eignen, noch brachliegen, macht doch die

Kopra weitaus den Löwenanteil der Ausfuhr aus, und da ihre größere oder geringere Menge auch die Kaufkraft der Eingeborenen entsprechend beeinflußt, so hat die deutsche Regierung ihre Schutzbefohlenen durch Gesetze oder Geschenke veranlaßt, alles nutzbare Land allmählich mit Kokospalmen zu bepflanzen. Die Eingeborenen leisten dem gern Folge, weil sie den Wert der Kopra immer mehr verstehen und sie als ein willkommenes Mittel zur Erfüllung neuer Wünsche und Bedürfnisse schätzen. Die Regierung geht aber auch selbst mit gutem Beispiel voran, indem sie auf den Marianen schon über vierzigtausend Kokosnüsse und auf Neu-Lauenburg (Bismarck-Archipel) allein im Jahre 1901/02 zusammen mit Privaten fünfundvierzigtausend Kokosnüsse hat aussäen lassen. Auch unsere größten deutschen Südseegesellschaften, die Neuguinea-Kompanie, die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln und die Jaluitgesellschaft, beziehen ihre Haupteinnahmen aus ihren umfangreichen Kokospflanzungen und aus dem Kopragescháft. Die Jaluitgesellschaft, die schon den Handelsverkehr der Marshallinseln völlig beherrscht, hat 1901 zur wirtschaftlichen Erschließung der Ost-Karolinen weitgehende Vergünstigungen erhalten, von denen man eine weitere, sehr beträchtliche Steigerung der Kopragewinnung erhofft.

Der Kratersee Lanutoo auf Upolu; 715 m über Meereshöhe. (Samoa.)

Die übrigen Erzeugnisse des Plantagenbaues: Baumwolle, Kakao, Kaffee, Tabak Vanille, Pfeffer, Ingwer, Kapok, Kautschuk und Guttapercha, sind wegen der beschränkten Zahl und des jugendlichen Alters der ihnen dienenden Pflanzungen noch sehr gering, wenngleich die mit ihrem Anbau gemachten Versuche sämtlich ein befriedigendes Ergebnis gehabt haben. Leider bieten in der Kleininselwelt Deutsch-Mikronesiens bloß die wenigen größeren Hochinseln und auch diese nur in mäßigem Umfange zur Anlage von Plantagen Raum. Dagegen ist nicht zu zweifeln, daß Kaiser-Wilhelms-Land, der Bismarck-Archipel und Samoa, die vielgepriesene „Perle der Südsee", wegen ihres heißfeuchten Klimas, ihrer natürlichen Fruchtbarkeit und der größeren Ausdehnung des kulturfähigen Bodens zu den hervorragendsten Pflanzungsländern der Welt gehören. Kaiser-Wilhelms-Land liefert einen ausgezeichneten Tabak, dessen Anbau aber leider infolge der gesunkenen Marktpreise und der übermäßig teuren Arbeitslöhne wieder aufgegeben worden ist, nachdem in letzter Zeit der Ertrag bis über hunderttausend Pfund gestiegen war. Eine um so bessere Zukunft hat der von der Neuguinea-Kompanie im großen begonnene Kaffeebau, und noch mehr

Digitized by Google

gilt das von der Ausbeute der Gummipflanzen; denn die vom Kolonialwirtſchaftlichen Komitee ausgeſandte Expedition des Botanikers R. Schlechter hat feſtgeſtellt, daß das Innere des Kaiſer-Wilhelms-Landes reich an Guttapercha- und Kautſchukwäldern iſt, deren geregelte Ausbeute für ſich allein ſchon imſtande ſein wird, dem ſehr daniederliegenden Wirtſchaftsleben der Kolonie in abſehbarer Zeit eine neue Grundlage zu geben. Augenblicklich iſt das wichtigſte Plantagenerzeugnis der Kakao, der auf Samoa ein förmliches Kakaofieber hervorgerufen hat, und deſſen Kultur von mehreren Geſellſchaften, der Deutſchen Samoageſellſchaft, der Safata-Samoageſellſchaft und der Upolu Coco Plantation Company, energiſch in die Hand genommen worden iſt. Darf man auch an die Güte des ſamoaniſchen Bodens nicht ſo ganz überſchwengliche Hoffnungen knüpfen, wie man es bisher getan hat, ſo umfaßt doch die mit Kakao bepflanzte Fläche ſchon gegen 900 Hektar und brachte (1902) 9600 Kilogramm Kakaobohnen zur Ausfuhr.

Verwalterhaus in Vaitele. (Upolu, Samoa.)

Kokospalme (Cocos nucifera).

Leider bereitet die auch in der Südſee nachgerade brennend gewordene Arbeiterfrage der gedeihlichen Entfaltung des Plantagenbetriebes ſolche Schwierigkeiten, daß, um nur ein Beiſpiel anzuführen, die Deutſche Handels- und Plantagengeſellſchaft der Südſeeinſeln von ihrem 32000 Hektar betragenden Grundbeſitz auf Samoa erſt 4000 Hektar in Kultur, und zwar meiſt in Kokoskultur, zu nehmen vermochte. Die in wachſender Menge überall im Südſeegebiet angelegten Pflanzungen bedürfen natürlich einer entſprechend großen Anzahl von Arbeitskräften, und bei der Arbeitsunluſt der meiſten Südſeevölker wird es immer ſchwe-

rer, ausreichendes und billiges Menschenmaterial zu bekommen. In der Not scheute man früher vor gröblichen Übergriffen nicht zurück und preßte die Eingeborenen mit List

Samoanische Mädchen.

oder Gewalt zur Arbeit, die oft nichts anderes als eine verkappte Sklaverei war. Begreiflicherweise nahmen die Insulaner, die meist aus Neubritannien oder von den Salomonen stammten, bei jeder Gelegenheit für die ihnen widerfahrene Unbill Rache, und das noch heute andauernde Mißtrauen, an dem alle am Südseehandel beteiligten Nationen die Schuld tragen, ist mit ein Grund dafür, daß Kultur, Mission und Kolonisation in Melanesien so geringe Fortschritte machen, und daß dort schon zahlreiche Weiße erschlagen worden sind.

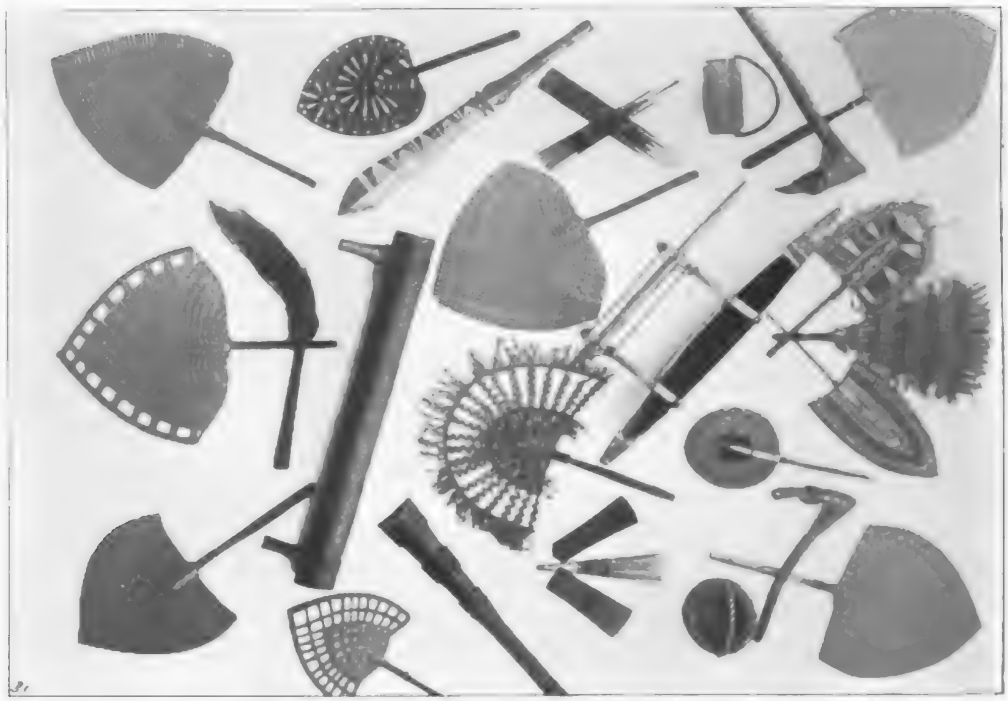
Seit der Aufteilung der pazifischen Welt unter die fremden Kolonialmächte ist zwar die Arbeiterwerbung in geordnete Bahnen gelenkt; sie hat aber mit der fortschreitenden Ausdehnung der Pflanzungen nicht gleichen Schritt halten können, so daß die Nachfrage nach melanesischen Arbeitern, von denen auf Herbertshöhe, der Hauptstation des Bismarck-Archipels, über dreitausendfünfhundert und in Samoa über achthundert beschäftigt werden, das Angebot weit überwiegt. Trotz mancher nicht unerheblicher Bedenken hat man sich deshalb entschließen müssen, nach Kaiser-Wilhelms-Land und Samoa mehrere hundert malaiische und chinesische Kulis einzuführen. Denn die Mikronesier und Polynesier lassen sich nicht zu angestrengter Tätigkeit auf den Plantagen und noch viel weniger zu einem mehrjährigen Arbeitskontrakt herbei. Sie arbeiten nur so lange, als es ihnen gefällt oder als ihnen die Mittel zur Bestreitung ihrer geringen Bedürfnisse fehlen, und fordern für ihre Leistungen gewöhnlich eine unverhältnismäßig hohe Bezahlung. Daher ist es eine der praktisch wichtigsten Aufgaben, die unberechenbaren, genügsamen Naturkinder zu ausdauernden, gewissenhaften Arbeitern zu erziehen. Daß die Erreichung dieses Zieles nicht unmöglich ist, beweisen die an Zahl leider immer mehr zurückgehenden intelligenten Bewohner der Karolineninsel Yap, die in wenigen Jahren über hundert Kilometer Wege gebaut, eine ganze Anzahl Steindämme von zusammen über 1000 Meter Länge errichtet und einen für Boote fahrbaren Kanal angelegt haben, der die eigentümlich gestaltete Insel an ihrer schmalsten Stelle durchschneidet und einen langwierigen, gefährlichen Umweg abkürzt. Auch auf Samoa und auf den Hauptinseln des Bismarck-Archipels macht der Wegebau gute Fortschritte. Um ihn und um das Kopragеschäft drehen sich hier wie in Deutsch-Mikronesien die Gedanken der Häuptlinge; denn die Kopra bringt ihnen reichen Gewinn, der Wegebau nicht minder begehrenswerte Geschenke ein. Auf den Marianen endlich ist als Erziehungsmittel die schon aus spanischer Zeit stammende Arbeitsverpflichtung beibehalten worden und hat sowohl der Verwaltung als den Eingeborenen mannigfachen Nutzen gebracht.

Viel weniger erfreulich sind die Fortschritte, die Kaiser-Wilhelms-Land zu verzeichnen hat. Allerdings ist in jenem echtesten, palmenreichsten Tropenland die ungezügelte Pflanzenwelt so gewaltig und allbeherrschend, daß sie im Verein mit den außerordentlich

ſchroffen Gebirgsketten, dem tückiſchen Fieberklima, der Feindſeligkeit und dem kulturellen Tiefſtand der Eingeborenen das Eindringen ins Innere und die Urbarmachung des Bodens in jeder Weiſe erſchwert. Zu allen dieſen Faktoren, um derentwillen Neuguinea noch jetzt eins der unbekannteſten Gebiete unſeres Erdballes iſt, kamen als weitere Hinderniſſe Mißgeſchicke der verſchiedenſten Art und ein wiederholter Wechſel der Verwaltung. Obgleich nämlich der Neuguinea-Kompanie auf Grund des Kaiſerlichen Schutzbriefes vom Jahre 1885 die unbeſchränkte Ausübung der Oberhoheit über ihren Beſitz zuerkannt war, verzichtete ſie 1889 auf dieſes Vorrecht. Als jedoch das Reich die Oberhoheit bald wieder an die Geſellſchaft zurückgab, drängte ſich immer mehr die Notwendigkeit auf, daß die Neuguinea-Kompanie nicht nur von ihren landesherrlichen Befugniſſen, ſondern auch von ihren großen Geldopfern, die ſchließlich bis auf acht Millionen Mark aufgelaufen waren, ohne daß ihnen nennenswerte Einnahmen gegenüberſtanden, in irgendeiner Weiſe entlaſtet werden müßte. Denn die Vereinigung kaufmänniſcher Intereſſen und ſtaatlicher Hoheitsrechte in einer Hand iſt unnatürlich, weil beide oft miteinander in Widerſtreit liegen, und weil eins unter dem anderen leiden muß. Auch reichte die bewaffnete Macht der Geſellſchaft nicht aus, um ihrem Anſehen den gehörigen Nachdruck zu verleihen, ſo daß die Übergriffe der Eingeborenen in beſorgniserregender Weiſe überhand nahmen. Im Jahre 1899 iſt es endlich gelungen, auf Grund annehmbarer Bedingungen das Gebiet der Kompanie in die Verwaltung des Staates zu übernehmen, ſo daß ſich die Geſellſchaft nunmehr voll und ungeteilt ihrer vornehmſten Aufgabe, der wirtſchaftlichen Erſchließung des Kaiſer-Wilhelms-Landes, widmet kann.

Samoaner im Tanzſchmuck mit Köpfmeſſer.

Eine der wichtigſten Vorausſetzungen für das Gedeihen eines Landes iſt ferner ſeine geographiſche Lage. Leider ſind in dieſer Beziehung unſere Südſeekolonien nicht ſonderlich begünſtigt, da ſie von den großen Weltverkehrsſtraßen und Hauptabſatzgebieten der Gegenwart weit abliegen. Infolgedeſſen ſind die Frachten teuer und müſſen durch billigere Produktionskoſten oder durch ganz vorzügliche und beſonders wertvolle Erzeugniſſe ausgeglichen werden. Samoas Verkehr iſt noch ganz von einer engliſchen und amerikaniſchen Schiffahrtsgeſellſchaft abhängig, während das Neuguinea-Schutzgebiet neuerdings durch deutſche Dampfer ſowie durch regelmäßige Fahrten japaniſcher Segler in den Weltverkehr einbezogen wurde. Zwei Dampfer des Norddeutſchen Lloyd laufen alle ſechs Wochen Herbertshöhe im Bismarck-Archipel und Friedrich-Wilhelms-Hafen, die wichtigſte unter den ſechs Hauptſtationen von Kaiſer-Wilhelms-Land, an. Ein Poſtdampfer der Jaluitgeſellſchaft vermittelt gegen einen Reichszuſchuß von 120000 Mark jährlich dreimal die Verbindung zwiſchen Sydney und Hongkong und zurück über die Marſhallinſeln, Karolinen und Marianen. Für den Poſtdienſt ſind insgeſamt zehn Poſt-



Samoaniſche Fächer, Keulen, Körbchen, Schlafrolle, Bootmodell uſw.

agenturen errichtet. Dagegen entbehrt das Schutzgebiet noch vollſtändig einer direkten telegraphiſchen Verbindung.

Alles in allem ſind unſere pazifiſchen Kolonien wegen ihrer Abgelegenheit und wegen der Feindſeligkeit oder niedrigen Kulturſtufe der Eingeborenen, infolge der Fehler der Verwaltung oder aus anderen Gründen noch weit entfernt, im Welthandel und Weltverkehr eine Rolle zu ſpielen, und es wird noch mühſamer Arbeit bedürfen, um die für ſie verausgabten Millionen mit Gewinn zu verzinſen. Eine Ausnahme macht vielleicht das raſch aufblühende Samoa, deſſen Handelsbewegung ſchon jetzt faſt ſo groß wie die aller übrigen deutſchen Südſeebeſitzungen zuſammengenommen iſt. Die Geſamtein- und -ausfuhr unſerer pazifiſchen Kolonien betrug 1902/3 gegen zehn Millionen Mark.

Über den wirtſchaftlichen Erwägungen darf man aber auch politiſche Geſichtspunkte nicht vergeſſen, und gerade ſie ſind für unſer Vorgehen in der Südſee nicht zum wenigſten maßgebend geweſen. Man kann manchmal die Meinung hören, daß wir namentlich die Karolinen und Marianen bloß deshalb und obendrein um einen ziemlich hohen Kaufpreis erworben hätten, damit ſie keiner anderen Macht zufielen. Das mag richtig ſein. Oft iſt es jedoch politiſch klug, etwas zu erwerben, nur damit es kein anderer bekommt, und wir mußten ein ganz beſonderes Intereſſe daran haben, daß in jenen vielumſtrittenen Gewäſſern kein Keil zwiſchen unſere weitgetrennten Schutzgebiete Kaiſer-Wilhelms-Land und Kiautſchou getrieben wurde.

So aber iſt uns eine Seeprovinz zugefallen, welche die chineſiſchen Gewäſſer flankiert und eine faſt ganz unter deutſchem Einfluß ſtehende Brücke von Neuguinea nach Kiautſchou ſchlägt. Ein zweiter Vorteil beſteht darin, daß die Karolinen nicht wie die Marſhallgruppe bloß aus hafen- und waſſerarmen, von furchtbaren Orkanen bedrohten Koralleninſelchen zuſammengeſetzt ſind, ſondern daß ſie auch eine Anzahl wohlbewäſſerter, fruchtbarer Hochinſeln umſchließen, deren ſturmſichere Häfen als Stützpunkte für unſere Kriegs- und Handelsmarine und, wegen der Kohlenarmut der Südſee, als hochwillkommene Kohlenſtationen Bedeutung erlangen. Ferner liegt Deutſch-Mikroneſien im Schnittpunkte der großen pazifiſchen Zukunftsſtraßen zwiſchen Oſtaſien und Auſtralien einerſeits,

Digitized by Google

Asien und Amerika anderseits und weist damit die günstigsten verkehrsgeographischen Vorbedingungen auf. Man darf deshalb hoffen, daß alle diese Inseln, die für Spanien nur noch wertlose Trümmer eines eingestürzten Gebäudes waren, für uns die Strebepfeiler eines neuen, zukunftsvollen Baues und ein wichtiges Bindeglied in der Kette unserer Südseegebiete werden trotz des unausbleiblichen Wettbewerbes der Vereinigten Staaten, die sich leider als unbequemer Nachbar inmitten der deutschen Marianen- und Samoainseln festgesetzt haben.

Samoa hat wegen seiner zentralen Lage schon jetzt eine hohe Bedeutung und wird von mehreren Dampfer- und Kabellinien berührt, die zwischen Amerika und Australien verlaufen oder doch geplant sind. Samoa wird also für den Weg zwischen beiden Erdteilen stets eine Hauptstation sein und gleich den anderen Südseearchipelen noch mehr gewinnen, wenn der Nikaragua- oder Panamakanal fertiggestellt sein wird. Doch darf man dessen Einfluß nicht zu sehr überschätzen, weil auch nach seiner Vollendung der größere Teil des Weltverkehrs den alten Wegen um Afrika herum treu bleiben wird. Überdies können sich die räumlich unbedeutenden Inselwolken der Südsee nie mit den großen Erzeugungsgebieten der Erde messen.

Aber auch in den ungleich bescheideneren Grenzen seiner Wirksamkeit ist unser Südseereich ein dankbarer Besitz, dessen einfache, billige und gut organisierte Verwaltung in kurzer Zeit mit geringen Mitteln Beachtenswertes geleistet hat. Im schneidenden Gegensatze zur spanischen Regierung hat sie es verstanden, ohne den Rückhalt einer starken Militärmacht, nur gestützt auf eine geringzählige, meist aus Eingeborenen bestehende Polizeitruppe, sich binnen kurzem Vertrauen und Gehorsam zu verschaffen, und dank ihrer Fürsorge ist die Bevölkerung der Marianen, die von den Spaniern in blutigen Religionskämpfen fast ausgerottet war, schon in vier Jahren um siebenhundertachtundfünfzig Köpfe gewachsen. So erscheint der Ausblick auf die Zukunft gewiß nicht unerfreulich. Selbst bei nüchternster Berechnung kommt man zu dem Ergebnis, daß sich unser pazifisches Schutzgebiet langsam, aber stetig entwickelt, daß es eine entschiedene Stärkung unserer überseeischen Interessen und unseres kolonisatorischen Ansehens bedeutet und ein wertvoller Rückhalt für unsere Bestrebungen im Stillen Ozean zu werden verspricht.

Abend am Strande

Der heiße Tag verglomm, ein leiser Wind
Weht über dunkle Fluten kühlend her,
Und Abenddämmerschatten hüllen lind
In weiche Schleier Land und Meer.

Wenn so die Welt in heiliger Ruhe schweigt,
Erwachen Träume in der Menschenbrust,
Uraltes Sehnen hoch und höher steigt
Nach weltentrückter Himmelsliebe Lust.

Ist es Natur, die dieses Sehnen stillt,
Wenn wir dereinst in ihrem Arm vergehen,
Wie? — oder ruht in unsrer Brust verhüllt
Der Talisman, den wir noch nicht verstehen?

Durch stille Nacht trägt laue Luft die Frage,
Beklommen schau' ich auf zum Sternenzelt,
Ob nicht ein Blitz vom Himmel Antwort sage,
Die unsres Wissens Dunkel jäh erhellt.

Wilhelm Freudenberg

Wie der Vikar die neue Methode einführte

Eine lehrsame Geschichte

von

A. Supper

(Nachdruck ist untersagt.)

Der Gemeinde Altshausen war er als Stütze und zeitweiliger Stellvertreter des „steinalten" Pfarrers zugeteilt. Steinalt ist für einen Vikar, der in der Blüte der Zwanzig steht, jeder Seelenhirte von sechzig Jahren.

Und solch ein steinalter Mann hat naturgemäß ganz veraltete Ansichten, eine veraltete Art zu predigen, zu denken, zu wirken; eine veraltete Technik, möchte man sagen, wenn dieser Ausdruck in bezug auf das geistliche Amt gestattet ist. Der Vikar wunderte sich daher nicht, daß die Altshausener waren, wie sie eben waren. In stumpfer Alltäglichkeit rackerten sich diese Bauern ab. Die sonnverbrannten, hageren Männer, die abgearbeiteten, schon in der Jugend unjungen Weiber, ja die flachsköpfigen Kinder waren für nichts zu haben, was nicht mit Kartoffeln, Korn und Rüben, mit Stall und Scheune, Hopfen und Flachs zusammenhing.

Da gehörte eine junge Kraft her, ein frischer, fröhlicher Wind, der die schwülen Dünste der Werktäglichkeit aus den Altshausener Herzen und Köpfen trieb und ein würdigeres Menschentum aufleben ließ. Immanuel Winter, der Vikar, würde diese Kraft sein. Er würde die Rolle des säubernden Windes, ja Sturmes spielen, wo es not tat. Er würde eine neue Methode einführen im Altshausener Pfarramt. Der alte Pfarrer Holder — je nun, der predigte schlicht und recht, verwaltete eine Ortssparkasse, hatte für alle Leibesgebresten im Dorf etwas im Arznei- oder im Küchenkasten, besorgte seine und des halben Dorfes Bienen, rauchte Pfeife und lobte die Altshausener als die fleißigsten Bauern im Umkreis.

Lieber Gott, das war ja alles ganz schön und gut; aber fleißig sind auch die Ameisen, und zum Imkerspielen brauchte man nicht Theologie studiert zu haben und — kurzum, Immanuel Winter wußte, was in Altshausen seine Mission war.

Schon im eigenen Hause des alten Holder gab's keine rechte Zucht. Die Jungfer Lene, die seit der Pfarrerin Tode das Hauswesen führte, war eine schreckliche Person.

Den Empfang seinerzeit würde Immanuel Winter nie vergessen. Als erste trat ihm die Lene entgegen, schüttelte ihm die Hand und sprach wörtlich: „So, send Se do? Jetzt ganget Se no meim Herra fest an d' Hand, er ka scho a Hilf brauche. I glaub', wenn i net so draufnaufg'sessa wär, hätt' er sich noch kein Vikar ei do. So ischt er!"

Lachend rief der Pfarrer von der Treppe her: „Willkommen, Herr Amtsbruder! Schöner als die Lene hätte ich das Nötige auch nicht sagen können."

Das war der Empfang.

Am anderen Morgen rief die Pfarrmagd vor des Vikars Tür: „Am halb siebene trinke mer Kaffee."

Immanuel Winter blieb zwar ostentativ bis sieben Uhr liegen; aber er wurde seines Sieges nicht froh, denn er bekam den Kaffee kalt, die Milch mit einer Anzahl ertrunkener Fliegen darin.

Und so geschah es täglich. Ja, er hatte das holde Wesen im Verdacht, daß sie den braunen Trank im kalten Wasser extra abkühle und sich der Mühe des Fliegenfangens

unterziehe, dieweil schon eine Verspätung von einigen Minuten die angedeuteten Folgen hatte.

So störrisch und zuchtlos war der Geist des ganzen Dorfes.

Da war zum Beispiel der Polizeidiener. Immanuel Winter hatte ihn schon wiederholt gebeten, den Kirchplatz und die nächste Umgebung reiner fegen zu lassen. „Geht mi nix a," sagte frech der Mensch. Der Vikar wandte sich an den Schultheißen: „In der Ernt' tut's au so," erwiderte der unbewegt.

Dann der Nachtwächter! Auf einem uralten Horne tutete er bei jedem nächtlichen Stundenschlag und sang danach mit krächzender Stimme seine von den Vorvätern überkommenen Reime.

Zuerst gefiel dem Großstadtkind der Brauch. Er fand ihn ehrwürdig und reizvoll. Aber da des Vikars Schlafzimmer zu ebener Erde gegen die Straße lag und der Nachtwächter eine sehr gute Lunge hatte, stumpften sich die Reize des nächtlichen Rufens bald ab. Immanuel Winter bat den Sänger, dreißig Schritte besser oben oder unten in der Gasse zu rufen. Aber siehe da, es erwies sich, daß just vor dem Pfarrhaus der einzig mögliche Platz sei. Das sei Brauch, und gegen den Brauch kann und will und darf kein Nachtwächter vorgehen.

Nun, das waren ja Kleinigkeiten; aber Kleinigkeiten, die ganze Bände sprachen, wenn man zu hören gewillt war.

Pfarrer Holder kam leicht darüber hinweg. Er qualmte aus seiner Pfeife und sagte: „Nur ruhig Blut, lieber Herr Amtsbruder. An der Bauern Fehler lernt der Pfarrer. Die Altshausener Dickschädeligkeit hat mir in dreiunddreißig Jahren ein ganz respektables Stücklein eigener Dickschädeligkeit abgetan."

Immanuel Winter fuhr empor. War das auch eine Auffassung des Hirtenberufes? War anerkannten Schäden in der Gemeinde gegenüber diese träge Passivität am Platze? War das nicht Lässigkeit im Dienste Gottes?

„Herr Pfarrer," brach er los, „ich weiß es wohl, daß wir an den Fehlern anderer lernen können und sollen; aber ich weiß auch, daß wir nie aufhören dürfen, diese Fehler als solche zu brandmarken und, gestützt auf Gottes Wort und unseres Amtes Gewalt, dagegen zu eifern. Und wenn ich dreiunddreißig Jahre —"

Pfarrer Holder nickte mit dem weißen Kopfe so freundlich und zustimmend, als habe ihm sein junger Vikar mit dem Ausgesprochenen sowohl als mit dem Verschluckten die schönste Anerkennung gesagt. „Ja, mein Lieber, wenn Sie einmal dreiunddreißig Jahre in Altshausen sind, dann wird manches anders sein. Wenn ich dreiunddreißig Jahre zurückdenke, ist mir gar vieles verwunderlich. Ich meine dann, nicht nur für den einzelnen unter uns Altshausenern, sondern auch für das ganze liebe Dorf gilt es: Bis hierher hat der Herr geholfen!"

Die klaren Augen des Pfarrers schauten vergnüglich auf den Vikar, und diesem war es, als müsse er sich innerlich förmlich wehren gegen dieses krasse Mißverstandenwerden.

„Wissen Sie," fuhr der Greis gemütlich fort, „das kleine Sprüchlein ist mir lieber und paßt für mich alten Mann besser, als wenn ich sagen wollte: dies und das habe ich gesät, und dies und das ist aufgegangen!"

„Das Aufgehen liegt in Gottes Hand," sagte voll Salbung und Würde der Vikar; „aber guten Samen streuen, begießen und jäten, das können und sollen wir, die Diener am Worte."

Pfarrer Holder nahm jählings seinen Vikar am Arm und deutete durchs Fenster in den Garten. „Dort in dem Beete hinter der Buchshecke habe ich eigenhändig zwei Reihen Spinat gesät, Herr Amtsbruder. Die Lene jätet und gießt, und die grünen Blättchen keimen und wachsen. Jetzt sehen Sie hin! Sehen Sie hin, wie der Schnauzel drin wühlt und scharrt, weil er ein Mäuslein spürt. Sehen Sie, wie die Erde fliegt unter den scharrenden Hundepfoten und die grünen Blättlein mit!" Der Alte pfiff durch die Finger dem Hunde, dann fuhr er ruhig fort: „Feldmäuse und Schnauzeln, Engerlinge und Platzregen — das sind alles Dinge, die nicht einmal ein Pfarrer in der Hand hat. Ja, er kann sogar nicht wissen, ob nicht schon unter dem Samen, den er jäte, Keime künftigen Unkrauts waren."

Immanuel Winter lachte kurz auf: „Das ist eine bequeme Art, den geistlichen Beruf aufzufassen," sagte er fast heftig.

Der Pfarrer zuckte die Achseln: „Die Dinge auffassen, wie sie nun mal sind, ist überhaupt immer das Bequemste. Wenn Sie mir das heute aufs Wort glauben wollten, Herr Amtsbruder, könnten Sie sich sicher manches teure Lehrgeld ersparen. Und ist es denn gar so unwürdig, wenn ein Pfarrer sagt: Die Hauptsache am Ganzen bin ich nicht, die Schnauzeln und die Engerlinge und tausend andere sogenannte kleine Dinge spielen neben mir auch eine Rolle?“

Der Vikar schüttelte das glattsträhnige, lange Haar von der Stirn zurück und entgegnete im Aufstehen: „Von sich, von seiner Person mag das der Pfarrer sagen, aber sein Amt darf er mit all dem Kleinen nicht in eine Reihe stellen. Doch Sie entschuldigen mich jetzt, Herr Pfarrer, ich muß mich hinter meine Predigt machen.“

Der alte Mann schloß hinter dem jungen die Tür und streichelte dann dem schmutz- und erdebedeckten Rattenfänger, der sich hereingedrängt hatte, das Fell. „Schnauzel, Schnauzel, hast was Dummes gemacht und hast doch das Rechte gewollt! Bist eben noch jung, Schnauzel, noch gar so jung! Kannst noch kein Mäuslein laufen lassen, auch wenn du mehr Schaden stiftest beim Fange.“

* * *

Zwischen den Buchshecken des Pfarrgartens schritt der Vikar auf und ab und memorierte seine Predigt. Lukas zwölf war sein Text. Ein sehr guter Text, der just etlichen von den Kapitalfehlern der Altshausener an die Wurzel ging. Der Altshausener und ihres Pfarrers! „Ich bin kommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden!“ Ja, du alter Herr, ein Feuer will Gott sehen; brennenden Eifer um seine Sache; nicht deine laue Friedfertigkeit, die der Mantel ist für innere Trägheit. Und, ihr Altshausener, merket auf! „Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen sollet, auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen sollet. Das Leben ist mehr denn die Speise und der Leib mehr denn die Kleidung.“

Ihr Werktagsmenschen mit euren Werktagsgedanken, höret es: „Wo euer Schatz ist, da wird auch euer Herz sein.“ Immanuel Winter kam jetzt ins Feuer, das ganze lange Kapitel erschien ihm heute wie blitzendes Rüstzeug für den Streit, der entbrennen sollte. Wo solche Schwerter aus der Scheide flogen wie diese aneinander gereihten Worte des Menschensohnes, da konnte der Sieg nicht zweifelhaft sein. Rascher schritt er dahin, und der stille, einsame Garten ward ihm zur Kirche.

„Ihr lasset euch vom Alltag nicht nur den Leib, nein, ihr lasset auch die Seele knechten. Wißt ihr, was allen Segen von der Arbeit streift? Wenn man sie zu seinem obersten Hausgötzen macht, vor dem man opfert Tag und Nacht. Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe. Eines aber ist not! Aufrecht geht der Mensch, nicht erdwärts gewandt wie alles Getier. Der Schweiß auf euren Stirnen läßt euch die Himmelsluft nicht achten, die um Menschenstirnen weht. Aufwärts richtet den Blick — suchet was droben ist!“

Durch die ganze ansehnliche Länge des Pfarrgartens schritt der Vikar im Eifer des Lernens.

Eine dichte, halbmannshohe Weißdornhecke schloß gegen die Landstraße hin ab.

Am niederen Raine, der zwischen Straßengraben und Gartenhecke sich hinzog, kletterte des Nachtwächters Jüngster, der Paule, und suchte nach Raupen. Wo Wolfsmilch wuchs und wilder Thymian und Pfefferminzkraut, da witterte der flachshaarige, barfüßige Kerl ergiebige Jagdgründe.

Laut klangen die Worte des Vikars über die Hecke. Dem Buben begann plötzlich das kleine Herz zu schlagen. Der da drinnen, das war gewiß „der Neue“, von dem der Vater gestern gesagt hatte, er sei ein Scharfer, den „geniere die Muck an der Wand“. Und Hans Adam, der Polizeidiener, fügte noch bei: „Der möcht' gern 's Unterst z' oberst kehre.“

Der Raupensang hinter dem Pfarrgarten galt ja bis heutigen Tags als etwas Erlaubtes in Altshausen; aber wer konnte wissen, wie „der Neue“ darüber dachte. Dem Schulzen-Josephle hatte er „eine hingehaut“ wegen einem lumpigen Spatzennest.

„Suchet, was droben ist!“ klang es streng, drohend fast von da drinnen, und die Tritte im knirschenden Sande kamen ganz nahe.

Der Junge hinter der Hecke duckte sich ängstlich zusammen. Die Raupen, die waren

nun mal nicht droben; die krochen zwischen dem Thymian über die rissige Erde, und hier galt es, sie zu suchen. Und das mit dem Spatzennest hoch oben am Scheunendach, das war doch auch nicht recht gewesen.

Gott sei Dank, die Tritte entfernten sich wieder, ohne daß der Gestrenge über die Hecke geblickt hätte.

Scheu, den Kopf geduckt, rannte Paule im Straßengraben aus dem Bereich des Pfarrgartens. Eine einzige Raupe des Wolfsmilchschwärmers trug er als Beute heim.

Das barsche: Suchet, was droben ist! lag ihm dräuend im Ohr.

Immanuel Winter schritt seinen Weg zurück, der Laube zu. Aus der Buchshecke, die die Beete säumte, glänzte ihm etwas entgegen. Er bückte sich danach und hob ein Stückchen blauen, geschliffenen Glases auf, das wohl einst zu einer Vase oder Schale gehört hatte.

Er mußte leise lächeln, indem er den glitzernden Fund betrachtete. Das waren die Güter dieser Erde, um die sich die Menschen abplagten und absündigten. Sie lockten irgendwo und schillerten. Und wenn man sie dann endlich in der Hand hielt, dann erwiesen sie sich als wertlose Scherben, die wohl verletzen, aber nicht bereichern konnten. In weitem Bogen warf Immanuel Winter seinen Fund über den Pfarrgarten hin in den Staub der Straße. Seine Augen glänzten, er atmete tief auf. War ihm doch, als habe er eben eine symbolische Handlung vollbracht. — —

In der geräumigen Laube, die der frühere Pfarrherr nach Maßgabe seiner acht Kinder hatte errichten lassen, saß der alte Holder im Korbstuhl, trank Apfelmost und rauchte Pfeife. Der Vikar hatte jedesmal etwas hinunterzuwürgen, wenn er den Mann so eingehüllt in zufriedenes Behagen vor sich sah. Mensch sein und gar Pfarrer sein, heißt doch ein Kämpfer sein! Und dazu Pfarrer einer so gleichgültigen, erweckungsbedürftigen Gemeinde.

Der Alte schob dem Vikar einen Stuhl zu. „Machen Sie sich's bequem, lieber Herr Amtsbruder!"

In Immanuel Winter gärte die merkwürdige Gereiztheit. „Es ist Samstag heute," sagte er kurz. Aber es lag eine Fülle von entrüsteter Zurückweisung in den paar Worten.

Der Pfarrer nahm die Pfeife aus dem Mund und lachte laut. „Dasselbe sagt die Lene schon dreiunddreißig Jahre, so oft ich an diesem gesegneten Wochentag etwas von ihr will. Sind Sie mit der Predigt noch im Rückstand? Wollen wir ein Wörtchen darüber reden? Ich kann Ihnen vielleicht einen Wink geben da oder dort. Ich kenne meine Bauern. Jetzt, in der Ernte muß man ihnen auf ganz besondere Art predigen, sonst — Gott verzeih mir's, aber es ist so — sonst schlafen sie wie die Dachse." Wieder lachte der Pfarrer, als habe er eben einen guten Witz erzählt.

Immanuel Winter blickte starr in das grüne Blattwerk der Laube. Er kannte „die besondere Art": Schreien, Gestikulieren, auf die Kanzel schlagen! Diese ganze alte Schule, die nicht ahnte, daß die zwingende Macht des schlichten, durchdachten Wortes allein aufrüttelnd wirken kann und soll. „Danke bestens, Herr Pfarrer," sagte er kühl; „ich werde mich bemühen, so zu predigen, daß die Leute nicht einschlafen, beziehungsweise, daß die Schlafenden wach werden." Der Nachsatz klang ausgesprochen aggressiv; aber der Pfarrer schien das nicht zu fühlen.

„Hm," sagte er und qualmte stärker, „geben Sie sich keiner Täuschung hin! Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach bei meinen müden Altshausenern. Und wenn sie erst einmal schlafen, dann weckt sie vor dem letzten Amen die feinste Rhetorik nicht. Deshalb darf man es nicht erst so weit kommen lassen."

„Ja," gab der Vikar feindselig zurück, „man darf es nicht so weit kommen lassen! Den Leuten hier ist das Göttliche merkwürdig fremd. Wenn sich die Predigt um Dreschmaschinen oder Schweizer Kühe drehen würde, dann schliefe wohl keiner."

„Garantieren möchte ich nicht," meinte kaltblütig der Pfarrer. „Aber daß den Altshausenern das Göttliche fremd sei, Herr Vikar, das ist ein Irrtum. Die tägliche Kost ist ihnen Arbeit und wieder Arbeit; aber der eiserne Bestand, das, auf was sie sich getrost verlassen, das ist ihnen der Herrgott. Sie wissen, daß sie ihn zur Hand

haben; aber vergeuden tun sie ihn nicht, so wenig wie sie ihn unter alles hineinmengen."

Der Vikar strich die Haarsträhne aus der gerröteten Stirn. „Das ganze Leben soll im göttlichen Lichte stehen," beharrte er.

Der Alte stocherte an seiner Pfeife herum und sagte ruhig: „Ein Pfarrer, der Predigten macht, und ein Bauer, der Garben lädt, das werden all sein Lebtag zwei verschiedene Dinge bleiben."

Immanuel Winter setzte sich sehr gerade. „Sie ziehen meine Worte ins Lächerliche. Gottesdienst ist an keine Art von Arbeit und an kein Amt gebunden, Gottesdienst ist —"

„Auf seinen Weg sehen, seinen Nächsten lieben und heimwärts wandern durch dick und dünn," vollendete freundlich und unbeirrt der Pfarrer.

Es klang eigentlich wie ein Schlußwort; aber der Vikar war zu sehr im Zuge und konnte nicht so schnell anhalten. „Ja, heimwärts wandern, das ist es ja eben! Aber hier hängen die Leute doch nur am Irdischen!"

„Halt, halt, halt," sagte der Pfarrer und hob wie zur Abwehr die Hand. „Sie schießen daneben, lieber Herr Amtsbruder. Am Irdischen hängen meine Bauern nicht! Das Irdische hängt an ihnen! Das ist zweierlei, Herr! Wenn es ans Sterben geht, weist sich der Unterschied aus. Ich bin schon neben manchem gestanden. Keiner hat gejammert um Hab und Gut. ‚Herr Pfarrer, jetzt wurd's Feierobed,' haben sie gesagt und haben sich auf die Ruhe gefreut. Das war mir, weiß Gott, jedesmal lieber, als wenn sie vom himmlischen Jerusalem geredet hätten."

„Ich werde morgen reden von dem, das droben ist," sagte nachdrücklich der Vikar, und er nagte dabei, ohne daß er es wußte, an den Fingernägeln. Als kleiner, nervöser Junge hatte er die Gewohnheit angenommen und sie nie wieder ganz ablegen können.

„Sie müssen das nicht tun, es ist unschön und nicht gesund," sagte mild tadelnd der Pfarrer. „Ich meine das Nagen an den Fingernägeln natürlich," fuhr er beschwichtigend fort, als er sah, wie der Vikar aufbrausen wollte. „Das andere ist gut, ganz gut. Ich weiß mir kaum einen schöneren Text als den morgigen. Das Liebste aber im ganzen Kapitel ist mir doch immer wieder die Stelle von den Sperlingen und von den Haaren auf unserem Haupte, die alle gezählt sind."

„Gerade diese Stelle ist aber wohl nicht wörtlich zu nehmen," meinte Immanuel Winter von oben her und erhob sich, weil die Pfarrmagd unter die Tür trat.

Der Pfarrer lächelte hinter ihm her: Der mächtige Elefant fürchtet die winzige Maus, dieser grimme Elias die Pfarrmagd, dachte er.

Lene winkte mit dem Kopfe nach dem Davonschreitenden: „Der gäb' en gute Prälate," sagte sie ohne weitere Begründung.

* * *

Hell tönten die Glocken über das Tal und füllten es bis hinüber zu den Berghängen mit frommen, lockenden Klängen.

Da und dort lag schon die reife Frucht zu goldenen Schwaden hingemäht auf der heißen Erde, über der leuchtend und festlich die Augustsonne ihre Bahn zog.

Erntewetter, dachten die Männer in Dreispitz und Tuchrock, die Weiber in Bänderhaube und Flanellmieder, die mit schweren, weiten Bauernschritten zum Gotteshaus wanderten. Garbenwagen und Scheunentennen und die ganze Fülle der drängenden Arbeit zerrte bei solchem Wetter an den schweigend Schreitenden. Der Sonntag mit seiner aufgezwungenen Ruhe kam ungelegen dazwischen.

Erntewetter, dachte Immanuel Winter beim kurzen Gange vom Pfarrhaus zur Sakristei. Der sonnenhelle, festliche Tag mußte ja die Menschenherzen weit und froh machen, daß sie bereit waren, das Gute aufzunehmen, das er, der verordnete Hirte dieser Gemeinde, streuen wollte mit vollen Händen.

Frisch und kühl war es anfänglich zwischen den gelbweißen Wänden des schmucklosen Gotteshauses, bis allmählich der Schweiß und Dunst der vielen arbeitsmüden Leute auch hier herein einen Hauch des schweren Alltags trug.

Der Vikar auf seiner Kanzel spürte diesen Hauch. Als wittere er den gehaßten Feind, so hob er nach und nach die Stimme, so spähte er scharf über die Reihen der Bauern.

Schultheiß und Gemeinderat saßen vorn an. Die kurzgeschorenen weißen Köpfe waren tief geneigt. Dann und wann nickte einer

wie in voller Zustimmung zu den Worten von der Kanzel.

Die Weiber im Schiffe hatten die breiten, taffetseidenen Haubenbänder über die Achseln in den Schoß gelegt; die braunen, abgearbeiteten Hände lagen lässig gefaltet daneben. Von den wetterzernagten Gesichtern waren die wohlgenetzten Haare straff unter die Hauben zurückgezogen, und die Seitenbänder dieser steifen, spitzen Hauben deckten Schläfen, Ohren, Wangen und das halbe Kinn, als gelte es, sich gegen grimme Kälte zu schützen. Bisweilen hob eines der Weiber die Hand, um mit dem sorglich gefalteten, weißen Tüchlein über das feuchte Gesicht zu wischen. Müde sahen alle diese Leute aus, Männer wie Weiber; das Reglose in ihrer Haltung schmeckte mehr nach Erschöpfung als nach Andacht und Ergriffenheit.

Im vergitterten Pfarrstuhl saß Holder und hinter ihm Jungfer Lene. Die Verhaßte schlief, das war nicht zu verkennen. Der alte Herr schaute mit hellen Augen auf seinen jungen Stellvertreter; und ein leises Lächeln lag auf dem glattrasierten Gesicht. Vielleicht ein schadenfrohes Lächeln, weil die kurzgeschorenen Köpfe und die spitzen Hauben so tief gesenkt waren?

Ohne daß er es wollte, ja fast ohne daß er sich dessen bewußt ward, schlug des Vikars Rechte auf die Kanzel, und die Stimme klang schroff und drohend. Sie sollten nicht einschlafen, die Leute da drüben und da unten, sie sollten nicht!

Sprühend flogen des Eiferers Blicke über die Reihen, und siehe da: auf der Bank vor der Orgel, hinten auf der Empore, wo die jüngeren Schulbuben saßen, war etwas nicht in Ordnung. Geschlafen wurde dort nicht, aber aufgemerkt noch weniger.

Der flachsköpfige Schlingel in der Weste mit den blauen Glasknöpfen, das war der Unruhestifter. Warte du!

Als er in der Sakristei den Talar ablegte, hörte Immanuel Winter die schweren Schritte der Bauern über den Friedhof stapfen. Die Türklinke in der Hand stand er und lauschte den murmelnden, rauhen Stimmen da draußen. Ob sie jetzt wohl seine Predigt kritisierten? Eindrücke austauschten?

Einer sagte: „Vom Feldg'schäft hält der Vikar net viel." — „Der versteht das ebbe net so; wenn mir net so schaffe tätet, hättet d' Stadtleut nix z' esse," gab ein anderer zurück.

Also so faßten diese Leute sein Eifern gegen ihre Werktäglichkeit auf!

Den Hut in der Hand, daß sein heißer Kopf verkühle, trat Immanuel Winter hinaus auf den Friedhof. Er schrak fast zusammen, als er zwei dunkle Gestalten reglos nahe an der Kirchenmauer stehen sah.

Pfarrer Holder war es und die Lene.

Unwillkürlich blieb der Vikar stehen. Da winkte ihm der alte Herr.

„Da schläft sie," sagte er leise, auf das grüne Grab zu seinen Füßen deutend.

„Do leit unser Frau," sagte die Lene noch leiser.

Dann bückten sich die beiden und brachen je ein blühendes Zweigchen ab. Sachte schlichen alle drei jetzt davon, als gelte es, ein schlafendes Kind nicht zu wecken.

„Sonntags nach der Predigt fehlt sie mir am meisten," murmelte der Pfarrer.

„Se hot's immer glei' g'merkt, wenn ebbes net recht g'wese isicht," warf Lene ein, „i merk's lang net so!"

Der Pfarrer verzog keine Miene; er hörte offenbar gar nicht, was die alte Magd sprach. Mit verdunkeltem Blicke sah er auf den Weg. Von der heutigen Predigt Immanuel Winters war nicht die Rede.

* * *

Im Hause des Nachtwächters gab's Sturm.

Die Pfarrlene war dagewesen und hatte den Paule vorgeladen. Heute nachmittag sollte er in den Pfarrgarten kommen zum Vikar. Die Magd wußte nichts Näheres; aber „wütig" sei der Vikar.

Der Nachtwächter schüttelte erst seinen bestürzten Buben, dann schlug er auf den Tisch und redete sich in Zorn gegen den „Neuen". Was der noch alles einführen wollte in Altshausen! Da könnte man meinen, die Altshausener haben nur auf den Vikar mit seinem „Mädlesg'sicht" gewartet. Vorher war auch eine Ordnung gewesen, eine bessere Ordnung sogar. Kujonieren läßt man sich nicht! Der Herr Pfarrer hat doch auch

die kleinen Buben nicht vorgeladen. Aber so einer — der noch einem alten Nachtwächter sagen will, an welchem Platz er zu rufen hat!

Lene stand die ganze Zeit unter der Tür und strich ihre Schürze glatt. Ihr Mann war ja dieser Vikar gewiß auch nicht; aber das ging den Nachtwächter nichts an. „Machet's, wie ihr wöllt! I han mei' Sach' ausg'richt'!" sagte sie und ging davon.

Der erboste Mann ordnete an, daß der Paule, wie er eben von der Gasse hereingerufen worden war, im „Sonntichnochmittagskittel" und barfuß, in den Pfarrgarten gehen sollte. Das war eine Demonstration, die dieser Vikar verstehen mußte.

In dem Jungen regte sich die Ehrfurcht vor dem Pfarrhaus.

„Vatter, d' Stiefel tu i a!" sagte er schluchzend.

„Und i sag', du gohst barfuß!"

„Vatter, wenn ich aber in ebbes 'nei'tret?" Es klang ganz hilflos, wie man nach dem letzten, schwachen Strohhalm greift.

„Dummes Zeug!" schrie grimmig der Vater und schob den Jungen zur Tür hinaus.

Mit verweintem Gesicht und klopfendem Herzen schlich Paule davon. Es war ihm, als habe ihn der liebe Gott heute ganz und gar verlassen und feindlichen Gewalten preisgegeben.

Sein ganzes vergangenes Leben ließ er an sich vorüberziehen. Er fand genug der Missetaten; aber es waren nur solche, von denen der „Neue" nach Lage der Sache nichts wissen konnte. Hatte er denn gestern doch vielleicht über die Hecke geblickt und den zusammengeduckten Buben gesehen?

Am Schulhaus führte der Weg vorüber. Dicht unter dem Fenster, unter dem allsonntäglich der Schulmeister lag, die lange Pfeife über den Sims baumeln ließ und die Vorübergehenden ausfragte, woher und wohin.

Scheu blickte Paule schon von weitem nach der gefährlichen Stelle. Das Fenster war leer. Da fing er zu laufen an, daß der Staub hinter ihm wirbelte.

Die versteckte, wenig benützte Pforte in der hinteren Hecke des Pfarrgartens schien dem Jungen passend für lichtscheue Angelegenheiten wie die seine.

Schon war er nahe am Ziele, da — ein stechender Schmerz im nackten Fuße. Paule rannte weiter, er war noch ganz im Schuß. Aber auf den linken Fuß konnte er nicht mehr auftreten. Wie Feuer brannte die Sohle.

Mit einem leisen Wehruf warf sich der Junge auf den Rain, an dem er gestern nach Raupen gesucht hatte. Erst lag er sekundenlang ganz still und starrte in den blauen, sonntäglichen Himmel hinauf. Die großen, verdächtig blanken Augen sprachen etwa: Meim Vatter g'schieht's recht, i han 's jo glei' g'sagt.

Dann richtete er sich auf, zog das linke Bein mit leisem Wimmern aufs rechte Knie und besah sich den Schaden. Ein kleines, scharfes Stückchen blauen Glases steckte, von Blut umrieselt, in der Wunde der Fußsohle.

Mit zitternden Fingern nahm es der Junge weg. Dann sah er den Blutstropfen zu, die wie frischrote Perlen hervorsickerten, ein vielgewundenes Rinnsal über die staubweiße Sohle zogen und an den Kniebändern der Lederhose hinuntertropften in die violetten Thymianblüten.

Wieviel helles rotes Blut wohl in solch einem Fuß drin sein mochte? Paule beschloß zu warten, bis der letzte Tropfen herauskäme. Weh tat die Sache jetzt nicht mehr. Und das Stückchen Glas war sehr hübsch. Wenn man hindurchblickte, sahen Himmel und Erde und der blutende Fuß ganz blau aus. Warum der liebe Gott die Welt wohl grün und weiß und bunt erschaffen hatte! Blau war sie doch viel, viel schöner!

Plötzlich schrak Paule zusammen. Er hörte Leute kommen. Altshausener, die am Sonntag feiernd hinauswanderten zu ihren Äckern, auf denen sie die Woche hindurch im Schweiße ihres Angesichtes gearbeitet hatten.

Seit Gott dazumal am siebenten Tag seiner Hände Werk zufrieden betrachtet hat, ist es beliebter Menschenbrauch geworden, es ihm nachzutun.

Paule lief gegen die Gartenpforte und schlüpfte hinein. Niemand sollte ihn fragen: Was tust du da? Seine blutige Fußspur sah man nicht im blühenden Krautwerk des Raines. In der Laube oben hörte er sprechen. Es kroch ihm eiskalt über den Rücken. Dort sollte sich sein Schicksal entscheiden.

Schweiß trat auf die sonnverbrannte Bubenstirn und perlte langsam am Stumpfnäschen herunter.

Seltsam! Dem Paule war es plötzlich, als rinne ihm Blut aus der Stirn und Blut aus den Händen, Blut überall. Und dabei sah die ganze Welt und der ganze Pfarrgarten doch blau aus.

Und jetzt stand Paule in der Laube und vor dem Vikar. Streng ruhten die Augen des Gefürchteten auf des Buben Gesicht, und diesem schien es, als würden diese Augen immer größer und zuletzt ganz feurig gelb wie riesige Eulenaugen.

„Junge, was hast du heute früh in der Kirche für Allotria getrieben?“ tönte es schreckhaft an Paules Ohr.

Er wollte antworten; aber es fiel ihm nichts ein. Die „feine“ Raupe des Wolfsmilchschwärmers, die Beute von gestern, hatte er den Buben gezeigt; aber Allotria hatte er ganz gewiß nicht getrieben. Er wußte überhaupt nicht, wie man das machte. Und besinnen konnte er sich jetzt auch nicht, wegen dem Blut, das über die Stirn lief.

„Weißt du, Schlingel, ein einziges Wort von der Predigt?“ klang es jetzt noch viel drohender.

Paule lehnte am Türpfosten. In seinem Kopfe wirbelte es. Ihm war, als suche er Raupen am grasigen Rain, und als komme eine Stimme hinter der Hecke näher, immer näher; und diese Stimme sagte das, was der Vikar wissen wollte.

Ach, wenn es ihm doch jetzt einfiele!

Mit kalkweißem Gesicht stand der Bub' und suchte in seiner Erinnerung.

Da schob ihn jemand beiseite. Gläser und Tassen klapperten auf dem Tische. Die Pfarrlene sagte laut und rauh: „Lasset Se doch das Büeble laufe, Herr Vikar! So Sache vergißt e Kind.“

Der Vikar fuhr auf: „Sie nehmen ihn in Schutz, weil Sie selbst die Predigt verschlafen haben.“

„So,“ sagte Lene giftig und gedehnt, „g'schlofe hätt' i? Des ischt mir neu. No muß d' Predigt dernoch gewese sei. Bei meim Herre schlof i nie, geltet Se, Herr Pfarrer?“

Die Frage galt dem Pfarrer Holder, der hinten in der Laube im Korbstuhl saß, Pfeife rauchte und Arnds wahres Christentum aufgeschlagen vor sich liegen hatte.

Der Gefragte antwortete nicht. „Paule, Paule!“ rief er erschrocken und stand auf.

Taumelnd sank eben der Bub auf die Gartenbank neben Jungfer Lene, und im Sinken noch stammelte er: „Suchet, was droben ist!“ Eben war's ihm eingefallen.

„Herrje, herrje, er blutet jo, der Paule!“ kreischte die Magd, und der Vikar machte große, fast entsetzte Augen.

Der alte Herr aber hob schon die leichte Gestalt des Bewußtlosen auf den Tisch, wo Lene das Kaffeegeschirr eilig zusammenschob. Er nahm den blutbesudelten, schmutzigen Bubenfuß in die Hände, wischte ihn mit dem Taschentuch ab und sagte, ohne aufzusehen: „Wollen Sie mir schnell Karbolwasser richten, Herr Amtsbruder, und du, Lene, lauf' nach Watte und Leinwand!“

„I hol' scho' älles; aber der Herr Amtsbruder hot sich druckt!“ rief erbost die Pfarrmagd und eilte davon.

Unter der Haustür kam ihr schon der Vikar entgegen, und er trug des Pfarrers ganzen Arzneikasten, sah blaß aus und stammelte hilflos: „Ach, Jungfer Lene, der Bub'!“

„Jo freile, der Bub',“ gab sie kurz zurück und lief weiter.

Der Pfarrer wusch den Fuß und die Wunde, der Vikar rieb die feuchte Bubenstirn mit Hoffmannstropfen, Lene wechselte von Zeit zu Zeit das Waschwasser und schimpfte dazu verstohlen.

„So no fortg'macht im Altshausener Pfarrhaus! No äls Bube komme lau! Der Nachtwächter wird gucke!“

Der Vikar blieb stumm auf die sausenden Hiebe. Wenn nur der Junge gut davonkam! Das hatte ja niemand ahnen können, daß die Vorladung solche Folgen haben würde. Und überdies hatte der flachsköpfige Unglücksbube offenbar aufgemerkt in der Kirche. Sonst hätte er nicht so treffend die Quintessenz der ganzen Predigt, das eigentliche Leitmotiv herausgreifen können: Suchet, was droben ist!

Immer noch wusch und tupfte der Pfarrer. „Wenn man nur wüßte, in was der Junge getreten ist,“ sagte er besorgt zum Vikar.

„En den Scherbe, wo er in der Hand hat, natürlich,“ erklärte Lene scharfsinnig.

Der Pfarrer griff nach dem Glasstückchen, das er aufmerksam betrachtete, um sich dann ernst zur Magd zu wenden.

„Lene, das ist ein Stück von meiner Aschenschale, die du mir letzte Woche zusammengeschlagen hast, und von der du behauptest, der Schnauzel habe sie vom Tische gestoßen. Wie kommt der Scherben auf Paules Weg?“

Einen Augenblick blieb Lene erschrocken stumm, dann sagte sie trotzig: „Und 's ischt doch wohr, daß der Schnauzel do hot! I han d' Scherbe wegg'räumt, wie sich's g'hört. Bloß am andere Morge, wie i d' Stub g'fegt han, ischt no e klei's Stückle unter em Sofa fürre komme, des han i in der Eil' durchs Fenster g'schmisse.“

„Zu einer richtigen Fußangel für den Paule,“ sagte der Pfarrer streng. „Ich hab' dir schon dutzendmal gesagt, es wird nichts, absolut nichts durchs Fenster geworfen.“

Der Vikar hielt unwillkürlich inne mit Reiben. Seine „symbolische Handlung“ fiel ihm ein. Wie er in dem Stückchen blauen Glases, das in der Buchshecke glitzerte, die Güter dieser Welt versinnbildlicht gesehen und in den Staub der Straße geworfen hatte.

Ach, hätte er es doch ruhig liegen lassen! Was ging ihn denn der Glasscherben an! In der Hecke hätte er in alle Ewigkeit keinen nackten Bubenfuß zerschnitten.

Blas' nicht, was dich nicht brennt! hatte schon immer die Mutter gesagt, wenn Immanuel zu Hause an alles seine „ordnende Hand“ und öfter noch seinen „ordnenden Mund“ legte.

Sollte er sagen, vor dieser Lene sagen, wer den Scherben zum zweiten und verhängnisvollen Male geworfen hatte?

„Er wacht, er wacht!“ schrie jetzt die Pfarrmagd, „jetzt muß er Kaffee han!“

Sie goß ihres Herrn Tasse voll zum Überlaufen und legte ein Stück mürben Kuchens daneben, als müsse des Buben ohnmächtige Schwäche von diesem Punkt aus kuriert werden.

In Paule wachten über Erwarten schnell alle Lebensgeister auf. Sein scheuer Blick ging zwischen Kuchen und Kaffee und dem Vikar hin und her.

Der Pfarrer befestigte mit kundiger Hand den Verband, dann sollte Paule stramm sitzen und Kaffee trinken.

Aber mit dem Strammsitzen war es nicht weit her. Zu viel der roten Perlen waren wohl draußen am Rain in den Thymian getropft. Müde lehnte der Junge den Flachskopf zurück. Da nahm ihn schweigend der Vikar auf den Schoß, bettete ihn gar sorglich an seiner Brust und löffelte ihm den Trank und die Kuchenbrocken ein wie einem kleinen Kinde.

Der Pfarrer setzte die ausgegangene Pfeife in Brand, zog seinen Korbstuhl etwas näher heran und sah qualmend zu.

Dann mußte Lene zum zweitenmal zum Nachtwächter laufen, daß er seinen Buben, der zum Gehen zu schwach sei, hole.

„Wär i no 's erst Mol net gange!“ sagte sie feindselig.

Da hielt ihr der Pfarrer stillschweigend das blaue Glasstückchen vor, und der Vikar starrte stumm in die leere Tasse.

Die Tritte der Enteilenden verhallten, da sagte Immanuel Winter leise: „Es ist eigentlich meine Schuld, Herr Pfarrer.“

Der Alte nickte beistimmend. „Teilweise auch!“

„Ja mehr, als Sie denken, Herr Pfarrer. Ich habe nämlich das Glasstückchen auf Paules Weg geschleudert. Dort lag es in der Hecke. Da hob ich es auf und warf es auf die Straße hinaus. Draußen ist der Junge hineingetreten, gelt Paule?“

Eifrig nickte der Flachskopf, wenn er auch nicht alles verstanden hatte.

„So, so,“ sagte der Pfarrer bedächtig. „Na, in die Buchshecke gehören auch keine Glasscherben. Der Lene ist nicht zuviel geschehen.“

Der Vikar gab sich nicht zufrieden. Er schwelgte jetzt in Selbstanklagen.

„Wie ich das Stückchen in der Hand hielt, kam mir der Gedanke, es sei ein Sinnbild der nichtigen Güter der Erde. Da schleuderte ich es fort und tat mir noch etwas zugute darauf.“

Der Pfarrer lachte. „Bei der Lene Bequemlichkeit, bei Ihnen Philosophie. Ich konstatiere: die Beweggründe waren bei Ihnen besser!“

Der Vikar strich sich die Haarsträhnen aus der Stirn. „Sie verspotten mich. Das muß ich tragen; aber wenn alles, was ich hier tue, so zum Schlimmen ausschlägt, wo ich doch nur Gutes will —“

„Gemach, gemach," wehrte der Pfarrer ab. „Les extrêmes se touchent. Gestern überströmende Siegeszuversicht, heute die Flinte ins Korn! Diesmal ist's Ihnen eben gegangen wie dem Schnauzel: er richtet ein Spinatbeet zuschanden, weil er ein winziges Mäuslein nicht laufen lassen kann. Wenn er älter wird und ein paarmal den Stock bekommen hat, läßt er's bleiben. Es ist aber dann nicht ausgeschlossen, daß eines schönen Tages ein junger, feuriger Rattenfänger den alten bedächtigen verlacht und sagt: Seht den faulen, indifferenten Gesellen! Der läßt die Mäuse sich auf der Nase tanzen."

Der Pfarrer stocherte an seiner Pfeife. Ganz hatte er dem Herrn Amtsbruder die Lehre doch nicht schenken wollen.

Mit rotem Kopfe kam jetzt der Nachtwächter gelaufen. „Paule, was machst für Sache!" rief er schon von weitem.

„Reitrete bin i in ebbes," sagte der Junge so voll Genugtuung, wie nur jemals ein Prophet das Eintreffen einer Vorhersagung konstatiert hat.

Der Nachtwächter schüttelte den Kopf. „Hätt' i ihn no d' Stiefel anziehe lasse! Er hot's erst partu wölla! Mer sott net immer auf sein Kopf naufsitze!"

„Was sag' ich Euch denn immer, Hans-Jörg! Der Eigensinn, der arge Eigensinn!" tadelte der Pfarrer.

Der Nachtwächter fuhr mit der Hand durchs Haar. Er war ja gern bereit, sich selbst Vorwürfe zu machen; aber von anderen konnte er sie deshalb noch lange nicht ertragen. Ablenkend murrte er auf: „Den, wenn i kenne tät, wo Scherbe auf d' Gass' schmeißt! Aber em Polizeidiener will i 's Nötig' sage. Wenn mer sei's Lebes nemme sicher ist! Fege soll er lasse am Samstigs!"

Der Pfarrer schneuzte sich lang und geräuschvoll. Sein Gesicht kam eine Ewigkeit nicht mehr aus dem seidenen Taschentuch hervor.

Der Vikar streichelte immerzu den Bubenkopf, und Jungfer Lene wetterte mit Tassen und Kannen, als sei im Altshausener Pfarrhaus alles Geschirr von Eisen und Granit.

„Send still, Hans-Jörg," sagte sie jetzt barsch. „Euer Kopf hot halt wieder emol naus müsse, sonst wär em Paule nix g'schehe."

Jetzt lachte der Pfarrer hell auf.

„Haben Sie es gehört, Herr Amtsbruder! Ja, ja, selig sind die Unverfrorenen, denn sie behalten allezeit recht."

Der Vikar vermochte nicht zu lachen. Ein häßliches Unbehagen ließ ihn nicht los.

Mit dem Nachtwächter, der maulend seinen Sprößling von dannen trug, schritt er davon.

Lene sah feindselig ihren Herrn an. „Hätt' der Vikar den Bube net komme lasse!" murrte sie.

Der Pfarrer nickte beistimmend. „Jawohl! Und hätte man seinerzeit das Glas nicht erfunden, würde der Pfarrer von Altshausen nicht rauchen und Aschenschalen benützen, wär kein Schnauzel im Pfarrhaus, der besagte Aschenschalen zerbricht, und hätte der liebe Gott dem Nachtwächter keine Kinder oder dem Paule Flügel statt der Füße gegeben, dann wäre ganz gewiß der Bub in keinen Scherben getreten."

Unsicher blickte Lene auf, nahm ihr Geschirr zusammen und sagte im Abgehen: „I muß halt wieder an ällem schuldig sei!"

* * *

Still lag der Garten im Sonnenglanz. Der alte Herr in der Laube blickte helläugig über die Beete, auf denen die Kohlweißlinge gaukelten und ein Distelfink nach Kerfen suchte.

Der alte Johann Arnd lag zugeklappt auf dem Tische. Wenn einmal die Glasscherben anfangen zu sprechen, braucht man die Bücher nicht.

Schmunzelnd wog der Pfarrer das blaue Stückchen ehemaliger Aschenschale in der Hand. Was hatte dieser elende Rest verschwundener Pracht heute alles zuwege gebracht!

Einem geistlichen Eiferer hatte er die Hitze temperiert, einer nachlässigen Pfarrmagd einen „schneidenden" Verweis gegeben, einem eigensinnigen Nachtwächter den Kopf zurechtgesetzt, ein flatterhaftes Büblein gewitzigt, ja eine hohe weltliche Obrigkeit, als da ist Schultheiß und Polizeidiener von Altshausen, hatte er mit überzeugender Schärfe ins Unrecht gestellt.

Bis das der mundfertigste, feurigste und eifrigste Vikar zuwege brachte, konnte er lange predigen und die „schlichte Gewalt des Ge-

dankens" wirken lassen, wie Immanuel Winter so gern betonte.

Ach, über die simplen Pfarrer von der alten Schule! Denen kann sogar der vorsintflutliche Gedanke kommen, Glasscherben spielten unter Umständen eine Predigersrolle, und sogar das Wort von den Haaren auf dem Haupt und den Sperlingen sei keine leere Redensart! Das war ja so kindlich, so rückständig, so kritiklos gedacht; aber — der alte Mann in der Laube lehnte sich behaglich zurück — es war ein Sonntagsgedanke, der die schwersten Werktage übergolden konnte, ein Gedanke für einen Pfarrer vom alten Schlag. Und die Sprache solcher als Lehrmittel verwendeter Glasscherben kann niemals und von niemand mißverstanden werden, wie es der besten Predigt oft passiert.

Ja, ja, das Predigtamt ist eine heilige und eine wichtige Sache; aber nicht allein und nicht zumeist dasjenige Predigtamt, das durch den Mund der Menschen, ja der Vikare geht, und wenn sie die neueste Methode haben.

* * *

In der Nacht, die dem sonnenhellen Sonntag folgte, schlief Immanuel Winter schlecht.

Eigentümlich! Der Nachtwächter rief doch nicht direkt unter den Fenstern des Pfarrhauses. Aus der Ferne nur klang gedämpft sein Ruf herüber: „Hört, ihr Leut', und laßt euch sage!"

Der verstockte Hans-Jörg hatte sich offenbar von der Scherbengeschichte gestern etwas sagen lassen. Sollte da Immanuel Winter, der Theologe, zurückstehen?

Gegen Morgen erst schlief er ein.

Und trotzdem stand er mit dem Glockenschlag halb sieben am Kaffeetisch.

Lene trug den braunen Trank herzu, riß verwundert, fast enttäuscht die Augen auf und gab die Versicherung: „Für Ihne han i de Kaffee warm stelle wölle!"

Immanuel Winter dankte und dachte: Auch du, Brutus!

Der Pfarrer hatte die Bibel vor sich liegen zur kurzen Morgenandacht.

„Bitte," sagte der Vikar, und die schlichten Haarsträhne fielen auf eine sehr rot gewordene Stirn, „lesen Sie heute: zweiten Korinther im elften den ersten Vers!"

Der Pfarrer warf das Buch herum und las: „Wollte Gott, ihr hieltet mir ein wenig Torheit zugute; doch ihr haltet mir's wohl zugute."

Der Lesende strich über die Blätter und lächelte, die Pfarrmagd starrte auf ihre roten, gefalteten Hände und dachte: Des geht auf mi.

Hoher Sommertag

Mein Blick schweift in leuchtende Weiten,
Hin über ein blühendes Land:
Die Sonne hat goldene Saiten
Vom Himmel zur Erde gespannt.

Die Welt ist zur Harfe geworden,
Tief weitet der Sommer die Brust
Und ruft mich in sel'gen Akkorden
Zu jauchzender Liebeslust!

Das rauscht wie von sündigen Glocken,
Ein sinnebestrickender Klang,
Wie liebliches, werbendes Locken,
Wie süßer Sirenengesang —

Ich tauche hinab in dies Weben,
So ganz mit der Schöpfung eins,
Und trinke das brausende Leben
Wie Süße purpurnen Weins.

Edwin Apitz

Eine neue italienische Dichterin

Vittoria Aganoor

Eingeführt und übersetzt von Paul Heyse

(Nachdruck ist untersagt.)

Italien ist in den letzten Jahrzehnten fruchtbar an interessanten Dichterinnen gewesen, ja die weiblichen lyrischen Talente von eigenartigem Reiz haben den männlichen sogar den Rang abgelaufen. Seit Carducci, der zwar nicht auf dem Kapitol gekrönt, doch als der princeps poetarum einstimmig anerkannt und gefeiert worden ist, hat sich in Italien kein anderer lyrischer Poet von ähnlicher Bedeutung hervorgetan, so viele Namen von gutem Klange genannt werden. Von dichtenden Frauen dagegen ist vielfach ein feiner Ruhm auch über die Alpen hinaus bis zu uns gedrungen. Wieviel Anteil daran die durch die moderne Welt gehende Frauenbewegung haben mag, die den so lange zum Schweigen in ecclesia Verurteilten die Zunge gelöst und ihnen ihr Recht zum Bewußtsein gebracht hat, so gut wie die Herren der Schöpfung „zu sagen, was sie leiden", mag hier nicht erörtert werden. Tatsache ist, daß sie sich dieses Rechtes der Selbstherrlichkeit heutzutage wie eines selbstverständlichen bedienen, in dichterischen Konfessionen, die hin und wieder sogar in der Entschleierung heimlichster Gefühle und Wünsche weiter gehen, als es edlen Frauen, den Hüterinnen der Sitte, geziemend scheinen mag.

Erfreulich nun ist es, zu sehen, mit wie ausgesuchter Courtoisie die Dichter und Kritiker Italiens ihren Schwestern in Apoll begegnen, wie die Poesien einer Alinda Brunamonti-Bonacci, Elda Gianelli, Ida Baccini, Gräfin Lara, um nur einige in Deutschland weniger bekannte Namen anzuführen, ohne alle Eifersucht als ebenbürtige lyrische Offenbarungen anerkannt werden, der Dramatikerinnen zu geschweigen, die sich unbestrittener Bühnensiege zu erfreuen haben. Noch ist allen, die sich um italienische Literatur bekümmern — leider nicht allzuviele! —, der große Erfolg in Erinnerung, den Ada Negri mit ihren leidenschaftlichen sozialen Herzensergüssen davontrug, und erst vor Jahr und Tag ist in weiteren Kreisen des deutschen Publikums von der hochbegabten Annie Vivanti die Rede gewesen, der selbst der Altmeister in Bologna, der sonst gegen Frauenlyrik sich unerbittlich verschließt, einen zierlich geflochtenen Kranz reichte, indem er sich zugleich herabließ, ihr die kleine Hand zu küssen.

Zu diesen beiden Gefeierten nun hat sich in jüngster Zeit eine dritte gesellt, Gräfin Vittoria Aganoor-Pompili, deren im Jahre 1900 unter dem Titel Leggenda eterna (Torino-Roma, Casa Editrice Nazionale Roux e Viarengo) erschienene lyrische Gedichte in wenigen Monaten eine zweite Auflage erlebten. Der stattliche Band ist mit dem Bilde der Dichterin geschmückt, dessen schöne charaktervolle Züge von echt südlichem Typus für ihre Herkunft von einem edlen armenischen Vater und einer italienischen Mutter zeugen. Angelo De Gubernatis sagt von ihr, daß sie mit einer Griechenseele in Venedig zur Welt kam, wo die Unterweisung des Dichters Zanella, die Gesellschaft, in der sie lebte, sie zur Dichterin sich entwickeln ließ, „an Originalität die erste der lebenden italienischen Poetinnen". Sie ist bis an ihr vierzigstes Jahr, wo sie dem geistvollen Deputierten Perugias, Guido Pompili, die Hand reichte, unvermählt geblieben, ihr Talent in der Stille pflegend, und nur das Drängen ihrer geliebten Mutter, die den Ruhm ihrer Tochter dann doch nicht erleben sollte, hat sie endlich be-

wogen, an die Öffentlichkeit hinauszutreten. Ihr Empfang war so glänzend, daß das enthusiastische Lob De Gubernatis' nicht überschwenglich erscheint, da es von sämtlichen kritischen Stimmen bestätigt wurde. Poesia eterna nennt der neapolitanische Mattino diese Leggenda eterna, und in unendlichen Variationen wird in allen Journalen ihre anima radiosa di poetessa gefeiert, die sich zum Gipfel des Ruhmes emporgeschwungen habe.

Soviel ich sehe, ist auch von einer Einschränkung des Lobes kaum die Rede; eine gewisse Eintönigkeit der schwermütigen Stimmung, das Fehlen jeder jugendlichen Frische wird nicht erwähnt, alle Beurteiler stehen unter dem Zauber der sanften Melancholie, die freilich ohne jedes kokette Pathos in seelenvollen Melodien sich ausspricht und doch auch einer herben Kraft nicht entbehrt und sich gern in tiefsinnigen Betrachtungen ergeht.

Von einem Gast aus fremdem Lande, den man in eine deutsche Gesellschaft einführt, zuviel Rühmens zu machen, sollte man füglich unterlassen. Zu hoch gespannte Erwartungen pflegen enttäuscht zu werden, und es ist nicht anzunehmen, daß die Erscheinung dieser neuen Dichterin diesseit der Alpen einen ähnlichen Eindruck machen werde wie in ihrem Vaterlande. Jedenfalls nicht in einer Übersetzung, wenn die Sprache des Originals voll jener Naturlaute ist, die nur in ihrer echten Lokalfarbe den vollen Zauber ausüben. Daß dies auch bei den Versen der Aganoor der Fall ist, lehrt jede Vergleichung der Proben, die ich hier mitteile, mit dem Urtext der Leggenda eterna. Und so bewährt es sich wieder einmal, wieviel eine volkstümliche Schönheit verliert, die man bewogen hat, ihr Nationalkostüm mit einem anderen zu vertauschen, und die sich nun in dem ungewohnten Gewande unvorteilhaft bewegt. Auch in der Verkleidung aber wird der Blick ihrer Augen und die Anmut ihrer Gebärden sich nicht verleugnen und wird ahnen lassen, wie reizend sie erst erscheinen muß, wenn sie alles Fremde von sich tut und in ihrer eigenen Sprache zu reden anfängt.

Gardone, im April 1904. Paul Heyse.

Adolescentula

Als ich dich kennen lernte, war's April,
Der Monat voller Tücke,
Der in dem Rausch von jungem Liebesglücke
Ein jedes Ding so schön färbt, wie er will.
Als ich dich kennen lernte, war's April.

Jenseit der grünen Hecke sah ich dich.
Staub lag auf deinem blauken
Jagdrock; du warst allein und in Gedanken
Und blicktest schüchtern auf und grüßtest mich.
Jenseit der grünen Hecke sah ich dich.

So kamst du von der Jagd. Auf deinem Hut,
Dem breiten, braunen, nickte
Ein Federbusch. Wie sich zum Samtrock schickte
Die schlanke Büchse! Du gefielst mir gut;
Ich fand dich schön in deinem braunen Hut.

Ich kam vom Wald zurück, wohin ich ging,
Zyklamen mir zu pflücken.
Im dichten Laub erschien ich deinen Blicken
Wie eine Waldfee wohl, ein Märchending,
Da mir die Stirn ein Blumenkranz umfing.

Es war, wohl denkt mir's noch, Sonnuntergang.
Rings von den Halden wehte
Ein Thymianduft, da man die Wiesen mähte,
Der Duft, deß Süße stets mein Herz bezwang.
Es war, wohl denkt mir's noch, Sonnuntergang.

Wie fern liegt jener holde Frühlingstag!
Ich sah im Winter erst
Dich wieder, im Salon; mir schien, du wärst
Ein andrer — Gott! im eleganten Frack,
Krawatte, hohem Kragen, Chapeau claque!

Ich dacht' an jene sorgenlose Zeit,
Die lust'gen Tänz' im Freien,
Die süßen Träum' und Hoffnungen in zweien
Verliebten Herzen voller Seligkeit —
Ich dacht' an jene sorgenlose Zeit!

O frischer Lenzhauch, Duft des Thymian!
Ich hörte wieder, wie dankbaren Gästen
Du dumme kleine Späße gabst zum besten
Und drüber fingst zuerst zu lachen an.
O frischer Lenzhauch, Duft des Thymian!

Du dachtest wohl auf andre Scherze heut;
Mir ward kein Gruß geboten.
Ich zitterte, als säh' ich einen Toten,
Den ich umsonst geliebt in alter Zeit,
In diesem Schwarm, so lustig und zerstreut.

Es fiel aufs Herz mir wie ein Schleier dicht
Ein starrer Schreck. Ich wagte,
Da einer plötzlich mich nach dir befragte,
Nur zu erwidern: Der? Ich kenn' ihn nicht! —
Aufs Herz fiel mir ein Schleier, schwer und dicht.

Tagebuch

So bin ich endlich denn allein! ... Ein Tag
Ist wiederum vergangen; wieder hab' ich
Stunden und Stunden lang dies mein Phantom
Herumgeschleppt durch fremdes Volk, gelacht,
Worte gesprochen, Kinder andrer Leute
Geliebkost, ganz gelassen, wie ein Mensch,
Der ruhig ist; bin Wege, die er liebte,
Gewandelt, jetzt mit andern, sah den Schleier
Des Abends über ferne Berge sinken,
Die Berge, die mit freudeglüh'nden Augen
Er oft betrachtet, seine Hand geschmiegt
In meine Hand. Ich weisagt' allerlei
Vom Wetter, von der Ernte, von der nahen
Weinlese' und dem Ertrag, mit heiterm Ton
Aus einer heitern Brust — und jetzt, jetzt bin ich
Allein! Und wieder ist ein Tag vorbei!
Wie lange noch, o Herr?

II.

In einem alten
Schrank fand ich heut ein altes Blatt mit Noten
Beschrieben, das Papier, das hart und gelb,
Mit seltsamer Verzierung von den Würmern
Durchstickt, ein bißchen morsch und an den Rändern
Ein bißchen ausgefranst. Ich legt' es auf
Das Lesepult. Die Noten aber waren
Erloschen hie und da, und ich, vornüber
Gebeugt, entzifferte sie nur mit Mühe.
Doch von den ersten Takten, die ich spielte,
Schien eine Flut von Angst sich gegen mich
Zu stürzen ... Stärker fühlt' ich der Erinnrung
Qualvollen Druck, zwei Worte sprach die alte
Gavotte, nur zwei Worte: Nimmermehr!
O, nimmermehr! Nur diese Worte sprachen
Die Noten ... Ich verschloß das Blatt. Mein Blick
Umflorte sich.

Einst, eines fernen Tags —
Wer weiß? da öffnet' jemand dies vergilbte
Blatt auf dem Pulte eines buntbemalten
Spinetts, ringsum verziert mit Schäferinnen
In blumigen Girlanden, ros'gen Kleidern,
Auf blüh'nden Wiesen, die von blauen See'n
Begrenzt ... Wer weiß? An jenem Tage lachte
Die Sonne hell herab. Es war vielleicht
Ein Mädchen, Augen und Gedanken ganz
Von Lust erfüllt ... so saß sie sinnend am
Klavier ... und andre Worte sagten ihr
Gewiß die Noten, sangen ihrer süß
Berauschten Jugend eine holde Lockung,
Ein Lied, ein einziges Versprechen, doch
Besel'gend grenzenlos und treulos: Morgen!

III.

„Morgen!" Was wird der Morgen bringen? Welch
Ein Wunder könnte je mir eine Hoffnung
Aufwecken? Kann sich je die Erde spalten,
Ein festgeschlossner Sarg den Deckel sprengen
Und zwei erloschne Augen wieder neu
Aufleuchten und aus stummem Mund noch einmal
Ein Wort ertönen? Diese starren Hände,
Könnten sie jemals wieder wie vor Zeiten
Die meinen drücken? Ja, das werd' ich morgen
Denken, so wie ich's heut' gedacht und gestern
Und immer. Und so werden Tage, Monde, Jahre
Vergehn, und ich, mit ruhigem Gesicht,
Muß mich den Pflichten, Bräuchen, Forderungen
Des Lebens widmen, lächeln, wenn man höflich
Mich anspricht, ernst an die Toilette denken
Und schwatzen ... Alle Stunden sind für mich
Nun gleich, und nur die Nächte sind vielleicht
Qualvoller noch. Dann denk' ich an der Jugend
Erquickend tiefen Schlaf, an jenes lange
Versinken in den jetzt verlornen Schlummer.

IV.

Es regnet. Sicher, armer Toter, ist's
Dunkel und kalt da unten, dunkler doch
Und kälter hier auf Erden, wo die Blätter
Nun alle gelb und windgeschüttelt fallen,
Ein kaltes Trauertuch den Himmel deckt.
Eiskalt ist's hier in dieser ungeheuren
Wüste, wo wandelt eine einzige
Verirrte Seele, ohne Ziel, entgegen
Der grenzenlosen Finsternis, gepeitscht
Vom Sturm, der nie zur Ruhe kommt in diesem
Winter des Schmerzes ...

V.

Sieh, da sind sie alle,
All seine Briefe! Wiederauflebt seine
Nervöse Hand in ihnen, schreibt hier oben
Rasch meinen Namen, schließt den Brief und siegelt.
War das nicht gestern? Alle stecken sie
Im weißen Umschlag. O mit welcher Angst
Und welcher Freude öffnet' ich sie damals!
Sieh nur, hier riß das ungeduld'ge Falzbein
Ein Eckchen ab. Drei lange Tage wartet'
Ich stündlich auf den Brief und träumte nachts
Von ihm allein.

Doch endlich kam er! Plaudernd
Umgaben einige Freunde mich und lachten
Mit mir; ich weiß, wie ich ganz ruhig scheinend
Ihn nahm, hinlegte und, den Rücken wendend
Dem Licht, so tat, als lauscht' ich nur gespannt
Den Worten, deren Sinn ich doch nicht mehr
Verstand. Ein Pochen in der Brust, das ganz
Mich schüttelte. Sah keiner, wie die Lippen
Mir zitterten? Gewiß zu einem feinen
Gedämpften Lachen zwang ich sie. O, endlich
Allein, zerriß ich das Kuvert.

Nun ist
Vorbei das alles, alles leer, und doch
Zaudr' ich, den Brief herauszuziehn.

Da ist er!
Er liegt vor mir. Doch meine Augen können
Ein Wort nur lesen, denn ein Nebel hüllt
Sie plötzlich ein. Das eine Wort ist süß
Und grausam doch wie die Erinnerung
An eine Liebkosung, die nimmer uns
Zwei tote Hände geben können: „Liebste!"

VI.

Und wieder wird der Frühling kommen! wieder
Die heitern Abende im holden jungen
April. Die Luft wird wieder sich erfüllen
Mit Duft und hoch mit hellem Jubelruf
Die Schwalbenschwärme kreisen ...

VII.

Laß uns lesen
Und unsre düsteren Gedanken mögen
Versinken all in einem Strudel von
Gedanken andrer. Ein erhabner Geist
Soll unsres sich bemächt'gen und ihn zwingen,
Zu lauschen seiner Stimme. Dieses Buch,
Unaufgeschnitten, lädt uns ein. Vielleicht
Birgt es ein Trostwort. Öffnen wir es nur
Aufs G'ratewohl. Da steht: „Was unsern schlichten
Vorläufern das begierige Suchen nach
Dem Ideal und nach der Wahrheit war
Und nach dem Ruhm, aus all dem hat der Strom
Der heut'gen Zeit ein patentiertes Handwerk
Gemacht, die schnöde Industrie des Spiels
Mit Worten."
Wahr und traurig! Doch was kümmert
Es mich, was kümmert mich die Kunst, die Wahrheit
Des Wortes? Einzig nur und furchtbar wahr
Ist jene ruhelose Marter meiner
Erinnerungen. Werd' ich je vergessen,
Für einen Augenblick nur? je die Wolken
So weiß, wie weiße Flügel, Sonn' und Blumen
Und Wiesen und das Meer wie ehmals wieder
Mit heiterm Blick betrachten, nicht im Innern
Die bittre Frage hören: Warum lacht
Die Erde jetzt? Warum ist alles froh?
Was liegt jetzt noch daran? ...

Traum

Nie, Damon, geh' ich mit bloßen Füßen
Hinaus zum Felde, mit nackten Armen,
Hoch in der Rechten, der arbeitsrauhen,
Den Stecken, treibend zur grünen Quelle
Die rote Milchkuh, und spinne niemals
Am schlichten Rocken, noch, auf die Bütten
Gestiegen, tret' ich die vollen Trauben
Zur Zeit der Lese, der frohen Festzeit
Voll Lieb' und Liedern. Ich habe niemals
Gekannt die Freiheit, die himmlisch schöne,
Niemals die Wonne der späten Heimkehr
Am Sommerabend mit Ihm, der taglang
Ließ seine Sichel dicht neben meiner
Im Korne blitzen. O solche Heimkehr
Im Sternenzwielicht, so müd' und dennoch
Das Glück im Herzen und, ob im Schwarme
Der andern, dennoch mit ihm alleine,
Schweigend, doch heimlich redend und hörend
So viele süße verliebte Worte! ...
O Traum der Wonne, der mir, gefangen
Hier zwischen seidnen Wänden, erglühn macht
Das Herz von toller Sehnsucht nach Leben!

Vor meinem offnen Fenster ...

Vor meinem offnen Fenster,
Durch das die Frühlingsluft hereinweht leise,
Hör' ich auf einmal eine Zither klingen
In einer muntern Weise,
Sacht präludierend einem tollen Reigen
Von Tönen, wie aus froher Brust sie steigen,
Ein Ausbruch übermüt'ger Jugendfrische
Voll glüh'nder Leidenschaft,
Sehnsucht und Mut und Kraft —
Das alles klingt in lustigem Gemische.

Von meinem Arbeitstische
Heb' ich den schweren Kopf, die müden Augen.
O wie erquickt ein kecker Lebenshauch,
Wie muß den Sinnen taugen
Ein bißchen Leichtsinn! Glücklicher da unten,
Der du gewiß zur schönen Liebsten gehst,
Die vor der Tür im Abendschein schon lang
Dein harrt und sich berauscht am Frühlingsduft,
Den zu ihr trägt der Wind die Gass' entlang!

Wie leuchtet bei dem Klang
Ihr ſchwarzes Aug'! Zur luſtigen Muſik
Schlägt ſacht den Takt ihr kleiner Fuß, und hold
Wie zarter Federflaum im Winde zittern
An ihrem milchweiß ſchimmernden Genick
Die Löckchen ihres Haars wie feines Gold.
Ich tret' ans Fenſter ... Unten ſteht der Mann
Noch immer, und ein Hündchen ihm zur Seite
Schaut mitleidvoll den luſt'gen Spieler an ...
Es gibt ja einem Blinden das Geleite.

Triumph

Dank! Habe Dank, mein Feind!
Was in mir ſchwach geweſen,
Niedrig und lügenhaft,
In meiner Bruſt genährt vom Geiſt des Böſen,
Nun iſt es tief verſtummt durch deine Kraft.

Mit aufgehobnen Händen
In tränenloſem Schweigen,
Ruhig das Angeſicht,
Hör' ich im Herzen, das ſich nicht will beugen,
Wie laut und lauter deine Stimme ſpricht.

Ein frend'ger Stolz beſeelt mich,
Daß ſtärker ich geblieben
Als du, den nur das Herz
Der Märtyrer mag lieben,
Bruder des Tods, himmliſcher Henker, Schmerz!

Sommerlandſchaft

Tückiſche Gluten ſengen auf den Wieſen
Voll Dorngeſtrüpp das Gras. Fern ragt herauf
Des Aquädukts verfallner Trümmerhauf'
Gleich dem gebückten Schatten eines Rieſen.

Der Grille ſchrill eintön'ger Sang weckt dieſen
Betäubend tiefen Mittagsſchlaf nicht auf.
Kein Brüllen tönt, und keines Liedchens Lauf
Läßt auf ein Leben in der Öde ſchließen.

Eidechſen nur von Stein zu Steine gleiten,
Indeſſen hoch im blendenden Azur
Ein Rabe krächzt vom Firſte jener Trümmer.

Fern ſieht man einen rieſ'gen Büffel ſchreiten,
Und wie er langſam naht, ſcheint größer nur
Die große Wüſtenei im Sonnenſchimmer.

Der Kranke ſprach ...

Der Kranke ſprach: „Was zaudert er ſo lang?
Will meine Qual denn nie ein Ende nehmen?" —
Durch tiefe Nacht ſcholl raſcher Hufe Klang,
Ganz weiß auf ſchwarzem Roſſe ſprengt ein Schemen

An jener Tür vorbei, die gaſtlich weit
Geöffnet ſteht. Mit ausgeſtreckten Armen
Ruft er den Reiter: „Tod! Ich bin bereit!"
Der ſieht ſich um im Flug nur nach dem Armen;

Dann, gleich als hätt' er nichts gehört, geſehn,
Spornt er ſein Roß und jagt nach einer Quelle,
Bei der er ſieht ein Mägdlein ſingend ſtehn,
Packt ſie und trägt ſie fort mit Windesſchnelle.

Endlich

Auf morgen alſo! Milder Sonnenſchein
Frohlockt im Wald. Viel hab' ich dir zu ſagen.
Ich führ' dich, wo die hohen Wipfel ragen,
Wir zwei allein; o komm! Wir zwei allein!

Vielleicht, wer weiß? ſind' ich nicht gleich ein Wort,
Vielleicht, dir gegenüber ſo alleine,
Such' ich nach Worten, ach, und finde keine.
Nun wohl, ſo ſtehn wir zwei und lauſchen dort.

Lauſchen dem Wind, der ſich im Laub verfing,
Von Schreck und trunknem Schauer hingeriſſen,
Ohn' uns nur anzuſchau'n, uns nur zu küſſen,
Bleich im Geſicht, als ob's ans Sterben ging' ...

Die alte Seele träumt ...

(Aus dem Tagebuch einer Unbekannten.)

Die alte Seele träumt ... O komm! Wir wollen
Nur einmal wieder, wie wir oft gegangen,
Ins Dunkel flüchten, Hand in Hand am ſtillen
Lenzabend, ſtumm und ſinnend vor uns hin.
Um meine bleichen Wangen
Will ich die nächtige Mantille hüllen
Wie eine Spanierin,
Da ſollſt du nicht mein faltig Antlitz ſehen,
Das ſchon verblüht iſt, noch mein graues Haar.

Und wieder jung dann wird dies Augenpaar
Wie einſt in dieſer ſanften Dämmrung glühn;
Durch ſie wird meine Seele (o, wieviel
Habt ihr geweint, ihr Augen, müd' und trübe!)
Noch einmal Blitze ſprühn,
Erwecken neu im Zauber des April
Den alten Rauſch der Liebe,
Und ſüß wird dann im Innern eine Sehnſucht
Nach Glauben und Gebet uns auferſtehn.

O, in der Frühlingsnacht ſich zu ergehn,
Umduftet ringsum von den erſten Roſen,
Umſchwirrt vom Nachtgeſang der Grillen, Hand
In Hand und ohne daß man Worte tauſcht!
Wenn in dem grenzenloſen
Schlummer der Welt der Strom der Liebe rauſcht,
Wie aus der Felſenwand
Ein friſcher Quell hervorbricht, wird ein Wunder
An unſern dürren Herzen dann geſchehn.

Wie? zweifelſt du, ſie werde auferſtehn,
Die tote Liebe, einmal würd' ich wieder
Empfinden jene ſel'ge Trunkenheit,
Vergeſſen, was ich litt in Qual und Beben?
O, fühlen möcht' ich wieder
Den Sturm in meiner Bruſt von tauſend Leben,
Wo ich mich benedeit
Von Gott gewußt, dem Gott, der eine Jugend
Uns gab und einen Frühling unſrer Welt.

Ein leiſer Waldgeruch, vom Wind geſchwellt,
Dringt zu mir her. Es nachtet. Schatten dehnen
Sich auf den Fluren. Wie ein leiſer Sang
Erklingt's und wächſt's, bricht endlich aus
In jauchzend hellen Tönen,
Ein Freudentaumel, doch von fremdem Klang
Für uns, die wir aus Schmutz gemacht und Lüge.
Es lauſcht die Nacht dem Sang, der überſchäumt
Von Wonne ... Meine alte Seele träumt.

Abend

Im Felde drunten werden nun länger ſchon
Der Pappeln Schatten. Träumend in Abendruh'
Dehnt weit ſich aus die grüne Ebne
Unter dem tief amethyſtnen Himmel.

Des Ritornells hinſterbender Ton verklang
Von Mädchenlippen, und in den Lüften ſchwieg
Der Lerche Lied. Nur noch ein Flüſtern
Schwirrt in der Runde durch Gras und Zweige;

Wie in der Kirche, wenn der Geſang verhallt
Der Pſalmen, manchmal nur die Gebete noch
Der Mönche ſummen, die gedämpften
Klanges verlaſſen das Chorgeſtühle.

Ein Duft geſtorbner Blumen entſchwingt ſich rings
Gemähten Wieſen, und aus dem Herzen ſteigt
Empor Erinnrungsduft von euch, ihr
Meiner Vergangenheit tote Blüten!

A. Feuerbach: Zweite Iphigenie. 1871. (Königl. Gemäldeſammlung, Stuttgart.)

Zu Nohl: Anſelm Feuerbach.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Anſelm Feuerbach: Selbſtbildnis aus dem Jahre 1878.
(Photographieverlag von Franz Hanfſtaengl in München.)

Anſelm Feuerbach

Ein Beitrag zu ſeinem Verſtändnis

von

Herman Nohl

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Der Verſtand iſt die herrſchende Gewalt der beiden Jahrhunderte von 1650 bis 1850; Aufklärung und Geſchichte ſind die zwei Formen ſeiner Regierung, und alle ſchöpferiſchen Kräfte des Lebens, jede fruchtbare Arbeit der bildenden Mächte unſerer Seele ging zugrunde in der entſetzlichen Helle des Bewußtſeins, die das Wiſſen erzeugt und die hiſtoriſche Einſicht. Wohl iſt es die Zeit der Befreiung des Menſchen, der Erkenntnis ſeiner Autonomie. Und wenn die unausgegorene Begeiſterung ſo vieler von heute Totes lebendig machen will, ſo iſt die ganze Qual jener Arbeit großer Generationen für ſie vergebens geweſen. Alle Quellen des Daſeins hat die Reflexion geöffnet, die unendliche Modulation menſchlichen Gehaltes bewegt jedes Herz, der Reichtum der Welt und der Seele, den uns keine Einſeitigkeit mehr rauben kann. Doch der Aberglaube an die Wiſſenſchaft iſt vorbei. Ganz leiſe iſt an die Stelle des Ideals

der Wahrheit das des Lebens getreten, und aus diesem Leben beginnt ein neues Schaffen.

Das muß man wissen, um die Malerei zu begreifen, wie sie seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts langsam zu erstehen begann, und den Kampf gegen diese Malerei, in dem Männer wie Böcklin, Menzel und Feuerbach den größten Teil ihres Lebens zubringen mußten. Das neue Bewußtsein des „aufgeklärten Menschen" verlangte neue Stoffe an Stelle der Phantasie- und Affektgebilde der Renaissance. Wie überall erhebt sich auch hier der Gedanke über die Produktion; Wissen und Geschichte überwältigen die Kunst. Dies war der Grund, warum sich schon von dem älteren Rembrandt, von Franz Hals die Zeitgenossen abwandten. Die gemalten Theodiceen eines Poussin, die Moralpredigten Hogarths, die Allegorien Greuzes, das neue Porträt sind ein Ausdruck des neuen „vernünftigen" Lebensgefühls. Winckelmann schreibt seinen Aufsatz über die Allegorien, der von hier aus so verständlich wird, und er beginnt zugleich mit dem historischen, dem klassischen Ideal. Die letzte Rose im weiten Garten der schönen Kunst, das Rokoko, blättert leise ab. Man lese nur die Schriften der „Weimarer Kunst-Freunde", Goethes und Meyers, ihre künstlerischen Aufgaben, wie sie zersetzt sind von rationalen Elementen. Aus der literarischen Bewegung der Romantik entsteht die mittelalterliche Malerei, und der Hauch von Wirklichkeit, der hier zu spüren ist, vergeht bald wieder vor der Macht der Idee. Überall Nachempfinden fremder Formen, lauter Antizipationen wirklichen Daseins, nirgends erfahrenes Leben. Und dann zieht die historische Wissenschaft ein. Ihr Realismus geht Hand in Hand mit einem leisen Wachsen des Handwerkes. Man denke an die Düsseldorfer Schule. Der historische Stoff, Geschichte als der neue Gehalt unseres Lebens, erscheint einem Vischer die Zukunft der Malerei. Wie man sich Cornelius in der Bewunderung der Zeitgenossen neben Goethe denken muß, so Kaulbach und seine Zyklen neben der Geschichte des Weltgeistes, wie sie Hegel darstellte. Was genoß das Deutschland jener Tage an diesen Bildern der Piloty, Schorn, Bendemann, Sohn, Lessing? Den Inhalt als philosophischen Gedanken, als bedeutenden historischen Moment: Abstraktion und Idee alles, nie gesehene Vergangenheit und was sie dem Denken wert ist, alles, was hinter der Leinwand steht. Aber neben diesen bemalten Flächen stand die Natur, und das Auge läßt sich auf die Dauer nicht betrügen. Keine Äußerung menschlichen Schaffens war so unvereinbar mit der Reflexion wie die Kunst, für die nur das Sichtbare spricht. Ferner mußte sich zeigen, daß nur die echte, ursprüngliche Empfindung die Kraft hat, zu erzeugen und ein Kunstwerk zu gestalten; daß das Denken unfruchtbar ist und nur das Herzblut der Leidenschaft eine Erscheinung lebendig macht. So entsteht hier zuerst in der Kunst jener Strom schöpferischen Lebens, den wir bisweilen im goldenen Lichte der Zukunft in unendlicher Breite glänzen sehen. Zunächst aber mußte es zu einem Kampfe kommen, und das Leben fast von einem jeden dieser Männer, die uns die neue Kunst errangen, erzählt sich wie eine Tragödie.

Einer von denen, die vorangegangen sind in die neue Zeit, ist Anselm Feuerbach. Ich kann seinen Namen nicht nennen, ohne in innere Erregung zu geraten. J. Allgeyer hat vor kurzem sein Leben und Schaffen beschrieben. (Zweite Auflage auf Grund der zum erstenmal benutzten Originalbriefe und Aufzeichnungen des Künstlers. Stuttgart, W. Spemann, 1903.) Sein Schicksal, sein Kampf, sein einsamer Triumph, die ganze Glut seines Herzens und die wilde Schönheit seiner großen Seele, ein Sturm der Empfindung, der vor allem ringt mit den Mächten des eigenen Inneren, um zu jener reinen Einfachheit und stillen Größe zu gelangen, in der sich ihm der heilige Genuß des Lebens verwirklichte, all das durchschüttelt einen. Und die schweigsamen Bilder stehen vor mir, wie er sie gemalt hat mit allen Fibern seines Wesens, und in denen doch — ihm selbst oft so wunderbar — jede Schwere der Erde, jede Zerrissenheit des Gemütes, seine Tränen und seine Flüche wie aufgezehrt sind von den hehren Linien, der seligen Ruhe und erhabenen Schlichtheit der Gestalten. Wenn ihm aber die Leidenschaft, die diese Formen hervorgebracht hatte, zurücksank, wie es das harte Gesetz unserer Innerlichkeit ist, dann ent-

Anſelm Feuerbach: Dante mit edlen Frauen. 1858. (Gemäldegalerie in Karlsruhe.)

ſtand ihm eine Sehnſucht nach unerreichtem Glück, die ſich begnügen muß mit einem heroiſchen Streben; und die Muſik, die er in alle ſeine Bilder gemalt hat, und die wie ein unendlicher Akkord aus ihnen allen tönt, behält einen fremden, ſchmerzlichen Ton, der das Herz zuſammenpreßt.

Anſelm Feuerbach! Wie oft iſt ihm die phantaſtiſche Gewalt ſeines Namens als Beſtimmung erſchienen. „Ich heiße Feuerbach und habe Feuer in den Adern.“ Ein Bewußtſein ſeiner „Raſſe“, wie er ſagte, war immer in ihm. Wenn es uns ſeine Briefe nicht ſagten, würden wir es aus ſeinen Selbſtbildniſſen leſen. Von den zahlreichen, die er gemalt hat, wird hier (S. 657) das unvollendete aus dem Jahre 1878 wiedergegeben, weil es eins der unbekannteren iſt, während das ſehr häufig abgebildete, jetzt in der Berliner Nationalgalerie befindliche Selbſtporträt aus dem Jahre 1875 auch ohne Reproduktion jedem in lebendiger Erinnerung ſein wird.

Feuerbachs Großvater war Staatsrat in Bayern, ein Kämpfer mit eiſerner Willenskraft und jähem Zorn, welchen als Vierzigjährigen der Dämon der Liebe packt, daß er ſich von ſeiner ſchönen Frau, die ihm zehn Kinder geſchenkt hat, trennen muß. Der Vater, Profeſſor der Archäologie in Freiburg, deſſen Schriften man heute noch wegen ihres feinen Kunſtgefühls mit Begeiſterung lieſt, und dem ſeine herrliche Frau, die Stiefmutter Anſelms, die Biographie ſchrieb, die jenes ergreifende Wort des Novalis zum Motto hat: „Des Menſchen Schickſal iſt ſein Gemüt.“ Als der Sohn ſpäter nach Italien kam und vor der heiligen Cäcilie des Raffael in Bologna ein neues Leben vor ſich ſah, fielen ihm die Worte des Vaters ein, die der damals von hier nach Hauſe geſchrieben: „Ich ſaß und ſah, und die hellen Tränen liefen mir über die Wangen.“ Der Maler wollte das zerſtörte Leben des Gelehrten zur Erfüllung bringen. Dann Geſchwiſter des Vaters: Karl Feuerbach, geiſtvoll und exzentriſch, den im Gefängnis, in das die Regierung den Studenten wegen angeblicher demagogiſcher Umtriebe geworfen hatte, der Wahnſinn ergriff. Ferner Ludwig Feuerbach, der Philoſoph. In ſeinen Schriften atmet die ſinnliche Kraft der Natur, ein unſtillbarer Drang nach Weltfreiheit und Menſchlichkeit. Anſelm liebte und verehrte ihn. Wie der Onkel ſeinen Namen Feuerbach nennt, durchzuckt es ihn ſonderbar. Seine Bücher hat er kaum geleſen, ſowie er auch die ſeines Vaters erſt las, als er ſeine Entwickelung aus eigener Gewalt zum Ziele geführt hatte. Was das ſagen will,

Digitized by Google

versteht man erst, wenn man die Kultur jener Tage kennt; und diese Bücher waren vielleicht das Lebendigste, was damals erschien: „Ich gehöre nicht in das Feuerbachsche Haus, sonst wäre ich nicht Maler geworden; mir blüht statt Büchern die Natur!“ Eine Tante, die, von unglücklicher Liebe zu Paganini verzehrt, durch die Welt irrt; Anselms eigene Schwester, die ihre Tage wie verzaubert zwischen den Märchengebilden ihrer seltsamen Phantasie verbringt, „Feuerseelen“ alle. Zwischen ihnen leuchtet Anselms Leben dunkelglühend und hellaufflammend empor, und man muß diese Naturbedingtheit seines Charakters kennen, diese unheimliche Erbschaft von Reizbarkeit, Gefühlserregung, ruheloſem Triebleben und nie rastender Phantasie. Sie gehört zu seinem Schicksal und zu seiner Größe, deren Wesen die künstlerische Gestaltung, Bändigung und Erhöhung aller quälenden Leidenschaften seines Inneren zum Adel lichter Erscheinung war. Wie es Nietzsche einmal beschrieben hat, daß den schweren Mühen des Tages in der Nacht der helle Traum entsteigt, so mußten sich seine Gesichte in ihrer stillen, seelenhohen Klarheit herausretten aus den Irrungen des Herzens und den Peinigungen der Welt. Nur aus einem solchen Geschlechte konnte diese Gewalt der Empfindung erwachsen, die nötig war, um sich von der abstrakten Kultur der Zeit loszureißen. Es ist merkwürdig zu sehen, wie in der Geschichte dieser Generationen die Intensität des Lebens sich steigert, bis es in dem Künstler frei herausbricht, aber auch in seinen Werken am Ziele ist.

Die Rätsel dieser Bilder, an denen noch heute mancher kühl vorübergeht, die seine Mitwelt verhöhnt hat, und die dann plötzlich wieder bis ins Innerste treffen, brauchen eine Kenntnis des Menschen, der sie gemalt hat; es ist etwas von seinem Schicksal in ihnen. Wer hat das Bedürfnis, von Menzel etwas zu wissen, wenn er vor seinen Werken steht? Aber schon Feuerbach selbst hat zur Feder gegriffen, um mit ihr zu sagen, was dem Pinsel nicht zu gelingen schien. Wie allen schöpferisch rastlos Arbeitenden war ihm das unerträglich. Und doch waren seine Worte auch ihm mehr noch als jene Kritik, die der leitende Stern unserer Kultur von Gottsched bis Richard Wagner war — sie taten ihm selbst genug. Alle seine Bilder haben ihren Lebensgrund auch jetzt noch, wo sie losgelöst von seinem Herzen in der Welt stehen, in der Tiefe des so fremdartig-großen Menschen, aus der sie gekommen sind. Geht man durch eine Galerie und kommt vor einen Feuerbach, so verschwindet mit einem Schlage das Bewußtsein der Außenwelt, und das Gefühl einer großen Seele überweht einen, die sich in solchen Erscheinungen offenbart.

Seine Kunst ist Aussprache seiner Persönlichkeit und ihrer Gesinnung. Da ist notwendig soviel, das nicht restlos aufgeht in das Sichtbare, die langen Tage hindurch, wo die Arbeit stehen bleibt, das Herz aber keine Ruhe findet. In solchen Stunden sind seine Briefe entstanden, sechshundert lange Briefe, von der Zeit, da er das Elternhaus verließ, um nach Düsseldorf zu gehen, bis zu seinem einsamen Tod in Venedig. Schon im „Vermächtnis“ hatte seine Mutter die Aufzeichnungen des Sohnes durch Stellen aus diesen Briefen ergänzt. Jetzt hat Allgeyer sie der Biographie des Freundes einfügen können — leider noch immer sehr unvollständig —, und zwischen den stillen Worten der rührenden Andacht dieses Mannes flutet nun die herzzerreißende Leidenschaft Anselm Feuerbachs, jubelt, flucht, verzweifelt, triumphiert, hofft und weint — und das alles mit einer fast furchtbaren Stärke des Gefühls, oft mit einer himmlischen Schönheit der Empfindung. Alles, was in seinen Bildern stumm atmet, spricht er hier in tausend Weisen aus: alles, was in ihm lebt und zum Lichte drängt, die unsagbare Herrlichkeit seiner inneren Anschauung, die Augenblicke der Konzeption mit ihrer Überschwenglichkeit, den Kampf der Arbeit, die Wonnen des Schaffens und den stillen Genuß, der vor dem fertigen Bilde seine sonst so gequälte Seele füllt. Es war ihm ein Bedürfnis, in seiner Einsamkeit, zu der ihn Charakter und Leben verdammte, seine Pein und Seligkeit auszusprechen, wenigstens der Mutter zu Hause und der Schwester, trotzdem er stets auf seine Bilder weist, in denen dasselbe, aber über alle Worte hinaus, gesagt sei: ein Bedürfnis, wie es ähnlich Michelangelo empfand, wenn er immer wieder in den Sonetten sang, was keine Sichtbarkeit auszudrücken vermag.

Anſelm Feuerbach: Pieta. Die Marien an dem Leichnam Chriſti. 1863. (Schackgalerie in München.)

Digitized by Google

In diesen Briefen Feuerbachs ist nichts von sachlicher Beschreibung, wie man sie bei einem Maler erwarten sollte, nichts von jenem liebevollen Eingehen in die Erscheinung der Personen und der Umgebung. Die ganze Welt verschwindet vor den Ausbrüchen seiner Subjektivität. Nur von den Zuständen seiner Seele erzählt er, den Rätseln seines Gemütes, dem Auf- und Abwogen von höchster Freude zu rasendem Schmerz, der Folter seines Ehrgeizes; Schreie der Wut und Verachtung über die Gemeinheit seiner Zeit und seine Gewißheit, in der Ewigkeit der Kunst zu leben. Schließlich aber ist das alles nur der Untergrund, auf dem seine Arbeit vor sich geht. Sein Ziel kommt ihm niemals aus den Augen. Das ist es, was die Sammlung seiner Briefe zu einem „Heldenbuche" macht: diese ganz einzige Äußerung der Kunstgesinnung eines Malers, das wunderbare Ethos dieser Briefe.

„Ich fühle jetzt erst, was es heißt, ein Maler sein; ein ewiges Ringen und Kämpfen nach dem Ideal: ich werde wohl nie ganz das erreichen, nach was ich strebe, immer werde ich unvollkommen bleiben. Ich glaube, es ist die schwierigste, höchste Aufgabe, die Kunst. Es ist eine unerschöpfliche Quelle, deren Anfang und Ende wir nicht kennen, nur ahnen." „Ein rechter Maler wird der glücklichste aller Menschen, aber auch zu Zeiten der unglücklichste sein. Er fühlt sein Nichts und hat das erhabenste Ziel vor Augen, das er auf dieser Welt nicht erreichen kann. Doch wie schön ist die Hoffnung und der Gedanke an ein rastloses Jagen und Streben nach dem Höchsten." So schrieb der noch nicht Sechzehnjährige, und jede Seite seiner Briefe zeigte die nie ruhende Macht dieser Gesinnung. Wir haben so manches Bekenntnis der Frömmigkeit und des Wahrheitstriebes. Hier ist das eines Künstlers. Ein Ernst und eine Strenge der Kunstauffassung, ein Pflichtgefühl und ein Ringen nach dem Ideal redet in diesen Briefen, wie sie die heißeste Sehnsucht nach Gott, die alles opfernde Liebe zur Wahrheit, die peinlichste Moralität nicht höher offenbart haben. Kunst eine unendliche Aufgabe! Ähnlich hätte die ethische Energie Fichtes reden können. Diese Sittlichkeit der Kunstgesinnung ist das eigentliche Geheimnis der Gestalten Feuerbachs. Von hier aus versteht man, als vom Grund aus, sein Leben und sein Schaffen. Mit jedem Bilde, das er malte, fühlte er, wie er ein besserer Mensch wurde. Nur der konnte solche Worte für die heilige Größe der Kunst finden, der, wie nur einer der alten Meister, den tiefsinnigen Glauben hatte, daß seine Bilder größer seien als er selber. Seine Kunst war kein Schwelgen im Genuß der Welt und ihrer Schönheit; in seinen Gestalten hob er sich selbst höher, und seine Bilder waren immer Ideale. Das rang und arbeitete in ihm, bis sich schließlich der ganze Inhalt seines Lebens wieder zu einer mächtigen Woge emporhob und sich verklärte in dem feierlichen Ernst und der stillen, reinen Hoheit seines Bildes. Seine Zeit hat ihn mißhandelt, sie hat ihn hungern lassen; dies ist anderen aber ähnlich gegangen, vor allem Böcklin. Und es ist rührend, zu lesen, wie Feuerbach, als er in Rom das Elend des Meisters sieht, den eigenen Jammer vergißt. „Seit das Mitgefühl für das Schicksal eines anderen Künstlers mich so ergriffen hat, daß ich das eigene Pech nicht der Rede wert halte, bin ich wieder ein besserer Mensch geworden." Auch hier wieder das Gefühl einer ethischen Wandlung. Der Kampf, in dem er mit seiner Zeit steht, ist vielleicht der äußerlich härteste und sichtbarste, er ist doch nur ein Teil seines auf Ringen und Streben gestellten Lebens. Seine Aphorismen gegen die Kunst Deutschlands schrieb er, wie er selber sagt, aus ethischem Reinlichkeitsbedürfnis. Und in seinen höchsten Stunden wußte er, daß diese Zeit etwas Gutes für ihn hatte, eine Erziehung für ihn war: „Ein gewisser aristokratischer Stolz bricht sich an der Welt, ich gehe in mich und verarbeite ihn so, daß er Adel wird in meiner Gestaltung." Sein Lebensgefühl, mit diesem Ethos des großen Willens, für den das Leben keinen Genuß hatte als die Erfüllung seines Ideals, war daran schuld, daß ihn die Niedrigkeit des Daseins so besonders angriff. Das muß allerdings gesagt werden: die letzten zwanzig Jahre brauchten nicht zu sein, und noch heute ergreift einen die Scham über diese Mißhandlung eines großen Genius. Und wie für jeden Künstler diese Briefe ein Lebensbuch sein können, so mögen sie dem

Anſelm Feuerbach: Das Gaſtmahl des Plato. Erſte Darſtellung. 1869. (Gemäldegalerie in Karlsruhe.)

Digitized by Google

Laien eine Ermahnung sein zur Achtung vor dem Schaffenden, auch wenn er dessen Kunst nicht versteht.

Feuerbach begann seine künstlerische Laufbahn als ein Fünfzehnjähriger (geb. 12. September 1829 in Speyer) im Jahre 1845; er sah bald, daß das ein einsamer Weg werden mußte. Selbst mit Böcklin, der nur zwei Jahre älter als er war, und mit dem er immer wieder im Leben zusammentraf, ist es zu keiner wirklichen Gemeinschaft gekommen. Feuerbachs Kunst ist ja eine ganz eigene Macht, die immer allein steht, weil sie so unmittelbar aus der einzelnen Seele quillt, aber auch Böcklin, der schon im Humor seines Wesens der Glücklichere und immer auf den Reichtum der Welt und die Fülle des Lebens gerichtet war, blieb „der Einsame von Fiesole". Daß jeder so aus eigenster Gewalt seine Richtung verfolgte, war ihre Größe. Nur in einem solchen Naturdrange vermochten sie die Kunst aus diesem Abgrunde heraufzureißen, denn es galt alles neu zu schaffen: eine Technik und einen Gehalt. Die Gegensätzlichkeit dieser beiden Meister, so nebeneinander, zeigt die ganze Weite der neuen Kunst, die sie auf so ganz andere Höhe der Renaissancemalerei gegenüber stellt. Die schwierigere Aufgabe hatte aber Feuerbach. Denn seine Kunst des Menschen stand der Vergangenheit am nächsten und brauchte, um zu neuem Leben zu gelangen, die meiste innere Energie. Man vergleiche ihn mit Cornelius. Dieselbe ethische Kraft arbeitet in den beiden, dieselbe, die in der Renaissance Michelangelo trieb, aber wie ein Riß, der unüberbrückbar ist, liegt es zwischen ihnen. Es ist der Gegensatz zwischen Idee und Leben, Schatten und Wahrheit.

Diese Entwickelung zu seiner Kunst ist der Inhalt der Briefe, die Entwickelungsgeschichte seines künstlerischen Geistes, deren Eigenart von hier aus, aus diesem fremden Material allein deutlich wird.

Wie eine Leidenschaft hatte es den Fünfzehnjährigen, in dem ein unersättliches Verlangen nach künstlerischer Betätigung war, vom Gymnasium in die Kunst getrieben. Seine gefühlslebendige Natur ertrug die einseitige Ausbildung des Verstandes und Wissens nicht mehr. Ihn lehrten die Bücher nichts, vor allem gaben sie seinem Feuer nichts zu. Was er lernen wollte, war, „seine Seele auf die Leinwand zu bringen." Fast von jenem Moment an, da er auf die Akademie nach Düsseldorf kam, beginnt sein Kampf mit der Malerei der Zeit. Man muß lesen, in welcher Art ein junger Künstler damals erzogen wurde, wie unfähig die Lehrer waren, Arbeiten fruchtbar zu korrigieren. Lauter allgemeine Sätze, nirgends eine zweckmäßige Methode und handwerkliche Kenntnis. Welche Schulung vermag heutzutage die Wissenschaft ihren Jüngern zu geben; mit sieben Jahren beginnt die intellektuelle Erziehung, und dann wird in einer durch Jahrhunderte fortgebildeten Methode systematisch der Bestand des Wissens überliefert und selbst schwache Köpfe zu höchstmöglicher Produktion geführt. So hatten im Seicento die Künstler gearbeitet; auch dort waren Werke zustande gekommen, die nur eine leise Schwäche als Schülerprodukte kennzeichnet, und die Überlieferung hatte das Können reißend und unaufhaltsam emporgeführt. Feuerbach sah sich vollständig verlassen, und bald entsteht ein unstillbarer Durst in ihm nach einem Lehrer, nach wirklichem Studium, erschütternde Schreie nach irgend jemand, der ihm überlegen ist an wahrem Können. Das treibt ihn von einer Akademie zur anderen, nach München, Antwerpen, Paris. „Warum soll ich mich hier verzehren in meiner Glut? Gott, sähet ihr in mein Inneres, ihr würdet mich bedauern. Ich kann und will und mag nicht mehr hier bleiben. Ich sehe, wie sehr sie hier, sowohl was Technik als Geist betrifft, im Dunkeln herumirren; ich muß Licht haben und Klarheit. Noch zwei Jahre so, und ich reibe mich geistig auf." Wie er dann nach München kam, fand er dasselbe. Eine kecke Mache bisweilen, aber unwahr und ohne die Kraft der Wirklichkeit, genügend, jene Gedankenbilder zu malen, aber nicht die Leidenschaft auszudrücken, die Feuerbach in seinen Figuren ersehnte, um derentwillen er die Körper überspannte, alle Formen und Bewegungen übertrieb und doch merkte, daß sie taub blieben. Er sieht bald, daß ihm nur die fleißige und ehrliche Arbeit an der Natur helfen kann. Aber auch das will gelehrt sein, und so kommt es im Mai 1849 nach

Anſelm Feuerbach: Konzert. 1878. (Nationalgalerie in Berlin.)

...igun=
...en

...en Ge=
... verbannen.
...ochte mich ſo gern an etwas klammern, was mich in die Höhe bringt. Ich habe ſchon mit dem Äußerſten mich vertraut gemacht, und ich gehe zugrunde, wenn ich mich nicht in eine grenzenloſe Arbeit ſtürzen kann. Wer vertreibt mir dieſes Unbefriedigtſein, das mich faſt wahnſinnig macht? Man wäre entzückt, wenn ich myſteriöſe Allegorien à la Kaulbach zeichnete, möchte ich nun malen, wie ich wollte." — „Nur lernen, lernen, und wenn ich hungern ſollte."

1850 iſt er dann glücklich in Antwerpen. Zum erſtenmal kommt eine Ruhe über ihn unter dem Eindrucke des nüchternen, beſonnenen Könnens des niederländiſchen Realismus. Das „rege, praktiſche Streben nach der Natur, entfernt von aller Schwindelei", tut ihm wohl. „Die Niederländer haben keine Zeit, philoſophiſchen Unſinn nachzuträumen." Er begreift, wieviel Handwerker der Künſtler ſein müſſe. „Nur Natur, Natur!" Er malt ein altes Modell ganz nach der Natur. Einfachheit und Naturtreue ſollen dabei ihre Wirkung tun. „Ich muß geſtehen, daß die Natur, das Modell mich zum erſtenmal ſo begeiſtert und ergriffen hat, daß ich mit Spannung dem Morgen entgegenſehe, um wieder malen zu können." Ein Hauch des herrlichen Lebensgefühles des Naturalismus iſt in dieſen Zeilen, des Glaubens an die Kraft der natürlichen Wirklichkeit, wenn ſie nur in ihrer Einfachheit ſichtbar iſt. Das iſt

nur vorübergehend, wie die Art der Stoffe seiner damaligen Bilder. Seine Kunst war eine andere. Aber diese Wendung auf die wahre Erscheinung der Dinge bleibt und steigert sich noch, als er nach Paris kommt. Bis zur Erschöpfung malt er nach dem Modell. Als er vor seinem Hafis steht, schreibt er der Mutter: „Aller Flattersinn, alles verwöhnte Spielen ist aus mir gewichen, ich bin die Arbeit, ich lebe im Bilde, es ist ein Stück von mir. Ich male alles nach der Natur. Im Kopf des Hafis bin ich belohnt. Das ist der erste Abguß der Natur, der spricht. Alles Bisherige ist teils bloßes Talent oder Geistessache, hier aber, glaube ich, wird ein Stück Leben herauswachsen." Das ist der Ton der neuen Zeit, der am lebendigsten in Paris zu vernehmen war. Die Unmittelbarkeit des Lebens, die Klarheit der Wirklichkeit überwältigt ihn. Seine Pinselführung wird breit und sicher, von kühner Bestimmtheit, die Farben bekommen ihr eigenes Leben. Ein Gefühl der Zukunft erfaßt ihn, eine Klarheit über die ganze Kunst Deutschlands. Und dann kam Italien, Venedig, Florenz, Rom. Die Welt der Renaissance liegt vor ihm, und er erkennt hier dieselbe Naturwahrheit wieder, die ihm in einsamen Kämpfen aufgegangen ist, zugleich auch dieselbe Höhe des Geistes, die ihn durch die Welt treibt. Da kommt denn die letzte Abrechnung mit der Kunst zu Hause und der freie, volle Blick auf das eigene Ziel: „Ich habe mich oft gefragt, was hat die Alten so groß gemacht, und warum ist im kalten Deutschland ein so schrecklicher Idealismus und gar keine Leistung? Die Lösung liegt hier in Italien klar und offen. Es ist so: der deutsche Künstler fängt mit dem Verstand und leidlicher Phantasie an, sich den Gegenstand zu bilden, und benutzt die Natur, um seinen Gedanken, der ihm höher dünkt, auszudrücken. Dafür nun rächt sich die Natur, die ewig schöne, und drückt einem solchen Werke den Stempel der Unwahrheit auf. Der Grieche und Italiener macht es umgekehrt. Er weiß, daß nur das Reale die größte Poesie ist. Er nimmt die Natur, faßt sie scharf ins Auge, und indem er bildet, schafft, geschieht das Wunder, das wir Kunstwerk nennen. Der Idealismus wird zur Wahrheit, und die Wahrheit ist Poesie." Und nun seine Aufgabe: Er will ins Gebirge gehen, wo schöne Menschen sind und schöne Trachten, und da malen, große und wahre Züge, wie sie sind. „Gott hat mir das Talent gegeben, die Natur zu packen, kühn hinzusetzen, und die Erinnerung an das ewige Rom wird mich vor krassem Naturalismus bewahren und mir so viel übriglassen, meinen Gestalten den plastischen Schwung zu geben, ohne daß ihre ergreifende Wahrheit dadurch gefährdet würde. Keine Dorfgeschichten, aber Wahrheit."

Wer fühlt bei diesen letzten Worten nicht den Zusammenhang mit der neuen Literatur Deutschlands, mit Keller, vor allem mit Otto Ludwig, in dessen geistiger Struktur etwas Feuerbach Ähnliches war, wenn er sein Wollen schließlich auch nur theoretisch aussprechen konnte. Alles aus der Natur heraus zu empfinden, das Leben sprechen zu lassen, seinen Menschen den Naturlaut zu bewahren, ist für Feuerbach jetzt der einzige Weg. Er liest sich zwei kleine Buben von der Straße auf, füttert sie und läßt sie ganze Tage auf seinem Atelier spielen. Hier war wirklich gar nichts von Reflexion, von irgendwelchem Gedanklichen, nur Natur in lebendiger Bewegung. Dann lernt er sein großes Modell, die Nanna kennen, mit der er nun Jahre zusammenlebt, und die man auf den meisten seiner schönsten Bilder findet. Immer wieder stellt er sie dar, über zwanzig große ausgeführte Skizzen existieren von ihr. Schad machte ihm das als Manier zum Vorwurf, und es war doch nur die Freude des Künstlers an der hohen Realität eines solchen Wesens, daß er sich nicht genugtun konnte, wenn er die prachtvolle Erscheinung in dem griechischen Gewande, das er ihr hatte machen lassen, vor sich wandeln sah, jede neue Wendung, jede leise Verschiebung, die immer einen ganz neuen, unendlichen Reiz offenbarte, aufzufassen und den malerischen Gehalt dieser Wirklichkeit so ganz auszuschöpfen. Allerdings war Nanna eine jener Römerinnen mit der geheimnisvollen Vornehmheit und Größe der Erscheinung, die schon Winckelmann von seinem leeren Idealismus zu dem Glauben bekehrt hatten, daß die Natur unüberwindlich sei. Aber mit einer solchen alles vergessenden Gewalt hatte sich noch

niemand wieder an die Wirklichkeit angeklammert. Unaufhörliches Sehen, Studieren, Nachbilden, keine Flüchtigkeit mehr und keine Willkür. Mit unſäglichen Mühen wird jede Figur einzeln nach der Natur durchgeknetet. An die Stelle des abſtrakten Kartons tritt auf Grund der Naturſtudie ſofort die maleriſche Arbeit auf der Leinwand; die Kompoſition erwächſt aus der breiteſten Anſchauung unendlicher Vorſtudien, nicht mehr aus der Phantaſie und nachträglichen Anpaſſung der Natur. Und wie einfach werden dieſe Sachen! Wir werden ſehen, daß dieſe Einfachheit beſonders das Weſen Feuerbachſcher Bilder iſt. Sie iſt aber auch eine Bedingung des neuen Beginnens der Malerei überhaupt. Nur bei ihr konnte die Wahrheit der Erſcheinung wieder errungen werden, indem man ſo gleichſam von neuem aus dem einzelnen die Welt aufbaute. Es beginnt eine friſche Klarheit des Sehens, und der Prozeß zu höherem Reichtum kann von neuem vor ſich gehen.

Mit Abſicht iſt hier zunächſt nur eine Seite der Entwickelung dargeſtellt worden, weil ſie die allgemeine iſt. Dieſen Kampf um die neue Naturwahrheit haben in ähnlicher Weiſe alle durchmachen müſſen: Menzel, ſchon als er noch ſeine „lateiniſchen Gedichte“, ſeine Geſchichtsbilder malte, Böcklin, bei den Franzoſen Courbet, Millet, Manet uſw. Das war die allgemeine Seele der Jugend, die die neue Kunſt ſchaffen wollte, deren Bedingung eine wahre Technik iſt, gegründet auf das Gewiſſen des Malers vor der Wahrheit der Wirklichkeit. Das künſtleriſche Gewiſſen als die abſolute Vorausſetzung jeder echten Kunſt iſt hier wieder errungen worden. Das iſt aber nun das Entſcheidende, was man ſich für eine Würdigung Feuerbachs notwendig bewußt halten muß: die Wege dahin waren verſchieden, und was auf dieſer neuen Grundlage erwachſen kann, iſt ganz verſchieden. Dieſe Möglichkeiten haben ihren Lebensgrund in der Verſchiedenheit des menſchlichen Gemütes; und es iſt der wundervolle Gewinn der hiſtoriſchen Arbeit, daß dieſe Mannigfaltigkeit in ihrer ganzen Freiheit nebeneinander beſtehen kann, ohne von einer einſeitigen Macht des Lebens vergewaltigt zu werden. Dieſen Verſuch macht heute der Naturalismus. Er iſt herrlich in ſeiner Naturgewalt und ſeinem Wirklichkeitshunger. Er zumeiſt führt das Handwerk weiter, und ſeine ſeeliſche Energie folgt ſcheinbar mit logiſcher Kraft aus dem Wahrheitsſtreben der neuen Malerei. Er iſt aber nur eine Form menſchlichen Lebensgefühls: das Verlangen nach dem ſtarken, realen Leben der breiten Sinnlichkeit und ihrer harten, klaren Gewißheit. Allerdings lag ihm die Erkenntnis der neuen Technik am nächſten, wie ſie denn ſchon Diderot faſt grauſam in die Welt gerufen; aber dieſe Technik erſcheint auch bei ihm notwendig in einer einſeitigen Geſtalt, deren Recht allein jener ganz irrationale Trieb iſt, der aus der vollen Sinnlichkeit unſerer Natur ſich erhebt, dem ſchon Malermenſchen wie Rubens und Velasquez gefolgt ſind. Und mit ihm iſt der Vollgehalt unſerer Seele nicht erſchöpft, es gibt grenzenloſe Seiten der Welt, die dabei nicht zu Worte kommen. Schließlich handelt es ſich auch in der Malerei doch immer nur um Ausſprache unſeres Erlebens, ſoweit es aus der Erſcheinung zu uns zu reden vermag. Daß die Technik dabei jedesmal eine andere werden muß, iſt klar, auch daß das jedesmal einen Verzicht auf einen Teil wahrer Ausdrucksmittel bedeutet. Das iſt Menſchenſchickſal, aber jedem großen Künſtler bewußt, wie denn auch Feuerbach in ſeinen Aphorismen ſagt, daß die Technik, um gewiſſe Dinge ausſprechen zu können, ſich vereinfachen muß, und daß dieſes Opfer den Meiſter macht. Er dachte dabei an ſeinen Verzicht auf das Ausleben in der Farbe. In Wahrheit iſt eben auch die Sprache des Naturalismus bloß eine ſymboliſche — und grauenhaft, wenn ſie unwahr wird.

So kommt denn eine zweite Form menſchlichen Lebensgefühls zur Geſtaltung in der Kunſt Böcklins, Thomas uſw., die in dem innigen Zuſammenhange des Gemütes mit der Wirklichkeit ihre Wurzel und ihre Wahrheit hat. Was dieſe Männer ſchaffen, iſt Stimmung, Harmonie. Sie ſind die eigentlichen Malerſeelen, ſo recht gemacht, in ihrer Kunſt zu ſchwelgen, die Pantheiſten, die überall die Seele der Natur ſuchen. Wie ſie ganz aufgehen in dem bewegten Reichtum des Daſeins, ſo können ſie auch nicht loslaſſen von dem, was die Wirklichkeit mit

ihren tausend Formen, dem Zauber ihres Lichtes, dem ganzen lieblichen Kleinkram des Lebens ihnen zu sagen hat. Ihr Geheimnis ist die Farbe und deren gefühlsmächtiges Leben, eine Komposition, die den Beschauer in das Bild hineinzieht, sowie die Figuren auf ihm nur ein Ausdruck des Ganzen sind.

Und nun Feuerbach! Als er in Antwerpen und bei Couture mit so ungeheurem Fleiß arbeitet, verliert er diesem Naturalismus gegenüber niemals das Bewußtsein eines ganz anderen Zieles; und Böcklin gegenüber schreibt er: „Er hat sich ganz auf die Idylle geworfen; mein Sinn steht nach dem Höchsten, Gewalt der Form und leidenschaftlicher Ausdruck der Seele." Sein Studium ist auf den Menschen gerichtet; was Böcklin „in der Landschaft besitzt", will er in der „Historie" erreichen. Als er vor den Bildern des Cornelius stand, fühlte er durch alle Fehler die geistige Auffassung, und ein seltsamer Zug der Verwandtschaft führte ihn schon ganz früh zu der Formenreinheit Michelangelos. Er zeigt eine dritte Form ganz eigener Möglichkeit malerischer Darstellung, die aus der Willenstiefe des Menschen aufsteigt. Diese Kunst hat einen dramatischen Zug, ihr Inhalt ist Menschenschicksal und Seelengröße. Aus dem einsamen Ringen eines heißen Herzens entsteht eine Anschauung, in der sich sein Pathos und sein Wille auslebt oder beruhigt. Man versteht das so leicht, wenn solche Gemütsverfassung sich philosophisch ausspricht,* oder wenn ein Dichter wie Schiller das Leben in diesem Sinne gestaltet; unsagbar sieht es einen aber auch aus den Bildern jener Maler an, nicht als Reflexion, sondern als eine Welt neuer Formen, die die Macht ihrer Empfindung geschaffen hat. Die Landschaft verschwindet vor diesen Männern. Es scheint die Erde für sie nur Menschen zu tragen. Schmuck und Schönheit dient ihnen nur, wie die Krone dem König, als Zeichen der Würde. Was sie wollen, ist Adel und Größe. Gern zeigen sie die nackten Formen, da hier in dem Wogen der breiten Brust, in dem Leben der Muskeln, in der Wucht des ganzen Leibes bei allem Maß und gehaltener Ruhe die innere Gewalt und Spannung des Willens sichtbar wird. Die Farbe muß zurücktreten, da sie der strengen Hoheit entgegen ist. Wer so malt, der genießt nicht vor allem, sondern schafft; der arbeitet an sich selber, und seine Bilder machen uns besser. Feuerbachs ganzes Wesen war auf dieses Ethos gerichtet, aus ihm kam er zu der neuen Auffassung der Wirklichkeit. Denn das ist ja immer das wesentliche: aus der Tiefe der Empfindung ist die neue Kunst entstanden, ganz gleich, ob es das sinnenstarke Realitätsgefühl oder die Innigkeit des Gemütes oder das Ethos einer leidenschaftlichen Seele ist, die sich gestalten will. Die Wahrheit der Empfindung, der Gedankenkunst gegenüber, verlangte eine wahre Form. Man muß in den Aufzeichnungen Schicks lesen, welche Gewalt der Empfindung in Böcklin tobte, wie dieser Mann weinen konnte. Und nun gar Feuerbach! Seine Glut, seine Leidenschaft hat er selbst stets als sein Größtes empfunden.

Jede Entwickelungsgeschichte bestätigt, daß die Tendenz des Genius eine ganz ursprüngliche ist. Auch bei Feuerbach ist es ganz töricht, von Nachahmung zu reden. Als Sechzehnjähriger fühlt er schon mit Verwunderung, wie seine Phantasie eine Neigung zum Ernsten und Kräftigen habe. Damals komponierte er noch im Stil der Zeit Germanenschlachten, aber in einem solchen Entwurf ist schon etwas von der Größe des späteren Amazonenbildes. Bald erscheint ihm diese Historienmalerei unpoetisch und in ihrer leeren Großartigkeit zu dumm. Die Empfindung will sich unmittelbarer aussprechen: „Ich werde nie mehr etwas machen, wobei nicht mein tiefstes Sein und Wesen erschüttert ist." Aber immer sollen diese Bilder „edel" und „großartig", seine Porträts „vornehm" wirken. Immer gewisser wird ihm, daß Kunst nichts sei als Ausdruck seines höchsten Gefühls. „Da stehen keine Töne, alles ist tiefe Seele." „Jeder hat in sich einen Fond, der größer ist als alles Angelernte". Wie ihn das Schicksal faßt, wächst er höher. Jedes Erlebnis drängt bei ihm nach innen und läßt ihn besser werden. Das läßt sich nicht wiedergeben, wie das auch in

* Wilhelm Dilthey hat diese Mehrseitigkeit des Lebens und das Gesetz ihrer philosophischen Aussprache entdeckt. Vergl. über ihn den Aufsatz im Dezemberheft 1903.

A. Feuerbach: Madonna. 1860. (Königl. Gemäldegalerie, Dresden.)

Zu Nohl: Anſelm Feuerbach.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

ſeinen Bildern ſichtbar wird, dieſes Größerwerden, Sichbändigen, ſtiller, geſetzter, ernſter werden. Bis er dann nach Venedig kommt und es ihm wie Sonnenſchein aufgeht. Damals floß in dies aufgeregte, gehetzte Leben etwas von der ſeligen Stille, Heiterkeit und Klarheit der alten Meiſter hinein. Jetzt iſt ſeine Kunſt fertig. Er malt ſeine „Poeſie“. Ein hehres Weib vor einer Säule. Rechts die Öffnung in die Landſchaft, in die das Gefühl ausklingen kann. Die Geige auf das linke Knie geſtützt, das etwas erhöht iſt, die rechte Hand mit dem Bogen hinter den Rücken gelegt, ſteht ſie da, ganz gerade, ſtreng und ſchön, groß und feierlich und von einer erhabenen Reinheit. Man muß zu ihr hinaufſehen — es iſt eins der eigenſten Mittel dieſer Kunſt des Menſchen, den Augenpunkt ganz tief zu wählen, daß ſich die Geſtalten groß vor einem erheben. Ihn ſelbſt ergriff die Kühnheit und Einfachheit dieſes Bildes, er fühlte dieſe „Poeſie“ als „die Verkündigerin einer neuen Richtung“: „ſchlechtweg ein Feuerbach!“ Und nun folgt Bild auf Bild. Jedes die Frucht unendlicher innerer und äußerer Arbeit. Was er ſo an Schwind beneidete, „das Sprudelnkönnen“, war ihm nicht vergönnt; das liegt im Weſen ſeiner Kunſtrichtung. Dieſe Bilder ſind immer das Ende einer langen Entwickelung, in der der Maler ſich jedesmal ſelbſt überwunden hat. Und man ſieht ihnen dies auch an; die Klarheit, Ruhe und Einfachheit bei ſolcher Wucht der Erſcheinung iſt ein errungenes Ziel; ſolche Höhe wird dem Menſchen niemals geſchenkt. Michelangelo iſt es nicht anders ergangen — im Gegenſatz zu dem Reichtum Raffaels —, und bei Klinger, wohl dem größten der modernen Künſtler, iſt es dasſelbe. Dafür iſt aber auch in dieſen Werken eine ſolche „ruhende Leidenſchaft“, eine ſolche ſchweigſame Spannung und tiefe Erregung bei der Vollendung der Form. Für eine volle Erkenntnis dieſer Kunſt wäre eine Vergleichung der drei Maler, vor allem in bezug auf ihre Technik, von großem Wert. Die plaſtiſche Kraft ihrer Geſtalten hat bei allen dreien eine innere Verwandtſchaft zur Bildhauerei zum Grunde; auch Feuerbach hat in ſeiner Jugend viel modelliert, und nur der Wunſch des Vaters ließ ihn Maler werden. Was ihn von den beiden unterſcheidet, iſt die Zartheit ſeiner Empfindung, die Feinheit ſeines Gefühls, das am innigſten aus den Bewegungen der Hände ſeiner Figuren ſpricht, das leiſe Rührende in dieſen Sachen, die Scheu vor der lauten Kraft: vor allem eine Sehnſucht nach Sonnenſchein und Glück und nach der reinen Schönheit. Feuerbach war bei aller Großheit ſeines Weſens ein ganz weicher Menſch; wie einem Kinde kamen ihm die Tränen. Er wäre ſo gern auch ein glücklicher Menſch geweſen, nur nicht auf Koſten ſeines Ideals. Und ſo wollte er in ſeiner Kunſt wenigſtens jene Heiterkeit erreichen, wie ſie Schiller in ſeinem tiefen Worte dem Ernſte des Lebens gegenübergeſtellt hat: die Heiterkeit der Erfüllung. Das iſt der Sinn jener traurigen Schönheit und wehmütig tiefen Muſik ſeiner Bilder. Man ſchaue ſich den „Dante“ lange an. Aus dieſem ſtillen Wandeln der großen Menſchen tönt ein Akkord, der bis zu Tränen rührt, eine Hoheit und ſüße Empfindung iſt in dieſen leiſen, ſo gehaltenen Bewegungen, die alles andere vergeſſen machen. Der Titel „Dante“ war ein Zugeſtändnis an die Zeit, die eine hiſtoriſche Beziehung verlangte, um überhaupt an das Bild herankommen zu können, und Böcklin iſt es mit ſeinen Namen ähnlich gegangen. Feuerbach wollte, wie er es ſo oft geſagt hat, etwas „Allgemeinmenſchliches“ geben: auch hier wieder das Wort, das in unſerer Literatur den neuen Gehalt bezeichnen ſollte. Ein ſolcher Stoff war für ihn auch die „Madonna“: eine Mutter mit ihrem Kind. Im Abendlichte ſitzt die große Frau auf einer Steinbank, dahinter die dunkle Campagna. Der Knabe, von der Muſik der drei Kinder eben erwacht, ſieht den Beſchauer ſeltſam an, während die Mutter verſonnen lauſcht: einſam, weltverloren, ahnungsvoll. Das ſüße Geigen der alten venezianiſchen Bilder, nur inniger noch, ſeeliſcher, kehrt oft bei ihm wieder. Dann „Iphigenie“, in die er all ſein Heimweh und ſeine Sehnſucht malte, die er damals hatte nach Hauſe, nach ſtillem Glück. Wer kann ſo etwas beſchreiben! Tiefe Leidenſchaft und plaſtiſche, höchſte Vollendung. In immer neuen Verſuchen hat er die Form finden wollen, die alles ausdrückte, was ihn bewegte, und wie viele ſeiner Bilder hat er es

mehrmals gemalt, bis er die Linie hatte, in der ſeine ganze Seele offen lag. Die weiche Zartheit ſeines Weſens kommt zum Ausdruck in den drei Frauen auf der „Pieta“ in der Schackgalerie. In ihrer lichten, rührenden Schönheit löſen ſie den Krampf der Empfindung, der einen im Anblick des Toten und ſeiner Mutter erfaßt. Seine dramatiſche Gewalt offenbart ſich in den Medeenbildern, im „Orpheus“, in der „Amazonenſchlacht“, dem „Gaſtmahl“ und dem „Titanenſturz“. Das ſind Bilder, wie ſie Michelangelo hätte machen können. Wie iſt das gemalt, mit dieſer ſicheren Einfachheit und beſtimmten Größe, eine ganze Form oft faſt mit einem breiten Strich zu voller, plaſtiſcher Kraft! Auch hier aber entſteht ihm ſeine Wirkung nie aus der äußeren Handlung, ſondern immer aus der innerlichſten, ſeeliſchen Bewegung: Adel und Zartheit.

Und nun ſei noch ein Werk genannt, in dem ſein tiefſtes Sein zur reinſten Erſcheinung geworden iſt, das „Konzert“. In dieſen großen Geſtalten und ihrer Innigkeit kommt alles zur Sprache, was ihm die Kunſt war. Er nannte dies Bild mit einem jener Worte, in denen ſein Innerſtes aufleuchtet: „Die Verklärung einer Malerſeele.“ Wer den Menſchen verſteht, wird es nicht ohne Erſchütterung anſehen können.

Nach der Jagd

Es kehrte heim vom Jagen
Die junge Frau Herzogin —
Wie fröhlich war ihr zu Sinn!
Sie warf dem Troßknecht die Zügel zu,
Auf die Hand ihm ſetzend den zierlichen Schuh,
Und ſchwang ſich aus dem Sattel im Nu,
Als wär' ſie von Flügeln getragen —
Laut fühlte ihr Herz ſie ſchlagen,
Als ſäße ein Schmied darin!

Sie lief in ihre Gemächer,
Warf Mantel ab und Hut
Heiß wallte ihr junges Blut!
Stumm eilten Kammerherr und Lakai
Und Roſemonde, die Zofe, herbei,
Was der Befehl der Herrin ſei?
Doch ſie ſpähte über die Dächer
Und Zinnen zum Wald — mit dem Fächer
Sich kühlend der Wange Glut.

„Die Vorhänge nieder! — Mich blendet
Der gelbe Spätſonnenſchein —
Still, dunkel ſoll's um mich ſein!“
Da hüllte das Zimmer weichdämmerndes Licht ...
Doch ſie birgt in die Hände das heiße Geſicht
Und ſinnt und träumt ... und lächelt und ſpricht:
Wie ſich mein Los nun auch wendet,
Und ob es zum Unheil mir endet —
Einmal will ich glücklich ſein!

Dann winkt ſie Roſemonde,
Dicht bei ihr hinzuknien —
Und ſie raunt mit holdem Erglüh'n
Ins Ohr der Vertrauten in flüſterndem Ton:
„Gewahrſt du den Herzog nachher vom Balkon,
So geh' und ſag' ihm: ich ſchliefe ſchon;
Doch kommt der Page, der blonde —
Hörſt du mich, Roſemonde?
So ſag': ich erwarte ihn!“

Richard Zoozmann

Farbig ſchablonierter Leinwandſtoff (Yuhatta) für Hofkleider, aus dem Schatzhauſe Shoſoïn, Nara. Achtes Jahrhundert. (Aus Kokkwa, Heft 176.)

Japaniſche Ornamentik

Von

Oskar Münſterberg

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Die Skulptur und die Malerei haben die Aufgabe, religiöſe und hiſtoriſche Ereigniſſe und Begriffe zur Darſtellung zu bringen, während die Ornamentik eine Verzierung der Gebrauchsgegenſtände, meiſt aus rein äſthetiſchem Bedürfnis, anſtrebt.

Wie überall in der Welt, ſo auch auf den japaniſchen Inſeln, ſind die Waffen diejenigen Gebrauchsgegenſtände, denen als erſten große Sorgfalt in der Ausführung gewidmet wurde. Erſt ſobald die Führung der Völker durch Erbgang innerhalb gewiſſer Klaſſen oder Familien geſichert iſt, entſteht der Wunſch, die Macht, den Beſitz und die Würde auch äußerlich durch ein verziertes Gewand oder durch ſonſtigen Putz und Schmuck zum Ausdruck zu bringen. Erſt ſehr viel ſpäter, zur Zeit einer politiſchen und wirtſchaftlichen Höhe, und ſobald die große Maſſe des Volkes einen gewiſſen Bildungsgrad erreicht hat, entſtehen die vielerlei Gebrauchsgegenſtände zur Befriedigung von Bedürfniſſen, welche zur Zeit der Anfänge einer Kultur noch unbekannt ſind. Aus dieſem Grunde iſt das Studium der Waffen und der Bekleidung für die Geſchichte der Ornamentik beſonders wertvoll.

Ich betrachte es nicht als meine Aufgabe, die Entwickelung der Waffen im kriegstechniſchen oder die Entwickelung der Weberei im textiltechniſchen Sinne darzuſtellen, ſondern ich will mich ausſchließlich auf die Entwickelung der Verzierungsweiſen beſchränken, und dieſe laſſen ſich von beiden ſtofflich ſo verſchiedenartigen Gegenſtänden nicht trennen, da eine gemeinſame Ornamentik ihre künſtleriſche Ausſchmückung beeinflußt. Die hiſtoriſche Unterſuchung iſt auch ſchon deshalb notwendig, um überhaupt die einfachen Grundformen herauszufinden, aus denen ſich die heute unüberſehbare und unerſchöpfliche Vielſeitigkeit der japaniſchen Ornamentik entwickelt hat.

Eine derartige hiſtoriſche Darſtellung iſt für die europäiſche Ornamentik um vieles leichter, da die Architektur, wie zum Beiſpiel

Digitized by Google

Prähiſtoriſche Grabkammer (Tſuka) (5 m lang, 3,2 m breit und 2,8 m hoch), die Seitenwände aus zwei Reihen Granitblöcken, die Decke aus einem gewaltigen, nur an der Unterfläche bearbeiteten Monolith von 6 m Länge, 3,7 m Breite und 2 m Dicke in einem ungefähren Gewicht von 80 Tonnen hergeſtellt, mit geöffnetem Steinſarkophag in der Mitte, im Dorfe Myohoji, Provinz Yamato. (Aus Gowland, The dolmens of Japan.)

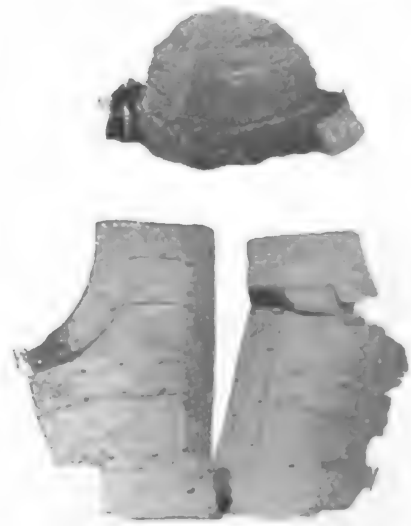
der gotiſche Spitzbogen oder die Renaiſſanceſäule, immer eine gewiſſe Stilgrundlage gibt, während in Japan dieſe Anhaltspunkte vollſtändig fehlen. Zwar beeinfluſſen naturaliſtiſche und ſtiliſierende Strömungen die Ausdrucksform des einzelnen Deſſins, aber die meiſten Flächenverzierungen ſind vom Auslande eingeführt und bleiben für gewiſſe Anwendungen und Techniken wie ein Kanon beibehalten.

Die japaniſchen Waffen haben ſich in der faſt während dreier Jahrtauſende verfolgbaren Entwickelung nur in der Herſtellung, im Material, in der techniſchen Vollendung und vor allem in der Verzierungsweiſe verändert, nicht aber im Zweck und in der Form. Niemals haben zum Beiſpiel Schußwaffen trotz ihrer Einführung im ſechzehnten Jahrhundert einen weſentlichen Einfluß auf die Methode der Kampfesweiſe ausgeübt. Mit Lanze und Schwert, mit Bogen und Pfeil haben die vordringenden Eroberer die Urbevölkerung beſiegt und mit den gleichen Waffen die Herrſchaft im Lande behauptet, bis weſtländiſche Kanonen ſich die gewaltſame Eröffnung des Landes vor etwa fünfzig Jahren erzwangen. Auch hier finden wir, ebenſo wie auf allen anderen Gebieten, jenes zähe Bewahren des einmal Vorhandenen und die Aufnahme neuer Gedanken und Techniken nur bei gleichzeitigem Feſthalten an dem Altüberlieferten.

Die inſulare Lage geſtattete den ausländiſchen Einflüſſen nur tropfenweiſe einzudringen, ſo daß ſie ſchnell erfaßt und der Tradition angepaßt werden konnten.

Wo ſicher verbürgte, ſchriftliche Aufzeichnungen nicht mehr vorhanden ſind, da haben zahlreiche Funde aus prähiſtoriſcher Zeit uns über den Kulturzuſtand der erſten Anſiedler Nachricht gegeben. Im Geiſt europäiſcher Wiſſenſchaft wurden in den letzten Jahrzehnten die Stätten früherer Anſiedelungen durchwühlt und in der Erde oder im Steingrab zahlreiche Gegenſtände der verſchiedenſten Art gefunden.

So wiſſen wir, daß das Inſelreich der Japaner einſt das Reich der Ainos war, die als ungemiſchte Raſſe heute nur noch auf den nördlichen Inſeln Rußlands und Japans in ganz beſchränkter Anzahl leben. Die Ergebniſſe aus mehr als zweitauſend Fundſtätten, die über fünfundſiebzig Provinzen,



Helm mit Nackenſchutz und Panzerteile aus Eiſen. Aus prähiſtoriſchem Steingrab in der Provinz Higo. (Aus Gowland, The dolmens of Japan.)

Digitized by Google

alſo faſt das ganze heutige Reich verteilt ſind, zeigen, daß der Kulturzuſtand der Ainos vor der Berührung mit den ſpäter einwandernden Völkern faſt genau der europäiſchen Steinzeit entſprach. Zahlreiche Gruben als Reſte der ehemaligen Erdjurten, neben denen auch Sommerhütten in Gebrauch waren, ſowie Muſchelhaufen, die aus weggeworfenen Schalen der verzehrten Muſcheltiere aufgehäuft waren, bezeichnen die Wohnſtätten, in deren Boden verſchiedene Steingeräte, behauene und polierte Steinbeile, Geräte aus Knochen und Geweih, Tongegenſtände, wie Gefäße, Kochplatten, und menſchliche Figuren gefunden ſind.

Oberteil einer Tonfigur (etwa 40 cm hoch) aus prähiſtoriſchem Steingrab zu Kinugawa in der Provinz Shimōſa. (Aus The journal of the anthropological society of Tokyo, Band XIII, Nr. 140.)

Die Tonfiguren in Menſchengeſtalt zeigen, daß Beinkleider und Obergewand, Ohrringe, ſowie Tätowierungen im Geſicht und das Aufknoten der Haare ſchon damals gebräuchlich waren. Nach japaniſchen Schriften ſollen derartige Tonfiguren an Stelle von Menſchenopfern von Nomino Sukune zur Zeit des Kaiſers Sujin (97 bis 30 v. Chr.) erfunden ſein; jedenfalls war dieſe Sitte ſchon viel früher in Ägypten und auch in Indien vorhanden. Intereſſant iſt, daß ſich neben ſehr vielen Menſchenfiguren nur ſehr ſelten Darſtellungen von Säugetieren, aber niemals ſolche von eßbaren und niederen Tieren, wie Fiſche und Vögel, gefunden haben. Solche Darſtellungen kommen vielmehr erſt ſpäter, als die Erinnerung an die urſprüngliche Bedeutung als Opfergabe verloren gegangen war, auf, während dann Figuren in Menſchengeſtalt faſt ganz wegfallen.

Ob alle dieſe Gegenſtände ſeit der Exiſtenz der Ainos auf den japaniſchen Inſeln in Gebrauch waren oder erſt ſpäter durch die Berührung mit den vom Süden vordringenden malaiiſchen Stämmen, den eigentlichen Japanern, oder im Verkehr mit dem weſtländiſchen Feſtland in Aufnahme gekommen ſind, können wir heute noch nicht entſcheiden. Jedenfalls wiſſen wir, daß erſt in einer jüngeren Steinzeit die Verwendung von Eiſen aufkam, zu einer Zeit, als die ſiegreichen Japaner bereits in regelmäßiger feindlicher oder freundlicher Berührung mit den Ainos ſtanden.

Wenn auch bis in das zwölfte Jahrhundert hinein ein ſelbſtändiger Ainosſtaat beſtanden hat, deſſen Grenzen noch im zehnten Jahrhundert ſich bis auf die Hauptinſel Nippon erſtreckten, ſo haben Vermiſchungen durch Heirat mit gefangenen oder gekauften Frauen fortlaufend ſtattgefunden. Aus die-

Zōchōten, einer der vier Himmelsgenerale, die, urſprünglich indiſche Gottheiten von lokaler Bedeutung, ſeit dem fünften Jahrhundert allgemein in Indien und ſeit dem Ende des ſechſten Jahrhunderts auch in China verehrt wurden. Farbige Tonfigur (1,6 m hoch) im Tempel Kaidanin des Kloſters Todaiji, Nara. Mitte des achten Jahrhunderts, teilweiſe ſpäter ergänzt. (Aus Tajima, Selected relics of Japanese art.)

Digitized by Google

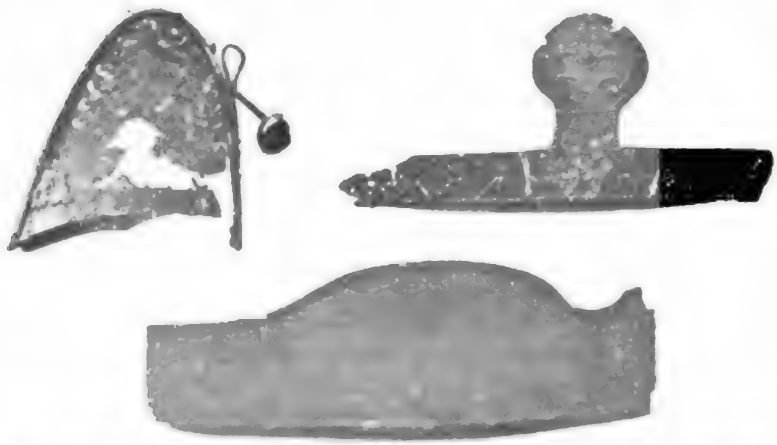
ſen beiden Raſſen, vereint mit den vom Feſtland eingewanderten Koreanern und Chineſen, iſt die heutige japaniſche Raſſe entſtanden.

Keine dieſer beiden Urraſſen hat einen beſtimmenden Einfluß auf die heutige Ornamentik ausgeübt, vielmehr iſt dieſe als ausgebildete Kunſt vom Feſtland eingeführt, und erſt als aus der Verſchmelzung die neue Raſſe, der Japaner, entſtanden war, begann im zwölften Jahrhundert auch die Verzierungsweiſe ihre eigene japaniſche Ausdrucksform anzunehmen.

Kömokuten, einer der vier Himmelsgenerale (vergl. Abbild. S. 673). Kopf einer farbigen Tonfigur (1,6 m hoch) im Tempel Kaidanin des Kloſters Todaiji, Nara. Mitte des achten Jahrhunderts. (Aus Tajima, Selected relics of Japanese art.)

Von einzelnen Forſchern wird das Alter der erſten Ainosanſiedelung auf etwa tauſend Jahre vor Chriſtus angeſetzt, während die Einwanderung der Japaner nach unhaltbaren Legenden zurzeit der Begründung ihrer Kaiſerdynaſtie im Jahre 660 vor Chriſtus ſtattgefunden haben ſoll. Wahrſcheinlich landeten ſie erſt wenige Jahrhunderte vor Chriſtus, vielleicht infolge von Völkerſchiebungen, die ſich aus Indien auf die ſüdlichen Inſeln fortpflanzten. In chineſiſchen Schriften werden die Ainos als altes Volk zuerſt während der Han-Dynaſtie im zweiten Jahrhundert vor Chriſtus erwähnt, während die Sitten der Japaner erſt bald nach Chriſti Geburt beſchrieben werden. Gegenüber dieſer primitiven Ainoskultur zeigen die Funde in den zahlreich erhaltenen Grabſtätten der Eingewanderten eine ſo hohe Kunſtfertigkeit, daß wir mit Sicherheit annehmen können, daß ſie als Abkömmlinge eines kultivierten Volksſtammes, und zwar in ſtattlicher Anzahl, auf den Inſeln der Ainos landeten. Handelsverbindungen mit den Völkern des indiſchen Archipels ſind lange Zeit aufrechterhalten worden, und alle Ornamentik dieſer Zeit weiſt auf weſtaſiatiſche Vorbilder hin.

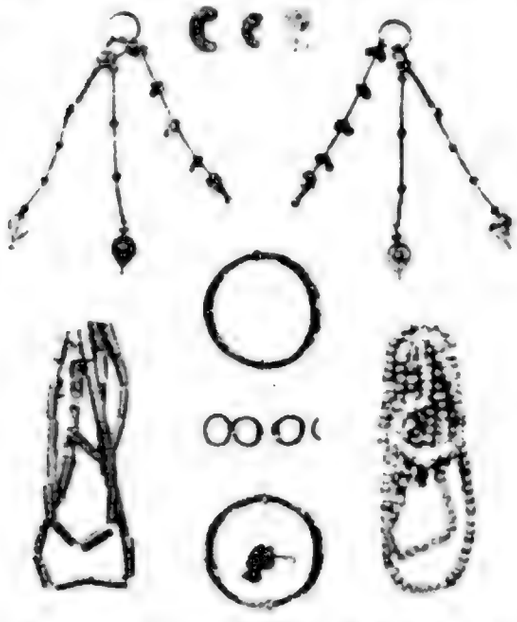
Urſprünglich wurden einfache Erdhügel über dem Grab aufgeſchüttet, und Steläxte, Bronzeſchwerter und Amulette aus verſchiedenen Steinarten ſind gefunden worden. Erſt in ſpäterer Zeit findet ſich das Eiſen techniſch vollendet und künſtleriſch verziert angewendet, während dann die Geräte der Steinzeit vollkommen fehlen. Dieſer Zeit entſtammen jene mächtigen Steinſarkophage, teils freiſtehend, teils unter Grabhügeln, deren Länge von achtunddreißig Metern bis zu dreihundertſechzig Metern ſchwankt, und deren Formen meiſt kegelförmig, oft terraſſenartig verſchieden ſind. Die Pflege der kaiſerlichen Grabſtätten iſt bis heute dort angeſiedelten Beamten anvertraut. Dieſem Umſtande verdanken wir es, daß die reichſten Grabſchätze unverſehrt aufgefunden und der Wiſſenſchaft zugänglich gemacht werden konnten. Auch in die Felſen wurden Grabkammern ausgehauen und zwar ebenſo wie die Grabhügel ſtets in



Teile von der Rüſtung eines Kriegers. Kopfbedeckung aus vergoldetem Kupfer mit Rankenverzierung in durchbrochener Arbeit. Vergoldete, dünne Kupferbleche mit getriebenen Verzierungen. Gefunden in einem prähiſtoriſchen Steingrab der Provinz Higo. (Aus Gowland, The dolmens of Japan.)

Digitized by Google

größerer Anzahl nebeneinander. Der Engländer Gowland hat vierhundertundſechs ſolcher „Dolmen“ ſorgfältig unterſucht, und



Drei Amulette (Magatama) aus Nephrit und Bergkriſtall. Zwei Ohrringe aus Gold. Zwei Arm- und drei Fingerringe aus Gold. Halsketten aus zylindriſchen und runden Glasſtücken. Gefunden in prähiſtoriſchen Steingräbern in der Provinz Higo. Kaiſerliches Muſeum, Tokio. (Aus Gowland, The dolmens of Japan, auch bei Hayaſhi, Histoire de l'art du Japon.)

viele tauſend Fundſtücke geben uns ein anſchauliches Bild der Kunſtfertigkeit aus der prähiſtoriſchen Zeit vor der Einführung der chineſiſchen Schrift und des Buddhismus. Woher die Sitte der Dolmen ſtammt, iſt nicht bekannt, jedenfalls iſt ſie in China gänzlich und in Korea faſt ganz unbekannt, während die Steinſärge ſowie die Pyramiden mit Grabkammern und korridorähnlichem Zugang auf Sitten im Weſten Aſiens und Ägyptens hinweiſen.

Die Abbildung auf S. 672 eröffnet uns einen Blick in ſolche Grabkammer. Die mächtigen Steinplatten ſind gut bearbeitet und ohne jede ſonſtige Verbindung aneinander gefügt. Häufig ſind auch unbearbeitete

Pferdegebiß mit Seitenverzierungen aus Eiſen. Gefunden in einem prähiſtoriſchen Steingrab zu Rokuya, Provinz Tamba.
(Aus Gowland, The dolmens of Japan.)

Feldſteine zur Bildung der Seitenwände aufeinander geſchichtet. In der Mitte ſteht der eigentliche Sarkophag, aus einem Block herausgehauen, mit wuchtigem, zur Seite geſchobenem Deckel. Inſchriften, Steinmarken oder andere Verzierungen ſind niemals gefunden worden, ſo daß uns jede Kenntnis von der Sprache der Erbauer fehlt.

Nicht nur Angriffswaffen, wie Schwerter, Pfeile und Lanzen, haben ſich gefunden, ſondern auch Rüſtungen und Pferdegeſchirre aus Eiſen, dagegen fehlen Rüſtungen aus Bronze, ſowie Schilder, Keulen und Schlachtäxte.

Der Helm und der Panzer (Abbildung S. 672) verraten eine völlige Beherrſchung der Eiſentechnik, und die Tonfigur (Abbildung S. 673) zeigt ihre Verwendung. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich die Rüſtungen der buddhiſtiſchen Himmelsgeneräle (Abbildungen S. 673 und 674), mit Ausnahme einiger ſpäter zugefügter Verzierungen, wie der chineſiſchen Drachenköpfe auf dem Oberarm, als Darſtellungen dieſer alten Bewaffnungsart anſehe. Die heutigen Japaner nennen die Rüſtungen dieſer Figuren, die in ſehr vielen Einzelheiten von den ſpäter üblichen abweichen, „indiſche“ Rüſtungen. Sicher ſind die Figuren nach indiſchen Vor-

Schwert (etwa 1 m lang), gerade, einſchneidige Klinge; Griff aus Holz mit vergoldetem Kupferblech, verziert mit Spiralen in Rankenform; Knauf in Knollenform mit Kupferblech; Scheide aus Holz mit drei breiten Bändern und drei Ringen mit Öſen aus Silber: Stichblatt aus vergoldetem Kupfer mit zehn trapezoidiſchen Öffnungen. Daneben ähnliches Schwert mit in Buckeln getriebenem Kupferblech um die Holzſcheide. Darüber Stichblatt aus vergoldetem Kupfer mit ſechs trapezoidiſchen Öffnungen (9 : 7,5 cm). Aus prähiſtoriſchem Steingrab zu Omi, Provinz Muſaſhi. (Aus Gowland, The dolmens of Japan.)

bildern, wie die ſchlanke Taille zeigt, geſchaffen, aber trotzdem glaube ich, daß die Künſtler in Erinnerung an die bis zum ſechſten Jahrhundert üblichen Panzer gerade dieſe Form gewählt haben, um bei der Darſtellung längſt Verſtorbener nicht die damals moderne, ſondern die alte, ehrwürdige Form der Ahnen zu zeigen.

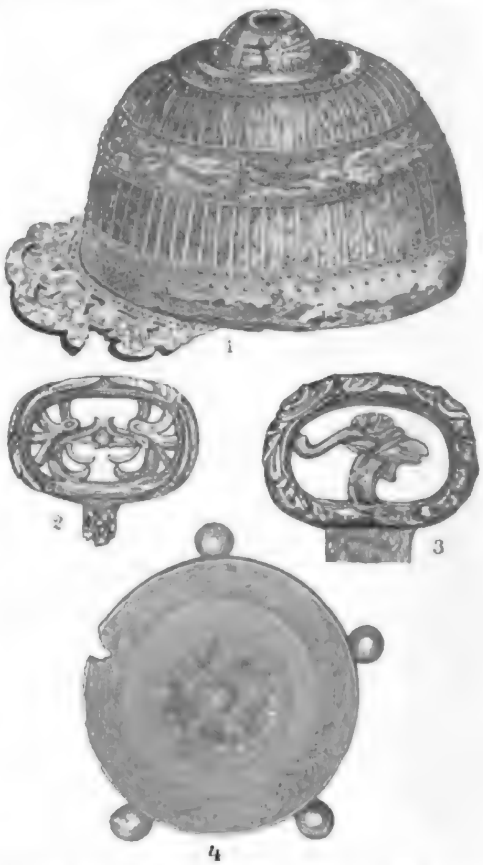
1 Amulette (Magatama) aus Nephrit, Amethyſt und Bergkriſtall aus Steingräbern. (Königl. Völkermuſeum zu Berlin.) 2 Roſenkranz aus weißen und dunkelblauen Perlen. 3 Roſenkranz aus braunen, weißen und roten Perlen mit Magatama aus Bergkriſtall und rötlichen Glasröhrchen im kaiſerlichen Schatzhauſe Shoſoin, Nara. (Aus Kokkwa Yohō, Tokio 1884.)

Sehr kunſtvoll in der Herſtellung ſind die dünnen, vergoldeten Kupferbleche (Abbild. S. 674), die wahrſcheinlich zum Schmuck der Kriegergewänder verwendet wurden, ebenſo wie die tiaraförmige, durchbrochen gearbeitete Kopfbedeckung eines Führers mit eigentümlicher, elegant geſchwungener Ranke. Als Verzierung finden wir verſchobene Vierecke, reguläre Sechsecke und ein dreiblätteriges Ornament, der franzöſiſchen Lilie ähnlich, das aus einfachen Bogenformen zuſammengeſetzt iſt. Auch Ohr- und Fingerringe und Armbänder aus Kupfer und Bronze, oft vergoldet, auch aus reinem Gold oder Silber, ſind häufig gefunden worden (Abbild. S. 675). Die Haare wurden von den Frauen lang getragen und in der Mitte geſcheitelt, oft auch in zwei Teilen zuſammen aufgebunden, ſo daß ſie an den Seiten des Kopfes herabhingen. Haarnadeln oder andere Nadeln, Knöpfe und ſonſtige Befeſtigungen ſind damals noch ganz unbekannt geweſen.

Glückszeichen, beſonders häufig an den Dachziegeln der Tempel und der Kriegstrommel angebracht. (Tomoye-Mon.)

Sehr charakteriſtiſch für die Dolmenperiode iſt die Form der zahlreich gefundenen eiſernen Schwerter (Abbild. S. 675). Die Klinge iſt ausſchließlich einſchneidig und ganz gerade gearbeitet, während ſie in der ſpäteren Zeit nur in einer leichten Kurve geſchmiedet wird. Auch wird der knollenförmige Knauf am Griff in ſpäterer Zeit nicht mehr angewendet, während er ſich bei Malaienvölkern noch heute findet.

Ganz beſonders intereſſant iſt das Stichblatt in ſeiner eiförmigen Geſtalt mit durchbrochen gearbeiteten Verzierungen in einfachſter trapezoider Form. Es wird dadurch ein ſtrahlenförmiges Muſter



1 Helm mit Eingravierungen, gefunden im Dorfe Kiyokawa Manda, Kaelzuka. 2 u. 3 Schwertknaufe. 4 Rückſeite eines Metallſpiegels mit Kugeln und Knopf. Gefunden im Steingrab zu Suzumē no miya, Kawachi Shinodzuke. Vielleicht fünftes oder ſechſtes Jahrhundert. (Aus Hayaſhi, Histoire de l'art du Japon.)

Digitized by Google

geschaffen, das wir auch an dem Pferdegebiß wiederfinden (Abbild. S. 675).

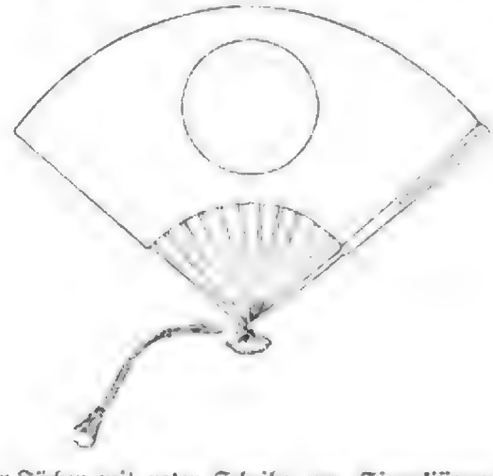
a Bogen (2,1 m lang) angeblich der Kaiserin Jingu-Kōgō, wahrscheinlich fünftes oder sechstes Jahrhundert, im Kloster Daiandji, Provinz Yamato. b Bogen (1,8 m lang) des Prinzen Shotoku (572 bis 621), im Kloster Horiuji, Nara. c Holzbogen, rot lackiert (1,8 m lang), des Kaisers Shōmu (724 bis 748), im Kloster Ninomiya Sannō, Provinz Yamashiro. d Bogen (1,6 m lang), aus Holz mit Metallspitzen, des Kaisers Shōmu (724 bis 748), im kaiserlichen Schatzhause, Nara. (Aus Honcho gunki, Bd. I.)

Noch fehlt jede der Natur nachgebildete Ornamentik; nur in einfachsten geometrischen Formen aus Punkten, Strichen und Kreisen wird die Fläche gleichmäßig verziert oder ein Sternmuster geschaffen, dessen Urbild vielleicht in fernen Gegenden und Zeiten in der Sonnendarstellung zu suchen ist. Von einem Wappen kann für die damalige Zeit noch nicht gesprochen werden, ebenso wie ein achtteiliger Kreis auf einem Terrakottasarkophag aus dem sechsten Jahrhundert nur als Ornament aufzufassen ist. Woher die Metalle zur Zeit der Dolmen beschafft wurden, bleibt zweifelhaft, doch wird die Einführung von Eisen, Silber und Gold aus Korea vermutet. Sicher hat mit diesem Lande schon in sehr früher Zeit ein Tauschverkehr bestanden, wenn auch die Eroberung Koreas unter der Kaiserin Jingo im Anfang des dritten Jahrhunderts nach Christus als Fabel nachgewiesen worden ist.

Auf eine ganz andere Handelsverbindung weisen die zahlreich in fast allen Dolmen gefundenen runden und länglichen Glasperlen hin (Abbild. S. 676). Als mit der Einführung der chinesischen Kultur der Gebrauch von persönlichem Schmuck jeder Art für Männer sowohl wie für Frauen vollkommen aufhörte, wurden die alten Glasperlen zu buddhistischen Rosenkränzen verwendet und als antike Kostbarkeiten in den Klöstern ganz besonders geschätzt und aufbewahrt.

Kommandofächer aus zwei mit Lederstreifen aufeinander genähten Lederscheiben mit Mittelrippe und Griff aus Eisen, auf einer Seite ein Rad als buddhistisches Symbol, auf der anderen Seite ein Säbel, zugeschrieben Prinz Shotoku, im Kloster Horiuji, Nara. Anfang des siebenten Jahrhunderts. (Aus Honcho gunki, Bd. I.)

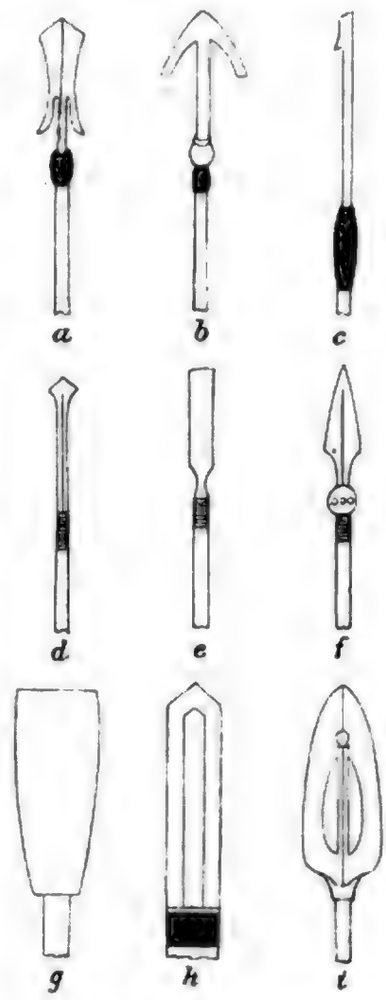
Obgleich japanische Schriftsteller berichten, daß unter dem Kaiser Mommu (697 bis 707) Glas in Japan fabriziert sein soll, bleibt es sehr zweifelhaft, ob es sich wirklich um Landesfabrikate und nicht um eingeführte Stücke handelt. Jedenfalls war eine Glas-



Fester Fächer mit roter Scheibe zum Signalisieren im Kriege (etwa 30 cm breit), gebraucht von Minamoto no Yoriie (1200 bis 1203). (Aus Honcho gunki, Bd. II.)

fabrikation wenige Zeit später, ebenso wie in China, auch in Japan völlig unbekannt. Es ist kaum anzunehmen, daß eine so glänzende Industrie wie die Herstellung von Glas, bei gleichzeitigem Aufschwung aller anderen Techniken, plötzlich ganz verloren gegangen sein soll. Anderseits wissen wir, daß Glas, besonders Glasperlen, als ein wichtiger Handelsartikel der Römer, Phönizier, Syrier und Indier über ganz Asien bis in das Innere von Afrika hinein, also in der ganzen damaligen Welt verbreitet war. In China wurde Glas für „versteinertes Eis" gehalten und als der „Edelstein des Westens" bezeichnet, dementsprechend galt es als Naturprodukt dem Gold und Edelstein an Wert gleich. Im vierten Jahrhundert nach Christus wird in chinesischen Schriften Glas als Tauschobjekt der Phönizier aufgeführt. Noch unter der Sung-Dynastie im zwölften Jahrhundert galt Glas als Halbedelstein und erst im sechzehnten Jahrhundert als metallwertig. Eine ähnliche Wertschätzung dürfte auch in Japan in Geltung gewesen sein, so daß ein regelmäßiger Handel durch uns unbekannte Zwischenhände mit dem fernen Westen Asiens sicher bestanden haben wird. Diese Ansicht wird auch durch den Text der ältesten japanischen Legende unterstützt, nach welcher die Sonnengöttin Amaterasu, als sie sich gegen einen Feind rüstete, Köcher und Pfeile nahm und um den Haarschopf und das Handgelenk die Kette aus „fünfhundert Yasaka Juwelen" schlang. Die Zahl fünfhundert bedeutet nur die große Anzahl; unter Juwelen können nur Perlen verstanden sein, und der fremde Name „Yasaka" wird als ein Ortsname angenommen und bedeutet wahrscheinlich den Ort, von wo die Perlen eingeführt wurden.

So finden wir bis auf die japanischen Inseln die Ausklänge des römischen oder phönizischen Welthandels, während irgendein Einfluß auf die Ornamentik durch andere Handelsartikel nicht stattfindet. Ein solcher Handelsverkehr blieb natürlich nur auf die wenigen Artikel beschränkt, die bei leichtem Transport einen regelmäßigen Absatz und einen großen Gewinn versprachen.

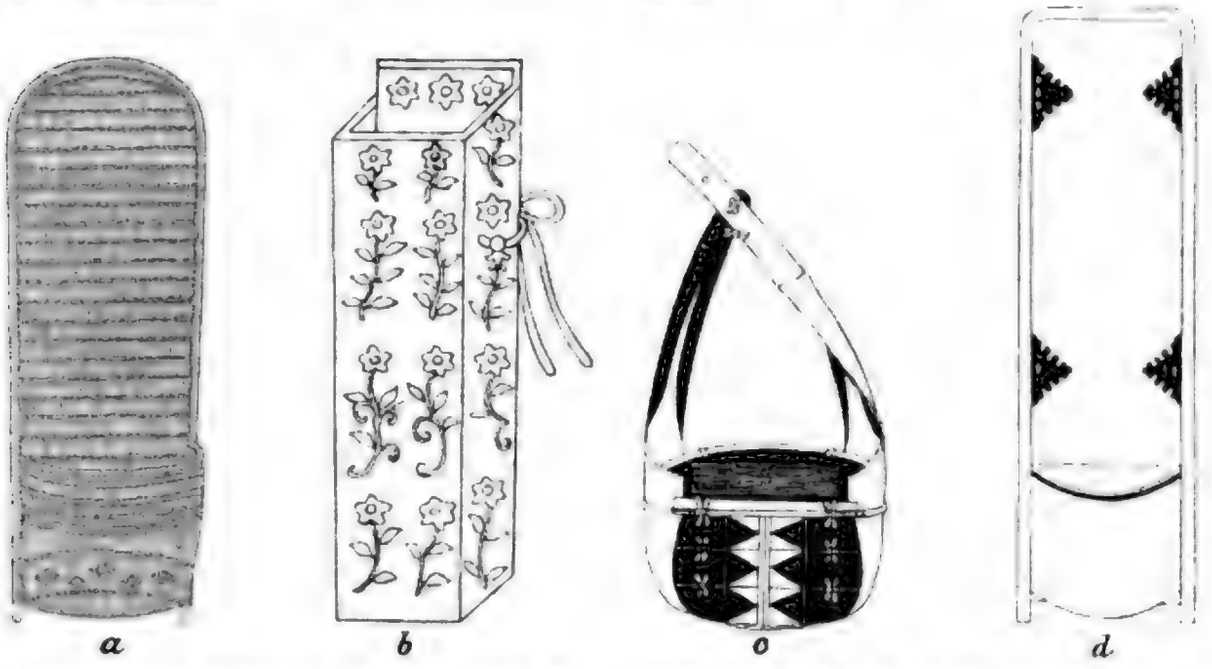


a b c Eiserne Pfeilspitzen angeblich der Kaiserin Jingu-Kōgō, im Kloster Daiandji, Provinz Yamato, im Tempel des Kriegsgottes Hachiman, fünftes oder sechstes Jahrhundert. d e f Antike Pfeilspitzen im Schatzhause, Nara. g Pfeilspitze des Generals Kotonokami-Noritsune, im Kloster Godaïsan, Provinz Tosa. h i Pfeilspitzen des berühmten Bogenschützen Chinzei Hachiro Tametomo (Länge der Spitze etwa 40 cm), aus dem zwölften Jahrhundert. (Aus Honcho gunki, Bd. II.)

Nur ein einziger Gegenstand der Dolmenzeit ist bis zum heutigen Tage in unveränderter Grundform erhalten: jenes eigenartige Amulett „Magatama" (krummer Edelstein). Die Größen und Wölbungen schwanken, aber stets ist die Kommaform und das Loch zum Aufreihen vorhanden. Noch heute werden Magatama als Glückszeichen verwendet und aneinander gereiht als Halsschmuck von den Shintopriestern bei großen Festen getragen. Die Abbildungen S. 675 und 676 zeigen verschiedene antike Stücke aus Jaspis, Nephrit und Bergkristall, auch werden sie aus Achat, weißem, blauem, gelbem und grünem Glas hergestellt; ob auch aus Serpentin, Calcedon und Chrysophras, ist zweifelhaft, während Ton, Gold oder vergoldetes Kupfer fast niemals zur Anwendung gelangen. Diese Bevorzugung der harten Steine beweist die Einführung der Magatama zur Zeit der Steinzeit, als der Stein das einzig bekannte Material war, um dauerhafte Gegenstände herzustellen. Nur aus dieser Tradition heraus ist es verständlich, wenn besondere Größen und Färbungen von Steinen eine Wertschätzung in Ostasien erfahren, für die wir Europäer gar kein Ver-

ständnis besitzen. Auch das häufig in Japan angewendete Glückszeichen (Abbild. S. 676) scheint aus einem dreifachen Magatama im Kreise entstanden zu sein.

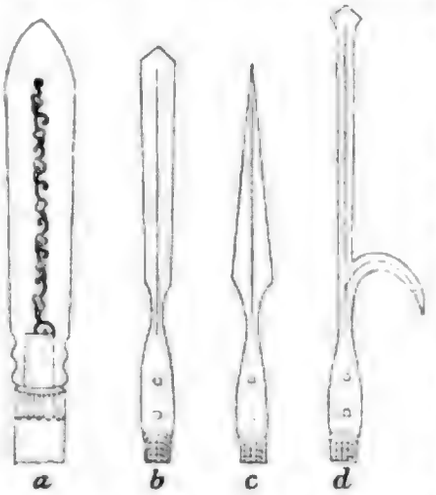
S. 684) zurückzuführen. Dasselbe gilt für die Ornamente auf der Rückseite des Spiegels (Abbildung S. 676, 4), während die kreisrunde Form als Sinnbild der Sonne,



a Pfeilköcher aus Korbgeflecht aus fünfundvierzig Weidenzweigen, angeblich von der Kaiserin Jingu-Kōgō, im Kloster Daiandji, Provinz Yamato, fünftes oder sechstes Jahrhundert. b Antiker Pfeilköcher mit Brokatüberzug, im Kloster Ise. c Antiker Pfeilköcher aus Bambus, im Privatbesitz in der Provinz Izumi. d Pfeilköcher angeblich des Prinzen Shotoku (572 bis 621), im Kloster Horiuji, Nara. (Aus Honcho gunki, Bd. II.)

In dieser tausendjährigen Dolmenzeit hatten die Japaner Fühlung mit Korea und China gewonnen, und langsam wurde eine völlige Umwälzung durch den festländischen Einfluß vorbereitet. Zuerst wurde die chinesische Sprache und Schrift eingeführt. Im sechsten Jahrhundert folgte der Buddhismus, dessen Klöster die chinesische Literatur, Moral und Rechtsanschauung im ganzen Reiche verbreiteten. Es entstand eine Art Übergangszeit, indem unter Beibehaltung der alten Gebräuche und Formen zunächst einzelne Neuerungen eingeführt wurden.

Auf diesen chinesischen Einfluß sind die Eingravierungen von verschiedenen Tiergestalten auf einem Helm (Abbild. S. 676, 1) und die Vogelköpfe an Schwertknaufen (Abbild. S. 676, 2 u. 3; vgl. auch



a Lanzenspitze aus Eisen mit Ziselierung (36 cm lang, ganze Lanze 1,65 m lang) des Kaisers Temmu (673 bis 686), im Kloster Ninomiya, Shizuhara, Provinz Yamashiro. b c d Lanzenspitzen des Kaisers Shōmu (724 bis 748), im Schatzhause, Nara. (Aus Honcho gunki, Bd. II.)

mit den aufgesetzten Schellen vielleicht als Sinnbild von Sternen, der frühesten Zeit entnommen ist. Alle diese Gegenstände sind ebenfalls in Dolmen gefunden worden, unterscheiden sich aber wesentlich von denen der früheren Periode, so daß sie schwerlich vor dem fünften Jahrhundert hergestellt worden sind.

Die besondere Wertschätzung des Spiegels in den ältesten Schriften über die Götterzeit als Symbol der Sonnengöttin läßt mit Sicherheit annehmen, daß schon bei der Einwanderung mit dem Natur- und Ahnenkultus, dem Shintoismus, zugleich auch der Spiegel eingeführt wurde. Da er sich in den Steingräbern stets gleichzeitig mit Kriegswaffen findet, so scheint er ein besonders geschätztes Attribut von Führern und Kriegern gewesen zu sein. Auch noch

Hojō Tokiyori (1227 bis 1263), fünfter Vizeshogun von Kamakura, in Hoftracht mit Kappe (Eboshi) und Stab (Shaku). Holzfigur (66 cm hoch) von unbekanntem Meister, im Kloster Kenchoji bei Kamakura in der Provinz Sagami, wahrscheinlich dreizehntes Jahrhundert. (Aus Tajima, Selected relics of Japanese art.)

heute gilt er als eines der Kroninsignien des Kaisers neben dem Magatama und dem Schwert, und im ältesten Heiligtum, dem Kloster zu Ise, wie in vielen anderen Shintotempeln, wird ein runder Metallspiegel als Symbol der Sonnengöttin, der Ahnfrau des Mikado, verehrt. Diese Wertschätzung hat auf die Ornamentik einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt, indem die Kreisgestalt der Sonnenscheibe, wie wir wiederholt sehen werden, eine ornamentale Grundform auf verschiedenen Gebieten wird. In Japan selbst sollen Spiegel zuerst unter dem Kaiser Keiko (71 bis 130 n. Chr.) angefertigt worden sein.

Alte Waffen aus dieser Übergangszeit sind zahlreich erhalten, doch dürfen die japanischen Bestimmungen über Gegenstände der prähistorischen Zeit, also vor Einführung der Schrift, keinen Anspruch auf Richtigkeit erheben; vielmehr sind diese nachträglich besonders verehrten Herrschern und Kriegern einfach zugeschrieben worden. Zahlreiche Gegenstände, angeblich aus dem Besitz der Kaiserin Jingo (220 bis 270), werden wohl einer späteren Zeit angehören und nur als die ältesten, in Klöstern aufbewahrten Gebrauchsstücke aus prähistorischer Zeit anzusehen sein.

Die Abbildung S. 677 zeigt mehrere Bogen, welche durch die Verschiedenheit ihrer Formen interessant sind. Immer ist die Schußstelle des Pfeiles nicht in der Mitte des Bogens, sondern nach einer Seite gelegt. Die Länge des Bogens schwankt ebenso wie die Stärke, und beide sind zum Teil sehr erheblich. Während die koreanischen und chinesischen Bogen sehr viel kleiner und auch mehr gewölbt, ähnlich den Jagdbogen der Perser aus der Sassanidenzeit, geformt sind, wurden mannshohe und schwere Bogen von den alten Persern geführt, ebenso wie Homer von Odysseus' gewaltigem Bogen erzählt und auch auf ägyptischen Sarkophagen ganz ähnliche Bogen, ebenfalls mit eisernen Spitzen an den Enden, abgebildet sind. Obgleich infolge der Vergänglichkeit des Materials in den Dolmen keine Bogen erhalten sind, so können wir doch annehmen, daß diese Form auch während der prähistorischen Zeit nach dem Vorbilde von Westasien allgemein in Gebrauch war.

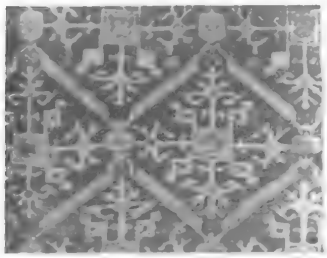
Aus Korea war das Attribut der Vornehmen, der Fächer, in seiner festen, breiten Form, in Anlehnung an das indisch-chinesische Palmblatt, eingeführt. Der älteste erhaltene Fächer vom Prinzen Shotoku (Ab-

Iyeyasu, Shogun (1603 bis 1616), in Hoftracht mit Zeremonienschwert, Kappe und Stab. (Aus Münsterberg, Bayern und Asien im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert.)

Digitized by Google

bild. S. 677) iſt mit einem buddhiſtiſchen Zeichen, dem Rade, verſehen. Jahrhunderte ſpäter finden wir dieſe Fächerform (Abbild. S. 689) als weithin ſichtbares Zeichen des Fürſten auf langer Stange getragen wieder. In den kriegeriſchen Zeiten des Mittelalters wurde er nicht nur als das Abzeichen des Feldherrn, ſondern auch zum Signaliſieren und zur Verteidigung verwendet und deshalb aus Eiſen hergeſtellt. Neben dieſer feſten Form wurde zuerſt in Japan die Form des Faltenfächers erfunden, der aus Papier oder aus Eiſen hergeſtellt wurde; oft hat auch der Papierfächer einen abnehmbaren eiſernen Belag.

Die japaniſche Geſchichte erzählt von vielen Abenteuern mit eiſernen Fächern, unter denen am bekannteſten der erfolgreiche Kampf des Yoſhitſune, etwa 1180, gegen den rieſenhaften Benkei an der Gogo-Brücke iſt. Benkei bewunderte die geſchickte Benutzung des eiſernen Fächers ſo ſehr, daß er trotz ſeiner Niederlage ein begeiſterter Anhänger des Siegers wurde. Die Anwendung des Fächers als Beſtand der Hoftracht kam erſt ſpäter auf, und noch viel ſpäter wurde er von Frauen verwendet.



Teil eines Teppichs aus der Gegend des Mäanderfluſſes in Kleinaſien, 1900. (Aus der Teppichhandlung von R. Holſtein in Berlin.)

Die Verzierung dieſer Kriegsfächer iſt faſt ausſchließlich die runde Scheibe, die meiſt in rot auf ſchwarz, ſelten in Gold und Silber ausgeführt wurde (Abbild. S. 677). Die Auswahl der Farben war vielleicht durch die chineſiſche Aſtrologie beeinflußt, da die Planeten Mars, Venus und Merkur mit roten, ſilbernen und goldenen Scheiben dargeſtellt wurden und die Sterndeutung damals großen Einfluß ausgeübt hat. Der Kaiſer Momму ſoll im achten Jahrhundert zum erſtenmal ein Banner mit der Sonne gebraucht haben und damit die Grundlage zur heutigen Flagge gelegt haben.

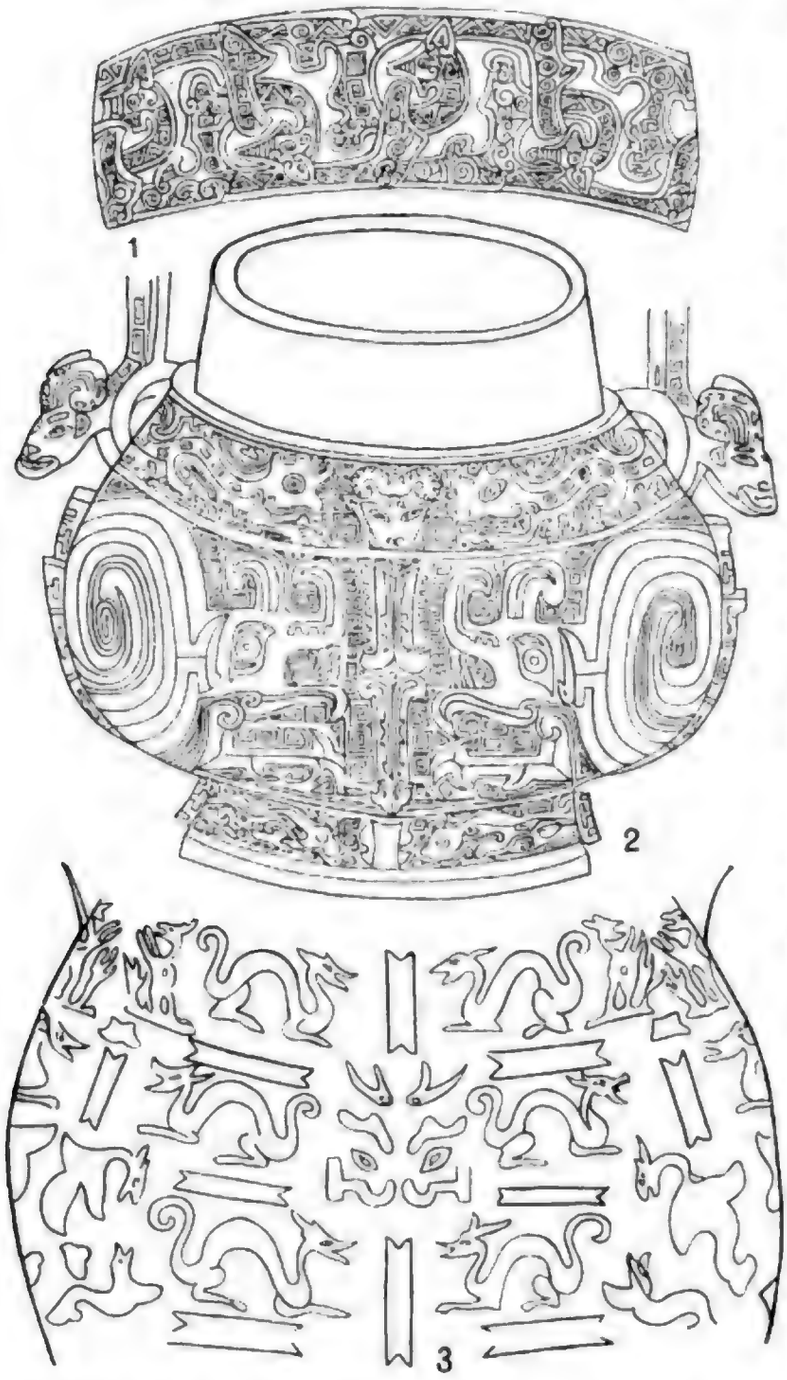
Die Form der eiſernen Pfeilſpitzen (Abbild. S. 678) zeigt ihre Ableitung teils von den Knochenpfeilſpitzen, welche mit breit geſtellten Widerhaken noch heute von den Ainos für den Fiſchfang gebraucht werden, teils von den breitflächigen Formen der Steinzeit (d bis i), als die Natur des Materials eine ſolche Form bedingte. Wäre bei Einführung des Bogens ſchon das Eiſen bekannt geweſen, ſo würden, wie bei anderen Völkern, aus der einfachen Nadelſpitze alle ſpäteren Formen entwickelt worden ſein; nachdem aber einmal der Bogenſchütze auf die Pfeile mit der breiten Steinſpitze eingewöhnt war, hielt er zähe an der alten Form feſt. So finden wir Jahrhunderte hindurch immer die breite Fläche in Rübenform für alle Zeremonialpfeile oft in kunſtvoller Verzierung beibehalten, wenn auch daneben die einfache Nadelſpitze für den Krieg allgemein angewendet wurde. Die breiten Formen, beſonders die meißel- und gabelförmigen, werden wohl nur bei der Jagd auf fliegende Tiere bevorzugt worden ſein, wenn es ſich darum handelte, die Treffläche zu vergrößern.

Teil einer Bronzevaſe, neunzehntes Jahrh. (Sammlung Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Rupprecht von Bayern.) (Aus Münſterberg, Bayern und Aſien.)

Auch die Pfeilköcher, welche auf dem Rücken an der Rüſtung befeſtigt wurden, haben ſchon frühzeitig verſchiedene Ausführungsformen erhalten, die dann im weſentlichen beibehalten wurden. Verſchiedenartiges Material wurde verwendet: Geflechte aus Weide oder Bambus, ſowie Holz mit Stoffüberzug (Abbild. S. 679). Während

die Weiden- und Bambusgeflechte noch das einfache Mattenmuster der geraden Linien aufweisen, sind die Holzköcher schon unter chinesischem Einfluß reicher verziert worden.

Die Lanzenspitze (Abbild. S. 679, a) aus dem siebenten Jahrhundert, sowie eine im Kloster Ise aus dem zehnten Jahrhundert aufbewahrte in ganz ähnlicher breitzüngiger Form erinnern in der Breite und Befestigung an die Vorbilder aus der Steinzeit, und nur das eingravierte chinesische Rankenmuster läßt die Zeit der Herstellung erkennen. Andere Lanzenspitzen (b c d) zeigen schon die dem Eisenmaterial entsprechende Umformung. Der große Widerhaken (d) wird nicht sowohl im Kampfe gegen Menschen verwendet worden sein als — wie noch heute bei den Ainos — zum Erklettern von Bäumen oder Mauern, indem man den Widerhaken einhängte und am Lanzenschaft hinaufkletterte.



Ornamente auf chinesischen Bronzevasen der Shang-, Dschou- und Thsin-Dynastien, 1766 bis 206 v. Chr., abgebildet von Wang fu im Pokutulu, erste Ausgabe 1119 bis 1126 n. Chr. gedruckt. 1 Bandornament mit Vogelköpfen mit Mäander- und Spiralenverzierung. 2 Urne mit Bügel ohne Deckel zum Wassertragen bei den Opfern, mit Widderköpfen, Spiralen und Tierfratzen auf Mäanderuntergrund. 3 Drachenfiguren und Fratze. (Aus der zweiten Auflage 1308 bis 1312 n. Chr. in der Handschriftenabteilung der Königl. Bibliothek, Berlin.)

Während die bisher beschriebenen Waffen in ihren Formen an die prähistorische Zeit anknüpfen und somit eine Art Übergangsstil darstellen, zeigen die folgenden Formen den von Koreanern und Chinesen eingeführten Stil des ostasiatischen Festlandes. Was in anderen Staaten in jahrhundertelanger tatkräftiger Arbeit allmählich entwickelt wird, das wurde in Japan völlig vollendet hingebracht und ohne individuelle Umformung aufgenommen. Gerade so wie in den letzten Jahrzehnten die Japaner eine Wandlung ihrer Zivilisation durch Annahme abendländischer Wissenschaften und Techniken erreichten, so auch vollzog sich damals ein völliger Wechsel in religiösen, wissenschaftlichen, technischen und künstlerischen Gewohnheiten. Hiermit hing auch die Einführung von genau begrenzten, äußerlich durch farbige Mützen und Kleider (Abbildungen S. 680) unterschiedenen Rangklassen im Jahre 603 zusammen. Durch diese Neuordnung entstand am Hofe des Kaisers und bei dem an Macht zunehmenden Adel ein bisher unbekannter Luxus in der Bekleidung. Die Verwendung kostbarer Stoffe förderte die Seidenweberei sowie das Färben und Bedrucken

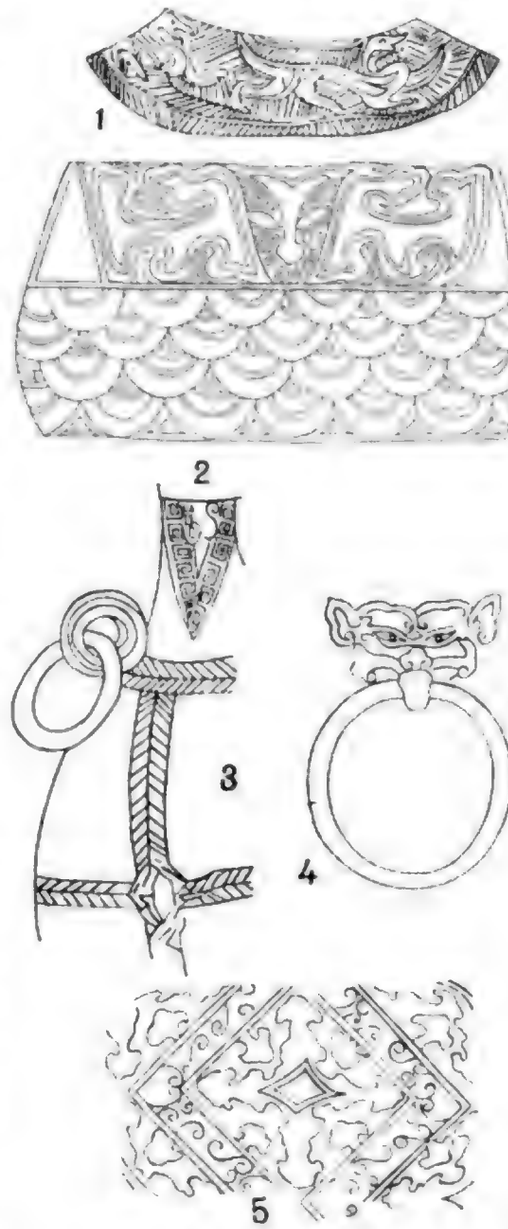
der Stoffe, während der Wunſch nach glänzenden Rüſtungen die Waffentechnik auf eine das chineſiſche Vorbild weit überragende Höhe brachte.

Zahlreiches Material iſt uns aus dieſer Zeit in Klöſtern und im kaiſerlichem Schatzhaus erhalten, und die moderne japaniſche Wiſſenſchaft hat uns vieles mit ſorgfältig geprüften Altersangaben in vortrefflichen Reproduktionen zugänglich gemacht. So wie bei uns in den Reliquienſchreinen heiliger Kultſtätten die älteſten Denkmäler der Textilkunſt erhalten ſind, ſo bewahren auch japaniſche Klöſter derartige Schätze, ohne daß jemals Feindeshand ſie berührt hat.

Bei der Auswahl der Abbildungen habe ich mich nur auf ſolche Stücke beſchränkt, deren Zeitbeſtimmung nach japaniſchen Angaben unzweifelhaft feſtſteht.

Da alle Verzierungen vom fünften bis elften Jahrhundert ausſchließlich dem chineſiſchen Vorbild entlehnt ſind, iſt die Geſchichte des japaniſchen Ornaments dieſer Zeit zugleich die des chineſiſchen Ornaments.

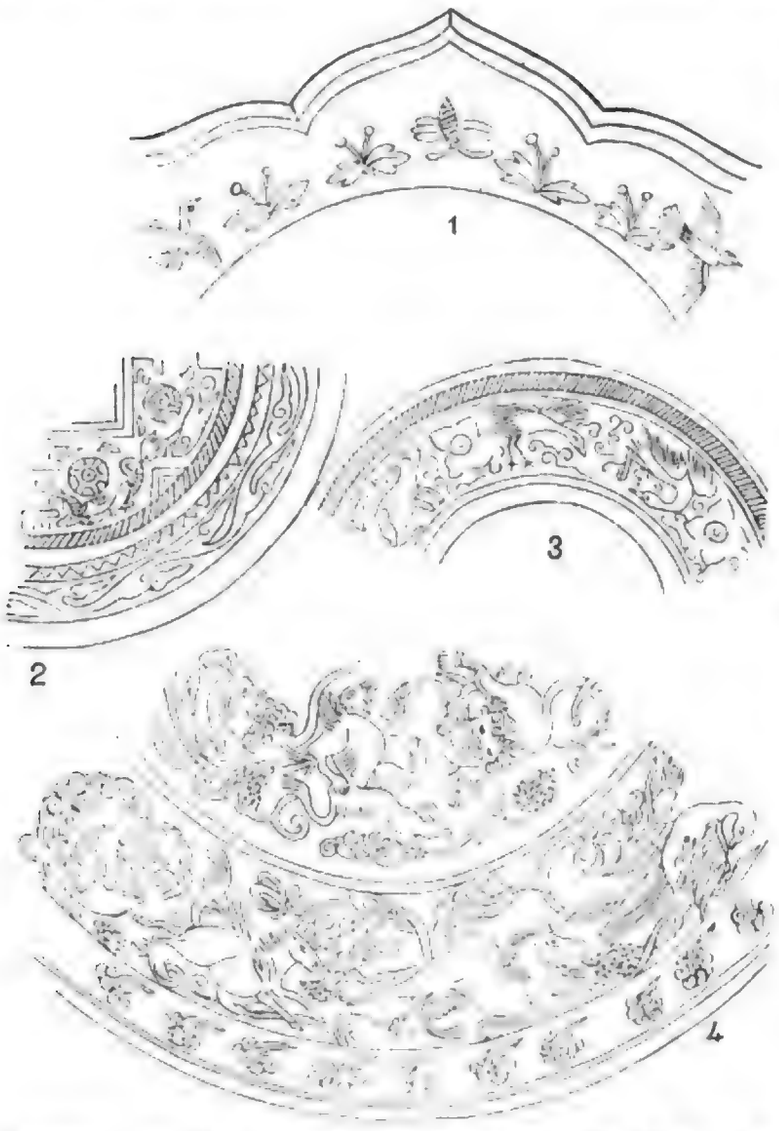
In China begegnen wir als älteſten Denkmälern einer Kunſtbetätigung Bronzevaſen, welche aus der Zeit der halbmythiſchen Dynaſtien (1766 bis 206 vor Chriſtus) ſtammen ſollen. Bronzegegenſtände ſind die am häufigſten erhaltenen Reſte vergangener Zeiten, und ihre Formen ſind als Vermittler zwiſchen den Völkern am meiſten gewandert. Das damalige China war auf die nördlichen Länder des heutigen Reiches am Hoanghoſluſſe begrenzt und hatte ſicher durch Völker Zentralaſiens mannigfache Befruchtung von den hohen Kulturen des Weſtens erhalten. Auf dieſem Wege ſcheinen die vortrefflich modellierten Widderköpfe an dem Henkelgefäß (Abbild. S. 682, 2) aus Babylon nach China gewandert zu ſein. Vorbilder einer fremden, hoch ſtehenden Kultur müſſen wir für dieſe plaſtiſchen Teile um ſo mehr annehmen, als die ſtümperhafte Übertragung der Verzierungen auf die Fläche eine viel niedriger ſtehende Kunſtfertigkeit aufweiſt.



Ornamente von chineſiſchen Bronzevaſen der Shang-, Dſchon- und Thſin-Dynaſtien, 1766 bis 206 v. Chr., abgebildet von Wang fu im Pokutulu, erſte Ausgabe 1119 bis 1126 n. Chr. gedruckt. 1 Laufender Vierfüßler. 2 Dachziegelmuſter, darüber Tierkopf. 3 Nachahmung von geflochtenen Schnüren. 4 Löwenkopf mit Ring. 5 Ornament in Viereck. (Aus der zweiten Auflage [1308 bis 1312 n. Chr.] in der Handſchriftenabteilung der Königl. Bibliothek, Berlin.)

Das Grundmuſter wird von Mäanderornamenten gebildet, die dem griechiſchen Mäanderband ähneln, aber ſchon zu einer Zeit nach China gelangt waren, als Griechenland noch keine vollendete Kunſt beſaß. Bei der Textilkunſt iſt das gleiche Ornament in einer anders geſtalteten Art verwertet, ebenſo wie das bandförmig ſtiliſierte edle Mäanderband Griechenlands mit buddhiſtiſchen Altertümern über Indien nach Japan gelangt iſt. Die allen dieſen verſchiedenartigen Ausführungsformen gemeinſame Grundform ſcheint von den Ländern des Mäandertales — wo es noch heute auf Teppichen verwendet wird (vergl. Abbild. S. 681) — ſich nach Weſten und Oſten über die ganze Kulturwelt verbreitet zu haben und eines der urſprünglichen Ornamente der Flächenverzierung geweſen zu ſein.

Auf diesem Mäandergrunde befindet sich die eigentliche Zeichnung, die auf den ersten Blick sinnlos erscheint, aber auch der Entwickelung in anderen Ländern, z. B. bei der germanischen Ornamentik zur Zeit der Entwickelung vom Bandornament zu dem Tierornament, völlig entspricht. Die Bänder der Urformen wurden durcheinander geschlungen (Abbild. S. 682, 1) und ihre Enden mit Tierköpfen besetzt; aber noch geht die typische Unterscheidung nicht weiter als zwischen dem Kopf eines Vogels und eines Vierfüßlers (Abbild. S. 682, 2 u. 3). Neben dem Bande bringt die Verwendung aufgelegter Drähte aus Edelmetall die Spiralform hervor (Abbild. S. 682, 2), deren Enden ebenfalls in Tierköpfen auslaufen, die oft wundersame Formen erhalten. Zur Erklärung dieser eigenartigen Darstellungen weiß ich keine besseren Worte zu finden als die Schilderung Lamprechts über die Entwickelung des germanischen Tierornaments im sechsten bis achten Jahrhundert nach Christus: „Das Bandgeschlinge setzte sich in die verrenkten Formen, die zuckenden Bewegungen ornamentaler Tierleiber um, deren Abschluß durch die Aufügung von Köpfen gewonnen ward. Es versteht sich, daß diese Tierleiber nur sehr entfernt etwas mit der Gestalt spezieller Tierarten zu tun haben. Man kann auch hier vielleicht Vierfüßler und Vögel unterscheiden, auch Schlangen kommen wohl, wenn auch seltener, in genügend deutlicher Charakterisierung vor; im allgemeinen aber zeigt sich nichts als die allgemeinste verschwommenste Auffassung organisch tierischen Daseins überhaupt. So erklärt es sich auch, daß die Tierfigur als zusammengesetzt angesehen ward; es hatte nichts auf sich, Beine, Schenkel, Flügel von ihr zu lösen und diese Glieder etwa in selbständiger Verbindung, sogar in gleichartige Gruppen geordnet, der Ornamentik einzuverleiben.



Ornamente von Rückseiten chinesischer Metallspiegel aus der Zeit der Han-Dynastie, 206 v. Chr. bis 220 n. Chr., abgebildet von Wang fu im Polutulu, erste Ausgabe 1119 bis 1126 n. Chr. gedruckt. (Aus der zweiten Auflage [1308 bis 1312 n. Chr.] in der Handschriftenabteilung der Königl. Bibliothek, Berlin.)

Eben diese ungemeine Freiheit der Komposition erklärt den großen Reiz, welchen der typische Stil der Tierornamentik bei aller Anmut der Motive einst auf die künstlerische Bildungskraft ausübte; fesseln die Kunstdenkmale dieser Zeit doch auch heute noch den Beschauer, wenn er sich in die anfangs abstoßend wirre Phantastik ihrer Formen einlebt."

Diese eigentümliche Verzierungsart ist auch bis auf den heutigen Tag in Japan an Bronzegefäßen besonders zu religiösen Zwecken vorbildlich geblieben, wenn auch immer mehr durch das fortgesetzte Kopieren jenes ästhe-

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15

4 Perſiſcher Reiter auf Löwenjagd, nach Saſſanidenmuſter, im Perlenband mit Ranken, Blätter und Trauben. [Zeit Prinz Shotoku (572 bis 621), im Kloſter Horiuji, Nara.] — 1 Chineſiſcher Phönix, Doppelbild im Perlenband. 2 Muſter wie 1 ſtiliſiert. 5 Rad im Perlenband. 7 Mäandertalornament und ſtiliſierte Schildkröte abwechſelnd in Sechsecken. 9 Mäandertalornament. 10 11 Perſiſches Roſettenornament. [Verehrt vom Kaiſer Shōmu (724 bis 748), im Kloſter Horiuji, Nara.] — 13 Perſiſche Roſette. [Einfaſſung vom Prinz Shotoku-Porträt, Ende ſiebenten Jahrhunderts.] — 3 Löwen, Doppelbild mit perſiſchem Glücksbaum. [Gürtelſtoff. (Auch bei F. W. K. Müller, „Aus der Kokkwa“, ähnliches Brokatmuſter aus der Suikoperiode, 593 bis 628.) 6 Gänſe, Doppelbild mit Mäandertalornament. [Zeit Kaiſerin Koken (749 bis 759), im Kloſter Horiuji, Nara.] — 12 Chineſiſches Flammenmuſter zwiſchen Streifen. [Kleiderſtoff des Prieſters Kobodaiſhi (um 800).] — 8 Chineſiſches Wolkenmuſter. [Kleiderſtoff des Prieſters Muzōkokuſhi im Kloſter Tenriuji, Kioto.] — 14 Zuſammengeſetzte perſiſche Roſette mit Blumen. [Zeit unbeſtimmt.] — 15 Perſiſche Roſette mit chineſiſchem Wolkenmuſter vereint, daneben Pilz, Drachen und Wolken. [Pferdegeſchirr des Hideyoſhi (1536 bis 1598).]

(Aus Kodama, Shinsen Kodai moyo kagami, Tokio 1884.)

Digitized by Google

tiſche Gleichgewicht in der Verteilung des Ornaments auf die Fläche verloren gegangen iſt und heute oft nur ein Durcheinander von Strichen und Bogen die gedankenloſe Veränderung einer Ornamentik erkennen läßt, welche einſt einen dem derzeitigen Kulturzuſtande entſprechenden Sinn gehabt hat (Abbild. S. 681).

Sobald der ausführende Ziſeleur ſeine Zeichnung der Fläche anpaſſen und ſomit ſelbſt komponieren mußte, ſteht die Ausführung auf einer viel niedrigeren Stufe als bei denjenigen Teilen, bei welchen das Original unverändert übertragen werden kann, wie bei dem oben erwähnten Widderkopf oder dem Löwenkopf (Abbild. S. 683, 4). Am auffälligſten wird der Unterſchied, wenn die plaſtiſchen Köpfe mit den gravierten Kopfornamenten (Abbild. S. 682, 2 und S. 683, 2) verglichen werden.

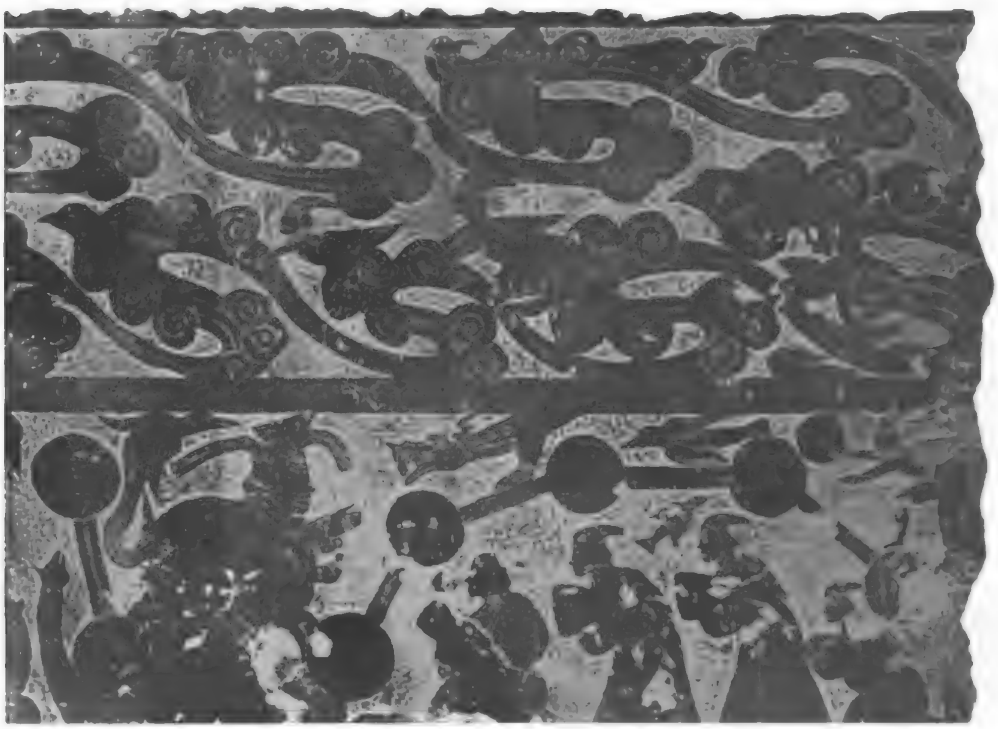
Vortrefflich realiſtiſch arbeitet der Ziſeleur, ſobald er vorhandene Gegenſtände, wie die Schnur um den irdenen Topf (Abbildung S. 683, 3), in Bronze übertragen ſoll. Dieſes Motiv iſt in Japan verſchiedenartig verwertet und beſonders bei Schwertſtichblättern ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert häufig als künſtleriſches Motiv angewendet worden.

Das geometriſche Ornament (Abbildung S. 683, 5) läßt in ſeiner Ausführung das für konſtruktive Momente ungeſchulte Auge eines Kopiſten von guten Vorbildern einer fremden Kultur erkennen. Der Einfluß der Spiralen iſt deutlich ſichtbar und hat die ſtrenge Konſtruktion völlig aufgehoben. Wenn dieſes Ornament auch ſchon in ſo früher Zeit vorhanden war, ſo ſcheint es doch erſt Jahrhunderte ſpäter, als es von der gleichen Quelle noch einmal in edlerer Form als Stoffmuſter eingeführt wurde, allge-

1 u. 2 Einzelteil von einem Schwert mit ſchmalem Stichblatt für Hoftracht. 3 u. 6 Einzelteil zur Abbild. S. 688 c mit Rankenverzierung. 4 Einzelteil zur Abbild. S. 688 a. 5 Rundes volles Stichblatt in vierfach geſchwungener Buchtung. Zwiſchen ſechſtem bis achtem Jahrhundert. 1, 2 u. 5 wurden 1868 bei dem Umbau eines Hauſes des Kloſters Jſe in der Erde gefunden, aufbewahrt im Kloſter Jſe. (Aus Kokkwa Nohō, Teil: Kloſter Jſe.)

meine Aufnahme gefunden zu haben (vergl. S. 694).

Ein uraltes asiatisches Ornament, das sich schon bei der Filigranarbeit ägyptischen Goldschmuckes vorfindet, ist jenes bogenförmige Muster (Abbild. S. 683, 2), das, zuerst den Schuppenpanzern und Dachziegeln nachgebildet, viel später zur Darstellung von stilisiertem Wasser und schließlich zur Wiedergabe von Fischschuppen angewandt wurde.



Wolkengebilde, darunter links Gottheit im Sternbild des Großen Bären mit kleinerem geflügeltem Genius mit Steinreliefs vom Grabmal der Familie Wu, welches 147 n. Chr. errichtet, dann, als der Gelbe Fluß seinen Kia-tsang in der Provinz Schantung. (Nach Originalabreibungen im Völker-

In dieser dreifachen Anwendung finden wir es in Japan bis in die neueste Zeit.

Einen Fortschritt in der Entwickelung der Tierornamentik bedeuten die Verzierungen auf den Rückseiten der Metallspiegel (Abbild. S. 684) aus der Zeit der Han-Dynastie (206 vor Christus bis 220 nach Christus).

Hier finden wir bereits die einzelnen Tiergattungen in ihrer Sonderheit erfaßt und in ihren charakteristischen Eigenarten wiedergegeben. Noch ist die Bewegung als das Symbol des Lebendigen besonders betont, und es fehlt die sinnige Auffassung des Ruhenden, aber die Wiedergabe der kämpfenden Reiher, der fliehenden Pferde — beides in Japan häufig und frühzeitig auftretende Motive — zeigt eine solche Vollendung der Kunstfertigkeit, daß auch hier auf Vorbilder einer fremden Kultur geschlossen werden muß.

Keine phantastische Tiergestalt wird als solche von primitiven Menschen mit Absicht erfunden sein. Vielmehr wird der Zeichner stets die Absicht haben, eine treue Kopie des Vorbildes nach der Natur oder nach Menschenwerk zu schaffen, nur sein Unvermögen in der Darstellung oder das Mißverstehen der Vorlage läßt ihn unbewußt ein Gebilde schaffen, das kein Gleichnis in der Natur selbst besitzt. Solche zufällig entstandenen Formen werden dann weiter kopiert und schließlich als heiliger Bestandteil einer vergangenen Zeit symbolisch erfaßt. So entstanden aus dem Bandornament mit Kopf die langgestreckten Leiber des noch nicht spezialisierten Vierfüßlers (Abbild. S. 682, 3) und aus diesen, vielleicht in Erinnerung an Alligatoren — die im Jantsekiang vor Ansiedelung der Chinesen zur Zeit der Thsin-Dynastie (221 bis 226 vor Christus) häufig

geweſen ſein ſollen —, der Drache (Abbild. S. 695). So ſehen wir in dem Vogel (Abbild. S. 684, 4) mit dem geringelten Schweif das Urbild des chineſiſchen Phönix, der urſprünglich ein Pfau oder ein Faſan geweſen ſein mag, und in gleicher Entwickelung entſtand aus den Löwen mit ihren ſpiralförmig geringelten Mähnen und der breiten gedrungenen Geſtalt (Abbild. S. 684, 4) der heilige Löwe „Shiſhi“ (vergl. Januarheft S. 553). Selbſt die charakteriſtiſchen Stellungen mit der ihnen eigenartigen Verkürzung finden wir in genau gleicher Art auf japaniſchen Waffen und Stoffen aller Jahrhunderte wieder.

So entwickelten ſich aus der Darſtellung von in China und Japan unbekannten Tieren jene phantaſtiſchen Geſtalten, während die Haus- und Jagdtiere über die urſprünglichen Vorlagen hinaus in verſtändnisvoller Beobachtung der Natur in den ſpäteren Jahrhunderten immer mehr realiſtiſch wiedergegeben wurden.

Die Schildkröte im Kampfe mit der aufgebäumten Schlange (Abbild. S. 684, 2), vielleicht in Beziehungen zu der Schlangenverehrung in Indien, bleibt nur ein ſelten angewendeter künſtleriſcher Vorwurf. Dagegen gelangt die Rieſenſchildkröte als ſehr beliebtes Symbol der Ewigkeit in gleicher Bedeutung nach Japan, und daneben werden die kleinen Schildkröten in Gruppen, als Zeichen der ſtarken Vermehrung in ſehr profanem Sinne häufig dargeſtellt.

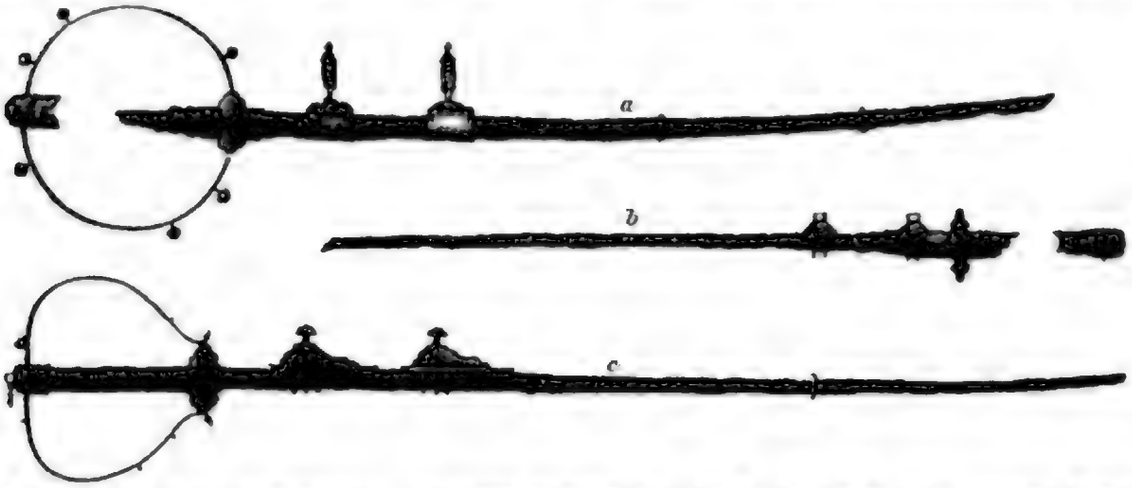
Neben den durchgearbeiteten Tiergeſtalten

einem Nebenſtern, der den Beſuch eines Mannes im Wagen mit Vorreiter empfängt. Teil der zahlreichen Lauf wechſelte, zerſtört und unter Kienlong (1736 bis 1795) wieder aufgefunden wurde, ſüdlich von der Stadt muſeum, Berlin, auch abgebildet bei Chavannes, La sculpture en Chine.)

finden ſich auch die Anfänge einer Pflanzenwiedergabe (Abbild. S. 684, 1). Auch hier ſind Lamprechts Worte über die germaniſche Entwickelung der Tierornamentik zur Pflanzenornamentik in der Ottoniſchen Zeit des neunten Jahrhunderts durchaus zutreffend: „Die tiefere Grundlage dieſer Ornamentik iſt allerdings dieſelbe wie die der Tierornamentik. Hier wie dort handelt es ſich um die typiſche Auffaſſung der Außenwelt; hier wie dort werden die naturaliſtiſchen Formen derſelben nur in den äußerſten Umriſſen wiedergegeben. Wie in der Urzeit die Sprache an jeder beſonderen Bezeichnung für einzelne Blumen darbt und nur das

Digitized by Google

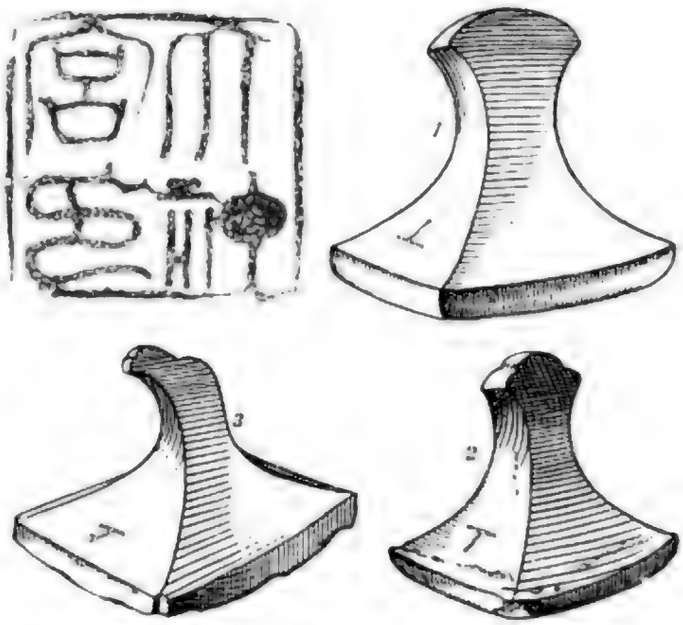
generelle Wort Blume kennt, so stellt auch die Pflanzenornamentik keine besonderen Blumen dar, sondern begnügt sich mit der Wiedergabe der typischen Einzelheiten jeder Pflanze, des Keims und des Blattes, der Blüte und des Schaftes. Neu ist nur die Anwendung auf die nicht aktuelle, scheinbar nicht belebte Seite der Außenwelt, auf das Pflanzliche."



a Tamakino Tachi (mit Edelsteinen geschmücktes Schwert) mit Griff aus rotem Holz, rundem Metallbügel von 0,65 m Umfang mit acht Schellen und zwei Bernsteinverzierungen; die Klinge 1,1 m lang; Schnallen aus Metall in Fischform. b Sugaro Tachi (wunderbares Schwert) mit Griff aus rotem Holz, 0,19 m lang, die Klinge etwa 1 m lang, mit kupfernen und goldenen Metallverzierungen. c Tamakino Tachi mit gewölbtem Metallbügel und mehr gerader Klinge; Schnallen aus Metall in Bergform. Zwischen sechstem und achtem Jahrhundert. Aufbewahrt im Tempel Daijingu im Kloster Ise. Einzelheiten vergl. Abbild. S. 685. (Aus Kokkwa Yohō, Teil: Kloster Ise.)

Nur in diesem Sinne sind die Pflanzenmotive zu verstehen, und ihre Bestimmung nach einzelnen Pflanzengattungen ist nicht möglich. Das Verständnis für die Pflanzenstruktur ist noch so wenig entwickelt, daß die in Westasien einst naturalistisch aufgefaßten Blumen, Blumenranken, Knospen und Dolden zu unnatürlichen Ornamenten stilisiert und durch die in Spiralen aufgelegten Silberdrähte völlig entartet werden. Diese Muster finden wir in Japan z. B. auf Schwertverzierungen (Abbildung S. 685, 3 u. 6) schon im siebenten Jahrhundert, und erst eine später aufkommende naturalistische Auffassung belebte sie nach dem Vorbilde der Wasserraute und anderer Pflanzen zu jenem im Kunstgewerbe der letzten Jahrhunderte sehr beliebten Rankenmotiv.

Wie Jahrhunderte früher Metallgefäße den ersten Impuls zu einer Ornamentik gegeben haben, so förderten jetzt andere Metallgegenstände, die Rückseiten der Spiegel, ihre Weiterentwickelung. Die politischen Eroberungen zur Zeit der Entstehung dieser Spiegel, während der Han-Dynastie, erstreckten sich ausschließlich nach dem Süden und Südwesten des heutigen chinesischen Reiches, so daß naturgemäß Beziehungen mit der griechisch-baktrischen Kultur in Nordindien, die auf den Trümmern des Reiches



1 Stempel des Klosters Ise, aus Kupfer; vom 20. Mai 998; Ersatz des ältesten Stempels aus Holz von 739; daneben Inschrift: Daijingu-in (Stempel des Klosters Ise). 2 Stempel aus Kupfer vom Tempel Naiku im Kloster Ise von 1079. 3 Stempel aus Kupfer vom Tempel Geku im Kloster Ise, spätere Arbeit. Das Zeichen auf der Oberfläche bedeutet: „oben". (Aus Kokkwa Yohō, Teil: Kloster Ise.)

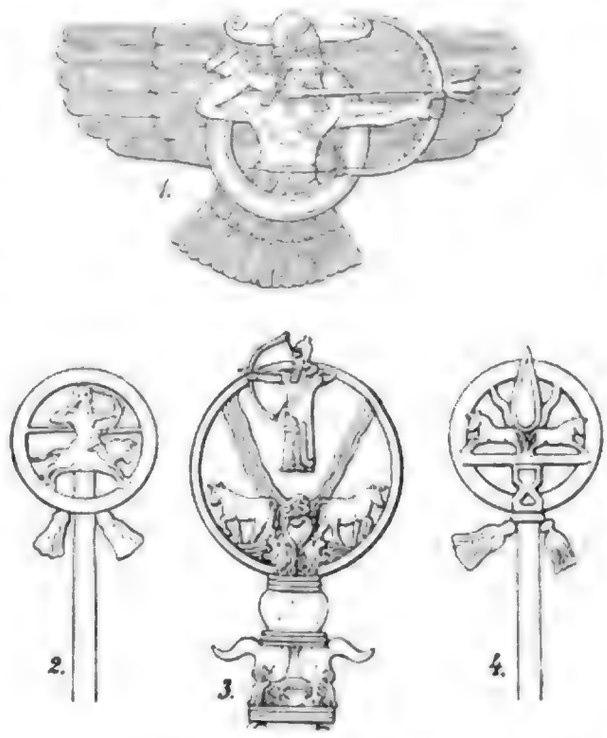
Alexanders des Großen erwachſen war, entſtehen mußten. Die Verzierungsmotive und Ausführungen weiſen — wie Hirth ſchon nachgewieſen hat — auch tatſächlich auf griechiſchen Einfluß hin, wofür beſonders die häufige Anwendung der in China unbekannten Weintraube ſpricht, die wiederum Beziehungen zu den Dionyſusfeſten, bei denen Spiegel verwendet wurden, vermuten läßt.

Japaniſcher Fürſt im zweiräderigen Ochſenkarren, voran Tänzerin und Flötenbläſerin, hinterher Würdenträger mit dem Zeremonialfächer auf Stange. Lackarbeit, achtzehntes Jahrhundert, von einem Schrank aus dem Münzkabinett in München. (Aus Münſterberg, Bayern und Aſien im ſechzehnten, ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert.)

In dieſer Zeit (65 nach Chriſtus) werden auch die erſten buddhiſtiſchen Bücher aus Indien in China eingeführt, aber die Befruchtung durch die buddhiſtiſche Kunſt entwickelte ſich erſt ſpäter und in ganz beſtimmten Formen. Es iſt überhaupt ſtets darauf zu achten, daß oft dasſelbe Grundornament verſchieden geſtaltete Entwickelungen in den einzelnen Ländern durchmacht und dann ſtets in der ſpeziellen Ausgeſtaltung für diejenigen Techniken und Gegenſtände reſerviert bleibt, für die es bei der Einführung in das fremde Land angewendet wurde. So bleiben in Japan die obenerwähnten Vaſenverzierungen typiſch für Bronzevaſen in beſtimmter altmodiſcher Geſtalt und werden nur ſelten bei modernen Vaſenformen verwendet, ebenſo wie alte Vaſenformen nicht mit modernen Ornamenten verſehen werden. So auch bleiben die Spiegelmuſter als Flächenmuſter erhalten, während die buddhiſtiſche Kunſt der Plaſtik faſt gar keinen Einfluß auf das Flächenmuſter gewinnt. Bei dem konſervativen Sinne der Japaner und dem ſeltenen Eindringen neuer Formen beſtehen dieſe verſchiedenen Verzierungsweiſen bis zum heutigen Tage nebeneinander, und nur ſelten iſt ein gegenſeitiger Austauſch von einer Technik zur anderen zu konſtatieren.

Eine weitere weſentliche Entwickelung der Kunſt in China zeigen Steinreliefs in der Provinz Schantung. Das Jahr der Herſtellung, 147 n. Chr., iſt aus der Inſchrift zu entnehmen, aber jede Nachricht verlagt, woher dieſe Kunſt ſtammt. Dieſe Steinarbeit hat keine Vorläufer und keine Nachfolger. Die Ornamentik zeigt bereits einzelne rein chineſiſche Merkmale, vor allem in der Darſtellung des Himmels mit dem fortlaufenden Wolkenband. Vielleicht gab es damals eine derartige Kunſt in größerem Umfange, aber in China iſt nur weniges aus ſo früher Zeit erhalten; was Revolution und Kriege verſchonten, das haben Feuer und Waſſer vernichtet. Auch dieſes Grabmal der Familie Wu wurde zerſtört, als der Gelbe Fluß ſeinen Lauf änderte, und erſt ſechzehnhundert Jahre nach ſeiner Errichtung ſind durch

Zufall einzelne Steine wieder ausgegraben worden. In der Art der westasiatischen Reliefs sind die Handlungen streifenförmig übereinander dargestellt. Die obere Reihe der Abbildung (S. 686) zeigt vorwärts stürmende Wolken mit Tierköpfen und Engelsgestalten verziert, wie wir sie früher (Abbild. S. 682, 1) als Abschluß der Bandornamentik sahen, nur ist hier der Vogel bevorzugt, da die Wolken sein Element sind. Genau wie bei dem Tier- und dem Pflanzenornament läßt sich noch nicht die einzelne Vogelgattung unterscheiden, sondern nur das Typische des im Fluge befindlichen Tieres ist schematisch zum Ausdruck gebracht. Dieses Wolkenornament, gebildet aus dem gewellten, fortlaufenden Band und dem spiralförmig gezeichneten Wolkenballen, wird in der Zukunft zum eigenartigsten Ornamente Chinas ausgestaltet, das sich nirgend sonst in der Welt findet (Abbild. Sondertafel, 8). Erst unter der Mongolenherrschaft im dreizehnten Jahrhundert gelangt es — nach Sarres Untersuchung — nach dem Westen Asiens, nach Persien, während es schon im sechsten Jahrhundert nach Japan kommt und dort die bisher einzig und allein angewendete Ornamentik der geraden Linien und des Kreises völlig umstößt. Wie in Europa der Rokokoschnörkel — auch eine Weiterentwickelung dieses chinesischen Wolkenmusters — die konstruktiven Linien der Renaissance völlig aufgelöst und alle Arten der Technik beherrscht hat, so ähnlich war damals die Wirkung auch in Japan.



1 Der babylonische Gott Assur in der geflügelten Sonnenscheibe, als Emblem der Herrschaft, vor dem Königswagen schwebend auf Steinrelief in Ninive, 1000 v. Chr. 2 u. 4 Assyrische Feldzeichen auf Marmorplatten aus dem Palast des Königs Assurnasirabal II. (885 bis 860 v. Chr.), jetzt im British Museum, London. 3 Feldzeichen des neuassyrischen Reiches, auf Reliefplatte des Palastes Sargons (722 bis 705 v. Chr.) zu Khorsabad, jetzt im Louvre, Paris. Sonnenscheibe mit Stierpaar, Sonnenstrahlen und Gott Assur. ½ (Aus Sarre, Die altorientalischen Feldzeichen.)

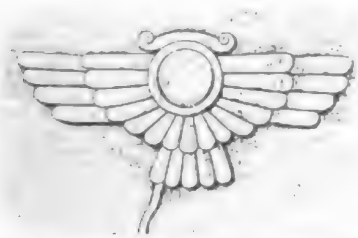
Bei den Zeremonienschwertern (Abbildung S. 688) erinnert der runde Griff mit seinen angesetzten Schellen noch an die kreisförmige prähistorische Ornamentik (Abbild. S. 685, 4), aber alle anderen Teile, besonders die einzelnen Metallbeschläge, haben auch nicht mehr die kleinste gerade oder kreisrunde Linie. Überall herrscht die geschwungene Linie des chinesischen Wolkenballens vor. Selbst der Rand des Stichblattes (Abbild. S. 685, 5) zeigt eine vierfach geschwungene Buchtung. Allerdings wirkt gleichzeitig das Vorbild der persischen Rosette, die wir später kennen lernen werden, mit. Dieser Einfluß erstreckt sich bis auf die kleinsten Gegenstände, wie z. B. die Klosterstempel (Abbild. S. 688). Der älteste Stempel aus Kupfer, eine Kopie eines verbrannten Holzstempels von 739, ist noch in einfachen Bogen ausgeführt, während der Stempel vom Jahre 1079 an der oberen Kante schon eine doppelte Buchtung und der aus einer noch späteren Zeit einen unregelmäßig ausgebuchteten Griff zeigt. Letztere Form konnte erst aufkommen, als durch die Gewohnheit der Schrift eine Symmeterie der linearen Ungleichheit sich entwickelt hatte. In den ältesten Zeiten wurden mehr quadratische Schriftzeichen wie auf dem Abdruck des Stempels von 739 verwendet. Diese entsprechen in der Form den Hieroglyphen, welche sich ebenfalls an den Steinreliefs in Schantung vorfinden, aber bisher nicht entziffert werden konnten; nur so viel steht fest, daß mit den Hieroglyphen Ägyptens keine Ähnlichkeiten bestehen.

Die untere Reihe des Steinreliefs behandelt zum erstenmal in China den Menschen als künstlerischen Vorwurf. Um das inter-

eſſante Gleichnis mit der Entwickelung der deutſchen Kunſt durchzuführen, zitiere ich wieder Lamprechts Worte bei Beſchreibung des goldenen Pſalters aus dem neunten Jahrhundert: „Im Kontur der dargeſtellten Perſonen wurde nur die allgemeine Bewegungslinie, die ideelle Wahrheit des äußeren Umriſſes feſtgehalten, im beſten Fall erreichte man ein geſchmackvolles Mittelding zwiſchen typiſcher Ornamentation und unverſtandenem Naturalismus. Das gleiche gilt für das Dargeſtellte der ſonſtigen Außenwelt, namentlich der Landſchaft. Die Landſchaft löſt ſich in ornamentierte Berge, Bäume, Pflanzen auf, die unvermittelt ohne Rückſicht auf ihr gegenſeitiges natürliches Größenverhältnis nebeneinander geſtellt werden. Von einer organiſchen Auffaſſung des Ganzen, einer auch nur halbwegs naturaliſtiſchen Auffaſſung der Einzelheiten iſt um ſo weniger die Rede, als ſchon die antike Landſchaftsmalerei, von der Bühnenmalerei ausgehend, eine voll organiſche Behandlung des Vorwurfs wenigſtens in perſpektiviſcher Hinſicht nicht erreicht hat.“

Ritterabzeichen und Feldzeichen, neunzehntes Jahrhundert. (Königl. Völkermuſeum, Berlin.)

Während die Malerei zu einer einheitlichen Bildkonzeption gelangte, blieben die Eigentümlichkeiten des Neben- und Übereinander



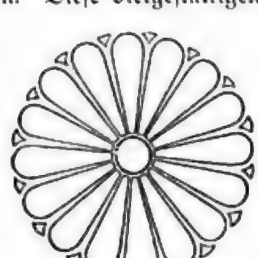
Geflügelte Sonnenſcheibe, häufige Darſtellung auf altaſſyriſchen Reliefs. (Aus Sarre, Die altorientaliſchen Feldzeichen.)

und der ſtiliſierten Landſchaft für alle die Techniken beibehalten, welche ihre Tradition aus der älteſten Zeit vor Entwickelung der Malerei herleiten.

Auf dem Steinrelief lernen wir auch ſchon jenen zweirädrigen Kriegswagen kennen, den in einfacher Form Jahrtauſende früher babyloniſche Feldherren benutzten, und der genau nach dem chineſiſchen Vorbilde bis in die neueſte Zeit von japaniſchen Fürſten verwendet wurde (Abbild. S. 689). Selbſt die Form des Daches, die Höhe der Räder, die Form der Deichſel auf dem Lackbilde des achtzehnten Jahrhunderts entſpricht dem ſechzehnhundert Jahre älteren Vorbilde. Nur die Figuren ſind auf dem Lackbilde mehr realiſtiſch individualiſiert, während auf dem Steinrelief in naiver Weiſe immer die gleichen Typen für gleiche Handlungen dargeſtellt ſind, deren Erkennung nur durch kleine Inſchriften neben den Perſonen möglich iſt.

Die Ornamentik, die wir bisher kennen gelernt haben, wurde in Japan zunächſt im weſentlichen zur Verzierung von Metall- und Lackgegenſtänden verwertet. Die Töpferarbeiten blieben im primitiven Zuſtand der Prähiſtorie und ebenſo die meiſten übrigen Gerätſchaften, da die zur Weiterentwickelung anregenden und maßgebenden Vorbilder erſt in ſpäterer Zeit nach Japan gelangten.

Eine ganz andere Art der Ornamentik entwickelte ſich in der Textiltechnik, ſowohl bei dem Bedrucken von Leinwand wie dem Weben von Seidenſtoffen. Dieſe vielgeſtaltigen Flächenmuſter ſind den alten Kulturländern im Weſten Aſiens entnommen. Chineſiſche Seide war ſchon am ägyptiſchen und römiſchen Hof ein beliebter Importartikel, aber es ſcheint, als wenn es ſich damals nur um glatte Stoffe gehandelt habe, die erſt im Gebrauchslande beſtickt oder umgewebt wurden, wenigſtens ſind uns keine alten Muſter überliefert. Überhaupt ſind in China bisher keine Stoffe aus früher Zeit bekannt geworden, wohl aber ſind ſolche in Japans Klöſtern



Kaiſerliches Wappen, ſechzehnteilige Chryſanthemumblüte (Kiku-Mon).

1 Knollenmuſter (auch bei F. W. K. Müller, Aus der Koktwa). 2 Stoff des Prinzen Shotoku (571 bis 621). 3 u. 4 Kreis- und Quadratmuſter vom Kaiſer Shōmu (724 bis 748), im Kloſter Horiuji, Nara. 5 Löwen, Vogel und Weintrauben auf antikem Stoffe. 6 Faſan auf Leder eines Pferdegeſchirrs vom Kaiſer Shōmu (724 bis 748), im kaiſerl. Schatzhauſe, Nara. 7 Vogel und Blumen auf einem Stoffe des Prinzen Shotoku (571 bis 621). (Aus Kodama, Shinsen Kodai moyo kagami.)

zahlreich erhalten, deren verbürgte Überlieferung bis in das achte Jahrhundert zurückgeht. Aus dem Nachlaſſe des Kaiſers Shōmu (724 bis 748) iſt dem Horiujikloſter eine Reihe von Stoffreſten verehrt worden, die damals ſchon als koſtbare Antiquitäten geſammelt wurden, alſo wahrſcheinlich einer früheren Zeit entſtammen. Auch aus ſpäteren Jahrhunderten ſind zahlreiche Gewebereſte erhalten, ſo daß eine ausführliche Geſchichte der Textilkunſt geſchrieben werden kann. Innerhalb dieſer Ausführungen muß ich mich darauf beſchränken, die Zuſammenhänge des Flächenornamentes mit älteren Kulturen nachzuweiſen, ohne die verſchiedenartige Ausgeſtaltung in Japan ſelbſt näher erörtern zu können.

Die meiſten und zwar die reichſten und edelſten Stoffmuſter weiſen nach Perſien hin, mit dem China in regem Handelsverkehr ſtand und ſich 519 ſogar politiſch verbündete. Ob in China die Stoffe für Perſien gewebt wurden, wie Jahrhunderte ſpäter Porzellane in perſiſchen Formen und Deſſins als Exportware für Perſien in China hergeſtellt wurden, oder ob China die perſiſchen Vorbilder für ſeinen eigenen Markt kopierte, das wiſſen wir nicht.

Jedenfalls iſt auf einem Fahnenſtoff im Kloſter Horiuji das perſiſche Vorbild im Reiter auf der Löwenjagd leicht erkennbar. An dem eigenartigen Kopfputz hat Leſſing den Reiter als den Saſſanidenkönig Chosru II. (591 bis 598) beſtimmt, während ein chineſiſches Schriftzeichen auf dem Schenkel des Pferdes, ſtiliſierte Flügel und das Fehlen der Füße des Reiters, welche auf Saſſaniſchen Originalen unter dem Flügel herausragen, das Werk als eine chineſiſche Kopie mit Sicherheit erkennen laſſen. Das ganze Muſter iſt in Kreisform von breitem Bande mit kleinen Scheiben umgeben, die vielleicht die Erinnerung an Sternbilder wachrufen ſollen, wie wir ſolche auf dem chineſiſchen Steinrelief in der Figur des großen Bären (Abbild. S. 686) finden.

Dieſe kreisförmige Saſſanidenanordnung können wir auf ihren Urſprung in den älteſten aſſyriſchen und babyloniſchen Feldzeichen verfolgen (Abbild. S. 690). Auf babyloniſchen Steinreliefs iſt oft als Schutzgott des in den Krieg ziehenden Königs der Gott Aſſur in der Sonnenſcheibe dargeſtellt (1).

wie er den Bogen ſpannt, um die Feinde ſeines Schutzbefohlenen zu vernichten. Dieſes ſymboliſche Zeichen im Kreiſe wurde im Kriege an weithin ſichtbarer Stange als Standarte des Feldherrn getragen. Um die Kreisflächen auszufüllen, wurden häufig der heilige Stier, einfach oder im Doppelbild (2 3 4), oft auch Wellenlinien, welche wahrſcheinlich Sonnenſtrahlen bedeuten ſollen (3), angebracht. Dieſe Kreisform mit dem Doppelbilde wurde im Laufe von Jahrhunderten ein vornehmes Ornament der

Farbiger Brokatſtoff, blau und rote Zeichnung auf gelbem Grunde, Decke eines Metallſpiegels, aus dem königl. Schatzhauſe Shoſoin, Nara. Achtes Jahrhundert. (Aus Kokkwa Yohō, auch bei Mohl, Am japaniſchen Hofe.)

Textilkunſt. Aus dem bogenſchießenden Gotte wurde der Götterſohn, der König, und aus dem Kriege die Löwenjagd.

Die Stoffmuſter (ſ. Sondertafel) zeigen, wie dieſes Saſſanidenvorbild weiter gewirkt hat. Die dort wiedergegebene Abbildung 4 ſcheint in direkter Kopie nach einem perſiſchen Vorwurf entſtanden zu ſein, denn auch hier ſehen wir einen Reitersmann auf der in China unbekannten Löwenjagd. Wieder finden wir die kleinen Scheiben in einem Kreisband und in den Zwickeln Rankenmotive, aber ſchon zeigt alles eine weniger ſtrenge und korrekte Zeichnung. Den Künſtlern fehlt die Kenntnis des lebendigen Vorganges, und mit handwerksmäßiger Fahrläſſigkeit werden die guten Vorlagen verſtändnislos kopiert. Beſonders typiſch für dieſe Art der Wiedergabe iſt die Darſtellung des Löwen. Auf dem Spiegel (Abbild. S. 684, 4) ſahen wir bereits Löwenbilder mit gekräuſelter Mähne und breitem Rücken, hier finden wir aber einen ſchlanken Katzenkörper, und kein japaniſcher Künſtler wird auf den Gedanken gekommen ſein, daß beide Darſtellungen ſich auf dasſelbe Tier beziehen ſollen. Da das lebende Tier in Japan unbekannt war, ſo wurde die einmal eingeführte, von dem betreffenden Land eigenartig geſtaltete Form beibehalten, und aus einem Tiere wurden auf dieſe Weiſe zwei Tiergeſtalten entwickelt.

Der Stoff (Sondertafel Abbild. 1) zeigt in ſeiner Anordnung ebenfalls das perſiſche Doppelbild, aber als Tier iſt ein chineſiſches Motiv, der Phönix, verwendet. In den Abbildungen 2 3 5 der Sondertafel finden wir bald das Widerſpiel der ſich gegenüberſtehenden Tiergeſtalten, bald das kreisförmige Band mit ſeinen kleinen Scheiben und den Zwickelnornamenten.

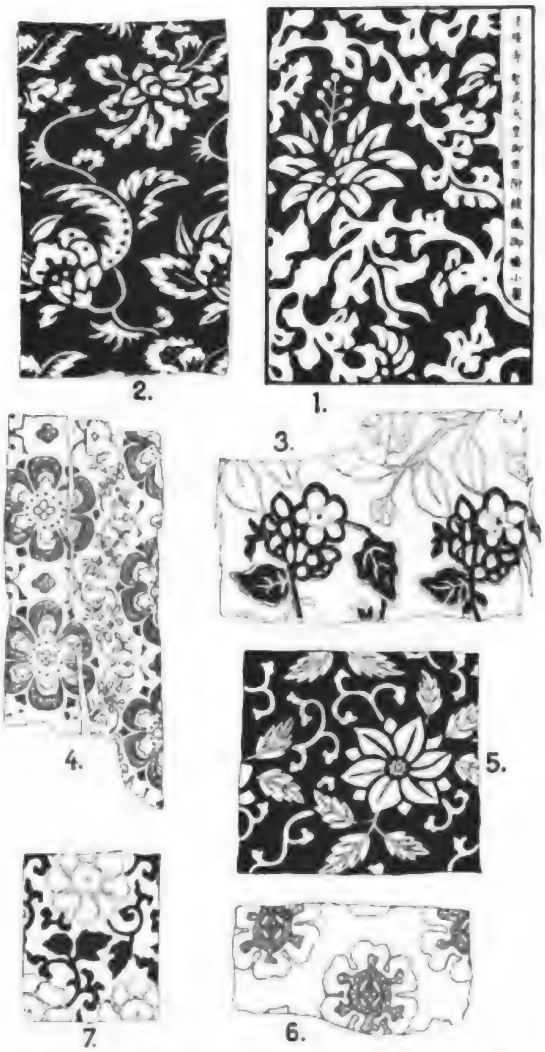
Noch nach einer anderen Richtung hin iſt dieſes Saſſanidenmotiv beeinfluſſend geworden, indem auch in Japan die Fahnen und Feldzeichen (Abbild. S. 691) und dann auch alle Abzeichen und Wappen vorwiegend die kreisrunde Form angenommen haben. Das japaniſche Wort für Wappen, „Mon“, bedeutet Muſter, und daher nimmt man an, daß ſich erſt aus dem Stoffmuſter das Wappenbild entwickelt hat. Wann zum erſtenmal die Sitte der Wappen aufkommt, iſt nicht bekannt, ſicher iſt ſie erſt im elften Jahrhundert nachweisbar. Auf den Kleidern wurden Wappen erſt unter dem Shogun Yoſhimitzu (1368 bis 1394) angebracht, aber Muſter in Kreisform werden ſehr früh verwendet und bleiben für Staatsgewänder ſtets bevorzugt (vergl. Abbild. S. 680).

Auch das kaiſerliche Wappen ſcheint ſein Urbild in vielfacher Ummünzung durch verſchiedene Völkerſchaften und Jahrhunderte in der geflügelten Sonnenſcheibe (Abbild. S. 691) der Aſſyrier zu haben. Jedenfalls hat das ſtrahlenförmige Kreisornament in der prähiſtoriſchen Zeit zwar den gleichen Urſprung, aber ſonſt nichts mit dieſem Wappen gemein; und ebenſowenig hat das Sonnenwappen urſprünglich etwas mit der erſt im ſiebzehnten Jahrhundert aufkommenden ſtili-

Digitized by Google

ſierten Chryſanthemumblume zu tun (Abbild. S. 691).

Auf dem Stoffmuſter mit den Gänſen im Doppelbild (Sondertafel Abbild. 6) iſt die Umrahmung eckig ſtiliſiert, und aus dem Scheibenkreis, ebenſo wie aus dem Rankenmuſter der Zwiſchenräume ſind ſtiliſierte geometriſche Muſter geworden. Ähnliche Motive finden wir in dem Sechseckmuſter (Sondertafel Abbild. 7) abwechſelnd mit einer ſtiliſierten Schildkröte verwendet, und auch eine mehr abgerundete Weiterentwickelung dieſes Ornamentes (Sondertafel Abbild. 9) iſt erkennbar. Da niemals Ornamente in verkümmerten Formen erfunden werden, ſondern immer urſprünglich ein korrekt gezeichnetes geometriſches oder naturaliſtiſches Grundmotiv aufweiſen, ſo können wir auch bei dieſen Formen mit Sicherheit annehmen, daß eine gemeinſame, geometriſch ſtiliſierte Urform zugrunde gelegen hat. Noch heute ſind im Teppichhandel dieſe Deſſins durchaus häufig (Abbild. S. 681) und werden in Fachkreiſen als Mäandertalornament bezeichnet. Schon bei den chineſiſchen Metallarbeiten aus ſehr früher Zeit (vergl. S. 683) hatten wir das Mäandermuſter kennen gelernt; hier finden wir es als Stoffmuſter verarbeitet wieder, wie es ſich ſeit Jahrtauſenden bis heute in der Hausarbeit der Teppichknüpfer in den Ländern des Mäanderfluſſes erhalten hat.



Perſiſch-chineſiſche Blumenſtoffmuſter, 1, 4 u. 6 geſchenkt vom Kaiſer Shōmu (724 bis 748), im Kloſter Horiuji, Nara. 2, 5 u. 7 vom Prieſter Ingenjenchi im Kloſter Manpukuji, 3 vom Prieſter Kōbōdaiſhi (um 800), im Kloſter Todaiji, Nara. (Aus Kodama, Shinsen Kodaimoyo kagami.)

Ebenfalls ſeit den älteſten Zeiten iſt das Roſettenornament verbreitet und hat bei den Griechen eine künſtleriſche Durchbildung erfahren. Urſprünglich ſeine Form der Blume entleihend, war es längſt ein ſtiliſiertes Ornament geworden, als es bis nach Japan gelangte. Hier finden wir es in den verſchiedenſten Ausführungen (Sondertafel Abbild. 10 11 13 14) verwendet, aber keine der Formen erinnert an das Pflanzenvorbild aus der Natur. Erſt viele Jahrhunderte ſpäter, als die chineſiſchen Maler die Päonienform beſonders bevorzugten, entwickelte ſich aus der Roſette die ſtiliſierte Päonie, während dasſelbe Motiv in Deutſchland zur Roſe ausgebildet wurde. Gleichzeitig wurde ſie auch zum rein geometriſchen Muſter (Sondertafel Abbild. 15) geſtaltet, welches kaum noch den Zuſammenhang mit der perſiſchen Blumenroſette erkennen läßt. Die Durchführung der Zeichnung läßt uns ungefähr die Zeit ihrer Entſtehung erkennen: je einfacher und ernſter die Zeichnung, deſto früher, je komplizierter, wie z. B. mit Blumen (Sondertafel Abbild. 14) oder mit Wolkenverzierungen (Sondertafel Abbild. 15) vereint, deſto ſpäter.

Zwiſchen ſchrägen Streifen (Sondertafel Abbild. 12) befindet ſich ein eigentümliches Zackenmuſter, das aus dem buddhiſtiſchen

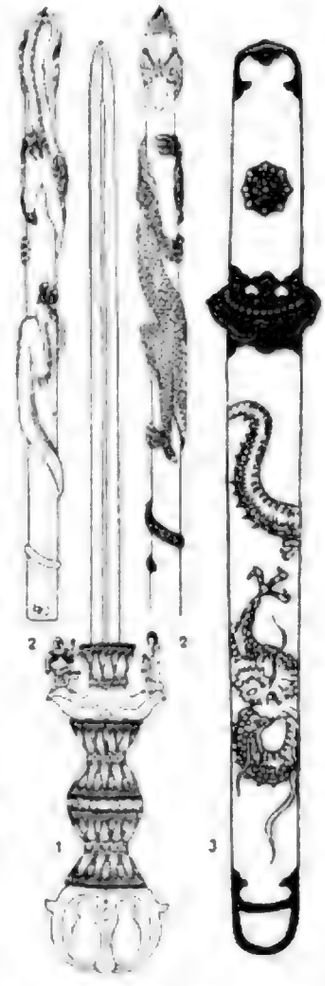
Flammenornament, dem Symbol des Feuergottes Fudo, entnommen iſt.

Bei den geometriſchen Muſtern (Abbild. S. 692) ſind keine beſtimmten Stile zu erkennen, da derartige Deſſins wohl in allen damaligen Kulturſtaaten verwendet geweſen ſind. Das einfache quadratiſche Muſter (4), welches in wagerecht oder ſchräg geſtellter Linie ein ſehr häufig angewendetes Textilmuſter (vergl. Abbild. S. 696 u. 697 bleibt, erinnert an primitive Flechtarbeit und ſcheint ſchon einer prähiſtoriſchen Zeit zu entſtammen. Ebenſo finden ſich oft jene Muſter, welche ſich aus der Verſchlingung von Kreiſen (3) oder aus nebeneinander laufenden Wellenlinien, urſprünglich wohl Sonnenſtrahlen (vergl. Abbild. S. 692, 3), ergeben. Seltener begegnet man jenem weſtaſiatiſchen Muſter in Bandform mit knollenartiger Verzierung in Geſtalt unſerer Pik auf Spielkarten (1) oder dem unverſtändlichen Linienornament (2), das nur in ſeiner ſymmetriſchen Anordnung ein ſinnvolles Vorbild ahnen läßt.

Chineſiſches Glücksſzepter.

Die Tiermotive (Abbild. S. 692) weiſen auf eine Miſchung von perſiſchem, chineſiſchem und griechiſchem Einfluß hin. Der ſpringende Löwe (6), deſſen unglückliche Figur mit dem verſchnörkelten Schwanz ein gutes Beiſpiel des geiſtloſen Kopierens unverſtandener Vorbilder bildet, und der Vogel mit der Weintraube erinnern an die Metallſpiegel aus der Han-Dynaſtie (vergl. Abbild. S. 684), während das abwechſelnde Muſter des ſtiliſierten Faſans und des Blumenſtraußes (7) für die viel ſpätere Zeit eines verfeinerten Flächenmuſters eigentümlich iſt.

Von den bisher beſprochenen Stoffen wiſſen wir nicht genau, welche chineſiſch und welche japaniſchen Urſprungs ſind, dagegen ſind wir über den abgebildeten Leinwandſtoff (Abbild. S. 671) genauer unterrichtet. Unter dem Kaiſer Tenſhi (672) kamen Geſandte aus China, denen derartige Leinwandſtoffe (Yuhatta) als Geſchenke verehrt wurden, und da ſtets die Sitte beſtand, nur Produkte des einheimiſchen Gewerbefleißes zu ſchenken, ſo können wir dieſe Stoffe als japaniſche Erzeugniſſe bezeichnen. Während heute derartige ſchablonierte Leinwandſtoffe nur als minderwertige Ware angeſehen werden, wurden ſie nach ſchriftlichen Überlieferungen in frühen Zeiten für Hofkleider benutzt und ſo hoch wie Goldwebereien eingeſchätzt. Unter Berückſichtigung der ſchwierigen Schablonierungstechnik mit den verſchwommenen, ungleich auslaufenden Konturen zeigt dieſer Stoff ſowohl in der Zeichnung eine gewiſſe Beobachtung der Natur, wie in der Zuſammenſtellung der Farben ein feines Gefühl, welches die chineſiſchen Kopien der perſiſchen Stoffe bei weitem übertrifft. Dieſer Stoff gibt uns ein Bild jener glanzvollen Nara-Periode (707 bis 781), welche die erſte Blüte japaniſchen Kunſtgewerbes bezeichnet.



1 Tempelzepter, welches vom Prieſter Kōbōdaiſhi, geb. 744, bei Dürren zur Erbittung von Regen gebraucht wurde; Eiſenſchwert, die Figuren am Griff aus Gold. 2 Scheide zu 1 von zwei Seiten aufgenommen. 3 Schwert mit Scheide des Kaiſers Godaigo (1319 bis 1338), aufbewahrt im Kloſter Kongoji, Provinz Kawachi. (Aus Shuko Jusshu Heiki Tōken, Teil: Waffen.)

Aus der gleichen Zeit ſtammt auch der farbige Brokatſtoff (Abbildung S. 693), welcher als Deckel eines Metallſpiegels ebenfalls in Nara aufgehoben wird. Auch hier ſehen wir eine viel verſtändnisvollere und eine viel edlere Durcharbeitung des Roſettenmuſters, als wir oben kennen gelernt haben.

Auch das Pflanzenornament (Abbild. S. 694) als fortlaufendes Muſter in regelmäßiger Wiederholung hatte ſich unter dem feſtländiſchen Einfluß in zahlreichen Ausführungen entwickelt. Tapetenartig finden wir die ganze Fläche mit Blumen, Blättern und Zweigen bedeckt (1 2 5) oder die einzelnen Blumen in Kreisform über die Fläche (4 6), aber dann

ſtets — was beſonders zu beachten iſt — in gleichmäßigen Abſtänden verteilt; noch fehlt jenes unregelmäßige Streumuſter, welches erſt Jahrhunderte ſpäter als rein japaniſches Muſter erfunden wurde. Die faſt geometriſch ſtiliſierten Blumen laſſen wieder weſtaſiatiſche Vorbilder vermuten.

Allen dieſen Stoffen, bis zum zehnten Jahrhundert, iſt eine regelmäßige Anordnung gemeinſam, welche in hohem Maße gewiſſen europäiſchen Textilornamenten, die ſich aus denſelben Vorbilderu Weſtaſiens entwickelt haben, entſpricht. Nur wenige Farben kommen in Anwendung, und immer herrſcht das Streben, eine vornehme Ruhe in Tönung und Zeichnung zu erreichen; meiſtens iſt es ein einfacher Grundton, auf dem ſich die ſtets als Flächenmuſter ſtiliſierte Zeichnung abhebt. Wenn dieſe auch oft als ſtümperhafte, verſtändnisloſe Kopie guter Vorlagen vieles zu wünſchen übrigläßt, ſo iſt doch ein feines Gefühl für den Ausgleich der Farben und Linien auf der Fläche vorhanden.

Kiyotaki Gōgen, die Schutzgöttin des berühmten Prieſters Kōbōdaiſhi aus dem achten Jahrhundert, in Geſtalt einer Dame des Adels. Farbige Malerei auf Seide. Ausſchnitt eines Kakemonos (90 : 43 cm) von unbekanntem Meiſter. Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. (Aus Tajima, Selected relics of Japanese art.)

Das reiche Gebiet der Ornamentik weiſt bis zum zehnten Jahrhundert keine einzige urſprüngliche japaniſche Form auf, ſondern alles iſt vom aſiatiſchen Feſtland übernommen, mit ſicherem Geſchmack erfaßt und mit ſchnell erlernter Technik wiedergegeben. So ſtark iſt das Streben der Nachbildung und ſo arm die Phantaſie der Japaner, daß zwar unbekannte Tiere nachgezeichnet, aber die Tiere des eigenen Landes, wie z. B. der Bär, niemals zur Abbildung kommen, obgleich die Ainos bei der niedrigen, aber ſelbſterrungenen Kultur ein Bärenfeſt feiern.

Noch fehlt jedes realiſtiſche Streben, die Natur zu kopieren oder aus ihr neue Motive zu entnehmen. Die Malerei war erſt im Anfang ihrer Entwickelung und konnte daher noch keinen Einfluß ausüben.

Im ſechſten Jahrhundert fand der Buddhismus in Japan Eingang, aber auf die Ornamentik hat er nur einen geringen Einfluß ausgeübt. Das Henkelkreuz auf Händen und Bruſt der Buddhafiguren, ebenſo wie das Zepter (Abbild. S. 695) in der Hand des Prieſters werden häufig, beſonders auf Bronzegerätſchaften, als Motiv verwendet (vergl. Abbild. S. 681). Das Zepter wird in China als Zeichen des Glückes, ähnlich wie bei uns Kreuz, Herz und Anker, in tauſenderlei Formen oft in koſtbarem Material verſchenkt. Seine Entſtehung iſt ungewiß; die Entwickelung aus einem ſehr ſeltenen und daher als glückbringend angeſehenen Pilz (Abbild. S. 699) ſcheint erſt eine ſpätere Deutung zu ſein. Die Form wird viel älter ſein als die naturaliſtiſche Pflanzenbeobachtung und hat vielleicht einen gemeinſamen Urſprung mit dem Knollenmuſter der Textilkunſt (Abb. S. 692, 1). Die Buddhageſtalten wurden in ihrem indiſchen Koſtüm immer wieder kopiert, und die farbigen Verzierungen der Gewänder ſind erſt Produkte einer viel ſpäteren Zeit. Da heimatliche Religionskriege nicht entſtanden, vielmehr eine Anpaſſung an die alten politiſchen und ſittlichen Auffaſſungen von vornherein ſtattfand, ſo war eine nationale Umformung der Religion und ihrer Symbole nicht notwendig.

Aus dem achten Jahrhundert (Abbild. S. 695) iſt ein Schwert erhalten, welches nicht kriegeriſchen, ſondern religiöſen Zwecken, nämlich dem Erflehen des Regens bei Dürre dienen ſollte. Die gerade zweiſchneidige Klinge iſt ebenſo charakteriſtiſch wie der eigenartige Griff, deſſen Form dem indiſchen Prieſter-

Digitized by Google

zepter entlehnt und mit indischen Figuren geschmückt ist. Besonders interessant ist auch die Scheide mit einem Drachen in realistisch erfaßter Gestalt mit Greifenschnabel. Viel phantastischer ist der im Kreis sich herumschlingende Drache auf dem Schwert des Kaisers Godaigo aus dem vierzehnten Jahrhundert, aber gerade diese Auffassung des Drachenmotivs wurde in den verschiedensten Techniken ausgeführt (Sondertafel Abbild. 15) und stets bevorzugt.

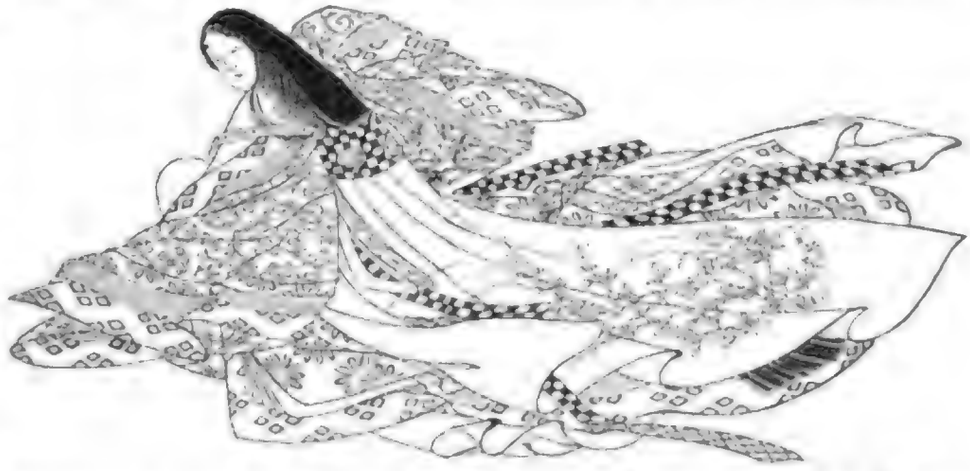
Mit der chinesischen Hoftracht kam ein eigenartiges Ornament nach Japan: die hochaufbäumenden und sich überschlagenden Wellen. Das Fußende des chinesischen Hofgewandes war meist mit diesem Wellenmuster versehen, um im kühnen Linienschwung einer Brandung einen vom Wasser umspülten Fels gleichsam als Symbol der Standhaftigkeit und Treue darzustellen.

Dieses Wellenmotiv ist in Japan sehr häufig auch in der Malerei verwertet worden, ohne jemals eine naturalistische Umformung bei der Darstellung der Wasserwelle zu erleben.

Wenn auch später die Verzierungen der Stoffe unter dem Einflusse der Malerei vielerlei Gestaltung erhielten, so blieb doch für alle feierlichen Gelegenheiten die stilisierte Ornamentik der frühesten Zeit bevorzugt; unter dieser galt das Kreismuster — und zwar nicht als Wappen, sondern als Muster — stets als das vornehmste (vergl. Abbild. S. 693). Jene Pflanzen- und Vögeldarstellungen einer naturalistischen Kunstrichtung der letzten Jahrhunderte scheinen noch heute für jede Hoftracht verpönt zu sein.

Das Frauengewand war im wesentlichen dem langen Rock der Männer sehr ähnlich, nur war es auf der Erde aufliegend und mit breiten Ärmeln versehen (Abbild. S. 696). Allmählich wurde bei der Hoftracht das Kleid immer länger, so daß die weite Schleppe die Körperform völlig verhüllte (s. untenstehende Abbild.). Dazu kam die Sitte, viele ganz dünne Kleider von verschiedenen Farben und Dessins übereinander zu tragen, so daß nur an den Rändern und der Schleppe die Farbwirkung sichtbar wurde. Die Haare hingen in der Mitte gescheitelt offen herab und wurden künstlich bis auf die Schleppe des Kleides verlängert; ebenso lang flatterten die Enden des Gürtels. So umflutete eine Woge von buntfarbigen dünnen Stoffen das kleine, meist sitzende Figürchen, jedes Gefühl für den Frauenkörper und seine Bewegung ging verloren, während das Stilgefühl für den Schwung der bauschigen Stoffmassen auch auf die Ausgestaltung der überlieferten Formen nicht ohne Einfluß blieb. Selbst die einfachen Formen der Buddha- und Kriegerbekleidung werden in dieser Zeit ausgebuchtet, und den Stoffteilen wird ein Schwung gegeben, als ob ein Sturm alles bewegte.

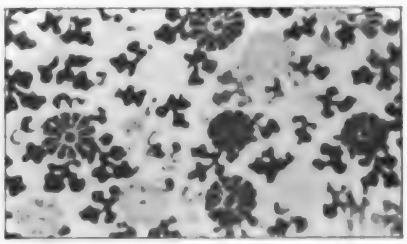
Der Luxus der Frauentracht bestand niemals im Schmuck, der seit der prähistorischen Zeit völlig unbekannt war; auch niemals in der Verzierung des Gewandes, welches Jahrhunderte hindurch in der Länge und Weite, aber nicht im Schnitt wechselte, sondern ausschließlich in der Kostbarkeit und der Anzahl der verwendeten Stoffe. Dieser Umstand begünstigte die Seidenweberei zu ihrer glänzenden Entwickelung; es werden Summen für Seidenkleider bezahlt, die bei uns nur für Edelsteine aufgewendet werden.



Adelsdame in alter Hoftracht mit langem Haar und offenem Gürtel. (Aus Morikuni, Nehon Ōshukubai, Kyoto 1740.)

Da sich die nationale japanische Malerei erst um 1200 entwickelt, sind Darstellungen älterer Trachten nicht erhalten, und so sind

wir auch über die früher verwandten Stoffe nicht unterrichtet. Es ist anzunehmen, daß überhaupt nur einfache glatte Produkte des Hausfleißes verwandt worden sind und nur am Hofe jene kostbaren Gewänder, deren Reste in den Klöstern erhalten sind, in Gebrauch waren. Das Bild der Schutzgöttin Gōgen (Abbild. S. 696) ist typisch für die Hoftracht im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Wir sehen hier ein dickwattiertes Obergewand mit dem Rosettenmuster in Kreisform, darunter ein zweites Gewand mit einfachem Linienornament und schließlich ein Untergewand mit einer ganz neuen Verzierungsweise, die kein Gleichnis auf dem asiatischen Festlande besitzt: einem Flächenmuster von aufrecht stehenden Pflanzen. In ähnlicher Weise ist auf einer Darstellung (Abbild. S. 697) aus dem achtzehnten Jahrhundert, welche offenbar der Tracht einer viel früheren Zeit nachgebildet ist, über der breiten Schleppe des Obergewandes ein Pflanzenbild in mal-



Stoffmuster einer Wandbekleidung, aus der Geschichte von Nagotaki Monogatari, der Geliebten des Kaisers Go-Saga (1243 bis 1246). Makimono von unbekanntem Meister im Tempel zu Kotohira (Samiki). Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. (Aus Tajima, Selected relics of Japanese art.)

welche durch den Faltenwurf in ihrer Bildwirkung gestört wird, wird man vergeblich in anderen Ländern suchen. So finden wir im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gleichzeitig mit der Entstehung der nationalen Malschule jene von einer realistischen Kunstanschauung beeinflußte Weiterentwickelung des Ornaments durch Beobachtung der Natur. Es entsteht jene charakteristische, rein japanische Pflanzenornamentik, welche in den letzten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zu der glänzenden Entwickelung japanischer Kleinkunst das meiste beigetragen hat. Der Phantasie war ein größerer Spielraum gegeben, als die systematische Wiederholung eines bestimmten Ornaments gestattete. Diese Entwickelung wurde in Japan auch technisch unterstützt durch den zur besonderen Spezialität ausgestalteten farbigen Druck und Schablonierung der Stoffe (Abbild. S. 671), welche viel leichter als das Weben die Wiedergabe einer unregelmäßigen Zeichnung gestattete. — In ähnlicher

Ritter und Kiefern auf Zeremonien-Fächer aus einer bis gemalt mit Blattgold und Tochter von Taira no Kinomori (1118 zehntes Jahrhundert. (Aus Tajima,

vierunddreißigteiligem Art Zedernholz (Hiōgi), far- Silbergrund, vielleicht von der bis 1181), jedenfalls zwölftes bis drei- Selected relics of Japanese art.)

lerischer unregelmäßiger Gruppierung angebracht.

Diese stilisierten Pflanzendarstellungen, nicht schematisch wiederholt, sondern in Art eines Bildes über die ganze Fläche ausgebreitet, Weise ist auch ein anderes, rein japanisches Ornament, das Streumuster, entstanden, dem wir ebenfalls zuerst im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts und zwar zunächst auf Stoffen (s. obenstehende Abbild.) und Lackgegenständen

Digitized by Google

begegnen. Das Neue liegt nicht in der Auswahl der Motive, ſondern nur in ihrer Anwendung, indem die bekannten Blumen (Abbild. S. 694) und Rankenornamente nicht in gleichmäßiger Wiederholung, ſondern nach freier Willkür, unregelmäßig auf die Fläche geſtreut ſind. Das feine Gefühl für den Ausgleich der Farben und Tönungen in dem ſcheinbaren Wirrwarr der leicht hingeſtreuten Blumen ſcheint durch die Kalligraphie der japaniſchen Schriftzeichen beeinflußt und ſpäter durch die impreſſioniſtiſche Art der chineſiſchen Malſchule weiter ausgebildet zu ſein. Die Feſſel des konſtruktiven Ornaments war durchbrochen, und der freien Phantaſie blieb es überlaſſen, jedes bekannte Motiv durch beliebige Variationen neu zu geſtalten und es allen Techniken und Gegenſtänden anzupaſſen.

Schließlich wurden unter dem Einfluß der Malerei ganze Bilder als Ornamente übertragen, wie z. B. auf dem Fächer aus dem zwölften Jahrhundert (Abbild. S. 698).

Die Darſtellung von Menſchen in ſtiliſierten Ornamenten, wie in dem alten Saſſanidenmuſter der Löwenjagd, hat in Japan keine Nachfolge gefunden. Erſt in der Rokokozeit des ſiebzehnten Jahrhunderts begann man alles, was in der Malerei dargeſtellt wurde, auch auf die Stoffe zu übertragen. Ohne Rückſicht auf die Natur des Materials, der Technik und des Zweckes des Gegenſtandes, auf welchen die Verzierungen angebracht wurden, galt das Streben, die Wirkung eines Bildes zu erreichen. Auch wird durch Verbindung von Weberei, Stickerei und Malerei in verſchiedenen Kombinationen, oft belebt durch Goldfäden, das Stoffmuſter zu einem Gemälde ausgeſtaltet (ſ. untenſtehende Abbild.). Läßt ſich ſchon darüber ſtreiten, wie weit die Ornamentik eines Stoffes durch ſeinen Nützlichkeitswert begrenzt wird, ſo dürfte keine Meinungsverſchiedenheit darüber beſtehen, daß es bizarre Auswüchſe einer dekadenten Kunſt ſind, wenn alles Darſtellbare wahllos auf die Stoffe übertragen wird. In modernen Muſterbüchern laufen ſogar Lokomotiven und Dampfſchiffe über die noch dazu in Faſſon zuſammengenähten Ärmel und Rücken hinweg! Wenn auch von derartigen Ungeheuerlichkeiten die japaniſche Rokokozeit ſich bewahrt hat, ſo ſind dennoch, beſonders auf den Farbdrucken der Schauſpieler, ſo groteske Fiſch-, Vogel- und Landſchaftsmuſter auf den Koſtümen angebracht, daß die Grenze des äſthetiſch Erlaubten ſicher überſchritten iſt. Wie nach dem fünfzehnten Jahrhundert das Bildornament auf den Stichblättern, den Lackkäſten und Töpfereien den Höhepunkt japaniſchen Kunſtgewerbes bedeutet, ſo hat das ſtiliſierte Ornament in der Zeit vom achten bis zwölften Jahrhundert ſeine Blütezeit durchlebt.

Phönix auf einem Stein ſtehend unter Bäumen bei Mondſchein, rechts unten der Glückspilz. Chineſiſche farbige Stickerei auf dem Stoffdeckel eines Gedichtbuches des Fujiwara no Teika aus dem Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts. Im kaiſerlichen Schatzhauſe Shoſoïn, Nara. (Aus Kodama, Shinsen Kodai moyo kagami.)

Digitized by Google

Als sie alt wurde

Skizze

von

Gotthard Kurland

(Nachdruck ist untersagt.)

Als es ihr zum erstenmal zum Bewußtsein gekommen war, hatte es sie erschreckt wie ein Blitzstrahl, der durch die Nacht fährt. Jetzt erschrak sie nicht mehr, wenn sie es immer von neuem bemerkte, jetzt hatte sie Ruhe davor, jene Ruhe, die man findet, wenn das Neue gewohnt geworden ist, wenn es sich alle Tage wiederholt, bis zum Überdruß.

Aber diese Ruhe war kummervoll. Wenn sie ganz in sich zusammengesunken dasaß vor ihrem Spiegel, die Augen auf diesen erbarmungslosen Feind gerichtet, der die triumphierende Sprache der Wahrheit spricht, dann glaubte sie vergehen zu müssen an diesem brennenden Schmerz, der schöne Frauen quält, die ihre Jugend langsam sterben sehen.

Und überall, wo sie ging und stand, diese nichtswürdige, diese höhnende Wahrheit, die ihr in die Ohren geschrien wurde!

Wenn sie ihre Freundin Mathilde besuchte, die so alt war wie sie und „fast" so hübsch wie sie nach der Ansicht ihrer gemeinsamen guten Bekannten, die aber auch zugleich so über die Maßen phlegmatisch war, so kam ihr nicht mehr wie früher der Gedanke: Die Ärmste, daß sie bei all ihrer Schönheit so sterbenslangweilig ist, sondern der Neid raunte ihr zu: Wie das konserviert, solch glückliches Phlegma! Kein Fältchen im ganzen Gesicht! Kein grauer Faden im Haar!

Wenn sie ihre Freundin Luise sah, die wie eine Nonne lebte, die so gleichgültig war gegen das reizende Antlitz, das ihr der Schöpfer verliehen, so völlig gleichgültig, daß sie es durch eine grauenhafte Frisur fast entstellte, durch dieses aus der Stirn gerissene und eng an den Kopf gepreßte Haar; die so gleichgültig war gegen ihre hübsche Figur, daß sie sie in geschmacklosen Kleidern versteckte, als ob sie sich ihrer zu schämen hätte — dann stieg es wie Groll in ihrer Seele herauf über diese lächerliche Verschwendung, die die Natur hier trieb, wo man ihr nicht einmal Dank wußte.

Und wenn sie zu der armen Aurelie kam, zu diesem häßlichen, alten Mädchen, das so reizlos, so unscheinbar durch das Leben gegangen war und doch einen solchen Durst danach gehabt hatte, wie es ihr einmal offenherzig gestanden, solchen brennenden Durst, geliebt und gefeiert zu werden, dann war's ihr, als sähe sie in deren Augen ein Aufleuchten: Ah, nun ist's mit deiner Schönheit vorbei, nun hast du nichts mehr vor mir voraus!

Sie war keine grüblerische, selbstquälerische Natur. Keine Rede davon. Aber wenn es einem von überall entgegentönt: Nun ist es aus! Nun wirst du alt! Sieh' da, und da, und da! Eine kleine Falte! Ein winziger scharfer Zug um die Mundwinkel! Ein weißes, schneeweißes Haar! Da auch; und da noch eins! Wenn das nicht zum Weinen ist für eine schöne Frau ...

* * *

Draußen sank langsam die Dämmerung hernieder, die Dämmerung eines trüben Novembertages, der kaum hell gewesen. Frau von Wachenhausen zog die Vorhänge am Fenster zu, ging unhörbar über den weichen

Teppich an den Tisch in der Ecke des Zimmers und zündete dort die Lampe an, die sie mit einem leichten Schleier verhängte, so daß nur ein weiches, gedämpftes Licht den luxuriösen Raum erleuchtete. Dann ging sie wieder zu ihrem Platze, lehnte sich in den Sessel zurück, faltete die Hände hinter dem Kopf und versank in ihre Gedanken.

Wie töricht sie doch gewesen war, sich gleich einen solchen Schrecken einjagen zu lassen von diesen kleinen, unbedeutenden Veränderungen, die die Jahre bringen!

Daß sie keine Frau in ihrer ersten Jugend mehr war, das wußte sie ja doch schon. Natürlich wußte sie das. Aber ist denn nur die erste Blüte des Weibes schön und berauschend? Torheit! Sie wußte doch ganz gut, daß man sie nie so schön gefunden wie jetzt, nie so auf dem Gipfel ihrer Schönheit. Sie wußte ganz gut, daß man kurzweg sagte „die schöne Wachenhausen", wenn man von ihr sprach, und daß mehr als einer sich glücklich geschätzt haben würde, der Nachfolger ihres vor Jahren verstorbenen Gemahls zu werden. Was sie in ihrem Spiegel sah — übrigens auch nur dann sah, wenn sie sich genau studierte, ganz genau und gewissenhaft —, das konnte noch jahrelang dauern, viele Jahre, ehe andere das merkten.

Da war vor allem Rödenberg. War dessen Leidenschaft für sie in letzter Zeit vielleicht erloschen? Oder auch nur im geringsten erkaltet? Nein, durfte sie sich gestehen, ganz offen und ehrlich gestehen, nicht im geringsten. Das wäre ihr nicht verborgen geblieben, das hätte sie gefühlt, auf den ersten Blick. Und ihre Gedanken, die umhergewandert waren wie Zugvögel, ließen sich nieder und ruhten aus in diesem tröstlichen Bewußtsein einer schönen und eitlen Frau, noch zu denen gezählt zu werden, die man liebt und begehrt.

Er würde auch heute kommen, wie er fast täglich gekommen war; in der nächsten Minute konnte er dasein. Und sie würden wieder miteinander reden, wie sie fast täglich miteinander redeten. Die warmen, freundschaftlichen Worte würden zwischen ihnen hin und wieder gehen wie alle Tage. Und die warmen, freundschaftlichen Blicke auch, die die Worte begleiten wie eine leise, jubelnde Melodie.

Ach, es mußte doch endlich der Schlußakkord kommen. Endlich mußten doch diese Blicke in Feuer auflodern, sich miteinander verschlingen für immer. Sie hatten ja beide keine Zeit zu verlieren auf dieser Mittagshöhe des Lebens, auf der sie standen. Man muß doch bedenken, von da geht's keinen Schritt höher hinauf, von da geht's bergunter. Und da, auf dieser höchsten Höhe, die so schnell überschritten ist, da ist jeder Tag kostbar, jede Stunde. Solch kostbare Zeit vertrödeln darf man nur, wenn man jung ist, wenn man noch glaubt, daß dies kurze Leben kein Ende nimmt.

Zwar ein wenig groß war der Altersunterschied zwischen ihnen: sie noch nicht ganz in der Mitte der Dreißig und er fast fünfzig Jahre alt. Nun, es kommt auf die Individuen an, sagte sich Frau von Wachenhausen. Er war trotz alledem noch eine brillante Erscheinung, er hatte sich vortrefflich konserviert. Und wenn er *ihr* nicht zu alt war, was ging sie die Ansicht ihrer Bekannten an?

Der Ton der elektrischen Klingel schrillte durch die Stille, daß sie zusammenfuhr.

„Herr Geheimrat Rödenberg!" meldete das Mädchen.

„Ich lasse bitten," sagte Frau von Wachenhausen.

Er trat ein, frisch und angeregt wie immer; mit der Nonchalance des guten Freundes, der sicher ist, willkommen zu sein, und mit dem Selbstbewußtsein des schönen Mannes, der zu siegen versteht. Sie ging ihm entgegen und begrüßte ihn mit der Sicherheit der eleganten Frau, die zu herrschen gewöhnt ist, und mit der Anmut des Weibes, das diese Herrschaft im rechten Moment zu verleugnen weiß.

„Meine verehrte gnädige Frau, Ihr gehorsamer Diener!"

„Herzlich willkommen, lieber Rödenberg!"

Er nahm seinen gewohnten Platz ein, und sie unterhielten sich wie sonst; lebhaft und doch zugleich in jener angenehmen, bequemen Art jahrelanger Bekanntschaft. Von wichtigen Tagesfragen sprachen sie, von unwichtigen Personen, von allem, was sie gemeinsam interessierte.

„Und Fräulein Dora?" fragte er nach einer Weile. „Noch nicht aus der Literaturstunde zurück?"

„O doch. Aber sie hat noch zu lernen," antwortete Frau von Wachenhausen. „Wenn sie fertig ist, kommt sie noch für ein Weilchen herein."

„Wollen Sie eine Gelehrte aus ihr machen, verehrte Freundin, daß sie so unablässig lernen muß?" fragte er gutlaunig mit einem leichten, diskreten Spott.

„Eine Gelehrte? Keine Idee! Aber bedenken Sie, was heutzutage alles von einer jungen Dame verlangt wird."

„Ja ja, ganz richtig. Tausenderlei. Und das ist töricht genug. Meiner Ansicht nach braucht eine junge Dame, eine so schöne junge Dame wie Fräulein Dora, nur eins zu lernen."

„Und was ist dieses eine?"

„Zu entzücken, zu bezaubern. Oder vielmehr — auch das braucht sie nicht mal zu lernen. Das ist angeboren."

„Gut, daß das Kind Sie nicht hört! Sie hat so wie so keine große Schwärmerei für ihre Bücher. Und wenn sie nun noch merkt ..."

„Verzeihung — wie alt ist dieses ‚Kind', wie Sie sie nennen, jetzt?"

„Sechzehn, in einigen Wochen sechzehn."

„Nun also!"

„Was denn ‚nun also'?"

„Also, wollte ich sagen, ist sie doch kein Kind mehr. Also ist sie auf dem besten Wege, in die Fußstapfen ihrer Mutter zu treten, der Bestimmung des Weibes entgegenzugehen."

„Der Bestimmung des Weibes ...?"

„Jawohl, der Bestimmung des Weibes: zu entzücken, zu bezaubern, wie ich soeben sagte."

„Eine ganz angenehme Bestimmung. Und eine sehr bequeme, wenn man die Mittel dazu hat!" lachte Frau von Wachenhausen.

„Und eine dankbare, o, eine so immens dankbare!" sagte Rödenberg in fröhlichem Eifer. „Sie müssen bedenken, mit welcher Wonne wir Männer uns entzücken und bezaubern lassen. Wie wir der Schönheit," er verbeugte sich galant, „einen Tempel in unserem Herzen bauen, und wie wir in diesem Tempel knien in ewiger Anbetung!"

Sie lachte. „Muß sich sehr nett machen, wenn Sie in Ihrem eigenen Herzen auf den Knien liegen! Das brächte ja der berühmteste Akrobat nicht fertig."

Er lachte gleichfalls.

„Na ja," sagte er neckend, „da haben wir nun wieder unsere kluge Frau von Wachenhausen mit dem kühlen Kopfe."

„Gewiß, Sie haben ganz recht," sagte sie in reizend heuchlerischer Zerknirschung, „mit den heiligsten Gefühlen des Mannes soll man keinen Spott treiben. Aber nun sagen Sie mal ..."

„Was soll ich sagen?"

„Sagen Sie mal ... ich möchte gern wissen ... wie lange solche ewige Anbetung dauert."

„Wie lange?" machte er verwundert. „Ewig, wie gesagt."

„Gott, muß das himmlisch sein!" spottete sie. „Aber wenn nun eine Frau ..."

„Eine schöne Frau, wollen Sie sagen. Andere als schöne Frauen existieren für uns Männer überhaupt nicht."

„Gut, eine schöne Frau, wenn Sie befehlen. Also wenn eine schöne Frau mit der Zeit aufhört, zu entzücken und zu bezaubern, weil sie nicht mehr schön ist, weil sie ... na, kurz gesagt, weil sie alt wird — was hat sie dann Ihrer Ansicht nach auf dieser Welt noch zu suchen?"

„Eigentlich nichts," fuhr es ihm naivehrlich heraus.

Sie lachte lustig auf. „Sehen Sie wohl, eigentlich nichts! Da haben wir Ihre ‚ewige Anbetung'! Übrigens meinen verbindlichsten Dank im Namen meines Geschlechtes."

„Das heißt, ich meine ..." wollte er sich verbessern.

„Ja ja, ich verstehe ..." unterbrach sie ihn liebenswürdig maliziös.

Aber sie kam nicht damit zu Ende, ihm zu sagen, was sie verstehe, denn man hörte, wie eine Tür geschlossen wurde; und aus der Portiere vom Nebenzimmer her trat der leibhaftige Lenz herein.

„Sehen Sie," sagte Herr Rödenberg triumphierend, mit einer Handbewegung nach Fräulein Dora und sich erhebend, um diesen Lenz zu begrüßen, „hatt' ich vorhin nicht recht?"

* * *

Mit strahlendem Blicke hatte er auf das „Kind" gesehen, fast mit Bewunderung. Das war ja auch so natürlich! Ein Mann wie

er, ein verwöhnter Liebling der Frauen — ach, Frau von Wachenhausen wollte lieber gar nicht daran denken, wie vieler Frauen Liebling er sicher schon gewesen —, der empfindet solche reine, süße Unschuld wie ein Wunder Gottes in dieser armen Welt.

Ob er nicht ganz glücklich ist in dem Gedanken, dies liebe Mädchen zur Tochter zu bekommen? dachte sie in mütterlicher Zärtlichkeit. Das wollte sie meinen, das hätte wohl manchem gefallen, solchen Sonnenschein im Hause zu haben!

Wie hübsch ihr Zusammenleben sein würde! Wie stolz er sein würde, die Tochter in Gesellschaften zu führen, wo man ihr den Hof machen würde, ihr huldigen, wie man der Jugend huldigt, der liebreizenden Anmut! Und wie väterlich er sie beschützen würde und über ihr wachen und ihr mit Rat und Tat zur Seite stehen, wenn einmal, in Jahren, die große Lebensfrage an sie herantreten würde — die Wahl des Gatten! Er würde sie schon nicht leichten Kaufes dahingeben. Gewiß nicht. Er kannte die Welt und das Leben.

Und überhaupt — das hatte sie sich fest vorgenommen — „die Kleine" sollte ihre Jugend ordentlich genießen, sie sollte nicht, wie ihre Mutter, mit siebzehn Jahren schon verheiratet werden. Das taugt nicht, man hat dann später immer das Gefühl, etwas versäumt zu haben.

Und dann vor allen Dingen: einen jungen Mann sollte sie einmal heiraten, nicht einen Mann, wie ihn ihre Mutter geheiratet, der seine junge Frau mit seiner reifen Lebenserfahrung zum Gähnen bringt und sie, wenn er recht zärtlich ist, „mein gutes Kind" nennt. O nein, nur das nicht. Überhaupt, ihr konnte der Zorn kommen, wenn sie nur daran dachte, welche Anmaßung doch darin liegt, in dieser Unverfrorenheit eines Mannes, der das Leben mit seinen Genüssen zum guten Teil schon hinter sich hat und sich dann noch für einen ganz passenden Bewerber eines holden jungen Dinges hält, das noch ganz ahnungslos ins Leben sieht. Solche Unverschämtheit, dachte sie, solche heillose Unverschämtheit!

Nun, davor würde er ihre kleine Dora schon beschützen; er würde sich bedanken für einen Schwiegersohn, der sein älterer Bruder sein könnte!

Als Frau von Wachenhausen so weit gekommen war in ihren Gedanken, in ihren Träumereien über die Zukunft, mußte sie auflachen. Ihr Freund Rödenberg hatte ja noch kein Wort darüber verloren, daß er gern Fräulein Doras Stiefvater werden möchte. An das törichte Milchmädchen in der berühmten Fabel mußte sie denken.

Nun, einerlei. Das stand jedenfalls fest: er mußte sich nun bald erklären, täglich war das zu erwarten. Er war Feuer und Flamme, da war kein Zweifel. Und er war doch kein schüchterner Jüngling, der noch nicht recht weiß, wie er sich in solchem Falle zu benehmen hat.

* * *

Nein, schüchtern war Geheimrat Rödenberg nicht, nicht im mindesten, da hatte Frau von Wachenhausen recht. Das wäre auch etwas komisch gewesen in seinen Jahren. Da geziemt sich die absolute Sicherheit, das Selbstbewußtsein des gereiften Mannes, der seinen Wert kennt und darum weiß, was er zu bieten hat. Solch ein Mann übereilt sich nicht, und wenn er sein Herz und seine Hand anträgt, so tut er das mit einer gewissen stolzen Würde, mit dem angenehmen Bewußtsein, seines Erfolges gewiß sein zu können.

Geheimrat Rödenberg hatte soeben einen Brief geschrieben. Er hatte ihn geschlossen und schrieb jetzt die Adresse darauf: Frau von Wachenhausen, Berlin W., X-Straße 32. Dann stand er auf und ging langsam auf dem Teppich seines eleganten Junggesellenzimmers auf und ab, die Hände auf dem Rücken, den Blick vor sich hin gerichtet, so wie Leute auf und ab gehen, die von fröhlichen Gedanken erfüllt sind. Und von stolzen Gedanken, von selbstherrlichen. Jedesmal, wenn er an den Schreibtisch zurückkam, streifte er mit liebkosendem Blicke das weiße Kuvert, das mitten darauf lag, mitten in dem Lichtkreise, den der Schein der Lampe auf die grüne Tuchplatte warf. Und er dachte: Wie man doch so ein ganzes Menschenschicksal in der Hand hat mit solchem Stückchen Papier! Und er fühlte sich wie ein Gott, mächtig und groß. Und dann dachte er, das hat sie nun morgen früh in Händen.

Er malte ſich aus, wie das ſein würde. Sie würde den Brief öffnen, ihn leſen — ach behüte, ihn nur ſchnell überfliegen, zum Leſen würde ſie viel zu erregt ſein. Und dann würde ſie durch alle Zimmer rufen: Dora, Dora, wo biſt du? Komm ſchnell, Dora! Eine große Neuigkeit, eine rieſengroße! Denk' dir doch, Dora, Rödenberg ... Und dann würde ſie der Tochter den Arm um die Schulter legen und ihr die große Neuigkeit ...

Und dann? Nun, dann würde er eben auf dieſen Brief die Antwort bekommen, die er erwartete.

* * *

Der andere Morgen kam, als es Zeit dafür war. Der Briefträger gleichfalls.

„Von Rödenberg?" ſagte Frau von Wachenhauſen verwundert, als ſie das Kuvert mit der ihr wohlbekannten Schrift in der Hand hielt. Es ſtieg ihr heiß in die Schläfen hinauf.

Dann öffnete ſie den Brief und las ſeine erſten Sätze. Wie vernichtet war ſie.

„Iſt denn das möglich? Mein Gott, iſt denn das möglich?"

Sie verſuchte zu begreifen. Sie durchlief mit ihren Gedanken die letzten Tage, die letzten Monate, die ganze Zeit ihres freundſchaftlichen Verkehrs. Sie fand nichts als dieſe immer wiederholte Huldigung, wie ſie unzweideutig aus ſeinen Augen leuchtete, aus ſeinen Worten, aus ſeinem ganzen Benehmen; vom Moment an, wo er dies Zimmer zu betreten pflegte, bis zu dem Augenblicke, wo er es wieder verließ.

Ja, war ſie denn blind geweſen? Hatte ſie mit der verzweiflungsvollen Eitelkeit der ſchönen Frau, die die Tage ihres Triumphes gezählt glaubt, dieſe ganze Huldigung ſich nur eingebildet? War das denkbar?

Sie nahm eine ſcharfe, unbarmherzige Kontrolle mit ſich ſelber vor, ſie nahm die ganze letzte Zeit ihres Beiſammenſeins unter die Lupe. Sie leuchtete unerſchrocken in jeden geheimſten Winkel der Erinnerung, ob da vielleicht ein Stückchen ſolcher lächerlichen Illuſion ſich verſteckt hatte, die man mit der Wahrheit verwechſeln kann, wenn man ſehr töricht iſt.

Nein, nichts dergleichen. Sie war nicht töricht, durchaus nicht. Sie war eine ſehr vernünftige, gereifte Frau mit offenen Augen.

Er war keine Einbildung, jener wundervolle Spätnachmittag im erſten Frühling, als er wie ein verliebter Kavalier gekommen war, ihr die erſten Veilchen zu bringen. Sie hatten eine kurze Weile im Zwielichte geſeſſen; dann war ſie aufgeſtanden, um nach den Lampen zu klingeln. Als ſie an der Verandatür vorbeigekommen, hatte ſie einen Moment innegehalten und auf die wirbelnden Flocken draußen geſehen.

„Wie das ſchneit!" hatte ſie zu ihm gewendet geſagt. „Wie mitten im Winter! Herrlich iſt das!"

Und er war an ihre Seite getreten, hatte getan, als ſähe er ebenfalls in das weiße Geflimmer, hatte aber in ihr Geſicht geſehen und geſagt: „Ja, herrlich iſt das!"

Dann waren die Lampen gebracht, ſie hatte das Rouleau heruntergelaſſen und hatte fröhlich neckend gelacht: „So, nun hat die Herrlichkeit ein Ende!" „Nein, nun fängt ſie erſt recht an!" hatte er erwidert, hatte nach ſeiner Uhr geſehen und mit liebenswürdigem Mutwillen hinzugefügt: „Ich habe nämlich noch eine volle Stunde Zeit."

Und auch er war keine Einbildung, jener Abend, an dem er ungewöhnlich ernſt geweſen, an dem er ihr geſtanden hatte, wie dies Leben, das er führe, ihn manchmal faſt zur Verzweiflung treibe; wie zum Sterben traurig es ſei, dies Gefühl der Einſamkeit, das den Alleinſtehenden überfällt, aus dem Hinterhalt überfällt wie ein Bandit.

Nichts war Einbildung, nichts von all dieſen liebkoſenden und ſchmeichelnden Worten, von dieſen glückverlangenden, verzehrenden Blicken, die die Schläfen pochen machen und das Herz klopfen. Alles war Wahrheit, ſo gewiß Wahrheit wie dieſe Zeilen, die hier klar und deutlich ſtanden, als wenn ſie ſie höhnen wollten.

Und ein heißer Zorn wallte in ihr auf, der heiße, bittere Zorn des Weibes, das ſich angebetet weiß und begehrt und ſich dennoch verſchmäht ſieht.

Sie mußte ſie noch einmal leſen, dieſe Zeilen, jetzt, wo ſie ihren Inhalt kannte. Sie mußten ihr ganz vertraut werden; dann würden ſie ſie gar nicht mehr erregen, o,

nicht im mindesten, nicht im allergeringsten. Ganz fertig würde sie mit ihnen sein.

Und sie las diese ersten Sätze wieder, die sie dermaßen getroffen hatten, daß sie den Brief, als wenn er in ihrer Hand brennte, auf den Tisch geworfen. Aber jetzt hörte sie nicht auf nach jenen ersten Sätzen, jetzt las sie weiter. Und sie wurde aufmerksamer und aufmerksamer, diese folgenden Sätze schienen sie ganz außerordentlich zu interessieren. Dann ging ein grenzenloses Erstaunen über ihre Züge, dann der Ausdruck heller Empörung. Und dann brach sie in ein Lachen aus, in solch ein unwiderstehliches köstliches Lachen, daß ihr die Tränen in die Augen traten.

„Und darum bitte ich Sie," las sie den Schluß nochmals und nochmals, „seien Sie meine Fürsprecherin bei ihr. Sagen Sie ihr, daß ich alles, was ich bin und habe, ihr zu Füßen lege ..."

„Na ja," lachte sie vergnügt, „das ist ja allerdings allerlei. Eine vorzügliche gesellschaftliche Stellung ... ein solides Alter von fünfzig Jahren und eine solide Lebenserfahrung. Ein wundervoller Vollbart, graumeliert ..."

„... und wie ich sie auf Händen tragen werde," las sie nochmals und nochmals. Und in hellem Spott lachte sie wieder lustig auf. „Wie ein guter, lieber Papa! Sehr gütig! Wirklich außerordentlich gütig!"

„Wenn ich als reifer Mann ..." schrieb er.

„Ach was!" sagte sie ärgerlich. „Reifer Mann! Ein reifer Mann sollte sich schämen, daß er sich einbildet, einem blutjungen Ding würd' es einfallen ..."

Es ist doch empörend, einfach empörend, dachte sie aufgebracht, wie diese Herren der Welt sich über alle Hindernisse glauben hinwegsetzen zu dürfen. Wird ihnen die eigene Generation zu alt, dann nicht allein flott zur nächsten, bewahre, gleich zur übernächsten — zu der Generation von sechzehn Jahren! Was denkt denn so ein Mann?! Die nächstjüngere Generation, die von Anfang bis Mitte dreißig, Gott, dagegen läßt sich ja am Ende nichts sagen, natürlich nicht, das kann man ja verstehen. Aber die so einfach überspringen und sich einer Sechzehnjährigen zu Füßen werfen — wenn das nicht zum Lachen ist für einen Mann in solchen Jahren!

Nein, beruhigte sie sich dann wieder, dazu ist mir mein munteres Vögelchen denn doch zu lieb. Viel zu lieb. Jugend zu Jugend, aber nicht zu fünfzig Jahren!

Nun, es konnte nicht schaden, wenn man solchem „älteren Herrn" mit solchem unverhältnismäßig jungen Herzen einmal ein wenig „den Standpunkt klarmachte". Wirklich nicht. Nein, sie würde sich dieser verdienstlichen Aufgabe nicht entziehen können, das sah sie ein.

Sie dachte sich ihre Antwort schon jetzt ein wenig aus, denn sie zweifelte nicht daran, daß „das Kind" eine glatte Absage erteilen würde. Also — diese Antwort müßte natürlich in den ausgesuchtesten Formen gehalten sein und eisig kalt natürlich. Ganz harmlos müßte man anfangen. Dann eine kleine Malice hier, eine kleine Malice da, diese feinen, kleinen Nadelstiche, die manche Frauen so meisterhaft anzubringen verstehen. Und die anzubringen ihnen so viel Genuß bereitet, so viel liebenswürdig-niederträchtige Genugtuung.

Sie rieb sich vor Vergnügen die Hände. Ein wahres Gaudium würde sie für sie sein, diese Antwort!

Aber nun war es erst mal ihre nächste Pflicht, „die Kleine" von dem „ehrenden Antrag eines reifen Mannes" mit geziemendem Ernst in Kenntnis zu setzen.

* * *

Sie hatte den Brief genommen und war mit ihm in dem Zimmer der Tochter verschwunden.

Es mußte eine seltsame Art von Fürsprache sein, die sie dem Antrage des Herrn Geheimrats angedeihen ließ, eine eigenartige Empfehlung, denn durch die geschlossene Tür hindurch konnte man hören, wie großes Vergnügen er hervorgerufen. Daß aber ein Antrag sehr viel Aussicht auf Annahme haben sollte, der vorwiegend erheiternd wirkt ...

Aber ob sie ihn nun empfohlen hätte oder nicht — man muß doch bedenken: sechzehn Jahre!

Der jüngste Leutnant eines Regiments, der jüngste, eben durchs Examen gegangene Referendar, das war das gewohnte Niveau. Vielleicht zwischendurch noch eine Schwär-

merei für den Heldentenor oder den neuengagierten jugendlichen Liebhaber, eine Schwärmerei, gemeinsam mit den Freundinnen, für Max Piccolomini, für Carlos, Romeo und die anderen, die im Sturme die Herzen der Jugend erobern, daß die Flammen lodern. Und da nun als Konkurrent ein Mann — vornehm, elegant, liebenswürdig, aber fast ein halbes Jahrhundert alt!

* * *

Nein, sie wollte nichts damit zu tun haben, hatte Fräulein Dora erklärt, sie verstand ja „keinen Pfifferling" davon. Mama sollte diesen Brief nur ganz allein schreiben, ganz wie sie's für gut hielt. Wenn er fertig wäre, wollte sie ihn lesen und sich freuen, wie „famos" Mama das gemacht hatte.

Frau von Wachenhausen war eben dabei, dem Befehle von Fräulein Tochter nachzukommen. Das wurde ihr auch nicht weiter schwer. Im Gegenteil, dieser Brief machte ihr offenbar ein ganz nichtswürdiges Vergnügen. Ah, dachte sie, inbrünstig froh, jemandem heimzuzahlen mit seiner eigenen Münze, ihn fühlen zu lassen, wie das tut, wenn man so bis in die innerste Seele hinein verletzt wird — das ist eine Wonne!

„Na, bald fertig, Mama?" kontrollierte Fräulein Dora. Sie war aller Augenblick im Zimmer; ihre französische Übersetzung und die „Schlesische Dichterschule" schienen sie heute noch weniger zu interessieren als sonst. Es ist ja auch unzweifelhaft amüsanter, viel amüsanter, solchen ersten Korb auszuteilen!

„Gleich, gleich, mein Herz," war die Antwort, „nur noch der letzte Schluß."

„Wird es fein, Mama?"

„Ich hoffe, ja."

„Laß mal sehen," bat die Tochter neugierig, legte der Mutter den Arm um den Hals und beugte sich auf die Sitzende hinunter. Frau von Wachenhausen wandte das Blatt um, daß man den Anfang lesen konnte. Fräulein Dora überflog die Seite. „Weiter!" sagte sie dann. Die Mutter wandte weiter um, und Fräulein Dora las weiter, mit angehaltenem Atem, mit leuchtenden Augen. Und dann jubelte sie auf: „Entzückend ist das, entzückend boshaft! Und so fein, weißt du, Mama, so ausgesucht nobel ... so ... so ... so von oben herunter, mein' ich. Famos!"

Und dann richtete sie sich wieder in die Höhe. Dabei streichelte sie der Mutter zärtlich die schönen blonden Haare. „So weich, wie die sind," sagte sie, „und so hübsch wellig und immer so elegant frisiert!"

„Aber Mama!" rief sie plötzlich erschrocken. „Weißt du das? Hier ist ja ein schmaler Streifen ... wahrhaftig, ein ganzer Streifen!"

„Was denn, mein Kind?" fragte Frau von Wachenhausen, ohne aufzusehen. Sie wußte ja schon, was kommen würde.

„Der wird ja weiß! Wahrhaftig, Mama, ganz weiß! Ein Glück, daß du so blond bist, da sieht man's nur, wenn man genau hinsieht. Hättest du aber schwarzes Haar ..."

„Nun, was ist dabei? Das kommt eben ... wenn man alt wird." Es klang ein wenig, ein klein wenig gepreßt.

„Du alt?" lachte das Töchterchen. „Nein, wie komisch! Das kann ich mir einfach nicht vorstellen, daß du mal alt werden wirst!"

„Kleine dumme Schmeichelkatze!" sagte die Mutter und klopfte ihr mit dem Federhalter auf die Finger. „Aber nun stör' mich nicht," fügte sie hinzu, „geh' an deine Arbeit. Ich mache jetzt schnell den Schluß, dann kannst du den Brief einstecken, wenn du nachher fortgehst."

„Wird mir ein ganz besonderes Vergnügen sein, gnädigste Frau," sagte Fräulein Dora in dem hellen, glücklichen Übermut ihrer sechzehn Jahre und ging.

Frau von Wachenhausen schien der Schluß ihres Briefes schwer zu werden, sehr schwer. Sie schien angestrengt zu überlegen, denn sie hatte beide Arme auf die Schreibtischplatte gestützt, hatte das Gesicht fest in den Händen vergraben und saß regungslos, unbeweglich. — —

Dann plötzlich schien sie gefunden zu haben, was sie suchte, denn mit einer schnellen Bewegung hob sie den Kopf, verschränkte die Hände unter dem Kinn und sah geradeaus vor sich hin mit einem so fröhlichen Ausdruck in den Augen, wie ihn ein guter Einfall aufleuchten läßt. Und dann nahm sie den Brief, an dem nur noch der Schluß fehlte — und zerriß ihn. Kreuz und quer in Fetzen.

* * *

Eine Minute später kam Fräulein Dora herein. „So, Mama, ich muß gehen. Bitte, deinen Brief.“

„Hier!“ sagte Frau von Wachenhausen lachend und zeigte auf das Häufchen Papierschnitzel, das vor ihr lag.

„Aber Mama!“ rief die junge Dame vorwurfsvoll und verwundert.

„Ja ... nämlich ...“ begann die Mutter, sich zu verteidigen. „Weißt du, Dora, ich habe mir das überlegt ... so wie er war, ging er doch nicht gut ...“

„Aber warum denn nicht?“ fragte Fräulein Dora sehr enttäuscht.

„Ja, weißt du ... ich meine ... wenn er nun diesen Brief bekommen hätte ... Sieh' mal, man kann sich doch vorstellen ... es muß fatal sein, schrecklich fatal, denk' ich mir, wenn man ... verschmäht wird,“ sagte sie etwas leise, sah vor sich nieder und spielte mit dem kleinen Lineal, das ihr gerade im Wege lag, „schrecklich fatal ... besonders wenn man nicht mehr jung ist ...“

„Warum hat er sich dem ausgesetzt?“ entgegnete Fräulein Dora mit der ganzen egoistischen Unerbittlichkeit erster Jugend.

„Nun ja ... er hat selbst schuld, gewiß. Aber trotzdem ... Wenn wir uns nun Mühe gäben, weißt du, mein' ich, wenigstens die Form so wenig verletzend wie möglich ... Ein neuer Brief ist ja so schnell geschrieben ...“

„Neuer Brief?“ erwiderte die Kleine ein wenig übellaunig. „Was hilft das? Der wird viel langweiliger werden, wie der da war.“

„Langweiliger?“ sagte Frau von Wachenhausen. Und sie hatte jetzt ganz ihre gewohnte feste Haltung wieder und ihre wohltuende Ruhe. „Ja, das ist möglich, daß er langweiliger wird. Aber auch anständiger wird er werden, viel anständiger. Man braucht sich hinterher nicht zu schämen, daß man ihn geschrieben hat.“

Der Heimat Ton

Die Zeit entflieht mit Windeseile.
Und bald durchmessen ist die Bahn.
Schon winkt das Ziel; nur kurze Weile:
Dann ist's getan.

Ich sah der Erde goldnes Prangen.
Es lachte mir der Liebe Mai.
Bald ruf' ich ohne Furcht und Bangen:
„Es ist vorbei!“

Nur eines bitt' ich, Geist der Welten:
Daß ich dereinst, der Erd' entfloh'n,
Auch hören mög' in fernen Zelten
Der Heimat Ton.

Wilhelm Kunze

Kuno Fischer.

Kuno Fischer

Zu seinem achtzigsten Geburtstage

Von

Theodor Kappstein

(Nachdruck ist untersagt.)

Fast ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit David Friedrich Strauß Kuno Fischer, seinem glücklicheren Freunde, die Zeilen widmete:

„Zieh' du mit aller Götter Gunst
Vom Fluß zum Strom, vom Strom zum Meere;
Erwirb dir Gut, erwirb dir Ehre
Und Ruhm der deutschen Steuerkunst. —
Es bläst dir günstig in den Rücken:
Die Segel auf! und mit Entzücken
Erblickst du sie geschwellt und voll.
Und rufst auch mir: die Segel auf,
Benutz' auch du des Windes Treiben;
Laß uns fortan beisammen bleiben,
Beisammen auch im vollen Lauf!"

Und wehmütig setzt er hinzu:

„Ja, Segel auf! Da sieh' nur her:
Bei mir ist Tuch und Tau verwittert;
Der Mast, vom Wetterstrahl zersplittert,
Erträgt im Wind kein Segel mehr!"

Nun ruht der theologische Streiter schon seit mehr als einem Menschenalter von der

Unrast seines Lebens in dem stillen Hause des Todes, von dem er launig gedichtet hat, und der Genoß seines Sturmes und Dranges, der anderthalb Jahrzehnte jüngere Kuno Fischer, blickt am 23. Juli auf achtzig vollendete Lebensjahre in leidlicher Frische zurück, neben Eduard Zeller, dem Intimus des alten Strauß, der ehrwürdige Vizesenior der deutschen philosophischen Geschichtschreibung.

Kuno Fischer, der gegenwärtig an seinen Memoiren arbeitet, dem Werke seines Lebensabends, hat den Spruch geprägt: „Nicht in dem, was man erlebt, sondern wie man es erlebt, liegt die Bedeutung des Daseins und der Sinn unserer Lebensereignisse.“ Die äußeren Stationen seines Weges sind denn auch bald genannt. Der geborene Schlesier studierte in Leipzig und Halle Philosophie und Theologie. Seine Erstlingsschrift hat ein ästhetisches Thema und atmet Platos Geist: „Diotima, die Idee des Schönen.“ In Heidelberg erlitt der junge Privatdozent, nachdem das erste Stück seiner Geschichte der neueren Philosophie erschienen war, eine behördliche Maßregelung als Feuertaufe seiner Überzeugung: das badische Ministerium verhängte das Interdikt über den Freigeist. In der bedeutenden Jenenser Rede, in der Fischer am hundertjährigen Geburtstage Johann Gottlieb Fichtes (Mai 1862) den Philosophen als Charaktergenie preist, stehen die Worte, die ein persönlicher Klang des akademischen Festredners durchzittert: „Ich komme auf die Begebenheit, die zwischen Jena und Fichte den unheilbaren Riß machte, auf die Ursachen, deren letzte Folge die war, daß Fichte als ein freiwillig Verbannter Jena verließ. Ich will nicht hineinblicken in die schlimmen Triebfedern, die allemal zusammenwirken, wenn es gilt, einen Mann in seinem Berufe zu beschädigen, womöglich um seiner Lehre willen zu vernichten. Sie entspringen in der niedrigsten Gegend der menschlichen Natur und hängen mit deren unlautersten Leidenschaften zusammen. Bei den Alten hieß es, das Schicksal sei neidisch. Bei uns ist umgekehrt der Neid ein häufiges Schicksal. Also nichts von diesen Triebfedern und ihrer neidisch-schadenfrohen Art, nichts von diesem Geschlecht, das wir kennen gelernt haben und nicht bloß aus den Büchern!“

David Friedrich Strauß erzählt uns in frischer Anschaulichkeit in seinen literarischen Denkwürdigkeiten, wie er in jener Zeit, im Jahre 1854, den Dreißigjährigen kennen lernte. Er schätzte ihn bereits wegen eines Aufsatzes über Feuerbach. „Jetzt war er ja,“ schreibt Strauß, „vermöge des Interdiktes, das infolge theologischer Denunziation auf ihm ruhte, gewissermaßen ein Kollege von mir. Ich fand einen noch sehr jungen Mann mit hellblondem Haar und Schnurrbart, schnell und scharf in seiner Rede und norddeutsch-stramm in seinem Auftreten.“ Beide Männer fühlten sich bei allem Gegensätzlichen ihrer Natur bald zueinander hingezogen und traten in ein herzliches und treu bewahrtes Freundschaftsverhältnis. Strauß rühmt an dem „schroff und eigenartig erscheinenden Manne“, der voll war von weitschauenden Plänen und Entwürfen, liebevolles Eingehen auf seine Arbeiten bis ins einzelnste; „mit bewundernswerter Leichtigkeit wußte er sich in eine Sache, wie ich sie ihm vortrug, zu versetzen; eine Aufgabe, an der ich mich zerarbeitete, wurde alsbald auch die seinige.“ Und dankbar bewegt fügt der damals unter einem seelischen Druck leidende Gelehrte hinzu: „Fischer brachte mir eine Hochschätzung nicht bloß meiner früheren schriftstellerischen Leistungen, sondern meiner lebendigen geistigen Potenz entgegen, die mich, weil sie von einem selbst so geistvollen Menschen ausging, im Innersten aufrichtete.“

Die unfreiwillige Muße, deren Unbill ihn schwer reizte, benutzte Kuno Fischer zur Ausarbeitung seiner Werke über Leibniz und Baco von Verulam. Eine Einladung des aufgeklärten Friedrich von Raumer rief ihn zu einem Vortrage nach Berlin. Fischer erntete reichen Beifall; als er sich jedoch bei der Fakultät zum Privatdozenten anmeldete, stimmte diese zwar für seine Aufnahme in ihren Lehrkörper, ein Spezialbefehl Friedrich Wilhelms IV. kassierte jedoch die Bewilligung. Der Großherzog von Weimar, inzwischen auf den jungen Gelehrten aufmerksam geworden, zog ihn nach Jena. Die anderthalb Jahrzehnte der Jenenser Wirksamkeit bilden eine Kette von Erfolgen des hinreißenden Dozenten, der in seinen blühenden Lebensjahren stand. Nach dem Abgang

Eduard Zellers von Heidelberg rief man den inzwischen zum Ruhm Emporgestiegenen an die Stätte seiner ersten akademischen Liebe zurück; Fischer kam und hat dort seit dem Jahre 1872 ununterbrochen mit dem klaren Worte des beredten Mundes und mit der schreibfrohen Feder seines Führeramtes an der studierenden Jugend wie an der gebildeten Welt lehrend und klärend gewaltet. Er ist der Patriarch der Heidelberger Hochschule; der Würde und auch der Würden, die er trägt, sich wohl bewußt, verbindet er in seiner Persönlichkeit die Generation von heute, die ihn nicht mehr recht verstehen will, mit der Blütezeit des klassischen Idealismus, in dem er wurzelt.

Fischer ist nur von Hegel aus nachzuerleben. Strauß notiert sich in seinen Denkwürdigkeiten: „Zwischen Kuno Fischer und mir bildete bei allen Gegensätzen der Natur und der Geistesrichtung die gemeinsame philosophische Bildung, insbesondere der Durchgang durch das Hegelsche System, einen Boden, auf dem wir uns immer wieder fanden, eine Voraussetzung, aus welcher heraus wir uns zum voraus schon verstanden." Darum ist es von Bedeutung, daß er gerade dem achten Bande seiner Geschichte der neueren Philosophie sein Bildnis beigegeben hat, wie es diesen Aufsatz schmückt: enthält er doch Hegels Leben, Werke und Lehre — eine monumentale Leistung künstlerischer Durchbildung und gedanklicher Nachschöpfung. Die ganze Monographienreihe, der das Hegelwerk zugehört, umspannt zehn Bände; von Descartes zu Spinoza, zu Leibniz und Kant, Fichte und Schelling, Hegel und Schopenhauer geht die Wanderung; was Fischer an Descartes einmal rühmt: „Nichts anderes macht die Darstellung vollkommen als die Meisterschaft über den Stoff, und das Geheimnis der Meisterschaft ist die vollendete Aneignung," das ist der Stolz und der bleibende Wert dieses vollendeten Lesebuches — den Ausdruck der Schule in seinem höchsten Sinne angewendet!

Kuno Fischer als philosophischer Historiker hat eine unsere staunende Anerkennung immer neu entzündende künstlerische Fähigkeit, eine fremde Gedankenwelt von ihrem eigenen Mittelpunkt aus zu erleben und sie uns mit erleben zu lassen; so durchsichtig und so eindringlich, so funkelnd in geistreicher Reflexion und so glücklich in der Analyse und Synthese des Stoffes! Er will niemals der nergelnde Schulmeister sein, der mit dem Bakel vor den Philosophen als vor seinen Kreaturen steht — im Gegenteil: sie selbst haben das Wort und sagen uns, was in ihnen waltet. Aber sie tragen ihre eigenen Gedanken in kristallklarer Form vor, vom Historiker gereinigt von jeder Undurchsichtigkeit, treu aufgefaßt und bis in die Wurzeln prüfend durchdacht. Es hat Kuno Fischer nicht an Kritikern gefehlt, die ihn als altfränkisch gescholten und den Vorwurf gegen ihn erhoben haben, er verhülle oft die spekulativen Schwierigkeiten der Systeme, indem er bemüht sei, die Gedankengänge seiner Philosophen dem Leser restlos verständlich zu machen. Allein der aufrichtige Dank wird diesen Tadel gerade da, wo er redlich ausgesprochen wird, weit überbieten. Und das nicht bloß an einem Ehrentage, an dem man gern alles im Festschimmer sieht.

Kuno Fischer hat aber nicht nur die klassischen deutschen Philosophen in seinen Monographien zu neuem Leben erweckt; er ist den klassischen Dichtern ebenso liebevoll nachgegangen. Shakespeare und Lessing, Schiller und Goethe sind die glänzenden Höhepunkte seiner literar-kritischen Schriftstellerei, die sich durch sein gesamtes wissenschaftliches Arbeiten als goldgewirktes Band hindurchzieht. Fischer ist getragen von der Überzeugung der unzertrennbaren inneren Verwandtschaft des denkenden und des dichtenden Geistes — etwa in Schillers Sinne: „Die philosophierende Vernunft kann sich weniger Entdeckungen rühmen, die der Sinn nicht schon dunkel geahnt und die Poesie nicht geoffenbart hätte." Der Bund, so erklärt der Heidelberger Philosoph, den in den klassischen Tagen Deutschlands Denker und Dichter geschlossen haben, sei ein unverbrüchliches Testament der Geschichte geworden, die Wahrheit habe in der Schönheit ihre Schwester erkannt.

Schiller — der hundert Jahre nach seinem Tode für unser Geschlecht erst recht lebendig zu werden scheint — wird in der dramatisch bewegten Studie „Schiller als Philosoph" von Fischer in seiner gedanklichen Entwickelung gezeichnet, die ein stetes Emporstreben

darstellt aus einseitig moralischen zu weitherzig ästhetischen Gesichtspunkten. In Schiller dem Philosophen spreche sich am deutlichsten aus, was Schiller als Dichter war und sein wollte; Fischer charakterisiert mit schönem Faltenwurf der Rede den Rock der Schillerschen Prosa als einen kategorischen Imperativ im Maltesermantel, als ein Mittelding zwischen Rousseaus und Kants Tugendideal. In Schillers tiefsinniger Gedankenlyrik lebe der kantisch-romantische Philosoph. Ähnlich verstehe ich das tiefgeschöpfte Wort: „Der Genius der Poesie kam zu uns, um aus der Idealwelt, die er in Rousseau geboren, einzugehen in die wirkliche Welt, nicht ohne Schmerz und Entsagung, aber mit um so größerer Kraft und gerichtet auf so viel höhere Ziele.“ Schiller steht ihm mitten inne zwischen Kant und Goethe, „von denen der eine die menschliche Natur mit kritischem Scharfsinn zerlegt, während sie der andere in ihrer Lebensfülle dichtet“; Schiller durchmißt den geistigen Zwischenraum, der jene beiden trennt; „er geht, indem er philosophiert, von Kant zu Goethe.“

Bei Lessing zeigt Fischer den Zusammenhang des Dichters und Kritikers mit Leibniz, dessen Universalismus er weitergebildet, und mit Kant, zu dessen Kritiken er ein Vorläufer war. Der Rationalist in ihm vermittelt zwischen dem Gefühl und dem poetischen Schaffen durch die Reflexion. Es ergibt sich die Skala: „Erst die Fabeldichtung, dann seine Abhandlungen über die Fabel; erst seine Sinngedichte, dann seine Abhandlung über das Epigramm; erst die ‚Minna‘ und die in ihrer ältesten Form schon ausgeführte ‚Emilia Galotti‘, dann die Dramaturgie.“ Mit glänzendem Scharfsinn deckt der Forscher die Zusammenhänge zwischen Denker und Dichter im „Nathan“ und in den streitbaren Prosaschriften auf. Der Buchstabe nicht der Geist, die Bibel nicht die Religion, die Bibel nicht Quelle des Glaubens, aber der Glaube Quelle der Bibel — das war der fruchtbare Nährboden für das große dramatische Lehrgedicht, das den Pfaffen einen ärgeren Possen spielen sollte als noch zehn Fragmente. So ist, wie Fischer mit großer Feinheit nachweist, die Erzählung von den drei Ringen nichts anderes als die Erziehung des Menschengeschlechtes in der Sprache der Parabel: als Erziehungsmittel sind alle Religionen gleich wahr und gleich falsch, als äußerliche Glaubensformen wertlos, bis nach Jahrtausenden das Symbol durch die Sache selbst ersetzt sein wird. Was aber in der Parabel als ferne Zukunft am Horizont auftaucht: die Wiedervereinigung der Menschheit als Frucht ihrer religiösen Erziehung und Reife, das zeige die Dichtung bereits verwirklicht im Rahmen einer Familie. Also nicht eine Darstellung der drei Religionen in typischen Vertretern, sondern die Religion in ihren wahren und ihren entstellenden Zügen, echter und unechter Glaube in der Abstufung der menschlichen Gemütsart dramatisch gespiegelt. Als Ziel des echten Glaubens leuchten Selbstverleugnung und Herzensreinheit; Selbstverleugnung, die sich selbst nicht untreu werden kann, weil sie auf Lebensweisheit ruht.

Bei Goethe darf selbst die Philosophie sich nicht rühmen, anders als mit Anstrengung aller ihrer Kräfte seinem Schaffen in die Tiefen folgen zu können, um die verwickelten Gedankensummen aus ihm zu ziehen. Kuno Fischer, der davon durchdrungen ist, daß der Dichter an den Philosophen fortschreite und an ihren Ideen reife, zeigt die Wahlverwandtschaft, die Goethe mit den Denkern der Neuzeit verband: vor allem mit Spinoza, dessen Ruhe und Klarheit in der reinen Kontemplation der Dinge er erstrebt, den amor dei, d. i. seine Intellektualliebe. Goethes Pantheismus, der das Geistige im Natürlichen, Gott in der Welt erblicken will, ist poetisch. Goethes Anschauung von der gesetzmäßigen, kontinuierlichen Entwickelung in allen Dingen geht geradeswegs auf den Leibnizschen Monadenbegriff zurück, der die absolute Eigentümlichkeit der menschlichen Seele festhält und zugleich das Geistige und Körperliche in eins faßt. „Identität von Natur und Geist und naturgemäße organische Entwickelung in allen Dingen: diese beiden genau verbundenen Begriffe bilden die Mittelpunkte der Goetheschen Weltanschauung, die kein System, sondern das Bedürfnis seiner Seele und darum freier Entwurf war.“ In der „Iphigenie“ dramatisiert Goethe diese Vermenschlichung des Transzendenten, die eine ethische Wendung erhält: reine Menschlichkeit sühnt alle

menschlichen Gebrechen. Fischer charakterisiert: „Es ist kein Mysterium, daß das Schuldgefühl besser ist als die Schuld, daß die lauterste Gesinnung zugleich die liebevollste ist, die das tiefste Mitgefühl mit dem Unglück anderer hegt; die Schuld fällt in die bösen Menschen mit dem scheuen, düsteren Blick, das Schuldgefühl in den guten; dieser leidet für jene, ob nun der böse Mensch er selbst in seiner Vergangenheit ist, oder ob es seine Blutsverwandten sind oder seine Mitmenschen." So leidet Iphigenie, so darf sie in Orestes ihr Haus entsühnen.

Schelling und Hegel begrüßen als philosophische Zeitgenossen Goethes Faustgedicht. In ihrer Nachfolge schreibt Fischer seine bewundernswerten Studien über dies Weltdrama. Sein goldener Schild ist das Bekenntnis: „In dem Zeitalter der deutschen Philosophie, das von den Anfängen der Epoche Kants bis zum Tode Hegels reichte, entstand, entwickelte und vollendete sich der Goethesche Faust. Die alte Fabel vom deutschen Magus des sechzehnten Jahrhunderts und die neuen Ideen der deutschen Philosophie, welche das letzte Menschenalter des vorigen, das erste dieses Jahrhunderts bewegt haben: das sind die Elemente, welche unser Gedicht in sich aufnehmen und verbinden mußte, denn es durfte weder seine Geburt noch seine Erbschaft verleugnen. Darum ist dieses Werk kraft seines Ursprungs eine religiöse und philosophische Dichtung, die ohne Erkenntnis der in ihr wirksamen Ideen nicht wohl gefaßt und durchdrungen werden kann. Das Verständnis desselben war und bleibt deshalb eine philosophische Aufgabe." Er hat sich ihr mit einer beneidenswerten Ausrüstung unterzogen. Mit Kant, der im Kampfe zwischen dem guten und dem bösen Prinzip an die menschliche Willenskraft appelliert, und mit Fichte, dessen Weltansicht getragen ist von den Ideen des absoluten Strebens, ist für Goethe Wesen und Bestimmung der Menschheit befaßt in ihrer fortschreitenden Läuterung; auf diesem Wege reisen ihm die Gedanken der Philosophen zur Tragödie der Menschheit. Er stellt der Divina commedia des Mittelalters die Auswirkung des Werdenden gegenüber, das ewig schafft und lebt, dem auch die Versuchung als sittlicher Faktor eingegliedert ist. Kuno Fischer erklärt: „Eben darin liegt bei der Gleichartigkeit des Themas der Unterschied zwischen Dante und Goethe, zwischen dem Dichter des Mittelalters und der Neuzeit: daß bei diesem das Leben selbst das gewaltige Fegefeuer, die Welt selbst das große Purgatorium ist und die Entwickelungsstufen einer bedeutenden Menschennatur zugleich Läuterungsstufen sind." Kurzum, Fischer hat den überzeugenden Beweis erbracht für seine grundsätzliche These: „Die Philosophie ist in die neue Literatur dergestalt eingedrungen und mit der poetischen verschwistert, daß man diese unmöglich ohne jene verstehen, geschweige lehren kann. Dies gilt von der neueuropäischen Literatur insgesamt, ganz vorzüglich von der deutschen, und zwar bis zum heutigen Tag." Er hat den Philologen von Fach einen neuen fruchtbaren Weg ihrer Forschung gewiesen durch seine philosophische Methode der Literaturbetrachtung. Der innere Zweck, so belehrt er uns, soll die Richtschnur dieser Arbeitsweise bilden; so befähigt sie zu methodischer Kritik, „weil sie die Sache nicht von außen beurteilt, sondern durch ihren inneren Zweck gleichsam sich selbst beurteilen läßt." Dr. Hugo Falkenheim hat in seiner gediegenen Broschüre: „Kuno Fischer und die literarhistorische Methode" (Berlin, 1892) sehr lehrreich nachgewiesen, wie der Historiker, der Psychologe und der Ästhetiker zu solcher Arbeit sich zusammenfinden müssen; Fischer hat diese Personalunion in sich harmonisch vollzogen.

So groß die Fülle der Erscheinungen, die Fischer beherrscht, niemals hat er doch den Blick dafür verloren, daß die hervorragende einzelne Persönlichkeit es vor allem ist, deren sich die Geschichte als des Mittlers ihrer Entwickelung bedient, um ihre Ideen zu verwirklichen; sie sind die Geschäftsführer des Weltgeistes, die ihren Beruf aus verborgenem Quell schöpfen, berufen, die Menschheit auf eine höhere Stufe ihrer geistigen Existenz zu heben. Hegel hat die Struktur der heroenkultischen Anschauung, der Kuno Fischer zustrebt, geliefert. Wichtig erscheint mir in Fischers Werken das unablässige Ringen um eine organische Betrachtung seiner Helden; „man kann Goethe auf falsche Art auch mit sich selbst vergleichen,"

bemerkt er pointiert. Nach innen soll der Blick dringen; die Verwandtschaft zweier Empfindungen ist noch nicht dadurch erwiesen, daß Worte und Wendungen gleich oder ähnlich lauten. —

Mit einem dankbaren und bewundernden Blick auf den weiten, vollen Kreis dieser Gedanken bringen wir dem Jubilar den Zoll unserer Huldigung. Was wird er uns antworten? Ich höre ihn sagen: „Der Geist der Philosophie lebt von Problemen. Jede Lösung erzeugt neue. Wo bleibt die Wahrheit? Meint man die allzeit fertige und ausgemünzte? Die Wahrheit, von welcher Nathan sagt: ‚Wie Geld in Sack, so striche man in Kopf auch Wahrheit ein?‘ Diese Wahrheit, welche der echte Geist der Philosophie nicht kennt und nicht begehrt, bleibe denen überlassen, welche die Säcke dafür haben: das sind die Sekten mit ihrem dogmatischen Gezänk, die Schulen und die Schüler, denen es ziemt, ihre Meister zu loben. Ihre Wahrheit ist wie die Münze. Der Meister ist wie das Bild auf der Münze. Sie handeln mit den Gedanken wie mit Zinsgroschen, und da tun sie recht, daß sie dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. Was aber die Wahrheit in der Philosophie betrifft und in der Mannigfaltigkeit ihrer geschichtlichen Systeme, so ist mein Satz, den ich gern und oft meinen Zuhörern wiederhole: Wahre Probleme sind auch Wahrheit!“

Alte Zeit

Rings junger Park und Villen, weiße Warten,
Darunter Damen blüh'n im Spitzenkleid —
Nur ich und dieser mondverklärte Garten
Kennt noch die gute, alte Zeit.

Einst war hier wundervolles Wipfelraunen
In Gassen voller Duft und Dämmerschein;
Das Posthorn scholl vom Rücken runder Braunen
Warm in den stillen Wald hinein.

Ihr Pfeifchen löschend, müde Meister traten
In ihre grauen Türen: Gute Nacht! —
Dann klirrten lustig nur noch zwei Soldaten
Auf leichte, lose Liebeswacht.

Sie schwanden — leises Trällern und Gelächter —
Ein Federflaum ward irgendwo gepflückt;
Und langsam tutete der greise Wächter,
Vertäumt auf seinen Stab gebückt.

Und nur ein Raunen noch um First und Rasen,
Als wuch're hoch ins Blaue Weg und Blatt;
Vor krummen Pforten hüpften kecke Hasen,
Im Monde glomm die Giebelstadt ...

Das war! Nun schwingt die rauschenden Standarten
Der Prunkpalast auf helle Zinnen weit.
Das Städtchen war. Auch uns, geliebter Garten,
Grüßt bald die große Schlafenszeit.

A. K. T. Tielo

Der Gralstempel. Bühnenbild aus der Bayreuther Aufführung von Wagners „Parsifal".

Richard Wagners „Parsifal"

Eine Einführung in das Bayreuther Bühnenweihfestspiel

von

Richard Sternfeld

(Nachdruck ist untersagt.)

Das deutsche Publikum ist in den letzten Jahren mit Zeitungsnotizen, die sich auf Wagners „Parsifal" bezogen, geradezu überschwemmt worden, und was sich im vergangenen Winter in Amerika Übles ereignet hat, wird noch in aller Leser Gedächtnis sein. Man könnte daraus folgern, daß die Kenntnis des letzten Dramas des Bayreuther Meisters in den gebildeten Kreisen durch diese öffentlichen Erörterungen gefördert und somit aus beklagenswertem Anlaß wenigstens ein einziges erfreuliches Resultat hervorgegangen sei. Ein solcher Schluß wird aber einem guten Beobachter unserer Öffentlichkeit optimistisch erscheinen, denn ihm ist es zur Gewißheit geworden: je mehr *über* eine Sache geschrieben und gelesen wird, desto weniger wird die Sache selbst ruhig und ausgiebig geprüft; es ist, als wenn von der Tagespresse ein dicker Qualm aufsteigt, der das Gehirn umnebelt und in die Augen beißt, so daß die reine, schöne Flamme dahinter nicht mehr sichtbar ist. So mögen auch die folgenden Zeilen ganz allein den Zweck haben, von dem Lärm und Streit, der sich leider eines so edlen und erhabenen Gegenstandes bemächtigt hat, auf die Sache selbst den Blick zu lenken und durch einige

Digitized by Google

Fingerzeige zur Lektüre der „Parsifal“-Dichtung anzuregen. Von der genaueren Kenntnis des Dramas bis zu dem Wunsche, es nun dort zu schauen, wo es allein nach dem Vermächtnisse seines Meisters gegeben werden soll, wird dann nur noch ein Schritt sein; und da das Festspielhaus in Bayreuth in diesen Tagen wieder seine Pforten geöffnet hat, so wird eine kurze Einführung in den Inhalt des „Bühnenweihfestspiels“ für manche Besucher noch zur Zeit kommen.

* * *

Im Mittelpunkte des „Parsifal“ steht der Gral, von dem Richard Wagner in seinem soeben erschienenen wundervollen Briefwechsel mit Mathilde Wesendonck (herausgegeben von Prof. Wolfgang Golther; Berlin, Alexander Duncker) sagt, er sei „das tiefsinnigste Symbol, das je noch als Inhalt des sinnlich-geistigen Kernes einer Religion erfunden werden konnte“. Und er fährt fort: „Wen schauert es nicht von den rührendsten und erhabensten Gefühlen, davon zu hören, daß jene Trinkschale, aus der der Heiland seinen Jüngern den letzten Abschied zutrank, und in der endlich das unvertilgbare Blut des Erlösers selbst aufgefangen und aufbewahrt wurde, vorhanden sei, und wem es beschieden, dem Reinen, der könne es selbst schauen und anbeten. Wie unvergleichlich! Und dann die doppelte Bedeutung des einen Gefäßes, als Kelch auch beim heiligen Abendmahl — offenbar dem schönsten Sakramente des christlichen Kultus!“

Dieser heilige Gral, der uns schon aus dem Lohengrinvorspiel mit himmlischen Klängen ertönte, leuchtet uns im „Parsifal“ selbst auf der Bühne entgegen. Aber auch, wo wir ihn nicht erschauen, dringt aus dem Orchester sein einfach akkordliches Motiv mit mild erhabenem Glanz an unser Ohr. Vor ihm schon hörten wir am Anfange des Vorspieles eine Melodie altertümlicher Art ohne Begleitung: den Liebesmahlspruch „Nehmet hin mein Blut, nehmet hin meinen Leib, um unserer Liebe willen.“ Und als drittes musikalisches Symbol gesellt sich zu diesen ein von Trompeten und Posaunen getragenes Thema, zuversichtlich und felsenfest: „Der Glaube lebt!“ Das ist die Musik, die unserem Gefühl, inniger und stärker als alle Worte, das Ideal des Grales enthüllt.

Als der neue reine Glaube durch böser Feinde List zu unterliegen drohte, ward der heilige Gral von Engeln auf die Erde gebracht, und zugleich auch der Speer, mit dem einst der römische Kriegsknecht auf Golgatha die Seite des Heilandes durchbohrt hatte: ein frommer Held, Titurel, erhielt diese beiden heiligsten Zeugengüter in seine Obhut, damit er ihnen eine Stätte bereite, wo man ihrer pflege. Dort im Heiligtume des Grales herrschte er nun als König; er sammelte um sich eine Ritterschar, welche dem Grale diente und von ihm die heilige Nahrung erhielt, die sie stärkte, in alle Lande zu ziehen, zu kämpfen gegen das Böse in der Welt, für den Glauben und die Unschuld, für alles Edle und Gute. Wie gelangt man aber in die Genossenschaft des Grales? Nicht jedem war es beschieden, so sehr wohl mancher danach begehrte, während ein anderer, Auserkorener, wohl wie von selbst, ohne sein Zutun, hingeführt wurde: der reines Herzens war.

Klingsor gehörte nicht zu diesen. Mit heißem Streben wollte er des Grales teilhaftig werden, aber er vermochte nicht, die Sünde in sich selbst zu ertöten; so legte er die Frevlerhand an sich, indem er durch ein abscheuliches Opfer seiner Mannheit die Reinheit erzwingen wollte. Aber Titurel stieß ihn voll Verachtung nun zurück, denn nicht durch äußere Werkheiligkeit, sondern durch innere Befreiung von sündigem Gelüste wird der Segen des Grales gewonnen. Klingsor, wütend über die Zurückweisung, hat durch sein schmähliches Opfer das Mittel gewonnen, dem Grale höchste Gefahr zu bereiten. Ein Zaubergarten ersteht ihm in der Wüste, dort wachsen teuflisch holde Frauen, welche die vorüberziehenden Gralsritter zu sündiger Minne verlocken. Schon viele sind in Klingsors Schlingen gefallen und haben in den Armen ihres schönen Geteufels ihr Mannesmark und ihre Herzensreinheit verloren.

Amfortas, der junge Sohn des Titurel, dem der hochbetagte Vater die Krone des Gralskönigtums übergeben hat, will dem Zauber Einhalt tun; ehrgeizig und mutig zieht er mit der heiligen Lanze, die er doch

im Streite nicht führen durfte, gegen Klingsors Zauberschloß. Aber er ist nicht der Starke, der er zu sein glaubt; auch er verfällt der Versuchung. Ein furchtbar schönes Weib hat ihn zu sich entzückt. Da naht Klingsor, ergreift den Speer, welcher dem Gralskönig entsunken ist, stößt ihm damit eine Wunde und schwingt sich hohnlachend davon. Amfortas kehrt, von seinen Treuen geleitet, zurück; aber nun ist das Unglück in den Gral eingezogen. Die Wunde des Königs will sich nicht schließen, wieviel auch Ritter auszogen, um Heilkräuter zu gewinnen; immer, wenn er den Gral bei dem heiligen Liebesmahl enthüllt, öffnet sie sich von neuem und mahnt ihn an seine fürchterliche Schuld. Auf der anderen Seite triumphiert Klingsor; im Besitze der heiligen Lanze hofft er auch den Gral sich zu erringen, zur Schmach alles Edlen und Reinen. Die Gralsritter aber beginnen zu wanken; keiner wagt es, Klingsors Waffen zu bestehen. Da wird dem kranken König, als er vor dem Gral inbrünstig betend um Rettung fleht, eine Weisagung:

Durch Mitleid wissend, der reine Tor:
Harre sein, den ich erkor. —

Und es begab sich, als Amfortas im heiligen See Linderung seiner Schmerzen suchte, da schwirrte ein Pfeil, und ein Schwan, der segenspendend über dem Wasser schwebte, sank getroffen zur Erde. Ein Tier zu töten aber ist schwerstes Vergehen im Gralsgebiet, wo alle Tiere heilig sind. Drohend schleppen die Ritter einen Knaben herbei, der jenen Pfeil entsandte, und er bekennt gleichmütig seine Tat. Zürnend hält ihm Gurnemanz, der biedere alte Waffenmeister des Titurel, seine schwere Schuld vor; der Knabe sieht das gebrochene Auge des Schwanes, und das erste Mitleiden zieht in sein offenes Herz, schaudernd zerbricht er Bogen und Pfeile. Auf alle Fragen des Gurnemanz zeigt er sich aber als völliger Tor; nur eines weiß er, daß er seiner Mutter Herzeleide, die ihn einsam aufgezogen hat, ohne Bedenken entlaufen und glänzenden Männern nachgeeilt ist, die einst an seiner Einöde vorbeiritten.

Gurnemanz, in stiller Hoffnung, daß dieser Knabe der verheißene reine Tor sei, nimmt ihn zur heiligen Handlung in den hochgewölbten Saal des Grales mit sich. Dort versammeln sich nun unter Glockenläuten die Gralsritter, während Jünglinge und Knaben aus der Kuppel des Domes ihre Gesänge erschallen lassen. Amfortas wird hineingetragen und vor ihn der heilige Schrein gestellt. Die Stimme des Vaters mahnt ihn, den Gral zu enthüllen, aber er weigert sich, und in einem Ausbruche tiefsten Seelenschmerzes ergießt sich seine Selbstanklage. Er muß sein Leiden mit dem des Heilandes vergleichen, steht doch dasselbe heilige Gefäß vor ihm, aus dem jener trank, hat doch derselbe Speer auch ihn an derselben Stelle getroffen; aber welch ein furchtbarer Gegensatz: des Heilandes göttliches Blut floß zur Erlösung der sündigen Menschheit, dem Hüter des Grales entquillt das heiße Sündenblut und erinnert ihn immer wieder an jene Stunde, wo er seine Reinheit und sein Seelenheil verlor. Daß er, der einzige Sünder unter all diesen Reinen, zugleich die hohe Aufgabe erfüllen muß, die heilige Speise ihnen zu übermitteln, dünkt ihn die schwerste Strafe; und dabei fühlt er immer noch das furchtbare Sehnen nach der Sünde, das er nicht ertöten kann: so gibt es für ihn nur eine Rettung, den Tod, und um Erlösung fleht der Unselige den Heiland an in erschütterndstem Jammer der Gewissensqual.

Der törichte Knabe sieht und hört alles, obwohl er einsam wie teilnahmlos dasteht; nur bei dem lautesten Erbarmungsrufe des Amfortas macht er eine Bewegung mit den Händen nach dem Herzen, als wollte er einen pressenden Schmerz bewältigen.

Die heilige Handlung nimmt nun ihren Fortgang; Amfortas muß den Gral enthüllen. Mit allen Brüdern senkt er sich zum Gebet auf die Knie, nachdem er das heilige Gefäß dem Schrein entnommen hat; Dämmerung verbreitet sich, während von unsichtbaren Chören kaum hörbar jener Liebesmahlspruch ertönt. Da plötzlich ein blendender Lichtstrahl aus der Höhe, das heilige Blut erglüht leuchtend im Kelche auf, der König erhebt ihn, schwenkt ihn segnend über die Gemeinde und weiht ihr Brot und Wein zur heiligen Speise. Der Gral erblaßt wieder, die Dämmerung schwindet, die Ritter lassen sich unter wundervollen Wechselgesängen der Chöre zum Mahle nieder.

Dann schreiten sie wieder aus dem Saale, auch Amfortas, dessen Wunde aufs neue zu bluten begonnen hat, wird davongetragen. Allein der Knabe bleibt zurück. Auf Gurnemanz' Frage: „Weißt du, was du sahst?“ hat er nur ein stummes Kopfschütteln und jene selbe krampfhafte Gebärde nach dem Herzen. Da stößt ihn der alte Gralsritter enttäuscht und zornig aus der Burg; von der Höhe aber tönt milde der tröstende Verheißungsspruch. —

Klingsor in seinem düsteren Turmgemach sieht den Knaben nahen, und er weiß, daß von ihm seiner Macht die schwerste Gefahr drohe. Er hofft aber auch das unfehlbare Mittel zu haben, ihm die Reinheit zu rauben. Mit zauberhafter Beschwörung weiß er ein geheimnisvolles Wesen zu bannen, das nun aus düsterem Abgrund emporsteigt, eine Frau scheint es, die jäh erwacht mit einem durchdringenden Schrei, der sich allmählich zu krampfhaftem Wehklagen abstillt.

Als einst der Heiland auf dem letzten Gange sein Kreuz trug, begegnete ihm ein schönes Weib, das, ungerührt durch sein Leiden, ihn leichtsinnig, verlockend anlachte. Da schaute er auf sie mit einem Blicke zugleich voll strafender Hoheit und erbarmender Liebe; diesen Blick kann sie nie mehr vergessen, ihn sucht sie, die Ewige Jüdin, die nicht Ruhe finden kann, von Welt zu Welt; oft glaubt sie ihn schon nahe — da kehrt ihr das verfluchte Lachen wieder, dem kein Mann widerstehen kann, und ein Sünder sinkt ihr in die Arme. Sie sehnt sich nach Erlösung, aber sie kann sich nicht selbst erlösen, denn immer wenn ein Mann ihr naht mit dem Begehren, sie zu besitzen, muß auch der instinktive Anreiz ihrer Weibesnatur walten. Nur wer ihrer verlockenden Schönheit widersteht, könnte sie erlösen; aber bisher vermochte es keiner; voll Verachtung sieht sie einen nach dem anderen ihrem Reize, ihrem Fluche verfallen. Einen gibt es ja, an dem ihre Macht nichts vermag, jenen Klingsor, der seinen Mannestrieb zum Todesschweigen zwang; und er hat dadurch auch über sie Macht gewonnen, er bedient sich ihrer, wenn es gilt, die schwersten Verführungskünste zu üben; sie war es auch, die den Amfortas bestrickte, daß er in ihren Armen seinen Heiland verriet. Und doch sträubt sie sich — wenn auch vergeblich — wider diesen Zwang; ihr besseres Ich ist durch den Heilandsblick geweckt, und so führt sie in ihrer Doppelnatur auch ein Doppelleben: hat sie dem Bösen, dem sie verfallen, verderblich gedient, so will sie dann büßen in Reue und Hingebung, will Gutes tun, um wieder gut zu machen. So naht Kundry sich der Genossenschaft der Reinen, den Gralsrittern; wie eine Halbwilde, mit schwarzen stechenden Augen, bald wie ein Tier in den Winkel gekauert, dann wieder auf fliegendem Rosse durch die Lüfte sausend, allen rätselhaft und unheimlich: so tut sie Dienste als unermüdliche Botin des Grales, jeden Dank rauh von sich weisend, so hat sie auch letzthin für den siechen König lindernden Balsam aus Arabia geholt. Aus rastlosen Mühen sehnt sie sich wohl nach Ruhe und schaudert doch wieder vor dem Schlafe, der sie befällt, denn sie weiß, daß aus diesem Schlafe „der Böse über den Bergen“ sie zu neuer Sündentat erwecken kann.

So hat sie auch heute Klingsor wieder wachgerufen; und nun stehen die beiden Unseligen sich gegenüber: er in heißem Rachegefühl, in dumpfem Brüten über das verlorene Heil, sie voll giftigen Hohns ob seiner Keuschheit; er in dämonischer Größe schon den Gral in seiner Gewalt wähnend, sie mit heftigem Sträuben gegen ihn und ihre eigene sündige Natur wütend. Er aber hat seine Machtmittel schon bereit. Er stößt in sein Horn und ruft die Ritter auf, die nun aus den Armen ihrer Geliebten, der Zaubermädchen, sich aufraffen zum Kampfe wider den heranstürmenden Knaben; er schildert, hinausblickend, wie der Tapfere alle jene Schwächlinge mit Wunden heimschickt und nun mit rosigen Wangen erstaunt in den einsamen Garten blickt. Kundry hat alles vernommen; sie weiß, wer der törichte Knabe ist, sie hat ihn von Kind auf gekannt, dann im Gralsgebiete wiedergetroffen; hoffend und sehnend ahnt sie, daß er anders ist als die anderen; und jetzt soll sie an ihm, der ihr vielleicht zur Erlösung gesandt ist, ihre Künste versuchen! Aber zugleich liebt sie ihn mit irdischer Liebe, und der sündige Trieb reizt sie, ihn an sich zu ziehen. So erlahmt ihr Widerstand, mit ekstatischem Lachen verschwindet sie, und Klingsor fühlt

sich aufs neue seiner Übermacht versichert. Er versinkt mit dem Turmgemach; zugleich steigt der Zaubergarten auf, in greller Farbenpracht, in schwülem Duft exotischer Blumen. Von allen Seiten stürzen schöne Mädchen herbei, liebliche Kinder in leicht übergeworfenen Gewändern, klagend über die Wunden ihrer Geliebten und den kühnen Knaben verwünschend, der sie schlug. Wie er aber zu ihnen hinabspringt, geht ihr Drohen allmählich in Wohlgefallen über; er soll mit ihnen spielen um Minnesold, und verlockend schlingen sie, nun in reichem Blumenschmuck selbst wie zu Blumen verwandelt, um ihn ihren süßen Reigen. Er aber widersteht ihrem Werben, und wie sie ihn schmeichelnder, begehrender, eifersüchtig umdrängen, erwehrt er sich ihres Ungestüms. Da ertönt aus einem Blumenhag ein Ruf: „Parsifal", der ihn stutzen macht, denn so hat ihn einst seine Mutter genannt. Jetzt ist es Kundry, die, auf einem Lager von Blumen in üppig schöner Gestalt erschienen, ihn mit jenem Namen* ruft. Sie scheucht die Zaubermädchen von ihm, die nur widerstrebend den holden, törichten Knaben aufgeben, und bleibt allein mit ihm zurück.

Sie beginnt ihm von seiner Mutter Herzeleide zu erzählen, die ihn geboren, nachdem sein Vater Gamuret im Kampfe gefallen war. Damit der Knabe ihr nicht ebenso einst entrissen würde, hat sie ihn fern von Menschen und Waffen zum Toren erzogen. Und doch mußte sie erleben, daß ihr das einzige, was die Welt ihr noch gelassen, geraubt ward, daß ihr Liebling verschwand. Als er dann nicht mehr wiederkehrte, brach Herzeleiden das Herz. Das erfährt nun der Sohn, und tiefster Schmerz ergreift ihn, daß er in dumpfer Torheit die geliebte Mutter verlassen konnte. Trübe starrt er vor sich hin und hört kaum die Worte der Verfucherin, die schlangengleich ihm die Frucht der Erkenntnis verspricht; da umfängt ihn schmeichelnd Kundrys Arm, und sie bietet ihm als letzten Gruß der sterbenden Mutter den Trost, den ihm nur die Liebe gewähren könne: sie heftet ihren Mund zu einem langen Kusse auf den seinigen.

Da fährt er plötzlich taumelnd auf, und die Hände wie im Ersticken an das Herz drückend, schreit er: „Amfortas!" Bei dem ersten Kusse des Weibes empfindet der reine, unverdorbene Knabe einen heftigen physischen Schmerz, und da kommt ihm jener Schmerzensausbruch des Amfortas in den Sinn, der einst auf sein mitleidendes Herz einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat; die Erinnerung konnte dem Toren wohl eine Zeitlang schwinden, nun aber tritt sie mit voller Kraft wieder über die Schwelle des Bewußtseins: wie ihm alles Blut nach dem Herzen sich drängt, so glaubt er gleichsam die blutende Wunde am eigenen Leibe zu spüren. Zugleich aber empfindet Parsifal wie ein kräftiger Jüngling bei dem Kusse der schönen Frau: alles zuckt und starrt in ihm vor quälendem Verlangen. Und dieses furchtbare Sehnen empfindet er unwillkürlich als Sünde; ein ganz bestimmtes Gefühl sagt ihm, daß Amfortas einst in gleicher Lage und dieses Weib mit ihrem Kusse die Ursache seines Verderbens gewesen, daß er ihr widerstehen müsse, wenn er jenen von seinen Qualen, die Welt von Schmach und Knechtschaft befreien wolle. Daß dieses sein Beruf gewesen, daß er diesen Beruf töricht vergessen habe, wird ihm nun gewiß, und so hebt sich allmählich ein Schleier nach dem anderen von den Augen des Toren, bis er wissend wird und seine Aufgabe klar erkennt.

Anders Kundry. Da er sie von sich stößt, geht ihre Zärtlichkeit in leidenschaftliche Bewunderung über; sie enthüllt ihm ihr furchtbares Schicksal, schildert den Fluch, der sie durch das Dasein hetzt, der sie nur lachen, schreien, toben und rasen läßt, die Wohltat der Träne ihr aber versagt; an Parsifals Busen will sie weinen, damit er auch sie erlöse. Er aber weiß, daß er mit ihr verdammt wäre, wenn er sich ihr geselle, daß er ihr die Erlösung nur bieten könne, wenn er ihr widersteht. Keine asketische Lehre, kein Gebot der Selbstkasteiung, sondern allein das Bewußtsein der sittlichen Pflicht, im entscheidenden Augenblick der Prüfung und Anfechtung sich selbst zu überwinden und die Verlockung zu bekämpfen, ist in dem Reinen mächtig, der nun ein Wissender ge-

* Wagner folgt in der Deutung des Namens Parsifal nicht der geläufigen Wortherleitung (Perce-val: Spring-ins-Feld), sondern der von Görres beliebten, dem Arabischen entnommenen, wonach Parsi-fal „der reine Tor" zu übersetzen ist.

worden. Er sieht in Kundry das Bild der Menschheit überhaupt, die in heißer Sucht nach Erlösung schmachtet, aber den richtigen Weg zum Heile von selbst nimmer findet; so auch Kundry, die statt der Entsagung seine Umarmung begehrt und schließlich, von Liebesraserei übermannt, selbst ewige Verdammnis für eine Stunde der Wonne eintauschen will. Sie bettelt und fleht um seine Liebe, und als er sie endlich heftig von sich stößt, da rast und tobt sie wider ihn; in wahnsinnigem Lachen verwünscht sie ihn und sein Ziel: nie soll er zu Amfortas gelangen, um ihn und damit auch den verratenen Heiland zu erlösen. Sie ruft Klingsor herbei, der das letzte Mittel ergreift und die heilige Lanze gegen Parsifal schleudert; diese aber bleibt über dem Haupt des Reinen schweben, er ergreift sie, macht das Zeichen des Kreuzes, und wie durch ein Erdbeben verschwindet der ganze Zauberspuk. Verwelkte Blumen sind auf dem Erdboden verstreut, auch Kundry ist schreiend zusammengestürzt mit dem Blick auf Parsifal, der mit dem Speere davoneilt. —

Lange Jahre sind vergangen. Das Unheil hat seinen Lauf genommen. Amfortas, an der Verheißung verzweifelnd, will sich den Tod erzwingen: er verweigert die Vollziehung der heiligen Handlung, um nicht mehr als Unwürdigster von allen den Gral enthüllen zu müssen. Damit ist den Gralshütern auch die Kraft zu guten und mutigen Taten geraubt; schwach und verzweifelnd wankt die führerlose Ritterschaft einher. Draußen in der Welt aber nimmt das Böse überhand, alles Hohe und Edle scheint zu unterliegen, da kein Schützer der Unschuld, kein Rächer der Gewalt mehr vom Grale her sich naht. Endlich ist auch der gottgeweihte Titurel gestorben — ein Mensch wie alle. Heute, am Karfreitag, soll seine Leiche eingesegnet werden, und Amfortas hat dem Drängen der Gralsritter nachgegeben, zu dieser Feier noch einmal, zum letztenmal, den Gral zu enthüllen.

Es ist früher Morgen. Im Gralsgebiet ist der Lenz erwacht, schon schmückt er die Aue mit lieblichen Blüten und Blümchen. Gurnemanz, zum Greise gealtert, tritt aus dem Hüttchen, wo er sich eingesiedelt; er hat ein Stöhnen gehört, das ihn bekannt dünkt. Und wirklich: es ist Kundry, die er nun, wie früher wohl auch schon, schlafend, wie tot im Dornengehege findet. Er sucht sie ins Leben zu rufen, endlich erwacht sie mit einem Schrei; doch anders wie sonst blickt sie heute, nicht wild und trotzig, sondern ergeben und demütig; sie ordnet sich Haar und Gewand; „dienen, dienen!“ das sind die einzigen Worte, die sich noch ihren Lippen entringen.

Wie Gurnemanz ihr erstaunt nachblickt, gewahrt er einen Ritter, ganz in schwarzer Rüstung mit geschlossenem Helm, der zögernd müde sich nähert. Auf seinen Gruß hat er nur Schweigen, bis Gurnemanz ihn bedeutet, daß man nicht mit Waffen ins Gralsgebiet komme, am allerwenigsten heute am heiligsten Karfreitage. Wie das der Ritter hört, stößt er seine Lanze in den Boden, öffnet sein Visier, entledigt sich der Rüstung und senkt sich zu langem Gebete auf die Knie. Gurnemanz aber erkennt ihn wieder, er kennt auch und begrüßt mit innigster Erhebung den heiligen Speer. Wie dieser zurückgekehrt ist, das kündet nun Parsifal in der Erzählung seiner Irrfahrt. Unter tausend Nöten und Kämpfen, in denen er doch die heilige Waffe nicht gebrauchen durfte, irrend und leidend hat er den Gral gesucht, um seinem König Heilung zu bringen, aber ein Fluch hatte ihn immer wieder vom rechten Pfade verscheucht. Nun endlich hat er sein Ziel gefunden, zur rechten Stunde. Wie heiß sein Kommen ersehnt, wie groß die Not des Grales, erfährt er durch Gurnemanz, und Parsifal droht der Last dieser Kunde zu erliegen. Da führt ihn der alte Ritter zum heiligen Quell, ihn zu erquicken; Kundry kniet nieder, wäscht ihm die Füße und trocknet sie mit ihren Haaren; dann zieht sie ein Fläschchen mit Öl hervor, ihm die Füße zu salben. Gurnemanz netzt ihm das Haupt und salbt ihn in erhabener Rührung zum König des Grales. Parsifal schöpft Wasser und tauft Kundry, auf daß sie fürder an den Erlöser glaube. Dann schaut er in stillem Entzücken auf die Aue, die in der Mittagssonne sanft erglänzt; ihm kommen Blumen in den Sinn, die ihn einst so üppig umrankten, doch ist ihm niemals Halm und Blüte so lieblich zart erschienen wie heute. Es will ihm nicht in den Sinn, daß dies der Zauber des Karfreitags sei — wie Gurnemanz ihn bedeutet —: denn da müßte

doch alle Kreatur nur trauern und weinen. Aber der alte Waffenmeister, der in des Toren Herzen einst bei dem toten Schwan das erste Mitleid weckte, enthüllt ihm nun auch den tiefen Sinn des Verhältnisses der Kreatur zu dem Erlöser. Wie dieser der Mittler zwischen Gott und dem Menschen, so der Mensch der Mittler zwischen dem Heiland und der Kreatur. Diese kann zwar den Erlöser am Kreuze nicht erschauen, aber sie fühlt, daß am Karfreitag der Mensch voll Mitleid sich ihrer erbarmt, wie er ja selbst des göttlichen Erbarmens bedurfte; da freut sich Blum' und Blüte, daß heute der Mensch sie nicht zertritt, sondern mit sanftem Schritte schont. Auch Kundry ist ein Teil der heute entsündigten Kreatur, sie blickt in stillem Weinen bittend zu ihrem Erretter auf, und er küßt die Erlöste sanft auf die Stirn.

Nun ist es Zeit, zur heiligen Handlung aufzubrechen; Parsifal ergreift den Speer und schreitet den beiden voran. Die Glocken läuten wieder; im Gralssaale haben sich die Ritter und Knappen vereinigt; unter düsteren Gesängen der Doppelchöre wird Amfortas mit dem Schreine, von der anderen Seite die Leiche des Titurel hereingetragen. Amfortas sinkt in brünstigem Gebete am Sarge des Vaters nieder, der nun begnadet ist, den Erlöser zu schauen. Die Ritter aber, lechzend nach dem langentbehrten Genusse des Grales, drängen ungestüm, daß Amfortas zum letztenmal ihn enthülle. Da weigert sich der Unglückliche; in wütendem Ausbruche der Verzweiflung stürzt er vor: er will nicht noch einmal ins Leben zurück, er reißt sich sein Gewand auf, damit sie seine Brust durchbohren und so ihm geben, was er ersehnt: den Tod. Alle weichen scheu vor ihm zurück; doch schon ist Parsifal eingetreten, mit der heiligen Lanze berührt er die Seite des Amfortas, dessen Miene bald in Entzückung aufleuchtet, denn nun ist er geheilt und entsündigt. Sein Leiden war gesegnet: er mußte leiden, damit der reine Tor höchste Kraft des Mitleids bewähren und zum Wissen des Erlösungswerkes gelangen konnte.

Wie nun Parsifal der entzückten Ritterschaft das wiedergewonnene Heiligtum entgegenhält, da leuchtet des Speeres Spitze in rötlichem Scheine auf, wie in Sehnsucht nach dem heiligen Blute im Gralsgefäß. So schreitet denn Parsifal dem geöffneten Schreine zu, entnimmt ihm den Gral und versenkt sich stumm betend in seinen Anblick. Da dringt ein blendender Lichtstrahl von oben, der Kelch erglüht mit leuchtender Gewalt, Parsifal schwenkt ihn sanft vor der knienden Ritterschaft. Kundry sinkt mit dem Aufblick zu ihm entseelt zu Boden. Aus der Höhe aber senkt sich in schimmerndem Glanze des Heilands holder Bote, die weiße Taube, herab und bleibt über dem Haupte des neuen Gralskönigs schweben.

Nach der Sage wird der Heiland immer von neuem gekreuzigt, wenn einer seiner Treuen ihn verraten hat. So bedurfte auch er gleichsam der Erlösung, als die heiligen Symbole seines Opfertodes entweiht und durch schuldbefleckte Hände geschändet waren; nun ist die Schuld gesühnt, das Heiligtum befreit, und aus lichten Höhen kaum vernehmbar erklingt in wundervollen Chören der mystisch-hehre Sang: „Erlösung dem Erlöser!“

* * *

So in großem Umrisse der Inhalt des erhabenen, einzig schönen Dramas Richard Wagners, das auch als reines Dichtwerk genossen niemals seines Eindrucks verfehlen kann. Seine Seele aber und sein Herzblut erhält es doch erst durch die Komposition, durch eine Musik, so weihevoll und heilig und dann wieder so voll herbster Klage und tiefsten Wehes, so innig, einfach und milde und doch auch ernst, groß, voll Kraft und Trost. Und für dieses Werk, das so weit abliegt von der Art aller anderen Theaterstücke, schuf der Meister eine geweihte Stätte, wo seit zweiundzwanzig Jahren aus aller Welt eine begeisterte Zuschauerschaft sich versammelt, dankbar und glücklich, daß einem solchen Drama an solchem Ort eine Aufführung von unvergleichlicher Vollendung gegönnt ist. Sorgen wir Deutschen dafür, daß uns nicht verloren gehe, worum uns die fremden Nationen beneiden, daß wir nicht leichtsinnig dahingeben, was Richard Wagner in einem Leben voll Leid und Kampf zur Ehre der deutschen Kunst, „im Vertrauen auf den deutschen Geist“ geplant und durchgeführt hat.

Tunneleingänge auf der Südſeite des Simplons.

Die Durchbohrung und Überſchienung der Alpen

von der Semmeringbahn bis zum Simplontunnel

Von

C. Koppe

II

Der Simplontunnel

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Die größte und ſchwierigſte Alpendurchbohrung, der „Simplontunnel“, durchbricht in einer Länge von nahezu zwanzig Kilometern das Gebirgsmaſſiv des Monte Leone. Wären vor ſeiner Inangriffnahme die Schwierigkeiten bekannt geweſen, die bei dieſem modernſten Werke der Tunnelbaukunſt zu überwinden waren, es hätten ſich ſchwerlich Ingenieure und Unternehmer zu ſeiner Bauausführung bereit erklärt, und ſelbſt Alfred Brandt, deſſen kühnem Wagemut die Initiative zur Simplondurchbohrung in erſter Linie zu danken iſt, wäre wohl vor einem ſolchen Wagniſſe zurückgeſchreckt. Der Simplontunnel iſt noch fünf Kilometer länger als der Gotthardtunnel. In dieſem ſtieg die Erdwärme auf etwa 31 Grad Celſius; Ingenieure und Arbeiter ſahen ſich bei dieſer Geſteinstemperatur an der Grenze ihrer Leiſtungsfähigkeit angelangt und atmeten erleichtert auf, als der lang und heiß erſehnte Durchſchlag mit friſcher Luftſtrömung einige Abkühlung brachte. Im Simplontunnel ſtieg die Geſteinstemperatur auf einige fünfzig Grad, d. h. die Erdwärme war um mehr als zwanzig Grad höher als im Gotthardtunnel. Dort entſtrömten ſeiner ſüdlichen Mündung zeitweilig dreihundert Liter Waſſer in der Sekunde, da ausnahmsweiſe ſtarke Quellen im Tunnel angebohrt waren, welche die Arbeiten ſehr erſchwerten und deren Fortſchritt hemmten. Aus dem Sim-

Digitized by Google

plontunnel stürzt sich bei Iselle ein förmlicher Bergbach, der zeitweise mehr als einen Kubikmeter Wasser in der Sekunde führt, weil man im Inneren des Gebirges ein großes Wasserreservoir angebohrt hat, das die Tagewasser, Schneeschmelze usw. immer wieder nachfüllen. Kein Wunder, daß bei solchen Schwierigkeiten die Arbeiten nicht programmgemäß fortschreiten konnten, wohl aber haben die bauausführenden Ingenieure und Techniker verdientermaßen sich die allgemeine Anerkennung ihrer Leistungen in hohem Grad erworben. Vier Männer waren es, die beim Simplontunnel zunächst die Arbeiten leiteten, zwei Deutsche und zwei Schweizer.

Zu ihrer Charakteristik schrieb ich unter dem unmittelbaren Eindrucke meines ersten Besuches am Simplon kurz nach Beginn der Tunnelbohrung: „Welch ein Gegensatz zu den Arbeiten am Gotthard, der Energie der Inangriffnahme, der Verteilung der Ausführung und den leitenden Persönlichkeiten selbst! Dort Favre allein, ein tüchtiger, erfahrener und genial veranlagter Mann, der aber infolge seiner einseitigen, autodidaktischen Ausbildung nicht frei und unbefangen in seinem Urteile war. Als sich die Schwierigkeiten häuften, erdrückten sie ihn. Am Simplontunnel zwei deutsche Ingenieure, Alfred Brandt auf der Nordseite, Karl Brandau auf der Südseite, Unternehmer, Bauleiter und ‚erste Arbeiter' in eigener Person, unablässig bemüht, zu lehren, zu zeigen, zu verbessern, überall selbst Hand anlegend und die Arbeiten beschleunigend. Für die Außenarbeiten Ingenieur Eduard Locher, Erbauer der Pilatusbahn, ein echter Typus des kraftvollen und selbstbewußten Schweizers, kein Wort zuviel und keins zuwenig, aber auf dem Platze, wo es gilt zu ‚schaffen'. Als geschäftlicher Leiter E. Sulzer-Ziegler aus Winterthur, halb Jurist, halb Ingenieur, Geschäftsmann und Diplomat, Teilhaber eines der größten industriellen Werke der Schweiz und Präsident des Konsortiums der Tunnelbau-Unternehmung. Wenn irgendwo nach menschlichem Ermessen die beste Garantie für die siegreiche Durchführung eines mit Energie in Angriff genommenen großartigen Werkes gegeben erscheint, so ist dies bei der Bohrung des Simplontunnels durch die Generalunternehmung Brandt, Brandau u. Co. der Fall." Vorstehende Zeilen wurden im Frühjahr 1899 niedergeschrieben und haben auch heute noch ihre volle Gültigkeit, nur sind es nicht mehr vier Bauleiter, sondern nur drei. Alfred Brandt starb im Herbst 1899 an Überarbeitung und gänzlicher Nervenzerrüttung. An seiner Stelle übernahm Eduard Locher die Bauleitung im Inneren des Tunnels, da die Außenarbeiten und Installationen bald vollendet waren.

Alfred Brandt, dessen Name unauslöschlich mit der Durchbohrung des Simplons verknüpft bleiben wird, war ein geborener Hamburger. Mitte der sechziger Jahre studierte er in Zürich am eidgenössischen Polytechnikum Maschinenbaufach und erfand zehn Jahre später als Ingenieur der Gotthardbahn die nach ihm benannte Rotationsbohrmaschine, die nach und nach die Stoßbohrmaschine beim Tunnelbau mehr und mehr verdrängt hat. Die Stoßbohrmaschine ahmt die Bohrung „von Hand" nach, indem hier wie dort ein mit gehärteter Schneide versehener Bohrmeißel gegen den Fels gestoßen wird, wodurch er das Gestein allmählich zu einem Pulver zertrümmert. Je kräftiger und rascher die Schläge und Stöße erfolgen, um so ausgiebiger wird ihre Wirkung sein, und in demselben Verhältnis, in welchem die Kraft der Maschine die Kraft des Arbeiters übertrifft, wird auch die mechanische Bohrarbeit der Handbohrung überlegen sein. Immerhin ist zwischen beiden nur ein relativer, kein prinzipieller Unterschied in der Wirkungsweise.

Auf einem ganz anderen Prinzip wie die Handbohrung beruht dagegen die Rotationsbohrung Brandts. Seine Maschine schlägt oder stößt nicht ihren Bohrer gegen den Fels, sondern sie drückt und preßt ihn mit gewaltiger Kraft gegen das Gestein, so daß die vorn am Bohrer angebrachten kurzen und harten Zähne etwas in dasselbe hineindringen. Bei einer rotierenden Bewegung des Bohrers, die ebenfalls durch die Maschine mit gewaltiger Kraft erfolgt, zerbrechen die gehärteten Stahlzähne, welche die Gestalt gedrungener und muschelförmig gekrümmter Schneiden haben, das Gestein und bröckeln kleine Teile davon ab. Der Bohrer, der sieben bis zehn

Zentimeter Durchmeſſer hat, iſt inwendig hohl. Die bei ſeiner Drehung abgebröckelten Geſteinsteilchen treten in dieſe innere Höhlung und werden dann durch das in dieſe geleitete Druckwaſſer am anderen Ende herausgeſpült. Auf ſolche Weiſe dringt der Bohrer bei fortgeſetzter Preſſung und Drehung mehr und mehr in den Fels hinein und bohrt ein ſeiner Dicke entſprechendes Loch. Die Kraft, mit welcher der Bohrer gegen den Fels gepreßt und dann gedreht wird, muß ganz gewaltig ſein, wenn das Geſtein feſt iſt. Die Brandtſchen Rotationsbohrmaſchinen arbeiten denn auch mit einem Waſſerdruck von ſechzig bis hundert Atmoſphären, hervorgebracht durch hydrauliſche Kompreſſionspumpen und weitergeleitet in entſprechend ſtarken Röhren bis zu den Maſchinen im Tunnel. Um dieſen bei der Arbeit einen feſten Rückhalt zu geben, befeſtigte ſie Brandt zu zweien oder dreien auf einer „Spannſäule“, einem ſehr kräftigen, metallenen Hohlzylinder von etwa zwanzig Zentimetern Durchmeſſer, der an beiden Enden gut eingepaßte Kolben hat, die ſeitlich aus ihm herausgedrückt und gegen die Wände des Stollens gepreßt werden, ſobald in den Hohlraum des Zylinders Druckwaſſer hineingeleitet wird. Die Spannſäule kann ſo in paſſender Lage, meiſt horizontal und etwa einen Meter über dem Boden, im Tunnel feſtgeklemmt werden und bietet dann, entſprechend dem gewaltigen Druck, unter welchem das Waſſer ſteht, den Bohrmaſchinen den nötigen Rückhalt. Die Bohrmaſchinen ſelbſt ſind horizontal und vertikal drehbar, um ihnen die zur jeweiligen Bohrung paſſende Lage und Richtung geben zu können. Die Spannſäule mit ihren Maſchinen ruht auf einem transportablen Untergeſtell, einem Rollwagen, auf dem ſie ohne Schwierigkeit vor- und zurückgefahren werden kann, ſobald durch Aufheben und Abſchließen des Waſſerdruckes die Spannſäule gelöſt wird. Damit die Säule dann im Stollen an ſeine Wände nicht anſtößt, wird ſie in die Längsrichtung des Tunnels gedreht. Die Handhabung des ganzen, überaus kräftig konſtruierten Apparates iſt von den Arbeitern nicht ſchwer zu erlernen.

Alfred Brandt.

Der Fortſchritt der Brandtſchen hydrauliſchen Rotationsbohrmaſchine gegenüber der Stoßbohrmaſchine beruht prinzipiell auf der direkteren Verwertung der durch die Gebirgsbäche gegebenen Waſſerkraft. Colladon benutzte dieſe Waſſerkraft, um Luft zu komprimieren, und Sommeiller wie ſeine Nachfolger verwerteten durch Übertragung in den Tunnel dieſe Kraft zum Treiben ihrer Stoßbohrmaſchinen. Bei der Umſetzung der mechaniſchen Energie des herabfallenden Waſſers in diejenige der komprimierten Luft tritt aber ein erheblicher Kraftverluſt ein, denn beim Zuſammendrücken erhitzt ſich die Luft; ſie muß infolgedeſſen durch kaltes Waſſer wieder abgekühlt werden, und dieſe Wärme geht verloren. Brandts Verfahren der direkten Verwertung des Waſſerdruckes vermeidet dieſen Wärme- und Kraftverluſt, arbeitet daher rationeller, abgeſehen von den Vorzügen der Rotation gegenüber dem Stoß.

Allerdings waren ſchon vor Brandts Erfindung Rotationsbohrmaſchinen im Gebrauch, vornehmlich Diamantbohrer, deren Zweck und Wirkungsweiſe aber eine ganz andere iſt. Beim Diamantbohrer ſind, wie der Name andeutet, auf der Stirnfläche des zylindriſchen Hohlbohrers kleine Diamanten befeſtigt. Drückt man dieſe mit nur ſchwacher Kraft gegen den Fels, denn ein ſtarker Druck darf wegen des leichten Abſpringens der aufgeheſteten Diamanten nicht angewendet werden, und ſetzt den Bohrer in raſche

Rotation, ſo ſchleifen die Diamanten kraft ihrer größeren Härte das Geſtein zu feinem Staube ab und bohren ſich mit verhältnismäßig großer Geſchwindigkeit hinein. Der Bohrkern im Inneren des Bohrers kann zugleich mit dieſem herausgezogen werden. Solche Diamantbohrer werden hauptſächlich beim Treiben von vertikalen tiefen Bohrlöchern für Mutungen benutzt zur Unterſuchung der unten liegenden Geſteinsarten. Bei ihnen wirkt alſo die größere Härte der Diamanten abſchleifend auf das Geſtein.

Brandts hydrauliſche Rotationsbohrmaſchinen vor Ort.

Ganz anders beim Brandtſchen Rotationsbohrer. Seine Stahlſchneiden ſind oft nicht ſo hart wie das zu durchbohrende Geſtein, aber ſie beſitzen dafür eine größere Feſtigkeit, d. h. der Zuſammenhang der einzelnen Teilchen unter ſich iſt größer als beim Stein, und dieſer wird daher zerbröckelt, wenn der Bohrer ſehr ſtark gegen ihn angepreßt und dann gedreht wird. Bei ſchwachem Druck und raſcher Rotation, wie beim Diamantbohrer, würde nicht das härtere Geſtein, ſondern der Bohrer ſelbſt abgeſchliffen werden, ähnlich wie das Meſſer auf einem Schleifſtein. Dieſer Umſtand war hauptſächlich der Grund, weshalb man anfänglich gar nicht an die Bohrwirkung der Brandtſchen Maſchinen glauben wollte; um ſo mehr iſt die erfolgreiche Durchführung des neuen Prinzips durch Brandt anzuerkennen.

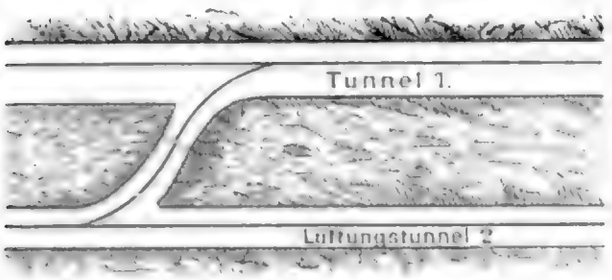
Am Gotthardtunnel wurden noch ausſchließlich Stoßbohrer benutzt, am Arlbergtunnel waren auf der einen Seite dieſe, auf der anderen Brandtſche Rotationsbohrmaſchinen im Gebrauch, am Simplontunnel werden nur Brandtſche Maſchinen benutzt wie bereits vorher am Albulatunnel, und beiderſeits würde man ohne ſie in den harten Felspartien nicht ſo raſch vorgeſchritten ſein.

Die Kraftübertragung auf elektriſchem Wege zum Antrieb elektriſcher Bohrmaſchinen hat namentlich bei hartem Geſtein bisher weniger günſtige Reſultate ergeben. Unter Umſtänden kann aber der Waſſerdruck direkt gar nicht verwendbar ſein, z. B. wenn das Waſſer zu hoch hinaufgedrückt werden müßte wie bei der Jungfraubahn uſw. In ſolchen Fällen findet die elektriſche Kraftübertragung vorteilhafte Verwertung.

Wie die hydrauliſche Rotationsbohrmaſchine Brandts geiſtiges Eigentum iſt, ſo auch das neue Tunnelbauſyſtem, welches bei der Durchbohrung des Simplons angewandt wurde und die Möglichkeit der zur Durchführung der Arbeiten unbedingt erforderlichen ſtarken Lufterneuerung und Luftkühlung in ausreichendem Maße gewährte. Beim Tunnelbau wurde und wird ſonſt ganz allgemein nur ein Stollen vorgetrieben, der dann zum ein- oder zweigleiſigen Tunnel erweitert werden muß. Die Ventilation während des Baues geſchieht in der Weiſe, daß man komprimierte friſche Luft mittels Rohrleitung in den Stollen preßt und ſie durch Öffnen dieſer Druckleitung an den Stellen ausſtrömen läßt, wo infolge des Sprengens uſw. die Tunnelluft zu ſehr verunreinigt iſt. Es entſteht ſo ein Gemiſch von ausſtrömender guter und vorhandener ſchlechter Luft, das nach und nach wohl immer reiner werden, aber infolge des fortwährenden Sichmiſchens

Digitized by Google

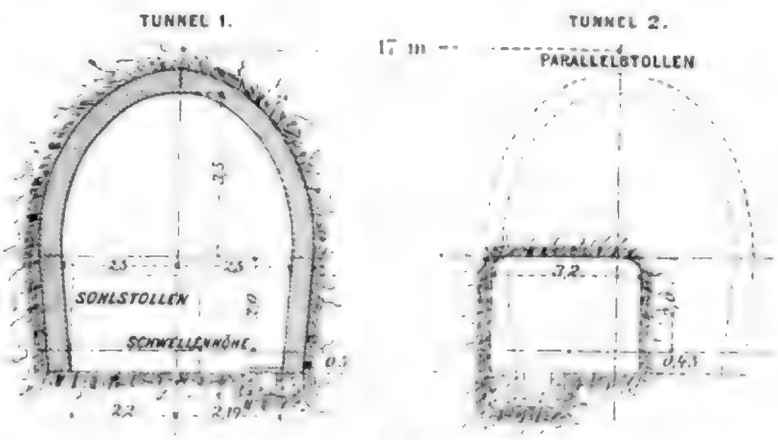
und Durcheinanderwirbelns längere Zeit hindurch unrein bleiben wird. Eine Abkühlung wird dabei nur in geringem Maße stattfinden, da auch die ausgeströmte kältere



Brandts Tunnelbausystem mit zwei Parallelstollen.

Luft zu rasch die Tunneltemperatur annimmt. Im Gotthardtunnel waren vor dem Durchschlag schlechte Luft und Hitze oft geradezu unerträglich; bei und nach dem Durchschlag entstand ein starker natürlicher Luftzug, d. h. eine fortschreitende Bewegung der ganzen Luftmasse, die allen Rauch und Dunst vor sich hertrieb und so zeitweilig zu einer vollständigen und raschen Lufterneuerung führte, indem sie nicht ein Gemisch von guter und schlechter Luft herbeiführte, sondern an Stelle der schlechten gänzlich neue und frische Luft setzte. Etwas Analoges geschieht beim Brandtschen Bausystem am Simplontunnel, aber noch mit der Erweiterung und Vervollkommnung gegenüber jener natürlichen Ventilation, daß der fortschreitende Luftstrom beständig und hinreichend kräftig unterhalten, sowie nach Bedarf stark abgekühlt wird. Um dies möglich zu machen, treibt Brandt nicht nur einen, sondern zu gleicher Zeit zwei Stollen vor, den einen parallel dem anderen, in einem Abstande ihrer Mittellinien von siebzehn Metern. In Entfernungen von je zweihundert Metern Tunnellänge verbindet ein Querschlag beide Stollen, so daß die Luft frei von dem einen in den anderen übertreten kann. Alle Querschläge können durch Wettertüren nach Bedarf geschlossen werden. Führt man in den einen der beiden Parallelstollen von seinem Mundloch aus durch Ventilatoren einen kräftigen Luftstrom hinein und schließt sämtliche Querschläge bis zum letzten im Inneren des Tunnels, so tritt die Luft durch diesen in den anderen Stollen und bläst an seinem Portale wieder ins Freie hinaus, allen Rauch und die verdorbene Luft auf ihrem Wege vor sich her- und aus dem Stollen hinaustreibend. Hat der Luftstrom eine Geschwindigkeit von einigen Metern in der Sekunde, so legt er in wenigen Minuten einen Weg von einem Kilometer zurück und durchstreicht beide Stollen auch bei größerer Länge in verhältnismäßig kurzer Zeit. Auf solche Weise läßt sich eine ununterbrochen wirkende kräftige Ventilation und rasche Lufterneuerung erzielen.

Bei zunehmender Erdwärme im Inneren des Tunnels muß die eingeführte Luft, die sich auf ihrem Wege rasch erwärmt, stark abgekühlt werden, bevor sie zu den Arbeitsstellen gelangt. Brandt zeigte vor Inangriffnahme des Simplontunnels durch Versuche, daß durch Einspritzen von kaltem Wasser in sehr fein zerteiltem Zustand und unter starkem Druck eine warme Luftmasse ganz bedeutend abgekühlt werden kann, und zwar um so mehr, je stärker der Druck und je niedriger die Temperatur des in Gestalt von Brausen ausgespritzten Wassers ist. Dieses Wasser kann einer Druckwasserleitung im Tunnel an jeder Stelle, am besten in einem Querschlag entnommen werden, kurz vor der betreffenden Arbeitsstelle, welcher die abgekühlte Luft zugeführt werden soll, denn es ist naturgemäß das Wichtigste und bei dem gewaltigen Wärmevorrat im Inneren der Erde auch das allein Mögliche, den Arbeitern da, wo sie gerade beschäftigt sind, Abkühlung der Luft zu verschaffen, nicht



Haupttunnel und Parallelstollen.

aber den ganzen Tunnel abzukühlen. Doch erhält dieſer in ſeiner ganzen Ausdehnung eine fortwährende Lufterneuerung durch die Ventilation. Dieſe drei Faktoren, Bohrmaſchinen, Ventilation und Abkühlung der Luft, welche die Möglichkeit einer Durchbohrung des Simplonmaſſivs in erſter Linie bedingen, waren durch Brandt vor Inangriffnahme des Simplontunnels gegeben, und darum wird ſein Name mit dem Bau dieſes größten Alpentunnels untrennbar verbunden bleiben, wenn es ihm auch nur verhältnismäßig kurze Zeit vergönnt war, an dem gewaltigen Werke ſelbſt teilzunehmen. Nichts würde aber verfehlter ſein, als das Verdienſt ſeiner drei Mitarbeiter hierdurch irgendwie ſchwächen zu wollen. Dieſe Männer haben den Simplontunnel unter ſo unerwartet großen Schwierigkeiten mit ſolchem Geſchick und mit ſo zäher Energie durchbohrt und ausgebaut, daß die Anerkennung ihrer Leiſtungen durchaus verdient iſt.

Inſtallation für den Tunnelbau bei Brig.

Projekte für eine Simplonbahn zur Verbindung der Weſtſchweiz mit Italien wurden bereits vor mehreren Jahrzehnten aufgeſtellt. Entſprechend dem damaligen Stande der Tunnelbaukunſt wollte man den Alpendurchſtich zunächſt in größerer Höhe vornehmen, um den Scheiteltunnel nicht zu lang werden zu laſſen, kam aber nach und nach auf immer tiefere Lagen, damit der Bau der Zufahrtslinien nicht zu koſtſpielig und der Betrieb auf ihnen nicht zu unrentabel ſich geſtalteten. Nach Fertigſtellung des Mont-Cenis-Tunnels und Eröffnung der Gotthardbahn konnte eine Simplonbahn nur dann konkurrenz- und lebensfähig ſein, wenn ihr Scheiteltunnel weſentlich niedriger zu liegen kam als bei den beiden ihr zur Seite befindlichen großen Alpendurchſtichen. Beim Tieferlegen des Simplondurchſtiches bis auf eine ſo geringe Meereshöhe, daß der Weg durch ihn von Paris nach Mailand vorteilhafter wurde als durch den Mont Cenis und den Gotthard, erhielt die Simplondurchbohrung eine Länge von etwa zwanzig Kilometern. Ein ſolcher Tunnel war aber nicht ohne hohe Koſten herzuſtellen, und zugleich mußte man auf große Schwierigkeiten bei der Bauausführung rechnen infolge der mit der Tiefe raſch zunehmenden Erdwärme im Inneren des zu durchbohrenden Gebirges. Bei einem Tunnel in der Meereshöhe von nur rund ſiebenhundert Metern erwartete man ein Maximum der Erdwärme von etwa vierzig Grad Celſius. Nach den am Gotthard gemachten Erfahrungen, wo bei einer Geſteinstemperatur von nur wenig mehr als dreißig Grad Celſius die Hälfte aller Arbeiter an ſchwerer Anämie erkrankte, mußte daher das Wagnis einer Durchbohrung des Simplons unter ſolchen Umſtänden mehr als bedenklich, ja geradezu abſchreckend erſcheinen. Allerlei Auswege und Hilfsmittel wurden vorgeſchlagen, um eine Simplonbahn in der einen oder anderen Ausführung zu ermöglichen, aber ohne reelles Ergebnis, und immer kam man auf die tiefgelegene Durchbohrung, das ſogenannte „Baſistunnelprojekt“, als das einzig rationelle zurück. Seiner Verwirklichung aber ſtanden die hohen Koſten und die hohe Erdwärme als ſchwer zu beſiegende Hinderniſſe im Wege. Anfang der neunziger Jahre begann Brandt im

Digitized by Google

Verein mit den Gebrüdern Sulzer, Besitzern der großen Maschinenfabrik in Winterthur, die auch Brandts Bohrmaschinen anfertigt, seine ersten Studien am Simplon. Ein Jahr später konnte er der Jura-Simplonbahn als Bauherrin sein Projekt der Simplondurchbohrung vorlegen, und nachdem es von einer durch den schweizerischen Bundesrat berufenen Sachverständigenkommission geprüft und einstimmig gutgeheißen worden war, kamen im Sommer des Jahres 1898 die Verhandlungen mit der italienischen Regierung wegen der Finanzierung und Ausführung des großen Unternehmens zu einem glücklichen Abschluß. Im August genannten Jahres konnte die Bauunternehmung Brandt, Brandau u. Co., zu der außer den schon früher genannten vier Bauleitern auch die Nationalbank in Winterthur gehört, die Durchbohrung des Simplons in Angriff nehmen. Die Unternehmung verpflichtete sich gegen Zahlung einer Summe von 54,5 Millionen Franken, auf ihre Rechnung und Gefahr einen eingeleisigen Haupttunnel und den Parallelstollen bis zum 13. Mai 1904 zu vollenden, sowie den Stollen im Bedarfsfalle dann zu einem zweiten eingeleisigen Tunnel auszubauen gegen eine Vergütung von weiteren fünfzehn Millionen Franken. Durch die Vorarbeiten waren die Tunnelmündungen, sowie die Länge des Tunnels mit hinreichender Annäherung beim Abschlusse des Vertrages bestimmt worden. Die Angriffspunkte wurden nun zunächst in der Natur genauer festgelegt und bezeichnet. Auf der Nordseite liegen die beiden Stolleneingänge im Tale der Rhone, ungefähr zwei Kilometer oberhalb Brig, auf der Meereshöhe von 685,8 Metern; auf der Südseite im Tale der Diveria auf italienischem Boden etwa einen Kilometer unterhalb der Grenzstation Iselle auf der Meereshöhe von 633,5 Metern. Der Tunnel steigt an der Nordseite mit zwei pro Mill., um dem eindringenden Wasser einen genügenden Abfluß zu gestatten, auf der Südseite mit sieben pro Mill., weil das Südportal um 52,3 Meter tiefer liegt. In der Tunnelmitte wurde eine horizontale Strecke eingeschaltet, deren Meereshöhe 704,1 Meter die Scheitelhöhe des Simplontunnels ist. Dieser verläuft der Hauptsache nach ganz geradlinig, nur an den beiden Enden mündet er in einige hundert Meter lange Kurvenstücke aus zur Einfahrt in die zu seiner Richtung nahezu rechtwinkelig verlaufenden Zufahrtstäler. Bis Brig

Tunnelbau auf der südlichen Zufahrtslinie. Oberes Portal des großen Spiraltunnels.

Digitized by Google

führt bereits seit längerer Zeit die Rhonetalbahn; dort ist somit nur eine kurze Anschlußstrecke herzustellen. Auf der Südseite liegt die nächste Bahnstation bei Domodossola im Tocetale, wo ein neuer internationaler Bahnhof gebaut wird. Die Zufahrtslinie von dort bis zur Tunnelmündung bei Isella folgt im Tale der Diveria meist nahe dem Laufe der Poststraße ohne besondere Bauschwierigkeiten bis zum schön gelegenen Dorfe Varzo. Oberhalb desselben wurden aber mehrere Tunnels, darunter auch ein Spiraltunnel von einigen Kilometern Länge erforderlich, um die südliche Tunnelmündung zu erreichen.

Nachdem die Ein- und Ausmündungen des Simplontunnels in der Natur von den bauleitenden Ingenieuren festgelegt waren, handelte es sich nun weiter darum, die beiderseitigen Richtungen, in denen bei der Bohrung der Stollen vorzugehen war, um in der Mitte des Berges genau zusammenzutreffen, mit voller Schärfe zu bestimmen. Bei einem Tunnel von etwa zwanzig Kilometern verlangt diese Arbeit ein hohes Maß von Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, um trotz der mancherlei Schwierigkeiten, die sich der genauen Ausführung entgegenstellen, zu einem glücklichen Ausgange zu gelangen. Zur Erleichterung dieser „Tunnelabsteckung" wurde die Hauptrichtung des Simplontunnels, ähnlich wie seinerzeit beim Gotthardtunnel, nach beiden Seiten geradlinig in „Richtungsstollen" verlängert, so daß ein ganz geradliniger Haupttunnel entstand, dessen Portale 19729 Meter voneinander entfernt sind. War dieser geradlinige Haupttunnel genau festgelegt, so machte der Anschluß des Parallelstollens an ihn, sowie die Absteckung der Ausmündungskurven weiter keine besonderen Schwierigkeiten. Die genaue Achsenbestimmung und Achsenabsteckung war somit in erster Linie für den Haupttunnel erforderlich, der allgemein mit Tunnel I bezeichnet wird und siebzehn Meter östlich vom Parallelstollen liegt. Die Absteckungsarbeiten wurden von der Unternehmung Brandt, Brandau u. Co. dem eidgenössischen Vermessungsingenieur M. Rosenmund aus Bern, jetzigem Professor am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, übertragen, der sie denn auch in vorzüglicher Weise ausgeführt hat. Rosenmund legte zwischen Brig und Isella ein Netz von Dreiecken über das Gebirge, maß sämtliche Winkel darin und unterwarf dann das ganze Beobachtungsmaterial einer zusammenfassenden Ausgleichungsrechnung unter Berücksichtigung auch der Massenanziehung des Gebirges. Das Endergebnis war die Festlegung der beiderseitigen Tunnelrichtungen mit solcher Schärfe, daß ihre fehlerfrei gedachte Verlängerung bis in die Mitte des Tunnels mit einer mittleren Querabweichung von noch nicht einem Dezimeter behaftet sein würde. Durch die Absteckung im Tunnel selbst mußte dann diese durch Dreiecksmessung oberirdisch so genau festgelegte Richtung mit aller erreichbaren Schärfe in das Innere des Berges übertragen und unterirdisch bis zum Zusammentreffen verlängert werden. Ein Anschluß der erwähnten Tunneltriangulation an das Dreiecksnetz der schweizerischen Landesvermessung ergab die Länge des Simplontunnels zwischen den Portalen der beiden Richtungsstollen zu 19728,7 Meter mit einer mittleren Unsicherheit von 0,8 Meter. Die Länge des geradlinigen Tunnels braucht naturgemäß lange nicht so genau bestimmt zu werden wie seine Richtung, denn bei dem raschen Vorschreiten der Bohrung kann es sich nur um geringe Zeitunterschiede in Betreff des Zusammentreffens handeln, die für den Bau ganz ohne Belang sind. Die genaue Längenmessung für die Kostenberechnung kann nach Vollendung des Tunnels vorgenommen werden. Was die Höhenlage der Tunnelportale betrifft, so ist diese viel leichter mit ausreichender Genauigkeit zu bestimmen als die Tunnelrichtung, denn das Nivellement von einem Portal über das Gebirge zum anderen kann entlang der Fahrstraße ausgeführt werden, und zwar mit guten Instrumenten und Beobachtern ohne besondere Schwierigkeiten bis auf einige Zentimeter genau. Auch im Tunnel selbst ist viel leichter zu nivellieren als abzustecken, denn beim Nivellieren kann man eine lange Strecke in viele kurze Abschnitte teilen und diese einzeln bearbeiten ohne bestimmte Reihenfolge, wenn Hindernisse im Wege sind, wobei man stets nur auf kurze Strecken zu visieren braucht. Eine Absteckung der Tunnelachse muß aber immer in der gleichen Rich-

tung ohne Unterbrechung fortgeführt werden, wobei im Interesse der Genauigkeit die einzelnen Strecken möglichst lang zu nehmen sind. Die Schwierigkeiten werden somit am größten bei der Bestimmung und der unterirdischen Absteckung der Tunnelrichtung.

Kann von einem höchsten Gipfel des zwischen den beiden Tunnelmündungen gelegenen Gebirges nach beiden Seiten in die Täler hinuntergesehen werden, wie solches

Dreiecksnetz zur Bestimmung der Achse des Simplontunnels.

z. B. seinerzeit am Mont Cenis der Fall war, so kann die oberirdische Festlegung der Tunnelrichtung durch eine direkte Absteckung von einem Tunnelendpunkte zum anderen über das trennende Gebirge hinüber ausgeführt werden. Ist das Gebirge aber vielgestaltig und stark zerklüftet, wie am Gotthard und am Simplon, so müssen die beiderseitigen Tunnelrichtungen auf indirektem Wege durch Messen und Berechnen von Dreiecksnetzen ermittelt werden, die zwischen den vor den Tunnelmündungen errichteten Signalen über das Gebirge gelegt werden.

Am Gotthard wurden zwei solche Netze unabhängig voneinander über das Gebirge gelegt, bearbeitet und berechnet, um möglichste Sicherheit für die richtige Festlegung der Tunnelrichtung zu erhalten. Ihre Ergebnisse stimmten fast vollkommen miteinander überein. Zur Festlegung der Achse des noch um fünf Kilometer längeren Simplontunnels hat man hingegen eine einmalige Dreiecksmessung als ausreichend erachtet, weil inzwischen mit dem Tunnelbau als solchem auch die Vermessungskunst entsprechende Fortschritte gemacht hat. Nach Auswahl der Dreieckspunkte auf geeigneten Bergspitzen durch den Ingenieur Rosenmund, wobei z. B. der 3557 Meter hohe Monte Leone noch zu Anfang Juli mit etwa zwei Meter tiefem Schnee bedeckt war, während andere Stationen auf wild zerklüftete Felsengrate gelegt werden mußten, wurde von ihm auf jeder ein gemauerter Steinpfeiler errichtet, um für die Messungen eine sichere Aufstellung des Instrumentes zu erhalten. Die auf festem Felsen oder einem soliden Zementblock aufgemauerten Signalpfeiler erhielten die Form eines abgestumpften Kegels, über den ein konischer Hut von Zinkblech gestülpt ist, der mittels vier eiserner Bolzen fest mit dem Steinpfeiler verschraubt werden kann. Soll auf der Station beobachtet werden, so wird der Blechhut losgeschraubt, abgenommen, der Theodolit mitten auf den Pfeiler gesetzt und ein großer Schirm zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen über ihn ausgespannt. Beim Anvisieren eines anderen Dreieckspunktes bietet der auf seinem Pfeiler belassene spitze Blechhut eine scharf einzustellende Markierung.

Die schlimmsten Feinde des Beobachters in den Hochalpen sind abgesehen von Regen, Schnee und Nebel, die jede Messung unmöglich machen, Wind und Kälte. Der Aufstieg selbst ist oft sehr anstrengend, und kommt man nach stundenlangem Klettern schweißbedeckt oben an, so soll die eigentliche

Arbeit erſt beginnen, bei der man bald im eiſigen Winde ſo erſtarrt, daß die froſtigen Finger keine Zahlen mehr zu ſchreiben imſtande ſind. Jede verlorene Minute kann aber einen neuen mühſamen Aufſtieg erforderlich machen, und die Gefahr, mit der Meſſung nicht zum Ziele zu gelangen, treibt zu unabläſſiger Arbeit mit Anſpannung aller Kräfte, bis ſchließlich die vom ſtundenlangen Stehen in Wind und Kälte ſteifgewordenen Beine das Krümmen zum Abſtiege verlernt zu haben ſcheinen. Dieſe erſchwerenden Umſtände wirken aber nicht in dem Maße beeinträchtigend auf die Genauigkeit und Schärfe der Beobachtungen ein, wie man glauben ſollte, weil der Beobachter unwillkürlich durch erhöhte Anſpannung ſeinerſeits ihren nachteiligen Einfluß auszugleichen ſich bemüht, eine Erfahrung, die keineswegs vereinzelt daſteht. Immerhin iſt die Erreichung der größtmöglichen Genauigkeit unter günſtigeren Bedingungen weſentlich leichter. Ingenieur Roſenmund gebrauchte bei ſeiner Theodoliten vom Pfeiler hinunter, wobei jener arg zugerichtet wurde. Er konnte aber glücklicherweiſe unverzüglich durch einen neuen erſetzt werden, ſo daß die Meſſungen keine Verzögerung erlitten.

Nach der durch das Dreiecksnetz zwiſchen den beiden Tunnelſignalen feſtgelegten Richtung konnten dann beiderſeits in ihr feſte Marken über den Tunnelportalen am Bergabhange angebracht werden. Über den Tunnelſignalen ſelbſt wurden zum Schutze gegen Witterungseinflüſſe einfache Obſervatorien errichtet, auf der Briger Seite oberhalb der Furkaſtraße etwa einen Kilometer öſtlich vom Dorfe Naters, auf der Südſeite in dem engen Tale der Diveria, nur etwa neunzig Meter vom Portale des Richtungsſtollens entfernt. Bei den erſten Abſteckungen zum Beginn des Stollenvortriebes bedarf es keiner großen Genauigkeit; es genügen einige in der Tunnelrichtung aufgeſtellte Stäbe oder im Stollen aufgehängte Senkel, um zu beurteilen, ob man ſich in der durch ſie be-

Signal auf dem Felſengrate des Hüllehorns.

Triangulation für den Simplontunnel fünfundzwanzig Tage zum Bau von elf Signalpfeilern und einundvierzig Tage zur Winkelmeſſung. Ein plötzlicher kräftiger Windſtoß ſchleuderte dabei auf dem Hüllehorn ſeinen zeichneten Richtung befindet. Beim tieferen Eindringen in das Gebirge aber verlangt die Abſteckungsarbeit immer größere Sorgfalt und beſondere Vorbereitungen. Einige Zeit vorher müſſen dann alle Sprengarbeiten

Digitized by Google

Signalpfeiler auf dem Monte Leone.

im Tunnel eingeſtellt werden, um durch die Ventilation den Rauch zu beſeitigen und die Luft hinreichend durchſichtig zu machen. Das im Obſervatorium aufgeſtellte Abſteckungsinſtrument wird auf die am Berge angebrachte Richtungsmarke ſcharf eingeſtellt, ſein Fernrohr durch Kippen in der Vertikalebene auf die Stollenmündung gebracht und eine im Stollen aufgeſtellte Lampe auf Anweiſung mit dem Telephon ſo lange ſeitlich hin und her geſchoben, bis ſie ſich genau in der durch ein feines Fadenkreuz bezeichneten Abſehlinie des Fernrohres befindet. Die gleiche Operation wird auf der erſten Station, ſowie auf allen folgenden ſo oft wiederholt, bis die nötige Genauigkeit erreicht iſt. Infolge der ausgezeichneten Ventilation konnte man am Simplontunnel viele Kilometer weit von außen in den Tunnel hineinſehen und viſieren, viel weiter als ſeinerzeit am Gotthard, und eine größere Zahl ſcharf beſtimmter Punkte in ſeiner Achſe feſtlegen, die dann ihrerſeits als genau beſtimmte Richtungspunkte zur weiteren Verlängerung der Tunnelachſe zu benutzen waren. Ein kleineres und leichter transportabeles Abſteckungsinſtrument wird hierzu in den Tunnel gebracht, über einem der Feſtpunkte aufgeſtellt und in ähnlicher Weiſe, wie vorhin beſchrieben, eine weiter im Inneren aufgeſtellte Lampe einviſiert, nur mit dem Unterſchiede, daß anſtatt der Richtungsmarke am Berge nun ein bereits feſtgelegter Richtungspunkt im Tunnel zum Einſtellen des Fernrohrs benutzt wird.

Jedes Jahr wurden im allgemeinen zwei Hauptabſteckungen der Tunnelachſe durch Ingenieur Roſenmund vorgenommen. Zur gleichen Zeit wurde auch die Höhenlage durch ein Präziſionsnivellement ſcharf beſtimmt und die Länge des Tunnels genau gemeſſen. Die bei den wiederholten Abſteckungsarbeiten zutage getretenen Abweichungen betrugen nur einige Zentimeter. Dies gilt natürlich nur von den „Hauptabſteckungen". Proviſoriſche Verlängerungen der Richtung, Übertragungen von Höhen und Längen, auch durch die Querſchläge zur Abſteckung des Parallelſtollens, uſw. müſſen während des Baubetriebes in kurzen Zwiſchenräumen, ja meiſt nach jeder Sprengung ſtattfinden und zwar um ſo genauer und ſorgfältiger, je länger die ſo zu bearbeitende Strecke iſt. Derartige kleinere Abſteckungen wurden von den Sektionsgeometern in Brig und Iſella nach Bedarf vorgenommen und unterſcheiden ſich

Digitized by Google

von den Hauptabſteckungen nur durch die angewendeten Hilfsmittel und den Genauigkeitsgrad, nicht aber im Weſen der Sache ſelbſt, das durch vorſtehende Ausführungen wohl hinreichend erläutert wird.

Abſteckung der Achſe im Tunnel.

Im Auguſt 1898 wurden die Arbeiten am Simplontunnel begonnen. Die nötige Triebkraft für die Bohrmaſchinen, die Ventilation, die mechaniſchen Werkſtätten, die elektriſche Beleuchtung der Inſtallationen uſw. lieferten die Waſſerkräfte der Rhone und der Diveria, beiderſeits etwa zweitauſend Pferdekräfte. Von dieſen iſt etwa der vierte Teil für die Ventilatoren beſtimmt, die in der Sekunde fünfundzwanzig Kubikmeter friſche Luft in die beiderſeitigen Stollen hineinpreſſen. Am Gotthardtunnel betrug die Zufuhr von friſcher Luft kaum den zehnten Teil. Die Ventilationsanlagen am Simplontunnel ſind nicht nur für den Bau, ſondern auch für den ſpäteren Bahnbetrieb beſtimmt. Im Bedarfsfalle können durch ſie in der Sekunde fünfzig Kubikmeter friſche Luft in den Tunnel hineingepreßt werden.

Die über den letzten Querſchlag im Tunnel jeweils hinausliegenden äußerſten Stollenſtrecken bilden Sackgaſſen, in welche der durch die Ventilation bewirkte Luftſtrom nicht hineingelangt. Dieſe Tunnelenden wurden daher durch weiter rückwärts angebrachte Strahlpumpen, ebenfalls eine Konſtruktion Brandts, beſonders ventiliert. Nach dem Abſchießen der Schüſſe in der Stollenbruſt vor Ort iſt die Felswand glühend heiß. Um ſie abzukühlen und den Dynamitrauch einigermaßen niederzuſchlagen, wird aus der Druckwaſſerleitung kräftig gegen die Stollenbruſt geſpritzt. Dann aber handelt es ſich darum, den durch die Sprengung abgelöſten und im Stollen aufgeworfenen Stein- und Schutthaufen möglichſt raſch durch die Arbeiter entfernen zu laſſen, um mit der Bohrung von neuem beginnen zu können. Das Abräumen der Geſteinstrümmer, „Schuttern“ genannt, erfordert geraume Zeit, meiſt länger als die Bohrung ſelbſt, und ſolange das Schienengeleiſe nicht hinreichend von Schutt freigemacht iſt, um den ſchweren Bohrwagen

Schutterpoſten im Stollen vor Ort.

Digitized by Google

mit den Bohrmaschinen wieder vor Ort schieben zu können, müssen die Maschinen untätig sein. Das „Schuttern“ geschieht in der Weise, daß die Steintrümmer von Hand und mit Schaufeln in kleine Rollwagen geladen und diese dann nach rückwärts befördert werden über die dort weiter bereitstehenden leeren Wagen hinweg, was natürlich unbequem und zeitraubend ist. Brandt versuchte die Zeit des Schutterns dadurch abzukürzen, daß er auf mechanischem Wege im Augenblicke der Sprengung in den losgelösten Trümmerhaufen eine Bresche schoß durch einen mächtigen Wasserstrahl aus einer zu diesem Zwecke eigens konstruierten „Schutterkanone“. So sinnreich dieser Apparat aber auch konstruiert war, seine rationelle Verwertung scheiterte an den beschränkten Raumverhältnissen im Tunnel und namentlich im Stollen selbst.

Installation für den Tunnelbau bei Iselle.

Auch spätere Verbesserungen dieser Brandtschen Versuche, die Zeit des Schutterns auf mechanischem Wege abzukürzen, hatten nicht den gehofften Erfolg, weshalb man zu der Handarbeit zurückgekehrt ist, die man ihrerseits durch zweckmäßige Organisation und Einrichtungen möglichst zu fördern bestrebt ist. Da das Wort „Zeit ist Geld“ beim Tunnelbau in erster Linie gilt, so muß jeder unnötige Zeitverlust vermieden werden. Hemmnisse aller Art stellten sich aber am Simplon nur zu bald ein.

Auf der Nordseite schritten die Arbeiten im Tunnel gleich zu Anfang wesentlich rascher vorwärts als auf der Südseite, wo ein harter und zäher Gneis der Bohrung und Sprengung erhebliche Schwierigkeiten bereitete. Ungefähr vier Kilometer mächtig war die Schicht dieses festen Antigoriogneises, dann folgte eine Zwischenlagerung von kalkhaltigem Schiefer, etwas über einen Kilometer stark, und auf diese der Gneis des Monte-Leone-Massivs. Im Anfang war das Gestein ganz trocken, und als man bereits nahezu vier Kilometer weit in das Innere des Gebirges vorgedrungen war, ohne Wasseradern anzubohren, glaubte man hoffen zu dürfen, auch weiterhin von starkem Wasserandrange verschont zu bleiben. Mit einem Schlage aber änderten sich diese Verhältnisse vollständig; von 3,8 Kilometer an wurden immer mehr und immer mächtigere Wasseradern angebohrt, auf eine Länge von nur einigen hundert Metern mehr als vierzig Quellen, welche die gewaltige Wassermasse von rund einem Kubikmeter in der Sekunde unter gewaltigem Druck in den Stollen aus-

Digitized by Google

ſtrahlten. Von allen Seiten, von oben und von unten ſchoſſen die Strahlen hervor und trieben die Arbeiter zurück. Man hatte eine gewaltige unterirdiſche Waſſeranſammlung angebohrt, die ſich in Felſenriſſen, -ſpalten und Kanälen gebildet hatte und nun nach Anbohren ihrer vielfach verzweigten Waſſeradern einen Abfluß in den Tunnel fand.

Waſſereinbruch im ſüdlichen Tunnelſtollen.

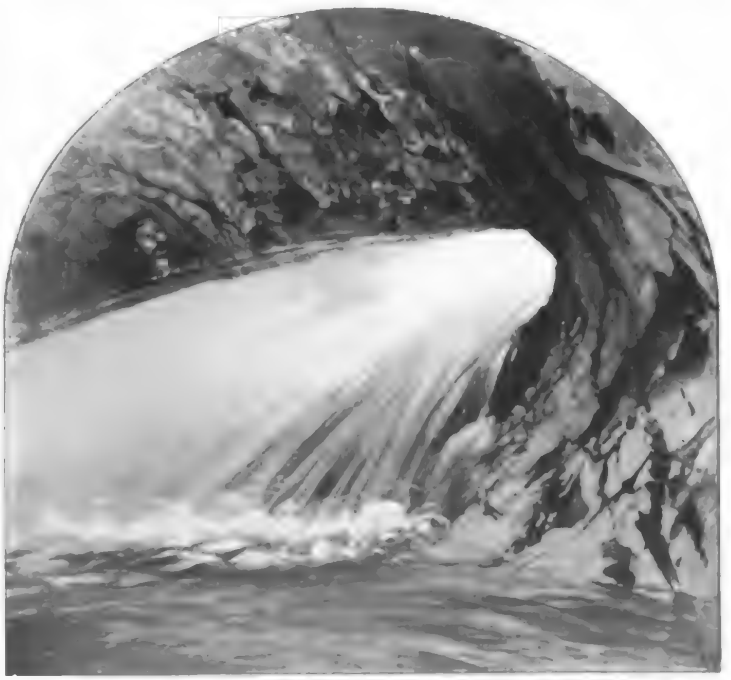
Die Entſtehung einer ſolchen Waſſeranſammlung im Inneren des Gebirges erklären die Geologen in der Weiſe, daß durch feine Riſſe und Spalten an der Oberfläche atmoſphäriſche Niederſchläge, Schneewaſſer uſw. eindringen und ſich beim Hinabſinken in größere Tiefen mehr und mehr erwärmen. Durch die Erwärmung werden ſie leichter, ſteigen in dem nachdringenden kälteren Tagewaſſer wieder empor und erzeugen auf ſolche Weiſe aufwärts und abwärts gerichtete Bewegungen und Waſſerſtrömungen. Dieſe müſſen nach und nach die Spalten und Riſſe erweitern und vertiefen, und da ihre mechaniſch und chemiſch auflöſende Wirkung ſeit ungezählten Jahrtauſenden ſtattgefunden hat, ſo können ſie ſehr wohl zur Ausarbeitung eines ausgebreiteten Syſtemes von im Gebirge verzweigten Waſſeradern führen, die ein mächtiges unterirdiſches Reſervoir bilden, das ſich weit in die Tiefe erſtreckt, zeitweilig in Geſtalt von Quellen oberirdiſch abfloß, nun aber durch die Tunnelbohrung auch unten angeſchlagen wurde. Das gleichzeitige Verſiegen von Tagesquellen ſiebenhundert Meter über dem Tunnel zeigt, wie hoch hinauf die Waſſeranſammlung im Gebirge reichte, und erklärt den gewaltigen Druck, mit dem die Strahlen in den Stollen ſpritzten und auch nach ihrer Abfangung in den Abflußkanal ſich ergießen, denn die Tagewaſſer ſpeiſen das Reſervoir immer wieder von neuem, im Sommer mehr, in der kälteren Jahreszeit weniger, wie aus den Abflußmengen (ſ. Tabelle S. 737) deutlich zu erkennen iſt.

War dieſer unerwartet große Waſſerandrang im Tunnel dem Fortſchritte der Bohrung ſchon ſehr hinderlich, ſo geſtalteten ſich die Verhältniſſe im Stollen noch weit ſchwieriger und geradezu bedrohlich, als dieſer gegen Ende des Jahres 1901 in eine Schicht von kalkhaltigem Glimmerſchiefer gelangte, denn dieſe übte infolge ihrer vollſtändigen Zerſetzung einen ſolchen Druck auf die Wände des Stollens aus, daß ſie auch durch den ſtärkſten Holzeinbau nicht mehr zu ſchützen und zu halten waren. Nach einem Vordringen von nur wenigen Metern in dieſe weiche, druckreiche Maſſe zeigte ſich die gewaltige Preſſung, durch welche die kräftigſten Einbauhölzer zerdrückt und verſchoben wurden, als ſo gefahrdrohend, daß der Stollenvortrieb zunächſt ganz eingeſtellt werden mußte. Erſt durch Einfügen eines ſehr widerſtandsfähigen eiſernen Einbaues gelang es, den ausgebrochenen kurzen Stollen in der Druckpartie ſo weit zu ſichern, daß man ohne Gefahr weiter vordringen konnte. Aber mehr als einen ganzen Monat hatte man unausgeſetzt zu arbeiten, um nur zehn Meter Stollenlänge mit der nötigen eiſernen Pan-

Digitized by Google

zerung zu versehen, und auch dann mußte man mit der äußersten Vorsicht zu Werke gehen, um einem Einbruche vorzubeugen. Man verkleinerte den Stollen auf nur 1 Meter Breite und 1,4 Meter Höhe, und erst nach ausreichender Versteifung und Sicherung dieses kleinen Stollens durften die eisernen Rahmen von 2,5 Meter lichter Weite und 2,8 Meter Höhe für das Profil des Richtstollens eingebaut werden. So arbeitete man sich mühsam aber unerschrocken weiter, bis endlich am 20. Mai, nachdem mehr als siebzig eiserne Rahmen im Hauptstollen eingefügt und zu einem Eisenpanzer zusammengeschlossen waren, wieder festeres Gestein erreicht wurde und mit der Maschinenbohrung aufs neue begonnen werden konnte. Volle sechs Monate hindurch hatte diese geruht, und in einem ganzen Vierteljahre war man um nur vier Meter vorgerückt. Kein Wunder daher, daß der Stollenvortrieb durch solche Hemmnisse eine Verzögerung erlitt, aber trotzdem zollt die gesamte Technikerwelt den Ingenieuren am Simplontunnel die ungeteilte und vollste Anerkennung dafür, daß und wie sie alle Schwierigkeiten überwunden und den Tunnelbau weitergeführt haben.

Nicht minder überraschend, wenngleich ganz anderer Natur als auf der Südseite, waren die Schwierigkeiten, welche sich der Tunnelbohrung an der Nordseite des Simplons entgegenstellten. Die Temperaturbeobachtungen am Gotthardtunnel hatten eine Zunahme der Erdwärme um je einen Grad Celsius auf vierundvierzig Meter Höhenzunahme der übergelagerten Gesteinsmassen ergeben, und auch im Simplontunnel stieg die Gesteinstemperatur in nahezu gleicher Weise bis zum sechsten Kilometer vom Portal und zwar bis auf rund dreißig Grad Celsius. Beim siebenten Kilometer sollte die Erdwärme demnach sechsunddreißig Grad Celsius betragen und bis zur Mitte des Tunnels auf höchstens dreiundvierzig Grad Celsius anwachsen. Zur nicht geringen Überraschung der Ingenieure und Geologen stieg aber die Gesteinstemperatur vom sechsten Kilometer ab so rasch, daß sie beim siebenten Kilometer nicht sechsunddreißig Grad Celsius, sondern sechsunddvierzig Grad Celsius betrug, d. h. zehn Grad mehr, als allgemein angenommen worden war. Diese rapide Zunahme der Erdwärme dauerte bis zum achten Kilometer in geradezu unheimlicher Weise fort, erreichte dort fünfundfünfzig Grad Celsius und schien alle seitherigen Erfahrungen und Berechnungen zuschanden machen, sowie die Durchführung des Tunnelbaues ernstlich in Frage stellen zu wollen. Waren doch am Gotthard bei einer um mehr als zwanzig Grad Celsius geringeren Gesteinstemperatur schwere Erkrankungen der Arbeiter eingetreten, so daß man deren weitere Leistungsfähigkeit bereits bei nur wenig höherer Erdwärme als einunddreißig Grad Celsius bezweifeln zu müssen glaubte. Hier nun aber zeigte sich die Überlegenheit des neuen Bau- und Ventilations-



Wassereinbruch im südlichen Tunnelstollen.

Erweiterungsarbeiten im Tunnel.

ſtellung des Tunnels vereinbarte. Dieſen Abmachungen gemäß ſoll die Simplonbahn Ende April 1905 fertiggeſtellt ſein und dem öffentlichen Verkehr übergeben werden können. Die Baukoſtenſumme wurde für beide Tunnels von 69,5 auf 78 Millionen Franken erhöht, und innerhalb zweier Jahre nach Vollendung des Haupttunnels iſt eine Entſcheidung zu treffen in bezug auf den Ausbau des Paralleſtollens zum vollſtändigen zweiten Tunnel, der ſeinerſeits dann in weiteren vier Jahren durch die Bauunternehmung vollendet werden muß.

ſyſtemes am Simplontunnel gegenüber den früher allgemein und auch bei der Gotthard-durchbohrung angewendeten Methoden in geradezu großartiger Weiſe, denn mit ſeiner Hilfe iſt es der Bauleitung am Simplon möglich geworden, trotz der hohen Erdwärme von fünfundfünfzig Grad Celſius die Temperatur der Luft an den Arbeitsſtellen auf fünfundzwanzig bis dreißig Grad Celſius zu erhalten. Daß hierzu viele beſondere Einrichtungen zur Kühlhaltung des Waſſers durch Umhüllung der Leitungen, Abkühlung durch Eisapparate, ausgiebigſte Lufterneuerung uſw. erforderlich waren, iſt leicht begreiflich, ebenſo daß für ſolche Vorrichtungen die Aufwendung erhöhter Mittel notwendig wurde. Wegen Rückerſtattung dieſer erhöhten Aufwendungen ernannte bei Verſtaatlichung der Jura-Simplon-Bahn der ſchweizeriſche Bundesrat eine Sachverſtändigenkommiſſion, die mit der Bauunternehmung des Simplontunnels auf gütlichem Wege eine angemeſſene Entſchädigung und Friſtverlängerung für die Fertig-

Nach Überwindung der ſchwierigen Druckpartie auf der Südſeite und Beſiegung der hohen Geſteinstemperatur auf der Nordſeite, die nach Erreichung der Höhe von fünfundfünfzig Grad Celſius wieder etwas abgenommen hat, ſchritten die Arbeiten am Simplontunnel regelmäßiger und nahezu gleichmäßig auf beiden Seiten fort. Der Geſundheitszuſtand der Arbeiter war trotz der hohen Erdwärme im allgemeinen durchweg günſtig infolge der guten Ventilation und der ge-

Querſchlag und Luftlokomotive im Tunnel.

Digitized by Google

sundheitlichen Maßnahmen der Bauunternehmung, die gegenüber den diesbezüglichen Verhältnissen am Gotthard einen großen Fortschritt bezeichnen. Die Arbeiter fahren in den Tunnel ein und aus auf mit Bänken versehenen Rollwagen, die zu Arbeiterzügen zusammengestellt sind und regelmäßig zum Schichtwechsel verkehren. Gedeckte Einfahrtshallen führen, um die aus dem heißen Tunnel kommenden Arbeiter während der kalten Jahreszeit gegen Zugluft und die Unbillen des Winters zu schützen, vom Tunnelausgange direkt zu den Bade- und Umkleideräumen. In einem großen Duschesaale hat jeder Tunnelarbeiter seine mit einer Nummer versehene Aufzugsschnur, an deren Haken er seine Mineurlampe und seine durchnäßten Arbeitskleider befestigt, um sie vermittels der Schnur in die Höhe zu ziehen, wo sie trocknen können. Nachdem er sich unter der Dusche gesäubert hat, legt er andere, reine und trockene Kleidungsstücke an, die er vor der nächsten Einfahrt wieder mit seinen Tunnelkleidern, die inzwischen getrocknet sind, vertauscht. Auf jeder Tunnelseite hat die Unternehmung mit allem notwendigen Bedarf gut ausgestattete Lazarette gebaut, Ärzte angestellt, Magazine für billige und gute Lebensmittel, Arbeiterwohnungen und Kantinen errichtet. Das Klima in Brig wie in Iselle ist trocken, gesund und so mild, daß an beiden Orten feine Obstsorten reifen und zahme Kastanien gedeihen. Im Dorfe Naters bei Brig und unterhalb Iselle bis Varzo herrscht reges italienisches Leben mit all den charakteristischen bunten Zutaten, malerischen und zerlumpten Trachten, Osterien und Wohnungen der dunkeläugigen Bewohner des sonnigen Südens. Daß es unter dieser lebhaften und aus allen Teilen

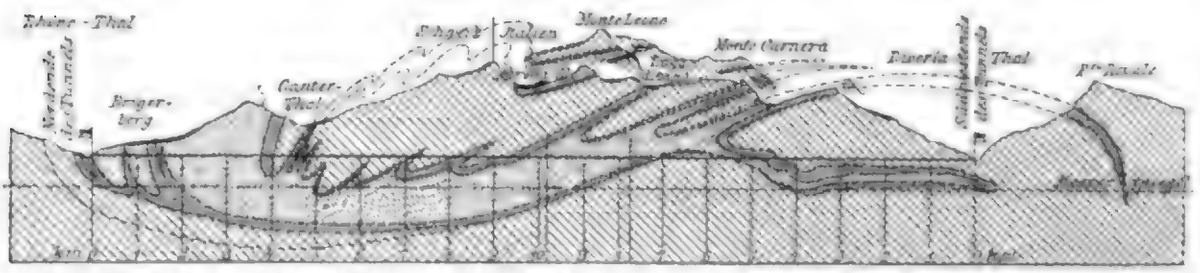
Fortschritte der Durchbohrung des Simplons.
Ganze Länge = 19729 Meter.

Vierteljahr	Nord Meter	Süd Meter	Summe Meter	Durchbohrt Meter	Rest Meter	Wasserzudrang Liter in der Stunde Nord	Süd
1898 IV	333	76	409	409	19 320	—	—
1899 I	470	288	758	1 167	18 562	40	—
II	490	331	821	1 988	17 741	43	—
III	544	438	982	2 970	16 759	65	—
IV	463	433	896	3 866	15 863	40	—
1900 I	470	426	896	4 762	14 967	49	—
II	482	400	882	5 644	14 085	85	—
III	483	376	859	6 503	13 226	98	—
IV	384	380	764	7 267	12 462	99	1
1901 I	574	462	1036	8 303	11 426	111	2
II	502	367	869	9 172	10 557	111	215
III	538	420	958	10 130	9 599	116	390
IV	602	31	633	10 763	8 966	93	874
1902 I	549	15	564	11 327	8 402	79	840
II	533	343	876	12 203	7 526	64	880
III	471	575	1046	13 249	6 480	68	1120
IV	581	498	1079	14 328	5 401	38	930
1903 I	462	471	933	15 261	4 468	44	799
II	496	436	932	16 193	3 536	41	1011
III	523	509	1032	17 225	2 504	43	1040
IV	194	477	671	17 896	1 833	112	835
1904 I	33	430	463	18 359	1 370	112	736

Anmerkung. Ende Mai dieses Jahres waren noch 817 Meter zu durchbohren. Am 18. Mai traf man bei Kilometer 10376 im nördlichen Tunnelstollen wieder auf eine warme Quelle von fünfundvierzig Grad Celsius und fünfunddreißig Liter Mächtigkeit in der Sekunde. Am 28. Mai mußte die Bohrung vor Ort eingestellt werden, da der Rhonekanal durch einen Erdsturz beschädigt worden war und Wassermangel eintrat. Das Bohrmaterial wurde aus den Stollen zurückgeschafft und dann in beiden die Sicherheitstür geschlossen.

Italiens zusammengewürfelten Gesellschaft nicht immer still und friedlich hergeht, ist leicht erklärlich; jedoch sind durch Aufreizung verursachte Versuche zu gröberen Ausschreitungen stets rasch und energisch bekämpft und unterdrückt worden.

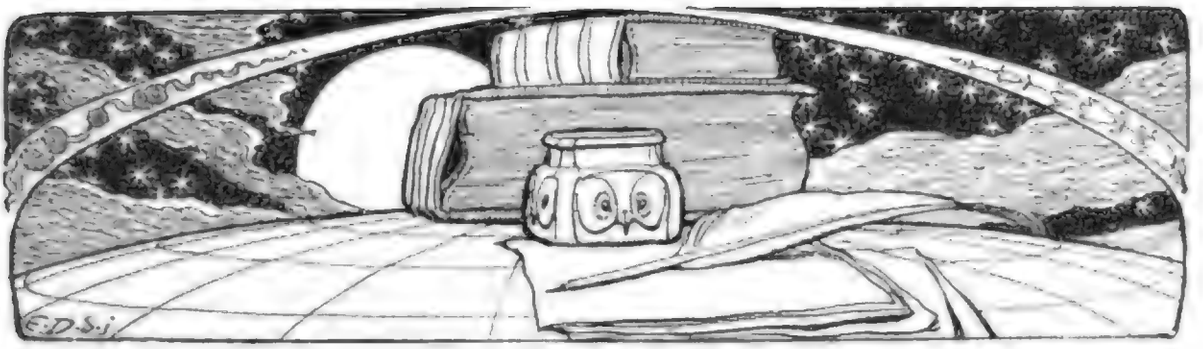
Der Fortschritt im Simplontunnel war nach und nach auf einen Kilometer im Laufe des Vierteljahres gestiegen. Wenn keine weiteren außergewöhnlichen Schwierigkeiten und Hemmnisse der Arbeiten aufgetreten



Geologisches Profil durch die Achse des Simplontunnels.

wären, würde der Durchschlag im Stollen bereits in der ersten Hälfte dieses Jahres erfolgt sein. Nach der ursprünglichen Annahme der Geologen und den von diesen aufgestellten Tunnelprofilen sollte das Massiv des Simplongebirges aus einer kompakten Gneismasse bestehen, in der das Auftreten von Wassereinbrüchen nicht zu befürchten war. Die Aufschlüsse im Tunnel ergaben aber eine durchlaufende zentrale Schicht sedimentären Gesteins aus der Jura- und der Triasformation, welcher der Gneis des Simplonmassivs über- und untergelagert ist. Der Tunnel steigt von beiden Seiten, wie bereits erwähnt wurde, gegen die Mitte, um dem eindringenden und eingeführten Wasser einen natürlichen Abfluß zu gestatten. Da von der Nordseite aus ein rascheres Vorschreiten des Richtstollens stattfand als auf der Südseite, so mußte von der Briger Seite aus der Scheitelpunkt im Tunnel überschritten und dann „im Gefälle" weiter gearbeitet werden. Anfang November vorigen Jahres hatte der nördliche Stollenvortrieb die Tunnelmitte erreicht und am 22. November um 144 Meter überschritten, als zwei warme Quellen von 48 Grad Celsius angebohrt wurden, die ein Wasserquantum von siebzig Litern in der Sekunde in den Stollen ausströmten, diesen anfüllten und eine weitere Bohrung verhinderten. Um den Stollen wieder trocken zu legen, bedurfte es der Aufstellung zweier starker Pumpen in der Nähe der Tunnelmitte und längerer Arbeit, da auch Sicherheitstüren in beiden Stollen eingebaut werden mußten zum Abschluß etwaiger weiterer Wassereinbrüche und zur Ableitung des Wassers durch den Parallelstollen. Erst im März dieses Jahres konnte die mechanische Bohrung in beiden Stollen wieder aufgenommen werden. Anfang Mai, als die trennende Gesteinsmasse noch eine Dicke von einem Kilometer hatte, vernahm man vor Ort deutlich als ein fernes dumpfes Rollen zum erstenmal die auf der anderen Seite im Richtstollen abgefeuerten Sprengschüsse. Im Herbst dieses Jahres wird voraussichtlich die letzte Scheidewand fallen und die Vereinigung von Nord und Süd erreicht sein, trotz aller Schwierigkeiten, die sich der Durchführung des großartigen Unternehmens entgegenstellten.

„Stat ingenii laborisque monumentum!" schrieb Johannes Scherr in das Stammbuch der Gotthardbahn. Diese Worte gelten in nicht weniger hohem Maße von der größten Leistung der Tunnelbaukunst: der Durchbohrung und Überschienung des Simplons.



Literarische Rundschau

Romane und Novellen

Der Erziehungs- und Entwickelungsroman, in dem um eine Weltanschauung, um ein festes Leitziel des Lebens gerungen wird, steht seit Beginn des neuen Jahrhunderts im Vordergrund der modernen Romanliteratur. Auch solche Schriftsteller können sich dieser tief und stark aus dem Wurzelboden der Zeit heraufdrängenden Bewegung nicht entziehen, die anfangs ganz einsame Wege gingen und einem künstlerischen Individualismus huldigten, der allen Massenstimmungen möglichst auszuweichen suchte. Zu diesen Bekehrten gehört auch Paul Ernst, den man auf Grund seiner immer feinsinnigen, meistens jedoch artistisch mehr als menschlich wertvollen Novellen längst schätzte, der aber nun erst durch seinen Roman **Der schmale Weg zum Glück** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.) bewiesen hat, daß auch er an dem Kämpfen und Ringen der Gegenwart lebendigen Anteil nimmt, und daß er ganz auf dem Boden seiner Zeit steht. Die Idee des Romans ist einfach, fast simpel. Ernst erzählt uns, wie der Held seines Buches im Leben und durch das Leben erzogen und zu einem ganzen Mann herangebildet wird. Die Idylle des Försterjohnes Hans im elterlichen Hause, seine Schulzeit und das Erwachen des geistigen Lebens, die Jahre auf dem Gymnasium der Kleinstadt: dieser erste Teil ist künstlerisch betrachtet freilich der beste, schon weil er einen einheitlichen Stil hat, und weil sich der Verfasser augenscheinlich auf vertrautem Heimatboden bewegt, auf dem seine eigenen Erlebnisse gewachsen sind — die innere Bewegung aber kommt doch erst in den Stoff, sobald Hans als Student in die literarischen Kreise der Berliner Bohème tritt und sich für die sozialistischen Ideen der Zeit begeistert. Wenn der „Held" selbst uns von nun an öfters hinter den Wolken seiner bunten Umgebung verschwindet, so mag man das im Interesse der eigentlichen Romanhandlung bedauern, stillos ist das in einem Zeitroman nicht. Denn erst das Bunte, das Massenhafte, das Kaleidoskopartige gibt diesen Jahren, die fast in allen unseren modernen Entwickelungsromanen eine entscheidende Rolle spielen, das Gepräge; ich erinnere nur an Wilhelm von Polenz' Roman „Wurzellocker", dessen Verfasser gegen den Verdacht, die Berliner Literaturbewegung der achtziger und neunziger Jahre zu überschätzen, gewiß gefeit ist. Hans versinkt ja auch nicht in dem großstädtischen Getriebe, sondern arbeitet sich aus seinen Schlingen zu desto festerer und männlicherer Lebensauffassung durch, zu mutiger Entschlossenheit und gewissenhafter Pflichterfüllung, ein Ziel, das an sich alltäglich sein mag, das aber seinen hohen Wert erhält, sobald man die Kämpfe, die Irrungen und Wirrungen ins Auge faßt, die ein Sohn unserer Zeit durchmachen mußte, bevor er es nur erkannte. Den „schmalen Weg zum Glück", den er so mühsam gefunden, wird er — so dürfen wir vertrauen — nun aber auch um so sicherer festhalten. Noch ein Wort über den Stil dieses von seinem inneren Reichtum fast gesprengten Buches. Sicher ist er noch nicht ganz ausgeglichen: seine Altertümlichkeiten erscheinen manchmal gesucht, seine Kindlichkeiten mehr unbeholfen als naiv, aber dann erfreut doch auch wieder eine gediegene Fülle, eine schlagkräftige Prägnanz und eine kraftvolle Anschaulichkeit, wie sie nur ein Dichter, nimmermehr ein bloßer Unterhaltungsschriftsteller der Sprache abtrotzt.

In ganz andere Lebenskreise führt uns Wilhelm Speck mit seiner Erzählung **Zwei Seelen** (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow; geh. Mk. 4,50, geb. 5 Mk.), und doch handelt es sich auch hier um die Entwickelung eines Menschen aus Halbheit, Verworren- und Verworfenheit zur Selbstbezwingung und Selbstbestimmung. Der Weg, den der junge Heinrich zu machen hat, geht durch Armut, Hunger und Verbrechen. Schon als Knabe mußte er lernen, von fremden Äckern zu holen, was der Vater nicht mehr verdienen konnte. Bei Verwandten, die sich seiner annahmen, gerät er aus dem Regen vollends in die Traufe, wird als Kumpan in eine Spitzbubenfamilie gezogen und erhält im Stehlen und Betrügen regelrechten Un-

terricht in Theorie und Praxis. Eine „Verworfene", die Mitleid mit dem jungen Blut hat, schickt ihn nach Hause zum Vater; aber kaum ist er dort angekommen, als er von der Polizei, die mittlerweile seine Spur verfolgt hat, in Gewahrsam genommen und zu vier Wochen Gefängnis verurteilt wird. Eine milde Strafe, wie's scheint; aber wie wirkt sie auf Heinrich! Bei ausgedienten Gaunern macht er während der Zeit die hohe Schule durch. Trotzdem rafft er sich, als er entlassen wird, noch einmal auf und geht bei einem ehrsamen Schneidermeister in die Lehre. Doch plötzlich ist der wieder da — Schöne ist sein Name —, der ihn zuerst auf die schiefe Ebene gelockt hat. Bei einem verliebten Abenteuer läßt sich Heinrich zu einer Gewalttat hinreißen, wird verwundet und macht nun im Lazarett die Bekanntschaft eines Hochstaplers, dem er bald völlig verfällt, so sehr er sich in seiner Schwachheit abmüht, beim Guten und Rechten zu bleiben. Die Folgen bleiben nicht lange aus. Gerade als sein Herz in der Liebe zu einem schlichten Mädchen wieder innig und rein fühlen lernt, streckt das Gefängnis zum zweitenmal seine Krallen nach ihm aus, und diesmal lautet das Urteil auf — fünf Jahre. Flucht mit einem Mitgefangenen gibt ihm die Freiheit wieder — in einer Christnacht —, bald aber muß er erfahren, daß dieser Röder ihn schimpflich belogen und betrogen hat und ihn nur für seine Zwecke ausnutzt. Und als er den Gefährten gar morden sieht, da ergreift ihn Ekel und Wut, und er erschlägt den anderen. Mit den Papieren eines Schneiders geht er nun unter falschem Namen von neuem in die Welt; er könnte glücklich sein, denn alles geht gut: sein Fleiß und seine Tüchtigkeit pflanzt ein Glück um ihn, das zu sprossen, zu blühen und Früchte zu tragen anfängt — er kann es nicht genießen, sein Gewissen läßt ihm keine Ruhe. So geht er, ohne jeden äußeren Zwang und Anlaß, hin und verlangt von dem Gerichte die Strafe, die er verdient hat. „Es wurde Nacht, die ersten Lichter glänzten auf, und mit ihnen erhob sich noch einmal das goldene Bild, von dem ich mich nun trennte, vor meinem Geiste. Ich wandte mich ab: Hier bin ich. Ich halte Wort. Ich komme gern, denn ich bin müde. Und aufsehend zu dem Kreuz, dessen Schatten in der Dunkelheit aufragte, und darüber hinaus schauend nach dem hin, der einst an einem Kreuze gestorben war, sagte ich: Ich nehme mein Kreuz auf mich. Hilf du mir's tragen. Vorüber, vorüber! Ich reiste Tag und Nacht, bis ich am Ziele war. Dort ging ich hin und forderte mein Recht ..." Man sieht aus dieser Probe, daß die Erzählung in Gestalt von Aufzeichnungen gegeben ist, die der Verbrecher selbst hinter den Kerkerwänden gemacht hat, nachdem sein Leben mit Schuld und Sünde längst abgeschlossen hinter ihm liegt. Leider sind diese Aufzeichnungen in einem Tone und in einer Sprache gehalten, die dem Menschen, der sie gebraucht, nicht zu eigen gehören können, und die deshalb die innere Überzeugungskraft der Erzählung doch einigermaßen beeinträchtigen. Aber der Verfasser ist Gefängnisgeistlicher und durch seinen Beruf, vor allem aber durch ein reges dichterisches Mitempfinden so vertraut mit dem Seelenleben der Verbrecher, daß in der Psychologie seines „Helden" keine unerklärten Sprünge bleiben, und daß wir unter allen Schauern tragischer Ergriffenheit das miterleben und mitfühlen, was die „zwei Seelen" in diesem menschlichen Verbrecher und Kämpfer durchmachen, wie Gutes und Böses bei ihm und bei uns allen aus ein und derselben Quelle entspringen. Dennoch ist keine Spur von Weichlichkeit oder Sentimentalität in dem Buche; das Verbrechertum wird nicht glorifiziert, sondern nur gleich den anderen, die im Drang und Druck der Welt rein geblieben sind, unter das Kreuz der großen Liebe und Vergebung gestellt. Dabei zeigt der Verfasser nicht nur so viel Verstehen, sondern auch so viel sichere und scharfe Menschenkenntnis, so viel reife Kunst des Beobachtens und objektiven Gestaltens, daß er hinfort zu den stärksten Hoffnungen unserer Romanliteratur gezählt werden muß.

Seit Frenssens „Jörn Uhl", dieses doch so stille, an Romanbegebenheiten so arme Buch, einen so unerhörten buchhändlerischen Erfolg erzielt hat, sagen sich manche: Warum sollte auch mir das nicht blühen? und glauben durch das Tantam der Reklame erzwingen zu können, was jenem Roman aus ihm selbst erblühte. Wenn der Verleger bei der Ausgabe eines neuen Romans, von dem er sich eine Massenwirkung verspricht, Pauken und Trompeten spielen läßt, so ist das sein gutes Recht als Geschäftsmann; wenn aber auch der Verfasser so eifrig dabei mittut wie Edward Stilgebauer beim Lanzieren seines **Götz Krafft** (Berlin, Richard Bong), so geschieht ihm recht, wenn ihm einige der „Namhaften", deren freundliche briefliche Urteile er öffentlich aushängen läßt, ein öffentliches Kolleg über literarische Vornehmheit lesen. Auch Stilgebauer gedenkt einen großen Bildungs- und Entwickelungsroman zu geben, in dem sich unsere Zeit spiegelt; der bisher erschienene erste Band mit dem Untertitel „Mit tausend Masten" ist nur der erste Teil davon und nennt sich deshalb „Die Geschichte einer Jugend". Aber auf den ersten Blick offenbart sich der grundlegende Unterschied zwischen den Werken von Ernst und Speck auf der einen, von Stilgebauer auf der anderen Seite: was dort sich unbewußt ergibt, der „temporäre Gehalt", wie Goethe sagen würde, das erscheint hier, in der Jugendgeschichte des Frankfurter Pastorsohnes, gewollt und gesucht und nur äußerlich aufgetragen. Freunde einer mannigfach bewegten und wechselnden Handlung werden besser auf ihre Rechnung kommen. Wenn nicht schon in den Frankfurter Abschnitten, so in denen, die Götz Krafft nach Lausanne auf die Universität begleiten und schildern, wie er aus Bitternissen des Lebens Süße und aus Süßigkeiten Bitternisse saugt. Mit der Liebe und dem Korpsburschentum schlägt er sich tapfer herum, bis er, rein an Leib und Seele, ins Vaterhaus zurück-

kehrt. Was nun? Darauf soll der nächste Band „Im Strome des Lebens“ Antwort geben. Auf diese Antwort kommt alles an. Der erste Band, in dem so viel geredet und so wenig gestaltet wird, ist nur das Stück Boden, auf dem der Amboß steht; den Amboß selbst und den Hammer, der darauf schmiedet, hoffen wir in der Fortsetzung kennen zu lernen. Hoffentlich hat dann mit seinem Helden auch der Verfasser selbst mehr männliches Urteil, schärferes Augenmaß für Wichtiges und Unwichtiges und einen gehalteneren Stil gelernt.

Anspruchsloser, mehr als Unterhaltungsschriftsteller denn als Prophet und Deuter seiner Zeit tritt Rudolf Herzog in seinem Roman **Die vom Niederrhein** auf (Stuttgart, J. G. Cotta; geh. 4 Mk.). Ein Heimatsroman — das spürt man alsbald an der Wärme und Beweglichkeit des Tones — und deshalb ein Buch voll Sonne, Lebensfröhlichkeit und Schönheitsfreude. Daneben aber doch auch hier der Versuch, mit dem Einzelschicksal einen symbolischen Allgemeinsinn zu verknüpfen. Wenn der junge reiche Hans Steinherr sich von dem vornehmen, sittigen Rheintöchterchen, das er in seiner Heimatstadt gefunden hat, allmählich fortentwickelt, Bonner Korpsstudent und Reserveleutnant wird und in Berlin — Berlin ist als Durchgangsstation für das Geschlecht der achtziger Jahre nun einmal unvermeidlich — in das oberflächliche Treiben einer Kunst- und Literatenclique gerät, so soll das doch wohl etwas vom Zeitcharakter malen. Danach aber sind die billigen Mittel nicht, deren sich Herzog bedient. Es geschieht so viel Hübsches und Freundliches, auch Aufregendes und Spannendes in seinem Roman, und es ist doch so wenig Psychologie und innere Motivierung darin. Man wird gar nirgends von der Furcht erfaßt, daß es dem Weltläufer vom Niederrhein je schlecht gehen könne, und richtig wird er denn auch just in dem Augenblick, als er ins Bodenlose zu fallen droht, von der Liebe seiner Heimat in Gestalt der inzwischen zu Ruhm und Gold gekommenen Jugendgeliebten „heimgeholt“. Der Leser sagt sich: es konnte gar nicht anders kommen, so mild und freundlich lächelt unter allen bösen Mienen, die es aufsetzt, das Antlitz eines Autors, der so genau wie Herzog weiß, was die lieben Leser, nicht die große, aber die größere, geschmackvollere Menge von ihm will, und wobei ihr Herz in Liebe und Bewunderung für den Verfasser schlägt. Es soll ihm daraus beileibe kein Strick gedreht werden — aber die Grenze, die auch zwischen dem erfolgreichsten und sympathischsten Unterhaltungsschriftsteller und dem Dichter aufgerichtet bleibt, wollen wir uns durch solche „ehrlichen Makler“ der Literatur doch nicht verwischen lassen.

Aufmerksame Beobachter der zeitgenössischen Literatur haben schon darauf hingewiesen, daß das Monopol, das Neu-Berlin einst als Schauplatz moderner Romane hatte, im Erlöschen begriffen ist. An seine Stelle treten nun große und kleine Provinzstädte: Frankfurt, Düsseldorf, Posen, Königsberg, Barmen, Dresden, Heidelberg, Karlsruhe, München — Osten und Westen, Norden und Süden bunt durcheinander. Ist Berlin und das, was für Berlin charakteristisch: die Welt des Theaters, der Presse, der Börse, des Sports, der Armee, der modernen Kunst, hat man sich gefragt, durch die literarische Praxis der letzten Jahre ausgebeutet? Ausgebeutet gewiß nicht; denn alles Lebendige — und wer wollte streiten, daß der Strom des Lebens in Berlin auch heute noch am lebhaftesten fließt — erzeugt sich stetig von neuem und bietet so der Literatur immer wieder neue Gesichte und Gestalten dar — wohl aber für den Augenblick abgenutzt, weil überanstrengt. „Berlin ist z. D., nicht a. D.“ lautet deshalb ein treffendes Wortspiel Joseph Ettlingers, in dem sich ein feiner Blick für Literaturströmungen und -wandlungen unserer Zeit verrät. Von allen Romanen, die mir während der letzten sechs Monate unter die Augen gekommen sind, macht eigentlich nur Georg Wasners Lebensgeschichte **Die Stelle im Wege** (Berlin, F. Fontane u. Co.; Preis 3 Mk.) Berlin zum treibenden Moment der inneren Handlung. Der arme Schulamtskandidat, der mit kühnem Entschluß zum Versicherungswesen abschwenkt, eine Vernunftheirat eingeht und sich damit eine glänzende Laufbahn erschließt, scheitert an der Großstadt Berlin, wie er an ihr anfangs gewachsen und emporgekommen ist. Mit seiner, seelisch vertiefender Kunst ist das motiviert: er ist nicht mehr der unberührte, weltfremde Kantorsohn, als der er nach Berlin gekommen ist, aber auch noch nicht der sichere, in allen Sätteln gerechte Großstädter, der über alle Steine und Pfützen hinwegsetzt. So findet er seine „Stelle im Wege“ genau da, wo er sie seinem zwiespältigen Charakter und seiner zwiespältigen Entwickelung nach finden muß: auf der Mitte zwischen Naivität und Routiniertheit. „Und geht es noch so rüstig hin über Stein und Steg, es ist eine Stelle im Wege, du kommst darüber nicht weg“: dieser Stormsche Vierzeiler ist das Leitmotiv des Wasnerschen Romans, das immer anklingt; den Spruch seiner fatalistischen Nebenbedeutung entkleidet und den trotz allem nicht hoffnungslosen Ausgang der Geschichte ganz aus den Charakteren und Verhältnissen abgeleitet zu haben, das ehrliche künstlerische Verdienst des Buches. Nur mehr Fülle des Lebens, mehr Persönlichkeit möchte man wie anderen Wasnerschen Büchern, der „Frau Ilse“ (ebenda; geh. Mk. 3.50) und dem Liebes- und Eheroman „Walter Eichstädt“ (ebenda; geh. 3 Mk.), auch diesem wünschen. Wie Herzog gehört Wasner zu jenen nicht gering zu schätzenden Schriftstellern, die den stoffreudigen Unterhaltungsroman auf dem Niveau des guten Geschmacks und des literarischen Anstands halten.

Der große Verderber und Zerstörer Berlin webt auch mit an den Schlingen, in denen Hermann Anthing, der Held oder besser der Schwächling des Romans **Tyrann Ich** von Philipp Spandow (Berlin, Schuster u. Loeffler; geh.

4 Mk.), erstickt wird. Aber der Verfasser, der augenscheinlich bei Zola in die Schule gegangen ist, hat diese dämonische Zerstörerwut der Großstadt nicht recht lebendig und wirksam zu machen gewußt; was bleibt, ist die halt- und grenzenlose Individualitätssucht Anthings, sie allein schnürt ihm am Ende den Hals zu, nachdem sie ihn zum Säufer und Schwachkopf gemacht hat. Der Geruch der Fäulnis, die gewiß mit zu den Kennzeichen der modernen Großstadt gehört, steigt aus dem Roman auf; mit nicht gewöhnlicher Begabung ist das Milieu gezeichnet; aber das Ganze ist doch weit eher eine geistreiche Karikatur als ein wahrheitsgetreues Berliner Kulturgemälde, gesehen durch ein Temperament. Der Humor, den der Verfasser an einzelnen Stellen entfaltet, läßt hoffen, daß er bald freundlichere, für ihn und uns ergiebigere Stoffe finden wird als den, der hier auch sein „Tyrann" wurde.

Im Standesroman nimmt auch heute noch der Offizier eine hervorragende, wenn nicht beherrschende Stellung ein, und da erst kürzlich Franz Adam Beyerlein mit seinem „Jena oder Sedan?" auf diesem Gebiete einen so gewaltigen Erfolg errungen hat, ist auch nicht zu erwarten, daß dies Verhältnis über kurz oder lang sich ändert. Im Militär- und Kasernenleben ist neuerdings auch Rudolf Stratz gelandet, nachdem er zuvor in der erhabenen Gebirgswelt der Alpen so stolze Triumphe gefeiert oder in der Novellensammlung **Es war ein Traum** (Stuttgart, J. G. Cotta) aus dem Berliner Gesellschaftsleben so flott und elegant, so erfindungs- und sprachgewandt interessante Konfliktchen dargestellt hatte. Oder ist der Roman **Dienst** (Berlin, E. Fleischel u. Co.), der kürzlich in dritter oder vierter Auflage erschien, ein älteres, nur wieder neuausgegebenes Werk? Manche Stilfehler lassen fast darauf schließen, so sorgsam und — penibel, möchte man sagen, die Tagtäglichkeiten, das ewige Einerlei des Kasernenlebens ausgemalt sind. Die kleine, weltentlegene Garnison tritt schon hier auf. Und ihre Enge und Trostlosigkeit wird mit der vollendeten Routine eines Schriftstellers, der sein Ziel und seine Mittel kennt, geschildert. Dennoch, scheint mir, brauchte ein Offizier nicht daran zugrunde zu gehen, wenn er nur Gesellschaft bei sich selbst fände. Aber Stratz ist ein viel zu gescheiter Kenner und Könner, um diesem Einwand nicht selbst zuvorzukommen. Er läßt seinen Leutnant von Elke eben in keiner Weise über den „Durchschnitt" hinausragen. Da braucht er nur eine unglückliche Liebe zu der Tochter eines Vorgesetzten, die auf Zureden des verständigen Vaters statt des armen Schluckers lieber dessen reichen Regimentskameraden, den Sohn eines Großfabrikanten, heiratet, und der Zusammenbruch ist da. Herz und Dienst entziehen ihm zu gleicher Zeit den Halt, das Dasein hat allen Reiz und Wert verloren: Leutnant von Elke wählt freiwillig den Tod. Auch in dieser Geschichte verleugnen sich die Vorzüge der Stratzschen Erzählungskunst nicht: die leichte, glückliche Hand, die bei aller Gewagtheit der Situationen immer ihrer selbst sichere Salonvornehmheit, die frische Lebendigkeit der Sprache, die niemals verlegene Plauderkunst — aber das alles weiß er doch eigentlich in der freien Natur, auf den Sport- und Turfplätzen und dem Parkett der eleganten Welt weit wirksamer in Szene zu setzen als in der gedrückten Enge dieser kleinen Garnison.

Ins high-life der Pariser Gesellschaft führt uns Georg Frhr. von Ompteda in seinem jüngsten Roman **Denise de Montmidi** ein (Berlin, E. Fleischel u. Co.), und wieder dürfen wir unsere helle Freude haben an der bei aller Schnell- und Massenarbeit, die Ompteda bis vor kurzem entwickelt hat, schlichten, ruhigen und sachlichen Art, mit der er erzählt und darstellt. Man soll einen Baum nicht verpflanzen, das ist eine in den Erzählungen der sogenannten „Heimatskunst" oft und gern bewiesene Moral, aber auch in der hohen Gesellschaft behält sie ihre Gültigkeit, wie Ompteda an seinem Robert de la Caille zeigt, der in den Pariser Salons einer der elegantesten und stolzesten Lebemänner war, bevor er in Monte Carlo auf der Hochzeitsreise sein ganzes Vermögen einbüßte und dann, zur Einsamkeit verdammt, auf seiner kleinen weltfernen Besitzung Montmidi einem faulen Nichtstun verfällt, das ihn roh und gemein macht. Das Opfer dieser Wandlung ist die einst von ihm angebetete Denise. Von ihrem zucht- und gewissenlosen Mann dem Laster in die Arme getrieben, kommt sie erst wieder zum Frieden, als sich die Klostertüren hinter ihr geschlossen haben. In der großen Welt hätten sie sich behauptet, in den kleinen Verhältnissen brechen sie zusammen. Die Anklage gegen die Gesellschaft, die in diesem Schicksal liegt, braucht nicht erst formuliert zu werden, um mit feurigen Zungen zu dem ganz unter dem Bann der Omptedaschen Erzählerkunst stehenden Leser zu sprechen. — Während hier das Spielerleben in Monte Carlo nur gestreift wird — in einem früheren Roman hat es Ompteda eingehend behandelt —, bildet es den Mittel- und Brennpunkt in dem zweibändigen Roman von Paul von Szczepanski: **Der Narr des Glückes** (Leipzig, Otto Wigand; geh. 6 Mk., geb. 8 Mk.), dem starke literarische Vorzüge nicht nachzurühmen sind, der aber virtuos erzählt ist, zumal in den Partien, wo es sich um die Erprobung eines neuerfundenen Systems zur Sprengung der Bank handelt. Humoristisch gibt sich derselbe Verfasser in einer der Frauenfrage gewidmeten Novelle **Sie emanzipiert sich** (ebenda; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.). Ein Frauenkongreß wird geschildert, der freilich bei weitem nicht so ernst und imposant verläuft wie der jüngst in Berlin abgehaltene. Vielmehr muß die Tante, eine fanatische Frauenrechtlerin, erleben, daß die mitgenommene Nichte, statt sich zu „emanzipieren", den Verlobungsring heimbringt. Einst glaubte man wohl, mit solchen Satiren die Frauenbewegung lächerlich oder gar tot machen zu kön-

nen — heute sind es die Verspotteten, die am heitersten darüber lächeln. Das beste Zeichen, daß der Witz nicht mehr ins Schwarze trifft.

Der Zug zum Aktuellen, von dem er sich so gerne leiten läßt, hat Hanns von Zobeltitz letzthin in die Welt des Ingenieurs, des Tunnelingenieurs gelockt. So bilden denn die Arbeiten an dem großen Simplontunnel den Kristallisationspunkt, um den sich die spannende Handlung in seinem Roman **Der besiegte Stein** ansetzt (Berlin, Herm. Costenoble; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Die technische Seite sollte mehr im Hintergrund bleiben, sie sollte eigentlich nur Relief und Symbol für die inneren Kämpfe sein, die sich zwischen dem leitenden Ingenieur Bruno Matthiesen und Madeleine Lietal abspielen. Ihr verbittertes Herz ist eigentlich der „besiegte Stein", auf den der tätige, tüchtige, in sich selbst sicher ruhende Mann der Arbeit, wie Matthiesen es ist, am Ende seinen Erobererfuß setzt. Seiner Tatkraft und Zähigkeit widersteht zuletzt die rauhe Felsennatur so wenig wie das harte, eigentlich nur durch ein unseliges Mißverständnis gegen ihn eingenommene Herz Madeleines. Anfangs Haß bis aufs Blut, dann Liebe bis zur Wut: das Rezept ist das alte oft gebrauchte, oft bewährte, aber die Mischung ist feiner, aparter und geschmackvoller geworden seit der Marlitt und der Heimburg. Dazu kommt, daß die Menschen nicht mehr so gleichsam im luftleeren Raum dastehen, daß sie ihre feste Stätte im wirklichen Leben haben und bedingt sind von ihrer Abstammung, ihrer Umgebung, ihrem Beruf, ihrer Arbeit und ihrem natürlichen Gesichtskreis. Das gibt ihnen etwas Wesentliches, Erdfestes und Überzeugendes auch da noch, wo sie allzu nahe an die Romankonvention streifen. Ja, es ist anzunehmen, daß weitaus die meisten Leser das technisch-aktuelle Drum und Dran mehr reizen und fesseln wird als die eigentliche „Geschichte", die halb an Ibsens „Baumeister Solneß", halb an Ohnets „Hüttenbesitzer" erinnert.

Ein merkwürdiges Zwitterding zwischen modernem Gegenwartsroman und phantastischer Kulturprophetie ist der gleichfalls im Alpenlande, in der Schweiz spielende Roman **Ultra montes** von Donald Wedekind (ebenda; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.). In die Ära des wirtschaftlichen Aufschwunges, die für die Schweiz, insbesondere für den Kanton Aargau durch die Gotthardbahn eröffnet wird, stellt Wedekind (ein Bruder des Dramatikers) seine Handlung und läßt nun alte und neue Zeit miteinander einen reich bewegten Kampf ausfechten, der zuletzt in eine Verherrlichung der katholischen Weltanschauung ausklingt. Oder ist das Ironie und versteckte Satire? Bei einem Wedekind darf man so leicht nichts wörtlich nehmen; er meint es meistens anders, als er schreibt, und er schreibt anders, als er's meint. Gefahr wird er mit dieser Gefühlsverwirrung nicht anrichten; dafür hat der Roman zu viele doktrinär-langweilige Stellen und zu wenig plastische Handlung.

Die Zeiten, wo sich unsere Schriftstellerinnen in ihren Romanen vornehmlich der Frauenfrage zuwandten, sind nun glücklich dahin. Überhaupt wird man bald aufhören müssen, zwischen den Männerromanen und den Frauenromanen den trennenden Gedankenstrich zu setzen: es gibt heute mehr als eine Frau, die eine weit kräftigere Feder führt als der Durchschnitt unserer männlichen Autoren, und seit die philosophische Fakultät der Universität Wien Marie von Ebner-Eschenbach zum Ehrendoktor ernannt, Paul Heyse sie in neidloser Ritterlichkeit den „größten lebenden Schriftsteller" genannt hat, sollte man aufhören, zwischen männlichen und weiblichen Schriftstellern, wenigstens auf dem Gebiete des Romans und der Novelle, von vornherein einen Gradunterschied zu machen. In der Tat gibt es ja mittlerweile auch keinen Stoff, kein Genre, seien sie noch so „spezifisch männlich", mehr, die sich vor ihnen verschlössen. Clara Viebig, wohl die kühnste und kraftvollste Vertreterin der jüngeren Generation, hat sich neuerdings sogar dem geschichtlich-politischen Romane zugewandt; ihr jüngster behandelt jenes alle nationalen Gemüter so tief erregende, unsere Politiker und Nationalökonomen so ernst beschäftigende Kulturproblem des Ostens: die Polenfrage. Die alte, in Polen heute noch lebendige Volkssage, daß in den Bergen von Moschin oder unter dem Lysa Góra ein großes Heer, über dreimal hunderttausend Mann, mit ihrer Königin Jadwiga liege und schlafe und auf die Stunde der Befreiung harre, hat ihrem neuesten Roman den Titel **Das schlafende Heer** gegeben (Berlin, Egon Fleischel u. Co.; geh. 6 Mk.). Dieses kriegerische, weitausschauende Symbol weckt Erwartungen, die nur zum Teil erfüllt werden. Wer hofft, daß sich die Tragik jenes Kampfes zwischen Deutschtum und Polentum, der an unserer Ostgrenze entbrannt ist, in seiner vollen Breite und Tiefe entfalte, muß sich enttäuscht sehen. Auch ist der Verfasserin über dem redlichen, angestrengten Bestreben, ja gerecht zu sein, jene Naivität abhanden gekommen, die ihr eine ruhige Objektivität wahrscheinlich weit eher gesichert hätte als jenes absichtliche Sichkühlmachen gegen die natürlichen Sympathien, das sie dem Stoffe schuldig zu sein glaubte. So ist es gekommen, daß die Verfechter des Deutschtums zu kleinlich oder zu müde und entnervt erscheinen, um ihre große Aufgabe tragen zu können. Nicht, daß sich darin etwa eine antideutsche Tendenz verberge! Nein, auch bei Clara Viebig ist es offenkundig, auf wessen Seite die stärkeren Werte liegen. Vielleicht wollte sie mahnen, warnen, strafen, predigen, wenn sie die Schwächen der Deutschen so hervorkehrte. Aber immerhin, auch dann hätte man wenigstens Ansätze oder Hoffnungen sehen müssen, aus denen die bessere Saat der Zukunft keimen könnte ... Geht man nun aber vom Ganzen ins einzelne, so bewundert man von neuem, doppelt bei diesem spröden, weitschichtigen Stoff, die Beobachtungsgabe und die realistisch kraftvolle Darstellungskunst der Verfasserin. Unter der bunten Fülle von Gestalten, die kommen und gehen, treten eine ganze Anzahl mit pla-

stischer Körperlichkeit hervor und prägen sich mit so scharfen Zügen in unsere Vorstellung, daß sie niemals wieder daraus verschwinden werden. Und wie lebendig wirkt in dem Roman die Landschaft und ihre Stimmung mit! Wie fein und doch fest und kräftig gesponnen ist die Psychologie der Personen, besonders einiger auf der polnischen Seite, des fanatischen Vikars allen anderen voran! Und dennoch — das Herz hätte lauter schlagen müssen! Unter dem kühlen Panzer der Kunst hätte wärmer der Pulsschlag der Liebe pochen müssen! Das will und fordert ein solcher Stoff. Wer wie die Viebig in ihren letzten Romanen — auch „Die Wacht am Rhein" war ja ein Höhenthema — aus den Gassen aufschaut und das Auge zu den Sternen emporhebt, der muß den Glauben, die Liebe und die Hoffnung haben, sonst trägt ihn der Blick nicht, und er fängt an zu blinzeln. Soviel man aber auch an dem „Schlafenden Heer" aussetzen mag, auch als halbes Werk bedeutet es immer noch, schon durch sein kühnes, starkes Wollen, weit mehr als manches andere, das rund und glatt ist und von keinem Zwiespalt zwischen Ziel und Mitteln gestört wird.

F. D.

Die große historisch-kritische Hebbelausgabe: **Friedrich Hebbels Sämtliche Werke**, besorgt von Richard Maria Werner (Berlin, B. Behrs Verlag), geht ihrer Vollendung entgegen. Zugleich ein Denkmal des Dichters wie ihrer eigenen Zeit, muß sie heute als diejenige angesehen werden, die allein in Betracht kommt, wenn man Hebbels ganze Persönlichkeit in ihrer granitenen Härte und verwegenen Gewaltsamkeit, in ihrer starren Größe und eigenwilligen Originalität erfassen will. Über die ersten zwölf Bände, die die eigentlichen „Werke", die Dramen, dramatischen Fragmente, Entwürfe und Pläne, Gedichte, Novellen und Erzählungen (auch Pläne und Stoffe), vermischte Jugendarbeiten, die historischen Schriften, die „Reiseeindrücke" und die kritischen Studien enthalten, haben wir hier wiederholt berichtet; nun wir uns seit Monaten und Jahren in die schön gedruckten, stattlichen Bände eingelebt haben, darf aber jetzt mit verstärktem Nachdruck betont werden, daß uns aus dieser Ausgabe mit ihrem sorgfältigen, doch nirgends aufdringlichen Lesartenapparat und den ergiebigen Nachlesen auf allen Schaffensgebieten des Dichters dieser erst in seiner ganzen Fülle und Weite aufgeht. Von neuem muß deshalb die Wernersche Ausgabe (Gesamtumfang etwa 6000 Seiten, jeder Band geh. Mk. 2,50, geb. Mk. 3,50) allen denen empfohlen werden, die ein engeres und tieferes Verhältnis zu Hebbel suchen. — An die „Werke" haben sich dann als zweite Abteilung **Friedrich Hebbels Tagebücher** im ungeschmälerten Umfang der Originale angeschlossen, die ja ihrem Charakter und Inhalt nach gleichfalls zu den dichterischen Schöpfungen gerechnet werden dürfen, und die deshalb keiner, der Hebbel einmal liebgewonnen hat, wird entbehren wollen. Hier treten uns diese persönlichsten und unmittelbarsten Dokumente des Hebbelschen Genius in besonders würdiger und zuverlässiger Form entgegen. Denn Professor Werner hat sie zum erstenmal auf Grund der Handschriften vollständig herausgegeben und sie mit erläuternden Anmerkungen und einem ausführlichen Sach- und Namenregister versehen. Die Ausstattung schließt sich genau an die der „Werke" an (4 Bände, je 3 Mk. geh., 4 Mk. geb.; für Abnehmer der ersten Abteilung um je 50 Pfg. billiger). Besonders willkommen werden dem Leser und Benutzer die orientierenden Einleitungen des Herausgebers sein, wertvoll die zahlreichen Fußnoten, die den Zusammenhang mit den Werken aufrechterhalten, die „von dem Wassertropfen auf den Regen den Blick lenken", um ein Bild Hebbels zu gebrauchen, und noch andere wichtige Verweise geben; dankbar wird man auch das am Schluß des vierten Bandes beigefügte Namen- und Sachregister aufnehmen, das ermöglicht, nicht bloß jede einzelne Stelle, deren Wortlaut einem nicht ganz im Gedächtnis, aufzufinden, sondern auch alle Äußerungen des Dichters über sich selbst, über Momente seines Lebens oder einzelne seiner Werke sofort zur Hand zu haben oder zusammenzustellen. So erst wird der ganze Reichtum dieser Tagebücher offenbar, die nach Hebbels eigenem Ausspruch „die ganze soziale und politische Welt" seiner Zeit umschließen, so erst vermögen wir das Werden seiner Gedanken zu verfolgen. Wer sich in sie versenkt, merkt bald, wie Hebbels Gestalt vor ihm zu leben beginnt, zumal da durch die vorliegende Ausgabe der Eindruck des Augenblicklichen noch bedeutend verstärkt wird, weil auch die zahlreichen Lesefrüchte Hebbels, gelegentliche Aufzeichnungen aus seiner Notlage, kleine Bemerkungen aus seinem wirtschaftlichen Leben nicht fehlen. Wenn Hebbel z. B. einmal auf die Frage, wie es ihm gehe, die Antwort gab: „Wie meiner Hose", so beleuchtet eine solche Kleinigkeit seine Lage schärfer, als es lange Auseinandersetzungen tun könnten. Solcher an sich unbedeutender, im Zusammenhang aber aufschlußreicher Züge bieten die Tagebücher nicht wenige. Ein Künstler spricht zu uns, das fühlen wir immer wieder, aber einer — mit diesem Zusatz trifft das Vorwort des Herausgebers den Kernpunkt der Hebbelschen Persönlichkeit —, der sich zum wirklichen Leben zu stellen sucht, der, um ein Wort Goethes zu variieren, auch wenn er die persönliche Würde wegwirft, sie jeden Augenblick wiederergreifen und aufnehmen kann, der niemals seine großen Ziele und seinen erhabenen Beruf aus dem Gesicht verliert. Ja, ein Mann steht vor uns, der von der Überzeugung geleitet war, daß mehr als die Kunst der Künstler bedeute und mehr als der Künstler der Mensch; eine Persönlichkeit entfaltet sich allmählich, die auf vielverschlungenen Wegen, oft irregeführt und scheinbar weit verschlagen, doch unverrückt auf

einen festen Punkt loswandert: zu treuester Ausbildung ihres Kernes, alles dessen, was sie als ihr Wesen erkannt hat. Hierauf beruht die große sittlich-erzieherische Wirkung Hebbels auch für unsere Zeit. Auch **Hebbels Briefe**, die folgen — zunächst liegen in zwei Bänden („Nachlese") die verstreuten in streng chronologischer Anordnung vor —, werden die tiefen Blicke in des Dichters und Menschen Entwickelung, die uns diese kostbare Gesamtausgabe eröffnet, noch vermehren helfen.

Neben dieser monumentalen Gesamtausgabe gehen andere einher, populäre, die sich mit **Hebbels Ausgewählten Werken** begnügen. Die neueste ist die von Richard Specht besorgte, bei J. G. Cotta Nachfolger in Stuttgart erschienene. Sie kommt in sechs Bänden heraus (geb. je 1 Mk.) und bietet mit diesem Abriß gleichsam den Extrakt, die Quintessenz des Hebbelschen Lebenswerkes. Dem ersten Bande, der die Gedichte in chronologischer Reihenfolge und das Epos „Mutter und Kind" bringt, geht eine biographisch-kritische Gesamtcharakteristik des Dichters, jeder einzelnen Abteilung und jedem einzelnen Drama außerdem eine eigene Einleitung aus der Feder des Herausgebers voran; Hebbel bedarf solcher Einführungen ja in besonderem Maße. Auf die Dramen, die den zweiten, dritten und vierten Band füllen, folgen im fünften Novellen und Aufsätze, im sechsten ausgewählte Tagebuchstellen und Briefe. Einen eigenen Wert darf die Ausgabe dadurch beanspruchen, daß in ihr Jugendgedichte Hebbels und Briefe von ihm an Georg von Cotta mitgeteilt werden, die bisher noch nirgends veröffentlicht waren. Auch die Einleitungen Spechts verdienen nach den Stichproben, die wir machen konnten, manches Lob. Man merkt, daß hier ein Mensch das Wort führt, dem Hebbel zu einem inneren Erlebnis geworden ist, der nicht aus bloßem, zufällig an ihn herangetretenem Auftrag, sondern aus Herzensbedürfnis über den Dichter schreibt. Einige Verzeichnungen in der Charakteristik und sprachliche Mißgriffe wird ihm das Publikum zugute halten. Die vornehme Verlagshandlung freilich hätte dieser Ausgabe wohl ein schöneres, namentlich technisch moderner ausgeführtes Bildnis des Dichters gönnen sollen, als der erste Band es aufweist.

Aus der darstellenden Hebbelliteratur der jüngsten Zeit seien zwei Bücher hervorgehoben, die sich mit einzelnen Seiten der Dichtererscheinung beschäftigen. Eine von diesen Schriften darf auch das Interesse weiterer Kreise für sich in Anspruch nehmen, ja ist recht für diejenigen geschrieben, denen daran gelegen ist, die großen Züge, das entscheidende und charakteristische Gepräge Hebbels zu erfassen. Wir meinen die Darstellung der **Tragödie Friedrich Hebbels nach ihrem Ideengehalt** von E. A. Georgy (Leipzig, Ed. Avenarius; geh. Mk. 3,75), keine an neuen und selbstständigen Gesichtspunkten besonders reiche Arbeit, aber ein Buch, das durch seine vom Nächsten und Einfachsten ausgehende Darstellung dem großen, vornehmlich auf den ästhetischen Genuß bedachten Publikum wertvolle Dienste leisten wird. Denn zu der Idee, dem inneren Gehalte eines poetischen Werkes, zumal eines Dramas, zu gelangen, ist in der Tat die Krone des ästhetischen Genusses, mit ihr erschließt sich erst das ganze volle Leben, das die Dichtung darstellt. Ob der Dichter selbst um sie weiß oder nicht, gilt gleich; und wenn er darum weiß, braucht ihm der kritische Betrachter noch nicht immer zu folgen. Das tut auch Georgy nicht durchweg, so sorgsam er selbstverständlich alles berücksichtigt und geprüft hat, was Hebbel selbst über seine Tragödien und ihren „Gehalt" gesagt hat, er, der das Kunstwerk so durchaus als eine Totalität ansah, welcher sich jedes Glied unterzuordnen habe. Eine zunächst nur skizzenhafte Studie über „Die Idee des Tragischen" bei Hebbel schließt die Betrachtungen der einzelnen Dramen ab. — Mehr für Literarhistoriker bestimmt oder doch für solche Leser, die sich eingehender und kritischer mit dem Dichter beschäftigen wollen, scheint die Schrift Dr. Bernhard Patzaks über **Friedrich Hebbels Epigramme** (Nr. 19 der von Prof. Franz Muncker herausgegebenen „Forschungen zur neueren Literaturgeschichte"; Berlin, Alex. Duncker; Einzelpreis 3 Mk., Subskriptionspreis Mk. 2,50). Die Methode freilich, deren sich der Verfasser dabei bedient, ist so lebendig und allgemein interessierend wie möglich. Geht doch sein Hauptbestreben darauf aus, den Schleier von jenem geheimnisvollen Reiche zu lüften, wo sich der dichterische Schöpfungsvorgang vollzieht, und die Art des Denkprozesses zu kennzeichnen, der dem künstlerischen Gestalten des Hebbelschen Genius entweder vorausging oder doch aufs innigste mit ihm verknüpft war. Auch in dieser Einzeluntersuchung also handelt es sich um einen Beitrag zur Erfassung und Wiedergabe der dichterischen und menschlichen Gesamterscheinung, als die Hebbel immer größer und gewaltiger vor uns emporwächst. F. D.

In der Kunstgeschichte erobert sich die bloße Wiedergabe der Werke, das Bildwerk ohne Text, immer mehr Boden. Man braucht gegen die Gefahren, die in dieser Tendenz liegen, nicht blind zu sein und darf doch an den Fortschritten der Reproduktionstechnik, die dadurch gezeitigt werden, seine Freude haben. So bringt die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart neuerdings die **Klassiker der Kunst** auf den Markt und behandelt sie dabei ganz so wie unsere Verleger seit langen Jahrzehnten schon die „Klassiker" der Literatur, d. h. sie bietet in Gesamtausgaben möglichst alles, was von den Großen im Reiche der bildenden Kunst an Werken auf uns gekommen ist, in guten Autotypien, die Blatt für Blatt (in Buchform, also gebunden) aneinander gereiht sind. Der begleitende Text ist dabei auf ein Minimum beschränkt worden: keine langatmigen

ästhetischen Erläuterungen und Abhandlungen sollen den empfänglichen Beschauer aufhalten, wenn er sich mit Auge und Herz in die Werke der großen Meister versenken will. Eine biographische Übersicht als Einleitung (von Adolf Rosenberg), genaue chronologische Anordnungen und die sachlich notwendigen Angaben über Größe, Material und Standorte der einzelnen Kunstwerke geben die wissenschaftliche Grundlage; im übrigen sieht der Kunstfreund sich ohne Scheidewand dem Künstler und seiner Schöpfung gegenüber. Es sind also sozusagen Textausgaben der Klassiker der bildenden Kunst, die hier geboten werden; es sind aber zugleich wirkliche und echte Volksausgaben. Wohl hat es vorher schon monumentale Sammelausgaben einzelner Künstler gegeben, wie z. B. den Bodeschen Rembrandt, aber sie anzuschaffen war nur öffentlichen Sammlungen und ganz reichen Privatleuten möglich. Die beiden ersten Bände der „Klassiker der Kunst" bieten dagegen die sämtlichen Gemälde Raffaels in 202 Bildern gebunden für fünf Mark, die Schöpfungen Rembrandts in 405 Abbildungen gebunden für drei Mark. Sie geben damit dem Kunstfreund, dem es nur um den Genuß dieser edelsten Kunstwerke zu tun ist, eine unerschöpfliche Fundstätte reiner, erquickender Anregung, sie bedeuten aber auch für den Kunststudierenden eine Stoffsammlung, wie sie in solcher Vollständigkeit und Wohlfeilheit bisher nicht dawar. Den Ausgaben Raffaels und Rembrandts werden in Kürze weitere Bände folgen; fürs erste sind vor allem Michelangelo, Dürer und Moritz von Schwind in Aussicht genommen. Es trifft zu, worauf in den letzten Jahren oft hingewiesen worden ist, und eine weitausschauende Unternehmung wie die vorliegende bestätigt es von neuem: eine Freude am Sehen, eine Lust an Bildern herrscht heute in Deutschland wie vielleicht nur in den Blütejahren des Reformationszeitalters. Wie damals die Erfindung der Buchdruckerkunst, so kommen heute all die Erfindungen und Fortschritte der mechanischen Reproduktionsverfahren einer Bewegung zu Hilfe, die die Kunst ins Volk trägt. Worum es sich jetzt handelt, ist, daß die Freude am Sehen zu einem im edelsten Sinn erzieherischen Faktor ausgebildet, daß der Bilderhunger zum Kunstsinn veredelt werde. Raffael und Rembrandt — das sind die beiden Künstler, deren Werke die Reihe der „Klassiker der Kunst" eröffnen. Auch dies Nebeneinander erinnert an die große Wandlung, die sich in den letzten Jahrzehnten in der allgemeinen Kunstanschauung vollzogen hat, vor allem eben infolgedessen, daß wir wieder mehr gelernt haben, den Nachdruck auf die Anschauung zu legen. Wie lange hat Raffael für die Malerei als das absolute Ideal gegolten, seine Formensprache als das im Grunde einzige Ausdrucksmittel, das der hohen Ideen würdig wäre, die sich in der Kunst verkörpern „sollten". Heute aber erkennen und bewundern wir die Kunst Raffaels nicht mehr als ein einzig Gültiges und Unbedingtes, sondern als die harmonische und reine Vollendung einer langen, historisch bedingten und organisch verlaufenen Entwickelung. Neben ihm aber steht ebenbürtig Rembrandt. Bei diesem Germanen ist nichts von der formalen Vollkommenheit der Raffaelischen Formenwelt, nichts von jener Idealisierung der menschlichen Gestalt. Statt dessen aber eine Kraft in der Erfassung des Individuellen, eine Innerlichkeit in der Schilderung seelischer Vorgänge, eine Entfaltung der zartesten und mächtigsten Wunder, die das Leben des Lichtes, die Musik der Farbe dem Auge erschließt wie bei keinem Künstler vorher oder nachher. Neben dem apollinisch hellen und heiteren Raffael steht Rembrandt als der Magus aus Norden, der Prophet der Dämmerung, der Künder neuer innerer Gesichte. Nur wer erkennen gelernt hat, daß es nur ein „ewiges" Gesetz für den Künstler gibt: in Wahrhaftigkeit und Überzeugungsmut seiner eigenen Individualität in seinen Werken nachzuleben, nur der kann nebeneinander Raffael und Rembrandt, Tizian und Dürer, Böcklin und Liebermann als die großen Meister bewundern, als die ihr Lebenswerk und ihre geschichtliche Stellung sie beglaubigen.

Nach Galerien ordnen Hanfstaengls „Maler-Klassiker" ihre Gemäldereproduktionen. Der fünfte Band bringt die **Meisterwerke der Königl. Gemäldegalerien im Haag und der Galerie der Stadt Haarlem** (München, Verlag von Franz Hanfstaengl; in rot Leinen geb. 9 Mk.), 125 vorzügliche Kunstdrucke nach den Originalen, mit einleitendem Text von Dr. Karl Voll, der ja auch den Lesern der „Monatshefte" als feinsinniger Kunstschriftsteller bekannt ist. Seine Einleitung zeichnet sich ebenso sehr durch klare Schlichtheit wie durch Wissenschaftlichkeit aus. Die Abbildungen sind fast alle ganzseitig, etwa 13×18 Zentimeter groß, und durchweg vortrefflich gelungen. Ihr warmer brauner Ton wird Licht- und Schattenwerten gleich gerecht und ermöglicht dem Beschauer auch die „Handschrift" der Künstler auf ihren Bildern zu verfolgen. Wenn Werke dieser Art in unseren Hausbüchereien und Schulen heimisch werden, so bedeutet dies einen weiteren wertvollen Fortschritt in der „Erziehung zur Kunst". Ein sorgfältiges Inhaltsverzeichnis ermöglicht die schnelle Benutzung des Werkes. Wie der Verlag mitteilt, sind weitere Bände in Vorbereitung, nach und nach sollen alle bedeutenderen Galerien Europas in gleicher Form erscheinen.

Wie hier, so hat auch für die neue Serie von Bruckmanns Pigmentdrucken, die die Verlagsanstalt von F. Bruckmann A.-G. in München herausgibt, das Mauritshuis zu 's Gravenhage seine Schatzkammern geöffnet, die schier unerschöpflich sind an Meisterwerken der holländischen Malerei. Bruckmanns **Pigmentdrucke der Königl. Gemäldegalerei im Haag** bringen daraus im ganzen 276 Reproduktionen, die nach den uns vorliegenden Proben meisterhaft gelungen sind. Ihr Ton ist so tief und saftig, daß man die Blätter ohne Bedenken als Zimmerschmuck eingerahmt an die Wand hängen kann. Das Genrebild, das

Tierstück und das Stilleben bilden dem Charakter der Galerie entsprechend den Hauptbestandteil der neuen Serie. Was wir jedoch heute an der holländischen Malerei des siebzehnten Jahrhunderts am meisten bewundern, ist ohne Zweifel die zu hoher Vollendung gebrachte Porträtkunst. Die glänzenden Leistungen auf diesem Gebiete brachte die im vorigen Jahre durch den Kunstverein im Haag veranstaltete „Ausstellung alter Porträts" zum erstenmal in umfassendender Weise richtig zur Geltung. Es lag nahe, den Eindruck dieser seltenen Vereinigung so kostbarer Meisterwerke festzuhalten, um so mehr als fast alle jene Bilder aus Privatbesitz stammten und in der Mehrzahl sonst überhaupt nicht zugänglich sind. Die Verlagsanstalt Bruckmann erwarb sich deshalb das alleinige Recht, eine Auswahl von achtzig Gemälden zu photographieren, die sie nun als glückliche Ergänzung zu den Aufnahmen im Mauritshuis ebenfalls in ihrer Sammlung „Bruckmanns Pigmentdrucke" erscheinen läßt. Um ein so wichtiges kunsthistorisches Ereignis wie diese Ausstellung alter Porträts im Haag in würdiger Form auch wissenschaftlich zu dokumentieren, hat der Kunstforscher C. Hofstede de Groot 69 dort zur Schau gebrachte Bilder, Hauptwerke der holländischen Porträtmalerei, in einer glänzend ausgestatteten Publikation unter dem Titel **Meisterwerke der Porträtmalerei auf der Ausstellung im Haag 1903** mit einem kritischen Text vereinigt. Dieses Werk (Preis in englischem Pappband 80 Mk.), in nur zweihundert numerierten Exemplaren gedruckt, scheint nach den Proben, die uns vorliegen, in der Tat ein Prachtwerk ersten Ranges zu sein. Besonders gut ist Franz Hals vertreten, desgleichen die Amsterdamer Vorgänger Rembrandts: Cornelius van der Voort, Thomas de Keyser und sein Nebenbuhler Bartholomäus van der Helst. Unter den Schülern ragen Jakob Backer, Govert Flinck und Arent de Gelder hervor. Außerhalb Amsterdam finden wir Johannes Verspronck aus Haarlem, Peter Dubordieu aus Leiden, Joh. Ravesteyn aus dem Haag, Mierevelt aus Delft, A. Cuyp aus Dordrecht und Paulus Moreelse aus Utrecht mit besonders guten Bildern, nicht zu vergessen den Deventer Porträtmaler Gerard ter Borch mit seinem Schüler Caspar Netscher und den Genremaler Jan Miense Molenaer, der mit zwei umfangreichen Gruppenbildern ausnahmsweise einmal das Gebiet der Bildnismalerei betritt.

Im Gegensatz zu den photomechanischen Reproduktionen, die heute das Feld beherrschen, hat die Wiener „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst" die künstlerische Handarbeit weiter gepflegt. Ihr **Hausschatz älterer Kunst**, jene Sammlung radierter Tafeln auf Kupferdruckpapier mit breitem Rande, die hier wiederholt, niemals ohne warme Empfehlung angezeigt worden ist, ist jetzt zum Abschluß gekommen. Es wird auch dem Laien ohne weiteres einleuchten, daß die Radiernadel das Original nicht so getreu, dafür aber um so künstlerischer, d. h. mit besonderen und persönlichen Reizen wiedergibt, zumal wenn die Stecher berufene Leute sind, die ihr Handwerk verstehen. Das ist bei den hier herangezogenen (G. Greux, W. Unger u. a.) meistens der Fall; so erhalten wir so prachtvolle Nachbildungen wie die der Rembrandtschen Gewitterlandschaft aus dem Oldenburger Museum oder die Bilderfolge aus der Geschichte des Decius Mus in der Galerie Liechtenstein. Das ganze Werk umfaßt zwanzig Hefte in Folio mit je fünf Radierungen (jedes Heft 3 Mk.) und bringt in seinem Schlußheft einen guten erklärenden Text zu seinen einzelnen Darbietungen. Auch in einer Mappe (nach Zeichnung von Prof. Koloman Moser) ist das Bildwerk zu haben.

Die Illustrationstechnik und ihre Geschichte ist mittlerweile ein so populäres Wissensgebiet geworden, daß eine Darstellung ihres Wesens und ihrer Entwickelung auch in die Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Vorträge aufgenommen werden konnte, die seit Jahren bei B. G. Teubner in Leipzig erscheinen. Im vierundvierzigsten Bändchen (geh. 1 Mk., geb. Mk. 1,25) behandelt ein Kenner wie Prof. Dr. Rudolf Kautzsch **Die deutsche Illustration**, natürlich nicht ohne zahlreiche Abbildungen zur Erläuterung und Kennzeichnung der einzelnen Phasen herbeizuziehen. Mit der Karolingischen Buchkunst, der Grundlage alles Späteren, beginnend, wendet die Darstellung sich dann zu der Kunst in Deutschland, die die aufblühende nationale Dichtung zu selbständigem Schaffen führt, aber bald auch die „Illustration" zum „Bild" werden läßt. Eine neue Entwickelung setzt mit der erst handschriftlichen, dann buchdruckerischen Massenbücherproduktion ein: sie verlangt echten „Illustrationsstil"; der zunächst primitive Holzschnitt entwickelt sich durch die Heranziehung wirklicher Künstler zur echten „Schwarzweißkunst", sie führt dann Albrecht Dürers Meisterhand in seinen Bilderfolgen zur vollen künstlerischen Selbständigkeit, zugleich aber wiederum den Rahmen der Illustration sprengend. Ganz in seinem Banne steht die Folgezeit, aus der Holbein als Meister der echten Illustration hervorragt, in seinen Bibelillustrationen wie in seinem Totentanz. Dann folgt eine lange Zeit des Verfalles. Erst in Daniel Chodowiecki ersteht die neuere Illustrationskunst, um in Menzel einen Meister zu finden, der insbesondere in seinen Zeichnungen zu den Werken Friedrichs des Großen unmittelbar neben Dürer und Holbein steht und einen ebenbürtigen Partner nur in Ludwig Richter hat. In der Gegenwart finden sich nach Kautzsch nur erst Ansätze zu einer wirklich großzügigen modernen Illustration, die ausspricht, was uns bewegt, was in unserer Literatur zum Ausdruck kommt.

Ich höre einen Einwand: Was ersetzt uns in den aufgeführten Reproduktionswerken die Farbe, die gerade bei den modernen Malern eine so wichtige, ja oft die ausschlaggebende Rolle spielt? Auch darin der Sehnsucht der Zeit zu genügen, bemüht sich der Kunstverlag der Gegenwart. Bei E. A. Seemann in Leipzig sind Mappen erschienen, die „Alte Meister" in farbigen Wie-

dergaben brachten. Anfangs recht unzulänglich, haben diese farbigen Kunstblätter von Jahr zu Jahr erhebliche Fortschritte gemacht; unter den letzten war eine ganze Anzahl, der man sich ohne Vorbehalt herzhaft freuen durfte. Jetzt wird das Unternehmen auf die Gegenwart ausgedehnt, mit weit besserem Erfolge von vornherein, da bei diesen Reproduktionen der gefürchtete Galerieton keine Schwierigkeiten macht, die Vorlagen durchweg viel frischer und kräftiger sind. Gewiß bleiben auch hier noch Grenzen zu respektieren, und die Auswahl hat dafür zu sorgen, daß die Reproduktionskunst nicht an Gegenstände vergeudet wird, deren malerischer Eigenart sie nicht gewachsen ist. Aber was uns in diesen **Hundert Meistern der Gegenwart** (Leipzig, E. A. Seemann) geboten wird, diese Auswahl je eines charakteristischen Gemäldes von hundert deutschen Malern stellt doch wirklich ein treues Dokument moderner Kunst dar. Die zuletzt erschienenen drei Lieferungen 8 bis 10 enthalten Bilder von Slevogt, Kallmorgen, Josef Block, O. H. Engel, Walter Leistikow, Defregger, Franz Stuck, Fritz v. Uhde, Adalbert v. Keller, Küstner, Karl Bantzer, Richard Müller, Emilie Mediz, Hermann Prell, G. Müller-Breslau. Die virtuosenhafte Pinselführung Slevogts, das frische Kolorit Leistikows, Stucks Originalität sind aus den Reproduktionen ebensogut erkennbar wie Defreggers kernige Genrehaftigkeit und Richard Müllers peinliche Sauberkeit der Durchführung. Das ganze Werk besteht aus 20 Heften von je 5 Blatt; das Heft kostet im Abonnement 2 Mk. Jedes Blatt ist aber auch einzeln (zu 1 Mk.) käuflich und wird auf Wunsch eingerahmt für 3 Mk. geliefert. Es kann sich also jedermann seine Lieblinge aussuchen und sie zu dauerndem Genuß unter Glas und Rahmen in seine Behausung aufnehmen. — Neben dieses Unternehmen ist inzwischen noch ein anderes desselben Verlages getreten. Waren es in den „Hundert Meistern der Gegenwart" nur deutsche Maler, die zur Wiedergabe kamen, so ziehen die sich daran anschließenden **Meister der Farbe** (vollständig in 12 Heften von je 6 Blatt 24 Mk.) auch das Ausland und zwar, wie es scheint, vornehmlich in ihren Kreis. Es liegen uns von dem Unternehmen bisher zwei Hefte vor, welche je sechs künstlerische Kostproben vielgenannter Maler enthalten. Im ersten begegnet uns ein leuchtendes Mädchenbildnis aus der Berliner Nationalgalerie von dem schwedischen Meister Anders Zorn, dem gefeierten Liebling aristokratischer Kreise; alsdann finden wir ein Bildnis Anton Rubinsteins von dem Russen J. Repin und eine Dame in Rot von dem Spanier Zuloaga, den man wohl einen modernen Velasquez genannt hat. Hierauf erscheint ein moderner Erisapfel, Klingers Beethoven, in voller Farbigkeit des Originals; ein Franzose, P. Carrier-Belleuse, zeigt uns im Pastell die Ballettschule der Pariser Oper; endlich blickt uns ernst und fragend das tiefblaue Auge einer achtzehnjährigen Holländerin an, deren meisterliches Bildnis Jan Veth mit großartiger Schlichtheit auf Holz gebannt hat. Im zweiten Heft begegnet uns der populärste Maler Schwedens, Karl Larsson, der sein jüngstes Gemälde beigesteuert hat. Ein Augenblicksbild Adolf v. Menzels, die „Abreise König Wilhelms zur Armee 1870", überrascht durch seine meisterliche Schärfe der Beobachtung. Wie nordische Poesie mutet dagegen des Dänen Jul. Paulsen schlichtes Frauenbildnis an. Liebenswürdig und fein ausgeführt erscheint Franz Simms Genrebild „Die Braut". Dann folgt Jacob Maris (im Haag) mit einer Viehweide, zuletzt der Pariser Alfred Roll, der uns den Maler Thaulow und seine Gattin in breiter, pastoser Technik schildert. Jedes dieser Bilder zeigt einen anderen Charakter, eine neue Grundstimmung, offenbart eine andere Persönlichkeit. Den Blättern sind kurze deutsche Texte beigefügt. H. L.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau
unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Berlin).
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

September 1904
Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte
XCVI. Band
Heft 576

Versorgt

Novelle

von

Johanna Klemm

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Das habe ich dir ja verſprochen, Freund Ernſt, daß ich dir, dem ewig Wandernden, ein Lebenszeichen geben wollte, wenn ich die Heimat wieder gefaßt hätte! Beinahe aber löſe ich mein Wort zu früh ein, denn — ich habe die Heimat wohl, aber daß ſie mich hat, wäre zuviel behauptet. Im Gegenteil. Ich kann mich der Erkenntnis nicht verſchließen: ſolange ich in der weiten Welt mich umhertrieb, ſtand mir immer am fernen Horizont ein feines, feſtumriſſenes Bild: die alte Stadt und das alte Haus und meine Kindheit. Jetzt, in der greifbaren Nähe, iſt dieſes Bild leiſe zerronnen. Wie habe ich geſucht, aber immer mit demſelben Ergebnis: die Heimat iſt doch verloren. Du beſaßeſt ſie nur noch in der Einbildung, hätteſt ſie vielleicht bis an dein Lebensende beſeſſen, wäreſt du nicht zurückgekommen.

Und ſo geht man in den neugewordenen alten Straßen umher, ſelbſt ein neugewordener und zugleich — ein alter Mann.

Und ebenſo wie mit den Straßen, dem äußeren Bilde der Vaterſtadt, geht's mit den Menſchen. Es ſind wenige mehr da, mit denen man jung war, und die wenigen — — doch laß mich ſchweigen.

Du weißt, Ernſt, ich verachte niemand. Nicht die Uberhebung des Weitgereiſten, Welterfahrenen beherrſcht mein Gefühl den alten Verhältniſſen gegenüber, es iſt viel eher eine Art Trauer, daß man ſich ſo auseinander gelebt hat, daß eine poſitive Entwurzelung ſich fühlbar macht. Und doch iſt mir das unſtete Leben allmählich leid, nach ſeßhafter Beſchaulichkeit fing ich an mich zu ſehnen. Das lenkte meine Schritte hierher, das brachte die Enttäuſchung.

Nur der Stadtwall iſt noch ein Stück alte Zeit. Den haben ſie ungeſchoren gelaſſen, die vom „Verſchönerungsverein". Moderne Anlagen haben ſie anderswo gemacht. Die alten Linden und Kaſtanien an der Stadtmauer führen unbekümmert ihr Daſein weiter. Nur noch rieſiger ſind ſie geworden, und durch die Wipfel gehen manchmal wunderbar einſame Schauer, als fühlten auch ſie die Fremdheit zu ihren Füßen.

Und auf dieſem Stadtwall — doch nein, ich will in der Reihe bleiben mit meinen Bekenntniſſen. Merkſt du, daß es Bekenntniſſe werden ſollen?

Ich ſagte, daß wenig Jugendgenoſſen mehr da ſind, aber einige doch. Im Bürgerſtand. Und die erkannten mich gleich. Da iſt einer mit der behaglichen Leibesfülle, die eine ſatte, geruhſame Exiſtenz oft begleitet, der redete mich ganz erfreut an: „Kuck' einer an, was hatt' er doch ümmer für'n unruhigen Geiſt,

der Berndt Wolfhardt, und besinnt sich doch noch mal auf die alte Vaterstadt! Na, wie soll man denn so 'nen vornehmen Herrn titulieren?"

Und ein anderer, dem der Philister aus allen Zügen seines ledernen Gesichtes schaut, bekam unruhige, glänzende Augen und phantasierte: „Ach Gott, Wolfhardt, was war man jung, was hatt' man für Ideen dazumal! Die Welt wollt' man erobern und ist hier doch so stillsitzen geblieben an seiner Drehbank! Du hast's besser gemacht! Ach, du meine Zeit, könnt' man doch noch einmal jung werden!"

Und ein dritter, dessen blonde Löwenmähne und funkelnde Herrscheraugen mir noch so deutlich vorschwebten, sagte mit vollkommenster Unanfechtbarkeit: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Was gehen mich die Hottentotten und Chinesen an und das Weltgebummel? In der Heimat muß man's zu was bringen, da muß man was gelten, da ist man der rechte Mann!"

Er leuchtet förmlich von Selbstzufriedenheit und heimatgezüchtetem Erfolg. Seine Mähne aber ist geschoren und schneeweiß! Und das ist ein „Memento" — wie so vieles andere. Wie so gewisse vereinzelte Begegnungen in der „Gesellschaft".

Da ist zum Beispiel eine heitere Matrone mit grauem Haar und liebenswürdigem, nur wenig kleinstädtischem Wesen, die mir lachend, strahlend versichert: ich sei ihre erste Liebe gewesen! Jetzt könne sie's ja sagen, ich sähe ja, daß es sie nicht geknickt habe. Auch den Umstand, daß sie unvermählt geblieben, brauchte ich mir nicht gerade zuzurechnen!

Sie heißt Lore Nicolai, und ich erinnere mich ihrer allerdings als eines sehr hübschen Mädchens, das mir nur damals „zu alt" erschien, da wir wohl tatsächlich aus demselben Jahrgang stammen. Wenigstens bekennt sie mit seltenem Freimut, daß *sie* nächstens achtundfünfzig wird. Was bleibt mir übrig solcher Kontrolle gegenüber? Sie lebt mit einer jüngeren Schwester zusammen, die damals entschieden noch auf dem Arm getragen wurde, jetzt aber auch eine Dame in „unbestimmten Jahren" ist. Sehr konserviert, sehr nett, mit vielen Interessen. Sie gelten dafür, ein angenehmes Haus zu machen, und ich kann nicht umhin, dort auch manchmal zu erscheinen.

Bei Nicolais habe ich auch den sogenannten wunderlichen Storm kennen gelernt, der sich sehr zu mir hingezogen zu fühlen scheint. Ein Mann in meinen Jahren, sanguinischer Phantast, in — wie man sagt — mehr als ungeordneten Verhältnissen, aber glühend interessiert für alles Schöne oder Absonderliche. Er wittert in mir den Sammler und brennt darauf, meine „Kostbarkeiten" zu sehen. Er selbst besitzt, soviel ich weiß, nur *eine* Kostbarkeit. Doch davon später.

Augenblicklich bin ich am meisten damit beschäftigt, das Vaterhaus, das ich gekauft habe, von allen baulichen Verunstaltungen zu reinigen, daß die wohl erinnerlichen edlen Verhältnisse wieder zum Vorschein kommen. Nur die Bäume im Garten, die man geschlagen hat, kann ich natürlich nicht so schnell ersetzen. Doch blüht er recht schön — — —

Ich richte mich in dem Hause ein, als wollte ich bleiben, und weiß doch nicht, ob ich's können werde. Man beobachtet mich, erwartet allerlei von mir, ich weiß es wohl. Vorträge soll ich halten von meinen Reisen, meinen Forschungen, wissenschaftlichen Ergebnissen. Die Kunstwerke und Merkwürdigkeiten, die man mit Recht in den zahllosen Kisten vermutet hat, wünscht man zu sehen — mit einem Wort, ich soll mein Haus öffnen.

Mein Haus! Verstehst du, was das heißt? Dir war der Begriff stets gleichbedeutend mit „Gebundensein", und das hast du von jeher weit von dir geworfen. Ich aber — ich muß doch kein ganz echter ewiger Wanderer sein. In mir sind zwei Naturen, und die eine hat sich überlebt.

Du weißt, ich pflegte zu sagen: Wem es wohl ist in seiner Haut, dem wünsch' ich keine andere.

Nicht das Maß des Erkennens, Wissens oder Besitzens macht das Glück aus. Wer sich begnügen kann — den reize man nicht auf. Wen aber das Rätsel lockt — den halte man nicht.

Die Welt zeigt auf vielfache Art eine Sphinxgestalt. Mich haben ihre Rätselaugen früh getroffen mit ihrem verschlossenen und doch so aufstachelnden Blicke.

Daß man als Kind sein Spielzeug zerbricht, um es „von inwendig" zu besehen,

iſt etwas ganz Gewöhnliches, braucht nicht immer das Zeichen von wirklichem Forſchergeiſt zu ſein. Bei mir aber war's doch wohl ſo. Ich wollte mein Leben lang hinter die Erſcheinungen dringen. Und du weißt, Ernſt, es ſind wenig Gebiete, an die wir uns nicht herangewagt hätten mit unſeren Spekulationen.

Zu Amt und Würden kommt man freilich nicht leicht dabei, und wenn die Welt uns in jungen Jahren verbummelte Genies nannte — durften wir's ihr verdenken? Vielleicht ſchützte uns nur der Umſtand, daß wir etwas Geld hatten, davor, als geiſtreiche Lumpe angeſehen zu werden.

Jene Zuſtände ſind ja nun längſt vorbei. Du freilich haſt dich fortgeſetzt mit „etwas" Geld begnügt und gemeint: mehr ſei eine Laſt. Ich habe allmählich doch erwerben gelernt, bin wohlhabend, für hieſige Verhältniſſe wohl reich zu nennen.

Seit jenem Aufenthalt auf Java, in dem Paradieſe von Buitenzorg, meinen Studien im dortigen Botaniſchen Garten, nahmen meine Paſſionen beſtimmtere Geſtalt an. Ich bin ein Pflanzer und Naturforſcher zugleich geweſen. Ich habe das Land bebaut, und ich habe es beſchrieben.

Das Land, die Erde! Und doch hab' ich ſelbſt nirgends Wurzel geſchlagen.

Alſo muß ein Fehler ſein in meinem Leben. Weißt du, wo er liegt? Ich höre dich lachen, Ernſt, dein altes ſkeptiſches Lachen und die deutliche Frage: Où est la femme? Armer Junge, willſt du ſchließlich auch noch dieſer Sphinx verfallen?

Ich hörte kürzlich einen Künſtler ſagen: „Wer kein Verhältnis zu den Frauen hat, iſt überhaupt kein Künſtler." Ich begriff das ohne weiteres. Heute gehe ich ſogar ſo weit, zu ſagen: „Der iſt auch kein rechter Mann."

Etwas ſpät, wirſt du ſagen, dieſe Erkenntnis. Und weiß Gott, du haſt recht. Es iſt ſpät. Und das iſt der eigentliche Grund zu all dieſen Umſchweifen und Bekenntniſſen. Aber fürchte nichts, Ernſt, ich werde mich nicht zum Narren machen, wenn ich auch dieſer Regung nachgebe, die mich gepackt hat, wie — nun, wie ich's nicht mehr für möglich gehalten.

Stelle dir vor, daß in eine Geſellſchaft von mehr oder weniger gleichgültigen Menſchen, mit denen du dich mühſam einzugewöhnen ſuchſt, ein Mädchen tritt, faſt kindlich noch in ſeiner Erſcheinung und doch mit einem eigentümlich unbewußten ernſten Fragen in den großen Augen. Und dieſe Augen richten ſich auf dich und wollen wiſſen: wer biſt du?

Ich meinte es faſt zu hören. Und wieder und wieder kehrte dieſer Blick zu mir zurück, und dann war's der ſtumme Anruf: Dich will ich kennen!

Jetzt kennt ſie mich und ich ſie. An einer Frage hängt mein Schickſal.

Ich warte mit Abſendung dieſes Briefes, bis ich die Frage getan, um zu wiſſen, ob ich mich unterſchreiben darf als

(zwei Tage ſpäter) dein glücklicher
Berndt Wolfhardt.

* * *

Auf dem Walle war's dämmerig und ſtill, kaum daß durch die alten Wipfel ein geheimes Raunen ging. Die Wege ſchienen leer, nur der Laternenmann ging ſeiner Pflicht nach und ließ hin und wieder die rotgelben Lichtpünktchen aufflammen unter dem dichten Blätterdach. Mit halbem Lächeln, in dem ein Verſtehen lag, blickte er auf ein Paar, das jetzt langſam aus der Dämmerung trat in den Lichtkreis der eben entzündeten Laterne. Dann eilte er weiter.

„Der weiß es nun ſchon!" ſagte eine Mädchenſtimme, in der es vor Glück zu zittern ſchien. „Der iſt unſer erſte Zeuge!"

„Der Lichtbringer — wie hübſch!" fiel die andere Stimme ein, auch in dem bedeckten Tone, der jedem einfachſten Worte ſolchen Zauber leiht.

„Und morgen — morgen wiſſen's alle. Nur eine kurze Spanne noch trennt uns von dem wirklichen Glück. O Berndt!"

„Meinſt du? Von dem wirklichen? Wird es dadurch erſt wirklich, daß Menſchen darum wiſſen?"

„Ach, mißverſteh' mich nicht! Es iſt nur — ich meine — nach der Heimlichkeit, nach der Sorge, dem Zweifel vorher muß es himmliſch, berauſchend ſein, es in alle Welt zu jauchzen: Seht meinen Stolz, mein Glück!"

Ein leiſer Seufzer und dann die Antwort: „Verzeih' mir, Liebling, ich kann noch nicht

über dieſe Stunde hinaus. Ich brauche die Welt und die Menſchen nicht, nun ich dich habe!“

„So wirſt du es kindiſch finden,“ ſagte ſie mit ſchelmiſcher Verlegenheit, „wenn ich mich freue in dem Gedanken, wie ſie ſich wundern werden! Daß der hochbedeutende, intereſſante, der reiche Herr Wolfhardt, der aller Herren Länder kennt — vielleicht auch aller Länder Frauen —, daß der die kleine unbedeutende Rita Storm nimmt!“

„Und wenn nun umgekehrt ich fürchte, daß ſie ſagen werden: Wie kommt die junge Rita Storm mit der Seele voll Phantaſie und Glut, mit dem Herzen voll Innigkeit, mit dem Köpfchen voll kluger Gedanken — wie kommt das ſchöne, ſchöne Kind zu dem alten Manne?“

Sie wollte lachen und konnte nicht. Es traf ſie etwas, das ſie ſelbſt nicht begriff. Vielleicht war's die wirkliche Wehmut, die aus ſeinem ſcherzhaft ſein ſollenden Tone klang. So ſagte ſie ganz verändert weich: „Ich glaube manchmal, es iſt ein Irrtum mit unſeren Jahren! Ich bin nicht ſolch Kind, wie du mich nennſt, und du — biſt viel jünger, als du ſagſt! Könnten wir ſonſt ſo gleich empfinden? Ich weiß ja nicht,“ fuhr ſie zögernd fort, „wie ein ganz Junger lieben würde, aber ich meine — ſchöner kann's nicht ſein, und ein Mehr würde mich verzehren.“

Jetzt ſtanden ſie ſtill, eng umſchlungen, er küßte ſie aufs Haar, auf die Augen, nur faſſungslos murmelnd: „O du Glück, du unbegreifliches Glück!“

Dann gingen ſie ſchweigend weiter, bis Rita plötzlich ſagte: „Ich ſeh' lauter Sonnenblumen! O, ſiehſt du ſie auch?“

„Ich verſteh' nicht, Herz, wo ſiehſt du Blumen?“

„Sonnenblumen! Die Laternen! Horch', ich erzähl' dir eine Geſchichte, die ich mal geleſen: Es gingen ſchon einmal ſo zwei auf ſo einem Wall — vielleicht war's dieſer ſelbe —, die dachten ans Scheiden und wollten einander nicht merken laſſen, wie hart ſie das ankam. Da ſagte der Mann: ‚Ich weiß nicht, die alten Laternen ſehen heut' ſo ſonderbar aus, ganz wie Sonnenblumen. Innen ſchwarze Kerne und außen die goldenen Strahlen.‘ — ‚Das ſeh' ich auch,‘ ſagte das Mädchen verwundert, ‚und hab's doch mein Lebtag nicht ſo geſehen!‘ Da merkten ſie, daß ſie beide Tränen in den Augen hatten, wodurch die Täuſchung hervorgerufen war, und ſie wußten auf einmal ganz genau umeinander Beſcheid, die ſo ſtolz getan, und aus dem Abſchied iſt, glaub' ich, nichts geworden.“

Sie hatte leiſe, faſt wie im Traume geſprochen, und jetzt ſah Berndt die Sonnenblumen auch. „Gott ſei Dank,“ ſagte er, „daß dieſe Blumen uns nicht Abſchied bedeuten, daß nur das Glück unſere Augen umſchleiert.“

„Aber für den Augenblick doch Abſchied,“ ſagte Rita ernſthaft. „Ich muß jetzt gehen. Bring' mich nur bis an die kleine Gaſſe, dann bin ich ja gleich zu Hauſe. Gute — gute Nacht! Auf morgen!“

* * *

In Ritas Zimmer fiel heller Sonnenſchein, als ſie ſich für den großen Tag ankleidete, in einer Erregung und Zerſtreutheit, daß ſie nur langſam vorwärts kam. Unaufhaltſam und immer noch einmal ging der Kamm durch das blonde Haar, während ſie in den Spiegel ſchaute, ohne aber ſich ſelbſt zu ſehen. Sie fühlte nur den Sonnenſchein und die Wärme, die ſie ganz und gar durchdrang, und die wunderbare Spannung.

Sie brauchte ſich ja nicht prüfend zu betrachten oder all dem ſchonungsloſen Licht auszuweichen. Sie war ja nie eine kunſtvoll zurechtgemachte Salonerſcheinung, ſie war recht eine Schönheit bei Morgenlicht. Alles friſch, rein, jung.

Endlich waren die ſchimmernden Haare geflochten und aufgeſteckt, da kam die alte Thereſe herein, das Faktotum der Familie, Haushälterin und Kinderpflegerin ſeit dem Tode der Frau. Sie machte ſich am Schrank zu tun und fragte: „Was willſt du anziehen, Kind? Soll's das graue ſein?“

Rita drehte ſich um und lächelte. „So feierlich, Röſe? Warum nicht gar ein ſchwarzes Kleid?“

„Nun, ich meinte nur — kannſt ja tun, was du willſt, trägſt ja am liebſten ein weißes Fähnchen oder eine Bluſe — aber das graue iſt dein eleganteſtes Stück, ſo'n

bißchen damenhaft, wie sich's wohl für heute schickt, weil doch der Herr Bräutigam —"

„Kein Jüngling ist," fiel Rita ein und lachte hell. „Nicht wahr, Röse, das willst du sagen?"

„Nu nein — das gerade nicht, aber —"

„Doch, doch, Altchen, du bist erkannt! Aber ich nehme es dir nicht übel, du sollst dich noch wundern über meinen Verlobten! Und nun gib nur das Kleid, meinetwegen kann's das graue sein, es ist auch wirklich fein und nett mit dem Spitzenjäckchen — so, du kannst es mir anziehen, wirklich, ich kann die Haken heute nicht schließen, so lächerlich zittern mir die Hände."

„Ich mach's schon, Kind, nun sei nur ruhig, es wird ja alles nicht so schlimm sein!"

„Schlimm? Ach nein, es wird nicht schlimm sein!" Es klang träumerisch, und Rita verfiel in Schweigen, während die Alte an ihr herumnestelte. „Weißt du, Röse," fing sie dann in plötzlicher Schalkhaftigkeit wieder an, „künftig kann ich mir eine Kammerjungfer halten! Du mußt mir wohl noch eine zulernen."

„So? Also so ist das? Na, das ist nur gut, da weiß man doch, warum —"

Sie brach plötzlich ab, bückte sich nach einer Nadel und hatte einen roten Kopf, als sie sich wieder aufrichtete.

Rita aber fiel befremdet ein: „Nun, was wolltest du sagen mit deinem ‚Warum'?"

„O nichts, wirklich, hab' ich ‚warum' gesagt? Ich meinte, da weiß man doch, was man zu tun und zu besorgen hat."

Aber Rita hatte plötzlich eine kleine feine Falte zwischen den Brauen und schwieg. Da klingelte es draußen, und im Hausflur schien etwas abgegeben zu werden. Röse ging hinaus und hielt gleich darauf ihrem Fräulein einen Strauß entgegen: nichts als dunkelpurpurne Nelken!

Mit leisem Schrei des Entzückens griff Rita danach, sah den Brief daneben und sagte mit abgewandtem Gesicht: „So, Röse, nun dank' ich dir, nun laß mich noch einen Augenblick — nachher komm' ich in die Küche wegen —"

„Heute nicht, Kind," wehrte die Alte ab, „bleib' nur fein ruhig hier, es wird schon nicht mehr lange dauern, bis der Herr kommt."

Nein, es konnte nicht mehr lange dauern. Rita hatte den Brief erbrochen und las: „In einer Stunde, mein Herz!"

Weiter nichts. Aber Rita fühlte sich plötzlich wie überflutet, überschauert. In einer Stunde! War eine Stunde lang oder kurz? Sie wußte es nicht in diesem Augenblick. Sie hielt in der Hand die roten Blumen, das erste sichtbare Wahrzeichen ihres Glückes. In einer Stunde vielleicht schon das zweite, das Wahrzeichen von Gold.

So saß sie im Sonnenschein und träumte.

* * *

Wie war doch eigentlich alles gekommen? Rita ging jeden Donnerstag zu Nicolais. Sie war der verzogene Liebling der Schwestern und durfte nie fehlen an ihrem „Jour", dieser einzigen gesellschaftlichen Einrichtung hier, die einen Anflug von Großstadt hatte. Es gehörte zum guten Tone, daß „man" sich bei Nicolais traf. War's auch mitunter langweilig, wenn die Unterhaltung sich in gar zu ausgefahrenen Geleisen bewegte, so war man im ganzen doch unverwöhnt und verlangte nicht viel mehr.

An einem Donnerstag aber — Rita merkte es sofort, als sie verspätet eintrat — herrschte eine entschieden erhöhte Stimmung, und die ging aus von einer Persönlichkeit, um die sich im Stehen ein Kreis gebildet hatte, einem Herrn, der mit dem Rücken der Tür zugewendet stand. Rita begrüßte Vilma Nicolai, die jüngere der Schwestern, die mit dem Tee beschäftigt war, und dann zog es sie magnetisch in die Nähe jenes Kreises.

Sie wollte auch horchen wie die anderen auf jene klare, herrschende Stimme mit dem leisen fremdartigen Anflug in der Betonung. Jetzt befand sie sich ihm gegenüber und — ja, sie blickte ihn wohl mit großer Frage an. Sie hatte nach der Sprache etwas anderes erwartet. Das war ohne Zweifel ein älterer Mann. Sie stutzte selbst in Gedanken, daß sie nicht gleich ein „alter" sagte. Aber das war das Überraschende! Ein großzügiges Gesicht von einer gewissen Hagerkeit, von scharfen Linien durchzogen, das Haar weniger ergraut als gelichtet, aber die Augen — die Augen gehörten nicht hinein. Die paßten in ein junges Gesicht.

Sie waren ſtahlblau und tief, voll Geiſt und verhaltenem Feuer, wenn auch von Falten umgeben. Haltung und Bewegungen waren die eines Weltmannes. In jeder Beziehung ſtach er ab von der ihn umgebenden Herrenwelt.

In dem Moment, als er Ritas große Augen auf ſich gerichtet ſah, unterbrach er ſich in der Rede und bat um Vorſtellung. Rita erſchrak ein wenig, ſie kam ſich zu unbedeutend vor, um dieſe Unterbrechung zu veranlaſſen, und zog ſich verwirrt hinter einige Damen zurück. Aber gebannt blieb ſie an ſeine Sprache und den wechſelnden Ausdruck des Geſichtes. Sie hatte das Gefühl, als ſei ſie nie zuvor einem bedeutenden Manne begegnet.

Bei Nicolais bewegte man ſich zwanglos. Als jener erſte Kreis um Wolfhardt ſich auflöſte, bildeten ſich neue. Diesmal ſcharten ſich die Jungen um das neue Mitglied der Geſellſchaft. Junge Mädchen fingen an, Wolfhardt wie einen liebenswürdigen intereſſanten Onkel zu umtändeln, naive Fragen zu tun und ein rieſiges Intereſſe für alles „Exotiſche“ an den Tag zu legen. Hinter ihrem Rücken witzelten junge Herren über den „Nabob“, der ſich intereſſant mache und es nicht verſchmähe, Hahn im Korbe zu ſpielen.

Rita Storm machte es nicht mit, dies teils kindiſche, teils kokette Spiel. In einem Gemiſch von Reſpekt und ſeltſamer Hinneigung hielt ſie ſich zurück. Und gerade ihr wurde die Auszeichnung, die jedes der kleinen Mädchen Spaßes halber heute gern für ſich gehabt hätte: Berndt Wolfhardt führte ſie zu Tiſch, das heißt, eine Tafel gab es nicht bei Nicolais, aber ein kaltes Büfett und viele einladende Plätzchen. Und an einem dieſer Tiſche ſaß Rita mit dem meiſt beachteten Herrn der Geſellſchaft ganz allein. Die jungen Leute murrten wieder: „Fiſcht einem die hübſche kleine Storm vor der Naſe weg! Solche alten Herren glauben doch, ihnen ſteht alles zu!“

Und die Geheimrätin Wendel, Ritas Pate, meinte gönnerhaft: „Wie das arme Kind ſich wohl geniert fühlt! Der wunderliche Storm hat ja nichts für ihre Ausbildung getan, was wird ſie zu reden wiſſen mit dem klugen Wolfhardt?“

Die Beſprochenen ſelbſt ſchienen anderer Meinung zu ſein, ſie unterhielten ſich ausgezeichnet. Und als es ſich ſpäter zeigte, daß niemand kam, um Rita abzuholen, ſagte Fräulein Lore: „Lieber Wolfhardt, dürfen wir Ihnen das Kind noch für eine weitere Viertelſtunde anvertrauen? Sie haben den gleichen Weg.“

So ging das Kind am Arme des berühmten Mannes durch die abenddunklen Straßen und über den Wall, ſtolz wie eine kleine Königin.

Der nächſte Jour fiel freilich anders aus. Wolfhardt hielt ſich unausgeſetzt zu den Älteren, unterhielt ſich viel mit Vilma Nicolai, die ihre beſte, jugendlichſte Seite herauskehrte, und hatte für Rita Storm nur ein kurzes freundliches Wort. Ganz enttäuſcht und verzagt ging ſie, die mit entſchieden freudigen Erwartungen gekommen, mit dem Vater zuſammen nach Hauſe.

Aber ein anderes Mal fehlte wieder die Begleitung, und Wolfhardt erbot ſich, etwas zögernd und gemeſſen freilich, aber er tat es doch, und Rita leuchtete auf. An dieſem Abend war's unmöglich, ihrer Lieblichkeit zu widerſtehen.

Eine phantaſtiſche kleine Welt baute ſich da vor ihm auf, kindliche und doch ahnungsvolle Augen ſchauten ihn an, und ein Herz voll Güte, Menſchenliebe und unverſtandener Sehnſucht ſprach ſich aus mit einer Rückhaltloſigkeit, die den Welterfahrenen faſt in Beſtürzung ſetzte. Und wieder dachte er: Ein Memento! Dies koſtbare Vertrauen gilt meinen Jahren!

Aber er lächelte nicht dabei, es tat zum erſtenmal weh.

Noch mehrere Male ging er mit Rita dieſen Weg, und immer mehr fühlte er, daß ein nie zuvor Gekanntes in ſein Leben kam durch dieſes Mädchen, das ahnungslos ſeine Schätze vor ihm ausbreitete, bis — er langſam zugriff.

Sie hatte ihm erzählt von ihrem Leben ohne Mutter, mit dem guten, wunderlichen und weltfremden Vater, der alten treuen, doch beſchränkten Röſe; ſie hatte mit ſorgenvoller Miene geklagt, daß die Brüder nicht immer gut täten, die Schweſter kümmerlich verheiratet wäre — und Berndt Wolfhardt dachte zuerſt: ſie dem allem zu entreißen,

möchte auf alle Fälle eine Befreiung heißen für das reizende Geſchöpf; dann aber erkannte er, daß es viel mehr bedeutete als Befreiung, daß ihm hier etwas entgegenflutete, was nicht nur Vertrauen war, das ſeinem Alter galt, etwas, das dieſes ſogar völlig überſah.

So kämpfte er einen letzten kurzen Kampf und tat dann die Frage, die ihm das glühende glückſelige Kind in die Arme trieb und ihn ſelbſt zu einer Leidenſchaft hinriß, über die er hinterher erſchrak.

Gleich nach dieſer Ausſprache hatte er an ihren Vater geſchrieben, hatte eine Antwort erhalten, in der außer dem „Ja“ viel von Ehre und Auszeichnung die Rede war und die perſönliche Zuſammenkunft für den folgenden Vormittag angeſetzt war.

Nach Empfang dieſes Briefes hatte die Unruhe ihn nach dem Walle getrieben, und da war, wie er uneingeſtandenermaßen gehofft, Rita aus dem ſchmalen Gäßchen geſchlüpft, das hier die Stadtmauer durchbrach. Sie hatten ein paar Minuten lang ihres heimlichen Wunders ſich gefreut und von „morgen“ geſprochen. Nun war dies zum Heute geworden.

* * *

In Ritas Träumerei tönte wieder die Flurglocke — fremde Schritte durch das ſtille Haus. Noch ein paar Minuten des Herzklopfens, und dann wurde ſie gerufen. So ruhig wie möglich trat ſie in das Wohnzimmer.

Zu gleicher Zeit erhoben ſich dort die beiden Herren, und Rita fand, daß ihres Vaters Bewegungen dabei ſchneller und lebhafter waren, daß er mit ſeiner ſchmächtigen Geſtalt überhaupt faſt jünger erſchien als Berndt in ſeiner impoſanten Größe. Sie lächelte über ſich ſelbſt, daß ſie in dieſem Augenblick ſo etwas bemerkte. Dann ſah ſie im Näherkommen erſt Berndts Geſicht deutlich — und nun wurde ſie befangen.

Das waren die bedeutenden Züge und die blauen Augen, aber der Ausdruck war nicht da, den ſie erwartet. Nicht jener hinreißende Blick von Liebe und Zärtlichkeit, an den ſie ſich ſo ſchnell gewöhnt — es lag vielmehr eine faſt feierliche Güte in ſeinem Geſicht, ein ſtilles inneres Geloben, zugleich eine Zurückhaltung.

Sie fühlte ihr Herz ſinken, wurde befangen, faſt linkiſch, erſchien nun wirklich als das junge Kind, das dem viel älteren Manne zugeführt werden ſoll und unter der Schwere des Augenblicks erſchrickt.

Ihr Vater ſchien das natürlich zu finden. Er legte den Arm um ihre Schulter und ſprach — was? Das wußte ſie nicht. Sie hörte nur den Ton, der auch dieſes gütige, überredende Element hatte wie Berndts Augen — was war denn das heute? Alles anders, als ſie gedacht.

Jetzt wunderte ſie ſich nicht einmal mehr, daß Berndt ihr die Hand küßte, ſtatt ſie in die Arme zu nehmen. Gut! ſie konnte auch „korrekt“ ſein, wenn das zu dieſer Stunde gehörte.

So nahm ſie eine lieblich hoheitsvolle Miene an und hörte aufmerkſam zu, als Papa jetzt ſagte, wie froh und beruhigt er ſei, ſeines Kindes Schickſal in ſo guter ſicherer Hand zu wiſſen, wie er hoffe, Rita würde dies Glück zu würdigen verſtehen und bei ihrer Jugend nicht zu ſehr die Nachſicht ihres Mannes herausfordern — hörte, wie Berndt feierlich antwortete, daß er alles tun werde, ſeiner jungen Frau das Leben ſo angenehm und leicht zu machen, wie's nur in ſeiner Macht ſtünde — und dann ſagte ſie ſelbſt ganz ernſt, ſie hoffe auch ihre Pflichten zu kennen, fügte mit damenhafter Miene hinzu, ob man ſich nicht ſetzen wolle?

Plötzlich fand ſie alles grauſam nüchtern und hölzern, wußte nicht, ob ſie lachen oder weinen ſollte. Ein paar Reden gingen mühſam hin und her, und es wirkte wie eine Erlöſung, als ein Wagen vorfuhr und der Vater in ſeiner Lebendigkeit ans Fenſter eilte, indem er ausrief: „Das iſt ſicher die Geheimrätin! Deiner Pate, Rita, glaubte ich geſtern abend ſchon die Mitteilung ſchuldig zu ſein. Da muß ich ſelbſt — einen Augenblick entſchuldigt —“

Er war hinaus, und ohne Zögern neigte ſich Rita zu ihrem Verlobten. In ihrem reizenden Geſicht kämpfte die Scheu und die Verwirrung der letzten Minuten mit einer großen Sehnſucht.

„Was iſt dir?“ fragte ſie ſchnell und zitternd, „warum ſprichſt du mit mir, als wärſt

du mein Vater? so feierlich — so trocken und kühl? Du hast mich ganz verschüchtert!"

Er unterbrach sie. „Kühl — o mein Kind, Gott weiß, ich bin's nicht! Aber soll ich nicht feierlich sein in dieser Stunde, wo jeder kühnste Traum —" Er konnte nicht weiter vor Bewegung, und in ihr Gesicht kehrte das Lächeln zurück.

„Nun denn feierlich, aber nicht väterlich, nicht so furchtbar gütig, du, du, der du mir diese Blumen geschickt hast! Weißt du nicht, was rote Nelken sagen? ‚Ich liebe dich, ich liebe dich!'"

Sie flüsterte es innig, sie hing an seinem Halse, und er küßte sie, als wären rote Nelken wirklich die einzige Sprache zwischen ihnen.

Nun kamen Schritte durchs Vorzimmer, und sie saßen wieder auf ihren Stühlen. Am Arme des Vaters trat die Geheimrätin Wendel ein mit ihren indiskreten Augen und ihrer lärmenden Herzlichkeit.

„Nun, das muß ich sagen," rief sie schon an der Tür der ihr entgegeneilenden Rita zu, „du verstehst es, die Leute zu überraschen, und" — leiser, während sie Rita küßte — „verstehst es, dir dein Schicksal zu zimmern! Bravo! Meinen aufrichtigsten Glückwunsch! — Mein lieber Herr Wolfhardt, wir kennen uns ja schon, freue mich sehr, Sie als Glied dieser Familie zu begrüßen, die sich in jeder Beziehung dazu gratulieren kann! Freilich — ein anderes Haus mag weniger von diesem Ihrem Schritt erbaut sein! Was werden Nicolais sagen? Der guten Lore sollte man freilich sicher sein aber Vilma — Vilma!"

Sie lachte laut, und Wolfhardt, der Gewandte, wurde sehr verlegen.

Die Geheimrätin merkte es nicht und fuhr munter fort: „Vilma wird doch denken, daß sie die passendere Partie für Sie gewesen! Statt dessen wählen Sie dieses Kind — allerdings vieler Leute Liebling und Verzug! Hoffen wir, daß es Ihnen nicht gar zu viel Gelegenheit zum Erziehen geben wird!"

„Das ist gar nicht meine Absicht, gnädige Frau, meine Braut ist mir vollkommen recht, so wie sie ist," sagte Berndt verbindlich.

„Wirklich? Das sagen Sie natürlich heute! Wer wird denn ein junges Ding gleich am ersten Tage erschrecken wollen!"

„Ich hoffe Rita weder am ersten noch am letzten Tage zu erschrecken," sagte er wieder, und Rita fiel ein: „Und ich fürchte mich auch gar nicht."

Die Geheimrätin sah von einem zum anderen und schien befriedigt. Auf der einen Seite Würde — auf der anderen eine gewisse Keckheit, das gefiel ihr. Dennoch meinte sie noch sagen zu müssen: „Die Kleine ist so ganz ohne Mutter aufgewachsen, da läuft doch mancher Mangel in der Erziehung mit unter —"

„Aber beste Rätin," unterbrach der Vater, „rechnen Sie mich denn für nichts?"

„Gewiß, lieber Storm, ich wollte gerade sagen, dafür hat Rita so viel mehr mit ihrem Vater zusammengelebt als andere Töchter, und es paßt für ihren Fall gut, daß sie so vertraut ist mit der Lebensart, den Gewohnheiten eines —"

Die lebhafte Frau brach plötzlich ab, und Berndt ergänzte mit feinem Lächeln: „Eines älteren Mannes! Sprechen Sie es doch ruhig aus, meine Gnädige, was wir alle wissen, und was daher weder meine Braut noch mich kränken kann."

Er hatte leise Ritas Hand genommen und empfand Mitleid mit ihrem verstimmten Gesichtchen. Die Geheimrätin ergriff dann ihre andere Hand und fuhr, mit sich selbst nicht ganz zufrieden, in gesteigerter Lebhaftigkeit fort: „Recht so, recht so, daß Sie mich nicht mißverstehen! Und auch du, mein Kind, mußt wissen, daß es nur eine Auszeichnung sein soll, wenn ich sage, daß manch anderes junges Ding sich nicht so gut in deine Lage zu schicken wüßte wie du. Das liegt eben in den Verhältnissen. — Und nun, mein lieber Herr Wolfhardt, da denken Sie wohl sehr bald zu heiraten? Natürlich, warum wollen Sie noch warten?! Freund Storm, machen Sie sich auf Hochzeitstrubel gefaßt, und du, Rita, zähle auf mich! Bei allem werd' ich dir gern zur Seite stehen, und dann — ja, was ich sagen wollte — wird nicht jemand Brautmutter spielen in nächster Zeit? Haben Sie schon daran gedacht, Storm?"

„In der Tat, nein," meinte dieser unsicher, „ich wüßte auch niemand."

„Aber das ist doch nicht nötig," fiel Rita ein, „wir sind ja immer mit unserer alten Röse ausgekommen."

„Kind, das verstehst du nicht, das muß sein. Ich werde an meine Schwester schreiben, wenn's euch recht ist, sie kann morgen schon hier sein. Du bist ja auch Tante Maries Liebling, ebenso wie meiner. Abgemacht? ich schreibe."

Niemand sagte etwas dagegen, die Geheimrätin erging sich noch weiter in Plänen und Anerbietungen und empfahl sich dann hochbefriedigt.

Im Vorzimmer hielt sie Rita noch einmal fest und sagte nach ihrer Meinung aufs herzlichste: „Wahrhaftig, Rita, du ziehst das große Los! Dein Vater muß sich recht erlöst fühlen, und deine Brüder — deine arme Schwester — wirklich, du reißest die ganze Familie raus!"

„Tante, ich —"

„Laß nur, Kind, erkläre mir nichts, ich bin nicht so unzart! Ich verstehe alles und billige es im höchsten Grade. Und nimm's nur nicht zu schwer, solche vernünftige Wahl führt oft zu besserem Glück als diese tollen Liebesheiraten, ohne die man sich sonst in deinen Jahren kein Glück vorstellen kann. Gut, daß du über so törichte Phantasien schon hinaus bist! Und nun adieu — und halt' dich so tapfer wie heute."

Sie küßte die ganz Erstarrte auf beide Wangen und ging.

Rita blieb noch regungslos stehen, bis Röse hereinkam und sagte: „Kind, Fräulein — der Herr hat mich beauftragt, Wein und Gläser hereinzubringen; meinen Sie, daß es jetzt paßt?"

„Mit wem sprichst du?" fragte Rita erstaunt.

„Na, mit dir — ich meine, es schickt sich jetzt wohl, daß ich endlich Fräulein sage, das ‚gnädige Frau' würde mir sonst auf einmal zu schwer."

Sie hatte Tränen in den Augen, und Rita sagte kopfschüttelnd: „Was seid ihr alle wunderlich auf einmal! Ganz schrecklich! Keiner so, wie ich gedacht. Laß dir's nicht einfallen, Röse, noch einmal Fräulein zu sagen! Aber den Wein bring' nur, ich glaube, der tut uns allen not. Und bring' ein Glas für dich mit, du sollst mit ihm anstoßen, du Gute, Treue, wunderliche Alte!"

Sie hatte Röse heftig umarmt und eilte davon. Röse blickte ihr nach und murmelte: „Gott bewahre, wie das Kind einen küßt! Beinahe, als wär' sie glücklich und nicht bloß — versorgt!"

* * *

Versorgt — diese Vorstellung von Ritas Geschick schien alle zu beherrschen, die in den nächsten Tagen in das Stormsche Haus kamen. Alle schienen nur die glänzende Außenseite zu sehen, und mit mehr oder weniger Takt sprachen sich alle Glückwünschenden in der Art der Geheimrätin aus. Die Verlobung des jungen und „allerdings recht niedlichen Mädchens", das aber völlig mittellos, ja aus verschuldetem Hause stammte, mit dem reichen, aber man konnte wohl sagen: dem alten Herrn Wolfhardt war eine Vernunftpartie, ohne Frage! So sprach man gern von dem wunderschönen Hause des Verlobten mit all den Kunstschätzen (die niemand kannte, die nur so eine Sage bildeten), von der Equipage, um die man sie beneiden könne, von den herrlichen Reisen, die sie als junge Frau machen würde.

Niemand sagte zu Rita: „Du bist glücklich, man sieht's dir an! Euch beiden merkt man an, daß ihr euch liebt." Und Rita, zuerst aufs empfindlichste berührt, fühlte auch sehr schnell, daß niemand es ihnen ansehen könnte. Berndt hatte im Beisein von Besuchern jene Miene aus der Verlobungsstunde noch nicht wieder abgelegt, es war eine gehaltene Würde in seinem Wesen, ein Vermeiden jeder Zärtlichkeit, was man überaus taktvoll fand, und Rita war durch das Benehmen der Leute, durch das unbewußte Aufdrängen ihrer Ansicht über diese Sache so innerlich erbittert, daß sie gar nicht mehr daran dachte, sich als glückselige Braut zu geben, sondern nur als wohlerzogene junge Dame, die sich ihrer künftigen bevorzugten Stellung wohl bewußt ist, ja sie schon jetzt gewissermaßen zur Schau trägt.

„Wie das schnell geht bei diesen jungen Mädchen," sagte ein Herr, „diese Rita Storm ist ja eine ganz verflixte kleine Hexe! Die kriegt's Heft in die Hand! Der alte Wolfhardt mag sich vorsehen!"

Selbst Nicolais schienen nur überrascht und gänzlich ohne tieferes Verständnis. Rita hätte lachen mögen über diese ganze

Komödie! Wenn sie sich nur mit Berndt einmal hätte aussprechen, sich überzeugen können, er dächte und fühlte noch so wie damals — damals! Wie lange war's eigentlich her, daß sie vor lauter glücklicher Bewegung die „Sonnenblumen" sahen?

Aber das war das Schlimmste an diesen Tagen: sie sahen sich nie mehr allein, sprachen kein Wort ohne Zeugen. Jene Tante Marie, mit der die Geheimrätin gleich gedroht, wich nicht aus dem Zimmer, solange Wolfhardt da war, machte jeden Gang mit, und als er zum erstenmal mit dem Wagen vorfuhr, saß sie als erste im Fond.

Beinahe eine Woche war so hingegangen, da belam Berndt einen Brief mit der Stadtpost, kein „duftendes rosa Billet", aber doch einen echten, rechten Liebesbrief, ja nichts Geringeres als die Aufforderung zu einem Stelldichein.

— — Sei heute abend an der Stadtmauer auf dem Walle, ich beschwöre dich! Ich kann das Leben so nicht länger ertragen. Ich muß wissen, ob du noch der bist, der mich damals so im Sturme genommen, oder —

Komm, komm, wenn's dämmerig wird, zu deiner

Rita.

Da saß er, der ernste, gealterte Mann, und schämte sich nicht, daß zwei Tränen auf das Blatt fielen, das er wie eine zerbrechliche Kostbarkeit in der Hand hielt. Es war Ritas erster Brief. Heute begriff er's nicht, daß es der erste war, daß er sich nicht selbst dies Entzücken früher verschafft durch eigenes Schreiben. Nun kam sie ihm entgegen, und in welch holder Weise! Sie hatte ja recht: der Zwang, der auf ihrem Zusammensein in den letzten Tagen lag, war unerträglich!

Mit großen Schritten und klopfenden Pulsen ging er auf und ab. War er das, der diese Botschaft empfing, die ihm das Innerste so bewegte? Er, der sein Leben längst abgeschlossen geglaubt, in ruhigem Geleise, gelassenem Alter zu? Für abgeschlossen, ja, aber nicht für verfehlt hatte er's gehalten, ehe er Rita gekannt. Jetzt — konnte er sich nicht mehr vorstellen, was er mit dem letzten Teil seines Lebens, wie kurz oder lang er immer sein mochte, getan hätte ohne Rita.

Fast hätte er schreien mögen nach seiner Jugend mit ihrer besten Kraft! Nicht an unedle Dinge hatte er sie gesetzt. Nicht karg war sein Leben gewesen, nicht leer das Schatzhaus seiner Erinnerungen, aber barg es eine einzige Stunde wie jetzt?

Er riß die Uhr heraus. Ist's noch nicht Abend? Er lächelte. Die Sonne stand kaum in Mittagshöhe.

Den üblichen Besuch bei seiner Braut würde er heute nicht machen. Der Diener konnte einen Strauß überbringen und seine Entschuldigung. Schriftlich? Nein. Er wollte diesen entzückenden kleinen Liebesruf nicht gleich beantworten. Er wußte gar nicht, ob er das schriftlich konnte! Und wenn auch, die süße Schwärmerin sollte nicht gleich wissen, woran sie war! Er kam sich selbst ganz raffiniert vor, wenn er sich ausmalte, wie sie sich bis zum Abend steigern würde in ihrer Erregung und Spannung —

Und dann, ja dann sollte sie sich nicht enttäuscht fühlen, dann sollte sie ihn wieder haben, wie er gewesen in jenen wunderbaren ersten Stunden.

Er fühlte, wie er zitterte. Konnte er dafür einstehen? Kann man eine solche gewaltige Bewegung noch einmal heraufbeschwören? War es nicht mehr gewesen, als seine Natur im Grunde noch zu geben hatte? Wenn sie jetzt versagte?

Am Fenster stand er und blickte in den stillen Garten hinab. Das hochsommerliche Prangen tat ihm wohl. Die Rosen blühten zum zweitenmal; vielleicht brachen weniger Knospen auf, aber süß und schwer war ihr Duft. Und alles, was blühte, zeigte tiefe, brennende Farben, nichts war bleich und matt. Zog auch ein erster weißer Faden durch die blaue Luft — noch war der Herbst nicht zu fürchten. Nur reif, vollendet war die Erde.

* * *

Endlich war auch dieses Tages lang ausstrahlende Sonne hinab. An der Stadtmauer ging Berndt Wolfhardt langsam hin durch das dichte Grün der alten Wallanlagen. Die letzten Spaziergänger waren

verschwunden, auch die Arbeiter, die auch gern einmal „über die Promenade“ gingen. Leer lagen alle Wege, in der Ferne flammten schon wieder die Lichtpünktchen auf. Berndt wurde unruhig, nun mußte sie kommen, sonst war die eigentliche schattenhafte Dämmerstunde verpaßt.

Er wußte, sie hatte nur durch das kurze Gäßchen zu gehen, um auf dem Wall zu sein, sonst hätte er ihr Kommen um diese Zeit nicht erlaubt. Es war überhaupt doch — er kam ins Grübeln und fing an schneller zu gehen.

Da wurde er von fast lautlosen leichten Schritten überholt, ein Arm schob sich unter den seinen, und mit unterdrücktem Laut des Entzückens fühlte er sich umfaßt.

„Wie du eiltest!“ sagte Rita, als sie endlich wieder zu Atem kam, „es sah aus, als wolltest du mir entfliehen, als sei das Stelldichein dir doch leid geworden. Gestehen Sie, mein Herr, ist es so?“

Ihre Augen funkelten ihn an in jungem Übermut, und er murmelte: „Rita, was machst du für tolle Sachen!“

„Dein Glück, daß du kamst, Berndt! Ich hätte sonst noch Tolleres getan, ich wäre einfach zu dir in dein Haus gekommen!“

„Rita, Kind!“

„Sag' nicht Kind zu mir! Alle nennen mich so, ich kann's nicht mehr hören! Und sie sagen's mit solcher Überlegenheit — oder Mitleid — Mißgunst — was weiß ich! Ich bin aber kein Kind. Ich bin deine Braut — bald deine Frau!“

„Ja, will's Gott, bald!“ sagte er, erschüttert von ihrer leidenschaftlichen Sprache.

„Ja, bald, Berndt. Das ist's, um was ich dich bitten wollte.“

„Du mich bitten!?“

„Ja, Berndt, ich weiß, das ist verkehrte Welt. Aber alles ist verkehrt, was uns umgibt! Geht das so fort, werd' ich verwirrt, kann Recht und Unrecht nicht mehr unterscheiden.“

„Was hat dich so verwirrt, mein süßes Lieb?“

Sie lächelte und lehnte den Kopf an seine Schulter.

„So ist's gut. Und nun laß uns ernsthaft sprechen. Warum, glaubst du, daß ich mich mit dir verlobt habe?“

Fast erschrak er über diese plötzliche Frage, aber dann sagte er: „Weil — wenn ich es auch nicht begreife — du mich liebhast.“

Sie richtete sich auf und strahlte ihn mit feuchten Augen an. „Nicht wahr, das glaubst du doch? Aber du bist der einzige! Wenn du dich nun täuschtest? Niemand glaubt es ja, sonst. Wenn du dich täuschtest?“

„Rita, scherze nicht so mit mir.“

„Ich scherze nicht. Ich bin nur erbittert über die erbärmliche Gesinnung der Menschen. Wenn sie jeden nur nach sich beurteilen, dann — ja dann müßt' ich dich allerdings ums Geld lieben!“

Sie lachte zornig auf, und er drückte beschwichtigend ihren Arm an sich.

„Wir Storms sind arm, das wissen alle. Meine Brüder haben viel gekostet. Der eine ist leichtsinnig, der andere hat Unglück gehabt. Meine arme Schwester hat in ganz früher Jugend eine törichte Heirat gemacht — eine Liebesheirat, sagte man einfach, als wenn das immer gleichbedeutend mit Torheit wäre. Mein Vater hat geopfert und geopfert — denn er ist gut und braucht für sich selbst so wenig; aber nun ist längst nichts mehr da —“

„Liebstes Herz, errege dich nicht so! Warum dies aufzählen, ich weiß das alles.“

„Weißt du es so genau? Daß für mich nichts übrig ist als Schulden?“

„Um so lieber, ich möchte sagen, zum erstenmal wirklich lieb ist mir mein Besitz, weil ich ihn dir schenken kann.“

„Schenken, weil du mich liebst! Und nehmen darf ich, weil ich dich liebe! Die Menschen aber machen einen Handel daraus!“

Sie weinte, und Berndt fragte liebreich: „Und du kleines stolzes Herz, du willst sie nicht eines anderen belehren?“

Da sah sie auf, mit einem sonderbar reifen, grübelnden Ausdruck. „Nein, Berndt, ich kann's nicht. Es ist mir viel zu heilig. Zuerst — da hätte ich's gekonnt. Da war ich ahnungslos, nur erfüllt von meinem Gefühl und von dir. Aber du — verzeih', Berndt, du hast mich zuerst befangen gemacht. Du wolltest es ja auch nicht zeigen vor den Menschen. Bis ich das verstand, ward ich ganz irre an dir — an jener Stunde!“

„Ach, Rita, daß ich dir das deuten soll, daß ich's muß. Hör' mich, Kind, und wende dein süßes Gesicht nicht ab. Die Menschen haben ja ein gewisses Recht zu ihren Vermutungen, ihrer Berechnung. Ich bin doch alt. Du kannst's mit aller Liebe und holden Blindheit nicht leugnen. Sie aber sehen's mit schonungslosen Augen, und sie sagen: Neigung kann das nicht sein bei dem jungen entzückenden Geschöpf. Aber sie ist arm — sie wählt klug und vernünftig — er ist verliebt. Wehe, wenn er's zu sehr ist, zu sehr zeigt. Er verfällt unrettbar der Lächerlichkeit."

Ein bestürzter Ausruf unterbrach ihn, und er fuhr sanft fort: „Nun ist's gesagt, mein Lieb, es ist mir schwer geworden, aber es ist gut so. Du verstehst mich nun und verstehst auch die Welt besser. Sie kann nicht anders als nach dem Schein urteilen. Auf unser wirkliches Glück, unser Selbst, hat das keinen Einfluß, Rita?"

Da legte sie die Arme um seinen Hals und sagte in tiefen verhaltenen Tönen: „Auf mich hat nichts mehr Einfluß als du selbst. Aber eins bitt' ich dich: Verreise morgen und komm' erst wieder zur Hochzeit. Sag' Papa irgendeinen Grund und komm dann, so bald es geht, mich zu holen. Ich will auch kein Fest draus gemacht haben. Laß es so still und heimlich sein wie unsere erste Glücksstunde, und laß es bald sein."

Das war kein schweres Versprechen, was da von ihm verlangt wurde, er gab es, hingerissen von Ritas Zauber wie noch nie.

* * *

Im Stormschen Hause erregte Wolfhardts Mitteilung zuerst etwas Befremden. Doch ein Mann von so vielfachen Beziehungen in der Welt, vor allem von so ausgedehntem Besitz mochte immerhin noch Verpflichtungen zu erledigen haben, kurz bevor sein Leben in so neue Bahnen lenkte. So fand Ritas Vater sich schnell hinein, Tante Marie bedauerte heimlich, so bald um die Teilnahme an diesem immerhin nicht uninteressanten Brautstand gekommen zu sein, die alte Röse aber atmete verstohlen auf und meinte: „Nun ist das Kind doch wieder wie früher. Muß doch ein arger Zwang auf ihr liegen. Herr Gott, hattest du gar nichts Besseres für unser bestes Kind bereit?"

Sie nannte Rita immer das beste Kind, wenn sie auch für die ältere Schwester noch immer ein großes Mitleid bewahrte. Aber die arme Fanny war auch gar zu töricht! Was hatte sie sich auch mit siebzehn Jahren in den fremden Musiklehrer zu verlieben, mit dem sie nun von Stadt zu Stadt zog. Sie, Röse, hatte damals auch einen schweren Stand. Man hatte ihr Vorwürfe gemacht, daß sie nicht besser achtgegeben. Liebe Zeit, sie war gar nicht darauf verfallen. Fanny war in ihren Augen ein Kind, und der fremde junge Mensch, der war so bescheiden und so jung auch — nein, sie hatte nicht daran gedacht. Seitdem war sie gewitzt. Mit Ritachen sollte so etwas nicht passieren. Aber Rita war auch klug. Klüger als die arme Fanny, und sie sagte schon damals: „Paß auf, Röse, mit mir erlebst du so was nicht. Sie sagen alle, wenn man nichts hat, fliegt auch die Liebe zum Fenster hinaus. Ich heirate keinen armen Mann."

Seitdem das Kind diese Worte altklug anderen nachgesprochen hatte, war Rita freilich eine ganz andere geworden. Röse aber durchschaute das nicht, sie dachte nur: Weiß Gott, nun macht das Kind seinen Entschluß wahr.

Rita schien indessen wirklich aufzuatmen nach den erregenden Tagen und ging heiter und anmutig durchs Haus wie sonst. Wohl war ihr die Trennung ein Opfer, aber ein selbstgewolltes, und jeden Tag empfand sie: Es ist gut so.

Auch als die Brüder kamen und sie an ihren nächsten Angehörigen dieselbe Bemerkung machte wie an den Fernerstehenden: daß sie ihre Verlobung wie eine Versorgung auffaßten.

Auch Schwester Fanny schrieb: „Liebste Kleine! Dir kann es ja jetzt auf ein paar Mark Reisegeld nicht ankommen, besuche mich doch mal und erzähle mir von deinem großartigen sort! Selbst hier spricht man davon, die Leute reden von einer Million, die du künftig haben wirst. Ach, Rita, du warst klüger als deine arme Fanny. Nicht, daß ich klagen will — Rudolf ist ja so gut, und wir lieben uns wie in der ersten Zeit, und ich denke in aller Armseligkeit jetzt zuweilen:

Das hab' ich doch vor Rita, der beneideten Millionärsbraut, voraus — diese Liebe. Denn wenn ich deiner Wahl auch durchaus nicht zu nahe treten will — Wolfhardt soll ja ein sehr feiner und kluger Mann sein —, so ist das doch sicher, daß ihr von der Seligkeit, die in dem sprichwörtlichen ‚Herz und Hütte' liegt, nichts wissen könnt.

Freilich, dir gesteh' ich's, ganz hält jener Rausch nicht vor! Die Hütte kann recht drückend werden, und vor der Armseligkeit hält jene hochgemute Stimmung, die nur von Talent und Gefühl sich nähren soll, schwer stand. Ich bin mit meinen fünfundzwanzig Jahren schon alt, verbittert und kleinlich, mein Mann ist der geduldigere Teil von uns. Du wirst dir in Zukunft solche Existenz nicht mehr vorstellen können, aber vielleicht fällt mal ein kleiner Abglanz von deinem Leben in das armselige deiner Schwester Fanny."

Dieser Brief bekümmerte Rita mehr als die versteckten Anspielungen der Brüder, ja, er rief einen mitleidvollen Zorn in ihr wach. Welche Haltlosigkeit sprach aus den Worten der Schwester!

Fast in demselben Atemzuge, mit dem sie sich ihres größeren Liebesbesitzes rühmte und auf Rita herabsehen zu dürfen glaubte, klagte sie über ihr karges, verpfuschtes Leben, scheute sich nicht, auf den Reichtum der Schwester zu bauen, den sie doch noch eben von dem Standpunkt der liebenden Frau aus verachtet hatte.

Rita dachte tief nach. Alle diese kleinen und größeren Erfahrungen reiften sie von Stunde zu Stunde. Die Schwester, die sie früher bedauert, geliebt, ja auch bewundert hatte, erschien ihr jetzt charakterlos. War das die Folge der Armut? Brachte der Mangel, die Sorge um das tägliche karge Leben doch mehr die geringen und unedlen Eigenschaften zum Vorschein? Ging in der Kleinlichkeit des äußeren Lebens auch die Größe des Gefühls, des eigentlichen Menschen verloren?

Dann war ja allerdings der Reichtum eine Macht in viel höherem Sinne noch als all die Menschen, die ihr gegenüber so viel daraus gemacht hatten, es wohl meinten. Dann sicherte er nicht nur ein bequemes Leben, dann mußte er ja die Gewährleistung werden für das wahre echte Menschentum. Sie sann und sann. Ganz neue Gesichtspunkte gingen ihr auf, und sie sehnte sich, mit Berndt darüber zu sprechen. Sie wollte von ihm hören, was ihm gewiß längst klar war, was nur ihr erst seit heute vorschwebte wie eine große heilige Verpflichtung. Daß sie in hoher schöner Lebensauffassung weite Kreise ziehen müßten in die Welt der Bedürftigen, der an Leib oder Seele Verarmten.

Und die ihr von den Unversorgten am nächsten standen — ihre Geschwister? Ein leise nagendes Gefühl regte sich in ihr. Gewiß, sie wollte später für sie tun, was sie konnte, was ihr Mann gestatten würde. Aber später. Nicht jetzt. Ihr Stolz bäumte sich. Jetzt war's noch keine Freude zu geben, jetzt, wo sie darauf warteten, offenkundig oder mit versteckter Schlauheit, wo sie ihr selbst nichts als dieselbe Berechnung zutrauten.

Übertrieb sie? Ging sie zu weit? Sie fühlte, daß sie nur mit Berndt darüber sprechen könnte, mit niemand sonst. Ach, dies himmlische Vertrauen, das sie zu ihm hatte!

Aber schriftlich gingen doch diese Erörterungen nicht so gut. Die Briefe — ein lächelndes Erröten ging über ihr ernstes Gesicht — die Briefe handelten von was anderem. Sie war sehr gespannt gewesen auf den Briefwechsel, welchen Ton würde er anschlagen? Hatte sie sich auch nicht zu schämen ihrer eigenen stürmischen Sehnsuchtslaute wegen?

Ach, Berndt Wolfhardt, der ihren ersten kleinen Brief nicht zu beantworten wagte, weil er nicht wußte, ob er es konnte, war nach der Trennung sehr schnell zur Meisterschaft gelangt in jener Sprache, die alle Liebenden für sich neu erfinden.

* * *

Daß die Hochzeit ganz ohne Sang und Klang stattfand, war für viele eine große Enttäuschung. Alle Neugierde und Sensationslust kam zu kurz, auch alle Hoffnung der Geschwister, sich bei der feierlichen Gelegenheit mit dem reichen Schwager anzufreunden, blitzte ab. Sie bekamen eines

Tages die Nachricht, daß die Trauung ganz still im Vaterhause vollzogen und das Paar gleich darauf abgereist sei.

Auch die Geheimrätin hatte keine Gelegenheit bekommen, sich mit „Rat und Tat“ zu beteiligen, was ihr anfangs eine Enttäuschung bereitet, bis Rita ihr auseinandersetzte, daß *sie*, von ihrem Standpunkt aus, es doch gewiß begreiflich fände, wenn sie und ihr Verlobter die Gesellschaft nicht *noch* mehr mit sich beschäftigen möchten. Zwar hatte sie den leichten Anflug von Ironie nicht verstanden, war nur frappiert gewesen über diesen neuen Beweis kühler Klugheit des jungen Mädchens.

So sprengte sie überall aus, es wäre ja zu natürlich, daß Rita sich nicht gern öffentlich auf dem Wege zum Altar zeige, ja, sie würde sogar auf die große Brauttoilette verzichten, um den äußeren Abstand zwischen sich und dem Verlobten nicht zu sehr zu markieren, und sich im Reisekleid trauen lassen, was ohnehin ja sehr schick wäre.

In Wahrheit stand Rita doch in einem weißen Kleide, das sie einzig mit Röses Hilfe besorgt hatte, vor dem kleinen improvisierten Altar, der mit selbstgezogenen Blumen geschmückt war. Und so schön war sie in dieser Stunde, in der sie nicht mehr daran dachte, etwas zu verbergen oder etwas zur Schau zu tragen, daß die wenigen, die sie sahen, tief ergriffen davon waren.

Berndt selbst begegnete seiner jungen Frau mit einer Ehrerbietung, die ihr einmal die Tränen in das lächelnde Antlitz trieben.

Dann reisten sie ab, und niemand wußte, wie es eigentlich in Ritas Herzen aussah.

Dieses Herz aber drückte sich an das ihres Mannes und nahm somit seinen besten Heimatboden mit in die schöne Fremde.

* * *

Rita war kaum von Hause fortgewesen, und für den Weitgereisten war es eine unvergleichliche Freude, ihr die Welt auf immer neue Art wie einer kleinen Königin zu Füßen zu legen.

Zuerst ließ sie sich alles wie im Traume gefallen, dann lachte sie über den Luxus, den er um ihre kleine Person herum entfaltete, zuletzt aber wurde sie dessen überdrüssig und meinte: „Wollen wir nicht die seidenen Schuhe und die goldene Sänfte der Prinzessin beiseite tun und Wanderbursch spielen?“

Nun kleideten sie sich in München ganz in graugrüne Loden und fanden, daß sie sich gegenseitig noch nie besser gefallen hatten. Was konnte Berndts männliche, kraftvolle Erscheinung auch besser kleiden als diese einfache natürliche Tracht, die ihn tatsächlich zu verjüngen schien!

Rita begriff es überhaupt von Tag zu Tag weniger, daß zwischen ihnen ein so großer Altersunterschied sein sollte, und es kränkte sie ernstlich, als ein Reisegefährte, der sich in liebenswürdiger Art mit ihnen eingelassen hatte, von ihrem „Herrn Vater“ sprach.

Berndt lächelte heimlich über die Ostentation, mit der sie ihn von jetzt an bei jeder Gelegenheit mit „lieber Mann“ anredete, und meinte nachher: „Arme Kleine, es ist doch wohl nicht leicht, so mit einem alten Manne zu erscheinen!“

Nun wurde sie erregt, und nach einem leidenschaftlichen Hin und Her brach sie zum erstenmal in Tränen aus.

Berndt erschrak und wußte nicht, was er mit ihr anfangen sollte, als sie sich schon faßte und sagte: „Begreife mich doch! Was glaubst du, aus welchem Grunde mich solche ewigen Anspielungen so quälen? Glaubst du *auch* an Eitelkeit bei mir oder Sucht nach läppischen Vergleichen? Begreife doch — daß — nein, nein, ich kann's nicht aussprechen!“

Er sah die Angst in ihren Augen und verstand nun, daß sie sagen wollte: Weißt du nicht, daß das Wort vom Alter mich immer mahnt an das — Ende?

Dies war kurz vor Hallstadt, und es regnete. Schwermütig erschien die Welt.

Bei allen Reiseplänen, die Berndt gemacht und Rita zur Entscheidung vorgelegt, hatte sie immer gesagt: „Bestimme du doch, ich kenne ja nichts. Nur für Italien bin ich nicht reif, fürcht' ich. Ich habe gehört, daß andere junge Frauen sich auf der Hochzeitsreise in diesem Lande gefühlt haben, als sollten sie Examen machen in Welt- und Kunstgeschichte, so hat man sie damit gefüttert. Laß uns das später sehen, bereit' du mich erst zu Hause vor.“

Er hörte von allem hauptſächlich dies „zu Hauſe“, aber er ſagte: „Ich würde dich nicht überfüttern, aber es ſoll ſein, wie du willſt, mein Herz, wir warten mit Italien — vielleicht auch mit der Schweiz noch — am liebſten möcht' ich zuerſt mit dir ins Salzkammergut. Ich habe Größeres, Intereſſanteres, ja tauſendfach Fremdartigeres geſehen, aber kaum etwas, das mehr zu Herzen geht. Mit dir am Traunſee — oder in Hallſtadt — das müßte ein inniger Genuß ſein!“

So fuhren ſie nun in den leuchtenden Septembertagen von einem der lieblichen Seen zum anderen, und Rita jauchzte vor Entzücken. In Salzburg hatte ſie zwar trotz ihrer vorigen Bemerkungen viel Sinn und Intereſſe gezeigt für Bauten, Kunſtwerke und hiſtoriſche Erinnerungen; ſie nannte es die Stadt der Überraſchungen und des wunderbarſten Nebeneinander. Sie hatte kindlichen Spaß an dem elektriſchen Liſt, der ſie auf den Mönchsberg beförderte, ſie kletterte durch die ganze Feſtung, wo gerade eine Abteilung Kaiſerjäger während des Manövers einquartiert war und Leben in die ſtillen Höfe brachte, ſie machte große, feierliche Augen, als die Rieſenorgel von oben herabtönte, fand aber gleich darauf das berühmte Glockenſpiel „recht unrein“. Sie kroch in die Felſen hinein, in die Einſiedelei des heiligen Maximus, und weinte, weil es damals die Chriſten ſo ſchwer gehabt und ſie doch ſo beharrlich geweſen. Ganz ernſt kam ſie herunter; aber als ſie den wunderbaren kleinen Peterskirchhof, unmittelbar unter den ſteilen Felſen, hinter ſich hatten, konnte ſie mit Berndt im alten Peterskeller von dem berühmten Kloſterwein trinken und in die liebliche Ausgelaſſenheit geraten, die ihn ſo entzückte. Er ſagte, in ihr gäb's ebenſo ein Nebeneinander der Gegenſätze wie in Salzburg.

Ja, es gefiel Rita hier, tauſendmal mehr, als ſie gedacht. Das Mozarthäuschen und das Kapuzinerkloſter auf dem Berge — der Rieſendom, in dem ſie ein Hochamt mit erlebten — die bunte Volksmenge, die ſich dann aus dem Portal ergoß — die prächtige Tracht der hohen Geiſtlichkeit, das fremdartige öſterreichiſche Militär — dazwiſchen die braunen Mönche und die Urſulinerinnen mit den weißen Schiffhauben —

„Beinah' iſt mir, als wäre ich in Rom!“ rief ſie einmal, und Berndt lächelte und fand den Vergleich gar nicht ſo uneben.

Sehnſüchtig aber hingen Ritas Augen an den Berggipfeln, die unmittelbar hinter den Kuppeln und Türmen des deutſchen Rom aufſteigen, und ſie blickte der brauſenden Salzach nach, die auch der ſchönen Stadt wieder entflieht und ſich in die Berge ſtürzt.

Nun waren ſie ſchon über den Wolfgangſee gefahren, im Sonnenſchein, von Scheffelſcher Poeſie begleitet, in deren Kenntnis einer den anderen überbot. In Iſchl ereilte ſie der berüchtigte Salzkammergutregen und hielt bis kurz vor Hallſtadt an. Als ſie es aber von der Bahnſtation aus liegen ſahen, brach die Sonne durch, und ein Regenbogen überſpannte das hochaufgetreppte Städtchen, das ſich in die Felſen ſchmiegt. Nun trug ſie das „Schifferl“ über den grünen Bergſee, und gleich darauf ſtanden ſie auf dem Balkon ihres Zimmers, hoch über der Flut, und Rita, an die braune Holzgalerie gelehnt, entſchied: „Dies iſt mir das Liebſte von allem, was wir gehabt.“

Berndt trat neben ſie und ſagte: „Das dacht' ich mir. Es war auch für mich einer der ſtärkſten Eindrücke, als ich jung war, und jetzt“ — er hob ihr Geſicht etwas in die Höhe und fuhr fort, in einem Gemiſch von leidenſchaftlicher Wehmut und Zärtlichkeit — „jetzt ſeh' ich mit deinen Augen, wenn ich überhaupt noch etwas anderes ſehe als eben deine Augen.“

Es war noch früh am Nachmittag, ſo gingen ſie bald nach der „Jauſe“, bei der Rita der Kaffee mit „Schlagobers“ in ſchlanken Gläſern wieder ſehr imponierte, auf Entdeckungsreiſen aus.

Dieſe erſten Schritte am fremden Orte hatten immer einen großen Zauber. Berndt machte nur ſehr unmerklich den Führer. Er fand nichts reizender als die Spannung in Ritas Geſicht, die der Kinderweihnachtsfreude glich, wenn ſie oft ein paar Schritte vor ihm um eine Ecke bog, wenn ſie leichtfüßig ein paar Stufen hinauf- oder über einen ſchmalen Steg hinwegſprang, immer auf Überraſchungen gefaßt. Er gönnte ihr das eigene Finden, das naive Urteilen, erſt ſpäter kam er ihr mit Erklärungen zu Hilfe. Er kannte die Gefahr, die für den Reifen,

Wissenden darin liegt, immer und überall den Überlegenen herauszukehren. Er wollte kein Schulmeister sein dieser bezaubernd kindlichen und doch so klugen Frau gegenüber. So war sie nie eingeschüchtert, nie verlegen, etwas nicht zu kennen oder zu verstehen, immer impulsiv in ihren Äußerungen und dadurch von einem Reiz, der es wirklich dem Mann an ihrer Seite schwer machte, noch auf etwas zu achten außer ihr selbst.

Auch äußerlich schien sie von Tag zu Tag schöner zu werden, die Bergluft und das Wandern hauchten einen ungewohnten bräunlichen Schein über ihr zartes Gesicht, das Glück gab den Augen täglich tieferen Glanz.

Immer trug sie das grünliche Wanderkleid und den kleinen Filzhut mit der Feder, und sie lachte über den Putz, mit dem andere Damen gelegentlich zu Tisch erschienen. Nur abends, wo sie stets auf ihrem Zimmer speisten, trug sie ein weißes Kleid, von dem Berndt sagte, ob es der Stoff aus dem Märchen sei, der in einer Nußschale liegen konnte, so fein und weich war es, und so unbegreiflich schien es ihm, daß es in dem kleinen Handkoffer Platz gehabt. Sie hatte es mit Röse heimlich genäht, es war nicht die Staatsbrautrobe, sondern das heilige, schlichte Feierkleid, mit dem sie bei jedem Anlegen wieder der Gewißheit ihres Glückes Ausdruck gab. —

„Gibt's hier auch Straßen?" fragte Rita heiter, als sie in Hallstadt umhergingen, „oder nur Treppen, Stege, Brücken und Torbogen? O, da schießt der Mühlbach mitten zwischen den Häusern durch — ah, gar ein Marktplatz! Wie schön die Kirchen sind — horch, da läutet's! Was steht dort angeschrieben? ‚Weg zur Kirche, schöne Aussicht.' Gehen wir hinauf? Ei, das schmale Wegerl, ist's für Hühner oder Ziegen bestimmt?"

Schnell und doch vorsichtig setzte sie die Füße auf die vor wildem, feuchtem Graswuchs kaum erkennbaren Stufen und stieg lachend vor ihrem Manne her.

Da lag das katholische Kirchlein, das eben seinen Abendgruß über den See geschickt hatte, offen stand das überraschend schöne Marmorportal, und Weihrauchwolken wehten noch betäubend durch den dämmerigen Raum. Ein frisches Grab schien heute zugeschüttet.

Auf den Hügeln blühte es bunt, weiße Lilien und brennende Nelken, wilde Bergblumen und sorgsam gepflegte Gärtlein. Rita ging mit gefalteten Händen von einem zum anderen und las die ergreifenden Naturlaute von Schmerz und Liebe auf diesen Kreuzen und Steinen, dann trat sie an die steinerne Brüstung, die den steilen Hang dieses Gottesackers bewehrt. Alles Heitere war aus ihrem Gesicht gewichen, stumm und blaß stand sie da. Regungslos lag der See, die Felsen nahmen die lichten Farben des Abends an um die Zeit, wo die Sonne sinkt. Um sie dufteten die Grabesblumen und der Weihrauch aus dem offenen Kirchlein.

Plötzlich sah Berndt, wie sie die Hände ineinander krampfte, und hörte sie murmeln: „Dies zerreißt mir das Herz. Ich ertrag' es nicht."

Erschüttert nahm er sie in die Arme. Er verstand sie ja jetzt. „Glaube an das Leben!" sagte er mit beschwörender Inbrunst, „noch haben wir Zeit!"

Um sie zu beruhigen, bog er mit ihr in das sanfte Echerntal, aber da war wieder gleich der „Kreuzstein", ein dichtumwachsener Felsblock mit einer Gedenktafel für einen Forstbeamten. Das kühne Profil auf dem Relief schien Berndt zu gleichen — das war wieder zuviel für Rita. Aber an der Rückseite war ein Kreuz und davor ein verwitterter Betschemel — sie tat es nicht anders, sie mußte hier knien und alle ihre Blumen da lassen.

Dann wurde sie wieder ruhig, und als Berndt nachher vorschlug, an diesem Abend zum Essen unten zu bleiben, nahm sie es an. So traulich winkten dicht am Seeufer die weißgedeckten Tischchen mit ihren hohen Windlichtern, so reizend klang eine gedämpfte Nachtmusik vom Wasser herauf.

Dann wirkte auch die Umgebung, das Lachen und Sprechen an den anderen Tischen, das Abgesondertsein unter so vielen Menschen auf eine gewisse faszinierende Weise. Rita war wieder munter, ihre Augen funkelten über den Rand des Weinglases, und ihre Hand suchte verstohlen eine andere Hand, und dann mußte sie wieder darüber lachen,

daß ſolche Heimlichkeit doch eigentlich nicht mehr nötig war, und ſie erinnerte ihren Mann an jenes Stelldichein aus Verzweiflung.

Berndt war glücklich, ſie wieder ſo zu ſehen, und zeigte ſich ſelbſt von der glänzendſten Seite: unerſchöpflich in liebenswürdigen Einfällen, geiſtreichen Beobachtungen und zärtlicher Neckerei. Es war einer von den Tagen, die man nie enden möchte, weil ſie immer noch nicht ausgeſchöpft ſcheinen.

Am nächſten Morgen regnete es. Die Fahrt nach den Goſauſeen mußte aufgegeben werden, aber Rita war gar nicht enttäuſcht. Sie fand ihre diesmaligen Zimmer ſo beſonders ſchön, daß ſie ſich freute, ſich einmal gemütlich dort „einzuhuſcheln“.

Auch fanden ſie, daß man endlich ſchreiben müſſe. Rita brachte es freilich nicht weiter als zu ein paar Anſichtskarten, dann lag ſie ſtill im Schaukelſtuhl vor der offenen Balkontür und träumte. Ihren Mann wollte ſie nicht ſtören, denn der ſchrieb wirklich. Die nachgeſchickte Poſt hatte ſich hier in Hallſtadt ziemlich gehäuft, und einiges war darunter, das gleich erledigt werden mußte.

Als er nach einer kleinen halben Stunde mit dem Geſchäftlichen fertig war, rückte er ſeinen Seſſel an Ritas Seite und gab ihr einen Brief zum Durchleſen, der ihn ſehr zu beſchäftigen ſchien. Er war von ſeiner Halbſchweſter, von der er Rita ſchon früher erzählt hatte, und für die er ſie gern noch ein wenig intereſſieren wollte. Sie entſchuldigte ſich darin zuerſt, daß ſie erſt jetzt danke für Berndts großmütiges Geſchenk, das er ihr an ſeinem Hochzeitstage gemacht; zwei Kinder ſeien krank geweſen und hätten ſie ſo ganz in Anſpruch genommen, auf einer Karte aber habe ſie nicht ausſprechen wollen, was ſie ſo tief gerührt habe. Dann hieß es weiter in dem Briefe:

„Du haſt ſo unendlich viel getan an uns, die wir ſo wenig Anrecht an dich haben, nun aber darfſt du es nicht mehr in dieſer Weiſe fortſetzen, mein lieber Berndt! Jetzt haſt du eine Frau, ein eigenes Haus, und mit wie inniger Genugtuung erfüllt mich dies! Ich bin ja auch nicht mehr arm. Du haſt mir die Möglichkeit gegeben, ſelbſt etwas zu leiſten und zu erwerben, und meine Kinder werden es mir hoffentlich nachtun. Dadurch, daß du mich meine beſcheidenen Fähigkeiten erkennen lehrteſt, mich auf praktiſche Wege wieſeſt, haſt du mehr getan als durch das Geld, das du Jahr um Jahr für uns gegeben haſt. Schilt mich nicht eine unverſtändige Schwärmerin — ich weiß wohl, *ohne* das Geld wäre es auch nicht gegangen, nein, aber jetzt, lieber Berndt, laß es genug ſein. Gib mir nichts mehr zum täglichen Leben, nur — halt' das eine aufrecht, wenn ich dich bitten darf, bleib' meinem Älteſten Freund und hilf ihm zum Studium, wenn er ſo weit iſt. Es iſt kein Hochhinauswollen von mir, glaub' mir's. Auch ohne höhere Ausbildung ſollen meine anderen Söhne mit Gottes Hilfe tüchtig, meine Mädchen lieb und brauchbar werden — nur dem Älteſten, der von nichts träumt, als ein guter und großer Arzt zu werden, möcht' ich ſein Ideal nicht nehmen. Ach, Berndt, du ſiehſt, ich bin noch gar nicht ſo beſcheiden geworden, wie ich ſollte, und wollte angeſichts der großen Veränderung in deinem Leben —“

Rita ließ den Brief ſinken und rief mit ſchimmernden Augen: „Verſprich mir in dieſer Stunde, Berndt, daß *mein* Daſein nie den geringſten Einfluß üben ſoll auf das Leben dieſer guten beſcheidenen Frau.“

Er küßte die kleine Hand auf ſeiner Schulter und ſagte ernſt: „*Gar* keinen Einfluß, das kann ich dir nicht verſprechen, mein Herz, aber daß ich Helmine nie verlaſſen würde, das weißt du, auch ohne mein Wort.“

„Ja, ja, aber ich möchte ſie ganz ſicher geſtellt wiſſen, ich möchte —“ Sie grübelte, hatte einen ganz ungewohnten altklugen Ausdruck und ſuchte nach Worten, bis ſie plötzlich rief: „Du hatteſt gewiß ſchon dein Teſtament gemacht, ehe du mich kennen lernteſt, ja?“

„Ich hatte es gemacht, aber natürlich ſchon vor unſerer Hochzeit geändert.“

„Warum, ach warum?“ klagte ſie, „das ſollte nicht ſein! Ich will kein Eindringling ſein! Ich habe dich und dein Leben, das andere laß doch denen, die ältere Anſprüche haben.“

„Mein Kind, das ſind Rechtsfragen, die du nicht verſtehſt,“ ſagte er lächelnd. „Nicht um ſolche phantaſtiſchen Ideen bei dir her-

aufzubeschwören, gab ich dir den Brief, nur damit du Helmine ein wenig kennen lernen solltest. Sie ist eine gute charaktervolle Frau, die du lieben würdest —"

„Ich werde sie lieben," unterbrach Rita, „sobald wir daheim sind, muß ich sie kennen lernen. Wie alt ist sie?"

„Zwölf Jahre jünger als ich. Sie war ein kleines zierliches Dingelchen, das meines Vaters zweite Frau mit in die Ehe brachte. Sie hing sehr an dem neuen großen Bruder, und so oft ich später in den Ferien nach Hause kam, zeigte sie mir dieselbe Zuneigung. Einmal nach langer Abwesenheit, als ich schon die großen Reisen angefangen hatte, als unsere Eltern gestorben waren, fand ich Helmine verheiratet in Berlin. Aber nicht günstig. Eine Übereilung, vor der, allein wie sie stand, sie niemand gewarnt hatte. Ich hatte das Gefühl, als müßte ich mir Vorwürfe machen, als wäre ich, ihr natürlichster Schutz, nicht auf dem Posten gewesen. Natürlich tat ich, was ich konnte — damals stand ich aber noch nicht so da wie jetzt —, und als sie nach zehn Jahren Witwe wurde, setzte ich für sie und ihre sechs Kinder ein bestimmtes Jahrgeld aus. Knapp aber wird es immer gewesen sein, und nur dank der Energie, mit der Helmine sich selbst dem Erwerb zuwandte, ist es gegangen."

„Ich muß sie kennen lernen," rief Rita eifrig, „wir laden sie ein mit allen Kindern, und dann soll sie sehen, daß die fremde Frau ihr nicht im Wege stehen will für die Zukunft ihrer Kinder!"

„Das ist lieb von dir gedacht, Rita; ja, wir wollen gastlich sein, wenn ich mich nur erst entschließen kann, unsere Zweisamkeit zu unterbrechen. Auch deine Geschwister müssen dann kommen."

Ritas lebensvolles Gesicht bewölkte sich, und sie sagte nur: „Ja."

Einen Augenblick sah Berndt sie befremdet an, dann fuhr er fort, vom „zu Hause" zu sprechen. Rita aber kam auf das Testament zurück.

„Du mußt es wieder ändern, Berndt, mir zuliebe sowohl wie deiner Schwester."

„Dir zuliebe?!"

„Ja. Glaube mir, ich ertrüg' es nicht, zu denken, daß einmal meinetwegen jemand verkürzt wird. Ich bin so überreich durch dich. Wenn ich dich einmal nicht mehr habe, ist alles andere gleichgültig." Sie war blaß und sprach mit Anstrengung. Berndt fürchtete schon eine nervöse Erregung wie gestern, da zwang sie sich zu einem anderen Tone: „Darben wirst du mich ja nicht lassen! Also komm, sei lieb, mach' einmal gleich Aufzeichnungen — zum Andenken an diesen Tag, an dies liebe, schöne Hallstadt!"

Sie bat, sie schmeichelte, sie machte ihn ganz wehrlos. Mit allen den Mitteln, die tausendmal von Frauen verschwendet sind, um etwas Selbstisches zu erreichen, brachte diese Frau im überfließenden Herzensreichtum ihren Mann dahin, den äußeren Besitz von ihr abzuwenden.

Berndt schrieb, um sie zu beruhigen, wirklich Verfügungen auf nach ihrem Willen, und sie seufzte erleichtert auf, als sie sich auf ein „Pflichtteil" gesetzt sah.

„Du siehst, daß ich nicht abergläubisch bin," sagte sie dann, „wie viele wagen es nicht, vom Testament überhaupt zu sprechen. Aber mir ist es so lieb, daß dies geordnet ist — bei uns, ach! war nie etwas geordnet."

Er lachte über ihre kleine sorgenvolle Miene, und dann verlangte sie noch einmal altklug: „Und sowie wir zu Hause sind, machst du es mit dem Rechtsanwalt gültig, lieber Mann!"

* * *

Lange hatte das alte Haus in der Heimat zu warten auf das junge Glück, das in seine Räume einziehen sollte. Alles war bereit, aber das Paar schien kein Ende finden zu können mit dem Reisen, obwohl man schon weit in den Herbst hinein war.

In der letzten Zeit kamen auch sehr spärlich Nachrichten, selbst Ritas Vater wußte selten, wo die Kinder sich gerade aufhielten, und die treue Röse wurde ganz unruhig. Endlich kam ein Brief, der die Ankunft meldete, aber so spät, daß kaum noch Vorbereitungen zu machen waren.

Auch schrieb Rita am Schluß: „Bitte jede freundliche Veranstaltung zu unterlassen. Mein Mann ist nicht ganz wohl, und wir möchten recht unbeachtet einziehen. Nur

warme Zimmer müſſen wir ja haben, meine gute Röſe, denn der Herbſt iſt da."

So erfuhr wirklich niemand weiter von ihrem Kommen, und nur Röſe, welche die neuen Dienſtboten angewieſen hatte, ſah den Wagen vorfahren. Sah ihre vielgeliebte kleine Rita zuerſt ausſteigen und dann die Hände ausſtrecken, um einem — ja, Röſe ſtand das Herz ſtill — einem nun wirklich alten Manne herauszuhelfen.

Berndt Wolfhardt ſtützte ſich feſt mit der Rechten auf den mitgekommenen Diener, während Rita behutſam die Linke hielt, eine ſchwere, ſchlaff herabhängende Hand.

Und dabei lächelt das Kind, als führte es kein ſchweres Schickſal an der Hand in dies Haus! dachte Röſe wieder und trocknete gewaltſam ihre Tränen, denn Rita kam herein und umarmte ſie, mit feuchten Augen zwar in dem wunderbar vergeiſtigten Geſicht, aber doch nicht ohne Freudigkeit im Tone.

„Da ſind wir, meine alte Röſe, ein bißchen anders wohl, als du uns erwartet, gelt? Aber das geht vorüber, glaub' mir's, das Schwerſte haben wir hinter uns. Mein Mann lebt! Er ſpricht wieder! Er geht — den Reſt der Lähmung überwinden wir auch noch. Komm, weine nicht, ſag' ihm guten Tag und hilf mir von nun an ihn pflegen."

Rita ſprach noch immer, während Röſe ſich nicht faſſen konnte, und dann lag es ihr noch ob, auch den herbeigeeilten Vater zu beruhigen und immer wieder zu bitten: „Macht es uns nicht ſo ſchwer! Wir haben ja ſchon geſiegt, wir ſind ja ſo dankbar!"

* * *

In der Stadt verbreitete ſich's wie ein Lauffeuer: Wolfhardts waren zurück, aber Berndt kam als ein vom Schlage getroffener, gelähmter Mann.

Das war nun das Schickſal der reizenden kleinen Rita Storm! Das war die glänzende Heirat!

Manche waren herzlos genug, zu denken oder auszuſprechen: Wenn der Schlag wenigſtens gleich tödlich geweſen, dann wäre ſie doch frei und hätte ihre glänzende Verſorgung. Nun mußte ſie die recht teuer erkaufen. War an einen Krüppel gefeſſelt.

Hoffentlich hatte er doch ſein Teſtament gemacht? Man konnte es nicht wiſſen; manche Leute ſind abergläubiſch — gerade wenn ſie neu anfangen wollen zu leben, mögen ſie nicht an den Tod und damit zuſammenhängende Dinge erinnert werden. Man beruhigte ſich über die Frage, als man einen bekannten Rechtsanwalt bei Wolfhardts hatte aus- und eingehen ſehen.

Inzwiſchen lebten Berndt und Rita völlig für ſich. Die Bekannten kamen wieder ganz darum, das vielbeſprochene Paar mit eigenen Augen in dieſer neuen Lage zu beobachten. Man mußte ſich begnügen mit den Gerüchten von Ritas engelgleicher Sanftmut und Heiterkeit gegenüber der Tatſache, einen gelähmten Mann zu haben, ſowie von Berndts nie verſiegender Geduld und Dankbarkeit, von dem Gleichmut, mit dem dieſer feine und ſtarke Geiſt den gebrechlich gewordenen Körper beherrſchte.

Wie ſchlimm die Kataſtrophe geweſen, erfuhr nur die alte Röſe, die auch meinte, es lieber dem Vater zu verheimlichen, da er, leicht kopflos und aufgeregt, die Sache dann nur verſchlimmern konnte, während er jetzt ſich durch Ritas Weſen täuſchen ließ und ſich immer in Hoffnungsausſprüchen erging.

In Berlin, ſo kurz nur von der Heimat entfernt, war Berndt vom Schlage getroffen worden, ſo heftig, daß das Schlimmſte zu befürchten ſtand. Sprachlos und faſt ohne Bewegung hatte er zwei Tage lang gelegen, nur in den Augen den namenloſen Jammer, an den Rita jetzt kaum mehr zu denken wagte.

Alles, was ärztliche Kunſt vermochte, war natürlich geſchehen, und die nächſte helfende Hand in der mühſamen Pflege war Rita in Berndts Schweſter Helmine gekommen. So hatten ſich die beiden Frauen kennen gelernt.

Rita war von einer Beherrſchung und Seelenſtärke geweſen, die ihr die größte Bewunderung ihrer Helfer eintrug, aber als das Leben in den ſtarren Körper zurückkehrte, als Berndt ſie zum erſtenmal loſe mit dem rechten Arm umſchlang und deutlich ſagte: „Meine liebe Frau" — da verlor ſie das Bewußtſein. Zum erſtenmal gab ihre Natur nach.

Aber von da an ging alles gut. Jeder Tag brachte einen Fortschritt, die Ärzte waren über Erwarten zufrieden und sehr hoffnungsvoll für die Zukunft. Berndt selbst teilte ihren Glauben nicht. Er machte sich darauf gefaßt, ein Krüppel zu bleiben, und sein Stolz rang schwer damit, dieses Schicksal über seine junge Frau gebracht zu haben.

Oft wünschte er sich in jenen Tagen das Ende, aber Ritas Liebe zog wie mit starken Seilen an seinem Herzen, seinem Willen zum Leben.

„Du bist stärker als ich," sagte er endlich überwältigt zu ihr, „stärker als das Geschick, das uns brechen wollte. Du hast mit meinem Geist gerungen, der — ich gesteh' es — auf Flucht gesonnen hat."

„Ich weiß es," sagte Rita, „und ich weiß auch, daß ich gesiegt habe. Jetzt wird Gott dich mir lassen."

In diesem Glauben fand sie ihren Mut zum Glücklichsein wieder, und auch Berndt kam zum Frieden mit sich.

Er wurde nie wieder ganz gesund. Die linke Seite blieb gelähmt, und die beste Kraft war hin. Aber der Geist behielt seine Frische und das Herz seine Wärme, und Rita hielt sich dennoch immer für die glücklichste Frau.

Sie gewöhnten sich auch allmählich daran, wieder Menschen um sich zu sehen, und das Erstaunen, als man endlich in das Wolfhardtsche Haus Eingang erhielt, war schier grenzenlos. Das war nicht nur die reiche, mit vornehmstem Geschmack ausgestattete Häuslichkeit, in der eine anmutige Frau einen kranken Mann „geduldig pflegte", es war die Heimat des wahren Glückes.

Niemand, weder die Geschwister noch die Bekannten, wagte je wieder mit dem leisesten Wort an dem tiefen Wert dieses unbeschreiblichen Zusammenlebens zu rühren; ja, Ritas Schwester Fanny, die beim ersten erregten Wiedersehen in die unbedachten Worte ausbrach: „Du Arme! Warum hast du damals diesen unwiderruflichen Schritt getan?" errötete vor Scham, als Rita mit unbewußter Hoheit erwiderte: „Weil ich meinen Mann liebe." — —

Berndt Wolfhardt lebte noch zehn Jahre. Die Welt hatte sich an das Außerordentliche in den Verhältnissen dieses Paares gewöhnt und geriet nur noch einmal in große Bestürzung, als nach seinem Tode der Inhalt des Testaments bekannt wurde. Rita war nicht Universalerbin, wie jeder geglaubt. Der größte Teil des Vermögens ging an eine Halbschwester des Verstorbenen, die mit vielen Kindern in bedrängter Lage lebte, ein anderer Teil war für gemeinnützige Angelegenheiten der Vaterstadt bestimmt, das große Haus zu einer wohltätigen Stiftung.

Allerdings befand sich in diesem befremdlichen Testament eine Klausel:

„Diese Bestimmungen habe ich auf Wunsch und Bitten, ja auf den zwingenden Willen meiner Frau hier niedergeschrieben.

Ich bestimme aber ausdrücklich, daß nach meinem Tode jeder Wunsch und jede Änderung meiner Frau zusteht.

Ich habe sie ehren wollen durch diese Kundgebung ihres reinen Willens, ihrer Selbstlosigkeit ohnegleichen.

Ich ehre sie über meinen Tod hinaus durch Zusprechung einer vollkommenen Freiheit im Beschließen über alles, was unseren gemeinsamen Besitz, unser gemeinsames Leben umfaßt. Denn sie hat mein Leben erst zum Leben gemacht."

* * *

Rita änderte nichts an jenen Bestimmungen, die damals auf der Hochzeitsreise in seliger Stunde entworfen waren, von ihr in heiligem Ernst erfaßt, von Berndt ihr zuliebe, zur Beruhigung, halb im Scherz aufgeschrieben.

Mit dem Maß von Freudigkeit, das ihre gesunde Seele sich aus dem Ende ihres Glückes rettete, beobachtete sie das Vollziehen jener Bestimmungen. Von ihrem eigenen Erbe teilte sie ihren Geschwistern aus, soviel sie konnte, und richtete ihr eigenes Leben auf das bescheidenste ein.

Das war Rita Storms „glänzende Versorgung".

Stephan Sinding in ſeinem Atelier.

Stephan Sinding

Von

Lothar Brieger-Waſſervogel

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Norwegen. Harte, zerklüftete Felſen ohne jede mildernde Lieblichkeit, die den Reiz des Reckenhaften haben, einer ſtürmiſchen Großzügigkeit. Schmale Waſſerbuchten ſchneiden blinkend hinein in das harte Land und ſchmiegen ſich ſchimmernd den rauhen Felſen zur Seite, als wollten ſie ihre Finſternis ſanft liebkoſen. Land und Waſſer ſind dort oben wie Mann und Weib. Und ſeltſam miſcht ſich auch Männliches und Weibliches in den Seelen ſeiner Bewohner. Es ſind ſtarke, hünenhohe Geſtalten, dieſe Norweger mit ihrem Blondhaar und dem treuherzigen Blauauge, in denen die germaniſche Vorzeit uns ihre reinſten Enkel hinterlaſſen hat. Die moderne Induſtrie hat noch wenig bei ihnen zu verderben vermocht. Sie leben gar zu abgeſchloſſen. Fiſchfang, Jagd, Bergbau füllen ihre Tage aus. Und im ſtändigen Verkehre

mit der großartigen Natur, die ſie umgibt, entwickelte ſich bei ihnen früh eine große Feinheit plaſtiſchen Empfindens, ein ſtarkes Gefühl für künſtleriſche Momente. Die alten norwegiſchen Holzſkulpturen verblüffen durch ihre Stärke und Lieblichkeit den Reiſenden, der ihnen in der Stille Jahrhunderte alter Kirchen einſam gegenübertritt. Es gibt Namen von Plaſtikern, die der Norweger nicht ohne einen Schauer heiliger Ehrfurcht ausſpricht, und von denen das übrige Europa noch nichts weiß, bis einſt ihre Werke ſich aus der Stille der Dome erheben und in öffentlichen Muſeen dem großen Publikum gegenübertreten werden, um damit ihren ſüßeſten Reiz zu verlieren.

So iſt denn der Bildner, von dem wir hier erzählen wollen, keineswegs aus dem Nichts erſtanden, wenn es auch dem Laien manchmal ſo ſcheinen mag. Er fand eine reiche künſtleriſche Kultur vor, auf der er aufbaute und die er weiterführte. Dennoch iſt er ein neuer Mann. Er iſt lange unten geweſen, auf dem europäiſchen Kontinente, und brachte ſeinem Land eine Fülle von Anſchauungen und Werten mit, die dieſem völlig unbekannt geblieben waren. Fremdes und Nationales ging in ihm eine an ſchönen Kindern reiche Ehe ein. Dieſe ſich in ſeiner Kunſt zeigende Miſchung der Raſſenelemente macht ſeine wahre Größe aus und iſt ſo überwältigend, daß daneben die Meiſterſchaft ſeiner Technik als etwas Selbſtverſtändliches in den Hintergrund tritt.

Sinding iſt der träumende Germane, den die Sehnſucht nach allem Süßen und Weichen, deſſen ſeine Heimat entbehrt, in die Fremde treibt, ein Normanne, dem es die Südlandsſonne angetan hat. Und als er wieder in die Heimat zurückgekehrt iſt, will ihm deren ſtarknochiges Geſchlecht nicht mehr ſo recht zuſagen. Er möchte es verfeinern, ſeine Haut glätten, ſeine Knöchel geſchmeidiger, ſeinen Körper ſchmiegſamer machen. Er erzählt ihnen lockende Märchen von der ſüdlichen Anmut und hält ihren breithüftigen Frauen die ſchlanke Anmut des modernen Weibes entgegen. Der alte Berſerkergrimm lebt noch in ihm und läßt ihn Szenen ſchaffen, deren Inhalt ſchon an ſich verfeinerter Grimm und Schmerz iſt. Aber die Helden der Tragödie ſind weicher geworden, ſubtiler. Und damit wird auch das Kunſtwerk ein höheres als das früherer Schöpfer ſeines Volkes. Die Rolle des Körpers iſt geringer geworden, das Erlebnis wurde vertieft, ſeeliſcher. Wir haben nichts mehr vor uns, was uns packt, Grauen erweckt in ſeiner rein körperlichen Stärke. Hüllenlos blickt uns die Seele an in ihrem Leiden und — ſeltener — in ihrem Jauchzen. Der aber ſolches ſchuf, iſt mit Recht der Stolz Norwegens. —

Stephan Sinding: Gefangener.

Die Wiege Stephan Sindings ſtand in Drontheim, der größten Handelsſtadt Norwegens. Tief ſchneidet der Fjord

Stephan Sinding: Nacht.

ins Land, deſſen kahle und zerriſſene Felſen einen außerordentlich maleriſchen Anblick bieten. Im Süden zieht ſich das Dovre Fjeld hin, uns aus Ibſens „Peer Gynt“ lieb und vertraut. Die Stadt ſelbſt iſt uralt, eine der fünf aus Stiften entſtandenen Städte Norwegens. Hier atmet alles Vorzeit, und die Luft der Sage laſtet über den Giebeldächern. Wenn irgendwo, war hier der Ort, wo die Phantaſie eines außerordentlich begabten Menſchen durch fruchtbare Anregungen Kunſt werden konnte.

Matthias Wilhelm Sinding, unſeres Künſtlers Vater, war ein hoher norwegiſcher Bergbeamter und beſtimmte, wohl in Abſicht eines ähnlichen Berufes, ſeinen Sohn Stephan für eine ſtaatliche Karriere. Zehn Jahre alt, kam der am 4. Auguſt 1840 Geborene in die Hauptſtadt, nach Chriſtiania. Hier eignete er ſich zunächſt die allgemeine Bildung an und ſtudierte dann mit Fleiß und Eifer Jurisprudenz. Es iſt nicht bekannt, daß ihn irgendwelche künſtleriſchen Liebeleien von ſeinem Studium abgelenkt hätten. Als er ſeinen eigentlichen Beruf entdeckte, war er bereits vierundzwanzig Jahre alt und hatte mehrere Examina hinter ſich.

Bei Sinding hat das Erwachen des bildneriſchen Talentes etwas Plötzliches und Eruptives. Der Faden mit der Vergangenheit ſcheint jäh abgeriſſen. Aus Familie oder Vererbung läßt ſich nichts erklären. Hier waren ſolche Neigungen nie heimiſch. Aus den Kaufleuten waren Beamte geworden, helläugig und intelligent, aber ohne jede eigentliche Produktivität. Anders liegt die Frage, was vielleicht vom Blute der Mutter in dem jungen Manne lebendig wurde. Das vermag ich nicht zu beantworten.

Den Norweger kennzeichnet die raſche Entſchloſſenheit, mit der Sinding ſeine ganze Vergangenheit hinter ſich wirft, als ob ſie nie geweſen wäre, die Überwindung, mit der er es ohne Trauer aufgibt, die Früchte ſeiner bisherigen Arbeit zu pflücken. Mutig beginnt er ganz von vorne. Zunächſt im Vaterhauſe. Da wird denn eifrig ſtudiert und geknetet. Der echte Beruf zum Bildhauer zeigt ſich deutlich darin, daß eigentlich jede Spur des Experimentes fehlt, jeder Zweifel, ob das Talent vielleicht nicht doch eher auf zeichneriſche oder maleriſche Betätigung hinweiſt. Ein überraſchend genaues Bewußtſein der eigenen Geiſtesrichtung redet aus ſolchen ſchlichten Tatſachen.

Zur weiteren Entwickelung bot indeſſen die Heimat, ſtark zurückgeblieben, wie ſie es in ſolchen Dingen war, wenig Gelegenheit.

Da mögen dann wohl die in ſolchem Falle üblichen Kämpfe im Elternhauſe gefolgt ſein, bis es Sinding dank dem Rat einſichtiger Bekannten gelang, ſeinen Willen durchzuſetzen und zu ſeiner Schulung ins Ausland zu gehen. Damals — im Jahre 1871 — kam hauptſächlich Deutſchland in Betracht, das durch ſein raſches Emporblühen aller Blicke auf ſich gezogen hatte und nun auch auf künſtleriſchem Gebiet eine Fülle von Zukunftshoffnungen zeitigte, mit denen vielleicht nur noch Frankreich wetteifern konnte. Der junge Bildhauer geht nach Berlin und tritt als Schüler in das Atelier Profeſſor Albert Wolffs ein, der denn auch ſein einziger, von ihm vielleicht über Gebühr geſchätzter Lehrer geblieben iſt. Ob die Wahl dieſes Lehrers in geiſtiger Beziehung die richtige genannt werden kann, mag dahingeſtellt bleiben. Meiner Meinung nach ſtammt alles, was einzelnen Figuren Sindings, wie z. B. dem Heimdall, Schematiſches anhaftet, aus jener Zeit. Auch ſein manchmal betrübliches Suchen nach einem allgemein menſchlichen Kanon geht hierauf zurück. Nicht zu unterſchätzen iſt hingegen der überaus heilſame Einfluß des Lehrers in rein techniſcher Beziehung. Was hier an Grundlagen zu erlernen iſt, konnte Sinding ſicher bei Wolff lernen. Über das andere mußte ihm eben die eigene, reichere Geiſtesfülle hinweghelfen. Da galt es zu erweiſen, was in ihm an ſchöpferiſchen Anlagen ſchlummerte.

Auf die Lehrzeit folgen zehn Wanderjahre von außerordentlicher Wichtigkeit: Paris und Rom. Paris vermittelt die erſte Bekanntſchaft mit der Antike. Im Louvre lernt Sinding, was die Schönheit des Frauenkörpers eigentlich ausmacht. Es gibt keine Äußerung von ihm über ſein Verhältnis zur Aphrodite von Melos. Der Kenner ſeiner Werke aber vermag mit Sicherheit zu ſagen, daß von dieſer Stelle eine außerordentliche Beeinfluſſung ausging, die ſich durch einen großen Teil ſeines Schaffens hindurch verfolgen läßt, bis ſie ſich allmählich mit dem Einfluſſe Rodins vermiſcht, um ſchließlich ganz in ihm unterzugehen. Daneben lernte er dann das sfumato in der Bildhauerkunſt kennen, welches gerade damals als eine ganz neuartige Errungenſchaft die Welt in Erſtaunen ſetzte und viele unklare Köpfe verwirrte. Seiner ſtarken Perſönlichkeit konnte das nichts anhaben, aber es konnte ſie weſentlich fördern. Die Antike fand eine gleichtönende Saite in ſeinem Schönheitsſinn, das sfumato in dem Weiblichen ſeiner Seele, ihrer träumeriſchen Sehnſucht. So vereinte er denn beides in ſich etwa, wie das — der Vergleich ſoll hier durchaus keine Gleichſtellung ſein — Rodin tat. Als er Paris verließ, war er geiſtig jedenfalls um vieles reicher geworden. Und, was in dieſem Falle faſt das nämliche bedeutet, auch techniſch. Zu der Eintönigkeit Wolffſcher Schule war etwas unendlich Mannigfaltiges getreten, das zahlreiche neue Möglichkeiten aufſchloß.

Die ſechs römiſchen Jahre waren dann die natürliche Krönung der ganzen Wanderzeit. Hier, in ihre entſprechende Umgebung verſetzt, mußte die Antike noch ſtärker auf Sinding einwirken. Man tut beiden unrecht, wenn man, wie dies neueſtens häufig geſchah, dieſen Einfluß völlig unterſchätzt und auf ein Minimum herabſetzen möchte. Von einem rein germaniſchen Stile läßt ſich bei Sinding nicht reden. Der Raſſentheorie halber ſolche unhaltbaren Dinge zu behaupten, geht nicht an. Das Beſte, was Sinding kann, iſt eine durch modernes franzöſiſches Erkennen gemilderte Antike. Daß er, eine ſtarke und ſelbſtſichere Perſönlichkeit, dieſen Einflüſſen nicht unterlag, ſondern ſie überwand, indem er ſie in ſich aufnahm, darf als ſein beſtes Lob gelten. Natürlich gibt jedem die Heimat das Heiligſte ſeines Schaffens. Auch bei Sinding iſt das nicht anders. Sein Grundempfinden und Fühlen iſt nordiſch, dramatiſch und ungeſtüm. Aber dann wird er wieder zum Lyriker. Ein Strahl der Sonne Griechenlands traf auch ihn, wie ſie noch alle traf, die Großes konnten. Und ſo floß denn etwas von dem heiteren Lächeln der griechiſchen Statuen auch in ſeine Seele über, weckte ihr Weibliches und entlockte ihm duftende Blüten. Sinding iſt ein Germane, aber ein Germane, der ſich nach Südland ſehnt.

1883 verließ der Bildhauer Rom und zog nach Kopenhagen, wo er ſich eine zweite Heimat gewonnen hat. Und dem Heim ſollte auch die ſorgende Hausfrau nicht lange fehlen. Er fand ſie in Frau Elga, einer vielgerühmten Schauſpielerin des Königlichen

Theaters. So ſind ihm denn nach langen Wanderjahren der Frieden und die Ruhe geworden, deren er zur Schaffung ſeiner Meiſterwerke bedarf.

Jetzt iſt Sinding vierundſechzig Jahr alt. Er kann zufrieden ſein, wenn er überblickt, welche Schöpfungen im Laufe langer Arbeit unter ſeinen Händen ihr Leben gewannen. Auch die allgemeine Anerkennung hat ſeinem Schaffen nicht gefehlt, ſondern ſtellte ſich früh und reichlich ein. Er hat Leben und Kunſt ernſt genommen, und ſie haben es ihm vergolten. Wenn man heute die erſten europäiſchen Künſtler aufführt, ſo darf auch ſein Name nicht fehlen. Noch iſt er nicht zu alt, und viel Schönes wird noch aus ſeiner Hand hervorgehen zu eigener Genugtuung und zur Freude derjenigen, die ſeine Zeitgenoſſen ſind, und derer, ſo nach uns kommen werden. Es iſt eine mißliche Sache, einem Lebenden die Palme zu reichen. Zu groß iſt die Verwirrung der Kunſtbegriffe in unſerer Zeit. Aber bei Sinding kann man es wohl tun. Wer gleich ihm der Menſchenſeele neue Ausdrucksformen zu ſchaffen weiß, der ſcheint uns die Echtheit ſeines Künſtlertums auch für die Nachwelt bewieſen zu haben.

Stephan Sinding: Anbetung.

Wir ſtehen nicht auf dem Standpunkte, daß die Darſtellung des menſchlichen Körpers die edelſte Aufgabe der bildenden Kunſt überhaupt ſei. Das gleicht durchaus der vorkopernikaniſchen Anſchauung von der Erde als notwendigem Mittelpunkte der Welt. Wohl aber läßt es ſich ſagen, daß die Bildhauerkunſt dazu berufen iſt, den menſchlichen Körper vor allem anderen darzuſtellen. Das techniſche Können eines Meiſters — was indeſſen noch lange nicht immer gleich Kunſt zu bedeuten braucht — zeigt ſich hier am deutlichſten, weil es das vor ſich hat, was am allerfeinſten organiſiert und infolgedeſſen am ſchwierigſten zu überwältigen iſt.

Wenn wir heute von Bildhauerei reden, ſo ſchweben uns vor allem zwei große Meiſter vor: Max Klinger und Auguſte Rodin. Ihnen iſt techniſch Stephan Sinding als durchaus ebenbürtiger dritter anzureihen. Er mag ungefähr die Mitte zwiſchen beiden halten, Klinger etwas überlegen ſein und an Rodin nicht ganz heranreichen. Gleich ihnen verſteht er es, ſeinem Material die größten Feinheiten abzulocken, durch Berückſichtigung von Licht und Schatten vermöge der optiſchen Geſetzen folgenden Gegenüberſtellung der Flächen unglaubliches Leben über die Geſtalten auszubreiten und eine Einheitlichkeit zwiſchen Seele und Körper

Digitized by Google

Stephan Sinding: Walküre.

herzuſtellen, deren nur die Größten fähig ſind. Leute, die ein Vergnügen daran finden, einem Künſtler nachzuweiſen, wo und von wem er gelernt hat, werden gewiß bei Sinding auf ihre Rechnung kommen. Ich habe ja bereits die Einflüſſe gezeigt, die ſein Schaffen beſtimmen halfen. Die alte nordiſche Holzſkulptur, die Antike, vor allem und als Wichtigſtes: Rodin. Die Größe ſeines Könnens aber beweiſt es erſt recht, wie er dieſer Einflüſſe Herr geworden iſt. Von Nachahmung kann keineswegs die Rede ſein. Es handelt ſich vielmehr um eine bewußte Ausleſe, ein in ſich Aufnehmen des Guten, das andere Schöpfer entdeckten. Das iſt nichts weniger als ein Vorwurf. Kein Künſtler iſt aus ſich ſelbſt, erſt von anderen lernt er, wie er es machen muß. Dann kommt die Perſönlichkeit hinzu, und nach ihrem Maßſtabe entſteht eine Nachahmung oder wie bei Sinding etwas Großes und Neues. Sinding iſt nicht an das Material gebunden, er hat in Marmor, in Silber und in Holz geſchaffen. Und immer hat er es verſtanden, nicht etwa ſeine Technik dem Material aufzudringen, ſondern dieſem die ihm eigene Technik abzugewinnen. Dieſe bildneriſche Technik hat etwas Univerſelles, das ſogar über viele andere Große hinausreicht. So vermag Hildebrand nur in Marmor zu ſchaffen und ſteht bei aller Größe anderen Stoffen hilflos gegenüber.

Haben wir uns auf dieſe Art über den Generationen überdauernden Wert der Werke unſeres Bildhauers geeinigt, ſo iſt ein anderer Punkt ſchwierig zu verſtehen. Sinding iſt kein Schaffer neuer Werte. Oder, was dasſelbe beſagt, er iſt kein Genie, ſondern ſteht hart auf der Grenzſcheide, wo Talent an Genie ſtreift. In einem einzigen Werke hat er dieſe Grenze überſchritten und war genial. Ich meine „Mutter Erde“ (es iſt hier nicht reproduziert, da keine Reproduktion ſeine mächtige Größe auch nur annähernd wiederzugeben vermag). Mutter Erde iſt ein Rieſenweib, deſſen mächtige Formen etwas Unendliches an ſich haben, in jedem Momente ſich zu erweitern und in alle Himmel zu wachſen ſcheinen, wohin unſer Blick nicht zu folgen vermag. In ihrem Antlitze die Starre der Ewigkeit, das unergründliche gefühlloſe Nichts; und an ihren Brüſten hilflos das Menſchenpaar, ſchwach, kümmerlich; eine Bewegung der Rieſin könnte es vernichten.

Dies Werk iſt einzig geblieben in Sindings Kunſt. Es wurde in einer Intuition ge-

ſchaffen, die ihn über ſich ſelbſt hinaushob, und die ſeitdem nie wiedergekehrt iſt. Haben wir das erſt einmal erkannt, ſo wächſt Klinger rieſenhaft über Sinding empor, das Genie über den höchſten Gipfel des Talentes. Denn allen neueren Anſichten zum Trotze muß es doch immer und immer wiederholt werden: das Genie iſt in Wirklichkeit immer Gedankenmenſch, dem die Technik etwas Nebenſächliches und Selbſtverſtändliches bleibt, das Mittel, aber nicht der Zweck. Ein Religionsſyſtem oder eine Dichtung, eine Sinfonie oder das Schaffen eines bildenden Künſtlers ſind erſt dann Kundgebungen eines Genies, wenn ſie nicht nur meiſterhafte Beherrſchung der Technik ſind, ſondern ſchöpferiſche Weltanſchauung. Wir Deutſchen haben im Mittelalter viele unſterbliche Künſtler beſeſſen, aber nur ein Genie: Albrecht Dürer. Und ſo bleibt denn bei Sinding auch mit dieſer Einſchränkung noch viel, ſehr viel übrig, was ihn über andere in die Unſterblichkeit hinaushebt. Sein hohes Lied vom menſchlichen Körper wird nie verklingen. Außer Rodin und Pietro Canonica vermag in unſerer Zeit keiner die Pſyche des Menſchen ſo faſt ſchmerzhaft nackt zu zeigen wie Sinding. Es iſt Seele in ſeiner Kunſt, Seele und Blut. Das ſind keine in Marmor gebannte Schatten, die wir da vor uns haben, ſondern eine Steigerung des Menſchen über ſich ſelbſt, ein Durchdringen jeder Pore ſeines Körpers mit Leben und Gefühl. Es iſt das, was uns in ſelbſtbewußten Stunden ſtolz zu machen weiß: Schöpferkraft. Und das bleibt dann die letzte Aufgabe aller Kunſt. Da einzuſetzen, wo die Natur verſagt, neue Staffeln zu ſchaffen der Leiter, auf welcher der Menſch als ſolcher höher klimmt. Sinding verſteht dieſe Aufgabe zu löſen.

Der Grundton, welcher unſeres Bildners ganzes Schaffen durchklingt, iſt das Myſterium der ewigen Zeugung, die Liebe, welche das Edelſte in uns iſt, und die wiederum ihren Höhepunkt in der Mutter erreicht, um dann als Greiſin im ſtarren Blicke zugleich die Vergangenheit zu bergen und einen Strahl der Zukunft zu bringen.

Sinding hat das alles in der Menſchenſeele geleſen und mit der Offenheit des großen Künſtlers an das Tageslicht geſtellt, was ſie ſcheu verbarg. Die keuſche Inbrunſt des jungen Liebespaares — Sindings Kunſt iſt wie die jedes Großen durchaus keuſch —, die rührende Liebe der gefangenen Mutter zu ihrem Kinde, die erhabene Größe der Greiſin — das alles hat er in

Stephan Sinding: Schlachtengenius.

Stephan Sinding: Verwitwet.

vor, als das ſonſt in der bildenden Kunſt wohl üblich iſt. Auch hierin folgt der Künſtler dem hohen Beiſpiel Rodins, der ja gleichfalls um des harmoniſchen Wohlklangs der Gruppe willen die rohe Muskelkraft des Mannes zu mildern pflegt. Das liegt auch Sinding nahe; ſchon ſein beigegebenes Bildnis mag das teilweiſe erklären. Eine ſchmale, eher kleine als große Geſtalt. Das Geſicht fein und durchaus weiblich, von dem träumeriſchen Glanze tiefer Augen überſonnt. Und wie der Mann, ſo iſt auch ſeine Kunſt. Wohl hat ſie Momente, wo ſie ſich zu nordiſchem Trotze, nordiſcher Stärke emporreckt und altgermaniſche Heldenwucht zeigt. Aber dieſe Werke ſind in der Minderzahl. Über den meiſten von ihnen liegt es wie der Traum einer weiblich milden, einer lyriſchen Seele. Alles iſt mehr Stimmung als Handlung. Nehmen wir von den hier abgebildeten Skulpturen* die Walküre, den Sklaven und die Barbarenmutter aus, ſo iſt überall mehr eine Empfindung feſtgehalten und in Marmor gebannt worden als ein eigentliches Drama. Daher wirken ſeine Werke ſo außerordentlich tief. Anſtatt zu erzählen, wie Dinge vor ſich gehen, die jeder

der ganzen Kraft dieſer natürlichen Inſtinkte hingeſtellt. Und ſo enthält denn ſeine Kunſt Edelſtes der Menſchheit, das zu unſeren Herzen ſpricht und nicht nur eine Quelle des äſthetiſchen Genuſſes iſt, ſondern eine Verfleiſchlichung des Ethos.

Drei Probleme der Liebe alſo beherrſchen Sindings Kunſt: die Hingabe der Jugend, die gewaltige Liebe der Mutter und die Ergebung der Greiſin. Verſuchen wir nun im folgenden klarzulegen, wie eins ſich aus dem anderen künſtleriſch und pſychologiſch entwickelt.

Der Unterſchied an körperlicher Kraft zwiſchen beiden Geſchlechtern tritt bei Sinding, wenn er Liebesſzenen darſtellt, weniger her-

* Unſeren Abbildungen liegen photographiſche Aufnahmen der Originalwerke Stephan Sindings zugrunde, die uns von der Kunſthandlung von Keller u. Reiner in Berlin (W., Potsdamer Straße 122) zur Verfügung geſtellt worden ſind. Dieſe Kunſthandlung iſt vom Künſtler auch mit dem Vertrieb von Reproduktionen ſeiner Werke beauftragt.

Digitized by Google

von uns täglich erleben kann, laſſen ſie uns einen Blick in das Gefühlsleben tun und machen uns aus bloßen Zuſchauern zu perſönlich Beteiligten

„Die Nacht“, „Zwei Menſchen“ und „Anbetung“ ſind der Liebe zweier jungen Menſchenkinder zueinander gewidmet. Hiervon verhalten ſich „Die Nacht“ und „Zwei Menſchen“ zueinander wie der Traum zur Tat. Das erſte Werk iſt wohl das feinſte und keuſcheſte, was Sinding je ſchuf. Der ganze holdſelige Reiz der ſich noch im Entwickelungsalter befindenden Jugend iſt über die beiden Liebenden ausgegoſſen. Die Körper ſind ſo weich und meiſterhaft modelliert, daß es des Nachfühlens mit den Fingerſpitzen bedarf, um jede Feinheit zu genießen. Die geſchloſſenen Augenlider ſind nur ein äußeres Zeichen des Schlafes. Aber das Erſchlaffende, Gliederlöſende, das der Schlummer dem Müden als Erlöſung bringt, zeigt ſich in der gleichförmigen Glätte der Glieder und iſt aufs trefflichſte dadurch charakteriſiert, daß die Beinpaare der beiden wie Blei reglos am Boden haften. Wie außerordentlich fein hält die linke Hand des Jünglings gleichſam ſchützend und doch zart den Mädchenleib! Welch ſchöne Beobachtung, daß die Schlafenden gleichſam ängſtlich, ihre Zuſammengehörigkeit nur einen Augenblick zu verlieren, im Schlafe die Hände ineinander geflochten haben! Dem ſanften Charakter der Nacht entſprechend, iſt hier der männliche Körper ſtark dem weiblichen Typus genähert, was außerordentlich zur Zartheit und Keuſchheit der Gruppe beiträgt.

Stephan Sinding: Barbarenmutter.

Wie anders in „Zwei Menſchen“! Auch hier entſpricht alles dem Charakter des dargeſtellten Vorganges. Aber im Gegenſatze zum vorigen Werke haben wir es nicht mit der Ruhe, ſondern mit einer, wenn auch in Schönheit gebändigten Leidenſchaft zu tun. Der Mann iſt alſo hier das herrſchende Ele-

Digitized by Google

Stephan Sinding: Die Alte.

ment oder, beſſer geſagt, deſſen Sinnbild. Daher ſind die Körper mehr einem männlichen Ideale genähert, weniger Mondſcheingefühle verratend als eine kräftige Sehnſucht, eine jugendlich ungeſtüme Glut. Man betrachte daraufhin nur das linke Bein des Mannes, an dem die Muskeln, die innerliche Heftigkeit des Gefühls ſymboliſierend, außerordentlich ſtark, faſt zu ſtark hervortreten. Das Gleichgewicht wird dadurch wiederhergeſtellt, daß auch der weibliche Körper etwas von männlicher Kraft erhalten hat. Die Hand des Meiſters verrät es wiederum, daß er dadurch nichts von ſeiner Zartheit einbüßte. Es iſt ein außerordentlich feiner bildneriſcher Moment, daß der den männlichen Nacken umſchlingende weibliche Arm faſt parallel ſteht zu dem kräftigen Arm des Mannes, alſo zu unbewußtem Vergleiche herausfordert und den Unterſchied an Kraft zwiſchen ſtürmiſchem Hinnehmen und zärtlicher Hingabe deutlich macht. Das zu verdeutlichen, muß überhaupt jede Kleinigkeit des Werkes dienen. So erſcheint z. B. das Haar des Mannes wie vom Sturme vorwärts gepeitſcht. Das Haar der Frau hingegen fließt glatt und willenlos rückwärts, ſchwach und kraftlos wie der ganze Körper.

Die „Anbetung“ leidet ein wenig darunter, daß dem Künſtler die Kompoſition der Gruppe nicht ganz gelungen iſt. Er wollte das Weib auch äußerlich über den Mann erhöhen. Aber das Mittel, welches er wählte, war kein geeignetes. Die Frau ſitzt auf einem Sockel und ſieht auf den Mann herab, der vor ihr kauernd demütig ihre Knie küßt. Geiſtig iſt ſo der Zuſammenhang gewiß gewahrt, aber bildneriſch iſt er verloren gegangen. Das Weib ragt einſam in die Luft, ſie hat nichts mit dem knienden Manne zu tun. Der obere Teil des Werkes ſetzt den unteren nicht fort, es fehlt jeder wirkliche kompoſitionelle Übergang, eine Lücke klafft. Das iſt übrigens das einzige Mal, wo der ſo ſorgfältig vermittelnde Sinding den Zuſammenſchluß nicht zu finden vermochte. Vermag man es — das iſt aber ein wenig ſchwer —, ſich über dieſen Fehler hinwegzutäuſchen, ſo wird dem Beſchauer der hier dargeſtellte Frauenkörper einen ganz auserleſenen Genuß gewähren. Er iſt herber und doch zugleich anmutiger Keuſchheit voll. Das ſchlicht herabhängende Haar verleiht dem Antlitz zugleich etwas Liebliches und doch Hoheitsvolles. Unübertrefflich aber iſt das Antlitz. Es zeigt den Stolz einer Königin, und doch zuckt es um das Stumpfnäschen wie ein neckiſches Beluſtigtſein über die Demut des Mannes. Der aber kauert ganz Sklave am Boden. All ſein Fühlen geht in dem Kuſſe unter, den er auf die Knie ſeiner

Digitized by Google

Herrin drückt. Und auch durch deren Körper ſcheint bei dieſer verhaltenen Leidenſchaft ein leiſer Schauer zu rinnen.

Zum Kreiſe dieſer die Jugend feiernden Werke iſt wohl auch noch die „Walküre“ zu rechnen. Hier iſt Sinding ganz Mann, ganz Nordlandskrieger. Eine ungeſtüme Wucht lebt in dieſer Gruppe, wie ſie wohl nur in wenigen plaſtiſchen Werken ihresgleichen findet. Das mutet uns an wie eine Fortſetzung von Tuaillons „Amazone“. Bei Tuaillon die Ruhe vor dem Kampfe. Reiterin und Roß ſchauen ſuchend und kampfbegehrend nach dem Feinde aus. Leiſe wiegt die Hand der Frau die Waffe. Bei Sinding iſt der Gedanke Tat geworden. Wild ſchnaubt das Roß und möchte vorwärts ſtürmen, kaum daß es die Hand der Reiterin noch zu bändigen vermag. Der Hals iſt lang geſtreckt, die Nüſtern ſind krampfhaft gebläht. Und ſtürmiſch wie die Szene ſcheint auch die Atmoſphäre zu ſein. Ein von rückwärts ungeſtüm blaſender Wind treibt die Mähne des Roſſes nach vorn, fängt ſich im Mantel der Schlachtenjungfrau, daß er ſich wie ein Schal emporbauſcht, und ſetzt ſich in ihr Haar. Dies Stürmen der Elemente aber iſt ihr offenbar gerade recht. Mit kräftigem Schenkeldrucke bändigt ſie das erregte Tier, und den Körper machtvoll zurücklehnend, ſchwingt ſie in der Rechten herausfordernd das Schlachtſchwert. Unbezähmbare Kampfesluſt ſprüht aus ihren Augen (der Künſtler hat Edelſteine eingeſetzt). Und doch — auch dieſes kraftvolle Werk iſt wieder kennzeichnend für den Lyriker Sinding. Die Schlachtenjungfrau iſt von einer echt weiblichen Zartheit, die aber wiederum zu dem Vorgange durchaus nicht in Widerſpruch ſteht.

Auf dem Wege zur Tragödie der Mutterliebe finden wir das Werk „Verwitwet“. Ein germaniſcher Kämpfer iſt in der Schlacht gefallen. Die kräftigen Glieder haben ſich in der Agonie des Todes gelöſt. Machtlos ſinkt er zu Boden. Der Künſtler macht uns zu Zeugen dieſes Augenblickes, zwingt ſo

Stephan Sinding: Die Älteſte des Geſchlechtes.

Digitized by Google

unſer Empfinden, an dem Dargeſtellten Anteil zu nehmen. Die Gattin des Gefallenen iſt herbeigeeilt und verſucht nun vergeblich, den Gefallenen emporzuheben, als ob ſie ihm dadurch wieder neues Leben verleihen könnte. Die Arme ſind durch ihre Bemühungen aufs äußerſte angeſpannt. Ihr Körper iſt von Anſtrengung und Schmerz gekrümmt wie ein Bogen, ſo daß alle ihre Muskeln aufs deutlichſte hervortreten. Wieder haben wir hier Gelegenheit, Sindings meiſterhafte Beherrſchung der Formen des menſchlichen Körpers zu bewundern. Prächtig iſt die durch den Kontraſt zwiſchen der leidenſchaftlichen Tätigkeit des Frauenleibes und der Schlaffheit des Toten hervorgebrachte Wirkung. Infolge der vorgebeugten Haltung fällt dem Weibe das Haar bis zu den Augen herab. Die aber leuchten hervor in Schmerz und auch in Grimm, das Leid des Alleinſeins ſteht in ihnen geſchrieben, das plötzliche Gefühl grenzenloſer Einſamkeit, und doch blitzen ſie wieder wie eine Herausforderung und drohen Rache. Seltſam kontraſtiert dazu die Starrheit des übrigen Antlitzes, nur der Mund iſt geöffnet, ſo daß man ſieht, wie die Zähne ingrimmig und feindſelig aufeinander knirſchen.

Von Mutterliebe wiſſen uns die beiden Gruppen „Die Barbarenmutter“ und „Die gefangene Mutter“ zu erzählen. Von ihnen iſt die „Barbarenmutter“ zeitlich früher entſtanden. Der Künſtler hat ſelbſt die Geſchichte ſeiner Modelle — der Mutter Mariette und ihres Sohnes — in einer ſehr hübſchen und ſehr tragiſchen Geſchichte erzählt. Demnach iſt das männliche Modell — Stephano war ſein Name — wirklich über der Vollendung dieſer Gruppe geſtorben. Charakteriſtiſch für das Weſen eines Künſtlers — man wird hier an Schnitzlers „Frau mit dem Dolche“ erinnert — iſt es, wenn Sinding beim Anblicke des Sterbenden keinen anderen Gedanken hat als den Schmerz der Mutter zu beobachten, die ihres Sohnes Leiche mit erſtarrtem Blicke betrachtet. So kommt für den echten Künſtler die Kunſt vor allem anderen rein menſchlichen Fühlen.

Die Gruppe, welche auf dieſe tragiſche Art ihre letzte Weihe erhielt, iſt denn auch ein Werk voll tiefſter Lebenswahrheit und ergreifender Urſprünglichkeit geworden. Es iſt eine rauhe, aber darum nur um ſo echtere menſchliche Größe in dieſem ſtarknochigen Barbarenweibe, das den ſchlaffen Körper des toten Sohnes mit nervigen Armen umfaßt hält und wie erſtarrt in das lebloſe Antlitz blickt, als wolle ſie es ſich für alle Ewigkeit einprägen. Das ganze Jugendleben ihres Kindes ſcheint noch einmal durch ihre Gedanken zu ziehen, und das verleiht dem groben Geſicht einen feinen ſeeliſchen Adel, eine menſchliche Größe, die in ihrer Schlichtheit etwas abſolut Monumentales hat. Ihr linker Fuß ſchreitet vorwärts. Offenbar trägt ſie die Leiche aus dem Getümmel.

Die „Gefangene Mutter“ iſt von einer außerordentlichen Körperſchönheit. Man betrachte die feine Linie, welche, von den Zehenſpitzen beginnend, zur Schulter führt. Der Körper iſt außerordentlich weich und fein behandelt. Trotz ſeiner offenbar ſehr kräftigen Bauart verleugnet er doch in keinem ſeiner Teile die weibliche Zartheit. Prächtig ſind die Schenkel, noch ſchöner vielleicht die Biegefalte der weiblichen Bruſt. Auch das Antlitz iſt von großer Süßigkeit. Ein Strahl wärmſter Liebe leuchtet zu dem ſaugenden Kinde herab, und von ihm erſcheinen die Züge der Mutter wie verklärt. Das Kind ſelbſt, obgleich aufs ſorgfältigſte ausgearbeitet, iſt wohl nur als Stütze des Ganzen zu betrachten. Das eigentliche Bildwerk iſt der Frauenkörper, das Schönſte, was Sinding geſchaffen hat, überhaupt. Man wird nicht müde, den Blick immer wieder von einer Einzelheit zur anderen ſchweifen zu laſſen. Wie fein und weich iſt nicht der rechte Arm! Wie vornehm vergeiſtigt die beiden, vom Stricke aneinander gefeſſelten Hände!

„Die Alte“ und „Die Älteſte des Geſchlechtes“ erſcheinen wie die nämliche Perſönlichkeit auf zwei verſchiedenen Altersſtufen. Das Modell zu der „Alten“ fand Sinding in einer Armenhäuslerin. Es ſind ſehr ſcharfe und charakteriſtiſche Züge, die der Künſtler hier wiedergegeben hat. Das Antlitz iſt von gar vielen kleinen und feinen Falten durchzogen, Spuren, die das Leben hinterlaſſen hat. Die ſcharf hervortretende Falte von der Naſe herab zum Kinn bringt

Stephan Sinding: Gefangene Mutter.

CAMBRIDGE
DNA 01

eine besonders herbe Schärfe in die Züge. Die sehr tief in ihre Höhlen zurückgetretenen Augen drücken Unzufriedenheit mit dem Leben aus und eine gewisse Schwermut, die sich nach jugendlicheren Tagen zurückzusehnen scheint, da es besser war. Die „Älteste" des Geschlechtes aber ist bereits auch über diese Torheit erhaben. Sie hat ganz entsagt. Ergebungsvoll kreuzt sie ihre Arme über der Brust. Abgearbeitete Hände, unter deren welkem Fleische die Adern geisterhaft hervortreten. Auf dem faltenreichen Antlitz mit den schroff aufeinander gepreßten Lippen liegt eine unendliche Ruhe, die das Leben überwunden hat, und der Stolz jener, die bereits in die Ewigkeit schauend für diese Welt nichts mehr übrig haben als Verachtung. Eine unbewegliche Starrheit lastet auf diesem Antlitz. Und die gleiche Starrheit scheint sich auch des Gewandes der Alten bemächtigt zu haben, dessen leblose Falten den Eindruck toter Erhabenheit noch erhöhen.

Zittergras

Still ist's: nichts regt sich rings in allen Zweigen.
Tautropfen hängen an den Kiefern hier
Verträumt und schwer, und noch in tiefem Schweigen
Steht regungslos der Buchen stolze Zier.

Sie ahnen nichts von jenes Hauches Süße,
Der dieses schwanke Gras so tief bewegt,
Daß zitternd es die stille Wonne büße,
Erschauernd leise, lieblich angeregt. —

O du! Ich einzig fühle deine Nähe,
Fühl' deiner Liebe himmlische Gewalt!
Wenn ich in deines Auges Urgrund sehe,
Nun meiner Seele liebsten Aufenthalt.

Dann zittre ich. Doch ob ich auch erbebe,
Zieh' mir durchs Herz, du süßer Liebeshauch!
Ich neig' mich dir und fühle, daß ich lebe,
Ich leb' in dir, und mit dir stürb' ich auch.

Marie Oberdieck

Goethe

und die

Naturwissenschaft der Gegenwart

Von

Fritz Gräntz

(Nachdruck ist untersagt.)

Man wird den naturwissenschaftlichen Einzelarbeiten Goethes nicht gerecht, wenn man in ihnen, wie dies mitunter geschieht, dilettantische Beschäftigungen eines Künstlers erblickt, der auf entfernten Gebieten Erholung von seinem künstlerischen Schaffen sucht, wie etwa umgekehrt der Gelehrte sich oft im Reiche der Kunst ausruht und erfrischt. Ein flüchtiger Überblick über den Entwickelungsgang des Forschers Goethe zeigt allerdings eine deutliche Abhängigkeit seiner Einzelforschungen von äußeren, oft zufälligen Einwirkungen und Anstößen und somit oft ein buntes Durcheinander verschiedenartigster Bestrebungen. Ein tieferer Blick offenbart uns das plötzliche Lebendigwerden latenter Kräfte in einem Geiste, dessen Jugend eine folgerichtige naturwissenschaftliche Belehrung nicht kannte, und der doch damals schon, wie seine Dichtung zeigt, der ganzen ungekünstelten Natur tief ins Auge sah wie kein anderer, noch ehe er den Schleier hier und da lüften konnte.

Die erste größere Anregung der vorweimarischen Zeit ging von Lavater aus, dem Züricher Diakonus, dessen Physiognomik den jungen Goethe so leidenschaftlich fesselte, daß er selbst zahlreiche Beiträge zu Lavaters Werke lieferte. Er erkannte das Unsichere und Unbestimmte einer Physiognomik, die sich nur auf die Weichteile bezieht, und begann auch deren feste Unterlage, die Knochen, vergleichend zu studieren. Die osteologischen Studien begleiteten ihn bis ins Alter. 1784 entdeckte er in Jena den Zwischenkieferknochen des menschlichen Schädels, jenen zwischen den Oberkieferhälften eingefügten, die Schneidezähne tragenden Knochenteil, der bei den Säugetieren längst bekannt war, dessen Fehlen beim Menschen aber in jener Zeit als der wichtigste osteologische Unterschied zwischen Mensch und höherem Säugetier aufgefaßt wurde. Die unbefangen und freudig der wissenschaftlichen Welt übergebene Entdeckung, die dreizehn Jahre später von Autenrieth in Tübingen unabhängig erneuert wurde, stieß auf Widerspruch und Ablehnung. Die Gelehrten wollten sich nicht überzeugen lassen. Erst die spätere Zeit hat Goethe recht gegeben. Die Anfänge einer vergleichenden Betrachtung des Skeletts, dann der übrigen tierischen Organe, die in jene Zeit, also noch vor seine botanische Metamorphosenlehre, fallen, wurden immer weiter ausgebaut. Es leuchtete Goethe ein, daß sich die verschiedene Organisation verstehen lasse als gesetzmäßige Variation eines Urtypus. Im Abweichenden sah er mit durchdringendem Blicke das Gemeinsame und wurde so neben Kielmeyer und Cuvier ein Mitbegründer der vergleichenden Anatomie, die von da an der zoologischen Wissenschaft bis in unsere Tage unschätzbare Dienste geleistet hat. Goethes Untersuchungsmethode und sein Grundschema der vergleichenden Knochenlehre schätzte Virchow für wichtiger als seine Abhandlung über den Zwischenkiefer. Eine bald reifende Frucht seiner osteologischen Studien war die Wirbeltheorie des Schädels, jene Auffassung der Schädelknochen als umgebildeter Wirbel. Seine Theorie, die Oken unabhängig von ihm wiederholte, fand später geteilten Beifall. Doch bleibt wohl der Grundgedanke zu Recht bestehen.

Die ersten Jahre seines Weimarer Lebens bergen auch die Keime seiner botanischen Studien. Goethes Entwickelungsgang als Botaniker ist nach seiner eigenen Schilderung dem Entwickelungsgange der Wissenschaft überhaupt zu vergleichen, und mancher Jünger der scientia amabilis macht noch heute eine ähnliche Metamorphose durch. Praktische Forderung schärft den unterscheidenden Blick für das einzelne. Die Aneignung einer ausgedehnten Terminologie bringt Ordnung in das unentwirrbar scheinende Reich der Gestalten. Hinter dem Sein erscheint das Werden. Die starre Nomenklatur genügt nicht mehr. Ähnlichkeiten tauchen auf. Das scheinbar regellose Gewühl läßt allmählich oder plötzlich innerliche Gesetzmäßigkeiten durchschimmern. Durch die berufsmäßige Berührung mit Forst-, Feld- und Gartenwirtschaft, die Goethe als Begleiter und Berater des Herzogs erfuhr, wurde eine Menge von Einzelkenntnissen gewonnen und die ihm fortan treu bleibende Liebe zur Botanik geweckt. Aber erst unter dem reicheren Himmel Italiens, inmitten südlicher Formenfülle, reifte jene Idee in ihm, der er nach seiner Rückkehr feste Gestalt gab. 1790 erschien seine Metamorphose der Pflanzen. Diese Idee ist folgende: Alle Seitenorgane des pflanzlichen Stengels sind identisch, sie sind verschiedene Ausbildungen eines und desselben Organes, das wir am besten als Blattorgan bezeichnen. Kelch, Krone, Staubgefäß, Stempel, Frucht und Samen sind ihrem Wesen nach nicht verschieden vom Laubblatt, sie tragen alle den Bildungscharakter des Blattes. Ist diese innere Identität der Pflanzenorgane der heutigen Botanik eine geläufige Vorstellung, so sind Goethes physiologische Erklärungsversuche der Pflanzenmetamorphose von der Wissenschaft längst verworfen oder überholt. Er erblickte im Gegensatz zu Linnés Antizipationstheorie in der Metamorphose eine abwechselnde Aufeinanderfolge von Ausdehnung und Zusammenziehung. Innere Ursachen sieht er besonders in Anordnung und Weite der Spiralgefäße, kärgliche Nahrung beschleunigt die Blütenentwickelung. Hervorzuheben ist der richtige Gedanke, daß die Gebilde der rückschreitenden Metamorphose nicht Mißbildungen oder gar Naturspiele seien, wie seine Zeit allgemein annahm, sondern Abweichungen, die demselben Bildungsgesetz unterworfen sind. Auch die Auffassung der Seitensprosse als selbständiger Individuen und der damit zusammenhängende Gedanke, die Pflanze besitze eine geringere Individualität als das höhere Tier, klingen durchaus an moderne Anschauungen an. Selbst die Erscheinung der direkten Anpassung findet sich bereits in Goethes Schrift klar ausgesprochen. Der Metamorphose erging es zunächst wie dem Zwischenkiefer. Die Gelehrten beachteten sie nicht, sie steckten zu tief in der alten Einschachtelungslehre, nach der jedes Organ von Uranfang an vorgebildet sei, die übrige Welt wußte nicht viel damit anzufangen. Man verstand nicht, wie ein Dichter plötzlich Botaniker sein könne, und sah die verborgenen Fäden nicht.

Die Goethesche Metamorphose, die vor ihm, wie er später erfuhr, in ähnlicher Weise Kaspar Friedrich Wolff ausgesprochen hatte, bezieht sich auf das Individuum. Da sie aber für jede höhere Pflanze gilt und Goethe sie als geheimes Gesetz aller Pflanzen aufgefaßt wissen wollte, so ist die Bildung des Begriffes einer Urpflanze sofort verständlich. Diese Urpflanze entspricht durchaus dem Urtypus, den er in seiner vergleichenden Anatomie für die Tiere aufstellt. Von der Urpflanze aus gelangte er dann zu dem nur langsam sich klärenden Gedanken eines genetischen Zusammenhanges der Organismen, von der Metamorphose des Individuums zu einer Metamorphose der Gesamtheit. Auch übertrug er den Gedanken, wie sein Gedicht zeigt, auf seine vergleichend anatomische Betrachtung der Tiere.

Die späteren botanischen Studien Goethes erstreckten sich unter stetem Ausbau seiner Metamorphosenlehre besonders auf physiologische Versuche über die Wirkung des Lichtes, der Dunkelheit, der verschiedenen Farben, der Nahrung auf die Entwickelung von Pflanzen. Er gehört somit neben Alexander von Humboldt zu den ersten deutschen Naturforschern, die in konsequenter Weise pflanzenphysiologische Experimente ausführten. Durch Humboldts Ideen angeregt, hielt er öffentliche Vorlesungen über Pflanzengeographie, zu denen er selbst Zeichnungen entwarf. Im späteren Alter veröffentlichte

Goethe eine Abhandlung über die Spiraltendenz der Vegetation, der er eine Vertikaltendenz entgegenstellte, jene als fortbildendes, diese als beharrendes Prinzip erklärend. Die meisten Einzelheiten der Studie sind von der späteren Forschung richtig gestellt worden, manche Beobachtung und Ahnung findet sich darin, die durch neuere Arbeiten, namentlich durch Darwins Untersuchungen über das Bewegungsvermögen der Pflanzen, Bestätigung und Erfüllung erhielt. Goethe vereinigte seine botanischen und vergleichend anatomischen Studien unter dem gemeinsamen Namen der Morphologie, als gedankenreicher Förderer einer Wissenschaft, die seit jener Zeit einen Riesenaufschwung genommen hat. In seinem Alter strebte er eine Wissenschaftslehre der gesamten organischen Natur an, ohne daß der Plan zur Ausführung kam.

Dieselben gebirgigen Landschaften, Thüringen, der Harz, Karlsbad, welche die Wiege seiner Botanik waren, wurden die Wiege seiner Mineralogie und Geologie. Auch hier kam er von der praktischen Seite zur theoretischen, vom Bergbau zur Wissenschaft. Auf allen seinen Reisen sammelnd, beobachtend und notierend, erwarb sich Goethe eine umfassende Kenntnis des anorganischen Naturreiches. 1784 bereits schrieb er eine kurze Studie über den Granit. Seine späteren mineralogischen und geologischen Abhandlungen erstrecken sich vorzugsweise auf die böhmischen Gebirge. Allen plötzlichen Umwälzungen abgeneigt, war er ein Feind ebenso von Cuviers Katastrophentheorie wie von dem extremen Plutonismus seiner Tage, er neigte sich den Neptunisten zu, die eine allmähliche und langsame Umbildung der Erdrinde als die naturgemäßere erkannten. Lyells bahnbrechendes Werk und die neuere Geologie haben dargetan, wie Goethe in diesem Punkte weitschauender war als selbst ein so umfassender Geist wie Alexander von Humboldt. Wie sehr Goethe von der Meteorologie angezogen wurde, beweisen sein Versuch einer Witterungslehre und seine schönen Gedichte über Wolkengestalten.

Dasjenige Gebiet, dem er am meisten Kraft und Zeit widmete, das er mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner Natur, mit seiner ganzen Heftigkeit den Gegnern gegenüber behauptete, mit unermüdlichem Fleiß experimentell durchforschte, war die Optik. Und doch hat keine naturwissenschaftliche Arbeit Goethes so entschiedenen und berechtigten Widerspruch gefunden als gerade seine Farbenlehre, und wenn die neue Zeit manches Wertvolle der Arbeit aufgedeckt hat, so konnte sie doch an dem physikalischen Grundirrtum der Lehre nichts ändern. Newtons Lehre bekämpfte Goethe bis an sein Lebensende mit aller Leidenschaft und suchte durch viele Versuche seine Überzeugung zu beweisen, daß das weiße Licht etwas durchaus Einfaches, die Farbe dagegen etwas Schattiges, aus einer Vermischung von weißem Licht und Dunkel Entstandenes sei. Der Irrtum entspringt offenbar einer für Goethe charakteristischen Vermischung des physikalischen mit dem physiologisch-psychologischen Problem. Psychologisch ist das weiße Licht, wie die neue experimentelle Psychologie gezeigt hat, etwas Einfaches, während z. B. der Klang auch psychologisch zusammengesetzt ist. Überhaupt liegt die Stärke der Goetheschen Farbenlehre auf physiologischem Gebiet. Über die Physiologie der Sinnesempfindungen, namentlich über die subjektiven Empfindungen des Auges findet sich vieles Neue und Bleibende darin, wie Johannes Müller und Helmholtz ausdrücklich anerkannt haben. Die Kunde von diesen subjektiven Empfindungen führte zu dem wichtigen Gesetz der spezifischen Sinnesenergien, mit dessen ursprünglicher Fassung Goethe durch Schopenhauer bekannt wurde. Endlich sind seine Materialien zur Geschichte der Farbenlehre für die Wissenschaft von dauerndem Werte.

So sehen wir unseren Dichter inmitten eines künstlerischen Lebens ohnegleichen ein reges Forscherleben im mündlichen und schriftlichen Verkehr mit hervorragenden Gelehrten bis zu seinem Tode führen. Der über den wechselnden Interessen der Menschen schwebende Geist des Dichtergelehrten offenbart sich am deutlichsten in einem Gespräch mit Eckermann im August 1830, in dem Goethe dem wissenschaftlichen Streite zwischen Cuvier und Jeoffroy de St. Hilaire eine viel größere Bedeutung beimißt als den gleichzeitigen politischen Umwälzungen der Julirevolution.

Über die Art seines Naturerkennens, über die Entstehung jener Gedanken, welche die

Ausgangspunkte ſeiner Forſchung wurden, läßt uns Goethe nicht im unklaren. Im Juni 1786, alſo zu Beginn ſeiner botaniſchen Studien, ſchreibt er an Frau von Stein: „Am meiſten freut mich jetzt das Pflanzenweſen, welches mich verfolgt, und das iſt's eben, wie mir die Sache zu eigen wird. Es zwingt ſich mir alles auf, ich ſinne nicht darüber; es kommt mir alles entgegen.“

Im botaniſchen Garten zu Padua vor jener Zwergpalme, die noch heute ſeinen Namen trägt, beſonders aber in den formenreichen öffentlichen Gärten zu Palermo durchzuckte ihn der Metamorphoſengedanke, ſo daß der Heimgekehrte ſpäter im lebhaften Geſpräch mit Schiller ein Schema ſeiner Urpflanze entwerfen konnte. Das ſei keine Erfahrung, das ſei eine Idee, warf Schiller ein. Dann könne er Ideen mit Augen ſehen, ſagte Goethe. Von jenem Geſpräch datiert bekanntlich die bedeutungsvolle Freundſchaft der beiden Männer. Oder wir denken wohl jenes Augenblickes, da auf dem Lido bei Venedig Goethes Diener einen gebleichten Schöpſenſchädel aus dem Sande aufhob. Es war derſelbe Augenblick, wo die Wirbeltheorie des Dichters eine erweiterte Faſſung erhielt. Wir nennen ſolches plötzliches, anſchauliches Erkennen Intuition. Die ſinnliche Anſchauung gewährt einen Einblick in eine verborgene Geſetzmäßigkeit. Goethe ſelbſt faßt dieſe „blitzſchnelle Erkenntnis als Betätigung eines originalen Wahrheitsgefühles auf“ und iſt erfreut, daß Kant, deſſen Abſtraktionen er im allgemeinen fernſtand, deſſen Kritik der Urteilskraft ihm aber nach eigenem Bekenntnis eine höchſt frohe Lebensepoche gebracht hat, die Berechtigung und Bedeutung der intuitiven, anſchauenden Urteilskraft ausdrücklich anerkennt. Mußte die intuitive Methode gelegentlich ſcheitern wie in der Optik, ſo war ſie dafür beſonders auf dem Gebiete der Organiſation um ſo treffſicherer, ſicherer als manches langſame und bedächtige Grübeln der Wiſſenſchaft. Man darf nur nicht glauben, Goethes Naturerkennen ſei bloß das Spiel eines genialen Geiſtes geweſen. Dem intuitiven Erfaſſen der Idee folgte eine immer im gegenſtändlichen Denken ſich bewegende mühevolle Arbeit. Die Natur wirkte offenbarend auf ihn. Nur von hier aus kann man jene berühmte Fauſtſtelle richtig verſtehen:

Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt ſich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was ſie deinem Geiſt nicht offenbaren mag,
Das zwingſt du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Wir verſtehen ſie nicht richtig, wenn wir in ihr mit Du Bois-Reymond nur den Widerwillen gegen das Experiment erblicken. Wo Goethe, der ſelbſt viel experimentiert und auch mikroſkopiert hat, ſich in oft ſcharfen Worten gegen Experiment oder Inſtrument ausſpricht, wenn er von „Spiegelfechtereien, die den Verſtand hintergehen“, von der „empiriſch-mechaniſch-dogmatiſchen Folterkammer“ redet, wendet er ſich, mitunter freilich über das Ziel hinausſchießend, gegen das Mißverhältnis, welches zwiſchen dem Menſchen, dem „größten und genaueſten phyſikaliſchen Apparat“, und den völlig veränderten Forſchungsbedingungen entſtehen kann, und welches leicht die aus jenen Forſchungen gezogenen Folgerungen unheilvoll beeinflußt. Iſt doch die ſpätere Zeit, die mit vollem Recht dem Experiment zu immer größerem Anſehen verhalf, dieſen Gefahren nicht entgangen. Die durch Experiment und Mikroſkop aufgedeckte neue Welt der Erſcheinungen und Abhängigkeiten führte mit zu jenem jetzt glücklich überwundenen naturwiſſenſchaftlichen Materialismus, der über der Fülle der neuen Probleme die Fülle der alten vergaß, ja ſogar leugnete, daß dieſe noch daſeien.

Goethe war ein durchaus ſynthetiſcher Geiſt. „Trennen und Zählen lag nicht in meiner Natur.“ Er geſteht, daß nach Shakeſpeare und Spinoza von Linné die größte Wirkung auf ihn ausgegangen ſei. Aber ſofort kam der Zwieſpalt: „Das, was Linné mit Gewalt auseinanderzuhalten ſuchte, mußte, nach dem inneren Bedürfnis meines Weſens, zur Vereinigung anſtreben.“ Die Entſtehung ſeiner Metamorphoſenlehre, der Blick für Verwandtſchaften, für das Gleiche im Ungleichen hängen eng mit dieſem ſynthetiſchen Grundzuge zuſammen. Dabei leugnet er den Wert der Analyſe keineswegs, er bekämpft ſie nur dort, wo ſie Danaidenarbeit ſei, „wo gar keine Syntheſe zugrunde liegt.“

Goethes Analyſe machte Halt vor den Urphänomenen. Licht und Magnet z. B.

waren ihm solche Urphänomene, hinter denen man nichts suchen dürfe. „Der Magnet," sagt er, „ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben." Auch Urpflanze und Urtier gehören in die Nachbarschaft dieser Urphänomene, obgleich sie nicht eigentlich Phänomene, sondern Ideen sind. Goethe berührt sich hier mit modernen Strömungen. Helmholtz bemerkt sehr fein, daß die Kirchhoffsche Forderung, die Wissenschaft solle im letzten Grunde beschreiben, nicht weit vom Urphänomen abliege. Aus neuester Zeit mag die Machsche Auffassung der Sinnesempfindungen als Elemente der erforschbaren Welt erwähnt sein. Es sind Urphänomene im Goetheschen Sinne.

Daß dieser die Urphänomene offen und schen zugleich anschauende Geist zu den landläufigen Abstraktionen der Philosophie im engeren Sinne kein Verhältnis finden konnte, leuchtet ein. Wahrlich, seinen Gedanken spürt man keine Blässe an. So fehlte ihm auch das Organ für Mathematik, aber er unterscheidet sich darin vorteilhaft von den Verächtern dieser Wissenschaft, daß er ihren Wert anerkennt. Sie ergänze seinen eigenen Geist, sie leiste gerade das, was ihm fehle.

Die fruchtbarste Idee Goetheschen Naturahnens und Naturerkennens ist die Metamorphose. Sie geht vom Individuum aus, welches als Variation eines proteusartigen Urtypus aufgefaßt wird. Urpflanze und Urtier sind solche Urtypen. Sie sind nicht, wie Häckel gemeint hat, Stammformen im Sinne der späteren Entwickelungslehre. Es sind übersinnliche Begriffe oder Ideen. Goethe läßt uns nicht im Zweifel darüber. „Urtier," sagt er, „das heißt denn doch zuletzt der Begriff, die Idee des Tieres." Aber der Metamorphosengedanke trug selbst den Keim der Entwickelungslehre in sich. Spielte sich die Metamorphose bei den verschiedensten Pflanzen nach demselben Grundgesetz ab, wie Goethe einsah, so mußten Ähnlichkeiten und Abweichungen auf nähere und fernere Verwandtschaft hindeuten. Vom Individuum aus weiteten sich die Gedankenkreise, und jenes „geheime Gesetz", jenes heilige Rätsel der Formenähnlichkeit mußte seine teilweise Lösung in der Erkenntnis einer Abhängigkeit in der Entwickelung finden. Die Überzeugung von einem natürlichen genetischen Zusammenhange der Organismen findet sich bei Goethe an vielen Orten klar und offen ausgesprochen. Wie diese Überzeugung von der individuellen Metamorphose ihren Ausgang nahm, zeigt die Schilderung seiner Gedanken während der ersten italienischen Reise. „Das Wechselhafte der Pflanzengestalten erweckte nun bei mir immer mehr die Vorstellung: die uns umgebenden Pflanzenformen seien nicht ursprünglich determiniert und festgestellt, ihnen sei vielmehr bei einer eigensinnigen generischen und spezifischen Hartnäckigkeit eine glückliche Mobilität und Biegsamkeit verliehen, um in so viele Bedingungen, die über dem Erdkreis auf sie einwirken, sich zu fügen und danach bilden und umbilden zu können." „Das Geschlecht kann sich zur Art, die Art zur Varietät und diese wieder durch andere Bedingungen ins Unendliche sich verändern, gleichwohl hält sich die Pflanze abgeschlossen in ihrem Reiche. Die allerentferntesten jedoch haben eine ausgesprochene Verwandtschaft, sie lassen sich ohne Zwang untereinander vergleichen." Dann spricht er von der physiologischen Metamorphose, „da, wo das Ganze sich in Familien, Familien sich in Geschlechter, Geschlechter in Sippen und diese wieder in andere Mannigfaltigkeiten bis zur Individualität scheiden, sondern und umbilden. Ganz ins Unendliche geht dieses Geschäft der Natur; sie kann nicht ruhen noch beharren, aber auch nicht alles, was sie hervorbrachte, bewahren und erhalten. Dagegen entwickeln sich aus den Samen immer abweichende, die Verhältnisse ihrer Teile zueinander verändert bestimmende Pflanzen." Oder er spricht von dem „genetischen Begriffe der Spezies im Pflanzenreich" und hegt an anderer Stelle die Hoffnung, daß die Verwandlung einer Pflanze in die andere sich nachweisen lasse. Wie tief und klar ist seine Auffassung der Varietäten gegenüber der Meinung der Botaniker seiner Zeit, welche die Varietäten gern als vegetative Krankheiten bezeichneten.

Auch beim Tier ist Goethe von einer allmählichen Umwandlung überzeugt. „Das Tier wird durch Umstände zu Umständen gebildet, daher seine innere Vollkommenheit und seine Zweckmäßigkeit nach außen." Leidenschaftlich angeregt und erleichtert durch

Herders „Ideen zur Geſchichte der Menſchheit", hat er mit dieſem tägliche Geſpräche „über die Uranfänge der Waſſererde und der darauf von alters her ſich entwickelnden organiſchen Geſchöpfe." Und der aus ſolchen Betrachtungen notwendig ſich ergebende Gedanke eines genetiſchen Zuſammenhanges zwiſchen Pflanze und Tier wird deutlich und offen ausgeſprochen: „Soviel aber können wir ſagen, daß die aus einer kaum zu ſondernden Verwandtſchaft als Pflanzen und Tiere nach und nach hervortretenden Geſchöpfe nach zwei entgegengeſetzten Seiten ſich vervollkommnen, ſo daß die Pflanze ſich zuletzt im Baume dauernd und ſtarr, das Tier im Menſchen zur höchſten Beweglichkeit und Freiheit ſich verherrlicht."

Aus dem Mitgeteilten erkennen wir zur Genüge, daß Goethe durchaus und mit vollem Recht als ein Vertreter der Entwickelungslehre, als ein Vorkämpfer der Deſzendenztheorie anzuſehen iſt. Er ſteht in der vorderſten Reihe jener Männer, die der genetiſchen Betrachtungsweiſe die Bahn bereitet haben.

Wie denkt Goethe über die Form der Entwickelung? Er iſt hier im Gegenſatze zu dem rohen Evolutionismus ſeiner Zeit, der ſogenannten Einſchachtelungslehre, ein Epigenetiker. Beſſer geſagt, er verbindet evolutioniſtiſche und epigenetiſche Anſchauung. Denn ſeine Epigeneſe braucht zwar keine Präformation, wohl aber eine Prädetermination, ein Präſtabilieren.

Wie denkt er über die Faktoren der Entwickelung? Anpaſſung, Korrelation der Teile, innere Regulation, alle dieſe wichtigen Begriffe moderner Biologie finden ſich bei Goethe bereits angedeutet oder beſprochen. Der zentrifugalen Kraft der Metamorphoſe ſtellt er als Gegengewicht die zentripetale Kraft des Beharrlichkeitsvermögens gegenüber. Es iſt der moderne Gegenſatz zwiſchen Variabilität und Erblichkeit.

Wie ſteht aber Goethe zum Selektionsprinzip? Wohl finden ſich gelegentliche Betrachtungen über den Kampf um den Raum und den Kampf ums Daſein und über ſeine Bedeutung für das Leben. Aber von jener ausſchließlichen Herrſchaft dieſes Prinzips, die das Weſen des Darwinismus im engeren Sinne, beſonders in der nachdarwiniſchen Geſtalt ausmacht, iſt bei Goethe nicht das geringſte zu ſpüren. Er iſt kein Vorläufer Darwins in der engeren Bedeutung dieſes Namens, und in dieſer negativen Eigenſchaft ſteht Goethe der Gegenwart trotz der dazwiſchenliegenden eminenten Forſchung bedeutend näher als der größtenteils jetzt hinter uns liegenden rein darwiniſtiſchen Epoche. Die Gegenwart ſowohl als Goethe faſſen das Problem tiefer, wobei freilich die Löſung wieder ferner rückt. Während die Deſzendenzlehre mehr und mehr zu einer wiſſenſchaftlichen Überzeugung geworden iſt — denn es ſind nur ganz vereinzelte Forſcher, die der unausfüllbaren Lücken wegen das Kind mit dem Bade ausſchütten —, iſt der Glaube an die ausſchließliche Macht der Selektion, der Ausleſe des Paſſendſten, erſchüttert. Die begeiſterte Aufnahme, welche die Selektionslehre fand, hatte etwas von der Freude des Wanderers an ſich, der nach mühſeligem Wege bei einer Biegung plötzlich nicht einen ſtolzen Palaſt, wohl aber eine einfache Hütte vor ſich ſieht, die ihm zur Raſtſtätte wird. Zweckmäßigkeit durch Ausſcheidung des Zweckes erklärt! Man glaubte, weiterem Nachdenken enthoben, die denkbar einfachſte Formel zur Auflöſung der organiſchen Welt gefunden zu haben. Tieferen Geiſtern waren die Abgründe und Klüfte nicht alle überbrückt, und Darwins ernſter Forſchergeiſt ſelbſt hat weniger als ſeine Jünger an die Ausſchließlichkeit des von ihm aufgeſtellten Prinzips geglaubt. Die letzten deutſchen Naturforſcherverſammlungen in Hamburg und Karlsbad waren öffentliche Schauplätze der Wandlung der Anſchauungen, die ſich ſeit Jahren vollzogen hat. Wurde auf der einen die Tatſache einer plötzlichen Neubildung von Formen auch ohne Selektion ausdrücklich betont, ſo auf der anderen die zurückgedrängte Tatſache der direkten Anpaſſung wieder verdientermaßen in den Vordergrund gerückt, jener direkten Anpaſſung, die ſchon Lamarck als wichtigen umgeſtaltenden Faktor beſchrieben hat, ohne daß Goethe leider von des franzöſiſchen Zeit- und Geiſtesgenoſſen Philosophie zoologique Kenntnis erhalten hat.

Im engſten inneren Zuſammenhange mit den eben geſchilderten Wandlungen ſteht jener gegenwärtig heftig wogende Kampf zwiſchen

Mechanismus und Vitalismus. Will jener den Organismus rein mechanisch erklären, so erkennt ihm dieser eine besondere Lebensgesetzlichkeit zu. Goethe ist Vitalist. Der Begriff der mechanischen Kausalität, wie er unserer exakten Naturforschung und Philosophie geläufig ist, findet sich bei Goethe nirgends scharf formuliert, aber aus vielen Bemerkungen geht hervor, daß er ihm durchaus zustimmt. Er darf nur nicht als ausschließlicher Begriff des Naturgeschehens gelten, und so ist dort, wo Goethe von „Wirkungen" spricht, mit dem Begriffe rein mechanischer Kausalität nur eine Seite erklärt. Die bedingungslose Annahme einer lückenlosen mechanischen Kausalität ist noch nicht gleichbedeutend mit mechanistischer Weltanschauung. Jene Autonomie der Lebensvorgänge, von der ein geistreicher Vertreter des modernen Vitalismus (Driesch) spricht, ist im Grunde auch Goethes feste Überzeugung. So wie es für ihn feststeht, daß der Organismus qualitativ verschieden ist vom Anorganischen, so sind viele Forscher unserer Zeit durch langes, mühsames Forschen, immer im Bestreben, dem Leben näher auf den Leib zu rücken, zu der bald resigniert, bald siegesfroh ausgesprochenen Überzeugung gelangt, das organische Leben lasse sich nicht ohne Rest in Physik und Chemie auflösen, es müsse eine besondere Lebensgesetzlichkeit geben. Alle mechanistischen Gegenbeweise haben immer nur entweder das Organische mit dem Organisierten verwechselt oder das Problem etwas hinausgerückt, ohne es zu ändern oder zu lösen. So sind wir heute weniger denn je berechtigt, über die vis essentialis von Kaspar Friedrich Wolff oder über den nisus formativus von Blumenbach zu spötteln, wenn wir auch von dem alten übernatürlichen Charakter einer Lebensenergie oder Lebenskraft nichts wissen wollen. In der Natur gibt es nichts Übernatürliches. In dieser Verwandtschaft vitalistischer Auffassung liegt meines Ermessens eine größere Bedeutung Goethes für den modernen Biologen als in seiner Metamorphosenlehre selbst.

Goethes Vitalismus ist teleologisch. Von jener oberflächlichen Teleologie seines Zeitalters, die alles nur in seiner Beziehung zum Menschen sah, wandte er sich freilich lächelnd ab. Er hatte einen größeren und tieferen Begriff vom Zweck, und in seiner Auffassung einer großen Ökonomie der Natur befand er sich in Übereinstimmung mit Geoffroy de St. Hilaire. „Zweck sein selbst ist jegliches Tier; vollkommen entspringt es aus dem Schoß der Natur ..."

Die immanente Zweckmäßigkeit, die Kant sowohl dem Organischen wie dem Ästhetischen zuerkennt, ist ganz nach Goethes Sinn. Du Bois-Reymond hat recht, wenn er sagt, daß dem alten Goethe die rein mechanische Weltkonstruktion sicher ebenso verhaßt gewesen wäre wie dem Straßburger Studenten das Système de la Nature, und daß er sich von der Entstehung des Menschen aus dem Chaos durch das mathematisch bestimmte Spiel der Atome schaudernd abgewandt hätte. Aber der Vorwurf, den er damit aussprechen will, wird mehr und mehr zum Lobe. Die Zahl der exakten Forscher mehrt sich, die sich von einem rein atomistischen Weltbild ebenso schaudernd abwenden. Der gegenwärtigen Philosophie ist der immanente Zweck ein geläufiger Begriff. Die Neigung nimmt zu, die Teleologie als eine andere Seite der Kausalität aufzufassen, und in diesem Sinne ist auch der Vitalismus der Neuzeit teleologisch.

Nichts ist verständlicher, als daß ein so einheitlicher Geist wie Goethe, der die Einheit auch außer sich überall zu finden wußte, das Reich des Organisierten und das des Unorganisierten nicht durch eine schroffe Schranke als zwei fremde Welten scheiden konnte. Die eben behandelte Betonung des Unterschiedes zwischen beiden Reichen ist für Goethe eine Unterscheidung innerhalb eines großen Zusammenhanges, eine Unterscheidung, die sich aus dem Begriff des Organisierten von selbst ergibt. Goethe ist hierin der Gegenpol jener Forscher, welche, von einer mechanistisch-materialistischen Zergliederung des Anorganischen ausgehend, auch das Organische nur mechanistisch-materialistisch fassen können. Dem Goetheschen Vitalismus entspricht auf anorganischem Gebiete nicht eine mechanistische, sondern eine dynamische Auffassung. Kräftelose Materie oder materielose Kräfte waren ihm unberechtigte Abstraktionen. In der ganzen Natur erkannte er gewisse große einheitliche Kräfte, von denen ihm im Alter Polarität und Steigerung die wichtigsten sind, während sie in

ſeinen 1780 niedergeſchriebenen prachtvollen Aphorismen über die Natur fehlen. „Auch das Unnatürlichſte iſt Natur; auch die plumpſte Philiſterei hat etwas von ihrem Genie. Wer ſie nicht allenthalben ſieht, ſieht ſie nirgendwo recht," ruft er damals bereits aus. Und dieſe unendliche Natur mit ihrem ſcheinbar regelloſen Gewirr von Dingen und Erſcheinungen, mit ihren Millionen verſchlungener Fäden, ſie wird ihm mehr und mehr zu einer allbeſeelten Welt, der eine Idee zugrunde liegt. „Keine Materie ohne Geiſt, kein Geiſt ohne Materie; der Menſch ſelbſt ein Wurf nach einem höheren Ziele." So entſteht jene von den Geiſtesverwandten Spinoza und Giordano Bruno nicht hervorgerufene, wohl aber geſtützte und geſtärkte, einheitlich große Weltanſchauung Goethes. Es iſt die energetiſche Anſchauung im pantheiſtiſchen Gewande.

Was wär' ein Gott, der nur von außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in ſich, ſich in Natur zu hegen.

Beziehungen Goethes zu den gleichzeitigen naturphiloſophiſchen Richtungen ſind unverkennbar. Er ſelbſt erkennt die Einwirkung Fichtes, Schellings und Hegels an. Gelegentlich treffen wir wohl auch bei ihm auf phantaſtiſche Spekulationen oder Vergleiche im Sinne jener Naturphiloſophie, ſo wenn er z. B. näher auf das Verhältnis zwiſchen Vertikal- und Spiraltendenz der Pflanze eingeht, oder wenn er den pflanzlichen Knoten mit dem tieriſchen Wirbel vergleicht, ein Vergleich, der uns heute wenig genießbar iſt. Aber man braucht bloß ein Kapitel aus Goethes Morphologie etwa mit einem Kapitel aus Okens Naturphiloſophie zu vergleichen, um ſofort den rieſenhaften Abſtand zu erkennen, der zwiſchen der treuen und ſcharfen Naturbeobachtung des einen und der gefährlichen, bodenloſen Spekulation des anderen beſteht. Für unſere Zeit iſt infolgedeſſen Goethes Naturanſchauung eine immer friſch ſprudelnde Quelle geblieben. Ihr Grundzug iſt ein dynamiſcher. Es iſt derſelbe dynamiſche Grundzug, der ſich durch alle bedeutenderen naturphiloſophiſchen Syſteme oder Verſuche der nachgoethiſchen Zeit hindurchzieht, von Schopenhauer, Hartmann und Wundt bis zu Reinke, Oſtwald und Drieſch, ſoweit dieſe auch ſonſt auseinandergehen.

Mitunter wirft man die Frage auf: Welchen Nutzen hatte denn eigentlich der Dichter Goethe von dem Forſcher Goethe? Wäre es nicht erſprießlicher geweſen, er hätte das Forſchen gelaſſen und nur gedichtet? Es gibt kaum eine oberflächlichere Frageſtellung. Demſelben Boden wie ſeine Kunſt entſproß ſeine Forſchung, beide lebensfrohe und lebensberechtigte Geſchwiſter. Man kann auf Schritt und Tritt ihre Verwandtſchaft erblicken, ja man wird in ihnen eine große Einheit erkennen müſſen. Auch wer von ſeiner Forſchung nichts weiß, wird von ſeiner Dichtung aus zu dem gleichen philoſophiſchen Endreſultat gelangen, welches das Schlußglied ſeiner Naturforſchung bildet. Wie könnte es auch anders ſein! Wird doch jener Einklang von Natur und Kunſt, der in jedem großen Künſtler lebt, nicht aus einer äußeren Analogie, ſondern aus einem inneren Geſetze heraus geboren. Daß Natur und Kunſt, beide Trägerinnen und Hüterinnen der Wahrheit, die gleichen Geſetze und dieſelben geheimnisvollen wirkenden Kräfte haben, war für Goethe innerſte Überzeugung und tiefſtes Gefühl. Ruht doch nach ſeinem Ausſpruch die Kunſt „auf den tiefſten Grundfeſten der Erkenntnis, auf dem Weſen der Dinge, inſofern uns erlaubt iſt, es in ſichtbaren und greiflichen Geſtalten zu erkennen." Die Idee der Kunſt iſt ihm die Idee der Natur und das Schöne ſelbſt „eine Manifeſtation geheimer Naturgeſetze, die uns ſonſt immer verborgen geblieben wären." Das dichteriſche Bild, das die Natur im großen und kleinen beſeelt, iſt nicht bloß Schmuck, nicht bloß Metapher. Dort wirkt es am meiſten, wo es eine ungeahnte innere Wahrheit enthüllt, indem es ſie umſchreibt. Daß gerade dem Geheimnis der Form in der Goetheſchen Forſchung die Hauptrolle zuerteilt iſt, und daß ſich ſeine beſten Gedanken auf das organiſche Leben beziehen, iſt kein Zufall. Und umgekehrt: Es iſt nicht zum geringſten die innere Naturwahrheit der kleinſten Gliedmaßen ſeiner Kunſtwerke, die ihnen ihre wundervolle Plaſtik verleiht. Das intuitive Erkennen, der divinatoriſche Blick, das gegenſtändliche Denken, das Abwenden von der Abſtraktion,

Eigenſchaften, die den Forſcher Goethe bezeichnen, es ſind Eigenſchaften des Künſtlers nicht weniger als jene ſynthetiſche, vereinigende Betrachtungsweiſe. Die echte Kunſt analyſiert nicht, ſie ſchafft und ſchöpft. Die reine und lebhafte Freude, die Goethe bei jeder neuen wiſſenſchaftlichen Erkenntnis empfindet, es iſt die Freude des Künſtlers am Kunſtwerk.

Natur und Kunſt, ſie ſcheinen ſich zu fliehen
Und haben ſich, eh' man es denkt, gefunden.

So iſt uns der Dichter der „Iphigenie“ und des „Fauſt“ ein Beweis jener oft vergeſſenen Tatſache, daß „die Abgründe der Ahnung, das ſichere Anſchauen der Gegenwart, ſehnſuchtsvolle Phantaſie, liebevolle Freude am Sinnlichen“ und vor allem die Idee auch den Naturforſcher tragen und fördern. Unſere Zeit, die Zeit exakteſter experimenteller Forſchung, darf das am wenigſten vergeſſen. Wenn in unſeren Tagen manche Geiſtesſtrömungen wie friſche Bergwinde in ſchwüle Täler der Naturwiſſenſchaft hereinfallen und viele metaphyſiſchen Begriffe, deren metaphyſiſcher Charakter dem Bewußtſein der Wiſſenſchaft entfallen war, heraustreiben, ſo können wir das mit Freuden begrüßen. Denn es ſind Irrtümer, die beſeitigt werden ſollen. Wenn aber andere Richtungen nach der mathematiſchen Auffaſſung der Naturdinge und Erſcheinungen jedes Denken über die Dinge als unberechtigt zurückweiſen, ſo müſſen wir uns wehren. Der Forſchung, auch der exakteſten, jede Spekulation nehmen, heißt ihr Wurzel und Blüte rauben. Darauf kommt es an, daß die Spekulation ſich ſtets ihres hypothetiſchen Charakters bewußt bleibt und ſich nicht mit den exakten Beſtandteilen der Forſchung verquickt. Aber die Vereinigung der einem intuitiven Erfaſſen entſpringenden Idee mit exakt experimenteller Unterſuchung macht noch heute das Weſen jedes größeren wiſſenſchaftlichen Fortſchrittes aus, und jene Männer, denen die Naturwiſſenſchaft des verfloſſenen Jahrhunderts ihre bedeutendſten Förderungen verdankt, Alexander von Humboldt, Karl Ernſt von Baer, Johannes Müller, Helmholtz, Darwin, es ſind Männer der Idee.

Was wundert's uns, daß ein Dichter Erkenntniſſe findet, die dem Forſcher verborgen blieben? Nicht mit Neid oder Mißtrauen, ſondern mit Stolz und Zuſtimmung wollen wir jenes von Thorwaldſen entworfene, hier wiedergegebene Titelbild zu Humboldts „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen“ (1807) betrachten, einem Werke, das der Forſcher ſeinem großen Freunde Goethe widmete: Apoll den Schleier der Naturgöttin lüftend. Es iſt nicht der Dichtung Schleier, aus der Hand der Wahrheit empfangen; die Dichtung ſelbſt enthüllt das verſchleierte Bild der Natur.

Titelbild zu Alexander von Humboldts „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen“, entworfen von Thorwaldſen.

Rouen von Oſten geſehen.

Rouen

Ein Städtebild aus der Normandie

von

Walther Gensel

(Nachdruck iſt unterſagt.)

„Welches iſt die größte Stadt in Eurem Reiche?“ fragte einſt Kaiſer Karl ſeinen „vielgeliebten Vetter“ Franz I. — „Rouen,“ antwortete der ritterliche König. — „Nun und Paris?“ — „Paris iſt keine Stadt, es iſt eine ganze Provinz.“ — Es liegt etwas eigentümlich Wahres in dieſer überraſchenden Antwort, das jeder nachempfinden wird, der weit in der Welt herumgekommen iſt — freilich nicht in dem Sinne, wie ſie Franz gemeint hatte. Die großen Agglomerate der verſchiedenartigſten Elemente, die wir Weltſtädte nennen, haben nicht mehr viel mit dem zu tun, was wir unter dem Worte Stadt verſtehen. Eine Stadt iſt ein organiſches Gebilde, ein Gemeinweſen, mit dem ſich jeder aufs innigſte verknüpft fühlt, an deſſen Wohl und Wehe jeder nach Kräften mitarbeitet, in dem nicht zufällig erworbener Reichtum, ſondern lange Zugehörigkeit, durch Generationen erprobte Tüchtigkeit Anſehen verſchaffen. Und dieſe Idee der Einheitlichkeit und Feſtgefügtheit iſt es wohl auch, die uns die „mittelalterlichen Städte“ ſo anziehend macht. Wir fühlen aus ihnen heraus, was wir gern beſäßen und vielleicht nicht mehr ſo beſitzen können: das ſtolze Gefühl, ein Bürger zu ſein. Jedes Fenſter und jede Tür, jeder Schmuckteil, ja jeder Stein ihrer Kathedralen, Rathäuſer, Markthallen und Börſen ſpricht uns davon. Da iſt nichts künſtlich Gemachtes, ſondern alles ſcheint mit Naturnotwendigkeit dem heimiſchen Boden entſproſſen zu ſein.

Den germaniſchen Stämmen war es vor allen beſchieden, ſolche Städte zu gründen

oder ihre alten Gemeinweſen ſo zu geſtalten. Vom alemanniſchen Oberrhein bis hinunter nach Holland, in Franken und Schwaben, in Sachſen und an der Oſtſee finden wir ſie dicht gereiht. Selbſt wo es ſich um nicht eigentlich deutſche Städte handelt, iſt oftmals vielleicht germaniſcher Einfluß mit im Spiele geweſen. Und ſo iſt auch die Perle unter den nordfranzöſiſchen Städten, Rouen, in vielem ein germaniſches, normanniſches Gebilde.

Rückanſicht der Kathedrale.

Man hat Rouen das franzöſiſche Nürnberg genannt. Das iſt ein etwas hinkender Vergleich. Nürnberg wird durch ſeine Burg beherrſcht, Rouen kriſtalliſiert ſich um ſeine Kathedrale. Die hügelige oberfränkiſche Stadt wird nur von der kleinen Pegnitz durchfloſſen, Rouen liegt zwiſchen lieblichen Höhenzügen am Ufer der hier zum breiten Strome gewordenen Seine. So bleibt als Vergleichspunkt eigentlich nur das mittelalterliche Ausſehen. Und auch hier ſind die Unterſchiede in den letzten Jahren ganz erheblich geworden. Während Nürnberg ſeinen feſtungsartigen Charakter möglichſt aufrecht erhält, haben hier die Gräben und Mauern längſt freundlichen Boulevards Platz gemacht, ſind auch im Inneren ſchon ganze Stadtteile erneuert worden.

Die Lage der Stadt iſt ganz außerordentlich bevorzugt. Von der Hauptſtadt des Landes nur zwei Stunden Eiſenbahnfahrt entfernt, mit dem Meere durch die breite, für Schiffe aller Art fahrbare Seine unmittelbar verbunden, iſt ſie für den Handel wie geſchaffen. Dabei liegt ſie im Mittelpunkt einer der fruchtbarſten Gegenden des nördlichen Europa. Prangende Äcker und ſaftige Wieſen allenthalben, Gemüſe und Kernobſt in Hülle und Fülle, prächtige Rinder, Pferde und Schafe, Eier, Butter, Milch von einer Vorzüglichkeit wie nirgends ſonſt, wo fände ſich alles ſo beiſammen wie hier?

Daß ſich an einem ſolchen Punkte frühzeitig Anſiedler niederließen, iſt nicht zu verwundern. Die erſte Erwähnung der Hauptſtadt der Veliokaſſer finden wir in Julius Cäſars Bellum Gallicum. Allein dieſes immerhin recht ehrwürdige Alter genügte den ehrſamen Chroniſten des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts keineswegs. „Es iſt zu bemerken," heißt es in einem von Sarrazin herausgegebenen „hiſtoriſchen Tagebuch" aus dem Jahre 1650, „daß die Stadt Rouen zuerſt erbaut und gegründet wurde von einem gewiſſen Magus, dem Sohn eines gewiſſen Samothes, des erſten Königs von Gallien; welchem Samothes der genannte Magus nachfolgte als zweiter König der Gallier; welcher zu regieren begann ungefähr dreihundert Jahre nach der Sintflut, d. h. im achten Lebensjahre des heiligen Patriarchen Abraham." So habe ſie zunächſt Maga geheißen, bis der ſiebzehnte König Namens Rhomus (2515 Jahre nach der Weltſchöpfung, keins mehr und keins weniger) ſie Rothomagus getauft habe. Viel Ergötzliches weiß dieſer wackere Chroniſt übrigens nicht aus der Geſchichte ſeiner Heimat zu erzählen.

Digitized by Google

In dem ganzen Bändchen iſt eigentlich von nichts anderem die Rede als von Blitzſchlag und Erdbeben, Feuers-, Hungers- und Waſſersnot, Verbrechen und Aufruhr, und vor allem von der Peſt. Ourſel in ſeinen „Beautéz de la Normandie“ (1700) iſt weſentlich vernünftiger. Er fängt nur 200 Jahre vor Chriſtus an und erklärt den Namen aus einem weiſen Götzen Namens Rotha. Die Stadt ſei damals ein kleiner Flecken ohne Mauern und Feſtungswerke inmitten hoher Wälder geweſen. Nun, viel weiter ſind wir auch heute noch nicht mit unſeren Erklärungsverſuchen. Am Ende des römiſchen Kaiſerreichs war Rouen bereits ein bekannter und geſchätzter Hafenplatz. Seine eigentliche Geſchichte aber beginnt doch erſt mit der Eroberung durch den Norweger Rollo im Jahre 876, der zuerſt das Land verheerte, dann aber, von Karl dem Einfältigen zum Schwiegerſohn und Markgrafen erhoben, ſich als einen tüchtigen und gerechten Herrſcher zeigte.

Die Erinnerung an die Normannenherrſchaft, die mit Wilhelm dem Eroberer ihre Blütezeit erreichte, um dann langſam ihrem Ende entgegenzureifen, wird in Rouen anſcheinend gern gepflegt. Zwei der Hauptſtraßen im Mittelpunkte der Stadt tragen den Namen von Normannenherzögen, und zwar hat man ſich nicht begnügt, ihren Vornamen auf die Straßenſchilder zu ſchreiben, ſondern — eine nachahmenswerte Art praktiſchen Geſchichtsunterrichtes — ihren vollen Titel und die Jahreszahlen daruntergeſetzt. 1204 unter Philipp Auguſt kam die Normandie wieder an Frankreich. Daß aber die Normannen oder vielmehr die Engländer, wie man nun ſagen muß, den Verluſt nicht leicht verſchmerzt hatten, das zeigten ſie in dem an Wechſelfällen reichen mehr als hundertjährigen Kriege, in dem ſie zuerſt in einem langen Siegeszug mehr eroberten, als ſie je beſeſſen, um ſchließlich das Errungene Schritt für Schritt wieder zurückgeben zu müſſen. Die Stadt Rouen iſt mehrfach mit den Ereigniſſen dieſes Krieges verknüpft, am unlöslichſten durch das Schickſal der Jungfrau von Orleans, die hier auf dem Scheiterhaufen ihr Ende fand. Nachdem der Heldenjungfrau im achtzehnten Jahrhundert auf einem falſchen Platze ein ziemlich jämmerliches Denkmal errichtet worden war, hat man jetzt mit Hilfe alter Stadtpläne den Ort ziemlich genau beſtimmen kön-

Saint-Ouen: Portail des Marmousets.

Digitized by Google

nen, auf dem die Flammen ihren Körper verzehrt haben. Unweit der Nordweſtecke der ſüdlichen Markthalle auf dem „Altmarkt“ iſt auf dem Pflaſter die Stelle bezeichnet, dicht daneben hat man an der Halle ſelbſt eine Gedenktafel befeſtigt, die ſtets mit Blumen und Kränzen geſchmückt iſt. Und lebendiger

Kathedrale: Johannisportal (Weſtfaſſade).

vielleicht noch als in Orleans, das ſie befreite und von dem ſie den Namen erhielt, lebendiger noch als in Reims, wo ſie den ſchwächlichen König krönen ließ, lebt ſie hier in der Erinnerung. Allzu ſtark iſt dort ihre Geſtalt mit Sagen umwoben; hier aber, in den Akten des mit allem Raffinement und aller ſeeliſchen und körperlichen Grauſamkeit geführten Prozeſſes, erſcheint ſie als ein einfacher, heldenhafter und großer Menſch, wird das, was wir Deutſchen in unſeres Schillers Trauerſpiel als Erzeugnis der dichteriſchen Phantaſie aufzunehmen geneigt ſind, zu greifbarer Wirklichkeit, und wir ſtehen ergriffen vor der Geſchichte einer Frau, der kein Land eine ebenbürtige Figur an die Seite zu ſtellen vermag.

Nach der Beendigung des großen Krieges begann für die Stadt die Zeit des größten Aufſchwunges, und mit dieſem Aufſchwung ging eine wunderbare Blüte der Kunſt Hand in Hand. Alles, was uns heute nach Rouen zieht, oder faſt alles ſtammt aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts und der erſten Hälfte des ſechzehnten: der Juſtizpalaſt, einer der herrlichſten Profanbauten der ausgehenden Gotik, und das Hotel Bourgtheroulde, in dem ſich Gotik und beginnende Renaiſſance zu einem reizend harmoniſchen Ganzen vereinigen; die Kirche Saint-Maclou, dieſes Juwel unter den kleineren Kirchen der Zeit, Saint-Vincent und der Turm Saint-André. Und ſelbſt die älteren Bauten erhielten jetzt erſt ihren Abſchluß und ihr charakteriſtiſches Ausſehen: die Kathedrale ihre Seitenportale und ihre Faſſade, Saint-Ouen ſeinen hohen und eleganten, von reizenden Türmchen flankierten Turm über der Vierung. Es iſt alſo nicht die ringende und ſich befreiende Frühgotik wie in Reims, Chartres, Amiens, die wir hier finden, noch die großartige, aber oft ſchematiſche Hochgotik, ſondern die Spätgotik, die uns nicht ſelten ausſchweifend und überzierlich anmutet, durch ihre Launen und Seitenſprünge zuweilen überraſcht, durch ihr graziöſes und phantaſievolles Formenſpiel aber immer wieder entzückt. Wo ein ſtrenger Meiſter die Zügel in den Händen hält wie beim Juſtizpalaſt, Saint-Maclou und dem wundervollen Portail des Marmousets von Saint-Ouen kommt es zu einer geſchloſſenen und einheitlichen Wirkung, an welcher auch der ſtrengſte Baumeiſter nichts auszuſetzen findet. An anderen Stellen aber ſcheint es, als habe immer ein Meiſter dem anderen

Digitized by Google

ein Schnippchen geſchlagen oder ihn zu übertrumpfen geſucht. So iſt die Faſſade der Kathedrale geradezu eine Muſterkarte verſchiedener Bauweiſen geworden. Aber der Freund des Maleriſchen kommt auch hier voll auf ſeine Rechnung.

Wie in allen mittelalterlichen Städten liegen die Sehenswürdigkeiten Rouens nahe beieinander. Geht man von der Kathedrale über Saint-Maclou nach Saint-Ouen, dann zu den Kirchen Saint-Godard, Saint-Laurent und der etwas abgelegenen Saint-Patrice, ſüdlich zum Hotel Bourgtheroulde und Saint-Vincent und endet bei der großen Uhr und dem Juſtizpalaſt, ſo kann man in einer reichlichen halben Stunde faſt alles, wenigſtens von außen, ſehen. Wer indes von dieſen Schätzen auch nur einigermaßen einen Eindruck gewinnen will, wird mindeſtens einen Tag brauchen. Für den wahren Kunſtfreund aber beginnt nach dieſen erſten Eindrücken erſt die eigentliche Arbeit. Er wird ſie kontrollieren und zu erweitern ſuchen. Und dann wird er die alte Stadt die Kreuz und die Quer durchſtreifen, alle Gäßchen einmal durchwandern, alle Giebel und Skulpturen muſtern und in alle Höfe blicken.

Kathedrale: Südportal (Portail de la Calende).

Das alte Rouen iſt vor allem eine Stadt der Kirchen. Das beweiſt keineswegs, daß die ehrenwerten Bürger der Stadt ganz in religiöſen Gedanken aufgegangen, allem weltlichen Treiben abhold geweſen wären. Trotz ihrer himmelanſtrebenden Geſtalt ſind die Kathedralen vor allem ein Zeichen der Kraft und des Selbſtbewußtſeins der Städte. Alle Gilden arbeiteten an ihnen mit, die Steinmetzen, die „huchiers“, die Schmiede, die Glasmaler, jeder ſuchte ſein Beſtes zu geben, und in den Handwerkergilden lag ja vielleicht noch mehr als bei den Kaufleuten die eigentliche Kraft der Bürgerſchaft. Daß man dieſen Eifer und dieſe Tatkraft jahrhundertelang nur ſelten an weltliche Bauten wandte, iſt freilich wieder ein Zeichen für den frommen Sinn des Mittelalters. Im achtzehnten Jahrhundert enthielt die Stadt nicht weniger als 37 Parochialkirchen, 67 Kapellen und 48 Klöſter, und von dieſen werden wenige nach 1600 entſtanden ſein. Den ſchönſten Überblick über dieſen Reichtum an ſtumpfen und ſpitzen Türmchen gewinnt man von der Anhöhe vor der Stadt, die von der Wallfahrtskirche Notre-Dame de Bonsecours gekrönt wird. Er bildet einen ergreifenden Gegenſatz zu den hohen Fabrikeſſen der induſtriereichen Vorſtadt Saint-Sever auf dem anderen Ufer.

Zunächſt wendet der Beſucher von Rouen natürlich ſeine Schritte zur Kathedrale, deren 148 Meter hoher, erſt im neunzehnten Jahrhundert an die Stelle eines alten hölzernen geſetzter gußeiſerner Dachturm ſo recht zum Wahrzeichen der Stadt geworden iſt. Ungefähr um die gleiche Zeit und in denſelben

Digitized by Google

Verhältniſſen begonnen wie die von Reims und Amiens, kann ſie ſich doch nicht ganz mit dieſen meſſen, vor allem, weil ihr die Einheitlichkeit mangelt. Das impoſante Innere entſtammt dem dreizehnten Jahrhundert, die Seitenportale dem fünfzehnten, die Faſſade dem ſechzehnten. Für den einen Turm wurden die Überreſte einer alten Kirche benutzt, während der andere, der Butterturm, erſt am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts vollendet wurde. Die Skulpturen der Faſſade befinden ſich zum größten Teil in einem bejammernswerten Zuſtande. Um ſo reicher wird man dafür durch das „Portal der Buchhändler“ entſchädigt, das, von der alten Rue St.-Romain im Norden aus durch einen Hof zugänglich, allerdings vor den Unbilden der Witterung und den ſchlimmeren der Menſchen viel mehr geſchützt war. Man muß ſich die jetzt recht öden Fenſter zu beiden Seiten dieſes Hofes und die Plätze daran mit Büchern und Manuſkripten aller Art gefüllt und eine Volksmenge in der maleriſchen Tracht der Zeit davor denken, um ſich den Eindruck vorzuſtellen, den es am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gemacht hat. Ein würdiges Gegenſtück dazu iſt das Südportal oder Portail de la Calende, angeblich nach einer Bruderſchaft ſo genannt, die ſich an den Kalenden eines jeden Monats zu verſammeln pflegte.

Den ſchönſten Schmuck des Inneren der Kirche bieten die in der Marienkapelle hinter dem Chor befindlichen Denkmäler des Kardinals von Amboiſe — die Geſtalt des jüngeren Amboiſe iſt erſt ſpäter hinzugekommen — und des Seneſchalls de Brézé. Beide waren Generalſtatthalter der Normandie. Aber während der eine ſpäter als Miniſter und Kardinal durch ſeine echt ſtaatsmänniſchen Eigenſchaften wie durch ſeine Ränke einen überragenden Einfluß gewann, kennt man den anderen hauptſächlich als Gemahl der berühmten und berüchtigten Diana von Poitiers, die ihm das herrliche Denkmal errichten ließ, im übrigen aber über ſeinen Tod bekanntermaßen nicht eben untröſtlich war. Den ſinnverwirrenden Reichtum des Amboiſedenkmals zu ſchildern, das jetzt allerdings ſeine Farbe zum Teil eingebüßt hat, iſt unmöglich. Es gilt nicht nur für das Meiſterwerk des Architekten Rolland Leroux, ſondern für einen der Gipfelpunkte der franzöſiſchen Plaſtik überhaupt. Die Koſten betrugen nicht weniger als 6952 Livres, 16 Sols, 4 Deniers, nach heutigem Gelde etwa 50 000 Mark. Unſere Abbildung vermag von der Fülle und dem Reichtum der Einzelheiten wenigſtens einen Begriff zu geben.

Amboiſedenkmal in der Kathedrale.

Weniger überladen, einheitlicher und darum auf die Dauer noch eindrucksvoller iſt das andere Werk. Sein von der Witwe betrauerter „gisant“ iſt eine der herrlichſten naturaliſtiſchen Schöpfungen der franzöſiſchen Früh-

Digitized by Google

Teil vom Amboiſedenkmal.

renaiſſance, ebenbürtig dem nackten Königspaar in Saint-Denis. Seit alters her betrachtet man ſie als ein Jugendwerk Jean Goujons. Ob aber der ſinnige Schöpfer der anmutigen Brunnenfiguren an der Fontaine des Innocents, der Karyatiden im Louvre und der etwas manierierten Diana auf der Hirſchkuh wirklich ihr Schöpfer iſt oder ob ein anderer, etwa Germain Pilon, ſeine Hand im Spiele gehabt hat, bleibt trotzdem eine offene Frage, auf die Kundigere die Antwort geben mögen. Kaum minder ſchön iſt übrigens die Geſtalt des Reiters oben.

Nächſt der Kathedrale feſſelt uns der nach dem heiligen Audoënus (geſtorben 689) benannte großartige Bau. Vier Kirchen waren an dieſer Stelle bereits nacheinander vom Feuer vernichtet worden, als der Abt Jean Rouſſel 1318 die jetzige begann. Er ging mit einem ſolchen Feuereifer ans Werk und die Spenden floſſen ſo reichlich, daß binnen einundzwanzig Jahren, einer für damalige Kathedralbauten erſtaunlich kurzen Zeit, der Chor und der Hauptteil des Querſchiffes vollendet waren. Dann aber kam der große Krieg und ließ die Arbeit ſtocken, wenn ſie auch nie völlig aufhörte. Erſt hundert Jahre ſpäter faßte der jüngere Berneval den Plan zu dem grandioſen Zentralturm, und als dieſer etwa 1515 vollendet war, fehlte der Kirche noch immer die Faſſade. Das Innere macht durch die Größe der Verhältniſſe, die Schlankheit der Pfeiler, die Schönheit der alten Glasmalereien einen ungemein impoſanten Eindruck, wirkt aber durch den faſt vollſtändigen Mangel an Kunſtwerken etwas kühl. Es gibt wenige berühmte Kirchen, in denen man ſich auf die Dauer ſo verlaſſen und klein vorkommt.

Wieviel freundlicher, wieviel erbaulicher wirkt Saint-Maclou, dieſes Kleinod in der Krone der Stadt! Freilich iſt es kaum ein Drittel ſo lang wie Saint-Ouen und in einem Zuge von 1436 bis in den Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts erbaut worden. Höchſt eigentümlich iſt die Faſſade, deren fünf mit hohen Wimpergen geſchmückte Portale etwa wie Sehnen zueinander liegen, die man in einen Viertelkreis hineingezeichnet hat. Die zwei reichgeſchnitzten hölzernen Türen werden dem Jean Goujon zugeſchrieben. Im Inneren bewundert man vor allem das köſtliche Treppchen zur Orgel und die

Saint-Ouen: Anſicht von Süden.

Fenſter. Einen kurzen Beſuch verdient auch der naheliegende ehemalige Kloſterfriedhof. Bädekers Gewährsmann meint zwar, er errege kaum mehr Intereſſe. Die alten, Totentänze darſtellenden Holzſkulpturen ſind in der Tat auch vollſtändig verſtümmelt und als Kunſtwerke nicht mehr zu genießen. Die morſchen niederen Fachbauten mit ihren Holzbalkons und die Bäume davor aber bilden einen der maleriſchſten Winkel in der an maleriſchen Orten doch ſo reichen alten Stadt.

Eine der ſchönſten Zierden von Rouens Kirchen ſind die Glasmalereien. Von denen von Saint-Ouen und Saint-Maclou iſt ſoeben die Rede geweſen. Die anderen Kirchen, Saint-Godard, Saint-Patrice und Saint-Vincent werden faſt nur ihretwegen beſucht, obwohl wenigſtens die letztere auch als Bauwerk volle Aufmerkſamkeit verdient. Einige der Fenſter werden auf Zeichnungen berühmter Meiſter, ſelbſt Raffaels und Dürers zurückgeführt, aber die Zeichnung und vollends das Gegenſtändliche iſt ja bei Glasmalereien nicht nur meiſtens nebenſächlich, ſondern ſtört zuweilen faſt den Genuß der reichen Farbenharmonien. Vielfach werden deshalb jetzt — und ich möchte mich dieſer Meinung anſchließen — die romaniſchen und frühgotiſchen Werke dieſer Kunſt am höchſten geſtellt, die, ohne den Geiſt irgendwie abzulenken, gleichſam den feierlichen Tönen der Orgel entſprechen. Jedenfalls aber wollen wir uns vor Einſeitigkeiten hüten und uns nicht durch die Erinnerung an die Glasmalereien von Chartres den Genuß dieſer Roueneſer Meiſterwerke des ſechzehnten Jahrhunderts verkümmern laſſen.

Noch manche andere Kirche würde zu nennen ſein. Der Reichtum an ihnen iſt ſo groß, daß einige gänzlich verfallen ſind oder wenigſtens zu ganz anderen Zwecken benutzt werden, die eine zu einer Wagenremiſe, die andere zu einem Fabrikraum. Und darunter befinden ſich Werke, die in kunſtärmeren Gegenden als die größten Sehenswürdigkeiten gezeigt werden würden. Hier aber in dieſem „embarras de richesse" gehen ſie völlig verloren.

Unter den weltlichen Bauten ſteht der Juſtizpalaſt weitaus an erſter Stelle, vielleicht der reizvollſte Profanbau, den die Spät-

Digitized by Google

gotik überhaupt hervorgebracht hat. Selbſt die belgiſchen Rathäuſer (Brüſſel, Löwen, Oudenaerde) reichen nicht ganz an ihn heran. Sie ſind regelmäßiger, weniger frei, weniger kapriziös. Wie geſchmackvoll wirkt es hier, daß die Flügel dem Mittelbau nicht gleichen, daß der unendliche Reichtum ſeiner Figuren und Ornamente in ihren breiteren Flächen gewiſſermaßen ein Gegengewicht findet. Aber auch ſeine Fenſter und Pfeiler, Wimperge und Fialen erſcheinen wieder verhältnismäßig einfach neben der an Holzſchnitzwerk gemahnenden Zierlichkeit des Erkertürmchens Ludwigs XII. Die völlige Symmetrie, die jetzt herrſcht, war von dem Baumeiſter Roger Ango, dem ſich für die Einzelausführung wohl der geniale, ſchon genannte Roland Leroux geſellte, vielleicht gar nicht beabſichtigt. Der ganze rechte Flügel iſt eine moderne Zutat. Überhaupt iſt auch dieſer ſo unendlich harmoniſch wirkende Bau nur allmählich entſtanden. Die gewaltige, 49 Meter lange und 16 Meter breite Salle des Procureurs oder des Pas perdus, ein Meiſterwerk der Wölbungskunſt, war am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zuerſt errichtet worden als ein Börſenſaal für die Kaufleute, die bis dahin in mittelalterlicher Ungeniertheit die Kathedrale als Verſamm-

Saint-Vincent: Apſis.

Der Juſtizpalaſt.

Digitized by Google

lungsort benutzt hatten. Der Gerichtshof der Normandie wurde 1499 in Permanenz erklärt und ihm der Bau zugewieſen, deſſen Erweiterung nun die erſte Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts in Anſpruch nahm. Einer näheren Beſchreibung überhebt uns unſere Abbildung.

Hotel Bourgtheroulde.

Zeigt ſich die Gotik hier noch einmal in ihrem vollen Glanze, ſo fühlen wir doch ſchon ihre nahende Auflöſung. Wir finden noch den gebrochenen Bogen, aber er iſt ganz flach geworden und ſchwebt über den meiſten Fenſtern nur noch als Zierat, während dieſe ſelbſt ſchon eine ſchlichte, rechteckige Geſtalt angenommen haben. So iſt man für die ſüdlichen Formen, die nun eindringen, wohl vorbereitet: allein der gotiſche Geiſt iſt nicht gewillt, ſich ohne weiteres zu ergeben.

Wie die beiden Formenwelten miteinander ringen und ſich trotzdem zu einem höchſt maleriſchen Ganzen verſchmelzen, dafür bietet das Hotel Bourgtheroulde ein entzückendes Beiſpiel. Der nach der Straße zu gelegene Vorbau hat ſeinen Eckturm, ſein hohes Dach und ſein ſchönes hölzernes Tor

Hotel Bourgtheroulde: Südflügel.

Digitized by Google

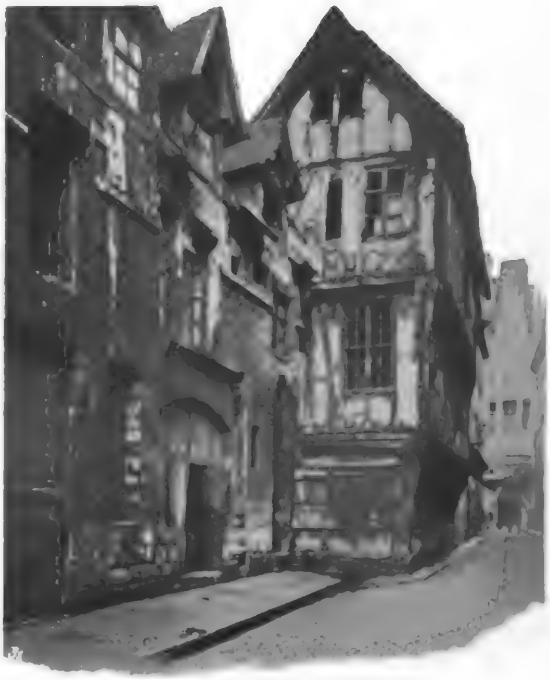
jetzt verloren und würde von ſeinen Erbauern kaum wiedererkannt werden, aber wenn wir in den Hof treten, bietet ſich uns das Hauptgebäude noch in ſeiner vollen Schönheit. Ganz der Renaiſſance gehört die niedere Galerie links an, die der Sohn des urſprünglichen Bauherrn Guillaume le Roux errichten ließ. Das Eigentümlichſte an dem Hauſe aber iſt der überreiche Skulpturenſchmuck, der faſt alle Felder zwiſchen den Öffnungen des Turmes bedeckt. Und zwar ſtellen die Basreliefs des Turmes Szenen aus dem ländlichen Leben der Zeit dar, während die der Galerie die Zuſammenkunft Franz' I. mit Heinrich VIII. auf dem Camp du drap d'or bei Calais verherrlichen. Beſonders die letzteren ſind von der Witterung hart mitgenommen. Ihr eigentlicher Kunſtwert iſt nicht ſehr groß, wie Th. A. Cook in ſeinem hübſchen Büchlein über Rouen auseinanderſetzt, dem wir auch ſonſt für einige Hinweiſe verpflichtet ſind. Um ſo größer iſt ihr hiſtoriſcher Wert; ſcheinen ſie doch von einem Augenzeugen ausgeführt oder wenigſtens aufs genaueſte inſpiriert zu ſein. Noch ärger ſprechen die ländlichen Szenen allen Geſetzen der Plaſtik Hohn. Ihr Relief iſt in der Tat ſehr gering, ſie haben keine feſten Grenzen, denn ſie wandern unbeſtimmt um die Fenſter herum, mit ihren Bäumen, dem fließenden Waſſer und den Wolken, Vögeln und Häuſern, die ſich alle in derſelben Ebene befinden und alle die gleichen „Valeurs" haben. Man wird an alte Miniaturen oder Stickereien erinnert, und Cook meint denn auch, daß es Kopien von Wandteppichen aus der Zeit ſeien.

Stärker noch als hier macht ſich die neue Weiſe in dem ſeit 1510 von Le Roux erbauten „Finanzbureau" geltend. Kein Geringerer als König Ludwig XII. hatte an den häßlichen Makler- und Wechslerbuden Anſtand genommen, die den Toren zur Kathedrale gegenüber den Zugang zu dieſen einengten und den Bau der Hôtels Généraux des Finances angeordnet. Vor 1540 wird das Werk vollendet geweſen ſein. Gotiſche und klaſſiſche Teile ſtreiten auch hier noch miteinander, in ſeiner Geſamtordnung aber mit dem hohen Dach und dem ausgeprägten Kranzgeſims gehört es völlig der neuen Zeit an. Durch die Einfügung von Läden in die unteren Arkaden und die Anbringung ſcheußlicher Reklameſchilder iſt es heute leider ſo verunſtaltet, daß man ſeine urſprüngliche Schönheit kaum noch ahnen kann. In einem ähnlichen Stile wurde bald nachher die Cour des comptes erbaut.

Fontaine de la Crosse.

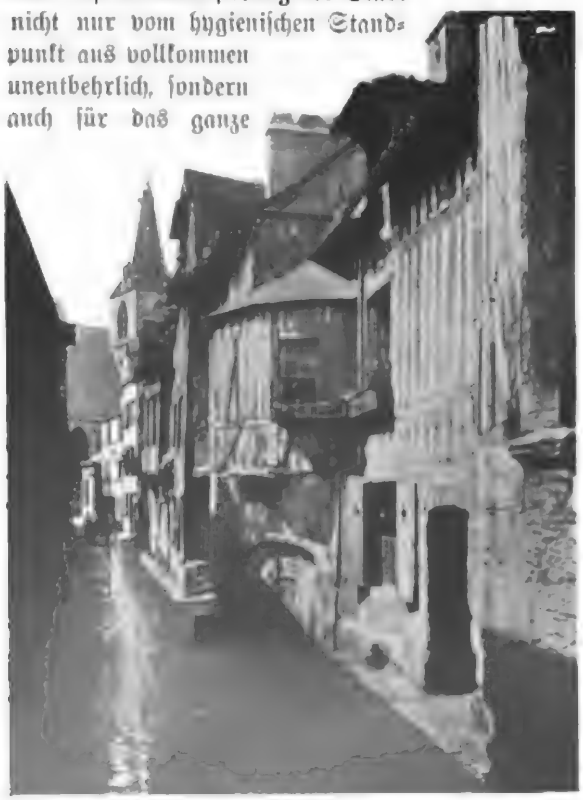
Am 10. November 1449 hatte Karl VII. ſeinen Einzug in die von den Engländern geräumte Stadt gehalten, hundert Jahre ſpäter war ihre glücklichſte Zeit vorüber. Es kam die Zeit der Religionskriege, unter denen ſie ſchwer zu leiden hatte. Dann im

ſiebzehnten Jahrhundert das furchtbare Wüten der Peſt. Rouen hat zwar in den folgenden Jahrhunderten immer einen hohen Rang unter den Provinzſtädten behauptet, aber ſein eigentlicher Glanz war dahin. Erſt im neunzehnten Jahrhundert hat es durch die Induſtrie wieder einen lebhaften Aufſchwung genommen. Was ſeit 1550 an Bauwerken errichtet wurde, iſt kaum der Rede wert und hält jedenfalls keinen Vergleich mit den von uns beſchriebenen aus. Immer wieder wird der Wanderer von ihnen zu den alten Bauten zurückkehren. Und deren gibt es, auch abgeſehen von den ſchon genannten, noch immer genug und — vielleicht übergenug.



Die Rue Saint-Romain.

Viele Leute weinen heutzutage jedem alten Rumpelkaſten, der niedergeriſſen wird, eine ſentimentale Träne nach oder erheben gleich ein Geſchrei über Vandalismus. Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Rouen ganze Häuſerviertel und Straßenflüchte den neuen breiten Boulevards weichen mußten, war des Wehklagens unter den Altertumsfreunden kein Ende. Und doch war dieſe Modernisierung der Stadt nicht nur vom hygieniſchen Standpunkt aus vollkommen unentbehrlich, ſondern auch für das ganze moderne Verkehrsleben und im Zuſammenhang damit für die ganze Weiterentwickelung der Stadt von der allerhöchſten Wichtigkeit. Es iſt ja für den Altertumsfreund ſehr erbaulich, einen Blick in ſo eine alte Gaſſe zu werfen, und für den Maler ſehr hübſch, ſie zu ſkizzieren, aber wem ſoll man denn zumuten, in dieſen niedrigen Winkeln zu wohnen, wohin ſich nie ein Strahl der Sonne verirrt, und wo die Nachbarn ſich von Fenſter zu Fenſter die Hände reichen können? Es gibt heute immer noch viel zu viele ſolcher Höhlen, die übrigens merkwürdigerweiſe zum Teil die poetiſchſten Namen wie „Roſenbuſchgaſſe“ oder „Straße zu den großen Hochzeiten“ führen. Oder ſoll die Stadt etwa alle alten Gaſſen und Häuſer als Muſeumsſtücke erhalten? Das möchte ein recht koſtſpieliges Unternehmen ſein. Freuen wir uns, wenn die Hauptdenkmäler mit aller Sorgfalt gepflegt werden, und freuen wir uns auch, wenn uns hier und da unvermutet ein alter Giebel grüßt, aber beklagen wir uns nicht zu ſehr darüber, wenn die mittelalterliche Enge



Die Rue des Matelas.

Digitized by Google

und Dumpfheit dem Licht und der Luft weichen. Das Schlimme iſt, daß wir an die Stelle des Alten ſo wenig maleriſches Neues zu ſetzen wiſſen. Schnurgerade Straßen und Mietskaſernen, das iſt unſere ganze Weisheit. Will ein Hauswirt einmal etwas Beſonderes tun, ſo baut er in irgend einem überladenen Renaiſſance- oder Barockſtil, der das Straßenbild nur unruhig macht.

Wie man früher ganz in eigenem Geſchmacke zu bauen und ſich doch dem Straßenbilde anzuſchmiegen verſtand, dafür bietet die Umgebung der Großen Uhr in Rouen ein herrliches Beiſpiel. Alle Jahrhunderte haben da zuſammengewirkt, um das entzückendſte Bild zu ſchaffen. Der Turm ſelbſt ſtammt aus dem vierzehnten Jahrhundert, die Uhr, ein Meiſterwerk von Jourdain Deleſtre und Jehan de Félanis, wurde im Jahre 1396 vollendet. Sieben Reliefs mit Darſtellungen der Götter und Göttinnen der Woche auf Triumphwagen umrahmen ihr Zifferblatt. Im ſechzehnten Jahrhundert erbaute man den mit Skulpturen geſchmückten Torweg, in dem die Uhr jetzt aufgehängt iſt, das achtzehnte fügte den Brunnen mit dem großen Relief des Alphäus und der Nymphe Arethuſa hinzu. Der gotiſche Turm und dies echte Erzeugnis allegoriſcher Rokokokunſt, die primitive gewaltige Uhr, deren eherne Stimme ſchon vor einem halben Jahrtauſend zu den Bürgern von Rouen ſprach, und die Telephondrähte, die ſich an ihr vorbei über die Straße ziehen, die alten verwitterten Gitterfenſter des Durchganges und das vornehme Schaufenſter des gegenüberliegenden Juwelierladens — welch wunderliches Gemiſch! Und doch ſteht alles in vollkommenſter Harmonie nebeneinander. Ein reizender Zufall hat es gefügt, daß in dem Laden neben dem Brunnen ſich ein Fayencenhändler eingeniſtet hat, kein reizenderer Schmuck ließe ſich für die alten Fenſter denken als die Roueneſer Krüge und Teller des ſiebzehnten Jahrhunderts. Oder ſollte hier kein Zufall gewaltet, ſollte die Stadt hier ihre Hand im Spiele gehabt haben? Es wird uns ſchwer, daran zu glauben. Sonſt würde ſie nicht neben das Portal der Kathedrale ein überaus ſcheußliches Häuschen hingeſetzt haben, ſonſt würde ſie dem Kaufmann gegenüber nicht geſtatten, ſein Warenhaus von unten bis oben mit abſcheulichen Plakaten zu bekleben.

Es iſt, wie geſagt, durchaus nicht nötig, daß jedes alte Haus verſchont bleibt. Nötig aber iſt es, daß das, was man erhält, unverſtümmelt und unverſehrt bleibt. Falſche Wiederherſtellungen ſchaden mehr als barbariſche Zerſtörungen. Die Kirche St. Ouen wurde 1562 von den Proteſtanten geplündert, zur Revolutionszeit erſt in ein Muſeum verwandelt und dann zur Werkſtatt eines Waffenſchmiedes degradiert, aber alle dieſe Verwüſtungen haben den Bau nicht ſo

Die große Uhr.

Digitized by Google

Das ſogenannte Haus der Diana von Poitiers.

vom Portal ausliefen. Das ging den braven Leuten von 1850 denn doch zu ſehr wider den Strich, und ſo ließen ſie den alten Plan ganz fallen und erbauten eine neue Faſſade im Geſchmack der reinen Gotik, d. h. der Gotik von 1850, eine Faſſade, die nicht nur eine gänzlich langweilige und unperſönliche Stilübung iſt, ſondern obendrein in gar keinem Verhältnis weder zu dem übrigen Bau noch zu dem Platze ſteht. Jede halbwegs vernünftige Barockfaſſade, die dann wenigſtens ſofort als neue Zutat kenntlich ſein und mit dem Rathaus daneben harmonieren würde, wäre hier vorzuziehen. Jetzt muß man einen großen Umweg machen und von hinten an das Gebäude herankommen, wenn man ſich den Eindruck nicht ſtören laſſen will. Aber bis ins Innere hinein, bis in die gewaltigſten Raumſchöpfungen der Spätgotik, verfolgt uns der moderne Ungeſchmack. Beſitzt doch die Faſſade eine Roſe, die nach dem Ausſpruch eines Engländers wie ein Bündel ſchimmernden Blumenkohls wirkt!

entſtellt wie die um 1850 erbaute Faſſade. Es gibt eine höchſt merkwürdige Aufnahme eines Architekten aus dem Jahre 1846. Damals reichten noch die unfertigen und teilweiſe zertrümmerten Türme bis zum unteren Rande der Roſe, kräftige und gedrungene Bauwerke, die in ihrer Vollendung wahrſcheinlich ein vortreffliches Gegengewicht zu dem hohen Turm über der Vierung gebildet hätten. Das ſeltſamſte aber war, daß dieſe Türme nicht fein ſäuberlich, wie anſtändige Türme zu tun pflegen, im rechten Winkel zur Längsachſe ſtanden, ſondern überquer, alſo in Winkeln von 45 Grad

Marienbrunnen von Falguière und Deperthes.

Digitized by Google

Glücklicherweiſe iſt man nicht überall ſo ungeſchickt zu Werke gegangen. Die reizend geſchnitzte Holzfaſſade eines Hauſes, das man ganz unbegründeterweiſe als die Wohnung der Diana von Poitiers bezeichnet — vielleicht hat der brave Holzbildhauer ſie für ſeine eigene Wohnung zurecht geſchnitzt, ſo daß ſie ihm zugleich als Reklame diente —, großes Tierſtück von Joſeph Stevens, ſchöne Handzeichnungen von Géricault, Troyon, Rouſſeau uſw., dazu im Treppenhauſe ein großes Wandgemälde von Puvis de Chavannes, das alle Vorzüge, aber leider auch die Mängel des Meiſters zeigt. Noch intereſſanter, weil einzig in ſeiner Art, iſt das keramiſche Muſeum im erſten Stockwerk mit

Die neue Fährbrücke. (1899.)

hätte man z. B. nicht beſſer unterbringen können als in dem hübſchen Gärtchen beim Andreasturm. Hier fügt ſie ſich nicht nur prächtig der Umgebung ein, ſondern läßt ſich auch ſo recht mit Behagen ſtudieren.

Nach den alten Bauten haben die anderen Sehenswürdigkeiten einen ſchweren Stand. Und doch wird man auch unter ihnen manches Schöne entdecken. Das ſtattliche Muſeum enthält eine ganze Anzahl vortrefflicher Bilder, unter den älteren vor allem eine wundervolle Madonna mit Engeln und heiligen Frauen von Gérard David, unter den neueren zwei duftige Anſichten der Teiche von Ville d'Avray von Corot, zwei prächtige Landſchaften von Daubigny, ein ſehr kräftiges ſeinen Prachtſtücken der Roueneſer Fabrikation. Auch die Antiken- und kunſtgeſchichtliche Sammlung enthält manches beachtenswerte Stück. Endlich verdienen einige plaſtiſche Werke, ſo der große Marienbrunnen von Falguière und Deperthes, das Corneille-Denkmal von David d'Angers und das Flaubert-Denkmal von Chapu (der große Dichter wie der große Schriftſteller waren Söhne der Stadt) Beachtung, weniger das allzu kraftloſe Denkmal der Jungfrau von Orleans auf Bonſecours. Und wer die Stadt nicht lediglich als Kunſtfreund beſucht, wird auch an dem regen Leben im Hafen ſeine Freude haben und in der neuen Fährbrücke eine höchſt eigentümliche Leiſtung moderner

Digitized by Google

Ingenieurkunst bewundern. Vor allem aber sollte der Besucher, der von Paris auf ein paar Tage hinüberkommt — und das tun die Deutschen leider immer noch viel zu selten —, der reizenden Umgebung einige Zeit widmen.

Von der schönen Aussicht von Notre-Dame de Bonsecours ist schon die Rede gewesen. Reizend ist auch die Seinefahrt stromabwärts zu dem Villenort Bouille. Weiter hinunter aber liegen die berühmten Ruinen der Abtei von Jumièges und die Kirche von Caudebec, prächtige Ergänzungen zu den Wunderwerken, von denen wir einen wenn auch nur unvollkommenen Begriff zu geben versucht haben.

Der die Ruhe bringt

Es ist nur einer, der Frieden bringt
Und alle Rätsel und Wirrnisse löst ...

... Sehnsüchtig gehst du durchs Leben hin,
Aus goldenen Schalen dir Wahrheit zu trinken;
An alle Türen pocht deine Faust,
Du folgst den Händen, die ferne dir winken;
Du gehst zu den Jungen und hörst ihre Lehren,
Vor Greisen und Weisen beugst du das Knie,
Du schreist zu den Göttern, du rufst zu den Teufeln,
Wahrheit und Frieden wird dir doch nie.
Wo Meere rollen, wo Wälder rauschen,
Wo die Einsamkeit horchend und schweigend sich dehnt,
Wo die Ströme des Lebens am lautesten rauschen —
Was suchst du! — Den Frieden findest du nie!

Es ist nur einer, der Frieden bringt
Und alle Rätsel und Wirrnisse löst,
Wenn nach der Tage Vollendung er
Dich lächelnd in nächtige Tiefen stößt.
Der steht auf Märkten, in Kirchen und Gassen
Und wartet, bis deine Zeit vorbei,
Die Gott dir gesetzt, — dann macht er die Seele
Von allem Sehnen und Suchen dir frei.

Seine Hand ist Liebe. Und packt er dich auch,
Daß du dich windest in Jammer und Schmerz —
Seine Hand ist Liebe. Sie gießt dir Frieden,
Seligen, schweigenden Frieden ins Herz.

Wilhelm Lobsien

Herrin auf Klissow

Novelle

von

Paul Steinmüller

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Neben dem großen Dreeſch wurde heute der Roggen geſchlagen. Es war ein trockener Julinachmittag. „Richtiges Erntewetter!“ hatte Inſpektor Zilleſen geſagt und dabei vergnügt die harten Hände gerieben.

Aber die Männer, welche die grauen Schwaden zu Boden warfen, hatten die Stirn gekrauſt, und Jochen Pellworm hatte gemurrt: „Verfluchte Hitze! Bin neugierig, wie wir das ohne doppelte Rationen durchhalten ſollen.“ Wenn er einen Strich gemäht hatte und oben am Rain angelangt war, blieb er ſtehen, wiſchte mit dem Handrücken über die Stirn, ſchwenkte die hellen Tropfen ab und ſah den Weg entlang, den der Junge mit dem Veſperſchnaps kommen ſollte. Aber die Sonne ſtand noch zu hoch. Unter ſchwerem Ächzen machte er Kehrt und ſchritt den Acker wieder ab.

Plötzlich geſchah etwas Unerwartetes. Als die Reihe der Mäher wieder einmal die Bodenwelle emporſchritt, wurden droben hellfarbige Sonnenſchirme ſichtbar, zwei und zwei nebeneinander. Die Mädchen, welche hinter den Schnittern banden, reckten die Köpfe.

„Herrje, die Damen vom Schloß!“ rief einer halblaut.

„Gottlieb, du biſt ja woll döſig! Die kommen doch nicht am erſten Tage!“ antwortete eine Dirne.

Aber ſie waren es wirklich. Die Gutsherrin, die Geheimrätin, ging mit der Hofmarſchallin voran, und ihr folgte der „Stab“, wie man die ſtändigen Sommergäſte aus der Hauptſtadt nannte: die halbtaube Exzellenz, die alte Tetterow, und Guſting und Lotting, welche einander beſtändig die Geſchichte ihrer unglücklichen Liebe erzählten, ganz hinten.

„Sie wollen ſich binden laſſen,“ ſagte Jochen Pellworm. „Mädels, habt ihr alles parat?“

Die Dirnen lachten und ſchoben die wirren, naſſen Haare unter die buntgewürfelten Kopftücher, die Männer faßten die glatten, heißen Senſenſtiele feſter, und nun ging's darauf los.

Die Geheimrätin blieb ſtehen und richtete freundliche Worte an die Arbeitenden; dann geſchah, was bei jeder Ernte ſich wiederholte: die Mädchen ſagten ihre Sprüchlein, die Burſchen dengelten dazu ihre Senſen, und als den Damen die buntbebänderten Strohſeile über den Arm geſtreift waren, griffen ſie in die Taſchen und holten die bereit gehaltenen Taler heraus. Damit war den gutsherrlichen Pflichten wieder einmal Genüge getan.

Die Leute gingen zufrieden nach dem Ruheplatz unter den drei Erlen; denn dort war inzwiſchen Fritze Holleben eingetroffen und ſchwenkte die anſehnliche irdene Buddel.

„Sie iſt ganz voll, Leute; Mamſelling hat heute ihren guten Tag,“ ſagte er.

Die Flaſche kreiſte, die Meſſer fuhren in das ſchwarze Brot, das Geld klapperte in den Taſchen, mit frohen Augen ſaßen ſie kauend im Graſe und machten weite Pläne.

Der alte Güſtrow, der ein wenig ſeitwärts von dem jungen Schwarm ſaß, erhob ſich und lauſchte empor; dann ſah er mit

ſchrägem Blick auf die Schwätzer. „Seid doch ſtill!“

Jetzt horchten auch die anderen. Ein dumpfer metallener Ton kam durch die Luft.

„Ach das!“ ſagte Fritze Holleben. „Das iſt die Totenglocke in der Stadt. Ich habe ſie ſchon gehört, als ich vom Hofe ging. Die alte Wuſterwitz wird heute begraben.“

Nun fingen ſie an durcheinander zu reden: „Was, die iſt tot? Die Geizhälſin? Verhungert iſt ſie! Was hat die von ihrem Gelde gehabt? Nicht einmal das Schmalz zum Brot hat ſie ſich gegönnt.“

Der alte Güſtrow aber hielt den Hut vor das Geſicht; als er ihn ſinken ließ, ſagte er: „Seid doch ſtill, ihr Leute! Sie war die Herrin dieſes Gutes. Ich habe unter ihr mein Leben hindurch gedient. Ich leid's nicht, daß man ihr Schlechtes nachredet.“

Eine kecke Dirne mit blanken Augen richtete ſich auf dem Ellenbogen hoch: „Iſt ſchon recht, Vater Güſtrow, aber eine Geizhälſin war ſie doch.“

Der Alte blickte das Mädchen ſcharf an: „So? Ei, was weiß das junge Volk davon, was Herzeleid heißt. Ich ſag' euch aber: ihr alle habt ſie nicht gekannt und eure Eltern auch nicht. Wenn ich nur wollte ... doch ſie iſt ja nun tot.“ Er klappte das Meſſer zu und griff nach ſeiner Senſe.

Währenddeſſen ſaßen die Damen bei Tee und heißen Waffeln auf der Veranda des Schloſſes. Guſting tuſchelte noch immer mit Lotting, und die faltigen Jungferngeſichter der beiden glänzten wie die matten Fenſter eines alten Häuschens, über die ein ſpäter Sonnenſtrahl gleitet. Sie hörten gar nicht auf die Hofmarſchallin, welche wieder eine ihrer Geſchichten begonnen hatte: „Als ich noch an dem Hofe zu X. war.“ Und dabei betrachtete ſie immer ihre langen, weißen Hände, von denen der Freundinnenkreis wußte, daß eines Prinzen Augen bewundernd auf ihnen geruht hatten. Die Hofmarſchallin war etwas indigniert; man war ſehr unaufmerkſam, während ſie erzählte. Die Geheimrätin ſah unruhig um ſich, die alte Tetterow zählte halblaut die Maſchen der Filethandſchuhe, welche ſie für eine ihrer zahlloſen Enkelinnen ſtrickte; nur die Exzellenz nickte ihr ſtereotypes höfliches Nicken.

Plötzlich ſagte die Herrin: „Wo bleibt nur unſer alter Medizinalrat? Zum erſtenmal hat er ſeinen Dienstagbeſuch verſäumt, und heute iſt doch ſchon Donnerstag.“

Die Erzählerin ſchwieg gekränkt. Gott, man mußte ſich von den Leuten, die einen mit Wohltaten überhäuften, manche Taktloſigkeit gefallen laſſen!

„Er wird ſich wohl erkältet haben,“ ſagte Frau Tetterow und zog das Tuch, das ihr trotz der Hitze über der Schulter lag, feſter an ſich. „Wir haben wieder den häßlichen Oſtwind.“

„Mittler und krank! Das kommt ja gar nicht vor,“ ſagte die Geheimrätin. „Und woher weißt du denn, daß wir Wind aus Oſten haben?“

„Ich habe das Stadtgeläut' den ganzen Nachmittag über gehört,“ antwortete die alte Dame. „Es iſt einer begraben worden, das erfährt man hier immer, wenn Oſtwind weht.“

Da knirſchte der Kies unter Wagenrädern.

„Das iſt der Medizinalrat!“ ſagte die Hausfrau, und die Damen erhoben ſich, den alten weißhaarigen Herrn, der vom Wagen kletterte, zu begrüßen.

Er ſtieg langſam die Treppe hinauf, auf ſeinem Geſicht lag ein feierlicher Ernſt. „Ich komme direkt vom Begräbnis,“ ſagte er, nachdem er der Geheimrätin die Hand geküßt. „Das iſt nichts Beſonderes, wollen Sie ſagen. Einen, der Aſſiſtent und vereideter Helfershelfer des Todes iſt, ſollten ſo alltägliche Dinge nicht aufregen. Aber dieſes Mal iſt mir die Geſchichte ſehr nahe gegangen. Die Damen ſcheinen nicht zu wiſſen, daß Eleonore Wuſterwitz tot iſt?“

Man bedauerte, nichts erfahren zu haben. Den Leuten, die täglich aus der Stadt nach Kliſſow kamen, war die Tatſache jedenfalls zu unbedeutend geweſen, um ſich damit in der Leuteſtube aufzuhalten.

„Nun iſt ſie alſo dahin!“ ſagte die Geheimrätin. „Wenn ich an den grauen Januartag vor zehn Jahren denke, als ſie und ich den Kaufvertrag unterzeichneten! Drüben im gelben Zimmer war es. Sie ſtand ſtolz aufgerichtet wie eine Königin, die freiwillig abdankt, da. Und ſchön war ſie trotz ihres Alters, ich hatte noch nie ein ſo feines Geſicht geſehen.“

„War denn das Begräbnis standesgemäß?“ fragte die Hofmarschallin. „Sie soll doch unglaublich geizig gewesen sein.“

„Ich selbst habe alles angeordnet,“ sagte der alte Herr.

„Nun, wenn jemand sein Leben lang für sein Begräbnis spart, so kann man schon den besten Leichenwagen nehmen und die Pferde con fiocchi gehen lassen. Aber schließlich danke ich für solches Leben. Von den acht Zimmern ihrer Wohnung hat sie eins nach dem anderen verschlossen, bis sie nur noch eine kleine Kammer bewohnte. Die Hessen war die einzige Person, welche sie auf zwei Stunden des Tages einließ, um die gröbsten Arbeiten zu verrichten. Sonst hat sie unter aller Würde dort gehaust; von Gardinen keine Spur und statt des Bettvorlegers ein Bogen Zeitungspapier. Der Geiz ist doch das nichtswürdigste Laster.“ Und die Hofmarschallin sah trostbedürftig auf ihre gepflegten weißen Hände, an denen einst eines frauenkundigen Prinzen Augen bewundernd gehangen hatten.

Die übrigen sagten nichts; aber im Herzen fällten sie alle das gleiche herbe Urteil. Die Filetnadeln klapperten beinahe zornig.

Der Medizinalrat setzte die geleerte Tasse auf den Tisch. „Woher wissen die Damen, daß es Geiz war, was Eleonore Wusterwitz in die Verborgenheit trieb?“

Das klang wie ein Kampfruf. Die Hofmarschallin sah ganz erstaunt zu dem alten Herrn hinüber, den sie bisher gerade wegen seiner vornehmen Ruhe geschätzt hatte. Ihre Freundin, die Geheimrätin, glaubte vermitteln zu müssen.

„Lassen wir doch das Thema!“ sagte sie. „Von den Toten rede man nichts Schlechtes, das ist wahr. Aber schließlich wird kein Engel das Andenken der Dame vor dem getanen Vorwurf schützen können.“

„So will ich es tun,“ sagte der alte Herr jetzt wieder ganz ruhig. „Alles begreifen, heißt alles verzeihen. Vielleicht bitten Sie der Toten im stillen das ihr zugefügte Unrecht ab.“

Er lehnte sich in den bequemen Stuhl zurück und richtete die Augen wie suchend in die Ferne. Gusting und Lotting rückten näher, die Stickerei sank in den Schoß von Frau Tetterow, und die alte Exzellenz senkte den Kopf seitwärts und legte die Hand um die Ohrmuschel. Sie hörten den Medizinalrat, den man in der Stadt den Poeten nannte, gern erzählen.

* * *

Es ist die Geschichte eines Freundes, dessen Name hier nichts zur Sache tut, und welcher vor etwa fünfundvierzig Jahren ohne Empfehlung in unsere Stadt gekommen war, meine Damen. Für eine geringe Summe hatte der junge Arzt in der Langenstraße das Stockwerk eines Patrizierhauses mit breiten, weißlackierten Treppen, großen Zimmern und dem frommen Spruch: Omnia tecum, Domine! gemietet, das längst unter dem Tritt der Zeit gesunken ist. Denn die Verwaltung des Grundstückes hatte auf das Drängen der streitenden Erben hin damals gerade die verödeten Räume notdürftig instand setzen lassen und einen Mieter gesucht. In einigen Stuben des Erdgeschosses wohnte der ehrsame Schuster Tile Knöppler, welcher nebenbei Pförtnerdienste verrichtete, mit seiner Frau und einer zwölfjährigen Tochter.

Der Doktor, welchem es vorläufig an nichts als an Patienten fehlte, stand während der Sprechstunden gewöhnlich an dem großen Fenster seines Schlafzimmers und sah in den Hof hinab, in welchem verwilderte graue Katzen ihr Absteigequartier hatten. Dieser Hof war durch eine nicht eben hohe Mauer von dem breiten Garten des Nachbargrundstückes getrennt, das Konsul Wittstetten gehörte, und auf dem sich nur ein kleines Häuschen befand. Der Garten mit seinem wilden, nackten Gesträuch, den schmalen Wegen und den kahlen, schwarzen Linden, in denen morgens und abends die Dohlen lärmten, sah keineswegs einladend aus. Denn es war die Zeit jener lichtlosen, feuchten Tage im Anfang eines Jahres, welche die besten Bundesgenossen des Arztes sind und einsame Menschen schwermütig machen können.

Als aber gegen Ende Januar die Sonne wieder einmal mitleidig auf die Hafenstadt herniederlächelte und der Doktor wie gewöhnlich am Fenster stand, sah er zwei Frauen langsam durch den Nachbargarten schreiten. Von hinten betrachtet, konnten sie,

die von derſelben ſchlanken Größe waren, wohl für Schweſtern gelten. Wenn ſie das große Rundell umgangen hatten und auf das Haus zurückkamen, ſah man freilich, daß ſie verſchiedenen Alters waren. Die Junge hatte die Kapuze ihres Mantels über den Kopf gezogen, und außer dem weichen Kinn und einigen widerſpenſtigen blonden Locken war nicht mehr viel zu ſehen. Das Geſicht der älteren Dame zeigte den feinen Schnitt, welcher der norddeutſchen Ariſtokratie eigentümlich iſt.

Die Erſcheinung der Bewohnerinnen jenes einſamen Fleckes erregte natürlich des Doktors Intereſſe, und als ſie in das Haus zurückkehrten, nahm er mit Erſtaunen wahr, daß die ihm ſonſt endlos erſcheinende Wartezeit der Sprechſtunde heute unglaublich ſchnell verſtrichen war. Das wiederholte ſich, da das Wetter ſchön blieb, Tag für Tag, und endlich konnte ſich mein Freund nicht enthalten, Frau Tile Knöppler, welche ihm den Kaffee auf das Zimmer brachte, nach den ſtillen Spaziergängerinnen zu fragen.

Die Schuſterfrau ſtreifte ſchnell die Ärmel über ihre Unterarme, da ſie zum erſtenmal von dem ſchweigſamen Herrn um Auskunft gebeten war. „Ja, Herr Doktor, in Wittſtettens Haus wohnt die verwitwete Frau Bürgermeiſter Wuſterwitz und ihre Tochter. Die leben ſo für ſich hin und haben keine Bekannte außer Evenings. Aber mit denen verkehren ſie auch wenig. Es kommt ſelten einer zu ihnen außer einigen armen Leuten und den Angehörigen von Kranken, die ſich dort guten Rat holen oder ein Töpfchen mit Eſſen. Denn gutherzig ſind die Damen und gar nicht zimpferlich und ſind doch aus einer feinen Familie. Die Frau Bürgermeiſter war noch eine Gräfin Kliſſow, die letzte ihres Geſchlechtes, das ganz verarmt war. Denn ſeit mehr als hundert Jahren führen die Kliſſows einen Prozeß mit der ſchwediſchen Krone wegen ein paar Gütern, und die Damen bekommen noch jährlich eine Kuh und zwölf Taler fünf Groſchen preußiſch Kurant. Das hat Tile, der das Schuhwerk liefert, ſelbſt von ihnen gehört. Aber dabei wird es bleiben. Sie ſind auch damit ganz zufrieden, und wenn ſie die Penſion des verſtorbenen Bürgermeiſters dazu rechnen, ſo können ſie wohl auskommen. Früher ſind die Damen und beſonders Fräulein Eleonore in den Straßen ſpazieren gegangen; aber da hat vor einiger Zeit ſo ein betrunkener Student vor ſeinen Kumpanen den Schwur getan, er wolle dem ſchönſten Mädchen der Stadt — ſo nennen ſie nämlich das Fräulein — öffentlich eine Liebeserklärung machen; und das hat er denn auch auf dem Fiſchmarkt ausgeführt. Seitdem ſind die Damen nur noch des Abends ausgegangen."

Meinem Freunde waren nach dieſen Mitteilungen die Nachbarinnen noch anziehender geworden. Aber an demſelben Abend änderte ſich das Wetter, und die regennaſſen Wege des Nachbargartens blieben an den folgenden Tagen unbeſchritten. Doch wurde er jetzt gerade zum erſtenmal zu einer Kranken gerufen, ſo daß er nicht wieder in tatenloſes Brüten verſinken konnte: Frau Tile Knöppler hatte einen heftigen Rheumatismusanfall zu beſtehen. Die Kunde davon drang erſt in das obere Stockwerk, als am Tage nach Beginn der Krankheit die Tochter das Kaffeebrett in das Zimmer trug.

Die Kleine ſah voller Angſt auf den braunen Fleck, den die ſchneeweiße Serviette beim Öffnen der Tür davongetragen hatte, und in ihrer kindlichen Unbeholfenheit wußte ſie ſich keinen anderen Rat als in ein verzweifeltes Schluchzen auszubrechen.

Der Doktor ſah verwundert aus ſeinem Buche auf: „Ja, Kind, was iſt dir denn geſchehen?"

Aber Agnes weinte fort, und erſt allmählich kam es heraus, daß die Tränen, die jetzt wegen ſo nichtiger Urſache floſſen, ſich wegen der Sorge um die Mutter angeſammelt hätten.

Er ging ſofort hinab, nach der Kranken zu ſehen. Die lag wimmernd in der dunklen Hofſtube, klagte über Schmerzen, über die Zerfahrenheit im unverſorgten Haushalt und fragte zwiſchendurch, ob Agnes auch ihre Pflichten bei dem Herrn Doktor pünktlich erfülle.

Tile aber ſtand mit verzweifeltem Geſicht neben dem Lager und rieb ſein Stoppelkinn, bis ihn die Hausglocke in die Werkſtatt rief.

Mein Freund hatte die Unterſuchung beendet und gab gerade ſeine Verhaltungs-

maßregeln, als nach kurzem Anpochen die Tür zum Flur geöffnet wurde und eine Dame auf die Schwelle trat, hinter welcher sich der Meister verlegen gegen den Türpfosten drückte.

Der Doktor aber konnte in dem Dämmerschein so wenig erkennen, daß ihn erst der schreckhafte Ausruf der Kranken: „Mein Gott, Fräulein Wusterwitz!“ darüber belehrte, wen er vor sich sah.

Die junge Dame ging schnell auf das Bett zu. „Meine arme Frau Knöppler, Sie müssen schon seit gestern so arg leiden?“ fragte sie. „Wenn ich nicht zufällig bei Ihrem Manne zu tun gehabt hätte, so wüßte ich noch nichts.“

Die Kranke aber erschöpfte sich in Danksagungen für die unverdiente Teilnahme, befahl der Tochter, eine über die Stuhllehne geworfene Schürze zu entfernen, dem Gatten, die Lampe anzuzünden, und lobte dann wieder den Doktor, der sich ihrer so freundlich angenommen hatte.

Der hatte nur auf den Augenblick gewartet, da sich ihm das schönste Mädchen der Stadt zuwenden sollte. Als es aber nun geschah, ließ ihn alle Weltgewandtheit im Stiche, so sehr verwirrte ihn der Anblick des wirklich reizenden Gesichtes, in dem der Mund lächelte, und dessen ernste Augen so prüfend dareinblicken konnten.

„Der Herr Doktor wird uns hoffentlich die tröstliche Zusage geben, daß die Krankheit keine bösartige ist,“ sagte das Fräulein, und dem konnte er mit gutem Gewissen zustimmen.

Wenn es wahr ist, daß Frauenhand die tiefsten Wunden schlagen kann, so ist das ebenso richtig, daß keine andere Hand so lindernd wirken kann als sie. Als sie das buntgewürfelte Kissen glättete und über die rissigen Finger der Schustersfrau strich, da wurde die Kranke still und gefügig, und der Doktor gestand sich ein, daß sie eher Wunder zu wirken imstande sei als die Pillen und Öle, welche er soeben verschrieben hatte.

Fräulein Wusterwitz hätte am liebsten eine Nachtwache am Krankenbett übernommen, aber dagegen sträubte sich Frau Knöppler, und so schied sie denn mit dem Versprechen, morgen wieder nach dem Rechten sehen zu wollen.

Dem Doktor reichte sie auf der Diele des Hauses die Hand und dankte ihm, als ob er ihr einen Dienst geleistet hätte.

Darüber war er mehr beglückt, als wenn ihm ein Reicher seinen Gang weit über Verdienst gelohnt hätte, ging in seinen Zimmern pfeifend und singend auf und nieder und vergaß darüber, an diesem Abend in seinen Büchern die Krankheiten künftiger Patienten zu studieren.

Er traf Eleonore Wusterwitz nicht wieder in der dumpfigen, nach Pech und Leder riechenden Stube. Entweder war sie vor ihm bereits dagewesen, oder sie kam zu einer Zeit, da ihr Besuch nicht mehr zu erwarten stand. Dagegen geschah es von jetzt an ziemlich häufig, daß die Glocke zu seiner Wohnung gezogen wurde und Agnes Knöppler Konsultierenden die Tür öffnete. Auch fand sich unvermutet ein Freund, der mit den besten Kreisen der Stadt Verbindung hatte, und welchem es Vergnügen machte, dem Neuling in den Sattel zu helfen.

Eines Tages, da der Doktor die Rathaustreppe hinabschritt, lief ein Herr mit vorgeneigtem Kopf auf ihn zu.

Der zählt wohl die Staubkörner auf den Stufen! dachte mein Freund und bog schnell zur Seite; aber ein Zusammenstoß war unvermeidlich.

Der andere rückte die Brille zurecht und murmelte einige entschuldigende Worte; dabei sah er flüchtig auf und blieb plötzlich stehen: „Ist es denn möglich, Hans? Wie kommst du nur hierher?“

Es war Just Evening aus Grimmen, mit dem der Doktor in Jena ein paar Semester hindurch die Bude geteilt hatte.

Die beiden schüttelten einander die Hände; man verabredete eine Zusammenkunft, welcher eine Einladung in das Haus des Freundes folgte. Nach einigen Wochen machte die Schwester Evenings Hochzeit; der Doktor wurde auch dazu geladen.

„Du, sträube dich nicht!“ sagte Just, als dieser Einwände machte. „Es gibt keine bessere Gelegenheit, um bekannt zu werden, als eine Hochzeit; und überdies wartet deiner ein seltener Genuß: das schönste Mädchen der Stadt wird auch erscheinen.“

Der Genuß barg zugleich eine Überraschung in sich. Die jungen Damen hatten sich tage-

lang vorher mit Vermutungen gequält, was für eine Toilette Eleonore anlegen würde, und die Herren waren sehr vergnügt bei der Aussicht, das Fräulein, das sie bisher nur aus der Entfernung bewundert hatten, während des Tanzes im Arme halten zu können.

Der Leutnant Gollenthin vom zweiten Jägerbataillon war zu ihrem Partner ausersehen worden, und diese Bevorzugung des Fremden war für Just Evening, welcher als Sohn des Hauses andere Verpflichtungen hatte, der einzige Schatten, der über dem Tage lag.

Aller Augen wandten sich ihr zu, als sie am Arme des Offiziers in den dämmernden Kirchenraum trat. Sie trug ein lichtgraues Kleid von durchsichtigem, weichem Stoffe, welches bis zum Halse geschlossen und von einem schmalen, silbernen Gürtel umspannt war, als einzigen Schmuck einen kleinen Brillanten auf der Brust und dazu in dem Haar, welches die Farbe des reifen Weizens hatte, einige Maiblumenstengel.

So auffallend sie sich durch die Einfachheit und den Schnitt ihres Kleides von den übrigen Mädchen unterschied, sie hatte doch den unbestrittenen Erfolg des Abends.

Als man sich zu Tische setzte, sah sie sich dem Doktor gegenüber; sie neigte ein wenig den Kopf und hörte dann mit lächelndem Munde den Reden des Leutnants zu, nur dann und wann ein Wort erwidernd.

Der arme Gollenthin fing zweifellos Feuer; er war von einer bestechenden Liebenswürdigkeit, und in seinem gutmütigen Borsdorfer Apfelgesicht brannte der edle Eifer, es allen zuvorzutun. Er merkte es darum auch gar nicht, daß das schönste Paar der Gesellschaft trotz der sich hebenden Stimmung Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit blieb, und Eleonore versuchte vergebens, durch noch längere Pausen zwischen ihren Antworten seinen Sturm etwas zu dämpfen und somit die blanken, starren Augen der Superintendentin von sich abzulenken.

Kaum hatte der Tanz begonnen, als der Doktor abgerufen wurde. Er verlor eigentlich nichts, denn er pflegte nur zu tanzen, wenn infolge von Herrenmangel die Damen nachsichtig wurden; aber dieses Mal empfand er doch die Ausübung seiner Pflicht als eine ärgerliche Störung. Denn eine Eleonore sah man nicht alle Tage dahinschweben.

Als er nach einer Stunde wiederkehrte, fand er Just Evening in einem kleinen Zimmer, wie er durch die Flucht einiger Räume in das bunte Gewimmel des Saales blickte.

„Du bist müde, Just?“

Der andere sah langsam zu dem Freunde auf: „Ich? Nein, nur andächtig, Hans. Ich habe soeben mit ihr getanzt. Wenn man sie umfängt, so ist es, als ob man sein Glück im Arme hielte. Du mußt sie auffordern, Hans!“

„Danke! Ich gebe nicht gern nach einigen Minuten mein Glück an den ersten besten wieder ab.“

„Du hast recht, mein Junge; aber dennoch ... es wäre töricht, einen solchen Augenblick zu verscherzen.“

Drüben verklang die Tanzmusik; die Reihen lösten sich auf; man hörte im Grün der Topfgewächse verborgen eine Zimmerfontäne plätschern.

„Sie ist ein ganz eigenartiges Wesen,“ fuhr Just fort; „schön wie Diana und scheu wie ein Reh. Ich hörte vor einer Weile unauffällig zu, wie die Mütter über sie und ihren aparten Anzug sprachen. Denke dir, sie hat nur unter der Bedingung die Einladung angenommen, daß sie nicht, wie die anderen, ihre Schultern den Gafferblicken auszusetzen brauche und das geschlossene Kleid wählen dürfe. Und doch kommt sie in einen Freundeskreis; du weißt, wir sind von Grimmen aus Kinder einer Stadt. Den Mann möchte ich kennen, an dessen Brust sie einst zusammenbricht.“

„Wenn sie nur der Liebe fähig ist,“ fügte der Doktor hinzu; „aber sei still! Lupa in fabula!“

Gollenthin führte seine schöne Tänzerin in das Blumenzimmer. Beim Anblick der sich erhebenden Herren zeigte sich in dem frischen Gesicht des Offiziers ein Zug des Mißmutes, der ihm ganz und gar nicht stand.

Eleonore nahm den dargebotenen Sitz an. „Wollen Sie mir die nächste Tour nicht erlassen, Herr von Gollenthin?“ fragte sie. „Ich fühle mich doch etwas matt.“

Der Leutnant verneigte ſich.

„Es wäre ſehr liebenswürdig, wenn Sie dafür das Fräulein Pommereſche engagieren würden, deren Herr vor einer halben Stunde abberufen iſt,“ fuhr ſie fort.

Der Wink war nicht mißzuverſtehen. Herr von Gollenthin verneigte ſich wieder und machte wie auf dem Exerzierplatz kehrt.

Mochte er gehen und die Töchter der Palthens, Oldendorps und Rhaws beglücken! Sie konnten ſeine Geſellſchaft entbehren, jetzt, da ſie Eleonore Wuſterwitz bei ſich hatten.

Als er gegangen war, ſtreckte ſie dem Doktor die Hand entgegen: „Wir haben uns nur aus der Entfernung begrüßt, und nach aufgehobener Tafel waren Sie mir aus den Augen verſchwunden.“

„Er wandelte auf Berufswegen und hat ſich ſoeben erſt durch ein Hinterpförtchen wieder eingeſchlichen,“ ſagte Juſt.

„So darf ich hoffen, daß Sie nachher mit mir tanzen werden?“ fragte ſie.

„Sie haben natürlich zu befehlen, mein Fräulein,“ entgegnete er. „Wenn ich mir aber Ihnen gegenüber einen vertraulichen Rat erlauben darf, ſo geht er dahin: verſuchen Sie es nicht mit mir! Ich gehe eigentlich nur zu Tanz, um mich an anderen zu erfreuen, nicht aber, um ihnen durch meine mäßigen Leiſtungen das Vergnügen zu verderben.“

Das Fräulein zupfte lächelnd an ihren Handſchuhen: „Wie beſcheiden Sie ſind, Herr Doktor; es könnten gewiſſe Leute von Ihnen lernen! Weil Sie ſo brav Frau Tile Knöppler kuriert haben, will ich Ihnen erlaſſen, worauf ich ſonſt unter allen Umſtänden beſtanden hätte. Aber Sie müſſen mir Genugtuung geben, und darum bitte ich Sie, mich zu meiner Mama zu führen; die möchte Sie ſchon längſt gern kennen lernen!“ —

Seit dieſem Tage geſchah es häufig, daß der Doktor des Abends in dem kleinen Nachbarhäuschen vorſprach, wo für ihn ſtets eine Taſſe Tee bereit ſtand. Während die beiden Damen über eine Stickerei gebeugt an dem runden Tiſche ſaßen, plauderte er, oder er las auch vor. Und in dem traulichen Frieden des reizenden Heims wob ſich ein ſtilles Band von einem zum anderen. Es fehlte bald jedem des Dreiblattes etwas, wenn die Abendſtunde nicht gemeinſam zugebracht wurde.

Draußen ging der Frühling durch den Garten und ſegnete die Sträucher; und in den Augenblicken, da das Geſpräch ruhte, war es zuweilen, als ob der lächelnde Knabe ſein Geſicht gegen die Scheiben preßte und über die Menſchen im grünen Lampenſchein ſeine Freude hatte.

In der Stadt, wo der Klatſch ſchon damals nicht weniger üppig gedieh als heute, betrachtete man meinen Freund als begünſtigten Bewerber. Frau Tile Knöppler ſchmunzelte anzüglich, wenn ſie von den Damen Wuſterwitz erzählte, und Leutnant Gollenthin grüßte den Doktor mit einer wütenden Miene.

Freund Juſt aber klopfte ihm eines Tages auf die Schulter und ſagte: „Alter Junge, du haſt aber Glück! Ich habe mit ihr Murmel geſpielt und ſie einmal ſogar umſtändlich über einen Graben gehoben. Wir nennen uns jetzt noch beim Vornamen, aber, weiß der Deibel! ich ſtehe ihr nicht um eine Linie näher als Hinz und Kunz.“

Und als der Doktor ein verdutztes Geſicht machte, da ſchüttelte Juſt den Kopf und ſagte: „Na, ſchweig' ganz ſtill, Hans; ich gönne ſie dir ja.“

Aber die Stadtfama und der Freund und die Stimme des eigenen Herzens, alle ſollten ſie unrecht haben.

* *

Es war gekommen, man wußte nicht wie; mit Windesflügeln war eine Begeiſterung über das Land geflogen und hielt die Leute gepackt. Die Studenten zogen truppweiſe durch die Straßen und lärmten; beſonders kühne hatten Bänder in den polniſchen Farben über die Weſten geknöpft. Der Schuſterjunge unter des Doktors Wohnzimmer pfiff den Tag über: „Schöne Minka, ich muß ſcheiden“, und die Mädchen lugten hinter den friſchtreibenden Geranien auf den Fenſterbrettern hervor nach einem kraushaarigen Polenkopf. Man wußte gar nicht, ob Polen wieder in der Stadt ſeien wie in jenen Jahren, da die Freiheitshelden im Oſten aufgeſtanden waren; aber daß ſie, wenn ſie verfolgt würden, ſich wieder unſerer gaſt-

freundlichen Herde entsinnen würden, das stand bei allen fest.

Als der Doktor einst um die Zeit der Abenddämmerung seinem Hause zuschritt, sang eine Schar junger Leute vor dem „Goldenen Hahn“ ein Lied ab, und bereitwilligst wurde dem Fragenden erzählt, daß heute Polen in die Stadt gekommen seien, darunter ein vornehmer Herr, der in diesem Gasthause abgestiegen sei.

Der Doktor trat bei seinen Nachbarinnen ein, um seine abendlichen Besuche für die laufende Woche abzusagen; denn ein durchreisender Vetter, welcher sich mehrere Tage hier aufhalten wollte, nahm ihn ganz in Anspruch.

Eleonore stand am Fenster und sah zu den Studenten hinüber, die jetzt eine Fackel entzündet hatten.

„Es tut uns aufrichtig leid, Sie entbehren zu müssen,“ sagte die Frau Bürgermeister. „Wer soll uns jetzt die Stormsche Novelle zu Ende lesen? Wenn Sie nicht dringende Angelegenheiten zu erledigen hätten, so würde ich gebeten haben, Ihren Vetter zu uns mitzubringen. Oder ist es vielleicht auch ein flüchtiger Pole, der unter falschem Namen reist?“

„Die Herren haben es heute nicht mehr nötig, inkognito aufzutreten,“ antwortete er und wies gegen das Fenster, dessen Scheiben von dem Lichtschein purpurn gefärbt wurden. „Was gilt's, Frau Bürgermeister? Sie bringen ihnen noch einen Fackelzug.“

Jetzt kam Eleonore in das Zimmer zurück: „Sie schreien wie die Tollen, weil sich der Pole gezeigt hat. Der Ärmste ist vielleicht töricht genug, solchen maßlosen Freudenbezeugungen zu trauen.“

„Sie glauben nicht, daß jene es aufrichtig meinen?“ fragte der Doktor.

„O ja,“ sagte sie, „aber ich habe einmal gelesen, daß Volksgunst gefährlicher als Volkshaß sei, und daran muß ich immer denken, wenn sie jetzt durch die Straßen ziehen.“ —

Vor der Hand merkte man freilich wenig von einem Umschlag in der Volksstimmung. Sogar die hohe Obrigkeit drückte beide Augen vor dem lächerlichen Treiben zu, und selbst verständige Leute wie Just Evening fanden sich achselzuckend und mit einem Vogue la galère! damit ab. So geschah es denn, daß halb und halb mit amtlicher Genehmigung jenes Fest gefeiert wurde, das man den Flüchtlingen zu Ehren gab. Scheinbar ignorierten die hochweisen Behörden alle Vorbereitungen, aber an dem bewußten Abend fehlte doch kaum eine der maßgebenden Persönlichkeiten der Stadt.

Als mein Freund nach der Abreise seines Vetters die Wohnung der beiden Damen wieder betrat, spürte er einen durchdringenden Firnisgeruch. Eleonore stand mit Pinsel und Palette vor einem großen Karton und malte ein Wappen. Der viergeteilte Schild war fast vollendet, die Malerin strichelte noch an dem silbernen Reiter herum.

„Ist dies das Wappen Ihrer mütterlichen Familie?“ fragte der Doktor, nachdem ihn das Fräulein mit ihrem freundlichen Lächeln begrüßt hatte. Doch sogleich seinen Irrtum erkennend, rief er: „Aber das ist ja der polnische Adler!“

Die Mutter war jetzt auch vor die Staffelei getreten. „Wie gut Sie ihn kennen, Herr Doktor! Finden Sie nicht auch, daß das Wappen hübsch wiedergegeben ist?“

„Ausgezeichnet!“ erwiderte er. „Aber warum erprobt Fräulein Eleonore ihre Künste gerade an diesem Schilde?“

„Das hat seine eigene Bewandtnis,“ erklärte die Bürgermeisterin. „Hier ist Ihre Tasse Tee, lieber Doktor, und dort Ihr Platz, der so lange verwaist war. Also vor einigen Tagen ließ sich Konsul Wittstetten bei uns melden, berichtete, daß die Bürgerschaft ein Fest geben und dabei ihre Sympathie für die flüchtigen Polengäste, wenn auch nicht ostentativ, bezeigen wolle. Dazu gehöre aber unbedingt ein polnisches Wappen, und weil er wisse, daß Eleonore schon einige Schilder gemalt habe, so bäte er namens des Vorstandes um die Herstellung des gewünschten. Wir hatten, offen gestanden, wenig Lust, uns damit zu befassen, und gaben eine ausweichende Antwort. Kaum aber hatte uns der Konsul verlassen, als der fremde Herr kam, der im ‚Goldenen Hahn‘ abgestiegen ist, und so freundlich und gewinnend bat, daß Eleonore sich bereit erklärte, nach seinen Angaben die Herstellung zu versuchen. Man mag gegen die Polen sagen, was man will; aber das muß man

ihnen zugeſtehen, ſie ſind liebenswürdige Leute und machen es einem ſchwer, nein zu ſagen.“

„Und die Arbeit macht Ihnen Vergnügen, Fräulein Eleonore?“ fragte der Doktor.

„Sie iſt mir jedenfalls nicht unangenehm,“ antwortete ſie.

Er tat, als ob er den Fortſchritt der Arbeit verfolge, und die kleine Pendüle auf dem Geſims hatte für eine kleine Zeit allein das Wort. Dann wurde der Dompfaff munter; er ſprang klappernd von einer Stange zur anderen, und die Frau Bürgermeiſter ſchlug endlich vor, die Novelle zu beenden. Der Doktor griff nach ſeinem Buche, und die peinliche Stille war zu Ende.

Jaromir von Rutkowski war in jenem Frühling der Löwe des Tages. Wenn er gegen Mittag mit hochgerichtetem Haupte und ſporenklirrend aus dem „Goldenen Hahn“ trat, ſo glänzten ſeine Augen in ſtolzer Siegesgewißheit. Er war freundlich zu den Kindern, die hinter ihm herliefen, und keiner dankte für die Grüße der Vorübergehenden ſo verbindlich wie er. Die Legende hatte ihm die Gloriole eines Märtyrers ſeiner Sache verliehen; aber ſein bloßes Auftreten genügte, um die Herzen der Jugend im Sturme zu gewinnen.

Am Morgen jenes Tages, an dem die Leute friſche Gewinde um die Säulen des Feſtſaales ſchlangen, wurde mein Freund durch eine Karte von Frau Wuſterwitz zu den Damen entboten. Das Fräulein ſollte erkrankt ſein.

Die Mutter empfing den Beſtürzten auf dem Hausflur.

„Ich weiß nicht, was Eleonore fehlt,“ ſagte ſie. „Sie hat jedenfalls Fieber, und ich habe keine rechte Ruhe, bis Sie Ihr Urteil abgegeben haben.“

Der blanke Sonnenſchein fiel durch das Fenſter, an dem Eleonore in eine Decke gewickelt ſaß. Erſtaunt ſah ſie auf den Doktor, der zu ſo ungewöhnlicher Stunde eintrat; als ſie aber das bekümmerte Geſicht der Mutter gewahrte, erriet ſie den Zuſammenhang. „Wir bemühen Sie ohne eigentlichen Grund,“ ſagte ſie und ſtreckte dem Eintretenden ihre Hand entgegen. „Ein wenig Kopfweh, ſonſt nichts. Aber meine gute Mama fürchtete ſchon, daß der Typhus, von dem Sie neulich erzählten, an unſere Tür gepocht habe.“

Sie fieberte allerdings; doch der Grund dafür ſchien nicht ein körperliches Leiden, ſondern eine ſeeliſche Erregung zu ſein, die ſie ungewöhnlich ſtark ergriffen hatte.

„Nicht wahr, es iſt nichts?“ fuhr ſie fort, als er ihren Puls gefühlt hatte, und nickte ihrer Mutter zu. „Ich glaube aber recht zu haben, wenn ich heute nicht tanzen, überhaupt das Feſt nicht beſuchen will.“

„Sie ſind derſelben Anſicht?“ fragte Frau Wuſterwitz.

„Die Stimmung des Fräuleins allein wird dafür beſtimmend ſein,“ antwortete er.

„Sie wird die allerbeſte ſein, wenn ich nach der Anſtrengung des Malens heute wieder einen ruhigen Abend verlebe!“ rief Eleonore. „Wie ſchade, daß unſer guter Vorleſer auch durch das Feſt in Anſpruch genommen iſt! Er könnte uns als Landsmann und Bekannter Theodor Storms aus deſſen Leben intereſſante Einzelheiten erzählen; zum Beiſpiel ob es wahr iſt, daß der Dichter einen fürchterlichen Wollſchal, deſſen Enden ihm bis auf die Füße herabhängen, um den Hals geknotet trägt.“

Das alles kam mit einer ungewohnten Lebhaftigkeit aus ihrem Munde. Der Doktor ſchüttelte verſtohlen den Kopf, aber er ging auf dieſen Ton ein: „Wenn meine Gegenwart wirklich beruhigend auf Sie einwirken ſollte, ſo werde ich kommen, denn ich habe die Teilnahme an der Feier abgelehnt.“

Eleonore hatte lächelnd zugehört; ſie ſchien etwas entgegnen zu wollen und ſah zum Fenſter hinaus. Plötzlich lief über ihr Geſicht eine kurze, zuckende Bewegung. Erſchrak ſie über den Dompfaff, der, durch den Sonnenſchein aufgemuntert, mit jähem Pfiff eines ſeiner kleinen Lieder begann? Aber jetzt erklang die Hausglocke, und über den Flur nahten ſich klirrende Tritte der Tür. Frau Wuſterwitz rief: „Herein!“ Da trat Rutkowski über die Schwelle. Er trug ſeinen verſchnürten ſchwarzen Rock und hielt den glänzenden Hut in der Hand. Seine Augen fuhren unruhig im Zimmer umher.

„Ich bitte um Vergebung wegen der Störung,“ ſagte er in etwas fremdartig, aber nicht unangenehm klingendem Deutſch. „Ich

vernahm soeben, daß das gnädige Fräulein erkrankt sei, und das beunruhigte mich."

„Es ist nicht arg," sagte Frau Wusterwitz; „meine Tochter fühlt sich nicht völlig wohl. Doch denken wir, daß Grund zur Besorgnis nicht vorliegt. Freilich, auf die Einladung werden wir verzichten müssen, so leid es uns tut, daß Sie sich vergebens bemüht haben."

Der Pole war an des Fräuleins Stuhl getreten und küßte ihr jetzt die Hand, wie er es bei der Mutter getan hatte. Durch seine Anrede und die Art seiner Begrüßung bezeigte er, daß er um die Herkunft der Damen wisse und sie nicht als Angehörige des Bürgerstandes, sondern als Gräfinnen Klissow behandle.

„Aber das ist doch gar nicht denkbar!" sagte er endlich und sah sich dabei ratlos um. Er bemerkte scheinbar jetzt erst den Doktor, und indem er einen Schritt auf ihn zu tat, nickte er mit dem Kopf und fragte: „Ah, Sie dort sind wohl der Arzt? Ist es denn wirklich schlimm um das gnädige Fräulein bestellt?" Die Sorge, die aus seinen Worten sprach, milderte etwas den verletzenden Hochmut des Aristokraten.

Die Frau Bürgermeister aber sagte schnell: „Verzeihung! Ich dachte im Augenblick nicht daran, daß die Herren einander fremd sind. Darf ich Sie, Herr von Rutkowski, mit unserem Freunde bekannt machen?"

Der Pole verneigte sich augenblicklich wie vor einem Souverän: „Ich habe um Vergebung zu bitten, mein Herr. Aber Sie begreifen, daß eine unvermutete Nachricht uns den Kopf verwirren kann." Und er wiederholte seine Frage.

Doch bevor der Doktor antworten konnte, sagte Eleonore: „Bemühen Sie unseren Doktor nicht, Herr von Rutkowski! Vielleicht ist es gar nicht die Krankheit, die mir den Besuch des Festes verbietet."

„Was sollte es sonst sein?" fragte er, und um seine dunklen Augen wuchsen die Schatten.

„Wenn ich nun keinen Gefallen an solchen lärmenden Festen fände?" fuhr sie fort. „Wenn wir nun lieber in unserem Zimmer auf das Summen des Teekessels als auf das Schleppenrauschen in den Sälen hörten? Meine Mama und ich, wir haben es immer mit dem Franzosen gehalten, der sagte: ‚Tout notre mal vient de ne pouvoir être seul.'"

Jaromir von Rutkowski hatte bei diesen Worten das Haupt gesenkt. „Ich stimme Ihnen und der gnädigen Frau vollkommen bei," sagte er ruhig. „Aber Sie nennen da ein Glück, das es für den heimatlosen Flüchtling nicht mehr gibt. Er darf seinem Volke die Sympathien nicht verscherzen, die man ihm entgegenbringt; es werden von ihm Opfer verlangt, und er darf nicht mit der Wimper zucken, wenn diese Opfer ohne einen Schein von Glück sind." Er neigte sich, als wolle er Abschied nehmen. „Vielleicht darf ich morgen, wenn meine Mission mich noch hier läßt, über das Befinden des gnädigen Fräuleins Erkundigung einholen?" fragte er.

Eleonore sah unruhig von der Mutter zu dem Doktor. Rutkowski schien darauf zu warten, daß sie ihm die Hand gebe. Plötzlich machte sie eine Bewegung, die Decke sank von ihren Knien herab. „Was meinst du, Mama? Soll ich es versuchen?" fragte sie.

Am Abend stand der Doktor am Fenster und überlegte, ob er bei den Nachbarinnen vorsprechen sollte. Da fuhr die schönste aller drei Mietskutschen des Fuhrmanns Dassel über das Pflaster und hielt vor Wittstettens Haus. Jäckel Besenbinder, der trotz seiner krummen Figur bei allen Festen den Diener machte, sprang vom Bocke, strich die weißen Handschuhe an den Fingern glatt und ging auf die Tür zu. Es dauerte geraume Zeit, bis er wiederkam und den Wagenschlag aufriß. Zwei Frauen stiegen ein, das Gefährt rollte davon, und dann lag wieder die Stille auf der Straße, über welche die Nacht ihren grauen Mantel breitete. Endlich quoll über die Gärten her durch die Dämmerung des Frühlingsabends die ferne Festmusik.

Mein Freund ging ein paarmal durch das Zimmer, blieb vor einem Schranke stehen und nahm seinen Frack in die Hand. Er sah an ihm herunter, aber dann hängte er ihn wieder weg, setzte sich an den Tisch und zählte die Tänze. Die Lichter drüben im Hause erloschen, mit schweren Schritten zog einer durch die Straße, zuweilen drang das gedämpfte Weinen eines Kindes an sein Ohr; aber über allem lag das leise Rauschen des Tanzes.

Plötzlich fuhr er empor und reckte die ſteifgewordenen Glieder, mit hellen Augen ſah der Morgen durch das offene Fenſter. Drunten regte ſich etwas; man ſchlug gegen die Tür, und dann knirſchte wieder der Draht, ohne daß ſich die Glocke gerührt hätte.

Der Doktor wollte eben davonhinken, als er Tile Knöppler über die Diele ſchlürfen und die Pforte öffnen hörte. Haſtige Worte wurden gewechſelt, dann kam jemand ſchnell die Treppe hinauf.

Als der Doktor die Tür öffnete, ſtand Leutnant von Gollenthin vor ihm; daß er ihn nicht ſofort erkannte, das lag nicht nur an dem Zivilanzug, den der Offizier trug; das friſche Geſicht des Mannes war farblos wie der Mörtel an der Wand.

„Wollen Sie mich beſuchen?“ fragte der Doktor und rieb ſich die Augen.

„Ja und nein,“ ſagte der andere und lachte trocken. „Ich bin allerdings in einer miſerablen Stimmung; aber um meinen Körper handelt es ſich augenblicklich nicht.“

„Sie waren auf dem Feſt?“ fragte mein Freund, und als Gollenthin nickte, griff der Doktor nach einer Flaſche Magenbitter.

„Bitte, nein!“ ſagte der Leutnant. „Von der Sorte habe ich heute genug kennen gelernt; für eine Zigarre aber wäre ich Ihnen ſehr dankbar.“ Er ſetzte ſich dann auf das Sofa und blies mit äußerſter Gemütsruhe den Dampf in die Luft. „Sehen Sie, Herr Doktor,“ begann er endlich, „was ich eigentlich von Ihnen will, das könnte ebenſogut einer meiner Freunde tun, und es wird das auch geſchehen. Aber ich muß einen verſtändigen Menſchen haben, mit dem ich über die Ereigniſſe dieſer Nacht, ſoweit ſie mich angehen, reden kann, und deshalb bin ich zu Ihnen gekommen. Der Major hatte ſtrikten Befehl gegeben, daß die Offiziere dieſem Polenball fern bleiben ſollten. Als ich aber geſtern abend erfuhr, daß Eleonore Wuſterwitz dort ſein werde, hätten mich zehn Pferde nicht zurückhalten können. Denn das holde Mädchen hatte bei der Hochzeit einen Eindruck auf mich gemacht, der ſich ſchlechterdings nicht forttrinken laſſen wollte, und es war mir ein unerträglicher Gedanke, daß ſie tanze und ich nicht wenigſtens unter der Schar der Zuſchauer in der Saalecke wäre. Ich zog alſo Zivil an und ging unbekümmert um alle Folgen hin. Eine Einladung hatte Juſt Evening noch in letzter Stunde beſorgen müſſen. Die Damen hatten mich dereinſt bei meinem Beſuch freundlich empfangen, aber doch angedeutet, daß ſie keinerlei Verkehr pflegten. Damit mußte ich ja zufrieden ſein; doch alle guten Vorſätze wurden umgeſtoßen, als ich ſah, mit welchem Erfolge ſich der Polenhäuptling um Eleonore bemühte. Dieſer obſkure Menſch hatte ſofort das ſchönſte Mädchen der Stadt entdeckt und nahm bei der abgöttiſchen Verehrung, die ihm zuteil wurde, natürlich an, daß ſie mit zu ſeinem Siegespreis gehöre.“

„Erlauben Sie?“ fragte der Doktor dazwiſchen, „Sie halten Herrn von Rutkowski nicht für einen Edelmann?“

„Warum ſoll er nicht adlig ſein?“ ſagte Gollenthin; „aber er kommt aus dem Lande, wo es jeder Hausknecht iſt. Und daß in der Geſchichte dieſes Herrn irgendein trüber Hintergrund iſt, möchte ich mit tödlicher Sicherheit behaupten. Doch das geht uns hier nicht an. Jedenfalls ärgerte es mich wie andere, daß der Fremde den Vortritt vor allen Herren der Stadt haben ſollte, und da er wohl merkte, daß ſich die Frauen und Mädchen an ſeinen Reden wie an einem Chopinſchen Notturno berauſchten, ſo trug er den Kopf immer höher, und ich beſchloß, ihn gelegentlich in ſeine Grenzen zurückzuweiſen.

„Während einer Tanzpauſe ſtand ich am Büfett und ſtürzte ärgerlich ein paar Gläſer Wein herunter. Ihr Freund Evening unterhielt mich, glaube ich, von den Preiſen für Grütze oder dergleichen. Aber ich antwortete nur einſilbig, und meine Augen ließen nicht von der Gruppe, wo Rutkowski ſtand und ſeine Reden mit pathetiſchen Gebärden begleitete.

„Endlich rührte Juſt an meinen Arm: ‚Sie hören ja nicht zu, was gibt es denn?‘ Und er kniff die kurzſichtigen Augen zuſammen, um beſſer erkennen zu können.

„‚Desdemona!‘ ſagte ich.

„‚Hol’ der Teufel den Mohren!‘ erwiderte er.

„Plötzlich kam der Gegenſtand unſerer Betrachtung auf das Büfett zu. Hier verſah er ſich mit etlichen guten Dingen, die

er den Damen bringen wollte. Als er mich bemerkte, lächelte er verbindlich: ‚Ah, Sie sind noch hier, Herr Leutnant?‘

„Wie gesagt, er war ganz korrekt; aber mir gegenüber hätte keines seiner Worte anders gewirkt als ein Keulenschlag in glimmende Glut.

„‚Warum sollte ich nicht mehr hier sein?‘ fragte ich durchaus nicht höflich zurück.

„‚Pardon, ich glaubte gehört zu haben, daß man den Offizieren das Vergnügen dieses Abends schmälern wollte?‘

„‚Es wird vielleicht nicht nur mir geschmälert durch das unpassende Benehmen einiger Herren.‘

„‚O, das tut mir leid!‘

„‚Sehr gütig; aber Mitleid ist mir so wenig lieb wie Taktlosigkeit.‘

„Länger war meine Absicht nicht zu verkennen; er stellte die Schüssel aus der Hand und sagte leise, damit es der Diener, den er herbeigewinkt hatte, nicht hören sollte: ‚C'est une insulte, n'est-ce pas?‘

„‚In Preußen ist man gewohnt, deutsch zu sprechen,‘ antwortete ich; ‚im übrigen können Sie meine Worte deuten, wie es Ihnen zusagt.‘

„Darauf verbeugte er sich, übergab dem Diener die Erfrischungen, und fünf Minuten danach schwebte Eleonore in seinem Arm an mir vorüber.

„‚Sie wissen doch, was das bedeutet?‘ fragte Ihr Freund Just, als ich ihm die Sache berichtete.

„‚Ich weiß es, Herr Evening,‘ erwiderte ich.

„Und dann saß ich meist allein und trank. Im großen ganzen war ich mit mir zufrieden. Der Alte wird zwar fuchsteufelwild werden, schlimmstenfalls muß ich die schöne Stadt auf einige Zeit verlassen, aber ich konnte doch diesem Menschen eine kleine Lektion erteilen, und Sie — das wollte ich eigentlich bitten — sind mit Ihrem Pflasterkasten mir zuliebe im Stadtwald.“ —

Die Forderung wurde tatsächlich überbracht. Aber an demselben Abend erzählten sich die Herren im Kasino, daß der Chef bei der Meldung außer sich geraten sei. Das Duell habe einen politischen Untergrund und könne von unglaublicher Tragweite sein. Gollenthin erhielt wegen Ungehorsam Stubenarrest, und nach wenigen Tagen reiste er in eine neue Garnison ab, ohne daß der Doktor das Apfelgesicht des verliebten armen Jungen wiedergesehen hätte.

* *

Was ich hier anschließe, habe ich viel später erst erfahren, meine Damen!

Des Heimatlosen traurige Worte hatten ihren Eindruck auf die Damen in der Langenstraße nicht verfehlt. Sie saßen wieder zu dritt in dem kleinen Zimmer; der Doktor hatte dringende Geschäfte vorgeschützt; seine Stelle nahm nun der Pole ein. Er trank zierlich aus der mit Stiefmütterchen bemalten Tasse den Tee, und wenn er auch nicht gerade mit den Damen deutsche Literatur trieb, so hielt er doch feurige Reden: „Wie, gnädige Frau? Ihr Herr Papa ist bei Leipzig geblieben? Er hat sein Leben für die Freiheit in die Schanze geschlagen! Glücklicher Mann! Uns fällt ein so beneidenswertes Los nicht zu, und geschieht es, so gewinnen wir damit keinen Stein unseres Bodens zurück.“

An einem Abend, da der Nachtigallenchor im Stadtpark mit seinem Jauchzen die Büsche füllte, sprach Rutkowski wieder bei den Damen vor, nachdem er einige Tage in Geschäften fern gewesen war. Die Post war erst vor einigen Minuten in der Stadt eingetroffen.

Aber bevor er mit dem Finger an die Zimmertür rührte, wurde diese von innen geöffnet, und Eleonore trat heraus.

Er sah dem Mädchen an, daß sie ihn erwartet hatte. „Gnädiges Fräulein, wie froh bin ich, daß ich wieder hier sein darf,“ sagte er und beugte sich über die Hand, die sie ihm entgegenstreckte.

„Und ich darf Sie nicht einmal auffordern, einzutreten,“ sagte Eleonore. „Die Mama ist erkrankt; nicht ernstlich,“ fügte sie bei, „aber sie muß das Bett hüten, und ich soll Ihnen ihren Gruß überbringen.“

Er antwortete nicht sofort; er sah nur auf das Mädchen, das mit halb abgewandtem Gesicht zu ihm sprach. Ein matter Lichtstreif der schmalen Mondessichel fiel durch das Flurfenster und beleuchtete Eleonore; sie hatte ein blaßblaues leinenes Kleid an, das den prachtvollen Hals frei ließ und an seinem Ausschnitt von einem weißen Fichu

geſäumt war. Ihre Lippen zitterten infolge einer Bewegung, die zu bezwingen ſie ſich unfähig fühlte.

„Wie ſchade!“ murmelte er. „Aber ich bin doch froh, daß ich Sie ſehen durfte.“

„Es freut auch mich. Haben Sie Erfolg gehabt?“ fragte ſie.

Er nickte eifrig: „Ich denke wohl, und mancherlei hätte ich Ihnen zu erzählen. Aber Sie ſehen ſo bleich aus, daß ich fürchte, meine Worte haben Sie bereits ermüdet.“

Sie ſann einen Augenblick nach; dann ſagte ſie: „Gehen wir einmal durch den Garten!“ und wie zur Entſchuldigung fügte ſie bei: „Ich glaube, die Luft wird mir gut tun.“

„Es weht Nachtluft!“ ſagte er.

Aber ſie ſchüttelte nur den Kopf und ſchritt auf das Hinterpförtchen zu.

Langſamen Schrittes gingen ſie die Wege entlang. Am Rande des Rundells ſtanden halbverblühte ſpäte Muskathyazinthen. Wenn ſie vorübergingen, ſchlug das Kleid Eleonores gegen die ſterbenden Blumen, und dieſe neigten ſich.

Ihr Begleiter ſagte kein Wort; er blickte zur Erde und auf den feinen braunbeſchuhten Fuß, der unter dem Saume hervortrat.

Und ſie fragte nicht mehr nach dem, das er während der letzten Tage ausgerichtet hatte. In dem wonnigen Schweigen, das auf beiden laſtete, ſtrebten ihre Gedanken einem Ziele zu. Ihre Seelen ſchmiegten ſich aneinander, und ſie fürchteten, daß das erſte Wort ſie aus ihrer Vereinigung ſcheuchen könnte.

Plötzlich blieb Rutkowski ſtehen und lauſchte in die Nacht hinaus. „Hören Sie nichts, Eleonore?“ fragte er.

Das Mädchen erſchauerte, da er ſie bei ihrem Namen nannte. „Ich höre nichts,“ ſagte ſie.

„Draußen ſchlagen die Nachtigallen, daß einem das Herz weh tun könnte,“ fuhr er fort. „Ich meine, man müßte ſie bis hierher vernehmen.“

Aber über den Giebeln der Häuſer lag nur das feine Singen der Nacht, und in den Ohren beider brauſte das Blut.

„Ich muß jetzt zur Mama,“ ſagte ſie, und ſie gingen langſam dem Hauſe zu. In dem bleichen Licht erſchienen die Schatten der Kaſtanienblätter auf den Sandſteinſtufen wie ſchwarze Blutflecke. Eleonore zögerte über ſie hinzuſchreiten, denn ihr fiel bei dieſem Anblick ein, daß man ſich in der Stadt erzähle, in dieſem Garten ſei einſt ein Geizhals von ſeinem zuchtloſen Sohn erſchlagen worden. Die ſchaurige Erinnerung flog wie eine Wolke über ihr Glück, und ſie taſtete nach einem Halt.

Da ergriff Rutkowski ihre Hand. „Ich werde Sie nun wohl ſobald nicht wiederſehen,“ ſagte er.

Aber Eleonore antwortete noch immer nicht, nur ein Seufzer hob ihre Bruſt, und plötzlich fühlte ſie einen Schrei in ſich emporſteigen, und daß ſie ihn ausſtoßen müſſe, wenn nicht etwas Unerhörtes geſchehe.

Da lag ſie ſchon in ſeinen Armen, und der Augenblick, der zwei Leben aneinander knüpfte, war gekommen.

— — — — — — — — — — — — —

Frau Wuſterwitz richtete ſich bei der Tochter Eintritt in ihrem Bette auf: „Kind, wo biſt du nur geblieben? Ich hätte Agnes Knöppler nach dir geſchickt; aber ſie war ſchon fortgelaufen, als mich die Angſt um dich überfiel.“

„Verzeih', Mama, ich bin einmal durch den Garten gegangen,“ ſagte Eleonore.

„Ja, ja, Kind; geh' nur! Und jetzt zünde mir das Licht an.“

Die Glasroſette des Leuchters, den das Mädchen auf den Tiſch ſtellte, klirrte, als ob eine unſichere Hand ihn halte. Dann zuckte die Flamme auf, und Eleonore machte ſich am Fenſter zu ſchaffen.

Die Mutter blickte eine Weile zu ihr hinüber; dann fragte ſie: „Haſt du mir denn nichts zu ſagen, Kind? Oder iſt Herr von Rutkowski gar nicht gekommen?“

Da warf ſich das Mädchen vor dem Bette nieder, und zwiſchen Lachen und Weinen erzählte ſie, was drunten geſchehen war.

„Ach, die Liebe!“ ſagte Frau Wuſterwitz. „Das kommt und geht. Vor fünfundzwanzig Jahren warb dein Vater um die arme Grafentochter, und jetzt geht der Mondenſchein ſchon lange über ſein Grab, und du ſollſt in das Leben. Es iſt alles nicht viel anders als ein Traum.“

„Dann iſt's doch einmal ſo Gottes Wille!“ ſagte Eleonore und küßte die blaſſe Hand auf der Decke.

Aber die Frau Bürgermeister schüttelte heimlich den Kopf, und während der Nacht sahen ihre Augen starr in den Winkel, wo der Spiegel stand. Sie konnte es nicht begreifen, daß es Gottes Wille sein sollte.

Sie war eine kluge Frau, die letzte Klissow. Ihrem einzigen Kinde wehe tun, das ging nicht an, und doch konnte sie es nicht einem Manne ausliefern, von welchem sie nichts wußte, als daß er ein bestechendes Äußeres und tadellose Manieren besaß. Vielleicht war nicht einmal der Name sein eigen; es wäre nicht das erstemal gewesen, daß die politischen Flüchtlinge aus russischem oder österreichischem Grenzgebiet unter fremdem Namen in die Fremde gingen. So wurde sie mit sich eins, nicht eher die Verlobung zur Kenntnis anderer gelangen zu lassen, als bis ihre Nachforschungen über den Erwählten Eleonores ein befriedigendes Resultat gehabt hätten. Solches sagte sie auch dem Polen, der am Morgen zu ihr kam, und fügte hinzu, daß der Verkehr zwischen den Verlobten eingeschränkt werden müsse, um unnützes Geschwätz der Leute zu verhindern.

Mit diesen Nachforschungen aber hatte es gute Weile, denn das Leiden der guten Frau nahm einen schnellen Fortgang, und eines Abends stand Eleonore in des Doktors Zimmer. Ihre weiten, verängsteten Augen ließen das Schlimmste ahnen.

„Bitte, bitte, schnell! Die Mama!“ ächzte sie und faltete die Hände über der Brust, als wolle sie den ungestümen Herzschlag hemmen.

Er war nicht wieder drüben gewesen seit jenem Tage, da Eleonore das Fest besucht hatte, er hatte sie kaum wiedergesehen. Einmal hatte sie, als er an ihrem Fenster vorüberging, mit scheuem Lächeln auf seinen Gruß gedankt; in der schriftlichen Einladung, welche ihm Agnes Knöppler an demselben Abend überbrachte, hatte er nicht mehr als die Äußerung der Höflichkeit gesehen und eine Entschuldigung zurückgesandt, nachdem Jaromir von Rutkowski in das Nachbarhaus getreten war. Er stand jetzt zuweilen wieder an seinem Fenster und sah mit trüben Augen in den grünen Garten hinab, auf dessen Mauer die grauen Katzen mauzten. Als er jetzt das erschrockene Mädchen in der Mitte des großen Zimmers stehen sah, erschrak er nicht weniger, als wenn ein Spuk aus dem Fußboden hervorgewachsen wäre.

„Was ist denn geschehen?“ rief er und sprang jählings auf, so daß der Stuhl umfiel.

Aber sie eilte schon wieder die Treppe hinab: „Kommen Sie schnell, Herr Doktor!“

Als er in das Krankenzimmer trat, hing Frau Wusterwitz wie leblos in der Tochter Armen. Ein Anfall schien eben vorübergegangen zu sein, seine Schauer flogen noch über den Körper. Sie versuchte aber zu lächeln.

„Geh' hinaus, liebes Kind!“ sagte sie. „Unser guter Doktor wird mir schon den Feind schlagen helfen.“

Der Doktor konnte, während er seine Untersuchungen machte, seine Bestürzung nicht verhehlen. Das war eine jener entsetzlichen Frauenkrankheiten, denen die Wissenschaft damals ohnmächtig gegenüberstand, besonders wenn das Leiden ein solches Stadium erreicht hatte, wie es hier der Fall war.

„Nicht wahr, es ist ernstlich?“ fragte sie.

„Warum haben Sie mich nicht längst gerufen?“ fragte er zurück.

Als der Doktor wieder zu ihr trat, deutete sie gegen die Tür und flüsterte: „Nur ihr nichts sagen, lieber Doktor!“

In dem ihm so vertrauten Zimmer saß der Doktor und schrieb Rezepte. Aber er war nicht ganz bei der Sache. Er mußte immer wieder auf die weiße Hand des Mädchens blicken, die auf den Tisch gestemmt war. Das feine Glied, in dessen Linien sich so leicht die Frauenseele offenbart, erschien ihm anders als sonst. Aber vielleicht lag das daran, daß ein fremder Ring auf dem vierten Finger steckte. Ihr Blick glitt endlich zu dem Gegenstand seiner Aufmerksamkeit nieder, und sie zog errötend die Hand an sich.

„Sie müssen nicht gering von mir denken,“ sagte sie, „ich kann alles ertragen. Was ist es?“

„Wir wollen morgen Professor Henner hören,“ antwortete er.

„Aber Sie versprechen mir, wenn Gefahr vorliegen sollte, nichts zu verheimlichen. Ich

will mich auch Ihren Anordnungen stets fügen."

„Unbedingt?"

„Ja."

„Gut, der Pakt soll gelten! Sie senden jetzt Agnes Knöppler zur Apotheke, sagen Ihrer Mama gute Nacht und gehen dann zur Ruhe. Diese Nacht wache ich bei der Kranken."

Sie blickte ihn einen Augenblick lang forschend an, dann senkte sie den Kopf und ging.

Henner kam; aber seine Diagnose war nur eine Bestätigung der Überzeugung des Doktors. Die immer häufiger auftretenden Anfälle ließen auf ein schnelles Ende schließen, und bald wußten es die beiden guten Menschen, die auf der Welt nicht viel mehr als sich selbst besaßen, daß der bleiche Gast im Winkel sitze. Die eine begrub die Hoffnung mit müder Gleichgültigkeit, die andere mit wildem, mühsam bezähmtem Schmerz.

Einmal hatte es der Doktor wieder durchgesetzt, daß er bei der Kranken wache. Eleonore hatte versprochen, sich niederzulegen, aber bis in die ersten Morgenstunden hinein hörte mein Freund ihre ruhelosen Schritte im Nebenzimmer. Endlich überkam auch ihn eine erstarrende Müdigkeit, welche den halbwachen Sinnen keine Erholung brachte, und aus welcher er durch die Berührung einer Hand wieder emporschreckte.

„Ich habe darauf gewartet, daß sie einschlafen sollte," sagte Frau Wusterwitz. „Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie einige Augenblicke auf mich hören wollten. Es ist eine eigene Sache um das Sterben; ich habe es mir, so lange ich gesund war, immer schwerer vorgestellt. Nur an das Kind darf ich nicht denken; es ist mir dann, als ob ich Disteln unter dem Kopfe hätte. Wissen Sie, daß Eleonore verlobt ist?"

„Ich hab' es mir gedacht," sagte der Doktor.

Sie nickte. „Es geht so oft anders, als wir denken. Und nun habe ich niemand als Sie, dem ich meine Bitte aussprechen kann. Denn Rutkowski ist fort, um seine Angelegenheiten zu ordnen. Wie das enden wird, kann ich nicht erleben; aber ich möchte nicht, daß die Wirrnis über meinem Kinde zusammenschlage. Sie bedarf eines Beraters, der es treu mit ihr meint, und wenn Sie das sein wollten ..."

„Verlassen Sie sich auf mich," sagte mein Freund, und sie drückte mit ihrer schwachen Kraft seine Hand.

* *

Es währte etwa noch eine Woche, bis das Licht erlosch.

Eleonore war seit dem Hinscheiden der Mutter gleichsam versteint. Sie rührte keinen Bissen an; man wußte nicht, wovon sie lebte.

„Sie müssen sie zwingen, etwas zu genießen," hatte der Doktor zu Tile Knöpplers Frau gesagt, welche im Nachbarhause jetzt das Notwendigste besorgte; aber diese hatte nur verzweifelt die Hände gerungen.

„Mein Himmel, Herr Doktor, wenn Sie nichts mit ihr anstellen können, was soll ich arme, ungebildete Frau denn schaffen? Mit Gewalt hab' ich sie in das Trauerkleid gezwängt, und als ich sagte, es sei am Halse zu eng und müsse geändert werden, da haben mich die starren Augen angesehen, daß mir angst und bange geworden ist."

Als mein Freund mit Just Evening vom Begräbnis zur Stadt zurückkehrte, sagte er: „Alter Knabe, tu mir die Liebe und sprich mit mir bei ihr vor! Sie sitzt wie ein Bild von Erz am Fenster und rührt sich nicht. Ich fürchte wahrhaftig um ihren Verstand. Vielleicht, daß es sie aufrüttelt, wenn ein Fremder kommt, um sein Beileid auszudrücken."

Just brummte etwas von der Menschheit Jammer, der ihn bei solchem Anblick anfiele; aber er ging mit. Das Mädchen stand auch auf; aber die Freunde merkten, daß ihre Worte für Eleonore nicht mehr waren als ein fremdes Schallwerk. Und als dann mein Freund noch etwas sagen wollte von den Pflichten, welche das Leben für uns aufspart, da hob sie die Hände über ihr Haupt, als ob sie es schützen müsse, und sagte: „Sie sind sehr gut, Herr Doktor; aber es ist besser, Sie lassen mich allein."

Da war also für den Augenblick nichts zu machen, und die beiden gingen. Aber vor des Freundes Augen stand unverrückt das blasse, tränenlose Mädchengesicht, und er schickte Frau Tile Knöppler hinüber. „Vor

allem machen Sie die Fenſter auf und ſetzen die Lampe in Brand!“ ſagte er ihr.

Als er von einem ſpäten Krankenbeſuche zurückkehrte, riß die Schuſtersfrau unten die Tür auf. „Ja, was iſt denn das, Frau?“ ſagte er. „Ich meinte, Sie ſollten die Nacht drüben zubringen. Oder hat Sie etwa das Fräulein mit Gewalt fortgeſchafft?“

Sie kam vorſichtig und geſtikulierend auf ihn zu. „Ja, Herr Doktor, das iſt wunderbar genug zugegangen,“ ſagte ſie. „Ich ſaß bei dem Fräulein, nachdem alle meine Künſte, ſie zum Reden zu bringen, vergeblich geweſen waren, und zählte die Stiche auf der geſtickten Tiſchdecke. Mit einem Male geht draußen die Tür, und ich ſage: Nun wird der Herr Doktor wohl noch einmal nachſehen wollen! Da richtet ſich das Fräulein kerzengerade auf, und ehe ich zufaſſen kann — denn ich denke, ſie fällt nun in Ohnmacht —, ſtürzt ſie an mir vorüber, auf den Flur hinaus, und da redet eine Männerſtimme, und ſie weint und ſchluchzt und ſchreit. Aber als ich nun hinausſehe, da hält ſie einer umfaßt, einer ...“

„So ſagen Sie doch!“ mahnte der Doktor, als ſie zögerte und ihn ängſtlich anblickte.

„Ja, das war der polniſche Herr von Rutkowski,“ fuhr ſie fort.

„Ich wußte es,“ ſagte der Doktor.

Einen Augenblick ſah ſie ihn wirr an: „Ja, ſo! Ich meinte ...“ Aber ſie ſprach es nicht aus, was ſie meinte, und erzählte nur noch, daß ſie im Nebenzimmer geſeſſen, ſolange der Herr dageweſen, und dann ſei Fräulein Eleonore zu Bett gegangen.

„Sie tun am beſten, jedem gegenüber von dem, was Sie heute erlebt haben, zu ſchweigen,“ ſagte der Doktor, die Treppe hinanſteigend.

„Das hat mir das Fräulein auch geſagt, und, bei Gott! keiner, ſelbſt Tile nicht, ſoll aus meinem Mund etwas erfahren!“ flüſterte ſie.

Am nächſten Tage ließ das Fräulein den Doktor zu ſich bitten und ſtellte ihm Jaromir von Rutkowski als ihren Verlobten vor.

„Meine ſelige Mama hat mich auf Sie verwieſen,“ ſagte ſie. „Sie ſollen der einzige ſein, der fürs erſte um unſer Verlöbnis weiß.“ Und der Pole war verbindlich, ja herzlich liebenswürdig, ſoweit der Ernſt im Trauerhauſe es zuließ.

Auf dem blaſſen Angeſicht der Braut hatte das Glück, den Geliebten an der Seite zu haben, noch nichts verändert. Aber eine Woge des Lebens, das ſie auf den dürren Strand geworfen, hatte ſie doch wieder an ſich gezogen, und das übrige, was zu tun blieb, mußte der Allhelferin Zeit überlaſſen werden.

Am Abend vor dem Abſchied Rutkowskis, dem ſeine Geſchäfte nur wenige Tage Aufenthalt geſtatteten, ging das Paar noch einmal durch den Garten. Wie damals das ihre Stirnen ſtreifende Glück, ſo ließ ſie dieſes Mal die nahe Trennung verſtummen. In den Winkeln blühte jetzt der Jasmin, und die Sträucher, deren transparente Farbe in ein ſattes Grün übergegangen war, dunkelten mehr als ſie leuchteten. Von St. Nikolai herüber klang der Schlag der neunten Stunde, und die Uhr auf St. Marien antwortete.

„Es wird nun wohl Zeit,“ ſagte Jaromir ſtehen bleibend; „wir müſſen Abſchied nehmen.“

„Ja, ja,“ ſagte ſie; aber ihr Arm zog ihn doch in das Innere des Gartens mit ſich fort. „Nicht wahr, es iſt kein Scheiden auf lange Zeit?“ fragte ſie.

„Ob ich vier Wochen oder vier Monate fern bleibe, ich weiß es nicht,“ antwortete er. „Es wird ganz davon abhängen, wie ſchnell ſich die Verhältniſſe ordnen laſſen. Jedenfalls ſind vier Stunden, die mich von dir trennen, ſchon eine lange Zeit für mich.“

„Und eher können wir nicht heiraten?“ fragte ſie. „Warum müſſen deine Güter durchaus wieder frei ſein? Wir beide, was gebrauchen wir mehr als einer den anderen und über uns ein kleines Dach?“

„Aber wir haben auch das nicht, Liebſte,“ ſagte er. „Eine Kuh und ein paar Taler und das wenige, was wir auf dem Leibe tragen. Meinen Stolz aber mag ich nicht auf den Bettel ſchicken.“

Sie ließ die überhängenden Zweige durch ihre Hand gleiten. „Ich weiß wohl, das Leben iſt oft ſo grauſam,“ ſagte ſie. „Wir werden mit Handſchuhen auf den Fingern geboren, und der Tiſch wird vor uns umgeſtoßen, daß die Speiſen in den Sand

fallen. Wärst du ein Schiffer, und ich wäre eine arme Dirne, dann könnten wir noch in diesem Jahr eine Hütte da draußen beziehen, wo es nach Tang und Teer riecht und der Wind durch das Dach pustet. Aber so ist uns auch das verschlossen."

Sie redeten noch lange hin und her, und Agnes Knöppler saß auf der Flurtreppe und lauschte zur Gartentür hinaus. Das Kind hatte sie geöffnet; denn es fürchtete sich in dem stillen Hause, aus dem vor ein paar Tagen eine Tote getragen war. Aber endlich schlief es ein.

Als das Fräulein es weckte, schlug die zehnte Stunde. Der polnische Herr war fort, und draußen zwischen den Büschen hing der Sternenschein.

* *

Es war einige Wochen nach jenem Abschied. Die Landleute gingen am Sonntag zufrieden durch ihre Äcker und berechneten im stillen den Tag, an welchem sie wollten schneiden lassen. Der Doktor kehrte von einem Landbesuch in die Stadt zurück, als die Kirchgänger über den Marktplatz zogen.

Der alte Apotheker Weinmesser stand auf der obersten Stufe der Treppe, die in den Rathauskeller führte, und winkte meinem Freunde zu: „Bitte schön, Herr Doktor! Nach einem so heißen Wege werden Sie meine Einladung zu einem Trunke nicht abschlagen."

Sie gingen hinab, saßen an einem Tische nieder, schwatzten von der Welt und ihrem tollen Treiben und sahen dabei durch das niedrige Fenster auf die Füße der Vorübergehenden.

Plötzlich sagte der alte Weinmesser: „Was gilt's, Herr Doktor! Nach einer Minute tritt Ihr Freund ein!" Und als ihn der andere ungläubig ansah, fuhr er fort: „Solche Schuhe, wie sie soeben vorüberstelzten, trägt nur Just Evening."

Wirklich war es Just Evening, der die Treppe herabkam, die ihm von einigen Tischen zugerufenen Grüße kurz beantwortete und mit vorgestrecktem Kopfe in dem nicht eben hellen Raum Umschau hielt, bis er den Doktor entdeckt hatte.

„Du sitzest beim Bier, und man sucht dich!" rief er näherkommend. Dabei lachte sein Mund, daß alle Zähne glänzten.

„Wer sucht mich?"

„Wer sonst als deine schöne Nachbarin Eleonore?"

„Was ist denn geschehen?" fragte der Doktor und zerrte seinen Hut vom Haken.

Aber Just legte ihm die Hand auf den Arm: „Vergiß deine Ruhe nicht, mein Alter! Es ist vielleicht angebracht, daß ich dich vorbereite: du wohnst von heute ab nicht allein neben dem schönsten, sondern auch neben dem reichsten Mädchen unserer Stadt. Deine biedere Frau Tile Knöppler erzählt es jedem, der es hören will, daß Eleonore Wusterwitz vor einer Stunde den Besuch ihres Anwaltes bekommen hat, der ihr mitteilte, sie sei Herrin zweier Krongüter geworden."

„Was soll ich denn bei Fräulein Wusterwitz?" fragte der Doktor enttäuscht.

„Holla!" rief der alte Herr lustig und schlug auf den Tisch, daß die Krüge klirrten. „Ich weiß zwar nicht, wie hoch Sie bei Fräulein Eleonore kreditiert sind, obschon man allerlei munkelt; aber wenn sie jetzt zuerst zu Ihnen sendet, so meine ich, es läge nur an Ihnen, das Eisen zu schmieden, solange es glüht."

Der Doktor machte eine ablehnende Bewegung; die da lachten, ahnten nicht, was er längst hatte aufgeben müssen. —

Er fand Leonore in dem wohlbekannten Zimmer hinter dem runden Tische.

„Haben Sie es schon gehört?" fragte sie; aber sie dankte kaum auf seinen Glückwunsch. „Es geht sonderbar in der Welt zu. Sehen Sie, dies Stück Papier macht mich nun plötzlich wohlhabend, und meine gute Mama hat ihr Leben lang gehofft, bis sie es verlernt hatte."

„So betrachten Sie es als ihr Vermächtnis," entgegnete der Doktor. „Sie hat jetzt mehr gewonnen als Schloß Klissow und einige tausend Morgen Land."

Sie nickte.

„Meinem Bräutigam habe ich sofort Nachricht gesandt. Ich weiß zwar nicht, wo sie ihn erreichen wird, aber dann wird er unverzüglich kommen. Sie aber, dessen Rat ich ebenso schätze wie meine selige Mama, möchte ich bitten, mein Begleiter zu sein. Ich muß Klissow, das wir so lange gemieden haben, noch heute sehen."

Und sie stand auf und reckte ein wenig die Arme, als sollten alle Fesseln an ihren Handgelenken springen.

Die neue Mär von der Klissowschen Erbschaft flog an diesem Mittag über jede Suppenschüssel. Selbst die Mütter alternder Mädchen, welche behauptet hatten, eine schöne Larve sei keine Mitgift, entdeckten plötzlich an Eleonore allerlei schätzenswerte Eigenschaften, und die brave Superintendentin, welche die Welt mit zahllosen Pfarramtskandidaten versehen hat, meinte, auf Klissow müsse eigentlich eine neue Pfarre errichtet werden, und auf dem nächsten Montagskränzchen erzählte sie von einem weitläufigen Verwandten, der Pastor und Gutsbesitzer zugleich sei.

Inzwischen fuhr der Wagen vor Konsul Wittstettens Haus vor, und Fuhrherr Dassel hatte die Fahrt dadurch besonders feierlich zu machen geglaubt, daß er neben den Kutscher Jäckel Bestenbinder gesetzt hatte, welcher sich vor Eleonore so tief verneigte, als hätte sie nicht zwei Güter, sondern eine Krone gewonnen.

Sie saßen schweigsam nebeneinander; des Fräuleins Gedanken flogen gegen Osten, und der Doktor wollte sie nicht stören. Ihm war auch nicht nach langem Redenhalten zu Sinne.

Als sie aber an die Grenze von Klissow kamen, da richtete sie sich auf, und ihr Blick flog über die wogenden Kornfelder hin. „Das alles soll mein sein?“ rief sie, und dann faltete sie die Hände: „O Gott, es ist doch ein großes Glück!“

Da sprang ein Bursche aus dem Graben auf, in dessen warmem Grase er sich gesonnt hatte, und starrte verwundert auf das Gefährt und auf das Weib, das mit Siegeraugen sein Gebiet überschaute.

„Bist du aus Klissow?“ fragte ihn Eleonore und rührte den Kutscher an, daß er halte.

Der Bursche nickte und hatte dabei den Bauernausdruck im Gesicht, von welchem man nicht weiß, ob er Blödigkeit oder Stolz bedeuten soll.

„Und wie heißt du?“

„Jochen Güstrow,“ sagte er.

Sie griff in die Tasche, sagte aber gleich darauf zu ihrem Begleiter: „Bitte, borgen Sie mir einen Taler!“ Und dem Jungen das Geldstück reichend, fuhr sie fort: „So lauf' ins Dorf, Jochen Güstrow, und sag' den Leuten, daß ihre neue Herrin kommt.“

Der Bursche sah den Taler und darauf wieder das Fräulein an, und plötzlich lief er querfeldein davon.

Die Gäule schleppten den Wagen den sandigen Weg hinan. Droben auf der Höhe lag damals die Pferdekoppel, und bis an sie heran erstreckte sich der Park.

Dort ließ Eleonore den Wagen nochmals halten, stieg aus und bat den Doktor, ihr zu folgen. Unter der großen Buche, welche nun längst gefällt ist, blieb sie stehen. „Die Mama hat mir oft erzählt, daß man von diesem Baum aus weit in das Land sehen kann,“ sagte sie. „Welcher Weg geht dort vorüber.“

Der Doktor erklärte ihr die Gegend, so gut er es vermochte, und sie folgte aufmerksam seinen Erklärungen.

Aus den Erzählungen der Mutter kannte sie jeden Stein und Baum auf Klissow; aber die Umgebung schien ihr völlig fremd zu sein. „Ich bin eben nie hier gewesen,“ fügte sie entschuldigend hinzu. „Aber der Platz unter der Buche ist gut zum Warten. Man sieht hier die Post vorüberfahren, und drunten merken sie auch, wenn hier oben jemand mit dem Tuche winkt.“

Und dann bestiegen sie den Wagen und fuhren seitwärts auf das Dorf zu. — —

Die Städter trösteten sich damit, daß die Trauerzeit, welche jetzt Eleonore von aller Geselligkeit fern hielt, bald ein Ende nehmen werde. Man erzählte sich, daß es in dem breiten Saale des Grafenschlosses, von dessen Wänden die alten gestrengen Herren niedersahen, ein lustiges Tanzen sein müsse, und die weibliche Jugend sprach mit heimlichem Gruseln von dem mächtigen Bettgestell des Turmzimmers, in welchem der abenteuerliche Schwedenkönig Karl sich von den Anstrengungen seines vierzehntägigen Rittes erholt haben sollte.

Der kleine Assessor Selling, welcher jetzt Landrat unseres Nachbarkreises ist, soll sogar allmorgendlich vor dem Spiegel die Verbeugungen probiert haben, mit denen er seinen Antrag vorbringen wollte.

„Lassen Sie die Leute nur reden,“ sagte Eleonore zu Tile Knöpplers Frau, wenn

diese ihr die Neuigkeiten überbrachte. „Wenn mein Verlobter hier ist, wird das Geschwätz schon ein Ende nehmen."

Und die Schusterin bewahrte das Geheimnis des Fräuleins mit einer seltenen Standhaftigkeit, lächelte zuweilen nur, wenn ihre Nachbarinnen ihr eine neue Geschichte vorbrachten, die sie beim Reinemachen in den großen Häusern aufgefischt hatten, und bestellte dem Doktor, daß er recht bald wieder nach Klissow kommen möge, wo ihn das Fräulein um Rat angehen wolle.

Wenn dieser dann auf den Hof fuhr, so kam ihm Eleonore an der Seite der ältlichen Mamsell Amalie, welche das Amt einer Gesellschafterin und Beschließerin bekleidete, entgegen.

„Sind Sie mir böse, daß ich Sie so oft bemühe?" fragte sie. „Ich bedarf Ihrer mehr als eines Rechtsbeistandes." Und nachdem sie das Fräulein in das Haus geschickt, nahm sie seinen Arm und ging mit ihm durch den Park. „Es herrscht hier eine entsetzliche Unordnung," fuhr sie fort. „Von Tag zu Tag lerne ich mehr, und da meine Voreltern Landleute waren, fällt es mir nicht schwer. Aber zuweilen stehe ich vor einem Berge von Schwierigkeiten, daß mir angst wird, ich käme niemals darüber fort. Der Gärtner hat Samen seit Jahren gekauft, ohne das Geringste selbst zu ziehen, und gestern hat mir der Inspektor gekündigt. Ihnen gefällt nicht, daß es mit dem Schlendrian vorbei sein soll; aber ich kann mich doch nicht offenkundig bestehlen lassen. Was meinen Sie dazu, lieber Doktor?" Und sie entwickelte vor ihm einen Plan, wie man gewisse alte Lasten ablösen könne. —

Der Frühherbst zog über das Land mit klarer, wonniger Luft, mit Gänsegekreisch und dem lustigen Gezwitscher ziehender Schwalben. Er hauchte über Nacht die Georginen an, daß die Blüten des Morgens schwarz und tot an den Stöcken hingen; dafür streute er silberne Netze über den Rasen, in denen lag der Tau und blitzte in der Sonne gleich funkelnden Brillanten. Die Ernte war zu einem großen Teile schon in den Scheunen geborgen; auf den Feldern standen hohe, graue Kartoffelsäcke, und die Leute lagen auf den Knien und wühlten den Segen aus der Erde.

Eleonore ging von einer Grenze ihres Gebietes zur anderen. Ein kleiner Filzhut mit schwarzem Schleier lag auf ihrem reichen Haar, und die Hand im Dänenhandschuh hob das schleppende Gewand. Des Abends aber stand sie um die Zeit, da die Post kommen sollte, von ihren Rechnungsbüchern auf, warf einen Mantel über und ging allein durch den Park bis an die Koppel.

Aber Jaromir von Rutkowski kam nicht; nur zuweilen flog ein Brief voll heißer Liebesbeteuerungen und Vertröstungen auf eine nahe schöne Zeit der Herrin von Klissow in den Schoß.

Einmal traf sie mein Freund an, da sie über einem solchen Schreiben mit glühenden Wangen saß. Die großen Klissowschen Augen — fast alle die Herren und viele Damen auf den Bildern droben sahen mit diesen Augen in den sonnigen Saal — lagen hinter den Schleiern bräutlichen Glückes. Als sie den Eintretenden gewahrte, steckte sie hochaufatmend das knisternde Papier in die Tasche.

„Ich störe," sagte der Doktor und griff nach der Tür, die er soeben geschlossen hatte.

Aber sie erhob sich schnell, und seit der Mutter Tode sah sie mein Freund zum erstenmal wieder lächeln. „Aber nein!" sagte sie. „Wünschen Sie mir Glück! Übers Jahr soll hier Hochzeit sein. Es wird Zeit, daß Klissow einen Herrn erhält." Als sie den Schatten gewahrte, der über des Doktors Stirn flog, nahm sie seine Hände: „Lieber Freund, Sie aber bleiben mir immer treu, nicht wahr?"

„Immer!" sagte er.

* *

Konsul Wittstetten gehörte seit jenem Sommer zu den Patienten meines Freundes, und er hatte sich während der Krankheit so sehr an den Arzt gewöhnt, daß er auf seinen Vormittagsspaziergängen mindestens einmal in der Woche gegen das Ende der Sprechstunde bei dem Doktor vorsprach, um einen kleinen Schnack mit ihm zu machen. Dabei wurden ganz andere als medizinische Fragen erörtert.

So saß der Konsul auch an einem sonnigen Herbstmorgen in dem weiten Raume,

der als Sprechzimmer diente, sah zu dem verblaßten goldenen Stuck an der Decke empor, drehte die Schnupftabaksdose zwischen Daumen und Mittelfinger und sprach von der Zukunft des Nachbargrundstückes: „Schade um die prächtigen Linden, aber die müssen natürlich fallen. Und dann wird es den Dohlen und Ihren Katzen auch wohl unheimlich werden. Es böte sich für mich jetzt gerade eine gute Gelegenheit; aber der Mietsvertrag mit den Wusterwitzschen Damen steht mir im Wege. Sie sollen ja bei der Herrin von Klissow etwas gelten; wollen Sie mit ihr nicht einmal diese Frage erörtern?“ Bei den letzten Worten blinzelte er dem Doktor so recht spitzbübisch zu und fuhr dann mit der Spitze seines Spazierstockes über die blanken Ringe, welche die Sonne auf dem Fußboden hin- und herrollte. „Wie heißt doch Ihr schöner Spruch auf der Diele? Omnia tecum, Domine! Also wenn Sie keine Courage haben, allein zu gehen, warum beherzigen Sie Ihre Mahnung im Treppenhause nicht?“ Und er lachte sein gutes, klingendes Lachen, nahm eine Prise und lachte noch, als er sich den Tabak von dem Rockaufschlag blies.

Der Doktor war froh, einer Antwort überhoben zu sein: Agnes Knöppler trat ein und übergab ihm einen Brief.

„Lassen Sie sich nicht abhalten, ihn zu lesen,“ sagte Wittstetten. „Als alter Geschäftsmann weiß ich, daß man dergleichen Dinge nicht aufschieben darf.“

Aber mein Freund wandte den Brief hin und her; er wußte nicht, wer aus Thorn an ihn schreiben sollte, und seine Verwunderung wurde nicht geringer, als er in dem Absender den guten Gollenthin erkannte. Flüchtig überflog er die Zeilen, doch seine Hände zitterten plötzlich, und er fühlte eine Blutwelle siedend heiß zu Kopfe steigen.

„Was ist Ihnen, Doktor? Schlechte Nachrichten?“ rief der Konsul. Und er ließ sich nicht länger halten, sondern verabschiedete sich.

Drunten hatte die Pforte ins Schloß geschnappt, das Aufstoßen von Konsul Wittstettens Krückstock auf das Pflaster klang ferner und ferner; der Doktor saß über dem Brief und starrte die krausen Schriftzüge an. In seinem Herzen wogten Schreck, Sorgen und eine weite, dunkle Freude durcheinander. Er war seit zwei Wochen nicht draußen auf Klissow gewesen, jetzt drängte es ihn, heute noch Eleonore wiederzusehen. Er steckte den Brief zu sich, sagte Frau Tile Knöppler, daß die Nachmittagssprechstunde ausfalle, und erledigte die notwendigsten Besuche.

Er konnte aber kein Fuhrwerk bekommen, weil an diesem Tage von Studenten ein Ausflug geplant war.

„Den kleinen Jagdwagen hätte ich Ihnen vor einer Viertelstunde noch geben können,“ sagte Dassel; „aber soeben war eine Dame hier, welche ihn für eine Spazierfahrt gemietet hat. Es war eine Polin, Herr Doktor, und wenn dort die Weiber schon anfangen zu konspirieren, so wird Polen wohl noch nicht verloren sein.“

So machte sich mein Freund also zu Fuß auf den Weg; denn obschon er jetzt nach einer Stunde bei weitem ruhiger über die Gollenthinschen Nachrichten dachte, so war doch das Verlangen, der Herrin auf Klissow heute die Hand zu drücken, dasselbe geblieben.

Als er über den Marktplatz ging, kam Just Evening auf ihn zu: „Du, ich trage schon seit drei Tagen eine Einladung für dich mit mir umher. Das junge Paar will demnächst seinen ersten häuslichen Abend geben, und du sollst dabei sein.“

Der Doktor sagte zu, und sie schlenderten die Straße entlang.

„Weißt du übrigens, daß Rutkowski uns wieder beehrt hat?“ fragte Just. „Er scheint zu merken, daß die Stimmung für ihn sehr abgeflaut ist; denn er schlich gestern abend im Schatten der Häuser entlang.“

„Du hast geträumt, Just!“ sagte der Doktor.

„Höchstens der alte Weinmesser, der ihn gesehen hat,“ sagte Just. „Aber der ist ein nüchterner Mensch, und da er mit dem Polen einen Gutenabend tauschte, wird es wohl mehr als Hellseherei gewesen sein. Ich glaube übrigens, Jaromir geht bei uns ganz anderen als politischen Geschäften nach. Der Marder schleicht um den Taubenschlag, und wenn ich nicht wüßte ...“

Er hielt inne, als ihm der Doktor mit einem Lebewohl die Hand reichte.

„Wohin willst du denn so eilig?“

„Nach Klissow."

„Bei der Hitze? Ist dort jemand krank?"

„Vielleicht!"

Just Evening schüttelte den Kopf hinter dem Davonschreitenden. Er ärgerte sich über ihn, daß er nicht den Mut fand, das entscheidende Wort an das geliebte Mädchen zu richten.

Als der Doktor die Treppe zur Veranda emporstieg — es war dieselbe wie heute, mit dem gelben Fleck auf der untersten Stufe, meine Damen, nur die Vasen auf den Wangen wurden erst später gesetzt —, stand oben Amalie mit ihrem rosigen, faltigen Altjungferngesicht und der spitzen Nase.

„Ach, Herr Doktor, ein Glück, daß Sie kommen. Sie können gleich mit uns essen!" rief sie.

„Was ist denn für ein Glück dabei, Mamsell Amalie?" fragte er.

„Ach, ich weiß nicht! Gestern abend ... Ich fürchte mich zuweilen ..." Aber sie strich schnell an ihrem Kleide nieder; sie war viel zu gut erzogen, um indiskret zu sein, und sagte schnell: „Das gnädige Fräulein ist drüben an der Koppel; ich werde sie sofort benachrichtigen lassen."

„So werde ich selbst gehen!" sagte der Doktor und schritt quer über den Rasenplatz fort durch den Park bis an die Hecken, hinter denen das Bächlein entlang fließt.

Es war, als ob der scheidende Sommer noch einmal die Erde in glühender Umarmung halten wolle. Über den Wasserpflanzen woben brummende Insekten ihren Reigen; der Wiesenduft mischte sich mit dem kräftigen Geruch des braunen Bodens. Auf dem höchsten Punkt der Erdwelle unter der Buche, deren Blätter bereits den Bronzeton angenommen hatten, lag Eleonore und starrte in den blauen Glast der mittagsstillen Gegend. Aus dem Walde herüber drang zuweilen der harte Ton des pochenden Spechtschnabels. Nie hatte mein Freund sie so schön gesehen als in diesem Zustand träumerischer Ruhe, in welchem sich alle ihre Glieder zu lösen schienen. Der kleine Hut lag auf einem Wurzelknollen, und die gelösten Haarflechten rollten ihr von dem aufgestützten Kopfe über die Schultern in das Gras.

Als sie Schritte hörte, griff sie mit beiden Händen empor. „Sie, Doktor? Was bringen Sie?"

Ja, was wollte er eigentlich? Er rührte mechanisch an die Tasche, in welcher der Brief stak. Torheit! Torheit! Wer konnte es wagen, in diese Augen zu sehen und dabei eine große Lüge im Herzen zu tragen. Und während er sich entrüstete über die kleinliche Klatschsucht der Menschen, murmelte er etwas von Ahnungen, die ihn hergetrieben hätten.

„Sie wissen, daß Sie auf Klissow immer willkommen sind," sagte sie und nestelte etwas verlegen ihr Haar fest. „Sehen Sie sich um! Ist das nicht eine Schönheit, an der man sich berauschen könnte?"

Aber er sah nur sie an und dachte an die helle, jauchzende Saite, welche in ihrer Stimme mitklang, und welche er noch nie gehört zu haben meinte.

„Ich kann Ihnen vielleicht frohe Botschaft bringen," sagte er. „Just Evening wollte wissen, daß Herr von Rutkowski hier sei."

Sie zuckte zusammen, als er dies sagte. „Weiß man davon schon in der Stadt? Es könnte sein. Aber kommen Sie! Mamsell Amalie wird mit dem Essen warten."

Bei Tisch trug sie wieder ein zerstreutes Wesen zur Schau, und während sie oft seltsam vor sich hinlächelte und nur zuweilen ein kurzes Wort einwarf, führten mein Freund und Mamselling die Unterhaltung. Doch als man sich erhob, trat sie schnell auf ihren Gast zu und sagte: „Heute wollen wir feiern, Herr Doktor! Ich habe neulich auf dem Boden ein altes Chronikon gefunden und mancherlei aus ihm herausgelesen. Wenn Sie mit mir in den Saal gehen wollen, so könnte ich Ihnen interessante Erklärungen zu den Bildern geben." Sie lief die ausgetretenen Stufen der alten Wendelstiege voran und stieß die Tür auf. „Noch immer kann ich die alte Luft nicht verbannen, welche durch den Staub unserer Prozeßakten hier erzeugt worden!" rief sie. „Bitte, Mamsell, ein Fenster auf! Sie, Doktor, müssen sich in diesen Lehnstuhl setzen, und während ich auf und nieder gehe, will ich Ihnen von Franziska von Klissow erzählen."

Dabei deutete sie auf ein Frauenbild in dunklem Brokatgewand, welches eine fremde

Blume in der Hand hielt. Der Doktor schüttelte im stillen den Kopf, und dann merkte er, daß auch Mamsell Amalie ihn fragend anblickte. Das hastige Wesen des Fräuleins war wie ein lustiger, blanker Sonnenstrahl, der sich in ein ernstes, im kühlen Dämmerschein liegendes Zimmer gestohlen hat und hier ängstlich über die schweren Teppiche gleitet.

„Sehen Sie, ihr Mann war ein rauher Geselle," erzählte Eleonore; „er hat sie unglücklich gemacht und wollte sie von Haus und Hof bringen. Aber um ihres Sohnes willen hielt sie aus, erduldete schmutzige Schimpfreden und die roten Male, welche seine Hand an ihrem Körper zurückließ, ohne Klage. Denn sie wußte, daß das Gesinde nur um ihretwillen blieb, und sie wollte den alten Besitz nicht verkommen und verwürfeln lassen. Des Nachts aber, wenn der Mann draußen war, ist sie umhergegangen und hat den Mund an die dicken Steinwände gelegt und geschrien, daß man es bis in das Dorf gehört hat, weil sie meinte, sie müßte sonst an ihrem Schmerz ersticken. Es ist furchtbar, was Frauen schon durch Männer erlitten haben! Aber ich will Ihnen lieber von etwas weniger Traurigem erzählen. Sehen Sie sich einmal dort den Junker mit dem großen Raufdegen an. Das war der Eulenspiegel der Familie und ein lustiger Tunichtgut."

Ein Wagen rollte über den Hof, und als Mamsell Amalie an das Fenster trat, unterbrach Eleonore ihre Erzählung: „Der Inspektor hat sich zur Feier seines Geburtstages einige Freunde eingeladen; sie werden schon am Nachmittag beginnen wollen."

Doch gleich darauf drang von unten her ein Wortschwall und dazwischen das Reden einer schrillen Frauenstimme. Eleonore sagte endlich: „Gehen Sie doch einmal hinab, Mamsell, und sehen Sie nach den Schreiern!"

Die Mamsell aber war noch nicht bis zur Tür gelangt, als diese aufgestoßen wurde und eine kleine schlanke Dame in schwarzseidenem Kleide, die einen krausköpfigen Buben von drei oder vier Jahren an der Hand führte, in den Saal rauschte. Das Spitzentuch war ihr in den Nacken gesunken, und die kurzen Stirnhaare lagen wirr um das erhitzte Gesicht. In der Mitte des Saales blieb sie stehen, und ihre brennenden Augen wanderten zwischen Eleonore und dem Doktor hin und her.

„Fräulein von Wusterwitz?" fragte sie mit einem fremden Akzent in der Stimme. Eleonore nannte ihren Namen; aber die Fremde, anstatt sich vorzustellen, starrte die Herrin des Hauses mit bösem Blicke an und sagte endlich gedehnt: „Ah, c'est la mignonne! C'est celle, qui me crève le cœur!"

„Mit wem zu reden habe ich die Ehre?" fragte Eleonore.

Die kleine Frau warf den Kopf in den Nacken und trat einen Schritt vor: „Wenn Sie nicht verstehen, geben Sie mir meinen Mann wieder, den Sie haben versteckt."

Es war, als ob dies Wort wie ein Wetterschlag auf Eleonores Haupt fiel. Sie tastete nach der Lehne eines der großen Stühle, um sich zu stützen. Aus ihren Wangen war jeder Blutstropfen gewichen.

„Gehen Sie nach unten, Mamsell!" sagte sie, und als diese die Tür hinter sich geschlossen, hatte sie sich so weit gesammelt, daß sie sich wieder aufrichten konnte. Nur ihre zitternden Hände lagen fest um die geschnitzten Knäufe. „Drücken Sie sich, bitte, deutlich aus; ich begreife nicht, was Sie von mir wollen," sagte sie hart.

Das Bübchen erschrak und fing an zu weinen, und plötzlich warf sich die Mutter vor Eleonore auf die Knie und faßte deren Kleid: „O, Sie sind reich und schön, Mademoiselle, seien Sie auch gut zu mir. Geben Sie mir den Jaromir wieder! Machen Sie nicht zur Witwe mich und das Kind zur ... wie heißt? Ich habe geahnt, ich bin ihm nachgereist, und jetzt habe ich gefunden. Es ist sein Ring, der sitzt an Ihrem doigt."

„Wollen Sie meinen Bräutigam verdächtigen?" rief Eleonore. „Ich glaube Ihnen nicht, Sie lügen!"

Da sprang die Fremde wie eine gemißhandelte Katze mit einem Satz empor und schwang ihre Hand so drohend, daß der Doktor schützend neben Eleonore trat.

„Ah, lügen!" rief sie. „Moi je n'ai pas besoin de mentir!" Sie zerrte dem Kleinen die Fäustchen von den Augen. „Sehen Sie selbst, sein Ebenbild, und ich bin seines

Vaters rechte Frau, et voilà, ein Brief der Mademoiſelle Eleonore, den ich habe gefunden in ſeiner Litewka."

Dabei ſchleuderte ſie einen zerknitterten Brief vor Eleonore auf den Boden, den dieſe keines Blickes würdigte.

„Glauben Sie nun? O, Sie müſſen wohl. Und das ſage ich: ich laſſe nie von ihm. Mein Recht geb' ich nicht daran, und wollen Sie Gewalt brauchen, ſo beweg' ich Himmel und Erde par tous les saints du paradis!" Das erregte Weib ergriff die Hand des Knaben: „Viens donc, Jaromir!" Aber ſie blieb ſtehen; es ſchien, als ob ſie ſich an dem Anblick des geſchlagenen Mädchens ſättigen wollte.

Endlich hob dieſe die Hand: „Gehen Sie!" Und dann nochmals: „Gehen Sie!"

Und die Polin nickte ſchnell, nahm das weinende Kind auf den Arm und verließ wie eine Siegerin den Saal.

Eleonore ſtand unbeweglich und ſtarrte auf die Tür, als ob dort das fremde Weib wiederauftauchen könnte; erſt das Rollen des Wagens ſchien ſie aus ihrer Erſtarrung zu erwecken.

„Eine Wahnſinnige!" ſagte der Doktor. „Kommen Sie hinab; hier oben treibt ein alter Spuk ſein Spiel." Und er legte ihren Arm in den ſeinen und führte ſie fort.

„Es iſt nicht wahr! Es iſt nicht wahr!" murmelte ſie leiſe vor ſich hin.

Als ſie im Wohnzimmer niederſaß, fragte ſie: „Nicht wahr, die Perſon war toll?"

„Jedenfalls toll vor Leidenſchaft," antwortete er.

„Nein, ſo meine ich nicht," ſagte ſie. „Bedenken Sie doch, Doktor; dieſes Auftreten! Eine Frau in dem Stande würde doch nicht wie eine Landſtreicherin in das Haus dringen und wie eine Komödiantin davonlaufen. Meinen Sie das nicht auch?"

Bei dieſer Frage ſah ſie ihm ins Geſicht; aber was ſie da erblickte, war nicht dazu angetan, ein wankendes Vertrauen zu feſtigen. Plötzlich ſtand ſie vor ihm, und es war, als ob ſie ihn um Kopfeslänge überragte.

„Sie wiſſen mehr, als dieſer entſetzliche Vorgang ſagte," ſprach ſie mit vor Erregung bebender Stimme. „Um Gottes Barmherzigkeit willen, täuſchen Sie mich nicht!"

„Nichts weiß ich," antwortete er, „doch zu meinem heutigen Beſuche Kliſſows hat mich ein Brief veranlaßt, den ich von Gollenthin erhielt, und der mir Sorge machte."

Sie ſtreckte die Hand aus, als ob es ſich von ſelbſt verſtünde, daß der Brief ihr gehöre, und der Doktor legte das verhängnisvolle Schreiben hinein.

Dann ging er hinaus und ſaß Stunde um Stunde auf der Veranda. Mamſell Amalie ſchlich auf Fußſpitzen heran; aber er winkte, daß ſie ſich entferne. In dem Kampfe, der hier ausgefochten wurde, war jeder Beiſtand unnötig.

Endlich, da die Glocke zur Abendmahlzeit läutete, trat Eleonore zu dem Harrenden, auf dem Geſicht wieder jene Niobeſtarre, welche mein Freund von den Tagen nach der Mutter Tode her kannte.

„Hier iſt der Brief, Herr Doktor; ich danke Ihnen!" ſagte ſie. „Herr von Gollenthin hat ſich redlich Mühe gegeben. Schade nur, daß ſo viel Arbeit vergebens geweſen iſt. Denn als vorurteilsloſer Mann werden Sie mir darin beipflichten müſſen, daß die Familienforſchungen eines Leutnants ſo wenig wie die leidenſchaftlichen Drohungen einer hergelaufenen Fremden die Treue, welche ich gelobt habe, erſchüttern können. Sollten Sie Herrn von Gollenthin antworten, ſo danken Sie ihm ja für ſeinen guten Willen und empfehlen Sie ihm, wenn er jemals an der Majorsecke ſcheitern ſollte, Familienchroniſt zu werden. Seine Begabung für dieſe Tätigkeit iſt unverkennbar."

Das alles ſagte ſie ohne jede Bewegung, und ihre Stimme klang nicht anders als das müde, monotone Plätſchern eines Bächleins über das Geſtein.

Der Doktor jedoch ſah verwirrt zu ihr empor, denn er hatte ein ganz anderes Ergebnis des ſtundenlangen Briefſtudiums erwartet. War das wirklich die große, ſiegende Liebe des Weibes, das bewußt oder unbewußt an dem Manne hängt, dem es ſich zum erſtenmal zu eigen gab? Oder der Stolz, der mit dem Meſſer im Buſen lächelt, nur um jeden Gedanken an Verrat von ſich zu weiſen?

Sie ſtreckte ihm die Hand entgegen: „Ihnen, lieber Freund, jedenfalls herzlichen Dank.

Und nun gehen Sie; wir beide bedürfen der Ruhe."

Er sah noch einmal in das blasse Gesicht, er beugte sich über die kalte Hand, dann schritt er, den sinkenden Tag im Rücken, zur Stadt zurück.

Als er die Hälfte des Weges hinter sich hatte, sah er den Doktor Dube ihm entgegeneilen, welcher früher der Leiter des städtischen Tageblattes gewesen war, sich aber durch den Trunk unmöglich gemacht hatte und neuerdings seine Schand- und Klatschartikel feilbot. Er war, als Eleonore ihre Erbschaft angetreten hatte, auf Klissow erschienen, um eine Beschreibung des Schlosses liefern zu können, und hatte bei dieser Gelegenheit die junge Herrin angeborgt.

„Das ist ja eine schöne Geschichte!" rief er schon von weitem meinem Freunde zu. „In der Stadt pfeifen sich die Spatzen auf den Dächern die neueste Affäre von Klissow zu."

„Ich verstehe Sie nicht!" sagte der Arzt.

„Ich glaubte, Sie kämen von dort, wo Sie das Fräulein zur Ader gelassen hätten. Es tut mir leid um das schöne Mädchen! Etwas bleibt von solcher Sache immer an ihr kleben."

„Leider verstehe ich Sie noch nicht."

„Nun, Sie werden es drinnen ausführlich hören," sagte der Kerl und wies mit dem dicken Daumen über die Schulter. „Fräulein Wusterwitz hat mit dem Polacken ein Verhältnis unterhalten, und der Peripetie ist heute eine niedliche Katastrophe gefolgt. Denn der Biedermann war verheiratet, und im ‚Goldenen Hahn' hat ihn seine Ehehälfte abgefaßt. Der Oberkellner kann Ihnen Wort für Wort die saubere Auseinandersetzung wiederholen. Auf Wiedersehen, Herr Doktor, ich hab's eilig!"

Also war das Geheimnis des Mädchens hinausgezerrt auf die Gasse!

Und jetzt kam dem Doktor ein Gedanke, der noch fürchterlicher war als diese Gewißheit.

„Wohin wollen Sie denn?" rief er dem Dube nach.

Aber der ließ sich nicht mehr aufhalten, sondern schlug nur weitereilend mit den flachen Händen durch die Luft.

* *

Am folgenden Tage schon war die „romantische Geschichte von Klissow" im Sensationsstil verfaßt in einigen Blättern zu lesen.

Wie der Mensch es angestellt hat, zu dem gnädigen Fräulein vorzudringen, ist mir noch heute rätselhaft, erzählte später Mamsell Amalie. Genug, er stand plötzlich vor ihr und fragte sie, ob sie ihm seinen Artikel mit einer hohen Summe abkaufen wolle. Der Unverschämte ward abgefertigt, wie er es verdiente, und so hatte der Teufel sein Spiel gewonnen.

Sie erlassen es mir, meine Damen, zu erzählen, wie der Ruf Eleonores zerrissen wurde. Es sollen noch heute derartige Fälle vorkommen, und die Bosheit ist nie erbarmungsloser und die Lüge nie erfinderischer, als wenn es sich um ein schutzloses Opfer handelt.

Mit ängstlicher Spannung verfolgte der Doktor, der nun auch unter halb mitleidigen, halb höhnischen Tröstungen zu leiden hatte, welche Wirkungen diese schändlichen Geschichten auf Eleonore ausübten. Denn eher hätte auf zerrissenem Deiche dem strudelnden Wasser gewehrt werden können als dem Gerücht der Weg nach Klissow. Diese scheue Natur, die das freche Wort des Halbtrunkenen nie verwunden, die vor dreisten Männerblicken sich versteckt hatte, mußte jetzt vor der heranwälzenden trüben Flut der Gemeinheit allen Glauben an die Menschheit verlieren. Jedenfalls floh sie vor jedem, der sich an sie heranzudrängen bestrebt war, und während sie die Stirn, auf welche der Schmerz seine Adelszeichen geprägt hatte, nicht um eine Linie tiefer senkte und man an ihrem Gange nicht die Not der Nächte merkte, baute sie um sich und die Welt da draußen eine Scheidewand nach der anderen auf.

Die Hecken hinten am Parke wuchsen zu einer gewaltigen Höhe empor. Der Gärtner hatte deswegen allerlei Bedenken, aber sie ließ die Schere nicht über den Wuchs kommen.

„Ich mag die neugierigen Augen nicht hereinspähen sehen," sagte sie.

Doch die giftigen Worte drangen hindurch. An einem Nachmittage des zweiten Pfingsttages standen draußen einige Fremde,

denen einer aus der Stadt als Führer diente.

„Ja, ja,“ ſagte der und ſchneuzte ſich dabei heftig. „Das ſieht aus wie ein verwunſchenes Schloß, und etwas Ähnliches iſt es auch. Sie war eine anſehnliche Perſon, das könnt ihr glauben. Aber da kam ein Pole in unſere Stadt und ſpäter hierher. Drüben im Turme hat ſie mit ihm gehauſt, bis des Polacken Frau den Mann requirierte. Seitdem iſt ſie hier oben nicht mehr ganz richtig, und was das Schlimmſte iſt ...“

Jenſeit der Hecke entfernten ſich haſtige Tritte.

„Potzwetter! Das war ſie ſelbſt, glaub' ich!“ ſagte der aus der Stadt. „Nun, es kann ihr nicht ſchaden, daß ſie die Wahrheit gehört hat.“

* *

Seit jener Zeit war ein halbes Menſchenalter oder noch etwas mehr vergangen. Auf Kliſſow hatte ſich nichts verändert. Eleonore war inzwiſchen in den Beſitz zweier anderer Güter gekommen, hatte ſie aber ſofort wieder verkauft. Sie ſaß noch immer einſam hinter den Hecken, obſchon man in der Stadt von ganz anderen Dingen redete.

Nur der Doktor beſuchte ſie jeden Sonntag. Es war den beiden, als ſei es immer ſo geweſen, und als könne es nie anders werden.

Die Fahrt, welche Punkt elfeinhalb Uhr des Sonntags an des Doktors Tür begann, ging an einem Sommertage ſchneller als ſonſt vor ſich, denn es waren zwei neuangekaufte Füchſe eingeſpannt worden. Der warme Regen klatſchte auf das Laub der Bäume und auf das blanke Wagenleder.

Als Chriſtian Muddelow in die Lindenallee einbog, war ſoeben das Leuteeſſen vorüber.

„Halte nur an, Kriſchan,“ ſagte der Doktor, „wir kommen heute zu früh. Ich werde mal wieder durchs Dorf gehen.“

Der Alte parierte die Füchſe, daß ihnen das Lachenwaſſer um die Ohren ſpritzte. „Jo, Herr Dolter,“ ſagte er, „bevor unſ' gnäg' Fräulen kam, wär' das wohl bei düſem Wetter ſwerlich angegangen. Aber jetzt haben wir Ordnung auf Kliſſow.“

Damals war der alte Güſtrow noch ein fixer Kerl, meine Damen, und das letzte von ſeinen zwölf Gören noch nicht geboren. Er ſaß an dieſem Tage vor ſeiner Tür, und vor ihm ſtand ein hageres Weib und geſtikulierte heftig mit den dürren Armen; als ſie den Doktor kommen ſah, ſtrich ſie ſich ſchnell die Haarſträhnen zurück und rief: „So kannſt du es meinethalben wiſſen, Jochen Güſtrow, daß ich von hier fortgehe. Ich hab's ſatt, mich hänſeln zu laſſen, weil ich bei der verdrehten Herrin auf Kliſſow diene.“

„Wer war denn das?“ fragte mein Freund, als er herangekommen war und Güſtrow begrüßt hatte.

Der Mann ſtand auf, denn er war beim Militär geweſen. „Es war meine Couſine,“ ſagte er geringſchätzig. „Sie hat bei der Herrſchaft borgen wollen, und Sie wiſſen ja, es wird keiner im Schloß vorgelaſſen. Mamſell Maling iſt darin ſtreng, Herr Doktor, und ſie muß es auch wohl ſein. Da hat die Karline geſagt, das gnäg' Fräulein wäre der ſchlimmſte Geizhals in der Runde von fünfzig Meilen.“

Der Doktor ſchüttelte den Kopf: „So, ſo! Na, man muß nicht alles glauben, Güſtrow; ich denke, wir beide wiſſen es beſſer.“

Der Kätner trat einen Schritt zurück, denn auf ſeine weißen Hemdärmel waren ein paar Regentropfen geſpritzt. „Mich geht's nicht an, Herr,“ ſagte er. „Zu uns iſt das gnäg' Fräulein immer gut geweſen.“ Und dabei ſtrich er über den ſpiegelglatten Flachskopf ſeiner Älteſten, bei welcher Eleonore Patenſtelle vertreten hatte. —

In dem kleinen Zimmer neben dem Schlafgemach erwartete die Gutsherrin ihren Gaſt. Sie hatte in einem Buche geleſen, zwiſchen deſſen Blätter ſie jetzt eine Schnur klemmte, und welches ſie dann auf ein Taburett legte.

Aber während der Begrüßung glitt es hinunter, und als der Doktor es aufhob, ſah er, daß es Dantes „Göttliche Komödie“ war.

Das Leſezeichen lag am Schluß des fünften Geſanges.

Eleonore errötete, nickte ihm nochmals zu und ſagte: „Es iſt lange her, daß ich darin nicht geleſen habe. Franceſca von Rimini war mir faſt fremd geworden. Darf ich um Ihren Arm bitten?“

Man ging zu Tisch, und Mamsell Amalie legte vor. Dabei erzählte der Doktor aus seiner Praxis. Er wußte, daß die Freundin gern davon hörte, und da um jene Zeit der Typhus in der Stadt wütete, so hatte er noch reicheren Stoff als gewöhnlich.

„Wissen Sie, daß Agnes Knöppler auch erkrankt ist?“ fragte er. Sie sprachen noch immer von Agnes Knöppler, obschon das Mädchen längst einen Tischler geheiratet hatte und jetzt Frau Hesse hieß. „Es ist hart für den Mann, erst die Schwiegereltern verloren und nun die kranke Frau.“

„Geht es ihnen peluniär schlecht?“ fragte Eleonore.

„Sie haben ihr täglich Brot,“ entgegnete er; „aber ich habe einige Familien in der Vorstadt, denen es am Notwendigsten mangelt. Es sind einige Damen zu einem Verband zusammengetreten; sie wollen zugreifen, wo es not tut.“

Als sie nachher in dem kleinen Salon saßen und Mamsell Amalie in der Küche war, um den Kaffee zu besorgen, schob Eleonore dem Doktor ein Päckchen zu. „Für Ihre Armen!“ sagte sie. „Lassen Sie mich ein stilles Mitglied des Verbandes sein.“

„Aber ich muß mich über den Empfang des Geldes ausweisen,“ sagte der Doktor. „Schon das letzte Mal meinte man lachend, ich müsse höher besteuert werden, da ich so namhafte Summen verausgaben könne. Wollen Sie nicht erlauben, daß ich wenigstens heute darüber quittieren lasse?“

„Nie!“ rief sie entschieden. „Es bleibt bei unserer ersten Abmachung. Sehen Sie zu, wie Sie die paar Taler unterbringen können. Und, bitte, kein Wort vor Mamsell!“

Amalie trat mit gerötetem Gesicht ein.

„Ich wollte Ihnen noch erzählen, daß ich nächstens die Zimmer des ersten Stockes, mit Ausnahme des einen Turmzimmers, schließen lassen werde,“ fuhr Eleonore fort. „Das große Haus wird mir unheimlich. Mir ist zuweilen zumute, als halte sich in den leeren Räumen einer verborgen.“

„Sie meinen den Saal?“ fragte er erstaunt.

„Auch der Saal soll abgeschlossen werden,“ bejahte sie. „Wollen wir noch einmal hinaufgehen?“

Seit jenem Tage, da die Polin Eleonores Bericht unterbrochen, hatte der Doktor den Saal nicht mehr betreten. Es war alles noch wie einst; die dumpfige Kühle, welche sich in jedem unbewohnten Raum innerhalb der granitnen Wände des Schlosses breit machte, die faden Düfte, welche von den Seidenpolstern der Stühle, von den eingerollten Teppichen und von den staubüberzogenen Goldrahmen der Bilder aufstiegen. Hier hatten nur die Spinnen ihr lautloses Werk getrieben.

Der Doktor öffnete eines der knarrenden Fenster, eine Markise kreischte in den Schienen empor, und nun sah der trübe Tag in den großen Raum. Draußen im Weinlaub lärmten die Spatzen, und Eleonore ging an den Wänden entlang und sah prüfend zu den alten Herrengesichtern auf.

In dem Winkel, da über ein Holzgestell eine verblichene Decke gehängt war, blieb sie stehen. „Was ist denn das?“ fragte sie und zog vorsichtig den Behang herab. Da stand auf einer Staffelei ein halbvollendetes Bild der Herrin von Klissow; es mußte seit langem unbeachtet geblieben sein, denn die straff gespannte Leinewand zeigte alte Risse, und in die ehemals frischen Farben hatte sich ein brauner Staub gehängt.

Eleonore schüttelte den Kopf: „Hier also bist du?“ Und nach einer Weile stummen Betrachtens: „Decken wir es zu. Es tut niemals gut, der alten Zeit ins Gesicht zu starren.“

Sie traten an das offene Fenster und sahen in den Tropfenfall. Ein unendlich trauriger Himmel spannte sich in der Nachmittagsstunde über das lichtlose Grün des Parkes.

„Warum malen Sie eigentlich nicht mehr?“ fragte der Doktor, um das drückende Schweigen zu brechen.

Sie schüttelte langsam den Kopf: „Ich habe keine Freude mehr an der Kunst, seitdem sie zu meinem Galeotto wurde.“

Was sollte dieser Anklang an Dante? War das alte Leid noch so mächtig in ihr, daß es ihr keine Ruhe ließ? Ja, daß sie über den Trümmern ihres zerbrochenen Lebens saß und nicht mehr daran dachte, es neu zu zimmern, das wußte er; aber daß sie noch immer in jene Tage ihres kurzen

Glückes zurückſchaute wie in ein verſchloſſenes Paradies, das hätte er nicht geglaubt. Ein tiefes, ſchmerzendes Leid fühlte er wegen der Frau, der jetzt die erſten grauen Haare an den Schläfen wuchſen, und er griff nach der Hand, die wie ein ſturmverwehtes Blatt auf dem Sims lag.

„Sie ſollten nicht alles aufgeben! Sie werden ja immer einſamer," ſagte er leiſe.

„O, das iſt nun einmal mein Los," erwiderte ſie ebenſo leiſe, „und vielleicht iſt es nicht das ſchlechteſte. Sie wiſſen ja: Tout notre mal vient de ne pouvoir être seul!"

Aber jetzt brach die Sehnſucht, die in ihm geſchlafen hatte, bis er alterte, hervor, und er rief: „Nein, nein, Eleonore, das darf nicht wahr ſein! Ich dulde es nicht, daß Sie ſo vergehen und ſich in den Schatten drängen. Wiſſen Sie denn nicht, daß das höchſte Gut meines Lebens die Liebe zu Ihnen iſt, und daß dieſe Liebe noch heute imſtande wäre, Ihnen ein wenig Sonne zu geben?"

Es war, als ob der alte goldene Glanz aus ihren Augen leuchten wollte. „Sie Guter, Treuer, das weiß ich ja längſt," ſagte ſie und drückte ſeine Hand. „Sie ſind ja auch in Wirklichkeit meines Lebens Gefährte. Aber es liegt etwas hinter mir, das läßt mich nicht los. In meiner Schatulle ruht der Ring, mit welchem ich mich einmal verlobte. Ich habe ihn noch nicht zurückgeben können."

„Sie hoffen noch? Trotz jenes Tages? Trotz der endloſen Wartezeit?" fragte er, und ſie nickte ſehr beſtimmt: „Es iſt ſo. Am Abend vor jenem fürchterlichen Tage hat er mir verſprochen, wiederzukehren. Ich aber weiß es, wenn er lebt, wird er kommen. Vielleicht nicht heute oder morgen; aber er wird kommen, und Aug' in Auge will ich ihn fragen, wer jene Frau war. Bis dahin halte ich mich für gebunden."

Sie lächelte ihm ruhig zu, wie ſie jetzt zuweilen lächelte, wenn er nach Kliſſow kam, und dann löſten ſich langſam ihre Hände.

Jetzt wußte er, daß er Eleonore nie beſitzen würde, welche ihr Leben verſäumte und die ganze Welt, die er über alles geliebt hatte. Deren Leben vor ihm lag wie ein duftloſes, erfrorenes Roſenbeet.

Und war doch einſt ſo reich!

* *

Viel ſpäter, als man von der alten Jungfer, deren Narrentum ſich in perfidem Geiz und ſcheuer Menſchenfurcht kundgeben ſollte, kaum noch in der Stadt ſprach, lief auf Kliſſow das Gerücht von einem Spuk um. Eines der Ritterfräulein, deren Bilder in dem verſchloſſenen Saale hingen, ſollte um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche aus dem Rahmen ſteigen und durch den Park bis zur Pferdekoppel ſchreiten. Die älteſten Leute wußten, daß die ruhe- und friedloſe Seele ſeit mehr als hundert Jahren ihre Wanderung getan habe. Eine Zeitlang hatte man nichts von ihr geſpürt; aber nun ſchwor der alte Güſtrow ſchwere Eide darauf, daß er das tote Weib geſehen habe, und die anderen glaubten es.

An einem Frühherbſtſonntag, jetzt vor elf Jahren, war der Doktor wieder draußen. Mamſelling war längſt tot, und ihre Stelle war nicht wiederbeſetzt worden — aus Geiz, wie die ſuperklugen Leute ſagten. Aber Inſpektor Zilleſen war ein tüchtiger Mann, die beiden, deren Haar jetzt ſchlehblütenweiß war, bedurften keiner Anſtandsdame, und wenn Trina Röſſel eine Probe vom Leuteeſſen zur Herrin hinübergebracht hatte, dann erzählte ſie regelmäßig, daß das gnäg' Fräulein viel luſtiger ausſähe als damals, da die ſauertöpfiſche Mamſell Amalie neben ihr am Tiſche geſeſſen hatte.

Die beiden Alten hatten auf der Veranda wieder einmal von alten Zeiten geſprochen und die Toten Revue paſſieren laſſen. Darüber war es ſpäter als gewöhnlich geworden, und als der Doktor aufbrechen wollte, ſtellte es ſich heraus, daß das Kutſchpferd, welches nur um des Doktors willen gehalten wurde, bedenklich lahmte.

Er wollte zu Fuß gehen, aber dagegen proteſtierte die Freundin, und ſo wurde ein Mädchen hinaufgeſchickt, um das Turmzimmer für die Nacht herzurichten.

War es der ungewohnte Raum, oder trieben die aufgeſtöberten Gedanken an die Jugend ihr Spiel in dem alten Kopfe, genug, mein Freund konnte nicht ſchlafen. Er ſtand wieder auf, um am offenen Fenſter ein paar Züge würziger Nachtluft zu atmen. Draußen lag der blaſſe Mondſchein wieder wie einſt in Konſul Wittſtettens Garten, aber die, welche einſt in ihm gewandelt, was

war aus ihnen geworden? Durch die nächtliche Stille drang zuweilen der Laut eines der Tiere im Stalle und fern in den Wipfeln ein dumpfes Klatſchen, als ob ein großer Vogel ſeine Schwingen rühre.

Der Doktor wollte ſoeben das Fenſter ſchließen, da zuckte er zuſammen und ließ die Hand ſinken.

Denn über den Raſenplatz hin ſchritt lautlos eine Frau, die unbedeckten weißen Füße ſchimmerten auf dem ſmaragdgrünen Grunde wie mattglänzender Marmor. Vom Scheitel herab bis zu den Knien hing in weiten Falten ein leichtes Spitzentuch.

Der erſte Gedanke des einſamen Beobachters war: Das iſt der Spuk! Das loſe Geſchwätz der Leute hatte einen Gegenſtand, und wirklich! es war die Zeit der Äquinoktien. Er verſuchte, das Geſicht zu erblicken, aber das war wegen der Kopfbedeckung unmöglich.

Doch als die Erſcheinung über den Weg ſchritt, hob ſie ein wenig das Tuch, und an der Art, wie ſie in die Falten griff, erkannte ſie der Doktor. Niemand anders als Eleonore war es, und ſchon war ſie hinter den Lärchen am Eingang des Parkes verſchwunden.

Es durchfuhr ihn der Gedanke: Du mußt ſie zurückholen! Der Gang durch das naſſe Gras kann ihr den Tod bringen.

Aber er ging nicht. Was die Greiſin in dieſem Aufzuge zur Nachtzeit aus dem Hauſe trieb, das war irgendein geheimnisvoller Kult, den andere nicht belauſchen durften.

Mit klopfendem Herzen erwartete er ihre Wiederkehr, eine Viertelſtunde, eine halbe Stunde verging. Da litt es ihn nicht länger droben; er ſtieg hinab und ſchlug den Weg ein, welchen ſie genommen hatte. Im Park ſtanden die Wacholder wie dunkle drohende Hüter eines lang bewahrten Geheimniſſes, und Moos und Gras hatten die Spur ihrer Füße nicht angenommen. Draußen lag die Pferdekoppel, an der einen Stange hing die Jacke, welche der Hütejunge hier vergeſſen haben mochte.

Wo war Eleonore?

An der Stelle, wo unlängſt die Buche gefällt war, lag ſie wie im Gebet gebeugt, das Geſicht mit den Händen bedeckt.

Im Nu war er an ihrer Seite.

„Fräulein Eleonore!“ rief er, aber ſie rührte ſich nicht; ihre Glieder waren kalt und ſteif. Der Doktor rannte nach dem Stall, wo Chriſtian Muddelow noch bei dem kranken Pferde wachte. Die beiden trugen die Lebloſe ins Haus. —

Was der Doktor gefürchtet hatte, traf doch nicht ein, die gute Natur Eleonores rang ſich ſiegreich wieder empor. Aber der erſte Schnee lag ſchon auf den Dächern, als ſie zum erſtenmal ihr Lager verließ, und am Abend desſelben Tages hatte ſie mit dem Doktor vor dem Kamin ein langes Geſpräch.

„Mir iſt, als ſei ich geſtern eingeſchlafen und heute wieder erwacht,“ ſagte ſie, „und doch iſt das Laub längſt verweht, das an jenem Abend, da wir auf der Veranda ſaßen, vor uns rauſchte. Wie doch die Welt ihren Gang weiter geht! Als ob wir nie geweſen wären.“

„Nicht ſo,“ entgegnete er; „die Lebenden fühlen es wohl, wenn ihnen jemand fehlt.“

Ein leiſer, bitterer Zug trat um ihren Mund: „Wer wird mich vermiſſen!“

„Eleonore!“ ſagte er.

„Ja, Sie vielleicht, Sie Guter.“

„Und meine Kranken und Armen?“

„Wollen Sie mir einen Gefallen tun?“ fragte ſie ſchnell ablenkend, wie ſie immer zu tun pflegte, wenn das Geſpräch auf ihre ſtille Hilfstätigkeit kam; und als er nickte, fuhr ſie fort: „Sorgen Sie für eine Wohnung in der Stadt; aber es muß ein Haus ſein, das ich allein bewohnen kann. Die Heſſen ſoll die Aufwartung beſorgen, mehr brauche ich nicht.“

Er glaubte nicht recht gehört zu haben, ſie wollte in die Stadt zurück, welche ſie ſtets gemieden hatte. „Sie wollen ſich von Kliſſow trennen?“ fragte er erſtaunt.

„Ich will es verkaufen,“ ſagte ſie. „Die Mäuſe haben während meiner Krankheit zu luſtig droben getanzt. Sie werden dreiſt, und es muß jemand hierher kommen, der ihnen das Handwerk legt. Ich fürchte mich, allein zu ſein, und Sie ſollen es jetzt bei Ihren treuen Beſuchen auch bequemer haben, lieber Freund.“

„Aber das Erbe Ihrer Vorväter, um das Sie ſo lange geſtritten haben? Dieſe Schollen, an denen Sie hingen?“ ſagte er eifrig

Da lächelte sie, und sie erschien ihm in dem Augenblick wie eine Überirdische, welche ihres Aufenthaltes auf diesem Vanity fair gedenkt.

„Ich werde doch bald ungefragt gehen müssen," sagte sie. „Mein Zweck, wenn mein Leben jemals einen gehabt hat, ist erfüllt. Ich habe gewartet mein Leben lang; nun will ich auch einmal meinen Frieden haben." ...

Sie wissen, was nun folgte, meine Damen! Klissow wurde geräumt, die alten Bilder droben sind vernichtet worden. In der Stadt raunte man sich zu, Fräulein Wusterwitz sei der Besitz eines blinkenden Goldhaufens lieber gewesen als das Gut ihrer Ahnen.

Ob Jaromir von Rutkowski wirklich noch gekommen ist, oder ob Eleonores Einbildung sie damals getäuscht, darüber hat der Mund, der vorgestern für immer stumm geworden, nie gesprochen.

Die Alten auf Klissow aber glauben es fest, daß in jener Nacht das wandernde Fräulein ihrer Herrin begegnet sei und diese deshalb das Schloß verlassen habe.

* * *

Der goldene Abendglanz glitt über die Zinnen des Herrenhauses.

„Wissen Sie, lieber Medizinalrat," sagte die Frau Hofmarschall, „Ihr Freund, der Doktor, das sind Sie selbst."

Der alte Herr sah mit träumerischen Blicken über den Rasenplatz; jetzt griff er nach seinem Hut. „Meinen Sie?" fragte er. „Es ist schon möglich; aber heute auf der Warte des Alters erscheint es mir oft, als hätte mein Leben eigentlich ein anderer durchlebt."

Samstagabend

Gold liegt auf dem Gelände.
Träg schleicht des Flüßchens Lauf:
Wie kupfergoldne Brände
Glüht's an den Kiefern auf.

Es beben auf langen Stengeln
Kornblume und Feuermohn:
Von ferne ein Sensendengeln.
Verträumter Vogelton.

Ein fernes Glockenläuten
Kündet des Sonntags Nah'n —
Es bricht in goldnen Weiten
Leise der Abend an.

Hans von Guenther

Das Glaskloſter König Thibaws.

Birma einſt und jetzt

Aus einem untergegangenen Königreich

Von

Adolf Fiſcher

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Unter allen Kolonien des britiſchen Weltreiches nimmt wohl Birma, was die Erträgnisfähigkeit im Vergleich zu den angewandten Opfern, ſowie die Schnelligkeit der Rentabilität anlangt, die erſte Stelle ein. Die beiden erſten Kriege, die England um die Eroberung Unterbirmas 1824 bis 1826, ſowie im Jahre 1852 führte, erforderten zahlreiche Menſchenopfer, woran allerdings vorwiegend die klimatiſchen Verhältniſſe ſchuld waren; Oberbirma hingegen fiel Ende 1885 faſt ohne Schwertſtreich in die Hände der Engländer, eine Perle von unſchätzbarem Werte, die den Beſitz Unterbirmas außerordentlich ſteigerte.

Die Einverleibung Oberbirmas in das britiſch-indiſche Reich erfolgte offiziell am 1. Januar 1886; ſie machte einer ebenſo grauſamen als rückſtändigen Deſpotenwirtſchaft, die eine Entwickelung des Landes untergraben hatte, ein Ende. Alle, ausgenommen die Günſtlingsſchar des Hofes, ſowie die unter birmaniſcher Herrſchaft allmächtigen buddhiſtiſchen Pfaffen, erkannten denn auch bald den Segen des Regierungswechſels, unter dem das Land hinfort einen ungeahnten Aufſchwung nahm. Und keiner, der Kenntnis hat von der bluttriefenden Geſchichte, all den Greueln und Gewalttaten, die ſich noch im Jahre 1878 gelegentlich des letzten Thronwechſels im Königspalaſt zu Mandalay abſpielten, der weiß, wie aus feiger Furcht erbarmungslos alle Blutsverwandten, die etwa Anſpruch auf den Thron

Digitized by Google

erheben konnten, einerlei ob Greis, ob Säugling, hingemordet wurden, wird das geringſte Mitleid mit den Urhebern dieſer Verbrechen haben.

König Thibaw, der letzte birmaniſche Herrſcher, der ſich dem engliſchen Einfluſſe durchaus nicht fügen wollte — von ſeinem Standpunkt aus begreiflich —, hatte bereits bei den Engländern viel auf dem Kerbholz. Die äußere Veranlaſſung, die den Zuſammenbruch ſeines Reiches herbeiführte, war eine geringfügige, vielleicht ſogar geſuchte: Eine große Handelsgeſellſchaft, die „Bombay Burma Trading Company", hatte von der birmaniſchen Regierung das Recht erworben, unter gewiſſen Bedingungen in den Wäldern des Königs Teakholz zu ſchlagen. Das Gericht des Königs in Mandalay verurteilte die betrügeriſche Handelsgeſellſchaft, die in ſchamloſeſter Weiſe ſeit Jahren dem König das Fell über die Ohren gezogen hatte, zur Erlegung einer Buße von etwa dreieinhalb Millionen Mark. Dieſer Streit war der britiſchen Regierung ein willkommener Anlaß, mit dem König Thibaw, der ihr ſchon lange im Wege war, Abrechnung zu halten. So verwarf ſie das Urteil, gleichzeitig die Gelegenheit benützend, dem Könige demütigende Bedingungen vorzuſchreiben, die ihn in immer größere Abhängigkeit von den Engländern bringen ſollten. Der in ſeiner Würde gekränkte Herrſcher verweigerte nicht nur die verlangte Genugtuung, indem er das ihm geſtellte Ultimatum unbeachtet ließ, ſondern behandelte den britiſchen Abgeſandten auch nicht mit der gewünſchten Courtoiſie, was zur Folge hatte, daß die Engländer am 14. November 1885 von der Grenzſtation Thayetmyo, die das ſchon in engliſchem Beſitz befindliche Unterbirma von Oberbirma trennte, aufbrachen und gegen Mandalay, die damalige Hauptſtadt, marſchierten.

Wenngleich Thibaw in dem Streite mit der Holzhändler-Kompanie zweifellos im Rechte war, ſo fällt dies doch nicht ſo ſchwer in die Wagſchale, da das ganze korrupte Regierungsſyſtem und deren Oberhaupt jedwede Exiſtenzberechtigung längſt verloren hatten. König Thibaw, empört über die Anmaßung der ihn bedrohenden Europäer, erließ eine Aufforderung an ſein Volk, die es aufreizte, die Eindringlinge in die See zu treiben. Niemand aber machte von der Erlaubnis Gebrauch, kein Untertan rührte auch nur einen Finger, fühlte auch nur die geringſte Luſt, ſich für ſeine Dynaſtie aufzuopfern.

Vor Mandalay erwarteten die engliſchen Truppen ernſtlichen Widerſtand; einen ſolchen ſollten ſie aber erſt ſpäter bei den Bergvölkern in den Shanſtaaten finden, die

Der letzte birmaniſche Oberfeldherr.

zum König von Birma in einem loſen Vaſallenverhältnis ſtanden. Die Einnahme der Reſidenz Mandalay, die den Schlußſtein des birmaniſchen Königreiches bildete, hatte gar nichts Tragiſches an ſich; die ganze Oppoſition glich eher einem Operettenkriege. Um von den ſtrategiſchen Kniffen des birmaniſchen Generaliſſimus einen Begriff zu geben, will ich nur erwähnen, daß der Oberfeldherr auf den etwa fünf Meilen öſtlich von Mandalay bei Sagaing am Irrawaddi gelegenen Yankingtaunghügeln Blechkanonen aufgeſtellt hatte, um die Engländer zu ſchrecken. Auch die Armee des Königs von Birma war, im Gegenſatz zur modernen japaniſchen Armee, ſo recht nach dem Herzen europäiſcher Eroberer. Man darf eigentlich, wenn man das Kind beim rechten Namen nennt, nur von ſchlecht bewaffneten Banden ſprechen, die weder Schulung noch Disziplin kannten, aber nicht von einer wohl organiſierten, bewaffneten Macht. An alten Kanonen der verſchiedenſten Syſteme war im Palaſt von Mandalay kein Mangel, doch hatte man damit niemals exerziert. So zog nach reiflicher Erwägung der birmaniſche Schlachtenlenker, der den Titel Sit-bu-yin führte und in ſeinem Äußeren dem Papſt Leo XIII. auffallend ähnelte, vor, alles unnütze Blutvergießen zu vermeiden und ſein Pulver zu ſchonen. Zu verwundern iſt es nicht, daß dank der Jahrhunderte währenden Mißwirtſchaft das birmaniſche Volk weder Ehrfurcht noch Liebe für ſein Königshaus empfand, doch es hätte unter allen Umſtänden für ſeine Unabhängigkeit, ſeine Selbſtändigkeit kämpfen müſſen. Daß die Birmanen alle dieſe ihr Vaterland erſchütternden Umwälzungen ruhig über ſich ergehen ließen, ſich einer fremden Raſſe ohne ernſten Kampf unterwarfen, legt beredtes Zeugnis ab für ihren Mangel an Tatkraft und Charakter.

Aber nicht nur im Kriege, auch im alltäglichen Leben iſt der Birmane untüchtig; er läßt ſich, ohne Widerſtand zu leiſten, von allen Raſſen verdrängen, die die britiſch-indiſche Regierung heranzieht, um das noch ſo dünn bevölkerte Land, das noch Millionen von Menſchen zu ernähren imſtande iſt, zu koloniſieren. Waren doch in Oberbirma im Jahre 1899 von 24619662 Acres fruchtbaren Landes erſt 1818962 bewirtſchaftet; dabei muß man in Erwägung ziehen, daß nicht nur der Reisbau, ſondern auch andere Feldfrüchte dank der günſtigen klimatiſchen Verhältniſſe nie mißraten wie in Vorderindien, wo infolgedeſſen in ſchlechten Jahren Hunderttauſende eines elenden Hungertodes ſterben.

Arbeitselefanten im Teakwald.

Einen ſchweren Kampf um ſeine Exiſtenz führt der Birmane nicht; dies mag wohl auch der Hauptgrund ſeiner Gleichgültigkeit und ſeiner Verweichlichung ſein, die ſich ſchon in ſeinem Äußeren offenbaren. Seine Haartracht und Kleidung, ſeine Eitelkeit und Putzſucht haben etwas Weibiſches, das uns abſtößt. Es gilt unter allen dort anſäſſigen Europäern als feſtſtehende Tatſache, daß in dieſem Lande die ſchwächere Hälfte die energiſchere, praktiſchere, lebenstüchtigere iſt.

Dieſem Umſtand verdankt die Birmanin, verglichen mit anderen Aſiatinnen, ihre glänzende Poſition, ihre Freiheit, ihre Machtſtellung im Hauſe, wo ſie ſehr oft die führende Rolle ſpielt. Erſtaunlich iſt es, wie nüchtern die Birmanin ihre eigenen Landsleute einſchätzt; ſie zieht als Gatten jeden Einwanderer fremder Raſſe vor. Ganz beſonderer Wertſchätzung erfreuen ſich aber die Chineſen, da ſie intelligent, fleißig und ſparſam ſind und infolgedeſſen die beſten Ausſichten haben, vorwärts zu kommen.

Wie ſehr Birma ſich unter dem maſſenhaften Zufluß fremder Elemente aus Vorderindien, der malaiiſchen Halbinſel und Südchina verändert, das zeigt ſich in Rangoon, dem Tor Birmas, durch das vier Fünftel des Geſamthandels des Landes ein- und ausziehen, am allerauffälligſten. Rangoon, vor fünfzig Jahren noch ein elendes Dorf, erhob ſich neben Kalkutta und Bombay dank dem Umſchwung der politiſchen Verhältniſſe zur drittgrößten Handelsſtadt des indiſch-

Arbeitselefanten in der Sägemühle.

britiſchen Reiches. Dieſer nun hochbedeutende Handelsplatz ſteht aber noch lange nicht auf ſeiner Höhe; er wird in abſehbarer Zeit, in Anbetracht des reichen Hinterlandes und der rapide zunehmenden Bevölkerung ſich zweifellos noch eines großen Aufſchwunges erfreuen.

Allerdings ſind die Reichtümer Birmas anderer Art, als ſie ſich der Nichtkenner des Landes nach phantaſtiſchen Reiſeberichten vorſtellt. All die Märchenſchätze, an denen das Land überreich ſein ſoll, wie Gold, Silber, Rubinen, Saphire, Elfenbein uſw., ſpielen gar keine Rolle im Vergleich zu den rieſigen Werten, die Reis, das Hauptnahrungs- und Ausfuhrprodukt, Teakholz, Petroleum, Farbhölzer, Baumwolle und andere keineswegs „poetiſche“ Handelsartikel darſtellen. Einige Zahlen ſprechen beredter als ganze Bände, ſie zeigen kurz und unwiderleglich, wie das an einem Mündungsarm des Irrawaddi, etwa dreißig Meilen von der See entfernt gelegene Rangoon, das beinahe den ganzen Handel des Rieſenſtromes auffaugt, zunimmt.

Im Jahre 1888/1889 betrug die dortige Ausfuhr 3899400 Pfd. Sterl., 1899/1900 9656703 Pfd. Sterl., 1901/1902 11168703

Digitized by Google

Kapelle mit Gautamaſtatuen in der Shwedagonpagode.

Pfd. Sterl. Die Einfuhr hingegen belief ſich 1888/1889 auf 5326467 Pfd. Sterl., 1899/1900 auf 6583182 Pfd. Sterl. und 1901/1902 auf 8133182 Pfd. Sterl.

Birma, insbeſondere Oberbirma, wurde für die Aſiaten Vorderindiens und der malaiiſchen Staaten ein Neuland, ein Amerika, wo es reichlich Arbeit und höheren Lohn als in der Heimat gibt, wo ſie Gelegenheit haben, Erſparniſſe zu machen. Unter dieſen Umſtänden werden die Eingeborenen, beſonders in Rangoon, wo bereits zwei Drittel der Bevölkerung aus eingewanderten Elementen beſtehen, ſcharf zurückgedrängt. Im Jahre 1872 zählte Rangoon rund 36371 Einwohner; aber dank der Maſſeneinwanderung ſtellte man 1901/1902 bereits 235000 feſt, die ſich folgendermaßen verteilen: 83631 Buddhiſten, größtenteils Birmanen, 82994 Hindus, 43012 Muſelmanen; der Reſt ſetzte ſich aus Chineſen, Siameſen, Malaien uſw. zuſammen.

Wer die Verhältniſſe nicht genau kennt, mag zunächſt über das Vorgehen der britiſch-indiſchen Regierung ſtutzen, welche gewaltſam mit fremden Elementen das Land zu überfluten ſcheint; doch hat dieſe, wenn ſie die ungeheuren Strecken Landes verwerten will, die noch der Nutzbarmachung warten, keine andere Wahl. Leider iſt, wie ich mich vielfach überzeugte, mit dem liebenswürdigen, gutmütigen, vergnügungsſüchtigen, aber faulen Birmanen, der jede harte Arbeit ſcheut, der nicht, wie er ſelbſt ſagt, gewillt iſt, dem Engländer den Kuli abzugeben, nicht viel anzufangen. Von der äußerſten Südſpitze Birmas bis zum äußerſten Norden fand ich überall dieſelben Verhältniſſe: die Regierung iſt unbedingt auf fremde Arbeitskräfte angewieſen. Weder beim Löſchen von Schiffsladungen noch beim Bau von Straßen, Kanälen oder Bahnen wird man birmaniſche Kräfte erblicken; dieſe Arbeiten verrichten faſt nur Madrasleute und Tamilen.

Mit Glasmoſaiken bedeckter Anbau der Shwedagonpagode, geſtiftet von einem birmaniſchen Reismakler in Rangoon.

Digitized by Google

Ein heute der Zahl nach noch nicht ſehr bedeutendes Element, das aber in abſehbarer Zeit in Birma eine große Rolle ſpielen wird, ſind die 1901 1902 erſt etwa 62500 Köpfe zählenden Chineſen, die als Kaufleute, Unternehmer aller Art, ſowie auch als Zimmerleute wegen ihrer hohen Intelligenz, Rührigkeit und Tüchtigkeit hochgeſchätzt ſind. Unter allen farbigen Einwohnern in Birma ſind die Söhne aus dem Reiche der Mitte die höchſtſtehenden, unternehmendſten, weitblickendſten. Sie dringen ſogar zuweilen mit Lebensgefahr in Wildengebiete vor, wenn ihnen reicher Gewinn winkt.

Miſchehen zwiſchen Chineſen und Birmaninnen, die meiſt ſehr gut ausſchlagen, werden immer häufiger; denn ſie fühlen ſich, gegenſeitig ihren Wert erkennend, zueinander hingezogen. Die ſolchen Ehen entſpringenden Knaben werden als Chineſen erzogen, die Mädchen aber, wie ihre Mütter, bleiben in Tracht und Sitten Birmaninnen.

Durchbrochene Holzſchnitzereien an der Shwedagonpagode.

Um den Einwandernden den Boden nicht zu verteuern und Grundſpekulationen vorzubeugen, verkauft die Regierung weder Ackerland noch Wälder; ſie verpachtet Grund und Boden auf höchſtens dreißig Jahre gegen eine feſtgeſetzte Taxe, die ſich nach der Güte des Bodens richtet. Unter günſtigen klimatiſchen Verhältniſſen verdient der birmaniſche Ackerbauer ohne große Mühe ſeinen Lebensunterhalt; Notleidenden begegnet man auf dem Lande faſt nie. In den Städten aber treiben die Birmanen vielfach Handel in den Baſaren, auch finden ſie als Beamte, zumeiſt allerdings als Subalternbeamte, als Schreiber und Aufſeher ihr Fortkommen. Auch in den Teakwäldern, die ſtets Eigentum der Regierung ſind, denn kein Privatmann darf ohne Erlaubnis der Regierung einen Teakbaum fällen, ſieht man Birmanen als Forſtgehilfen oder auch als Holzknechte tätig. Das ſchwerſte Geſchäft in den Wäldern, das Herausſchleppen der gefällten rieſigen Stämme durch oft undurchdringliche Wildnis zum Fluß, von wo ſie zur Regenzeit talwärts geſchwemmt werden, beſorgen die Elefanten, die einzigen Arbeitstiere, die zur feuchten Jahreszeit in den Wäldern widerſtandsfähig ſind; alle anderen erliegen der Feuchtigkeit. Aber auch in den Sägemühlen bei Rangoon und Moulmein verſehen dieſe Giganten die ſchwerſte Arbeit. Sie ſchleppen oder ſchieben die zuweilen vierzig Zentner ſchweren Stämme vom Flußgelände zur Sägemühle vor ſich hin oder ſchichten, anſcheinend mit Leichtigkeit, die durchſägten Holzſtämme mit tadelloſer Genauigkeit kreuzweiſe übereinander. Dieſe vortrefflichen Rieſenarbeiter, die in den letzten Jahren ſehr im Preiſe ſtiegen, die aber keineswegs, wie man zu glauben geneigt iſt,

Digitized by Google

unempfindliche Dickhäuter sind, die nichts ansicht, sondern die im Gegenteil leicht erkranken, wenn sie in der Mittagshitze angestrengt arbeiten, wurden von mehreren großen Sägemühlen, die durch plötzlich hinsiechende Elefanten bedeutende Verluste erlitten, durch Dampfkräne zu ersetzen gesucht.

Unleugbar verlöre Rangoon vom malerischen Standpunkt aus, wenn die Arbeitselefanten fehlten, viel von seinem birmanischen Charakter. Mag es aber auch durch die Macht der Verhältnisse, durch die Hochflut fremder einwandernder Rassen viel von seinen landestümlichen Eigenheiten einbüßen, so daß es immer mehr einer vorderindischen Hafenstadt gleichen wird, so wird doch stets als birmanisches Wahrzeichen schon aus weiter Ferne der vom blauen Firmament sich abhebende goldene Riesenkegel der Shwedagonpagode dem Ankommenden wie eine Sonne entgegenleuchten.

Die Shwedagon, die „goldene" Pagode, die auf alle Buddhisten Indoasiens eine mächtige Anziehungskraft ausübt, erhebt sich im Norden der Stadt, etwa zwei englische Meilen vom Hafen entfernt, auf dem Singuttarahügel. Zwischen herrlichen Tamarinden, Bananen und Fächerpalmen ragt der kolossale pyramidenförmige Kegel der Pagode, der sich allmählich rundlich wie ein Kreisel zuspitzt und von einem Ti, einem Schirm, gekrönt wird, der für birmanische Heiligtümer so charakteristisch ist wie das Kreuz auf unseren Kirchtürmen. Der Ti, eine Eisenstange, um die nach oben sich verjüngende vergoldete Eisenreifen laufen, endigt in einer Spitze, die eine Wetterfahne krönt; zahlreiche an den Reifen hängende kleine Glocken mit flachen Metallzüngelchen, die vom Winde unausgesetzt bewegt werden, erklingen melancholisch wie eine Äolsharfe. Authentische Reliquien Gautamas und seiner Vorgänger, die die Pagode bergen soll, üben eine faszinierende Anziehungskraft auf zahllose Pilger, die in den Zayats, den offenen Hallen der vielen an den Abhängen des Pagodenhügels gelegenen Klöster, Unterkunft finden.

Über den Ursprung des populärsten, heute Shwedagonpagode genannten Heiligtumes melden alte Chroniken, daß zu Gautamas Zeit, im Jahre 588 v. Chr., zwei junge Kaufmannssöhne, Taphussa und Bhallika, während eines Besuches in Indien von Gautama mehrere Haare geschenkt erhielten; über diese Reliquien errichteten sie eine siebenundzwanzig Fuß hohe Pagode, den Kern des heutigen Riesenbaues. Drei Steintafeln auf der Treppe — man findet sie an der Ostseite des Tempels, wenn man von dort zur Plattform hinansteigt — verkünden die Tatsache, daß die Monkönigin Shinsawbu von Pegu in den Jahren 1459 bis 1469 die schon damals 129 Fuß hohe Pagode ausbessern und von Pagodensklaven betreuen ließ. Die heutigen Pagodensklaven sind Nachkommen ehemaliger Kriegsgefangener des untergegangenen Reiches der aus Vorderindien stammenden Monkönige, die, nachdem sie sechzehnhundert Jahre ununterbrochen geherrscht hatten, im elften Jahrhundert von den Birmanen besiegt wurden. Noch mehrmals erhob sich das Reich der Monkönige, das sich auf Unterbirma und die Südküste erstreckte, bis es 1757 von dem Gründer der letzten birmanischen Dynastie, Alaung Paya, für immer vernichtet wurde. Eine eigene Kaste bildend, sind die unglücklichen Pagodensklaven die verachtetsten Geschöpfe, mit denen sich weder Birmanen noch andere Volksstämme vermischen. Sie leben dicht bei großen Pagodenanlagen, verkaufen Blumen, Reliquien, Spielzeug, Teufelsmasken, Wachskerzen, Weihrauch und andere kleine Opfergaben, doch niemals das so beliebte Blattgold, mit dem die Birmanen ihre Heiligtümer bekleben, eine nach ihrer Ansicht höchst verdienstvolle Tat. Zu den Obliegenheiten der Pagodensklaven gehört das Reinhalten der Tempelanlagen, Abwaschen der Statuen, bevor sie von neuem vergoldet werden; dafür dürfen sie aber auch alle Speisenopfer, die die Gläubigen auf den Opfersteinen der heiligen Bezirke ausschütten, mit den zahllosen, in hohen Bäumen nistenden Raben und gierig umherlaufenden Pariahunden teilen. Es liegt eine wohl zu allen anderen Religionen, die den Opferkultus pflegen, in schreiendstem Widerspruch stehende Auffassung darin, daß die Birmanen den Göttern dargebrachte Speisen nicht heilig halten, sondern den verachtetsten Kreaturen zur Nahrung überlassen.

Mit der Zeit wuchs die Shwedagonpagode durch beständiges Übermauern der-

Birmaniſche Mönche.

art an, daß ſie an der Baſis einen Umfang von 1355 Fuß, ſowie eine Höhe von 327 Fuß erreichte, ungerechnet den 47 Fuß hohen Ti. Zu der 165 Fuß hohen Terraſſe, auf der die Pagode ſowie alle dazu gehörigen zahlreichen Anbauten ſtehen, führen Treppen, deren Zugang rieſige, phantaſtiſche Löwen aus mit Stuck überzogenem Mauerwerk bewachen.

Zwiſchen der Pagode, um die Kapellen und Statuen wie Pilze aus der Erde ſchießen, und dem Außenrande des von herrlichen Baumrieſen beſchatteten Pagodenplateaus dehnt ſich ein Platz aus, der den rieſigen Menſchenmengen, die ſich gelegentlich der größten Volksfeſte hier einfinden, genügenden Raum gewährt. Nicht nur um zu beten, zu opfern, beſucht nämlich das birmaniſche Volk ſeine Heiligtümer, ſondern auch um ſich zu amüſieren. Selbſt an gewöhnlichen Tagen haben zwiſchen den Andächtigen zahlreiche Muſikanten, Guckkaſtenbeſitzer, Gaukler und — es klingt wie Blasphemie — Phonographeninhaber ihr Quartier aufgeſchlagen, die der ſtaunenden Menge die gemeinſten Bänkellieder vorführen. Heiliges und Profanes drängt ſich ſo dicht aneinander, ohne daß das eine das andere als Störung empfände!

Muſtert man die Legion von größeren oder kleineren Hallen oder Kapellen, die ſich um die Shwedagonpagode gruppieren, ſo wird man, ſobald man ſich von der Betäubung, die all der Flitterſtaat, all dieſe bunten Glasmoſaiken verurſachen, erholt hat und objektiv zu betrachten beginnt, recht trübe geſtimmt. Man kann ſich des Gedankens nicht erwehren, was für ſtolze Kunſtwerke für die großen Summen, die das Volk kritiklos für unſolide Bauwerke ausgibt, hätten geſchaffen werden können. Zum größten Unglück für die Kunſt kennt der Birmane in Kunſtdingen keine Konzentration der Kräfte. Der Glaube, der in anderen Ländern der größte Förderer der Kunſt iſt, erweiſt ſich in Birma als ein Hemmſchuh, als die Urſache, daß jeder zwecklos ſeine Mittel an wertloſe Machwerke verzettelt.

Wo liegt die Wurzel all des Übels, all der verdammenswerten Mißwirtſchaft, die jeden kunſtverſtändigen Menſchen, je länger er im Lande lebt, um ſo mehr verſtimmt? Es gibt leider für den Birmanen, den kindlich abergläubiſchen, kein höheres Ziel als ein Payahtagah, ein Pagodenerbauer, zu werden, ein Heiliger ſchon auf Erden, der den Lohn ſofort einheimſt, der allenthalben mit der größten Auszeichnung behandelt wird und

Digitized by Google

nach ſeinem Erdenwallen, ohne Zwiſchenexiſtenzen durchzumachen, direkt in Nirwana eingeht. „Kutho“, Verdienſt im Jenſeits, das heißerſehnte Ziel jedes Birmanen, erwirbt man aber nicht oder doch nur in ganz geringem Maße, wenn man alte Heiligtümer reſtaurieren läßt — die Shwedagonpagode und noch mehrere andere bilden eine Ausnahme von der Regel —, ſondern nur, wenn man Gautama durch eine neue Pa-

Betende Birmaninnen.

gode ehrt. Dieſer bornierte religiöſe Egoismus verurſacht es, daß man allenthalben, ſelbſt in den entlegenſten Neſtern, ja ſogar im Dſchungel, über zerbröckelnde, zerfallende, oft von Schlingpflanzen ganz umſchlungene Pagoden ſtolpert, Dokumente menſchlicher Torheit, die, abgeſehen von ihrer Unbeſtändigkeit, nicht den geringſten künſtleriſchen Wert beſitzen. Aber in dieſem Lande gewöhnt man ſich noch raſcher als ſonſtwo ab, mit dem Volke in künſtleriſchen Dingen rechten zu wollen, man ſchüttelt ſchließlich kaum mehr den Kopf, wenn man ſieht, wie es Unſummen für geſtanztes Blattgold ausgibt und damit Pagoden, Tempelwände, wertloſe Statuen, die fabrikweiſe erzeugt werden, ja ſogar Bäume vergoldet, die einen Götzen beſchirmen. Dem Birmanen fehlt aller Sinn für künſtleriſche Dinge; Kraft, Energie, ſelbſtſchöpferiſche Phantaſie, das ſind Eigenſchaften, die dem harmloſen, kindlichen Volke völlig abgehen. Kunſtwerke, die aus der Tiefe der Seele, aus innerſtem Triebe, aus Schönheitsbedürfnis entſtanden wären, ſchafft kein Birmane, und da es auf ſeinen „Kan“, ſein himmliſches Konto, gar keinen Einfluß hat, ob die Pagode ſchön oder häßlich, dauerhaft oder unſolide erbaut iſt, ſo kümmert er ſich gewöhnlich wenig um die Qualität ſeines Opfers. Prahlſucht oder Eitelkeit ſeinen Mitmenſchen gegenüber ſind weiter die Beweggründe, die den Birmanen veranlaſſen, ſo ein fragwürdiges Kunſtwerk, das von Glasmoſaiken ſtrotzt, zu erbauen; dabei vergißt der Stifter nicht, wie z. B. ein reicher birmaniſcher Makler der großen Reisfirma Bullock Brothers tat, die Koſten, die in dieſem Falle hunderttauſend Rupien betrugen, in eine Marmorplatte am Eingang zum ewigen Gedächtnis eingraben zu laſſen.

Aus dem Chaos von Gegenſtänden, das auf dem Platze der Shwedagonpagode verwirrte, mögen den Europäer noch am eheſten die Holzſchnitzereien befriedigen, die an mehreren Tempelgebäuden den oberen Teil der Eingangstore füllen. Auf durchbrochenem Blüten- und Blattgeranke treten plaſtiſch, reliefartig religiöſe mythologiſche Motive heraus, die, wenngleich überladen, doch durch ihre eigenartige Grazie Wohlgefallen erregen und zwiſchen all den marktſchreieriſchen, das Auge peinigenden Farbeneffekten durch ihren einfachen Ton beruhigend wirken.

Es bedurfte längerer Zeit, bis ich mich von allen heimatlichen Schönheitsbegriffen emanzipieren und an die kraſſen, unvornehmen Effekte der birmaniſchen Kunſt, all die bizarren Formen, die in der Hauptſache eine Verſchmelzung der indiſchen und der chineſiſchen Kunſt verraten, gewöhnen und ſie ſo von einem anderen Standpunkt aus beurteilen lernte. Selbſt wenn es in Birma nichts anderes gäbe als die Shwedagonpagode, es lohnte ſich wahrlich reichlich, dorthin zu reiſen, allein um das Volkstreiben zu den verſchiedenſten Jahreszeiten und bei den verſchiedenſten Anläſſen zu ſtudieren.

Den größten Eindruck empfing ich nach der Regenzeit im November, wo alle Sträucher und Bäume in friſchem Grün prangen, zur Zeit des Tazoungmônfeſtes, dem Feſt der Shwedagonpagode, wo es Tag und Nacht hoch hergeht, wo Tauſende und Abertauſende von feſtlich geputzten, bunt gekrei-

Digitized by Google

Shwedagonpagode: Ein Götterwagen wird von der Volksmenge hinaufgezogen.

deten, mit prächtigen Blumen geſchmückten Menſchen den Eindruck machen, als ob ſie nur dazu dawären, um bei einer rieſigen Feerie mitzutun. Geradezu verwirrend wirkt die Rieſenpagode in goldiger Pracht, wohl die größte mit Gold bedeckte Fläche, die es gibt, im Glanze der Sonne. Dazu denke man ſich all die glitzernden, goldigen, mit Glaskriſtallen reich geſpickten Tempel, all die Götterſtatuen, den betäubenden Blumen- und Weihrauchduft, das Geläute der Glocken und Gongs, all die wacheſtehenden grinſenden Löwen und Fabeltiere, die impoſanten Flaggenmaſte mit einem rieſigen, treppenartig ſich aufbauenden Poſtament, auf dem in Lebensgröße eckig graziöſe, zuweilen ans Gotiſche erinnernde, vergoldete, mit Glasmoſaik beſetzte Figuren ſtehen. Für die birmaniſchen Tempelſtätten gehören dieſe Tagoundaings, auf denen Garuda oder Hentha, die brahmaniſche Gans, thront, zu den charakteriſtiſchſten Erſcheinungen.

Allenthalben bezeugt das Volk den in gelbe Togen gehüllten Mönchen (Ponghi) größte Ehrfurcht. Kniend überreichen ihnen die Weiber Speisen, die sie in ihre, der Bettelschüssel Buddhas nachgeahmten Speisenbehälter schütten, oder großblütige Blumen an langen Stielen, die sie Gautama opfern. Niemals bittet oder dankt der Ponghi für eine Gabe; denn nach birmanischer Moralphilosophie hat der Geber alle Ursache, dem Beschenkten zu danken, da ihm dieser Gelegenheit gab, ein gutes Werk zu vollbringen, Verdienst im Himmel zu erwerben. Während aber der Birmane bemüht ist, alles zu tun, was er den heiligen Mönchen an den Augen absehen kann, während er sich ein Vergnügen daraus macht, für einen Mönch, der nie Geld berühren darf, die Reise auf einem Dampfschiff oder auf der Eisenbahn zu bezahlen, kümmert er sich um die zudringlich bettelnden, verhungert aussehenden, kahlgeschorenen Nonnen, die er nicht viel höher als ein Tier achtet, gar nicht.

Wo das birmanische Volk betet, das scheint ihm gleich zu sein. Man sieht die Menschen dicht aneinander gedrängt in den offenen Hallen, die je eine große Gautamastatue enthalten, allenthalben knien sie auf der Terrasse, die sich um das Heiligtum zieht. Wer schön beten sehen will, muß nach Birma gehen. Anziehend wirkt das Volk durch seine schönen, bunten, sauberen Kleider, durch seine reizende, blumenreiche Haartracht. Umgeben von einer Weihrauchwolke, hält es, innig zu Gautama aufblickend, in den vor sich gestreckten, flach aneinander liegenden Händen Blumen an langen Stielen, Weihrauchstäbe oder Wachskerzen, die oft die Form eines dem Tierkreis angehörenden Tieres haben.

Was da an Wachskerzen, Weihrauch und Goldblatt verbraucht wird, das grenzt ans Fabelhafte! Einen Einblick in das Getriebe kann man bekommen, wenn man die große, mit Händlern dicht besäte, von herabgeträufeltem Wachs glitscherig gewordene Haupttreppe hinansteigt und oben, auf der Terrasse angelangt, rechts abbiegt. Da sitzen die Goldschmiede in offenen Hallen und hämmern vom frühen Morgen bis zum späten Abend erhitzte Goldbarren, um daraus das so beliebte und massenhaft gebrauchte Goldpapier zu gewinnen. In eine überdachte bundesladenartige Truhe werfen die Pilger ihre Spenden; größere Gaben aber nimmt die Tempelverwaltung gegen Empfangsbestätigung in einer vergitterten offenen Halle entgegen, wo ein Modell der Pagode steht. An diesem zeigt der Spender, nachdem er den Wahrsager befragt, wo er das von ihm gestiftete Blattgold angeklebt haben will, oder wo eine von ihm gestiftete silberne oder goldene Glocke an dem Ti hängen soll.

Als man das Tazoungmônfest feierte, war man gerade damit beschäftigt, die Pagode zu putzen und an vielen Stellen neu zu übergolden. Zu diesem Zwecke war sie von einem luftigen Bambusgerüst umgeben, das sich an sie anzuschmiegen schien wie ein Rohrgeflecht an eine Sodawasserflasche. Nicht wenig erstaunt war ich, als ich eines Morgens Hunderte von Tempelbesuchern beiderlei Geschlechts an einem schier endlosen, armdicken Seile ziehen sah, das ungefähr in zwei Drittel der Gesamthöhe der Pagode befestigt war. Daran schwebte ein an vier Seilen hängender, mit Papier überzogener großer Götterwagen, vor den mehrere Pferde aus Papiermaché gespannt waren. Oben angelangt, entnahmen Arbeiter dem schwebenden Gefährt Opfergaben, Glocken und allerlei Geschmeide, die an dem mit Juwelen geschmückten Ti, der von König Mindon im Jahre 1871 unter großartigen Festlichkeiten gestiftet worden ist und einen Wert von 800000 Mark haben soll, befestigt wurden. Auf ein Zeichen ließ man den Götterwagen unter dem Jubel der aufgeregten Volksmenge abwärts gleiten, um ihn nach einer Pause abermals durch die Luft zu ziehen, woran sich groß und klein lebhaft beteiligte. Denn es gilt dies als eine verdienstvolle, himmlischen Gewinn bringende Tat.

Tag und Nacht ging es zu dieser Zeit wie in einem Bienenkorbe zu, immer gab es zu schauen, an neuen Eindrücken fehlte es nie. Besonders lebhaft wurde es am Abend, da kamen von fern und nah die Menschen zu dem von Hunderttausenden von Lampions beleuchteten Festplatze gezogen, wo ein verwirrendes Getriebe herrschte. Alle an den Hügel sich lehnenden Straßenzüge waren mit von Zebus gezogenen Karren überfüllt, die die Festteilnehmer in vollem

Birmaniſche Karre, von Zebus gezogen.

Staate brachten; denn alle waren gekommen, um einem Pwè beizuwohnen, wie die Birmanen jede feſtliche Zuſammenkunft nennen, die von acht Uhr abends bis nach Sonnenaufgang währt.

Dieſe Pwès, einerlei ob ſie in Tempelanlagen oder in den Straßen ſtattfinden, werden nur in mondhellen Nächten abgehalten, damit nicht im Falle von Prügeleien oder Räubereien in der Verwirrung grenzenloſes Unheil entſtehe. Von dem phantaſtiſchen Eindruck der vom Mondlicht übergoſſenen bizarren Bauten, Statuen, Fabeltiere inmitten tropiſcher Vegetation, von den zahlloſen Lampions, den mehrſtöckigen Pavillons aus buntem Papier, die Geſellſchaften oder Innungen errichteten, kann man ſich ſchwer eine Vorſtellung machen; alles zuſammen bildet ein wunderbares orientaliſches Märchen in ſchwüler, ſternenheller Nacht, wie es die kühnſte Phantaſie nicht ſchöner erträumen kann. Auf ausgebreiteten Matten ſitzen Tauſende und Abertauſende, um Akrobaten, Tänzerinnen in altbirmaniſchem Hofkoſtüm zu ſehen, den Muſikanten zu lauſchen oder aber dem ſo beliebten Puppentheater (Yòkthèpwè), das ſich auf einem Bambusgerüſt etwa fünf bis ſechs Fuß über dem Boden erhebt, zuzuſehen. Gelenkt werden die zwei bis drei Fuß hohen Marionetten an Strippen von den hinter einer Bambusmattenwand verſteckten Puppenlenkern. Das Repertoire der Yòkthèpwè beſteht aus Zats oder Jatakas, das ſind die berühmten Wiedergeburtsgeſchichten aus dem Leben Gautamas, deren es 550 gibt. Man nimmt an, daß ſie von Gautama ſelbſt erzählt wurden; ſie geben uns Kunde von den verſchiedenen Wanderungen und Exiſtenzen, die ſeine Seele durchgemacht, ehe er Buddha wurde und in Nirwana einging. Begeiſtert und in lebhafter Anſpannung lauſcht die Menge dieſen klaſſiſchen Dichtungen, ab und zu werden aber auch von Spaßmachern höchſt unfeine Scherze aufgeführt, die die Grenzen des Anſtandes weit hinter ſich laſſen. Zwiſchendurch ißt, trinkt und raucht man, denn Männlein und Weiblein ſind von ihrer Rieſenzigarre (Petseleik) ebenſo unzertrennlich wie die Japaner von ihrem Pfeifchen.

Gleich mir wird jeder, der das Land zuerſt betritt, von dieſen fußlangen Glimmbalken, die mit einem roten Faden umwickelt ſind, überraſcht ſein, aber nach einmaligem

Digitized by Google

Verſuch von weiteren Experimenten Abſtand nehmen. Das Deckblatt dieſer Zigarren beſteht aus einem Maisblatt oder der friſchen Rinde eines Bambus, die Füllung ſetzt ſich zuſammen aus Tabak und Tabaksſtengeln, ſowie aus weichen dunkelbraunen Holzſtückchen, die mit einer Sirup- oder Zuckerlöſung präpariert ſind.

Rauchende Birmanin.

Trotzdem der Tempelplan von unzähligen Menſchenſcharen überſchwemmt war, ging es überall friedlich zu, denn geiſtige Getränke, die die Gemüter erhitzen könnten, dürfen an heiligen Stätten nicht genoſſen werden; all die Getränke in den verſchiedenſten Farben des Regenbogens, eine Art Scherbett, geſchabtes parfümiertes Eis, wie auch Ananas, Kokosnüſſe, Mango, Bananen und andere Früchte, die zur Erfriſchung genommen werden, ſind ungefährlicher Natur.

Bei dieſen Pwès hatte ich Gelegenheit, die beſten Tänzerinnen kennen zu lernen, doch muß ich geſtehen, daß ich nicht nur das ſchwere, ſteife, altbirmaniſche Hofkoſtüm zum Tanze höchſt ungeeignet finde, ſondern daß mir die alle runden Bewegungen, alles Freie, Schwebende vermeidenden birmaniſchen Tänze mit ihren eckigen Attitüden, der nach ſeitwärts geneigten Kopfhaltung, den ſpitzen Ellbogenwinkeln, den gezierten, aus dem Handgelenk gemachten Handverdrehungen, den bei aufgezogenem Fuß aufwärts geſtreckten Zehen manieriert erſchienen und mir die Überzeugung beibrachten, daß wir nie an dieſer Tanzkunſt Gefallen finden oder ſie in Einklang mit unſeren Schönheitsbegriffen bringen werden.

Zwiſchen all den Tänzerinnen, Poſſenreißern, Puppenſpielern, Gauklern, Muſikanten, Auskochern, zwiſchen dem Luſtbarkeiten aller Art ſich hingebenden Volke ſitzen in klaſſiſcher Ruhe, gleichſam als ideale Zuſchauer, ohne eine Miene zu verziehen, die ernſten, von dem Volke wie Heilige verehrten Mönche. Erhaben über alle irdiſchen Torheiten blicken ſie auf das Getriebe; es iſt, als trauerten ſie um vergangene Zeiten, um das einſtige Königreich Birma, in dem ſie, als die einzigen Erzieher des Volkes, einen Einfluß auf das öffentliche Leben beſaßen wie die Mönche bei uns im Mittelalter, während dieſer in dem von modernen europäiſchen Anſchauungen erfüllten Staatsweſen des neuen Birma allmählich dahinſchwindet wie die Morgennebel vor der aufgehenden Sonne.

Im alten Birma gab es keinen Jüngling, der nicht durch die Schule der Ponghi gegangen wäre, der nicht mit Eintritt der geſchlechtlichen Reife, wenn auch nur vorübergehend, Mitglied eines Kloſters geworden wäre und ſich nicht den Kloſterregeln unterworfen hätte. In Rangoon, in den größeren Plätzen Unterbirmas ſchwindet dieſer Brauch infolge der vielen weltlichen und Miſſionsſchulen von Jahr zu Jahr, doch auf dem flachen Lande und beſonders in Oberbirma hält man feſt an den alten Traditionen, an der alten Kultur. Bevor der birmaniſche Knabe ſich nicht den Kloſterregeln

Digitized by Google

unterworfen, der ſündhaften Welt, wenn auch nur auf kurze Zeit, den Rücken gedreht hat, bevor er nicht wirklich ein Gläubiger geworden iſt, kann er nicht hoffen, von dem zukünftigen Elend immer wiederkehrender Exiſtenzen befreit zu werden und das höchſte Glück, die ewige Ruhe in Nirwana, zu finden. Nach der Anſicht des Birmanen ſtrikteſter Obſervanz iſt es ebenſo ſchlimm, wenn ein Knabe aus dem Leben ſcheidet, ohne als „Shin“, als Novize der heiligen Gemeinſchaft eines Kloſters angehört zu haben, wie wenn einem chriſtlich orthodoxen Vater ſein Kind ungetauft ſtirbt; denn ohne dieſe Weihe iſt er nicht mehr als ein Tier, bei der Umwandlung ſeiner Seele kann ſein Zuſtand überhaupt nicht als menſchlicher in Betracht kommen. Bei dem Eintritt in das Kloſter erhält der junge Birmane einen Palinamen. Dieſer Akt, für ihn alſo gleichzeitig Taufe und Konfirmation, iſt ein ſo wichtiges Ereignis, wie es ſich bei den dortigen Kulturverhältniſſen im Leben des Weibes, deſſen heißeſte Gebete dahin zielen, in der zukünftigen Exiſtenz ein Mann zu ſein, überhaupt nicht abſpielen kann.

Birmaniſche Tänzerin.

Sobald der Knabe über die Pflichten eines Mönches genügend unterrichtet worden, gelernt hat, mit Anſtand zu eſſen, die Toga mit Würde zu tragen, auf der Straße mit geſenktem Blicke vor ſich auf den Boden zu ſehen und gemeſſenen Schrittes einherzuſchreiten, wird durch den Wahrſager, ohne deſſen Ratſchlag der Birmane nichts von Bedeutung unternimmt, das Horoſkop geſtellt und Tag und Stunde für die Feier feſtgeſetzt. Iſt dies geſchehen, ſo ergehen Einladungen an alle Freunde und Bekannte, und zwar erfolgen dieſe durch Überreichung eines Päckchens Leh'pet, eines Tees, der, mit Salz, Knoblauch und Aſſafoetida gemiſcht, in Öl gelegt und mit Hirſekörnern verſetzt iſt. In normaler Verfaſſung fand ich dieſe Delikateſſe abſcheulich; ob ſie aber unter ungewöhnlichen Umſtänden nicht die Heilkraft eines Rollmopſes in ſich birgt, laſſe ich dahingeſtellt.

Mit koſtbaren Kleidern angetan, behängt mit Blumen, Gold und Geſchmeide der Familie, ſowie mit ausgeliehenen Preziosen, rüſtet ſich der Knabe zum Abſchied von der Welt, gleich Buddha, als er noch Prinz Sidharta war, der, ehe er ein armer Bettelmönch wurde und allen Torheiten und Freuden dieſer Welt entſagte, ſich nochmals in vollem Staate ſeinen Genoſſen ſowie dem Volke zeigte. Unter Vorantritt eines birmaniſchen Orcheſters, welches aus elipſenförmigen Klopftrommeln, einer ſchrill erklingenden, jeder Harmonie ſpottenden Klarinette, einer harmloſen Flöte, einem Tam-Tam und noch einigen anderen, mehr die Ohren beleidigenden als die Seele erregenden Inſtrumenten beſteht, ſetzt ſich ein Feſtzug in Bewegung, um

allen Verwandten ein Lebewohl zu bieten, die ſich dann ihrerſeits für die Aufmerkſamkeit durch Geld und Geſchenke dankbar erweiſen. Zu Pferde oder in einer Sänfte getragen folgt der Held des Tages, über ihm ein großer goldener Schirm an langem Stiel, ein Ehrenzeichen, das ſonſt nur Günſtlingen der Könige von Birma geſtattet war. Wie bunte Falter eine Blume, ſo umtanzen ihn ſingend und Cimbalen ſchlagend ſeine Freunde. Lachend und ſchwatzend, mit weißen, ſternförmigen oder rotgelb leuchtenden Blumen im Haar, Antlitz und Arme bemalt und mit dem wohlduftenden, ſtrohgelben Thana'tka, das ihrem Schönheitsideal entſprechend einen hellen Teint verleiht, folgen reich gekleidet, in allen Farben des Regenbogens erſtrahlend, die Schweſtern und deren Freundinnen, jede einen fußlangen, zolldicken „Petieleik" ſchmauchend.

Stadtmauer von Mandalay.

Schließlich kehrt der von Übermut und heiterer Lebensfreude erſtrahlende Zug zum Elternhauſe zurück, wo ſich alle Angehörigen des Knaben anſchließen, um ihn in das Kloſter zur Aufnahmezeremonie zu geleiten. Dort erwarten, auf einer Eſtrade ſitzend, der Abt und die Mönche, ihr Antlitz hinter den großen, aus den Rieſenblättern der Talipotpalme verfertigten Fächern verbergend, den Knaben und all die Seinen. Zu ihren Füßen liegen die für ſie von den Eltern des Novizen dargebrachten Geſchenke, z. B. Matten, Lehnſtühle, allerlei Porzellangeſchirr, gelbe Überwürfe, Bananen, Orangen, Ananas in Maſſe, gekochte Speiſen auf Lackbrettern, ſowie noch viele andere Gaben meiſt nahrhafter Natur. In gemeſſenem Abſtand von den verehrten Männern lagert die den litaneiartigen Geſängen — es ſind die Kapitel aus den heiligen Schriften — andächtig zuhörende Menge. Von ſeinen Verwandten unterſtützt, legt der Knabe Prunkgewänder und Geſchmeide ab. Nachdem man ein weißes Tuch um ſeine Lenden gebunden, wird ſein langes Haupthaar abgeſchnitten, das von den Angehörigen wie eine Reliquie aufbewahrt oder praktiſch als falſcher Zopf verwertet wird. Über ein Tuch gelegt, das die Seinen an den Enden halten, wird alsdann ſein Schädel kahl raſiert, mit Safran eingerieben und mit einer Teelöſung gewaſchen. Dieſer Prozedur folgt ein Bad; hierauf legt der Knabe einen prächtigen Paſoh, das gewöhnliche birmaniſche rockartige Gewand, ein drei Meter langes, einen Meter breites ſeidenes Tuch, an und bittet den Abt, nachdem er ſich dreimal verbeugt, mit gefalteten Händen in einer auswendig gelernten Paliformel, als Neuling in die heilige Gemeinde aufgenommen zu werden, auf daß er beſtändig den Pfad der Vollendung wandeln, die Vorteile, die daraus entſpringen, genießen und ſchließlich den geſegneten Zuſtand Nirwanas erwerben möge.

Inzwiſchen haben ſeine Freunde die acht Dinge, deren ein Mönch in ſeinem Leben bedarf, bereit gelegt, nämlich die aus drei Teilen beſtehende togaartige gelbe Kleidung, den Ledergürtel, die große, an einem Gurt zu tragende Bettelſchüſſel, mit der der Mönch jeden Morgen ſeine Nahrung einſammeln geht, ferner eine kleine Axt, eine Nadel, ſowie ein Sieb, um ſein Trinkwaſſer zu filtern. Zum Zeichen der Aufnahme reicht

Digitized by Google

der Abt dem Novizen die Kleider, die dieſer ſofort anlegt, worauf er förmlich als Mitglied der heiligen Gemeinſchaft erklärt und von nun ab von den Laien geehrt und mit „Meiſter“, „Herr“ oder „älterer Bruder“ angeredet wird.

Die Feier iſt nun für den Knaben, der im Kloſter bleibt, zu Ende; die Novizen und Kandidaten räumen die Geſchenke weg, für die jedoch die Mönche, ihrer Sitte gemäß, mit keinem Worte danken. Im Elternhaus des Novizen aber geht es hoch her. Puppentheater-Aufführungen, Tänze und Gelage finden dort ſtatt, um das wichtige Ereignis im Leben des Sohnes prunkvoll und dem Anſehen der Familie gebührend zu feiern.

Mit dem Studium der heiligen Schriften, täglichem Einſammeln von Lebensmitteln, mit Dienſtleiſtungen aller Art, zu denen er den Mönchen gegenüber verpflichtet iſt, vergeht das Leben des Jünglings, der nach einiger Zeit die Würde eines „Upazin“, eines Kandidaten, erreicht. Doch erſt mit dem zwanzigſten Lebensjahre kann er nach mühevollem Studium der heiligen Schriften die Prieſterweihen empfangen, um alsdann ein Mönch, ein „Rahan“, das heißt ein „Vollkommener“ zu werden. Angehörige der heiligen Gemeinſchaft haben ſich nämlich unausgeſetzt vor den Vergehungs- wie vor den Unterlaſſungsſünden, deren Zahl nicht weniger als 227 beträgt, zu hüten und vor allen Dingen ſtrengſtens die folgenden zehn Gebote zu beobachten:

1. Du ſollſt nicht töten.
2. Du ſollſt nicht ſtehlen.
3. Du ſollſt nicht Unzucht treiben.
4. Du ſollſt nicht lügen.
5. Du ſollſt keine berauſchenden Getränke trinken.
6. Du ſollſt nicht nach zwölf Uhr Mittag eſſen.
7. Du ſollſt weder muſizieren noch tanzen.
8. Du ſollſt dein Geſicht nicht bemalen oder irgendwelche Verſchönerungsmittel gebrauchen.
9. Du ſollſt auf keinem erhöhtem Platze, der dir nicht zukommt, ſitzen, ſtehen oder ſchlafen.
10. Du ſollſt weder Gold noch Silber berühren.

Das „Zentrum der Welt“.

Alle Sünden können durch ſtrenge Strafen, aufrichtige Buße geſühnt werden, doch gibt es vier unverzeihliche Vergehen, die, wenn ſie von einem Mönche begangen werden, unbedingt deſſen Verſtoßung, ewigen

Digitized by Google

Schimpf und ewige Schmach nach ſich ziehen, nämlich:

1. Töten oder direkt den Tod eines Weſens veranlaſſen.
2. Diebſtahl.
3. Sich der Wolluſt ergeben.
4. Hoffärtiges Prahlen mit der Mönchswürde.

Ungleich dem katholiſchen Mönche kann der birmaniſche zeitweilig das Kloſter verlaſſen; er braucht bloß ſein Prieſterkleid abzulegen und ſich aus den heiligen Hallen zu entfernen. Fühlt alſo ein Rahan den unbezähmbaren Trieb in ſich, eine der vier unverzeihlichen Sünden zu begehen, ſo verläßt er die läſtigen Schranken des Kloſters und lebt zeitweilig als Profaner unter den Profanen.

Wie ſehr der intime Verkehr mit dem weiblichen Geſchlecht gegen die Kloſtergeſetze verſtößt, erhellt daraus, daß der Mönch nicht einmal ſeine Mutter berühren darf, um ſie vor dem Ertrinken zu retten, wenn ſie vor ſeinen Augen ins Waſſer ſtürzt. Nur den Zipfel ſeiner Toga darf er zu ihrer Rettung hinhalten und das auch nur in der Vorſtellung, daß er einen Holzklotz aus dem Waſſer ziehe.

Unterwirft ſich ein zeitweilig aus dem Kloſter geſchiedenes Mitglied als reuiger Sünder allen Verordnungen und Strafen, die der Abt über ihn verhängt, ſo kann er unter Umſtänden von neuem Aufnahme finden. Förderlich, ſein Anſehen hebend ſind ſolche kleinen Exkurſionen in die ſündige Welt keineswegs; es genießen ſelbſtverſtändlich die Mönche, die von Beginn ihrer Laufbahn bis an ihr Lebensende ordnungsgemäß gelebt und die vier Haupttugenden: Armut, Demut, Keuſchheit und Selbſtverleugnung, geübt haben, weitaus die größte Verehrung. Dies zeigt ſich ganz beſonders bei der Totenfeier, die im grellſten Widerſpruch zu dem eintönigen, glanzloſen Daſein des Rahan ſteht, der als Erzieher der männlichen Jugend, im Studium der heiligen Schriften, in Abhaltung der vorgeſchriebenen Gebete und Zeremonien ſein Leben verbracht hat.

Drachentor vom „Goldenen Kloſter“ der Königin.

Oft erſt ein Jahr nach ſeinem Tode oder ſpäter, bis nämlich die nötigen Gelder weit und breit geſammelt worden, findet die Verbrennungsfeier ſtatt. Um den zu Ehrenden zu konſervieren, wird die Leiche ſofort ſeziert — die Eingeweide werden im Tempelgrunde vergraben —, mit heißer Aſche, Kalk, Holzkohlen- und Safranpulver, Gewürzen, ſowie mit chineſiſchem Papier gefüllt und zugenäht. Gleich einer ägyptiſchen Mumie umwickelt man den ſo präparierten Kadaver ganz mit Linnen, überſtreicht ihn mit dem harzigen Öl oder Lack des

Digitized by Google

birmaniſchen Lackbaumes Thiſee, überzieht ihn alsdann mit geſtanztem Goldblatt und bahrt ihn pomphaft in einer proviſoriſchen Halle auf.

Die Verbrennung des Prieſters „Punghi Byan“, d. h. „Eingang zur ewigen Herrlichkeit“, findet meiſt im März oder April nach der Reisernte ſtatt, wenn das Volk am kapitalkräftigſten iſt. Auf dem Tempelgrund wird dann unter ungeheurer Teilnahme ein Volksfeſt abgehalten, wo dem Verſtorbenen mehr Ehren als einem König zuteil werden. In dem engen Rahmen dieſes Aufſatzes iſt es unmöglich, näher darauf einzugehen. Ich muß mich vielmehr darauf beſchränken, den Leſer zu bitten, mir von Rangoon nach Mandalay zu folgen, der letzten Reſidenz der birmaniſchen Könige, die heute noch die Hochburg des Buddhismus in Birma iſt.

Holzgeſchnitztes Brunnentor.

Als König Mindon 1853 den Thron Birmas beſtiegen hatte, hegte er den Wunſch, ſeine Reſidenz von Ava, das ungefähr fünf engliſche Meilen unterhalb Mandalays am Irrawaddi lag, zu verlegen und eine neue Palaſtſtadt zu gründen. Es iſt dies eine in Birma keineswegs verblüffende Erſcheinung, denn es gibt in dieſem Reiche eine große Anzahl ehemaliger Königsſitze, die, teils ganz, teils halb zerfallen, von entſchwundener Pracht zeugen. Da ſich König Mindons Ratgeber, ſeine Aſtrologen, ſeiner Meinung anſchloſſen, ſo wurde 1857 mit dem Bau der neuen Königsſtadt Mandalay, von den Birmanen Shwemyodaw, d. h. die königliche goldene Stadt, genannt, begonnen. Obgleich König Mindon ein ſtrenggläubiger Buddhiſt und Feind alles Blutvergießens war, ſo war er doch wie alle ſeine Untertanen entſetzlich abergläubiſch und befolgte den unmenſchlichen Rat ſeines erſten Sterndeuters, nachts ein ſchwangeres Weib ſchlachten zu laſſen, auf daß die Seele der Beklagenswerten der Schutzgeiſt des neuen Palaſtes werde. Man glaubte, daß dieſes Opfer die Geſtalt einer Schlange angenommen habe, und brachte ihr während der ganzen Regierungszeit Mindons öffentliche Opfer. Wie tief der Geiſterglaube, der Glaube an die Nats, der heute noch die Gemüter der allermeiſten Birmanen ungleich mehr beherrſcht als die edlen Lehren Buddhas, über König Mindon Gewalt hatte, geht auch daraus hervor, daß an einzelnen Dächern des heute noch ſtehenden Teiles des Königspalaſtes taubenhausartige Verſchläge angebracht ſind, durch die alle Geiſter nach Wunſch den König beſuchen können.

Aber nicht genug damit. An allen Toren der Stadtmauern, ſowie an deren vier Ecken

wurden Männer mit großen Ölkrügen lebendig begraben, damit sie zu Beschützern der neuen Königsstadt würden. Kleine weißgetünchte und pagodenartige Grabdenkmäler außerhalb der ein Quadrat einschließenden Stadtmauer, deren jede Seite 1½ englische Meilen lang ist, bezeichnen den Aufenthalt der Wachgeister.

Ein breiter Wassergraben zieht sich um die etwa achtundzwanzig Fuß hohe Stadtmauer, auf der sich in einer Entfernung von achthundert Fuß je ein Turm erhebt, und zwar über den Haupttoren je ein neunstöckiger, der sonst nur über königlichen Palästen und Klöstern errichtet werden durfte. Im Zentrum der von der Mauer umgrenzten Stadt lag die Palaststadt, die Residenz, die zurzeit der birmanischen Könige von einem zwanzig Fuß starken Staket aus Teakpfosten abgeschlossen war. In einer Entfernung von hundert Fuß erhob sich innerhalb des Stakets eine vierzehn Fuß hohe Ziegelmauer, doch auch diese verschwand gleich dem Staket. Auch von der aus über sechstausend elenden Bambushütten bestehenden Eingeborenenstadt, sowie den Ministerbehausungen, die außerhalb der Residenz lagen, ist keine Spur mehr vorhanden. Heute wohnt, abgesehen von den farbigen Dienern der englischen Offiziere oder Beamten, kein Birmane mehr innerhalb der königlichen goldenen Stadt; es entstand vielmehr unter britischer Herrschaft ein neuer Stadtteil außerhalb der Stadtmauern, in dem die Asiaten hausen, ferner ein sogenanntes Kantonnement, in dem die Häuser der Europäer auf großen abgezäunten Plätzen stehen.

Die „königliche goldene Stadt", von den Engländern Fort Dufferin genannt, nach dem indischen Vizekönig, unter dessen Regierung Oberbirma annektiert wurde, ist jetzt der Sitz der Garnison, der Zivil- und Militärverwaltung. In einem Teile der ehemaligen königlichen Räume haust der Upper Burma Club, dessen Mitglieder aus englischen Offizieren und Regierungsbeamten, sowie deren Damen bestehen.

Zu den bemerkenswertesten, vom Feuer, das schon vieles zerstörte, verschont gebliebenen Gebäuden der Palaststadt gehören der Shwe Pyathat, der goldene siebenstöckige Turm, der gleich den Pagoden in einem Tiendigt. Unter diesem Turme, von den Birmanen in beschränkter Selbstüberhebung „Zentrum der Welt" genannt, befand sich der Löwenthron in dem von mächtigen Teaksäulen getragenen Audienzsaal. Gegenwärtig dient dieser Saal, in dem die einst vergoldeten Säulen imposant wirken, den Mitgliedern der High Church als Gotteshaus. Der Löwenthron, der sich vier bis fünf Fuß über den Fußboden erhob, so daß der darauf sitzende König sich höher befand als die in Audienz Empfangenen, gleicht einem Sockel, auf dem man in Tempeln die Gestalt Buddhas sitzen oder stehen sieht. Da aber die Verzierungen, sowohl an dem Throne wie an Wänden und Türen, nicht aus der Fläche herausgeschnitzt, sondern aufgeklebt waren, so fehlen sie nun vielfach, was den Gesamteindruck sehr beeinträchtigt. Die Türbalken der eisernen, durchbrochenen, stark vergoldeten Tür hinter dem Throne, die zweifellos europäischer Herkunft ist, enden in hornartigen Ornamenten. Hinter dem Löwenthron, vor dem einst die fremden Abgesandten in Demut sich verbeugen mußten, befindet sich nun — welche Ironie des Schicksals! — das Whistzimmer des Upper Burma Clubs, von dem aus eine Treppe zum Throne hinanführt. Acht andere Throne aus Teakholz, reich geschnitzt und vergoldet, von denen jeder seine besondere Bestimmung hatte und nur zu gewissen Zeremonien benützt wurde, standen in anderen Sälen des Palastkomplexes. Auf dem Löwenthron empfing der König fremde Gesandte, die ohne Stiefel, worauf Se. Majestät als Ehrfurchtsbezeigung sehr hielt, erscheinen mußten. Ja, die Stiefelfrage bei Audienzen bildete jahrelang einen Zankapfel zwischen der indisch-britischen Regierung und dem König von Birma. Beim Wasserfest, dem birmanischen Neujahrsfest, das in den April fällt, wurde der Ententhron benutzt. Vom Elefantenthron sah der König zu, wenn sein Lieblingselefant vorgeführt wurde und Übungen machte. Auf dem Schneckenthron saß der Beherrscher Birmas, wenn er aus der Schar der Prinzen königlichen Blutes durch Dekret seinen Nachfolger bestimmte. Vorsichtige Könige, die gern und in Ruhe lebten, wie z. B. König Mindon, der vorletzte auf birmanischem Throne, pflegten ihre Wahl erst mit

ihrem letzten Seufzer zu treffen, da ſie jeden Augenblick Putſche unbefriedigter Thronprätendenten befürchten mußten. Auf dem Rehthron ſaß der Allmächtige, wenn ihm bei außerordentlichen Gelegenheiten der ſogenannte weiße Elefant vorgeführt wurde; der Pfauenthron wurde bei Inſpizierung der Lieblingspferde benützt. Am ſchönſten jedoch ſoll der Lilienthron geweſen ſein, vor dem die Damen des Hofes empfangen wurden. Heute dient der Raum, in dem dieſer Thron ſtand, den Ladies des engliſchen Klubs als Leſezimmer! Was aus den acht Thronen geworden, weiß niemand beſtimmt zu ſagen. Geraume Zeit nach der Beſitzergreifung durch die Engländer lagen die loſen Stücke in den angrenzenden Korridoren umher, es iſt daher anzunehmen, daß Soldaten ſie als Brennholz verwandt haben.

König Thibaw und Königin Supayalat.

Nicht weit vom „Zentrum der Welt", dem höchſten Gebäude der Reſidenz, liegt das Glaskloſter König Thibaws, in dem er eine Zeit als Mönch abgeſchieden von aller Welt lebte, und wo ihm, der mit buddhiſtiſcher Weisheit erfüllt war, bei den öffentlichen Prüfungen über religiöſe Philoſophie die höchſten theologiſchen Ehren zuteil wurden. In geiſtiger Hinſicht war Thibaw wohl berufen, das Haupt, der Beſchützer des buddhiſtiſchen Staates par excellence zu ſein; da er aber, ein freiwilliger Gefangener, in ſeiner Reſidenz eingeſchloſſen lebte wie der Papſt im Vatikan, daher die Fühlung mit der wirklichen Welt verlor und ſich von ſeinem Weibe, einer aſiatiſchen Lady Macbeth, ganz beherrſchen ließ, da ihm jedes Verſtändnis für die Umwälzungen, die ſich in ſeinem Lande vorbereiteten, fehlte, mußte er zu Fall kommen.

Auf den erſten Blick macht Thibaws Kloſter, wie faſt alle birmaniſchen Bauten, einen duftigen, bezaubernden Eindruck, aber in Wirklichkeit kann dieſer in der Sonne glitzernde, mit Wellblechdächern bedeckte Glasmoſaikpalaſt, der, wenn man ihn näher unterſucht, aus allen Fugen zu gehen droht, keinen Anſpruch auf ein großes, ernſtes Kunſtwerk erheben; dazu iſt der ganze Bau zu ſehr Theaterdekoration und, ſowohl was das Material als auch die techniſche Ausführung anbelangt, zu unſolide.

Im Südweſten, außerhalb der erſt unter engliſchem Regiment entſtandenen profanen Stadt Mandalay, auf dem Wege zum Irrawaddi, liegt zwiſchen hohen Bäumen „Shwe Kyaung", das goldene Kloſter der Königin, das noch vornehmer wirken würde, wenn es nicht ſo reich, ſowohl von innen als von außen, vergoldet wäre. Aber das war nun einmal der Geſchmack der Erbauerin, der Königin Supayalat, die das Kloſter von 1881 bis 1885 aus öffentlichen Geldern errichten ließ.

Dieſer Bau, der, ſelbſt wenn er von Elementarereigniſſen verſchont bleibt, ſich nur einige Jahrzehnte widerſtandsfähig zeigen wird, hat, wenngleich keine tadellos gearbeiteten, ſo doch vortreffliche, außerordentlich dekorativ wirkende Schnitzereien aufzuweiſen, von denen größere Stücke allerdings aus verſchiedenen Teilen und nicht einmal ſehr ſorgfältig zuſammengeſetzt ſind.

Digitized by Google

Alle Arbeiten der Birmanen, einerlei ob in Holz, Elfenbein oder einem anderen Material ausgeführt, entbehren der techniſchen Vollendung, es gibt eben keine Schule, keine Tradition; die Arbeiten ſind von mehr oder weniger geſchickten Arbeitern, aber nicht von Künſtlern mit ausgeſprochener Individualität verfertigt. Das „goldene Kloſter“ gehört aber zu dem verhältnismäßig Vollendetſten, das birmaniſche Kunſt hervorgebracht hat; es iſt der „Schwanengeſang altbirmaniſcher Schnitzerkunſt“, die immer mehr von dem verſchlechternden europäiſchen Einfluß, von geſtanzten Blechzieraten oder Verzierungen aus Gußeiſen verdrängt wird, wie es der Schwanengeſang der letzten birmaniſchen Königin Supayalat war.

Seit ſeinem Regierungsantritt verließ das Königspaar nicht ſeine Reſidenz, da es mit Recht einen Aufſtand und Rache für ſeine blutigen Taten fürchtete. So kam es, daß die Erbauerin das „goldene Kloſter“ nur als Gefangene ſehen ſollte, als man ſie aus der Palaſtſtadt in einem Büffelwagen nach dem Irrawaddidampfer eskortierte, von wo ſie mit ihrem Gatten über Rangoon für immer ins Exil geſandt wurde.

In der auf einem vorſpringenden Fels gelegenen Feſtung Ratnagiri, die an der unwirtlichen Küſte ſüdlich von Bombay liegt, werden Thibaw und Supayalat wohl oft mit Wehmut der goldenen Tage, die ſie in ihrem einſtigen Reiche verbrachten, der königlichen goldenen Stadt, der Kronſchätze, die nun im Imperial Inſtitute des South Kenſington Muſeums aufgeſtapelt ſind, des goldenen Kloſters gedenken — ihres Lebens ſicherer aber ſind ſie zweifelsohne jetzt als Staatsgefangene im Exil, wo ſie eine von der britiſch-indiſchen Regierung ausgeſetzte monatliche Rente von tauſend Rupien (gleich 1250 Schilling) in Ruhe verzehren können.

Eines Abends

So lange war jetzt der Himmel
In Wolken und Nebel gehüllt —
Viel länger war meine Seele
Von Sturm und Dunkel erfüllt.

Es klärt ſich, und über den Dünſten
Der ſtille Vollmond ſteht —
Aus meiner Seele löſt ſich's
Leiſe wie ein Gebet.

Ich habe ſchon lang nicht gebetet,
Seit meiner Kinderzeit —
Da war der Himmel ſo nahe,
Jetzt iſt der Himmel ſo weit.

Elſe Schenkl

Donald Murray an der Überſetzermaſchine ſeines Schnelltelegraphen.

Neue Telegraphen

Von

Otto Jentsch

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Das Beſtreben der Drahttelegraphie, ſich von dem koſtſpieligen und der ſteten Überwachung bedürfenden metalliſchen Drahtleiter zwiſchen den Stationen mehr und mehr durch den Bau von Vielfachtelegraphen und Schnelltelegraphen zu emanzipieren, hat in neueſter Zeit Erfolge zu verzeichnen, die alle bisherigen Errungenſchaften in Schatten ſtellen.

Auf dem Gebiete der Vielfachtelegraphie, die es ſich zur Aufgabe gemacht hat, gleichzeitig auf einem und demſelben Leitungsdraht möglichſt viel Telegramme zu befördern, ſteht jetzt der Stimmgabeltelegraph des greiſen franzöſiſchen Profeſſors Mercadier im Vordergrunde des Intereſſes. Vor kurzem ſah man es noch als große Leiſtungen an, wenn man mit dem Typendrucktelegraphen des franzöſiſchen Ingenieurs Baudot z. B. auf den Linien Berlin-Paris und Hamburg-Paris vier Telegramme zu gleicher Zeit und mit dem Typendrucktelegraphen des amerikaniſchen Profeſſors Rowland ſogar acht Telegramme gleichzeitig auf einem einzigen Draht befördern konnte. Über dieſe Leiſtungen haben die „Monatshefte“ berichtet, als ſie (Novemberheft 1902) zuletzt über die Fortſchritte der Telegraphie und Telephonie

handelten. Heute begnügt man ſich hiermit nicht mehr. Dem Profeſſor Mercadier iſt es nach jahrelangen Mühen gelungen, gleichzeitig vierundzwanzig Telegramme mit ſeinem Stimmgabeltelegraphen auf einer Leitung zu befördern. Die Konſtruktion dieſes Telegraphen beruht auf der ſinnreichen Verwendung von Stimmgabeln bei der Abſendung der Telegraphierſtröme und von ſogenannten Monotelephonen zu deren Regiſtrierung auf der Empfangsſtation.

Das Monotelephon hat die Eigenſchaft, auf die es durchfließenden Telegraphierſtröme — Wechſelſtröme — nur inſoweit anzuſprechen, als ſie den Eigenton ſeiner Membran erzeugen. Es wird daher, wenn mehrere verſchieden abgeſtimmte Geber und Empfänger der vorbeſchriebenen Art in einer Leitung eingeſchaltet ſind, jedes Telephon nur den Ton der mit ihm gleichſtimmenden Stimmgabel wiedergeben. Mercadier ſchaltet in ſein Syſtem auf jeder Station zwölf Geber und zwölf Empfänger ein, ſo daß gleichzeitig vierundzwanzig Telegramme auf einer Leitung befördert werden können. Die Stimmgabeln der zwölf Geber eines Amtes ſind mit den zugehörigen Monotelephonen des fernen Amtes auf die zwölf Töne h, $\bar{c}$, $\overline{cis}$, $\bar{d}$, $\overline{dis}$ uſw. bis einſchließlich $\bar{b}$ abgeſtimmt. Dieſe mit Intervallen von einem halben Ton aufeinander folgenden Töne haben die Schwingungszahlen 240 bis 455 in der Sekunde. Die Stimmgabeln werden mit Hilfe einer kleinen Motorbatterie in Schwingungen verſetzt und machen in jeder Sekunde die ihrem Eigenton entſprechende Anzahl von Schwingungen. Durch je eine gewöhnliche Telegraphiertaſte ſind die Stimmgabeln mit der Telegraphenleitung verbunden. Werden dieſe Taſten kürzere oder längere Zeit niedergedrückt, ſo fließen über ſie die von den Stimmgabeln und der Telegraphierbatterie erzeugten Wechſelſtröme in die Leitung. Die Stimmgabeln wirken hierbei als elektriſche Unterbrecher; jede ſendet in der Sekunde ſo viel Stromwechſel in die Leitung, als ihrer Eigenſchwingung entſpricht. An den korreſpondierenden Monotelephonen werden je nach der Dauer der Stromſendung, alſo nach der Dauer des Taſtendruckes, die

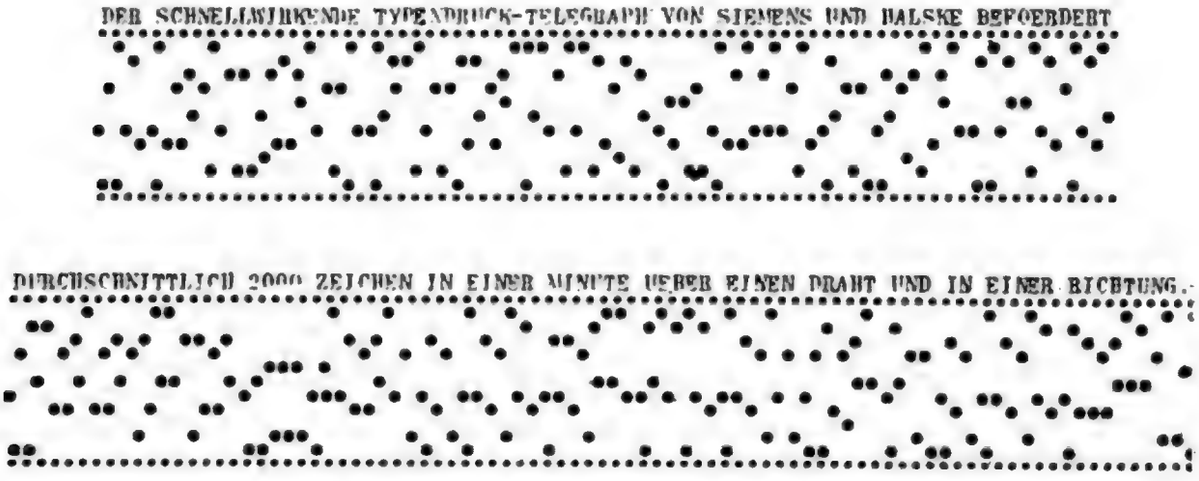
Stanzapparat zur Herſtellung des Telegramms in Lochſchrift.

Digitized by Google

telegraphierten Buchstaben entsprechend dem Morsealphabet als kurze und lange Stimmgabeltöne abgehört.

Sind sämtliche Apparatsätze in Tätigkeit, so durchlaufen den dünnen Telegraphendraht gleichzeitig vierundzwanzig elektrische Wechselströme der verschiedensten Frequenz. Man sollte nun meinen, daß diese Ströme in der ihnen vorgeschriebenen engen Bahn eine heillose Verwirrung anrichten müßten, daß einer den anderen vernichten würde. Das ist wunderbarerweise nicht der Fall; diese Stromwellen verschiedener Periodenzahl verlaufen friedlich nebeneinander, ohne sich im geringsten gegenseitig zu stören. Die elektrischen Wellen verhalten sich bei ihrer Fortpflanzung über eine Drahtleitung genau so wie die Schallwellen bei ihrer Ausbreitung in der Luft. Das menschliche Ohr vermag ja auch zu gleicher Zeit die verschiedensten Geräusche zu hören und zu unterscheiden.

Bei der Stimmgabeltelegraphie dient das Monotelephon als elektrisches Ohr zur Unterscheidung der einzelnen Stromwellenarten. Es besteht aus einem kräftigen, in eine zylindrische Dose mit Glasdeckel eingebauten Magnet, dessen hohle Kerne in der üblichen Weise von den Magnetisierungsspiralen umgeben sind. Die Membran ist etwa zwei Millimeter dick, aber nicht wie bei den gewöhnlichen Telephonen mit dem Rande festgeklemmt, sondern mit drei Durchbohrungen auf drei Spitzen beweglich aufgesetzt. Jede Membran ist durch entsprechende Wahl ihres Durchmessers auf einen bestimmten Ton abgestimmt. Sie spricht kräftig an, wenn eine Reihe Wechselströme das Telephon durchfließt, die mit dem Grundton der Membran gleiche Periode haben, bleibt aber nahezu unbeweglich, wenn der Periodenunterschied mindestens einen halben Ton beträgt. Die von der Membran erzeugten Schallwellen gelangen durch den hohlen Magnet und zwei Hörschläuche zu den Ohren des aufnehmenden Telegraphisten.



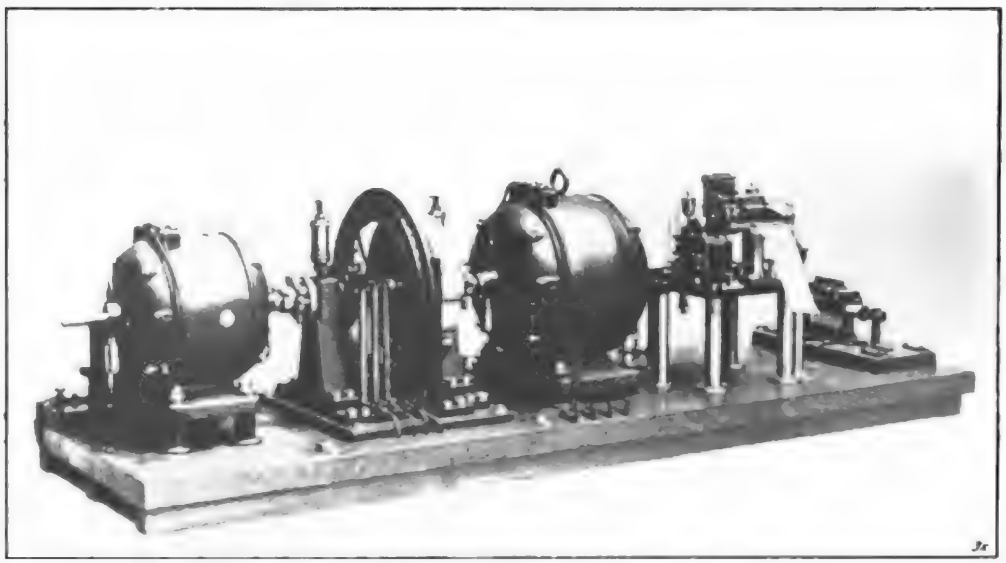
Telegramm in Lochschrift des Schnelltelegraphen von Siemens u. Halske.

Der Stimmgabeltelegraph ist in Frankreich auf Leitungen von Paris nach Dijon, Toulouse und Bordeaux und in Deutschland zwischen Berlin und Frankfurt (Main) erprobt worden. Der Probebetrieb hat einwandfrei die Richtigkeit des der Konstruktion des Telegraphen zugrunde liegenden Prinzips erwiesen; ob sich jedoch der Stimmgabeltelegraph ausgedehnten Eingang in die Praxis wird verschaffen können, läßt sich heute noch nicht entscheiden. Die geniale Erfindung verdiente es jedenfalls. Die Höchstleistung berechnet sich auf etwa 14400 Wärter stündlich auf einer Leitung.

Bei Vielfachtelegraphen erstreckt sich die Ersparnis nur auf die Leitungen, nicht aber auf die Beamtenkräfte. Die Schnelltelegraphen vereinigen dagegen beide wirtschaftlichen Vorteile in sich. Man hatte allerseits geglaubt, daß der seinerzeit berechtigtes Aufsehen erregende Schnelltelegraph von Pollak und Virág (vgl. Monatshefte, Novemberheft 1902, S. 239) sich wegen seiner außerordentlichen Einfachheit bald allgemein in die Praxis einführen würde. Das ist leider bis jetzt noch nicht der Fall gewesen. Bei der praktischen Erprobung hat sich ergeben, daß

die photographiſche Schrift des Apparates namentlich bei den Zahlen doch nicht ſo deutlich iſt, wie es der geordnete Telegraphenverkehr erfordert. Es ſcheint aber keinem

phierende Telegramm zunächſt mittels eines Stanzapparates in ſogenannter Lochſchrift auf einen Papierſtreifen. Der Stanzapparat wird in gewöhnlicher Weiſe durch das



Senderapparat des Schnelltelegraphen von Siemens u. Halske.

Zweifel zu unterliegen, daß es noch gelingen wird, eine hinreichend deutliche Schrift zu erzielen. Bis dahin muß allerdings der Pollak-Virág-Telegraph von dem Wettkampf, der jetzt auf dem Gebiete der Schnelltelegraphie ausgefochten wird, zurücktreten. Auf dem Kampfplatze verbleiben infolgedeſſen als ebenbürtige Gegner nur noch der Schnelltelegraph von Murray und der erſt vor kurzem fertiggeſtellte Schnelltelegraph von Siemens u. Halske. Die theoretiſche Maximalleiſtung beider Schnelltelegraphen iſt annähernd die gleiche; ſie beläuft ſich auf etwa 20000 Wörter ſtündlich auf einem Leitungsdraht.

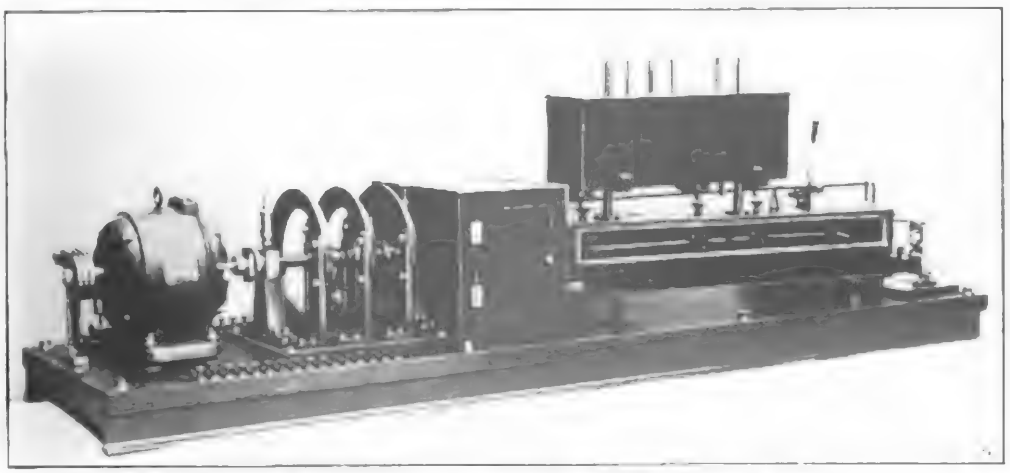
Das von dem auſtraliſchen Journaliſten Donald Murray erfundene Telegraphenſyſtem iſt, wie die Leſer ſich aus dem angeführten Aufſatz vielleicht erinnern werden, ein automatiſcher Schnelltelegraph, bei welchem an Stelle der menſchlichen Hand für die Abſendung der Telegraphierſtröme eine Maſchine tritt, welche die telegraphiſchen Zeichen ſo ſchnell geben kann, als es die elektriſchen Eigenſchaften der Leitung und die Beweglichkeit der Empfangsapparate zulaſſen. Die menſchliche Hand ſelbſt iſt hierfür zu ſchwerfällig. Murray ſchreibt das abzutelegraTaſtenwerk einer Schreibmaſchine betätigt. Der gelochte Telegraphenſtreifen wird dann mit großer Geſchwindigkeit durch den Sendeapparat getrieben und ſendet hierbei Ströme wechſelnder Richtung in die Leitung. Die Stromſtöße entſprechen in ihrer Dauer ein, zwei, drei, vier und fünf Stromeinheiten von einer Länge, wie ſie die Punkte des Morſealphabetes erfordern. Durch die verſchiedene Länge der Telegraphierſtröme und ihre verſchiedene Stellung innerhalb eines für jedes Zeichen gleichgroßen Abſchnittes des Senderſtreifens werden die Buchſtaben und Zeichen des Murrayalphabetes gebildet. Auf dem Empfangsamte wirken die poſitiven und negativen Ströme auf ein polariſiertes Relais ein. Dieſes betätigt einen Stanzapparat auf elektriſchem Wege und liefert das eingegangene Telegramm wiederum in Lochſchrift auf einem Papierſtreifen. Bei der neueſten Ausführung des Murraytelegraphen hat der Empfängerſtreifen genau die gleiche Lochſchrift wie der Senderſtreifen. Für die richtige Aufzeichnung der ankommenden Telegraphierſtröme als Löcher in dem Aufnahmeſtreifen iſt unbedingtes Erfordernis, daß die Streifen auf beiden Ämtern ſich genau mit der gleichen Geſchwindigkeit fortbewegen.

Digitized by Google

Die Laufgeſchwindigkeit der Streifen wird von dem ſendenden Amte angegeben; das empfangende Amt iſt dagegen mit einer ſinnreichen Vorrichtung in Geſtalt einer ſchwingenden Stahlzunge ausgerüſtet, die eine Änderung der Geſchwindigkeit in weiten Grenzen, alſo eine Anpaſſung an die Geſchwindigkeit des gebenden Amtes geſtattet. Die Stahlzunge iſt ſo einzuregulieren, daß ſie in der Zeiteinheit des Telegraphierſtromes eine hin und her gehende Bewegung ausführt.

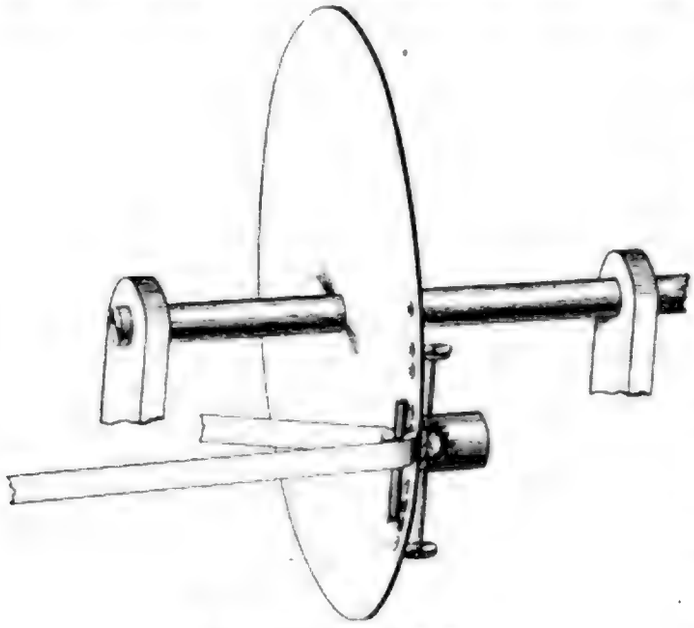
Der in dem Empfangsapparat erhaltene Streifen mit gelochter Telegraphenſchrift wird durch den ſogenannten Überſetzer, eine beſondere mit einer Schreibmaſchine verbundene Vorrichtung, geführt. Der Überſetzer hat die Aufgabe, die Lochſchrift des Empfängerſtreifens in Typendruck zu übertragen. Die Tätigkeit der menſchlichen Hand bei der Bedienung einer Schreibmaſchine, die in dem Niederdrücken der einzelnen Taſtenhebel beſteht, wird in dem Überſetzer durch eine beſondere Vorrichtung ausgeübt, die ebenſoviele bewegliche Hebel beſitzt, als Taſten der Schreibmaſchine vorhanden ſind. Jeder Taſtenhebel der Schreibmaſchine ſteht mit einem Hebel der eigentlichen Überſetzermaſchine in Verbindung. Kann einer dieſer letzteren Hebel dem Zug einer Feder folgen, ſo wird der Taſtenhebel herabgezogen, und der Buchſtabe wird gedruckt. Der gelochte Streifen des Empfängers läßt ſtets den Überſetzerhebel wirken, der die Type für die Löchergruppe des Streifens zum Abdruck bringt. Die treibende Kraft für die Bewegung des Lochſtreifens durch den Überſetzer liefert eine Achſe, die durch eine Handkurbel gedreht wird. Die Abbildung auf S. 857 ſtellt den Erfinder Donald Murray an der Überſetzermaſchine dar. Die mit dem Murraytelegraphen zwiſchen Berlin und Emden angeſtellten Verſuche haben durchaus befriedigende Ergebniſſe gezeitigt. Ein beſonderer Vorzug des Telegraphen iſt es, daß er die Möglichkeit gewährt, die Empfängerſtreifen auf den Durchgangsämtern unmittelbar wieder zur Weitertelegraphierung in einer anderen mit Murrayapparaten betriebenen Leitung zu verwenden. Eine Überſetzung in Typendruckſchrift iſt für dieſe Durchgangstelegramme nicht erforderlich; es bedeutet dies eine große Zeiterſparnis gegenüber allen anderen Schnelltelegraphenſyſtemen.

Bisher war das Gebiet der Vielfach- und der Schelltelegraphie die alleinige Domäne ausländiſcher Erfinder; erſt in jüngſter Zeit hat auch Deutſchland auf dieſem Gebiete in dem Schnelltelegraphen der A.-G. Siemens u. Halske in Berlin einen hervorragenden Erfolg zu verzeichnen. Der Schnelltelegraph von Siemens gehört ebenfalls zur Klaſſe der automatiſch wirkenden Telegraphen. Ähnlich wie bei den Syſtemen von Murray und Polak-Virág wird auch bei ihm das Telegramm auf einem Papierſtreifen in Lochſchrift vorbereitet. Der Lochapparat hat die durch die Abbildung (S. 858) veranſchaulichte Form einer großen Schreibmaſchine. Durch einen einfachen Druck auf eine Zeichentaſte wird



Empfangsapparat des Schnelltelegraphen von Siemens u. Halske.

die jedem Zeichen eigentümliche Lochkombination in den Papierstreifen eingestanzt und gleichzeitig das betreffende Zeichen selbst an den Rand des Streifens aufgedruckt, wo-



Typenscheibe mit Funkenstrecke.

durch eine leichte Kontrolle des in Lochschrift hergestellten Textes möglich wird (Abbild. S. 859). Die Löcher für die einzelnen Buchstaben sind auf dem Senderstreifen in elf in der Längsrichtung desselben verlaufenden parallelen Zeilen angeordnet. Jedes Zeichen wird durch zwei Löcher bestimmt, die auf verschiedenen Zeilen stehen, z. B. befinden sich die Löcher für den Buchstaben h auf der dritten und sechsten und für den Buchstaben a auf der vierten und neunten Zeile. Für die Buchstaben- und Zeichengebung werden im ganzen fünfundvierzig Kombinationen der Lochstellung benutzt.

sprechend der über eine Kontaktscheibe in die Leitung gesandte Telegraphierstrom zweimal seine Richtung ändert. Der zeitliche Eintritt dieser Richtungsänderung wird durch die Stellung der Löcher auf dem Papierstreifen genau bestimmt.

Die Stromimpulse betätigen auf der Empfangsstation zunächst ein sogenanntes Linienrelais, d. h. eine automatische Stromsendertaste, die die eigentliche Empfängervorrichtung in Wirksamkeit setzt. Diese besteht aus einer von einem Elektromotor angetriebenen Hauptwelle, auf der mehrere Kontaktarme mit Kontaktbürsten befestigt sind, die über drei Kontaktscheiben hinweggleiten (Abbild. S. 861). Die erste Kontaktscheibe vermittelt die Ladung eines Kondensators durch den Telegraphierstrom, der dem ersten Lochzeichen des zu telegraphierenden Buchstabens entspricht. Der dem anderen Lochzeichen entsprechende zweite Telegraphierstrom bewirkt unter Benutzung der zweiten und dritten Kontaktscheibe die Entladung dieses Kondensators und damit die Bildung eines elektrischen Funkens gerade in dem Augenblick, in welchem von den nach Art der Wäscheschablonen in eine Typenscheibe eingeschnittenen Zeichen gerade das dem abtelegraphierten entsprechende dem Aufnahmestreifen gegenübersteht. Die Typenscheibe rotiert zu diesem Zwecke zwischen einer kleinen Funkenstrecke und dem aus photographischem Papier bestehenden Aufnahmestreifen. Der elektrische Funke wirft das Schattenbild des betreffen-

DER SCHNELLWIRKENDE TYPENDRUCK-TELEGRAPH VON SIEMENS UND HALSKE

BEFOERDERT DURCHSCHNITTLICH 2000 ZEICHEN

IN EINER MINUTE UEBER EINEN DRAHT UND IN EINER RICHTUNG

Schriftprobe des Schnelltelegraphen von Siemens u. Halske.

Der in solcher Lochschrift vorbereitete Telegraphenstreifen durchläuft auf der Senderstation eine von einem Elektromotor getriebene Kontaktvorrichtung (Abbild. S. 860). Diese ist so eingerichtet, daß den zwei für jedes Zeichen eingestanzten Löchern entden Zeichens auf das photographische Papier (s. obenstehende Abbild.). Da die Typenscheibe mit einer Geschwindigkeit von ungefähr dreiunddreißig Umdrehungen in der Sekunde läuft, so ist ersichtlich, daß das Aufleuchten des elektrischen Funkens überaus genau erfolgen

muß; eine Ungenauigkeit von $^1/_{4000}$ Sekunde würde ſchon ein falſches Zeichen verurſachen. Es iſt daher unbedingtes Erfordernis, daß zwiſchen dem ſtromſendenden Apparat der Geberſtation und der Typenſcheibe des Empfängers, ſowie den Apparatteilen zur Auslöſung des elektriſchen Funkens genaue Übereinſtimmung im Gange herrſcht. Eine Genauigkeit von $^1/_{40000}$ Sekunde iſt erforderlich, damit das Zeichen an der richtigen Stelle des Papierſtreifens erſcheint. Man könnte glauben, daß eine ſolche Genauigkeit nicht zu erzielen ſei und daß daher der Schnelltelegraph oft falſche Zeichen liefere, zum mindeſten aber häufig der Regulierung bedürfe. Dies iſt keineswegs der Fall. Der erforderliche Synchronismus der Sender- und Empfängerapparate wird durch eine verhältnismäßig einfache ſinnreiche Anordnung der erwähnten drei Kontaktſcheiben der Empfängereinrichtung aufrechterhalten. Abweichungen vom Gleichlauf werden bei jeder Umdrehung der Kontaktſcheiben ſelbſttätig ausgeglichen. Ein Außertrittfallen der Apparate gehört daher zu den Seltenheiten; dies iſt einer der großen Vorzüge des neuen Syſtems.

Nach der photographiſchen Aufnahme der telegraphierten Zeichen, die in einer Art Dunkelkammer von der Geſtalt eines kleinen Kaſtens erfolgt, läuft der Telegraphenſtreifen in einem lichtdichten Kaſten unter Schwämmen hinweg, die mit der Entwickelungs- und Fixierflüſſigkeit getränkt ſind. Sodann paſſiert er eine einfache Trockenvorrichtung und verläßt den Apparat halbfeucht mit dem nunmehr in gewöhnlicher Typendruckſchrift lesbaren Telegramm. Der ganze photographiſche Prozeß dauert nur neun Sekunden.

Das neue Schnelltelegraphenſyſtem von Siemens zeichnet ſich durch einen äußerſt einfachen mechaniſchen Aufbau der Apparate aus. Komplizierte Mechanismen, die bei den hohen zur Verwendung kommenden Geſchwindigkeiten großen Abnutzungen unterworfen wären und eine ſtändige aufmerkſame Bedienung erforderten, ſind vermieden worden. Die Schleifbürſten an den Kontaktſcheiben arbeiten faſt völlig funkenfrei; die bei den meiſten übrigen Schnelltelegraphen und Vielfachtelegraphen auftretenden Kontaktſtörungen fallen hier vollſtändig weg.

Praktiſche Verſuche mit dem Siemensſchen Schnelltelegraphen haben auf einer etwa ſechshundert Kilometer langen Bronzedrahtleitung zwiſchen Berlin und Frankfurt (Main) ſtattgefunden; es wurden auf dieſer Verſuchsleitung mit der normalen Telegraphiergeſchwindigkeit des Syſtems zweitauſend Zeichen in der Minute tadellos übertragen. Unſere Abbildung (S. 862) gibt eine bei dieſen Verſuchen erzielte Schriftprobe. Gleich gute Erfolge wurden ſogar auf Eiſendrahtleitungen von vierhundert Kilometer Länge erhalten, obgleich ſich Eiſenleitungen im allgemeinen nicht für den Betrieb von Schnelltelegraphen eignen.

Durch die Schnelltelegraphen von Murray und Siemens u. Halske iſt die praktiſche Löſung des Problems der Schnelltelegraphie zweifellos erfolgt. Die beſte theoretiſche Löſung iſt durch das Siemensſyſtem gegeben; ob meine Annahme, daß dieſer Schnelltelegraph auch die beſte praktiſche Löſung des Problems der Schnelltelegraphie iſt, zutrifft, wird erſt auf Grund längerer Vergleichsverſuche mit dem Murrayſyſtem, dem einzigen zurzeit in Betracht kommenden Konkurrenten, entſchieden werden können.

Wiederſehen

Wenn in den reinern Regionen
Sich deine Seele meiner eint,
Wird Lächeln in uns beiden wohnen,
Das hell die Erdenform durchſcheint,

Wird ſeligſtes Erbeben künden
Von gnadevoller Reinigung:
Hoch über zweifelbangen Schlünden
Hält uns der ewige Flügelſchwung.

Richard Schaukal

Von guten Werken

Von

Richard Zoozmann

Joſt vom Bühl im „hilligen Köllen“
Hat ein gut Werk verrichten wöllen.
Sechzig Jahr lang hat er geſchafft,
Gekrämert, gewuchert — viel Geld errafft.
Ächzend zogen durchs Land ſeine Wagen,
Die köſtliche Handelsgüter getragen;
Es fuhren ſtattlich hinunter den Rhein
Bis ins Weltmeer ſeine Schiffe hinein.
So ward er der reichſte der Köllſchen Leute!
Doch all ſein Reichtum ihn wenig freute,
Seit ihm aus letztverwichener Nacht
Ein häßlicher Traum zu ſchaffen macht.

Er ſah an des Jüngſten Gerichtes Tage
In Chriſti prüfenden Händen die Wage,
Drauf er des reichen Joſt vom Bühl
Wohltaten wog — ach, das waren nit viel!
Die Schale ſchnellte leicht in die Höhe,
Und Chriſtus ſprach traurig ein dreifach Wehe,
Denn die andre Schale voll Gold und Glanz,
Voll Geiz und Gier — ſank zu Boden ganz. —
Seit dieſer Traum ihn gekränkt und verdroſſen,
Hat Joſt vom Bühl ein gut Werk beſchloſſen;
Ein Werk an Güte und Frummheit ſo ſchwer,
Daß die Wage mindeſtens wagrecht wär'.

Er grübelte drum bei Nacht und am Tage
Und fand nicht Antwort auf dieſe Frage.
Da führte ſein Weg ihn an den Rhein,
Und, gottlob! hier fiel ihm die Löſung ein!
Drei Schiffe ankerten juſt am Lande,
Mit Quadern verſtaut bis hoch zum Rande;
Die ganze Ladung mit ſeligem Gefühl
Und ohne Feilſchen erſtand Joſt vom Bühl.
Dann lief der Wackre zum Dechanten,
Nie ſchneller die alten Füße rannten.
Der würdige Herr erſtaunte gar ſehr
Und dachte: Was bringt oder holt denn der?

Doch Joſt vom Bühl ſprach: „Verehrter Dechante,
Was längſt mir heiß auf der Seele brannte,
Das iſt der Zweifel: ob ſich mir
Dereinſt nicht verſchließe des Himmels Tür?
Ich war bisher kein Nackenhänger,
Noch minder ein eifriger Kirchengänger —
Doch kommt man über die ſiebzig Jahr,
Packt's einen manchmal recht ſonderbar.
Drum will ich an mein Seelenheil denken,
Drei Schiffe voll Quadern zum Kirchenbau ſchenken;
Für achtzigtauſend Taler Stein,
Die bringen mich doch in den Himmel hinein?“

Der Herr Dechant hebt ſegnend die Hände
Und ſchmunzelt über die reiche Spende.
Da meint der Joſt: „Ob Chriſtus am End'
So ſchwere Steine wohl heben könnt'?“
Der Prieſter ſpricht: „Warum nicht heben?
Der Sonnen und Welten mit allem Leben
Regiert und lenkt von Ewigkeit her,
Dem iſt ſolch Quaderſtein nicht zu ſchwer.
Doch ſagt, was mocht' zu der Frage Euch treiben?“ —
„Hochwürden, das laßt mein Geheimnis bleiben.“
Spricht Joſt und denkt: Nun iſt's geſchehn,
Bald muß die Wage im Gleichgewicht ſtehn!

Franz von Lenbach: Selbſtbildnis aus dem Jahre 1865.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von Dr. E. Albert u. Co., München.)

Franz von Lenbach

Von

Eduard Engels

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Es war an einem Winternachmittag des vorvorigen Jahres, als ich Franz von Lenbach zum letztenmal in ſeinem Atelier beſuchte. Ein kalter Wind blies um die Propyläen; das kleine, zärtliche Palais Schack ſchien trotz der Nachmittagsſonne zu frieren, und im Garten der römiſchen Kardinalsvilla, die ſich der Meiſter ſchräg gegenüber erbaut hat, hatte man die koſtbaren Springbrunnen und Marmorſtatuen bereits in die winterlichen Bretterumhüllungen gepackt. Ein kleiner weißer Bauernſpitz ſtand vor der eiſernen Staketenpforte des Kardinalsgartens und ſchaute nachdenklich die Luiſenſtraße hinunter: er ſchien untröſtlich darüber zu ſein, daß ſeine Geſpielin, die ſchöne goldblonde Marion, die ihm zur Zeit der Roſen ſtets ſo luſtige Geſellſchaft geleiſtet hatte, nun gar nicht mehr ſichtbar wurde.

Meiſter Spitz war ſo tief in Gedanken verloren, daß er den Eindringling unbehelligt paſſieren und über den mit Flieſen belegten Gartenweg ruhig nach dem links von der Villa belegenen Atelierhaus hinabſchreiten

Digitized by Google

ließ. Unter der Loggia des Ateliergebäudes ſtand eine Tür offen, und da an den Wänden der Treppe, die hinter dieſer Tür emporführte, Bilder und andere Kunſtwerke ſichtbar wurden, ſo konnte der Beſucher nicht lange im Zweifel darüber ſein, daß er den rechten Weg zum Atelier gefunden. Er ſtieg alſo die höchſt beſcheidene und enge Wendeltreppe hinauf und gelangte vor eine ſchöne, hohe, maſſive Eichenpforte, neben der ſich wohlgepflegte Lorbeerbäume erhoben. Ein Diener im Lodenrock, der erſtaunlich wenig „ſtiliſiert“ und beinahe wie ein Forſtgehilfe ausſah, nahm die Karte des Ankömmlings in Empfang und brachte ſie dem Meiſter, den man hinten weit, im dritten, vierten Saale zwiſchen einem Wald von Malgeſtellen geſchäftig hantieren ſah. Struppig, einen Schopf Haare ſchlankweg in die Stirn gekämmt, die kreisrunden Augengläſer, über deren oberen Rand er immerfort hinwegblickte, ein wenig ſchief auf die Naſe gerückt, die weiße Pikeeweſte nur halb zugeknöpft, das Taſchentuch mit einem langen Zipfel aus der unteren Rocktaſche hervorbaumelnd, ſo ſah man den Malerfürſten, der in dieſen Räumen und in ſolcher Toilette ſchon Könige und Kaiſer empfangen hatte, ſeiner eilfertigen Arbeit obliegen. Wer wohl alles ſchon durch dieſe goldſtrotzenden, mit allen Koſtbarkeiten der Renaiſſance und des Barock geſchmückten Prunkſäle geſchritten ſein mochte! Wilhelm I., Franz Joſeph, Bismarck, Moltke, Richard Wagner, Böcklin, Gladſtone, Minghetti, Helmholtz, Döllinger, Hans von Bülow, Semper, Schwind, Mackart, Liſzt ziehen in ehrfurchtgebietender Prozeſſion vor dem Auge des wartenden Beſuchers vorüber. Wie jemand, der Furcht hat, einen abweiſenden Beſcheid erteilen zu müſſen, lieſt der Diener den mit keinem Titel verbrämten Namen von der ihm anvertrauten Karte. Bellend kommt ein großer ſchwarzer Bauernſpitz von einem Diwan in der Nähe des Meiſters heruntergeſprungen und beſchnuppert mit knurrender Ungnade den ihm fremden Gaſt. Dieſer aber, der bei Meiſter Lenbach gut angeſchrieben ſteht, hat das beſte Gewiſſen und läßt in aller Ruhe die Herrlichkeit dieſer fürſtlichen Werkſtatt wieder einmal auf ſich wirken.

Ich will den ſchweren Pomp der oft geſchilderten Säle nicht aber- und abermals beſchreiben. Aber ich möchte etwas Seltſames notieren, das mir damals aufgeſtoßen iſt und das vielleicht für die Erklärung der Lenbachſchen Kunſt nicht ganz belanglos ſein könnte. Ich glaube nämlich, daß dieſe Empfangs- und Arbeitsſäle nicht bloß um der feſtlichen Schönheitsfreude ihres Beſitzers willen, ſondern auch um der Leute willen, die ſich in dieſen Sälen porträtieren laſſen, ja, für die Porträts ſelber ſo ausgeſtattet wurden, wie wir ſie tatſächlich finden. Lenbach konnte die Leute, ſo wie ſie von der Straße zu ihm hereinkamen, für ſeine Kunſt gar nicht brauchen, er mußte ſie ſozuſagen meuchlings aus der Proſa und der Alltäglichkeit des modernen Lebens herausreißen und auf eine höhere, dem Renaiſſancegeiſte verwandte Note des Daſeinsgefühls um- und einſtimmen. Er wandte ganz denſelben Trick an wie die Monarchen der abſolutiſtiſchen Zeit in ihren himmelhohen Staatsgemächern, Spiegelgalerien und Gartenanlagen. Das Pathos der äußeren Umgebung bringt ganz von ſelbſt das entſprechende Pathos der inneren Stimmung hervor. Man kann unmöglich von ſeinem Fenſter aus ſtets den Anblick der unermeßlichen, von ſchnurgeraden Wegen und Kanälen durchquerten Parkanlagen von Verſailles, Schönbrunn, Nymphenburg genießen, ohne einen gewiſſen heroiſchen Elan, eine gewiſſe heldiſche Erhebung aller Gedanken und Gefühle zu erleben. Man kann aber auch unmöglich aus den „intimen“ Wohnungen der Gegenwart in die höchſt unzeitgemäße Hofburg Meiſter Lenbachs kommen, ohne entweder unter der Laſt ihres Prunkes zuſammenzubrechen oder den Werktag des modernen Lebens abzuſtreifen und ſich in die alten Königsgewänder der Größe und des Stolzes zu kleiden.

Während mir all das blitzſchnell durch den Kopf fährt, iſt der Diener zurückgekommen und hat mir gemeldet, daß der Meiſter mich empfangen wolle. Wer dem Meiſter nie perſönlich nahegetreten iſt und nur von Hörenſagen ſeine Bekanntſchaft gemacht hat, denkt ſich ſolch eine Aufforderung, vor Lenbach hinzutreten, gewiß nicht viel anders als eine Einladung, in den Käfig eines Löwen zu kommen. Der Löwe, ſtellt er ſich vor, muſtert mich über den Brillenrand hinweg, reicht mir die Pranke, fährt aber im übrigen

fort zu malen. Die paar Worte, deren er mich würdigt, klingen ſo rauh, grimmig, gewalttätig, daß ich kaum wage, ſie zu beantworten. Wie der Gebieter der Wüſte, der die königlichen Augen rollt und mit dem Schweife furchtbare Kreiſe in den Sand ſchlägt, ſteht er neben mir, und ich gäbe mein halbes Beſitztum darum, wenn ich mich überhaupt nicht zu ihm hineingewagt hätte.

Aber der wirkliche Lenbach war ganz, ganz anders, als ihn der Volksmund ſich zurechtgelegt. Gewiß, ſeine Ausdrucksweiſe ließ an Urwüchſigkeit nichts zu wünſchen übrig, ſein Sarkasmus ergriff und zerriß erbarmungslos, was ihm zuwider war, ſeine Urteile über Menſchen und Werke waren von wahrhaft lapidarer Wucht. Aber wohlgemerkt: ein Mann, der ſo lebensgefährlich aufrichtig war, mußte im Innerſten ſeines Weſens die Ehrlichkeit ſelber ſein: ſelbſt der Gegner hatte von ihm keine Tücke, keine Falſchheit zu gewärtigen. Sein Zorn, hat ſind. Wir Jüngeren waren für ihn natürlich immer auf dem Holzwege, aber wie lachte uns das Herz im Leibe, wenn er uns widerſprach oder uns gar mit ſeiner Gegnerſchaft auszeichnete! Wie echt und mannhaft war ſein Zorn! Wie glühte er für ſeine künſtleriſchen Ideale! Wie fern lag ihm der Gedanke, daß er ſich vielleicht irren könnte! Alles war an ihm aus einem Guß, niemals hat er Kompromiſſe geſchloſſen, niemals ſich gebeugt, niemals einen Weg eingeſchlagen, den bloß ſein Verſtand, nicht zugleich auch ſein Herz und ſeine natürlichen Anlagen gefordert hätten. Biegen oder brechen, das war ſein Grundſatz, und nach dieſer Loſung ſchaltete er nicht nur mit ſeinem eigenen Schickſal, ſondern auch mit dem Schickſal derer, die ſich in ſeinen Schutz begaben. Wie ein Lehnsherr über Vaſallen mußte er regieren, wo immer man ihm Gewalt verlieh. Der Glaspalaſt und das Künſtlerhaus waren für ihn, was für die Mediceer Florenz oder für

Lenbachs Geburtshaus in Schrobenhauſen.
(Nach einer photographiſchen Aufnahme von Max Stuffler, München.)

einmal jemand treffend geſagt, iſt nur das Peitſchenknallen eines Fuhrmannes, der die anderen Fuhrleute zurückrufen möchte, wenn ſie nach ſeiner Meinung auf dem Holzwege die Piſiſtratiden Athen geweſen. Die elf Bilder, die er ſtatt der angemeldeten drei auf die letzte Pariſer Weltausſtellung ſchickte, mußten notwendig nach Paris wandern, ſo-

Digitized by Google

Lenbachs Villa in München. (Links das Ateliergebäude, rechts das Wohnhaus.)
(Nach einer photographischen Aufnahme von Max Stuffler, München.)

bald man ihm Sitz und Stimme in der Jury eingeräumt hatte. Wäre er zwanzig Jahre ſpäter Maler geworden und ſtatt in die Pilotyſchule in die Geſellſchaft Uhdes und Zügels gekommen, er hätte ohne Zweifel den prachtvollſten Feldhauptmann der Münchener Sezeſſion abgegeben, und die deutſche Kunſtſtadt hätte ich ſehen mögen, die dann noch mit München um die Hegemonie zu kämpfen gewagt hätte! Aus dem ehemaligen Bauernburſchen, der als Maurerlehrling begann, dann zu Fuß des Sonntags nach München gepilgert kam und vor den Gemälden der alten Pinakothek ſeinen Hunger und ſeine Müdigkeit vergaß, aus dem armen, ratloſen, ſehnſüchtigen Schrobenhauſer Dorfknaben war im Laufe der Jahre ein Mann mit den Anſprüchen und Rechten eines abſolut gebietenden Kunſtmonarchen geworden. Bezeichnend für ſeine Art und Lebensauffaſſung iſt, was Achleitner von einer Audienz beim Prinzregenten Luitpold von Bayern erzählt. Lenbach ſei in der gewohnten Eile, die er bei allen Verrichtungen gezeigt, in den Vorſaal geſtürmt, habe dem nächſtbeſten Lakaien ſeinen Pelzmantel zugeworfen und ſich dann unverzüglich zum Regenten verfügen wollen. Nur mit Mühe habe ihm der dienſttuende Adjutant begreiflich gemacht, daß er mit den anderen zur Audienz befohlenen Herren warten müſſe, bis die Reihe an ihn käme, und als etwas ganz Selbſtverſtändliches habe er die Gefälligkeit dieſer anderen Herren, ihm den Vortritt zu laſſen, entgegengenommen.

Aber wir würden von der Perſönlichkeit Lenbachs eine höchſt unvollkommene Vorſtellung bekommen, wenn wir in ihm bloß den Mann des unbeugſamen Willens, den Autokraten, den Monumental-Schrobenhauſer erblicken wollten. Wie Bismarck, mit dem er — in entſprechend verkleinertem Maßſtab — ſo manche Ähnlichkeit hatte, war auch er „ein feiner Rieſe“. Ungeachtet aller angeborenen Rauheit und Kernhaftigkeit war in der Seele des reifenden Künſtlers ein wunderſam zartes Leuchten, der goldene Abglanz jener Renaiſſancekultur erglommen, die er ſo ritterlich liebte und verehrte. Um ihn ſo recht kennen zu lernen, mußte man in vertraulichem Geſpräch mit ihm auf dem Eckſofa im dunkelſten Winkel ſeiner Werkſtatt ſitzen und ihn in eine Unterhaltung zu verſtricken wiſſen, die auch ihm etwas zu

Digitized by Google

bieten hatte. Da ſaß er dann, behaglich hintenübergelehnt, die Rechte auf den Kopf ſeines ſtruppigen Hundes gelegt, und ſprach über die unerſchöpflichen Themen der Kunſt wie ein echter Ritter vom Geiſte. Eine Feinheit des Urteils, eine Biegſamkeit des Ausdrucks, eine Beleſenheit in der Kunſtgeſchichte, eine Vielſeitigkeit des Blickes und der Intereſſen ſtanden ihm zu Gebote, die man bei der Mehrzahl unſerer heutigen Maler vergeblich ſuchen würde. Und wie

Franz von Lenbach: Graf Schack.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von Dr. E. Albert u. Co., München.)

graziös manchmal ſein Sarkasmus ſein konnte, was für treffende Vergleiche er fand, wie maleriſch und bilderreich ſeine Sprache war! Dabei behandelte er den Gaſt mit einer Höflichkeit, die keineswegs angelernte Etikette, ſondern die echte Höflichkeit des Herzens war. Selbſt ein gut Teil Widerſpruch konnte er vertragen, wenn dieſer bloß keck und ohne Winkelzüge vorgebracht wurde. Recht hatte bei ihm, wer ſein Recht zu behaupten wußte; man mußte etwas wiſſen, mußte etwas können, mußte etwas ſein und konnte mit Beſtimmtheit darauf rechnen, von dem als grob verſchrieenen Lenbach mit Achtung, ja mit Auszeichnung behandelt zu werden. Wenn freilich ſo ein „Anfänger“ kam, der von den „längſt überwundenen Standpunkten“ unſerer alten großen Meiſter redete, dann ſetzte es allemal eine donnernde und blitzende Paraphraſe des Goetheſchen Wortes:

Ein Quidam ſagt, ich bin von keiner Schule,
Kein Meiſter lebt, mit dem ich buhle,
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Toten was gelernt.
Das heißt, wenn ich ihn recht verſtand:
„Ich bin ein Narr auf eig'ne Hand.“

„Daß wir heute keine große Kunſt haben,“ pflegte er zu ſagen, „liegt in der Natur der Sache. Betrachten Sie bloß, wie wir gekleidet ſind! Man muß ſich ja wundern, wenn's heutzutage noch Leute gibt, die ſich aus ſolch einem Leben heraus zu etwas Formen und Farbenfreude aufſchwingen. Und inſofern kann ich's auch nicht gutheißen, daß man uns immer Anlehnung an die Alten vorwirft. Ich bitt' Sie, es lehnt ſich ja niemand an die Alten an! Jeder Menſch iſt ein neues, noch nie dageweſenes und nie wiederkehrendes Individuum, ſozuſagen ein Unikum. Als ſolches ſieht er die Welt mit ſeinen eigenen Augen, wie niemand vor ihm ſie geſehen hat und niemand nach ihm ſie ſehen wird. Auch die Alten ſieht er aber mit dieſen ſeinen eigenen Augen auf ſeine eigene Weiſe! Es gibt alſo keine Nachahmungen der Alten, ſondern immer nur Neuſchöpfungen. Daß dabei der einzelne die Welt nicht von vorn anfängt, ſondern ſich auf dem Erbe ſeiner Väter anſäſſig macht, iſt ſo ſelbſtverſtändlich, daß man den, der es nicht tut, einen Toren nennen muß. Nehmen Sie Beethoven: ja, der hat ja beide Ohren voll von Klängen, die ihm aus Mozarts und Haydns Werken herübertönen. Und Richard Wagner, den man immer als einen vom Himmel heruntergefallenen Bahnbrecher preiſt: er hat ja ſelber zugeſtanden, wieviel er Meyerbeer zu danken hat, und hören Sie aufmerkſam hin: der Charakter ſeiner Klangfärbung geht tatſächlich auf Meyerbeer zurück! Unſere Modernen aber kommen mir immer ſo vor, als ob ſie ſich dar-

Digitized by Google

Franz von Lenbach: Hermann von Helmholtz. (Paſtellzeichnung.)
(Mit Genehmigung der Verlagsanſtalt F. Bruckmann A.-G., München.)

ſcheinbar keinerlei künſtleriſche Anlagen ererbt, der in ſeinem Dorfe doch keinerlei künſtleriſch geadelte Dinge zu Geſicht bekommen — wie konnte er nur überhaupt in den Zauberkreis der Kunſt eindringen?

Die Wege des Schickſals ſind unerforſchlich: in das weltentlegene Schrobenhauſen kommt eines Tages der Tiermaler Hofer aus München, um Studien zu machen, und der kleine barfüßige Lenbach-Franzl ſchaut ihm zu, wie er mit Pinſel und Bleifeder hantiert. Die beiden, der Maler und der Bauernbub, ſind bald unzertrennliche Freunde, und nicht lange, ſo zeichnet der Lenbach-Franzl alles, was ihm in den Wurf kommt: Menſchen und Tiere, Häuſer und Bäume. Ein paar erhalten gebliebene Knabenbildniſſe zeigen, daß der Bauernjunge mit raſchen, trefſicheren Strichen gearbeitet, und daß er den Dingen mit rückſichtsloſer Energie, barſch, eigenartig bis zum Trotz, mit herausforderndem Wirklichkeitsſinn zu Leibe gerückt iſt. Aber ein Maler durfte er trotz all ſeiner Erfolge, trotz alles Staunens über ärgerten, daß ein Haus den Keller unten und das Dach oben haben muß; ging's nach ihnen, ſie würden das Haus auf den Kopf ſtellen, bloß um etwas Neues, noch nicht Dageweſenes zu ſchaffen."

Während wir miteinander reden, ſammeln ſich in den Vorſälen und um unſer Eckſofa die üblichen Ateliergäſte: befreundete Künſtler, durchreiſende Fremde, Autographenjäger, Kunſthändler uſw. Als das Gedränge zu arg wird, begibt ſich der Meiſter an die Staffelei und malt und plaudert mit einer Unbefangenheit drauflos, als ſtünde er mit ſeiner Arbeit draußen in der Landſchaft, und um ihn her zirpten die Grillen. Ich bleibe in meiner Ecke ſitzen und betrachte dies ſeltſame Künſtlerleben voller Siege und Triumphe, das aus ſo unſcheinbaren Urſprüngen zu ſo hohem Glanz emporgeſtiegen iſt. Wie konnte der Sohn des Maurermeiſters Lenbach zu Schrobenhauſen, er, der doch

Franz von Lenbach: Komteſſe Moltke.
(Mit Genehmigung der Verlagsanſtalt F. Bruckmann A.-G., München.)

der Dorfgenoſſen nicht werden. Ehe es ſo weit kam, mußte er erſt auf der Landshuter Gewerbeſchule Bauzeichnen lernen, auf der polytechniſchen Schule zu Augsburg Architekturſtudien treiben, beim Bildhauer Sickinger in München ſich ſogar in kirchlichen Steinmetzarbeiten verſuchen. Dann aber ſtarb ſein Vater, und er erhielt als Vermögensanteil fünfzehnhundert Gulden, die er ſofort dazu verwandte, auf der Münchener Akademie die geliebte Malerei zu erlernen. Gräfle und ſpäter Piloty wurden hier ſeine Lehrer. Sein erſtes Bild, das er öffentlich ausſtellte, Bauersleute, die vor einem aufziehenden Gewitter flüchten, erregte durch ſeine „gänzlich neue, faſt abſtoßende Kühnheit und Urſprünglichkeit" das Entſetzen aller Kunſtvereinsbeſucher. Nicht beſſer erging es einer Schilderung des römiſchen Forums, der künſtleriſchen Ausbeute einer Italienfahrt, die Lenbach mit dem Erlös jenes erſten Bildes

Franz von Lenbach: Franz Liſzt. (1884.)
(Mit Genehmigung der Verlagsanſtalt F. Bruckmann A. G., München.)

in Geſellſchaft Pilotys angetreten hatte. Dieſer erſte Verſuch deutſcher Pleinairmalerei gab der Kritik Gelegenheit zu dem berühmt gewordenen Urteil, Lenbach „male mit Kot und ſchattiere mit Tinte". Vollends ärgerniserregend wirkte dann aber das Bild, womit Lenbach ſeine eigentliche Laufbahn betrat: das Porträt eines Arztes, das in ſeiner unerhörten Kraft der Charakteriſtik der ſüßlichen Idealiſierungskunſt der damaligen Porträtiſten prall ins Geſicht ſchlug. „Bei dieſer Gelegenheit," erzählt der alte Friedrich Pecht in ſeinen Erinnerungen, „lernte ich den ſo viel Aufſehen machenden Neuling, nachdem ich mich ſeiner publiziſtiſch bereits mit Wärme angenommen hatte, endlich perſönlich kennen. Mit ſeinen nichts weniger als zuvorkommenden Manieren machte dieſer unter zwei ungeheuren Brillengläſern ſeltſam durchdringend hervorblickende Mephiſtopheles in ſeinem ſchlichten, unſcheinbaren, ſtolz-beſcheidenen Weſen und der gleichgültigen, wegwerfenden Art ſeiner Dialektik einen augenblicklichen Eindruck. Man ſah, daß er weder an ſich noch an der Gegenwart irgendein Genügen fand, es war die vollſte Unzufriedenheit einer idealen, das Höchſte von ſich und der Welt verlangenden Natur in ihm. Arm wie eine Kirchenmaus, hätte er doch das Geſchenk eines Königreiches mit derſelben Gleichgültigkeit angenommen wie abgelehnt."

Rechnet man zu dieſem ſtolzen Selbſtgefühl und dem erwähnten kraſſen Naturalismus noch die gleichfalls von Pecht erwähnte Tatſache hinzu, daß der junge Lenbach „weder hübſch noch friſch, eher abſchreckend als anziehend für Damen war", ſo wird der ſpätere Erfolg des Künſtlers gerade als Porträtmaler mehr als rätſelhaft. So viel iſt denn auch jedenfalls gewiß: wäre Lenbach bei ſeinem urſprünglichen, halb autodidaktiſchen, halb von Piloty geſchulten Naturalismus und Pleinairismus ſtehen geblieben, wir hätten zwar einen Bahnbrecher der Moderne an ihm gewonnen, aber er ſelbſt würde wahrſcheinlich als verkanntes Genie zugrunde

Digitized by Google

Franz von Lenbach: Kaiser Wilhelm I. (Im Städtiſchen Muſeum zu Leipzig.)
(Mit Genehmigung der Verlagsanſtalt F. Bruckmann A.-G., München.)

Zu Engels: Franz von Lenbach. Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig

Digitized by Google

UNIV OF
CALIFORNIA

gegangen sein. Inzwischen machte er aber eines Tages die folgenschwere Entdeckung, daß mit ihm „die Entwickelung der Malerei nicht von vorn anfange", und daß die Rembrandt, Tizian, Velasquez eigentlich doch viel schöner als alle Pilotyschüler gemalt hätten. So konnte es geschehen, daß er zwar vorläufig sehr wenig Leute fand, die sich von ihm porträtieren ließen, gleichzeitig aber auch die Gunst eines Mäcens gewann, der ihm das denkbar gründlichste Studium der verehrten alten Meister ermöglichte.

Es ist ergötzlich genug, in dem Schackschen Galeriewerk nachzulesen, wie die beiden seltsamen Menschen, der dichtende Graf und der malende Bauernsohn, miteinander gelebt und gestrebt haben. Schack wurde auf Lenbach durch eine Kopie aufmerksam, die dieser in der Pinakothek nach Rubens anfertigte. Er machte ihm den Vorschlag, nach Italien zu gehen und gegen Honorar und freie Station die sogenannte „Himmlische und irdische Liebe" des Tizian zu reproduzieren. „Wenige Monate später, als ich selbst nach Rom kam, fand ich die Kopie fertig und zwar in so überraschender Trefflichkeit, daß ich manchmal meinte, man könnte sie mit dem Original vertauschen, ohne daß es jemand merken würde." Natürlich bediente sich der gräfliche Sammler nach einem so erfolgreichen Debüt noch oft und oft der glücklichen Hand seines Schützlings, der nun mehrere Jahre in Italien blieb und von hier sogar nach Spanien hinüberfegeln mußte, um dort Velasquezsche Bilder zu kopieren. Mit breitestem Behagen erzählt Schack weiter, daß er eines Frühlings nach Madrid gefahren sei, um dort Lenbach und einen anderen für ihn tätigen Künstler aufzusuchen und mit den jungen Leuten eine Rundfahrt durch ganz Spanien, ja sogar durch das nördliche Afrika anzutreten.

„Das Hauptziel unserer Fahrt war das wundervolle Granada. Eben war die Wonnezeit des Jahres angebrochen. Die Granatbäume hatten sich mit dem glühenden Rot ihrer Blüten geschmückt, und in allen Wipfeln erscholl der Gesang der Nachtigallen. Jeden Morgen in der Frühe begaben wir uns auf den Turm der Infantinnen, an der Umfassungsmauer der Alhambra. Während die

Franz von Lenbach: Fürst Bismarck. (Zeichnung.)
(Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.)

beiden jungen Leute Pinsel und Palette führten, saß ich neben ihnen, ein Buch in der Hand, oft jedoch das Auge von den Seiten hinweg in die Weite schweifen lassend ..."

Angefüllt mit Erinnerungen an die rauschende Pracht des Südens, besonders an die erhabene Feierlichkeit der italienischen Renaissancepaläste, kehrte nun Lenbach nach München zurück. Und zwar kehrte er dorthin zurück mit einem seltsamen Lebensideal: er war entschlossen, kein Bild fürder zu malen, das nicht, gleich den Gemälden der alten Meister, der prunkvollsten Umgebung ästhetisch und dekorativ gewachsen wäre. So tief hatte den Bauernsohn die Vornehmheit und der Reichtum der italienischen Fürstenwohnungen der Renaissance- und Barockzeit erschüttert, daß er keine Freude mehr an seiner Kunst gehabt hätte, wenn es ihm nicht gelungen wäre, den Gegenwartmenschen und die Gegenwartkunst zu dem überschweng-

Digitized by Google

lichen Daſeinsgefühl jener Zeiten und Geſchlechter hinaufzuſchrauben.

Was das Schickſal auch immer mit ihm unternahm, ob es ihn zum Profeſſor an der Weimarer Kunſtſchule beſtellte, ihn in Wien, Rom, Venedig vorübergehend ſein Atelier

Franz von Lenbach: Paul Heyſe.

aufſchlagen ließ, ihm neben den italieniſchen Meiſtern auch Reynolds und Gainsborough zu Vorbildern gab, immer und unentwegt hielt er jenem Ideal die Treue, in all ſeinen Bildern ſang er das hohe Lied der Macht und der Pracht und der Herrlichkeit.

Daß es ihm aber möglich war, in einer Epoche, die von dem Peſſimismus eines Schopenhauer, dem Poſitivismus Comtes und den Nivellierungsbeſtrebungen der Demokratie beherrſcht war, ein ſolches Ideal hochzuhalten, daß er der allgemeinen Sorge um den Stand der Geſellſchaft den Kultus der Perſönlichkeit, dem Streben nach generellen Ordnungen und Maſſenwirkungen jene renaiſſancemäßige Hervorkehrung des Eigentümlichen, Unterſcheidenden, Unvergleichlichen, mit einem Worte das Nietzſche Pathos der Diſtanz gegenüberſtellen konnte, das verdankt er wohl ausſchließlich jenem bewundernswürdigen Glücksfall, der ihm zu Zeitgenoſſen jenen ganzen Areopag von Heroen gab, deren Bildniſſe die Markſteine in ſeinem Lebenswerk ausmachen.

Es würde zu weit führen, all dieſe bedeutenden Menſchen, deren Züge durch ſeinen Pinſel dem Gedächtnis der Nachwelt überliefert wurden, einzeln aufzuzählen; ſtatt ihrer aller möge der eine Bismarck vortreten und Zeugnis ablegen für den Maler, ohne deſſen Kunſt und Kunſtauffaſſung in dem Gemälde der Bismarckſchen Ära in der Tat ein weſentlicher Beſtandteil fehlen würde. Lenbach kam zu Bismarck im Auftrag der Berliner Nationalgalerie, die ein Bildnis des Kanzlers zu beſitzen wünſchte. Kennen gelernt hatten ſich die beiden Männer ſchon früher in Gaſtein zwiſchen dem 24. Auguſt und 15. September 1878. Über die erſte Begegnung in Gaſtein erzählte Lenbach oft und gern:

„Ich beſuchte in Gaſtein eine Familie, die im oberen Stockwerk des Hauſes wohnte, deſſen unteres Bismarck mit ſeiner Familie

Franz von Lenbach: König Albert von Sachsen.
(Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.)

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

UNIV. OF
ILLINOIS

innehatte. Als ich zu meinen Freunden im oberen Stockwerk emporſteigen wollte, ſah ich unten die Fürſtin, die mich ſo grüßte, wie man Bekannte zu grüßen pflegt. Bei meinen Freunden angelangt, erzählte ich von dieſer Begegnung und wurde nun aufgefordert, bei Bismarcks einen Beſuch zu machen. Ich weigerte mich, aber man drang in mich und ſagte mir, ich müſſe wenigſtens meine Karte abgeben. Das tat ich denn auch und ging dann zum Eſſen. Als ich darauf wieder aus dem Hotel kam, begegnete ich dem Fürſten, der mich ſehr freundlich grüßte und mir ſagte, er ſei eben im Begriff geweſen, mir einen Gegenbeſuch zu machen. ‚Da muß ein Irrtum vorliegen,‘ ſagte ich, ‚Durchlaucht müſſen mich da mit dem ſeligen Rubens verwechſelt haben.‘ Der Fürſt fragte mich, ob ich ſchon gegeſſen habe, und ich hatte die Geiſtesgegenwart, nein zu ſagen, obwohl ich mein Deſſert noch zwiſchen den Zähnen ſpürte. Bismarck ſagte nun: ‚Ah, da kommen Sie mit mir, ich eſſe heute allein.‘ Er war in einer ſchrecklichen Stimmung. Eine Anzahl Geheimräte hatten ihn mächtig aufgeregt, und er machte ſeinem Ingrimm gegen ſie ohne Umſtände Luft. Auch ſagte er, er ſei in der Stimmung, jeden für einen Spitzbuben zu halten, der ihm nicht klar und deutlich das Gegenteil beweiſe. Darauf ſagte ich: ‚Da möcht' ich Euer Durchlaucht nur bitten, mich recht oft einzuladen, damit ich für meine Perſon das Gegenteil beweiſen kann.‘ Die Fürſtin kannte eine Menge Leute, die auch meine Bekannte waren, und ſo ſtellte ſich leicht ein behagliches Verhältnis her. Ich genierte mich auch nicht und ſagte immer, was mir gerade auf die Zunge kam. Eines Tages klagte mir die Fürſtin ihr Leid, daß ſowohl ihr Mann wie ihre beiden Söhne Tag und Nacht ‚im Geſchirr‘ ſein müßten. ‚Ja, Durchlaucht,‘ ſagte ich, ‚warum haben Sie auch in eine ſolche Beamtenfamilie hineingeheiratet?‘ Von Bismarcks Erlaubnis, ‚Sie können ſo oft zu mir kommen, als es Ihnen gefällt‘, machte ich reichlichen Ge-

Franz von Lenbach: Richard Wagner. (Zeichnung.)

Franz von Lenbach: Studie zum Bildnis Eleonore Duſes.
(Mit Genehmigung der Verlagsanſtalt F. Bruckmann A.-G., München.)

Digitized by Google

brauch. Nach und nach machte es ſich, daß kein Weihnachtsfeſt, kein Neujahr und kein 1. April verging, wo ich nicht der Gaſt des Fürſten geweſen wäre. Für Bilder, die von ihm gemacht wurden, intereſſierte ſich Bismarck, ſehr im Gegenſatz zu Moltke, faſt gar nicht. Als ich ihn zum erſtenmal malte, ſagte er ſcherzend: ‚Ich habe mir zwar geſchworen, nie wieder einem Künſtler zu ſitzen, aber ich kann dieſen Eid ja auch umgehen, indem ich Ihnen ſtehe.‘“

Franz von Lenbach: Wilhelm Buſch. (Zeichnung.)

Sehr hübſch ſind allerhand Anekdoten, die davon berichten, wie Lenbach auch weniger begünſtigten Sterblichen zu einer Begegnung mit Bismarck verhalf. Adolf Wilbrandt z. B. führte er folgendermaßen auf Friedrichsruh ein: „Der Wilbrandt,“ ſagte er, „kommt von Roſtock, mich zu beſuchen. Er bringt auch ſeinen Buben mit. Er möcht' auch gern Euer Durchlaucht kennen lernen. Wie machen wir das, Durchlaucht?“ Worauf Bismarck: „Wir laden ihn zum Eſſen ein.“ Wilbrandt kam dann wirklich und hat nachher folgendes erzählt: „Wir ſcherzten hinüber und herüber. Es ward eines der ſcheingroben Scharmützel daraus, wie ſie zwiſchen Lenbach und mir nach alter heiterer Übung immer einmal wiederkehrten. Plötzlich ſtand die hohe Geſtalt des Fürſten da. Er hatte wohl eine Weile zugehört. Sein ruhig ſchalkhaftes Auge hatte einen Frageblick. ‚Er mißbraucht gern ſeine geiſtige Überlegenheit, Durchlaucht,‘ ſagte ich, zur Erklärung auf Lenbach deutend. Mit einem Ausdruck männlicher Anmut, der dieſem großen Geſicht eigen und nicht wohl zu beſchreiben iſt, lächelte der Fürſt ein wenig: dann erwiderte er in ſeiner langſam formenden, doch immer behaglich ſicheren Art: ‚Er mißbraucht ſie auch dazu, um von den Leuten Karikaturen zu machen.‘ Ich erfuhr ſonach, daß es ſozuſagen Hausbrauch war, die Lenbachſchen Bismarckbildniſſe Karikaturen zu nennen. Im Ernſt hat man ſie nirgends höher geſchätzt als dort. Die Genialität des Malers, durch leidenſchaftlich bewundernde Liebe verklärt, grub ſich in das Genie des Staatsmannes bis in den Kern ſeiner Form hinein, wie ſie auch das große Moltkeproblem der ſchaffenden Natur künſtleriſch aufzulöſen vermochte. Die beiden norddeutſchen Helden haben Lenbach vor allem dadurch gedankt, daß ſie an ſeinem nie verſagenden ſüddeutſchen Humor reinſte Freude fanden. Lenbach war in Friedrichsruh wie ein Kind des Hauſes, er erſchien plötzlich, machte ein paar Skizzen, ſteckte die gelungenen ein, warf die anderen in eine Ecke und verſchwand. Schlug Lenbach in Berlin ſein Malzelt auf, ſo tauchte oft und oft der lange, hagere Moltke zwiſchen den Leinwänden auf, um — etwa vor einer ſaftlos-theoretiſchen Reichstagsrede fliehend — ſich an Lenbachs Urfriſche und Mutterwitz zu erquicken.“

In dieſen ganz und gar nicht kritiſch gedachten Worten Wilbrandts haben wir vielleicht die genaueſte und zugleich liebenswürdigſte Kritik, die ſich über die Bismarckbildniſſe Lenbachs wie vielleicht über alle Bildniſſe Lenbachs überhaupt ſchreiben läßt. Was da mit einer ſcherzhaften Wendung als „Karikatur“ bezeichnet wird, iſt der naive Ausdruck der bedeutſamen Tatſache, daß Lenbach die großen Männer, die er gemalt, mit

Digitized by Google

Franz von Lenbach: Bildnis des Fürsten Bismarck.
(Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.)

Zu Engels: Franz von Lenbach. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

UNIV OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

seinen Augen gesehen, daß er die Welt gezwungen hat, sich das Bild ihrer Heroen nach seiner Meinung zu formen. Kein Künstler, hat Lessing gesagt, vermag eine höhere geistige Potenz darzustellen, als er selbst besitzt: und so hat denn Lenbach als die höchste malende Potenz seiner Zeit mit gutem Fug und Recht die höchsten geistigen Potenzen, denen er im Leben begegnet, auf einer Höhe des Verständnisses interpretiert, die just er erreichen konnte, unbekümmert darum, wie die Dargestellten selbst oder ihre Verehrer sein Werk beurteilten. Sind seine Ludwig I., Gladstone, Minghetti, Bischof Strößmayr, Wilhelm Busch, Richard Wagner, Morelli, Liszt, Levi, Döllinger usw. wirklich die echten Ludwig, Gladstone, Minghetti usw.? Niemand wird das behaupten wollen, und doch werden wir alle Bismarcks Worte beim Besuch der Münchener Ausstellung vom Jahre 1892 nachempfinden können: „Es freut mich, durch den Pinsel Lenbachs hier mich so verewigt zu sehen, wie ich der Nachwelt gern erhalten bleiben möchte.“ All die Großen der Macht, des Geistes und der Kunst, die sich in Lenbachs Werkstatt einfanden, haben wie Bismarck sehr wohl gewußt, daß keiner der anderen ewig lächelnden Modemaler geistvoller, tiefer, größer von ihnen sprechen könne als der liebenswürdig-grobe, stolz-unterwürfige Hofmann und Bauer aus Altbayern.

Lenbachs Verfahren bei der Porträtdarstellung ist bekannt. Er malte erstens mehr als irgendein Zeitgenosse den Moment, den momentanen Ausdruck, das blitzartige Aufleuchten des Charakters in einer entscheidenden Sekunde der Offenbarung. Und er malte zweitens dies blitzartige Aufleuchten fast ausschließlich an der entscheidenden Stelle, im Auge, während er schon die vom Auge entfernteren Teile des Gesichtes, völlig aber die Hände und erst recht den Aufbau der Figur in den goldbraunen oder silbergrauen Dämmerungen eines künstlichen Galerietones verklingen ließ. Der Seelenbeschwörer, der évocateur d'âmes, wie man ihn genannt hat, wollte nichts als die Seele des Modells und eine museumhafte Totalwirkung seiner Malerei. Er war trotz aller Schwärmerei für vergangene Kunstalter doch in zu hohem Grade ein moderner, das heißt von nervöser Unrast beherrschter Mensch, um nach Erledigung des Wesentlichsten noch Lust und Zeit für Nebensächliches übrig zu haben. Eben deshalb, weil er so geschwind zu arbeiten verstand, ist er ja bei Bismarck, den alle anderen Künstler durch ihre Langsamkeit verdrossen, so bald und so mühelos in Gunst gekommen. Und bei den vielen Herrschaften, die ihn jahraus jahrein auf der Durchreise nach Italien besuchten und sich von ihm malen ließen, wird das kaum anders gewesen sein. So wenig man je von einem Impressionisten Lenbach gesprochen, so unverkennbar ist doch Lenbachs Zugehörigkeit zu der impressionistischen Arbeits- und Empfindungsweise. Der ganze Unterschied zwischen ihm und den Modernen bestand im Grunde bloß darin, daß jene hell, er aber mit Vorliebe dunkel malte, daß jene Pleinairisten, er aber ein Tenebroso war. Wie leicht bei anderer Schicksalfügung aber auch dieser Unterschied hätte fallen können, beweist jener berühmte Hirtenknabe in der Schackgalerie, der im hellsten Sonnenlicht und mit einem wahren „Sonnenfanatismus“ gemalt ist. — —

Noch einmal schaute ich, bevor ich die Werkstatt des Gewaltigen zum letztenmal verließ, nach der Szene in seinem Atelier zurück. Man hatte soeben die Bogenlampen angezündet, und die ganze Menschenmasse, welche die Staffelei umringte, schien in dampfender, brausender Helligkeit zu schweben. Er selbst aber stand, wie Vulkan an seiner Esse, mitten unter dem Menschentroß und schien nicht zu malen, sondern mit dröhnenden Hammerschlägen glühendes Eisen zu schmieden. Umsprüht von Funken, brennend in Schöpferkraft, lebt sein Bild in unserer Erinnerung.

Musikalische Rundschau

Von

Karl Storck

Vom geistigen Bayreuth

(Nachdruck ist untersagt.)

Wieder verkünden in diesen Wochen vom Bayreuther Festspielhügel die stolzen Fanfaren siegfreudig der Welt, daß hier ein Künstler Herr geworden ist über eine Welt blöden Unverständnisses und böswilliger Verkennung. Überzeugender als je dröhnen in diesen Tagen die Parsifalglocken in eherner Sprache jedem in Herz und Hirn, daß die wucherische Ausbeutung eines heiligen Kunstwerkes, in dem sich skrupellose Amerikaner gefielen, niemals dieses selbst entweihen kann. Wieder erfahren die Glücklichen, die in Bayreuth sich versammeln, was das Theater für unser Volk werden könnte, wenn es aus dem Bereich des industriellen Werktagbetriebes in die Höhe eines auf breitem Volkstum ruhenden Festspiels gehoben würde.

Noch aber sind es immerhin nur wenige, die solche Bayreuther Tage erleben können. Wenigstens wenn wir uns ans Tatsächliche halten und unter Bayreuther Tagen die Anwesenheit bei den Aufführungen der Werke des Meisters in seinem Festspielhause verstehen. Aber es gibt auch ein geistiges Bayreuth und eine geistige Art, Festtage in ihm zu verleben. Und je schwerer es dem Wagnerhause trotz eifrigster Mühe wird, den tatsächlichen Festspielen der aus aller Welt herbeiströmenden Menschenmasse gegenüber den Charakter des Weihefestes zu bewahren, je mehr die Allherrscherin Mode auch bei diesen Besucherscharen die Übermacht gewinnt — um so wertvoller wird das geistige Bayreuth werden, um so unentbehrlicher für den wahren Kunstfreund die Fähigkeit, aus dem Lärm der Welt an diese geistige Stätte zu fliehen, um hier zu feiern.

Ich schreibe diese Zeilen in der stillen Waldeinsamkeit meines heimatlichen Wasgaus. Fast täglich führt mich der Weg auf eine der kahlen Höhen, die stolze Umsicht gewähren auf das gesegnete Land, über dessen ernteschweren Feldern und üppig behangenen Rebbergen ein heißer Julihimmel sein graublaues Dach spannt. Fern liegt die Großstadt mit ihrem Betrieb, fern die Berufspflicht, die so oft zu künstlerischen Darbietungen mich hinzwingt. Und jetzt, wo dieser Zwang fehlt, Opernaufführungen, Konzerte und dergleichen zu besuchen, erwacht eine kaum zu sättigende Sehnsucht nach Musik, nach künstlerischen Darbietungen. Der alte Flügel im bescheidenen Heim erdröhnt bis in die späte Nacht. Am kahlen Gewinde des Klavierauszuges wuchert für das geistig sehende Auge das üppige Gerank des farbigen Orchestergewandes. Geistig höre ich, schaue ich Festspiele, wie ich sie in Wirklichkeit niemals gesehen.

Aber die schönsten und stillsten Bayreuther Stunden habe ich doch im freien Walde ver-

Digitized by Google

lebt in einem stillen Winkel, wo zwei Buchen ihr breites Geäst zu einem dichten Dach verschlingen, während rundum dunkle Tannen ernst einen Kreis abgrenzen, als gälte es im hehren Hochwald noch ein besonderes Weiheplätzchen zu schaffen. Auf die Reise begleiteten mich am Boden des Koffers eine Handvoll Bücher. Als Last empfand sie der an geringes Gepäck gewöhnte Wanderer; aber bislang hätten sie vor dringlicherer Arbeit zurückgestellt werden müssen. Nun drängte die Zeit zur Erledigung. Halb seufzend hatte ich mir gesagt: Diese Bände beschäftigen sich mit Richard Wagner. Nimm also die Lektüre wie alles Pflichtmäßige, dem du auch nicht entgingest, wenn du nach Bayreuth pilgertest. Vielleicht danken dir die Bücher die Mühe mit ihrem Inhalt. Sie haben es getan; ich habe in diesem Jahre hehrste Bayreuther Festspielstunden von einigen Büchern empfangen, über die ich hier nun kurz berichten will.

Längst mit Sehnsucht erwartet ist endlich die erste Abteilung des dritten Bandes von Karl Fr. Glasenapps groß angelegtem und mit Größe durchgeführtem „Leben Richard Wagners“ erschienen (Leipzig, Breitkopf u. Härtel; Mk. 7.50). So bedeutsam eigentlich alle Zeiten im Leben des unermüdlich tätigen und immer weitere Kreise in sein Wirken einbeziehenden Mannes sind, vielleicht ist dieser Abschnitt, 1864 bis 1872, doch der wichtigste. Er setzt mit dem „Wunder“ ein, das allein noch für den von allen Furien des Hasses und des Mißgeschicks verfolgten Künstler die Rettung bringen konnte, und schließt mit der Wundertat der Gründung Bayreuths. Dazwischen liegen die aufregenden Münchener Jahre, dazwischen das liebe Idyll Triebschen. Glasenapps Darstellung ist in ihrer Art schlechthin vollendet. Wir begleiten den Meister auf jedem seiner Schritte, doch niemals in nachspürender Dienerrolle, stets als verstehender Freund. Ohne allen Zwang, ohne Künstelei wächst hier aus der Darstellung eines Künstlerlebens ein gewaltiges Stück deutscher Geistes- und Kulturgeschichte heraus. Es ist kein Lichtbild; aber so oft wir auch im tiefen Schamgefühl für die Sünden unseres Volkes das Gesicht verhüllen möchten, wir erheben doch stolz das Haupt. Er war ja doch ein Deutscher, von allen deutschen Künstlern der seines Deutschtums Bewußteste, der diesen Siegfriedskampf wider ein dunkles Nibelungenheer gekämpft hat, der in ihm Sieger ward.

Am Eingang steht die strahlende Apollogestalt des jungen Bayernkönigs, von dem Liszt, nachdem er mehrere der Briefe des Königs an Wagner gelesen hatte, erklärte: „er sei als Rezeptivität ganz das, was Wagner als Produktivität“. Noch liegt der Briefwechsel zwischen Ludwig II. und Wagner nicht vollständig vor, aber er wird dem Bilde, das Glasenapp von den Münchener Jahren entwirft, kaum einen neuen Zug hinzufügen. Man hat dieser meisterhaften Entwickelung der ganzen Verhältnisse gegenüber dasselbe instinktive Gefühl unbedingter Richtigkeit, wie es bereits durch Glasenapps Darstellung der Züricher Zeit (Band II, 2) geweckt wurde. Auch hier haben die seither in großer Zahl erfolgten Briefe nur bestätigt, was der Biograph mit feinstem psychologischem Spürsinn erschlossen hatte. „Der größte deutsche Künstler,“ sagt Glasenapp von dieser Zeit, „hatte für sein größtes künstlerisches Unternehmen einen edelgesinnten, jungen Monarchen auf seiner Seite, gegen sich aber eine im Dunkeln schleichende und wirkende Nibelungenkohorte feindseliger Intriganten.“

Wie diese arbeiteten, wie niederträchtig man wühlte, wie gemeine Wege man schlich, wie gegen das Höchste verräterisch man intrigierte, das kann man nur mit knirschender Beschämung lesen. Aber man muß es lesen, und man muß es bei Glasenapp lesen. Jede kürzende Darstellung schwächt nicht nur ab, sondern fälscht. Und sie fälscht vor allem am Bilde des Meisters, dessen Gestalt auch in menschlicher Hinsicht immer klarer, reiner und größer hervorleuchtet, je genauer man ihn kennen lernt. Wie hehr und groß er sein Verhältnis zum König auffaßte, das ihm eine heilige Pflicht war, erhellt am besten aus einem intimen Briefe vom 25. Februar 1865 an Frau Wille. Er hatte ihr die „Erwiderung“ geschickt, die er gegen die seine Person in geradezu unflätiger Weise angreifenden Artikel der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ gerichtet hatte, und fügt zur Orientierung hinzu, sie enthalte eine Unaufrichtigkeit: die Darstellung der Be-

ſchränktheit ſeines Verhältniſſes zum Könige. „Für mein Bedürfnis der Ruhe wünſchte ich ſehnlich, es wäre ſo. Die wunderbar tiefe, fataliſtiſche Neigung des Königs zu mir — entſage ich (um meiner Ruhe willen) den Rechten, die ſie mir gibt, ſo begreife ich noch nicht, wie ich es vor meinem Herzen, meinem Gewiſſen anfangen ſoll, den Pflichten zu entſagen, die ſie mir auferlegt. Sie erraten, daß, was man öffentlich gegen mich hetzt, nur Werkzeuge ſind: dies hat keine Bedeutung, und die Verleumdung ſpielt bereits ihr letztes, verzweifeltes Spiel. Aber die Anläſſe? Nun muß ich ſchaudern, wenn ich, nur an meine Ruhe denkend, mich in die hierfür gedeihlichen Schranken zurückziehen will, um ihn — ſeiner Umgebung zu überlaſſen. Ihm fehlt jeder Mann, der ihm nötig wäre! Dies, dies iſt meine wahrhafte Beklemmung. Mir bangt es in tiefſter Seele, und ich frage meinen Dämon: warum mir dieſen Kelch? Warum da, wo ich Ruhe und ungeſtörte Arbeitsmuße ſuchte, in eine Verantwortlichkeit verwickelt werden, in welcher das Heil eines himmliſch begabten Menſchen, vielleicht das Wohl eines Landes, in meine Hände gelegt iſt?“

Doch ſo trübe dieſes Dunkel war, es war doch nur der Schatten, der einer herrlichen Lichtfülle entſprach. Dieſe ſtrahlte um die Vorbereitungsarbeit zur erſten Aufführung des „Triſtan“. Es war eine unſagbar anſtrengende Arbeitszeit, und doch geſteht Wagner im Rückblick auf ſie: „Ich hatte eine kurze Zeit, in welcher ich wirklich zu träumen glaubte: es war dies die Zeit der Proben des ‚Triſtan‘. Zum erſtenmal in meinem Leben war ich hier mit meiner ganzen vollen Kunſt wie auf einem Pfühl der Liebe gebettet. So mußte es einmal ſein! Edel, groß, frei und reich die Anlage der ganzen Kunſtwerkſtatt: ein wunderbar, vom Himmel mir beſchiedenes Künſtlerpaar (Ludwig und Malvina Schnorr), innig vertraut und liebevollſt ergeben, begabt zum Erſtaunen. Wie ein Zaubertraum wuchs das Werk zur ungeahnten Wirklichkeit.“

Endlich nach langen Kämpfen, die er nicht ſeiner Perſon, ſondern ſeiner Kunſt, nein, der deutſchen Kunſt willen durchfocht, verließ Wagner München, ſeine „Hölle“, und ſuchte Ruhe — Ruhe war bei ihm Schaffen — in dem ſtillen Aſyl Triebſchen am Vierwaldſtätter See. „In dieſes Aſyl flüchtete ſich ſeitdem auch diejenige, welche zu bezeugen hatte, daß mir wohl zu helfen ſei und das Axiom ſo manches meiner Freunde, ‚mir ſei nicht zu helfen‘, unrichtig war. Sie wußte, daß mir zu helfen ſei, und hat mir geholfen.“ Ja, ſie hat ihm geholfen. Es iſt hoch erfreulich, daß Glaſenapp mit aller Offenheit von der Ehe Bülows und Coſimas redet und in wohltuender Einfachheit darlegt, wie es zur Trennung dieſer Ehe und zum Bündnis Wagners mit Liſzts Tochter kam und kommen mußte. Auch der ſtrengſte Richter wird, wenn er dem Biographen mit gerechtem Sinne folgt, in die Worte einſtimmen, mit denen er die am 25. Auguſt 1870 erfolgte Trauung des Paares begleitet. „Es gibt kein Bündnis, welches jedem Deutſchen heiliger zu ſein hätte. Noch iſt keines in größerer Selbſtloſigkeit, mit höheren, überperſönlichen Zielen geſchloſſen worden und keines — ſo ſchwer erkämpft. Es vereinigte den großen Heimatloſen, den die Torheit und Liebloſigkeit der Mitlebenden raſtlos von Ort zu Ort, von Unternehmen zu Unternehmen getrieben, dem ſie auch die Huld ſeines Königs mißgönnt und ihn in eine neue Verbannung geſchickt — nun vor Gott und Welt mit der Edlen, die, fern aller kleinen und unwürdigen Menſchenfurcht, wie die rettende Himmelsmacht der Liebe in ſein Leben getreten war. „Sie hat,“ ſagt der Meiſter von ihr, „jeder Schmach getrotzt und jede Verdammung über ſich genommen.“ Und hätte keine andere Stimme ihrem Herzen geſagt, welch hehren Entſchluß ſie damit gefaßt, ſo wäre ihr dies ſchon durch jene traurige, aber von jedem Hochgeſinnten als Genugtuung zu empfindende Erfahrung beſtätigt worden, daß die Gemeinheit nicht davor zurückſchreckte, die heiligſte Tat der Treue mit ihrem unreinen Atem zu beflecken. Von ihr aber bleibt, was gering und niedrig, in ſtillſchweigendem Einverſtändnis verſchont; nur das Große verletzt ſie, ihm galt daher von je ihr ohnmächtiger Aufſchrei. Auch hat es ſeitens der hohen Frau keines anderen Mittels bedurft als der ſtillwirkenden Macht dieſer Treue über den Tod hinaus, um die Gemeinheit zu beſiegen und Schmach und Ver-

dammung in Ehrfurcht und Bewunderung umzuwandeln."

So war der Vielgehetzte doch endlich glücklich geworden. Das Familienleben, nach dem sich der rastlos Wandernde stets gesehnt, erblühte ihm nun zur schönsten Frucht seines Alters. Bezeichnend ist hier ein Brief der Frau von Mukhanoff an Franz Liszt vom November 1871: „Die beiden Gatten sind unzertrennlich; für sie ist die Liebe zur Religion geworden, die gegenseitige Liebe bedingt ihr ganzes Handeln." Noch hielt sich Liszt unter dem Einfluß der Wagner unversöhnlich grollenden Fürstin Wittgenstein fern, während Bülows goldechte Freundschaft auch diese schwerste Probe siegreich bestanden hatte. Aber als dann in Bayreuth der Traum Erfüllung werden wollte, da griff Wagner am 18. Mai 1872 — vier Tage vor der Grundsteinlegung des Festspielhauses — zur Feder und schrieb folgenden Brief an Franz Liszt:

Mein großer, lieber Freund!

Cosima behauptet, Du würdest doch nicht kommen, auch wenn ich Dich einlüde. Das müßten wir denn ertragen — wie wir so manches ertragen mußten! Dich aber einzuladen, kann ich nicht unterlassen. Und was rufe ich Dir zu, wenn ich Dir sage: komm! Du kamst in mein Leben als der größte Mensch, an den ich je die vertraute Freundesanrede richten durfte. Du trenntest Dich von mir — vielleicht weil ich Dir nicht so vertraut gewesen war wie Du mir. Statt Deiner trat dein wiedergeborenes innigstes Wesen an mich heran — und erfüllte meine Sehnsucht, Dich mir ganz vertraut zu wissen. So lebst Du in voller Schönheit vor mir und in mir — und wie über Gräber sind wir vereint! Du warst der erste, der durch seine Liebe mich adelte. Zu einem zweiten, höheren Leben bin ich „Ihr" nun vermählt — und vermag, was ich nie allein vermocht hätte. So konntest Du mir alles werden, während ich Dir so wenig zu bleiben vermochte. Wie ungeheuer bin ich so gegen Dich im Vorteil! Sage ich Dir nun: komm — so sage ich Dir damit: komm zu Dir — denn hier findest du Dich! Sei gesegnet und geliebt — wie Du Dich auch entscheidest!

Dein alter Freund Richard.

Nicht gleich kam Liszt. Aber an seiner Stelle ein kurzer Brief, der sein Kommen verhieß. Ein Vierteljahr später fand das Wiedersehen statt, „und von da ab war auch dieser teuerste Freund unzertrennlich mit dem Meister und seinem Werke verbunden, fest zu Bayreuth gehörig."

Mit diesen Worten schließt dieser Teil des großen Wagnerwerkes, mit dem Glasenapp nicht nur allen Wagnerverehrern und Kunstfreunden, sondern allen, denen edles Menschentum der höchste Lebenswert ist, eine kaum hoch genug zu bewertende Gabe beschert hat.

* * *

Es wäre eine lächerliche Utopie, wollten wir hoffen, dieses gewaltige Werk Glasenapps werde beim deutschen Volke eine größere Verbreitung finden und mehr gelesen werden als andere Meisterwerke biographischer Kunst. Die bekannte Vorliebe des Deutschen für die historische Darstellung eines Künstlerschaffens, hinter der das unmittelbare Genießen des Kunstwerkes nur allzuoft zurücktreten muß, versagt, wenn ein gewisser Buchumfang und infolgedessen ein mäßiger Preis überschritten wird. Um so wichtiger wird, gerade bei einer so leicht mißzuverstehenden Erscheinung wie Wagner, die kurze „populäre" Biographie. Nun ist es mir eine große Freude, gerade für Wagner ein solches Buch warm empfehlen zu können. Es bildet einen Band der von Kampers, Merkle und Spahn herausgegebenen „Weltgeschichte in Charakterbildern" und stammt aus der Feder Wilhelm Kienzls: „Richard Wagner. Mit einer Beilage und 91 Abbildungen" (München, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung; 4 Mk.). „Wichtig war es mir vor allem, den Zusammenhang der Wagnerschen Kunst mit der seiner Vorgänger auf dem Gebiete des Dramas und der Musik im besonderen darzulegen und das Hauptaugenmerk der Darstellung auf die von ihm geschaffene Kunstform, das Gesamtkunstwerk und auf dessen Erklärung und Beleuchtung, nicht aber auf die Zufälligkeiten seines Lebenslaufes zu richten ... Wichtig scheint es mir, zu betonen, daß ich es mir nicht beifallen ließ, mich auf den Standpunkt des Kritikers zu stellen; denn große

Kunst ist etwas so Elementares wie die Natur: sie hat im Grunde immer recht ... Ich stellte mich vielmehr auf einen möglichst subjektiven Standpunkt, indem ich meiner persönlichen künstlerischen Anschauung Ausdruck lieh. Dazu hatte ich als Künstler ein gutes Recht."

Wir freuen uns, daß Kienzl von diesem seinem Künstlerrecht so ausgiebigen Gebrauch gemacht hat. Nur so war in dem knappen Rahmen dieser Monographien ein Werk zu schaffen, das nicht nur das große vorhandene Material tüchtig verarbeitet, sondern in die Tiefe dringt und wirksam in das Verständnis Wagners und seiner Kunst einführt. Wünschen möchte man, daß an einigen Stellen das Biographische ausgiebiger wäre, daß der Mensch Wagner schärfer herausgearbeitet würde, denn in weiten Kreisen herrschen gegen diesen noch so viele Vorurteile, daß nicht genug entgegengearbeitet werden kann. Hoffentlich kann Kienzl diesen Wunsch bald in einer Neuauflage erfüllen. Besonders willkommen sind der erste und dritte Abschnitt des Buches. Dort entwickelt der Verfasser aus tiefem Erfassen heraus das Wesen des Gesamtkunstwerkes, hier zeigt er die Bedeutung des Bayreuthgedankens. Möge das Buch recht viele Leser finden!

Im Zusammenhang mit diesen bedeutenden biographischen Leistungen sei kurz auf zwei kleine Schriftchen hingewiesen, die nützlich werden können. Das gilt vor allem von Gustav Levys „Richard Wagners Lebensgang in tabellarischer Darstellung" (Berlin, Harmonie-Verlag; 1 Mk.), ein Buch, das als Nachschlagewerk jetzt schon recht verwertbar ist, bei noch ausgiebigerer Einbeziehung der bedeutendsten Belege aus Briefen und Werken aber zu Regesten sich auswachsen könnte. Wilhelm Tappert hat zur „Gemütsergötzung in müßigen Stunden" ein „Wörterbuch der Unhöflichkeit, enthaltend grobe, höhnende, gehässige und verleumderische Ausdrücke" wider den Meister, gesammelt, dem er den Titel „Richard Wagner im Spiegel der Kritik" (Leipzig, C. F. W. Siegel; 2 Mk.) gegeben hat. Ich muß offen gestehen, daß ich bei dieser sehr fleißigen Zusammenstellung „Gemütsergötzung" nicht finden kann, sondern eher beschämende Trauer. Daß ein Genie nicht verstanden wird, ist Schicksal, wie es scheint Notwendigkeit. Daß es aber verhöhnt und in gemeinster Weise besudelt wird, das zeugt von einer so niedrigen Gesinnung weiter Kreise der Kritik, daß man sich fragt: Wie können solche Leute Führer sein? Wie kann man bei so gemeinem Empfinden und Denken anderen das Wesen der Kunst nahebringen wollen? Ist denn nur der Künstler vogelfrei? Darf man ihm antun, was in jeder anständigen Gesellschaft verpönt ist? Und in einer Weise den Kampf führen, die dem Angegriffenen jede Gegenwehr unmöglich macht? Und viele dieser Leute schreiben heute noch und schämen sich nicht einmal, nicht daß sie sich geirrt haben — das ist verzeihlich —, sondern daß sie so gemein gewesen sind.

* * *

So wertvoll und anregungsreich auch der Verkehr mit den guten Freunden eines bedeutenden Mannes ist, nimmer kann er den Umgang mit ihm selber ersetzen. Ihn können wir leicht in den Werken genießen, die ein Künstler uns hinterlassen. Aber je Gewaltigeres ein Künstler erstrebte, je strenger er mit seinem eigenen Schaffen war, um so mehr werden wir auch bei genauester Kenntnis der Werke jene Intimität der Bekanntschaft vermissen, die erst den menschlich höchsten Wert eines solchen Umganges ausmacht. Richard Wagner sagt das einmal selber mit Bezug auf sein Verhältnis zu Schiller: „Ich lese auch die kleinsten Billets (unter seinen Briefen) mit Interesse; sie erst machen mich mit den lieben Menschen leben. Und darauf kommt's einem immer an; man will ganz intim mit solchen Leuten werden." In noch höherem Maße als bei Schiller fehlt den Werken Wagners das Gelegentliche, Zufällige, rein Persönliche, das bei Goethe uns die Werke gleichzeitig zur besten Biographie macht. Und dennoch hat auch Goethe die Briefe zu den wichtigsten Urkunden gezählt, die ein Mensch hinterlassen kann. Für die Kenntnis der Persönlichkeit, des Menschen Wagner sind sie fast die einzige Quelle.

Um so wertvoller und bedeutender ist die neueste, von Prof. Wolfg. Golther herausgegebene Veröffentlichung: „Richard Wagner an Mathilde Wesendonk. Tage-

buchblätter und Briefe 1853 bis 1871" (Berlin, Alexander Duncker; 5 Mk.). So tief haben wir noch nie Wagner ins innerste Herz schauen dürfen wie auf diesen Blättern, die jeder in tiefster Ergriffenheit lesen wird. Traurige Wehmut, düsterste Melancholie, aber auch feierlicher Stolz, tiefgründige Leidenschaft, erhabene Gedankenwelt und geradezu tragische Größe erfüllen das Buch, das wie wenige das Heranreifen durch schwere Kämpfe und bitteres Leid zu jener still verzichtenden Heiterkeit schildert, aus der fürs eigene Herz der Humor und für die Welt hilfsbereites Mitleid erblühen. So hat noch selten ein oft mißverstandener, viel verkannter und nur von wenigen wirklich gekannter Mensch durch ein Buch gewonnen wie Wagner hier, wo er der geliebtesten Frau sein Innerstes kundtut.

Was diese edle Frau, die des Künstlers so vollkommen wert war und in der Größe ihrer Zuneigung wie in der Kraft des Verzichtes sich ihm ebenbürtig erwies, für Wagners inneren Entwickelungsgang bedeutete, mag uns nur eine der vielen darauf bezüglichen Stellen des Buches sagen. Der Brief ist unmittelbar nach des Künstlers Abschied von Zürich geschrieben: „Mein Lebensgang," schreibt Wagner am 12. Oktober 1858, „bis dahin, wo ich Dich fand und Du endlich mein wardst, liegt deutlich vor Dir. Aus meinen Beziehungen zur Welt, deren Wesen sich meinem Wesen gegenüber mir immer schmerzlicher und trostloser fühlbar machte, trat ich immer bewußter und bestimmter zurück, ohne als Künstler und hilfsbedürftiger Mensch doch je ganz alle Bande zerreißen zu können, die mich an sie fesselten. Vor den Menschen wich ich, weil ihre Berührungen mich schmerzten: ich suchte mit strebsamer Absicht Vereinsamung und Zurückgezogenheit und nährte dagegen immer brünstiger die Sehnsucht, in einem Herzen, in einer bestimmten Individualität den bergenden, erlösenden Hafen zu finden, in welchem ich ganz und voll aufgenommen würde. Dies konnte der Natur der Welt nach nur ein liebendes Weib sein: auch ohne es zu finden, mußte dies meinem dichterisch-hellsehenden Geiste klar sein; und die deutlich erkannte Unmöglichkeit, in der Freundschaft eines Mannes das Ersehnte zu finden, mußten mir die edelsten Versuche dazu zeigen. Doch nie hatte ich eine Ahnung davon, daß ich, was ich suchte, so bestimmt, so alles Sehnen erfüllend, alles Verlangen befriedigend finden sollte, wie ich es in Dir fand. Noch einmal: — daß Du es vermochtest, in alles erdenkliche Leid der Welt Dich zu stürzen, um mir sagen zu können: ‚Ich liebe Dich!' — das hat mich erlöst und mir jenen heiligen Stillestand gewonnen, von dem aus nun mein Leben eine andere Bedeutung erhalten hat. — Aber dies Göttliche war eben nur mit allen Leiden und Schmerzen der Liebe zu gewinnen: wir haben sie bis auf die Hefe genossen! — Und jetzt, nachdem wir alle Leiden gelitten, kein Schmerz uns gespart blieb, jetzt muß sich klar der Kern des höheren Lebens zeigen, den wir durch die Leiden dieser schmerzlichen Geburtswehen gewonnen. In Dir lebt er schon so rein und sicher, daß ich Dir jetzt zu Deiner Freude, zu Deiner Mitfreude nur zeigen darf, wie auch in mir er sich gestaltet. Die Welt ist überwunden: in unserer Liebe, in unseren Leiden hat sie sich selbst überwunden. Sie ist mir nun keine Feindin mehr, vor der ich fliehe, sondern ein meinem Willen gleichgültiges, wesenloses Objekt, zu dem ich mich jetzt ohne Scheu, ohne Schmerz, daher ohne wirklichen Widerwillen verhalte. Ich fühle dies immer deutlicher daran, daß ich den Drang zur absoluten Zurückgezogenheit theoretisch nicht mehr stark in mir wahrnehme. Dieser Drang hatte bisher eben die Bedeutung des Sehnens, Suchens und Verlangens: dieses aber ist — das fühle ich gerade! — vollkommen gestillt. Die letzten Entscheidungen zwischen uns haben mich zu dem klaren Bewußtsein gebracht, daß ich eben nichts mehr zu suchen, nichts mehr zu ersehnen habe. Nach der Fülle, in der Du Dich mir gegeben hast, kann ich das nun nicht Resignation nennen, am allerwenigsten Verzweiflung. Diese verwegene Stimmung stand mir früher als Ausgang meines Suchens und Sehnens gegenüber: von ihrer Notwendigkeit bin ich aber, durch Dich tief beglückt, erlöst. Mir ist das Gefühl einer heiligen Sättigung zu eigen. Der Drang ist ertötet, weil er vollkommen befriedigt ist."

Nicht minder bedeutsam wie für die Kenntnis des Menschen Wagner ist das Buch für

unsere Einsicht in sein künstlerisches Schaffen. Waren doch die Züricher Jahre die bedeutsamsten für des Künstlers Entwickelung. Er selber bekannte nachher von Venedig aus: „Mir ist recht deutlich, daß ich nie etwas Neues mehr erfinden werde: jene eine höchste Blütenzeit hat in mir eine solche Fülle von Keimen getrieben, daß ich jetzt nur in meinen Vorrat zurückzugreifen brauche, um mit leichter Pflege mir die Blume zu erziehen."

In der Tat reichen in die Züricher Zeit, an deren Beginn der „Ring des Nibelungen" steht, auch die „Meistersinger" und „Parsifal" hinein. Ihr eigenstes Werk aber ist der „Tristan", an dem Wagner nach seinem schönen Bekenntnis „die tiefe Kunst des tönenden Schweigens für mich zu dir" übte. Noch begleiten wir den Künstler in das aufregende Paris mit dem nur widerwillig geführten Kampfe für den „Tannhäuser". Dann sehen wir ihn auf den Wanderungen zur Erfüllung des Tristantraumes. Unsagbar traurig sind diese Jahre; aber das Buch selber schließt doch mit dem Lichtblick auf die endliche Verwirklichung des kühnsten Werkes, das je ein deutscher Künstler der deutschen Bühne geschenkt hat: die Festspiele in Bayreuth.

* * *

Manche Gefahren haben in letzter Zeit dieses kühne Unternehmen bedroht; die schwerste Gefahr läge darin, daß einmal ein Geist der Enge Gebieter würde in den Hallen, die doch ihr Schöpfer dem weitesten Geist einer freien Kunst geweiht hat. Noch wachen treue Augen über sein Erbe. Oft freilich mahnt das Ganze mehr an den blinden Eifer Kurwenals als an Brünnhilds das innerste Wesen erratende Verständnis. Da werden solche Bücher, wie das von Golther herausgegebene eins ist, die Rettung bringen können. Sie künden am tiefsten des Meisters Wollen und die Art seines unvergänglichen Schaffens; sie bilden die festesten Grundsteine für den Bau des geistigen Bayreuths, gegen das nicht ankommen werden die Wogen der unfeierlichen Nüchternheit und des festtagslosen Geschäftsgeistes einer materialistischen Zeit.

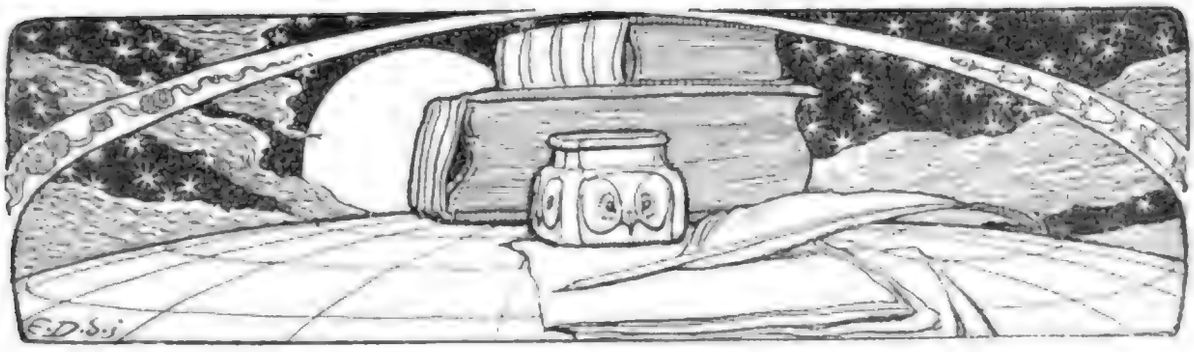
Regen zur Nacht

Durch die dufterfüllte Nacht
Sinkt herab ein warmer Sommerregen;
Müde einer Tageswacht
Will ich zur ersehnten Ruh' mich legen.

Schon mit süßem Grau'n umhüllt
Dunklen Schlafes Fittich meine Stirne;
Schon verschwimmt der Menschen Bild,
Ob ich ihnen gut bin oder zürne.

Zu des Traumes schwerer Pracht
Fühl' ich meine Seele sich bewegen —
Durch die dufterfüllte Nacht
Sinkt herab ein warmer Sommerregen.

Walther Schottelius



Literarische Rundschau

Goethe

Wenn wir an Stelle der hundertsten Geburts- und Todestage unserer Großen Jubiläen des Lebens und Schaffens feierten, so müßten wir jetzt, im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts, zu dem großen Säkularfest unserer Klassik rüsten. Damals, vor hundert Jahren, stand Goethe, der Dichter und Mensch, wahrhaft auf dem Gipfel seines Lebens und Schaffens, damals, als er den ersten Teil des „Faust" vollendete, als die zwölfbändige Ausgabe seiner Werke erschien, als er die „Wahlverwandtschaften" schrieb und, in „Dichtung und Wahrheit" den Werdegang des Genies überblickend, sich selbst als eine historische Größe zu betrachten lernte. Aber auch Schiller, dem ein so viel kürzeres Leben und Schaffen vergönnt war, schüttete in den paar Jahren, die ihm das neue Jahrhundert noch schenkte, das Reichste und Köstlichste all seiner Gaben aus: nach dem „Wallenstein" die „Jungfrau von Orleans", die „Braut von Messina", den „Tell", den „Demetrius", ein vollendetes Denkmal des Schillerschen Genius trotz der fragmentarischen Gestalt, in der er es der Nachwelt hinterließ. Das alles freilich ist nicht das Geschenk eines runden Datums, wie es Gedenkfeste nun einmal verlangen, und so muß denn, soll das Jahrhundert trotzdem seine weihende und heiligende Kraft bewähren, schon die Literatur in die Bresche springen, das lebendige Jubiläum unserer Klassik würdig zu feiern.

Sie ist sich dieser schönen Verpflichtung denn auch vollauf bewußt gewesen. Bald nach der letzten Jahrhundertwende hat die neue **Cottaische Jubiläumsausgabe von Goethes Sämtlichen Werken** zu erscheinen begonnen, über die wir hier bereits mehrmals dankbar anerkennend, warm empfehlend berichten konnten. Den Titel „Jubiläumsausgabe" trägt sie nicht etwa nur als Reklameschmuck; seit Goethe bei Cotta die erste Gesamtausgabe seiner (bis dahin vollendeten) Werke erscheinen ließ, werden, wenn diese neue fertig abgeschlossen vorliegt, wirklich genau hundert Jahre (1806 bis 1906) verflossen sein. Dieses Jahrhundert steht auch für unsere Literaturforschung, so viele feindliche Strömungen im einzelnen zu konstatieren sein mögen, durchaus unter dem Stern des Großen von Weimar. Einen mächtigen, aus riesigen Pfeilern, wuchtigen Quadern, vielen tüchtigen Bausteinen und zierlichem Maßwerk gefügten Dom hat die Wissenschaft über seinem Andenken gewölbt; neben diesem schöngegliederten Bauwerk, dem alle öde Schimpferei über die „Goethe-Philologie" nichts anhaben konnte, wuchert freilich auch manches wirre und wüste Strauchwerk, das ab und zu nach der lichtenden Axt und den Richtpflöcken der sondernden und auswählenden Kritik ruft. Dies um so mehr, als es einem Geschlecht, das zwischen sich und dem größten Dichter der Deutschen ein Jahrhundert sich ausbreiten sieht, nun doch einmal nicht mehr vergönnt ist, jene gewaltige Erscheinung anders als mit geschichtlichen Augen zu betrachten. Sobald wir heute von Goethe mehr als zwei, drei schmale Bändchen lesen und wahrhaft besitzen wollen, können wir der Hilfe der Literaturgeschichtschreibung gar nicht entbehren! So erscheint denn auch diese vierzigbändige Jubiläumsausgabe nicht als bloße Textausgabe, sondern mit literarhistorischen Einleitungen und einem munteren Troß von Anmerkungen. Und es sind — schreien gewisse Literaten- und Kritikerkreise nicht schon wieder Zeter und Mordio? — just die Koryphäen der philologisch-historischen Goetheforschung, die hier das Amt der Schlüssel führen. Als Herausgeber zeichnet Eduard von der Hellen, der, selber zwar an der großen Weimarer Sophienausgabe und den sonstigen gelehrten Unternehmungen der Goethemetropole beteiligt, sich doch genug Frei- und Weitblick bewahrt hat, um der Ausgabe das populäre Gepräge zu erhalten und auch wohl, wo es nötig werden sollte, diesem oder jenem der beteiligten Fachgelehrten ein höfliches Nicht zuviel! zuzuwinken. Für diese stille, entsagungsvolle Kunst des Redakteurs, die

vielleicht nur ein mit ähnlichem Kreuz Geschlagener recht zu würdigen vermag, verdient der Herausgeber Anerkennung und Bewunderung; seine eigene Einleitung, die zu den Goethischen Gedichten, halte ich dagegen nicht für sonderlich glücklich: sie erscheint mir zu allgemein und gliedert nicht kräftig genug. Aber was mag an produktiver Geschmacks-, Stil-, Sprach- und Kompositionskritik von ihm in den übrigen Bänden stecken, die einen anderen Namen auf dem Schilde führen! Eine bunte Gesellschaft, die sich da zusammengefunden hat, trotz des einen, dem sie alle dienen. Da leitet Hermann Schreyer, den wir als einen strengen Pförtenser, einen entschlossenen Paladin Homers und der humanistischen Jugendbildung kennen, „Reineke Fuchs", „Hermann und Dorothea" und die „Achilleis" ein, da bearbeitet Prof. Rich. M. Meyer, der — von anderen Unterschieden abgesehen — mit seinen Neigungen gewiß auf moderneren Pfaden wandelt, Goethes „Dichtung und Wahrheit". Doch wozu heimliche Gegensätze aufdecken, wenn sonst alles so gut zusammenstimmt? Gerade in der Verteilung der einzelnen Werke erweist sich der Herausgeber als ein gewandter Diplomat und Politiker. So, wenn er Wolfgang von Oettingen den „Benvenuto Cellini" und die übrigen „Schriften zur Kunst", Alfred Dove die revolutionshistorischen Schriften „Kampagne in Frankreich" und „Belagerung von Mainz" zuerteilt. Ausgezeichnet bewährt sich Dr. Otto Pniower als Herausgeber der „Singspiele", (12. Band), sehr tüchtig und zuverlässig zeigt sich Albert Köster als Führer zur „Iphigenie", zum „Tasso", zur „Natürlichen Tochter". Auch sonst leuchtet der wohlüberlegte Plan für die Verteilung der einzelnen Einleitungen ein. So, wenn Wilhelm Creizenach, der sich um unsere Theatergeschichte vielfach verdient gemacht hat, als Erläuterer von „Wilhelm Meisters Lehrjahren" erscheint, wenn Franz Muncker, der sich liebevoll mit Wieland und dem deutschen Roman vor Goethe beschäftigt hat, uns in die „Wahlverwandtschaften" einführt, oder Oskar Walzels sorgsame Akribie den „Annalen" sich widmet. Daß für die Einleitung des „Faust" bei niemand anders als bei Erich Schmidt angeklopft werden konnte, mußte für eine auf philologisch-historischer Grundlage fußende Ausgabe wie diese selbstverständlich sein. Wer den „Urfaust" nicht bloß zufällig gefunden, sondern durch seine tief schürfende, allseitig ergründende und verknüpfende Charakteristik dem Genuß wie der Forschung zuerst und bald auch mustergültig „erworben" hat, war wie kein anderer berufen, zum mindesten den ersten Teil nun auch vor einem größeren Kreise, als zu dem die Ausgabe des „Urfaust" sprach, mit männlich kraftvoller Energie und Konzentration zu würdigen und zu erläutern. Auch der schwellende Reichtum an Beziehungen und Zusammenhängen, den die ernteschweren Anmerkungen in die Scheuern sammeln, ist nicht etwa nur gehäuft, sondern geistig gebunden und zeugt von dem feinsten Verständnis für Goethische Denk-, Betrachtungs- und Arbeitsweise, ohne das gerade der gelehrteste Kommentator bei einem Unterfangen wie diesem auf Schritt und Tritt straucheln würde. Wenn vor einem solchen drei- und vierfach gesiebten Kunstwerk der Darstellung ein Wunsch sich regen darf, so wäre es der, hinfort ein bißchen weniger an Vorkenntnissen bei einem Publikum vorauszusetzen, das sich doch zunächst rein genießend der Dichtung naht. Schmidts Sparsamkeit im Ausdruck artet manchmal in einen Lakonismus aus, der eher dunkel als eindeutig-bestimmt ist. Er preßt dann in ein Beiwort, das vielleicht die Frucht stundenlangen Nachdenkens und Verbesserns, eine ganze Reihe von Forschungs- und Erkenntnisresultaten und überläßt den armen Leser der Qual, sie ihm nachzudenken oder nachzufühlen. Ist es allzu nahe Liebe, ist es allzu penibles Gewissen, dieses Sich-nicht-genug-tun-können in zusammenballenden charakterisierenden Beiwörtern — gleichviel, ein Erich Schmidt darf darauf vertrauen, daß der gebildete Leser so viel von ihm weiß, um bei ihm, zumal wenn es sich um „Faust" handelt, auch das Höchste und Letzte in der Kenntnis und Kritik Goethes vorauszusetzen: je mehr er von der Gelehrsamkeit über Bord wirft, je klarer und einfacher er uns das Wesentliche herausschält, um so dankbarer wird ihm der Leser sein. Anderenfalls scheint mir, daß er sich über kurz oder lang doch zu einem größeren, populäreren Wortreichtum verstehen muß, will er — wozu er bei seiner glücklichen Gabe gegenständlichen Denkens und anschaulichen Ausdrucks vor vielen anderen berufen ist — wahrhaft fruchtbringend zu Laienherzen und Laienköpfen sprechen. Trotzdem ist sein Faustband ein Gipfel dieser Jubiläumsausgabe, die sich doch in jedem ihrer Bände vollauf bewußt bleibt, was das Säkulargedächtnis einem Goethe schuldig, und die zu dem edlen Inhalt — das sei am Ende nicht vergessen! — auch das hochzeitliche Gewand nicht vergißt: Papier, Druck und sonstige Ausstattung sind der Namen Goethe und Cotta würdig. (Preis des Bandes geh. Mk. 1.20.)

Wer sich mit einer **Auswahl aus Goethes Werken** begnügen will, dem können wir unter den neueren keine bessere empfehlen als die im Bibliographischen Institut (Leipzig und Wien) seit einiger Zeit erscheinende. Ihr Herausgeber ist Professor Dr. Karl Heinemann, derselbe, dem wir die vortreffliche populäre Goethe-Biographie verdanken; auch ihm steht eine ganze Anzahl erprobter Fachmänner und Spezialforscher zur Seite, um die einzelnen Abteilungen oder Bände sachkundig zu bearbeiten und einzuleiten. Die Ausgabe, von der bisher zwölf Bände (in Leinen dauerhaft geb. je 2 Mk.) erschienen sind, wird im ganzen dreißig Bände umfassen; man darf aber gewiß sein, daß sie von dem, was an Goethes Werken dichterisch lebendig geblieben ist, nichts übergeht, aber auch von dem, was vorwiegend historisches Interesse hat, alles Wichtige in sich schließt. Auf die einzelnen Bände einzu-

gehen, würde zu weit führen; hingewiesen werden muß aber mit wärmster Anerkennung noch einmal auf die Gesamteinleitung über „Goethes Leben und Werke", die der Herausgeber dem Ganzen im ersten Bande vorausschickt: hier ist in großen, klaren, festen Zügen wirklich ein einheitliches Bild des Dichters und des Menschen Goethe gegeben, mit sicherster Unterscheidung zwischen allem Wichtigen und Unwichtigeren. Auch die gleichfalls von Heinemann beigesteuerte Einleitung zu den Gedichten verdient vor der von Hellen den Vorzug, schon weil sie weit sorgsamer als diese den Lyriker Goethe nach seinen einzelnen Erlebnisperioden zu begreifen versteht und das pflanzenartige Wachstum, das sich bei ihm nirgends schöner zeigt als in seiner lyrischen Poesie, ohne verwirrenden Apparat schlicht und überzeugend aufdeckt. Besondere Hervorhebung verdient der vor kurzem erschienene vierte Band (die Bände erscheinen außer der Reihe), der die „Achilleis", den „Reineke Fuchs" und den „Westöstlichen Diwan" vereinigt. Gerade in der Beurteilung der „Achilleis" vollzieht sich jetzt ein bedeutsamer Umschwung. Einst als homerisches Nachahmungswerk sehr über die Achsel angesehen, scheint das Fragment jetzt manchmal fast überschätzt zu werden. In der Heinemannschen Ausgabe hat es Prof. Gotthold Klee, dem wir, nebenbei gesagt, den besten Grundriß für deutsche Literaturgeschichte verdanken, mit einer Liebe und Sorgfalt behandelt, die auch dem zu Herzen gehen muß, der sich von dem begeisterten ästhetischen Urteil nicht so ohne weiteres überzeugen lassen mag. Die Einleitung des Herausgebers zur „Achilleis" wie zum „Reineke" und zum „Westöstlichen Diwan" sind Musterstücke sachlich reifer und geschmackvoller Darstellung.

Das unermüdliche Bestreben gerade unserer vielverschrienen „Goethe-Philologen", dem zweiten Teile von Goethes „Faust" die Würdigung zu erringen, die er verdient, die er aber bei dem großen Publikum lange so gut wie ganz entbehren mußte, zeigt sich mittlerweile von schönem Erfolge gekrönt. Immer häufiger werden Aufführungen unternommen, und auch die populären Ausgaben von Goethes Werken dürfen heute nicht mehr darüber hinweggehen. So ist der schönen Einzelausgabe: **Faust, eine Tragödie von Goethe**, die Prof. Dr. Otto Pniower in der Fischerschen Pantheon-Ausgabe bietet, der Weg zur Gunst der Leserschaft schon bereitet. Wenn nicht, würde die Einleitung ihn sich bahnen. Es gibt keine Ausgabe des zweiten „Faust", die, ohne die Schwierigkeiten des Verständnisses und der Würdigung zu umgehen, so klar, durchsichtig und sicher die Grundgedanken der erhabenen Altersdichtung Goethes herausarbeitete, die verbindenden Fäden zwischen dem ersten und dem zweiten Teil aufdeckte und sich dabei (auf vierzig Seiten Klein-Oktavformates) einer so phrasenlosen Einfachheit des Ausdruckes bediente. Wer diese kurze, allgemeinverständliche Einleitung mit Aufmerksamkeit gelesen hat, darf getrost die Brücke überschreiten, es werden ihn drinnen im Heiligtume keine dunklen Rätsel mehr schrecken. Für die Erklärung von Einzelheiten sorgen außerdem die zu Schluß gegebenen Erläuterungen. — Das in rotes Leder gebundene Bändchen, ein kleines Juwel vornehmer Ausstattung (Berlin, S. Fischer, geb. 3 Mk.), schmückt die Wiedergabe des letzten nach dem Leben hergestellten Porträts Goethes, C. A. Schwerdtgeburths Zeichnung aus dem Januar 1832.

Doch nicht bloß Goethes Werke im engeren Sinne dichterischer Produktion, auch **Goethes Briefe** wollen das Säkularfest mit begehen. Auch von ihnen haben wir, wie unsere Leser wissen, neuerdings zwei gute Ausgaben erhalten. Die von Eduard von der Hellen herausgegebene, bei Cotta erscheinende (jeder Band geb. 1 Mk.) reicht mit ihrem dritten Bande bis in den Oktober 1797; die von Philipp Stein besorgte (Berlin, Otto Elsner; jeder Band eleg. geb. 4 Mk.) umfaßt bereits fünf Bände und reicht mit dem zuletzt ausgegebenen, den Burys Goethebildnis aus dem Jahre 1800 schmückt, bis in die Adventstage 1807, wo Goethe, an der Schwelle der sechzig angelangt, das Herzensidyll mit Minna Herzlieb in Jena erlebte. Während im vierten Bande (1792 bis 1800) stille naturwissenschaftliche Studien, häusliche Verhältnisse — seit 1788 lebte Christiane Vulpius als seine „kleine Frau" in Goethes Hause — und der aufkeimende Freundschaftsbund mit Schiller den Ton angegeben hatten, wirbelt durch die Blätter dieses neuen Bandes der Sturmwind einer kriegerisch bewegten Zeit. Napoleons Gestirn steigt höher und höher, die Kriegswirren strecken ihre Arme bald auch nach Weimar, dem friedlichen Musensitz, aus und bedrohen das Heim des Dichters. Aber auch an inneren Erlebnissen ist der neue Band außergewöhnlich reich, wenn auch öfter die Trauer als die Freude das Wort führt. Herder stirbt, Schiller stirbt, und immer mehr Lücken reißt der Tod in den alten Weimarer Kreis. Das Bedürfnis, das, was geblieben, mit desto festerem Bande auch vor der Welt zu umschlingen, veranlaßt Goethe, seinem Bunde mit Christiane Vulpius, den er längst als eine Gewissensehe betrachtet und gehalten hat, nun auch den Segen der Kirche zu gönnen: am 19. Oktober 1806 läßt er sich mit ihr trauen. In all diesen ereignisreichen Jahren, in denen Goethe zudem wiederholt durch Krankheit zu leiden hatte, erlahmt doch niemals seine Arbeitskraft. Namentlich dem Theater wendet er seine tätige Teilnahme zu und sieht durch die Erfolge der Gastspiele in Leipzig seine Mühen auch außerhalb Weimars belohnt und anerkannt. Daneben entstehen unter anderem die kleinen Novellen zu „Wilhelm Meisters Wanderjahren" („Die neue Melusine"; „Der Mann von fünfzig Jahren" und andere), an der Farbenlehre (erschien erst 1810) wird rüstig weitergearbeitet, für die erste Cottaische Gesamtausgabe werden ältere Werke unter die letzte Feile genommen. Zugleich treten neue bedeutsame Erscheinungen in Goethes Gesichtskreis: die Be-

ziehungen zur Romantik knüpfen sich, das Verhältnis zu dem Komponisten Zelter wird enger und enger. Der Herausgeber hat auch hier wieder dafür gesorgt, daß den Briefen Goethes ab und zu das Echo der Empfänger, ja, wenn es nötig erscheint, die widerhallenden Stimmen der Zeit nicht fehlen. In den Anmerkungen gibt er Antworten, Parallelstellen und ähnliches wieder, so diesmal mehrere charakteristische Briefe von Goethes Mutter, für die die Leser besonders dankbar sein werden.

Ein Dichter wie Goethe wird am Ende immer sich selber der beste Erläuterer bleiben. Dr. Hans Gerh. Gräf hat, wie die Leser aus früheren Besprechungen wissen, die dankenswerte Aufgabe übernommen, eine Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine Werke zu veranstalten, also **Goethe über seine Dichtungen** sprechen zu lassen (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Loening). Der vierte Band dieses Unternehmens gilt dem Faust und ist demnach der wichtigste von allen. Übersichtlich läßt sich nun in diesem Bande die gesamte, sechzig Jahre des Dichterlebens umspannende Arbeit am „Faust" überblicken, von den ersten zarten Gedankenkeimen an, die Volksschauspiel und Fabel in die junge Seele des Straßburger oder gar schon Leipziger Studenten pflanzen, bis zu der letzten nachprüfenden und ergänzenden Redaktion, die der Dreiundachtzigjährige wenige Wochen vor seinem Tode mit dem seiner Siegel erlösten zweiten Teil vornimmt. Es ist ein Genuß sondergleichen, ertatmend mitzuerleben, wie das „seltsame Gebäu" alle Hemmungen, Widerwärtigkeiten und Verwirrungen, die die wechselnden Stimmungen der Jahre ihm bringen, immer wieder siegreich durchbricht, bis es, nicht widerspruchslos in sich, nicht ohne manche Dunkelheiten und Unzulänglichkeiten, am Ende dennoch groß, mächtig und innerlich geschlossen dasteht, den Fuß auf der Erde, das Haupt in den Wolken! Gerade, wer das Bedürfnis hat, beim Genusse Goethischer Schöpfungen möglichst von fremden Zwischengliedern abzusehen und allein mit dem Dichter zu sein, dem kann Gräfs Werk nicht nachdrücklich genug empfohlen werden.

Alles, was an darstellerischen Arbeiten über Goethe im letzten Jahre hervorgetreten ist, überragt weithin das nun doch noch zum Abschluß gelangte Werk von Albert Bielschowsky: **Goethe**, sein Leben und seine Werke (in zwei Bänden: 1. Band, dritte durchgesehene Auflage; mit einer Photogravüre: Goethe in Italien von Tischbein; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.; 2. Band, erste bis dritte Auflage; mit einer Photogravüre: Goethe im neunundsiebzigsten Lebensjahre von Jos. Stieler; 1904, geh. 7 Mk., geb. 8 Mk.; München, C. H. Becksche Verlagsbuchhdlg.). Freilich, dem Verfasser selbst, den am 21. Oktober 1902 nach längerem Leiden ein unerwartet schneller Tod hinwegraffte, war es nicht mehr vergönnt, das Werk seines Lebens unter Dach zu bringen. Als er starb, fand sich wohl schon weitaus der größte Teil des Schlußbandes ausgearbeitet vor, auch zu den letzten Kapiteln war in unermüdlicher Arbeit das Material zusammengetragen; aber gerade die bedeutsamen Abschnitte über Goethe als Naturforscher und über das Gipfelwerk des Goethischen Schaffens, den „Faust", sie fehlten. Die Verlagshandlung tat, was ihr zu tun allein übrigblieb, wollte sie dem Fragmentenhügel von unvollendeten Schillerbiographien, den anscheinend auch der Säkulartag seines Todes noch betrauern soll (Brahm, Minor, Weltrich — keiner ist fertig geworden!) nicht ein betrübendes Gegenstück schaffen: sie beauftragte zwei andere Gelehrte mit der Ausarbeitung der noch fehlenden Kapitel und lud zwei weitere ein, das Ganze — was gewiß auch Bielschowsky nicht unterlassen haben würde, wäre ihm längeres Leben vergönnt gewesen — nachzuprüfen und mit den Ergebnissen der neuesten Forschung in Einklang zu setzen. So schrieb S. Kalischer das Kapitel „Goethe als Naturforscher", Theobald Ziegler neben einigem anderen den größten Teil des sehr umfangreichen Faustkapitels, während Prof. Imelmann und Gustav Roethe den gesamten Inhalt revidierten. Selbstverständlich weist der zweite Teil infolgedessen gewisse Ungleichheiten des Stiles, der Einordnung, der Betrachtungs- und Würdigungsart auf, manches davon mag auch schon auf die Rechnung des ermüdeten Autors selbst zu setzen sein — das Ganze ist und bleibt doch eine der besten, wenn nicht die beste der vollendeten Goethe-Biographien, die wir haben. Sie schließt manche tatsächlichen Ungenauigkeiten, ja sogar Unrichtigkeiten in sich — ein fachmännischer Kritiker hat deren einen ganzen Schwarm gesammelt —, aber das sind Bläschen im Gestein, die den Glanz des Ganzen nur wenig trüben. Zu rühmen bleibt nach wie vor die reizvolle, namentlich alles Psychologische wertende Darstellung, die feine architektonische Gliederung, die Sicherheit, mit der die entscheidenden Grundlinien in Goethes Leben und Schaffen festgehalten werden, und endlich die lebendige Verwertung aller kleinen Einzelzüge für das Gesamtbild des „menschlichsten der Menschen", wie Wieland Goethe einmal treffend genannt hat. Steine, die bisher achtlos umherlagen, fangen an zu leuchten; Wipfel, die bisher einsam zu sein schienen, winken einander zu; aus anscheinend toter Erde sprießt junge, grüne Saat. Daß Bielschowsky dann aber auch, an Ruhepunkten der Schilderung, die zu einem Überblick auffordern, freien Schwung der Gedanken und der Sprache zu finden weiß, mag folgende Stelle über den „Faust" beweisen: „Mehr als sechs Jahrzehnte hatten an ihm gearbeitet. Das Straßburger Münster und das Sesenheimer Pfarrhaus, die Frankfurter Mansardenstube und die Wetzlarer Wiesen, die Offenbacher Gärten und die Schweizer Alpen, die Villa Borghese und die Sixtinische Kapelle, die weimarisch-jenaischen Täler und Berge, der Thüringer Wald und tausend andere Plätze und Winkel, viele der geliebtesten Freunde, weltbewegende Ereignisse hatten seinem Aufbau bald als Beschauer, bald als Gehilfen

zugesehen; es war aus dem alten römischen Reiche, das es noch verspotten konnte, in den neuen deutschen Bund hineingewachsen, es war bei der ersten französischen Revolution schon alt und bei der zweiten noch nicht vollendet. Und so glich es am Ende jenen großen mittelalterlichen Domen, an denen ganze Zeitalter sich abgemüht, die romanisch begonnen, gotisch weitergebaut, von der Renaissance und dem Barock ihre letzten Zieraten und Anbauten erhielten, deren edles Innenwerk bald in Halbdunkel sich hüllt, bald in magisch buntem Licht erglänzt, und die auf dunkler, gewundener Treppe uns zu hohen Türmen führen, von denen wir das heitere Tageslicht schauen und sich unser Blick in unendliche Fernen verliert." Zweifellos: das stammt noch aus Bielschowskys Feder. Man spürt die Achtung vor, die Freude an der historischen Betrachtungsweise. Ziegler, sein Nachfolger und Fortsetzer in dem Faustkapitel, hat davon wenig oder gar nichts. Er glaubt die Rätsel, die sich an „Faust" knüpfen, aus der Dichtung selbst erklären zu können, wie sie heute vor uns steht. Das muß mißlingen, selbst wenn es geschickter gemacht worden wäre, als es hier geschieht. Auch in den Bemerkungen über „Reinele Fuchs", „Dichtung und Wahrheit", über „Winckelmann und sein Jahrhundert" und anderes wird man Wichtiges vermissen. Dafür wieder werden wir mit manchem verschont, was nur den Fachgelehrten interessiert. Denn, wie zu Schluß noch einmal hervorgehoben werden muß: auch der zweite Teil dieses Buches liebt es nicht, in dunklen Andeutungen gleichsam nur zu Kennern zu sprechen, er verschmäht nicht, Geläufiges und Bekanntes noch einmal, freilich in feiner Weise, zu sagen. Die tausend kleinen Steinchen, aus denen sich Goethes Leben und Dichten zusammensetzt, kann nur der Forscher finden; aber er muß sie zusammensetzen und lebendig machen, und das hat Bielschowsky von vornherein als die Hauptaufgabe eines populären Goethe-Biographen erkannt.

Goethe fordert einmal mit allem Nachdruck von dem Lehrer, daß er den Bedürfnissen der Schüler gerecht werde. Die jüngeren Professoren, fährt er fort, lehrten aber eigentlich nur, um zu lernen — docendo discimus — und eilten zudem, wenn sie begabt, dem Zeitgeiste voraus. Daß ihr wissenschaftliches Streben auf Kosten der Hörer befriedigt wird, weil diese nicht in dem unterrichtet werden, was sie brauchen, sieht sie nicht im mindesten an. Sie nehmen keine Rücksicht auf das, was ihren Zuhörern not tut, sondern die Rücksicht auf die eigene Ausbildung und Vertiefung ist ihnen maßgebend ... Wie oft wird man auch vor den populärwissenschaftlichen Schriften unserer Gelehrten an die Wahrheit dieses Goethischen Ausspruches erinnert! Wie viel Beherzigenswertes über Erziehung und Behandlung Lernender hat er überhaupt in seinen Werken niedergelegt! Es war eine dankbare Aufgabe, das einmal gesammelt ineinanderzufügen und uns **Goethe als Erzieher** darzustellen, nicht in dem vagen Sinn eines Vorbildes für all und jede Zeit, für all und jede Lage, wie es auch wohl schon — oft recht übertrieben — geschehen, sondern in dem engeren Sinne: Goethe als Pädagoge, als Lehrer und Erzieher der Jugend, als Erzieher des Menschengeschlechtes, als Erzieher des Publikums zum Kunstgenuß usw. Dr. Bernhard Münz hat sich in einem fleißigen und geschmackvollen Buche dieser Aufgabe unterzogen (Wien, Wilhelm Braumüller; geh. 2 Mk.). Er geht von Goethes Widerstreben gegen die geschlossene Form eines Systems aus, schildert ihn als praktischen Erzieher im Umgang mit dem kleinen Fritz von Stein, dem neunjährigen Sohne der Geliebten, und reiht an einem festen Faden Goethes Ansichten über Furchterregung bei den Kindern, über frühzeitige Übung in der Selbstbeherrschung, über Anpassung der Erwachsenen an die kindliche Fassungskraft auf oder läßt ihn goldene Worte über das Recht der Kindheit, über Theorie und Praxis und was dergleichen mehr ist sprechen. Von der Jugenderziehung schreitet die Darstellung dann zu allgemeineren Fragen fort: von dem Verhältnis von Kunst und Handwerk ist die Rede, von der Bibel, den Klassikern, dem Geschichts-, dem Sprach-, dem Naturwissenschafts- und dem Anschauungsunterricht. Dabei gewinnt das menschliche und künstlerische Bild Goethes selbst viele neue Züge, so wenn Münz Goethes Realismus und sein Verhältnis zur Philosophie, insbesondere zu Spinozas Ethik und Kants kategorischem Imperativ, erörtert, ausführlicher von den pädagogischen Theorien in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" handelt und endlich allerlei über Goethe als Musikpädagogen (in den Briefen an Kayser) und als Lehrer einer nur zu sehr idealisierenden Schauspielkunst beibringt. Das Büchlein sei namentlich allen Lehrern und Eltern warm empfohlen; aber auch wer weiß, daß Sichselbsterziehen eine Aufgabe ist, mit der kein Mensch je ganz fertig werden kann, wird es nicht ohne Nutzen lesen.

Wie Münz dem Pädagogen Goethe, so weiß George von Graevenitz in einem ansprechend, mit beziehungsvollen Abbildungen ausgestatteten Buche Goethe dem Reisenden lebendige Anregung und Belehrung für die Gegenwart abzugewinnen (**Goethe unser Reisebegleiter in Italien.** Berlin, E. S. Mittler u. Sohn; mit acht Abbildungen; Preis brosch. Mk. 2.80). Gleich den in demselben Verlage von Dr. Wilh. Bode und Karl Mutheſius herausgegebenen Goetheschriften sucht auch diese neue vornehmlich den Menschen in Goethe uns dadurch näher zu rücken, daß sie ihn möglichst viel selbst sprechen läßt. Die Wirkung ist so unmittelbarer, der Leser wird lebendiger beteiligt, wenn er hier und da auch die historisch-kritische Würdigung, die Scheidung zwischen Wichtigem und Unwichtigem und die eingehendere Darstellung der Wandlungen vermissen mag, die die Bewunderung Italiens und der ewigen Stadt sich auch bei Goethe hat gefallen lassen müssen. Dennoch darf das Buch allen denen als tägliche Lektüre empfohlen werden, die heute Italien bereisen. Es wird sie lehren, wie

man aus dem einzigen Lande nicht bloß reiche Kenntnisse heimbringt, sondern auch eine dauernde, ideelle Lebenserhöhung, einen geistigen Weitblick, ein fortwirkendes Glücksgefühl und neue, frische Lebenskraft. Haarhaus' bekanntem Werke „Auf Goethes Spuren in Italien" macht Graevenitz keine Konkurrenz. Finden wir dort hauptsächlich eine Darstellung der Reisen des Dichters durch Italien, eine Anleitung, auf seinen Pfaden durch das alte Sehnsuchtsland zu wandeln, so galt es hier zunächst nur, die Summe Goethischer Beobachtungen und Anschauungen zu ziehen, zusammenzufassen, wie er Italien mit den „großen Augen" des Dichters ansah, es als Mensch, als Kunstfreund und Künstler wie als Forscher in sich aufnahm.

Wiederholt ist Goethe von der modernen Naturwissenschaft neben Lamarck und dem älteren Darwin als ein unmittelbarer Vorläufer der Haeckelschen Deszendenzlehre gefeiert werden. Daß das auf starker Übertreibung oder Verkennung seiner naturwissenschaftlichen Stellung beruht, weist Waldemar von Wasielewski in seiner musterhaft klaren Schrift: **Goethe und die Deszendenzlehre** nach (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Loening; geh. M. 1.80): Goethe hat wohl, am nächsten in dem Aufsatz „Versuch einer allgemeinen Vergleichungslehre" (Anfang der neunziger Jahre) daran gerührt oder gestreift, ist aber als ein Bahnbrecher und geistiger Vater der modernen Deszendenzidee nicht anzusehen. — In weiterem Umfang werden Goethes Beziehungen zu Fragen der Naturwissenschaft in einem Buche von Walter May behandelt, das **Goethe, Humboldt, Darwin, Haeckel** durch geistige Fäden miteinander verbunden sieht und diese nun in anregender, freier und klarer Form kritisch beleuchtet (mit Porträts und anderen Abbildungen; Berlin-Steglitz, Verlag Enno Quehl). Sämtliche hier vereinigte vier Arbeiten sind aus öffentlichen Vorträgen hervorgegangen; das kommt ihrer Darstellung zugute: so gediegen die naturwissenschaftlichen, philosophischen und literarhistorischen Kenntnisse sind, auf denen sie fußen, auch das schwierigste bieten sie in einer Form dar, die zu allen spricht und alle fesseln muß, indem sie an Bekanntes anknüpft und dann stufenweise zu höheren Fragen aufsteigt. So wenn in dem Aufsatz über „Goethe und Darwin" zunächst gezeigt wird, wie beide von einzelnen, ganz konkreten Fällen und Beobachtungen ausgehen, wie sich bei ihnen Erfahrung und Denken, Empirie und Spekulation, Induktion und Deduktion, Analyse und Synthese durchdringen. Zu der Frage, ob Goethe als ein „Darwinianer" angesehen werden müsse, nimmt May einen vermittelnden Standpunkt ein. Er steht eng neben Wasielewski und faßt seine Ansicht in den Satz zusammen: „Wir dürfen Goethe wohl, und besonders auch mit Rücksicht auf seine allgemeine naturwissenschaftliche Methodik, als einen Geistesverwandten und in einem gewissen umfassenden Sinne des Wortes auch als einen Vorläufer Darwins, nicht aber als einen Begründer der Deszendenztheorie bezeichnen." Dafür findet May nun aber eine desto innigere Verwandtschaft der beiden Männer in ihrem gemütlichen Verhältnis zu Natur und ihren Wissenschaft, und dieser Abschnitt seines Buches gehört zu dem Schönsten, was je über das reizvolle Kapitel „Goethe und die Natur" geschrieben worden ist. — Im übrigen dürfen wir die Leser auch hier auf den Aufsatz von Gräntz: „Goethe und die Naturwissenschaft der Gegenwart" verweisen, den sie in dem vorliegenden Hefte finden, und der alle einschlägigen Fragen gleichfalls behandelt.

Wenig Neues erfahren wir in diesem Jahre über einzelne Personen, die in Goethes Leben und Dichten eine Rolle spielen — ein Ganzrain der Literaturgeschichte, der sonst so überreich bestellt wird. Erinnert sei an die Aufzeichnungen, die der Prager Professor August Sauer der am 13. November 1899 sechsundneunzigjährig gestorbenen **Ulrike v. Levetzow**, der Muse der Marienbader „Elegie", entlockt hat, und die dann in der „Deutschen Arbeit", der Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen (Januarheft 1904; Verlag von Georg D. W. Callwey, München), an die Öffentlichkeit getreten sind. Sie bezeugen uns, daß Ulrikens Gefühle für Goethe ohne alle „Leidenschaftlichkeit" waren, daß aber Goethe — woran man bisher gezweifelt hatte — in der Tat durch den Großherzog von Weimar, der im Jahre 1823 gleichfalls nach Marienbad kam, um Ulrikens Hand angehalten hat: „Er war es, der meinen Eltern und auch mir sagte, daß ich Goethe heiraten möchte; erst nahmen wir es für Scherz und meinten, daß Goethe sicher nicht daran denke, was er widersprach und oft wiederholte, ja selbst es mir von der lockendsten Seite schilderte, wie ich die erste Dame am Hofe und in Weimar sein würde, wie sehr er, der Fürst, mich auszeichnen wolle, er würde meinen Eltern gleich ein Haus in Weimar einrichten und übergeben, damit sie nicht von mir getrennt leben, für meine Zukunft wolle er in jeder Weise sorgen; meiner Mutter redete er sehr zu, und später hörte ich, daß er ihr versprochen, daß, da nach aller Wahrscheinlichkeit ich Goethe überleben würde, er mir nach dessen Tode eine jährliche Pension von siebentausend Talern aussetzen wolle." Die Mutter teilt das alles der Tochter mit, enthält sich aber jeder Beeinflussung ihres eigenen Willens und Entschlusses. Und Ulrike, ohne sich weitere Bedenkzeit zu erbitten, antwortet mit der schönen Selbstverständlichkeit eines kindlich reinen Herzens, sie habe Goethe sehr lieb, so lieb wie einen Vater, und wenn er ganz allein stünde, sie daher glauben dürfte, ihm nützlich zu sein, da wollte sie ihn nehmen; er habe ja aber durch seinen Sohn, der verheiratet sei und der bei ihm im Hause wohne, eine Familie, die sie ja verdrängen würde, wenn sie sich an ihre Stelle setzte; er brauche sie nicht, und die Trennung von Mutter, Schwestern und Großeltern würde ihr gar zu schwer; sie habe noch gar keine Lust zu heiraten. „So war es ab-

gemacht. Goethe selbst sprach nie darüber, weder mit meiner Mutter, noch mit mir, wenn er mich auch seinen Liebling nannte, doch meist sein liebes Töchterchen." — Daß Ulrike sich selbst — trotz mancher ungehaltenen Abweisung, die sich gewisse „Ausfrager" von ihr gefallen lassen mußten — bewußt zu den Frauengestalten gezählt hat, die für das Leben und Dichten Goethes eine Bedeutung gewonnen haben, und daß sie der Liebe, die er ihr entgegengetragen, bis zuletzt ein lebendiges Andenken bewahrt hat, bestätigen neuerdings auch die Erinnerungen, die Gustav Adolf Müller in seinem Buche **Stimmen toter Dichter** (Hannover, Otto Tobies; mit einem Bildnis Ulrikens aus dem Jahre 1894), einer Sammlung von Briefen, Gedichten und persönlichen Zeugnissen literarischer Persönlichkeiten (Goethe, Tieck, Kerner, Ernst Moritz Arndt, Allmers, Heine, Ebers u. a.), niedergelegt hat.

In einem Herbst, der so wenig eigene gute Ernte bringt, soll um so dankbarer dessen gedacht werden, was frühere Jahrgänge lieferten. So begrüßen wir es mit besonderer Freude, daß uns in der zweiten Ausgabe der **Charakteristiken** von Erich Schmidt (1. Reihe; Berlin, Weidmannsche Buchhandlung; geh. 8 Mk.) einige der wichtigsten Personen, die für Goethes Leben bedeutungsvoll geworden sind, mit dem vollen, ungetrübten Hauch ihres Wesens entgegentreten. Das war ja von jeher Erich Schmidts eigenste Gabe, Persönlichkeiten in unmittelbarster Lebensfrische wieder vor uns erstehen zu lassen, so daß sie oft die ganze Stimmung ihrer Zeit, den feinsten Duft ihrer Individualität mitbringen. Mag er selbst inzwischen über gewisse jugendliche Originalitäten seines Stils wie seiner Darstellungsweise recht kritisch denken, die meisten seiner Leser werden gerade in diesen scharf ausgeprägten Eigenheiten den Hauptreiz seiner Aufsätze sehen. Von einem Kranze anderer, älteren oder jüngeren literarischen Erscheinungen gewidmeter Aufsätze umgeben, funkeln im Mittelpunkt der „Charakteristiken" sechs Arbeiten, die sich näher mit Goethe und seinem Kreise beschäftigen. Frau Rat, Friederike Brion, Lotte Buff und Maxe La Roche (Brentano), Frau von Stein, Marianne von Willemer, die Suleika des „Westöstlichen Diwans", Minchen Herzlieb, die Pflegetochter des Frommannschen Hauses in Jena — sie alle gewinnen unter dem Zauberstab eines Philologen, in dem, wie sich's gehört, zugleich ein Stück vom phantasiekräftig nachschaffenden Dichter verborgen ist, vor unseren Augen neues Leben und mit dem neuen Leben auch neue Liebe.

Auch die neuen Schriften, die sich mit einzelnen Dichtungen Goethes beschäftigen, sind diesmal spärlich. Um so mehr kann sich unser Interesse auf die **Faustschriften** Kuno Fischers konzentrieren, die — ein schönes Zusammentreffen — gerade in dem Jubiläumsjahr von dem greisen Heidelberger Gelehrten ihren krönenden Abschluß erhalten haben. Lange Zeit mußten wir uns mit einem Torso von zwei Bänden begnügen, von denen der erste „Die Faustdichtung vor Goethe" (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung; 4. durchgesehene Auflage; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.), der zweite „Entstehung, Idee und Komposition des Goethischen Faust" (ebenda; dieselbe Auflage; derselbe Preis) behandelt. Inzwischen sind auch der dritte und der vierte Band erschienen, die die „Erklärung des Goethischen Faust nach der Reihenfolge seiner Szenen" zu Ende führen (ebenda; Band III geh. 7 Mk., geb. 8 Mk.; Band IV geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.). Fischer tritt, wie bekannt, als Philosoph und Ästhetiker, der in erster Linie den „Faust" als Ganzes zu begreifen sucht, an die Dichtung heran; das bedingt von vornherein manchen polemisch ausgemünzten Gegensatz zu der philologisch-historischen Erklärungsart. Manches, was er vorbringt, so die hartnäckig festgehaltene Ansicht, daß Mephistopheles in der alten Faustdichtung der Abgesandte des Erdgeistes, in der neuen, dem endgültigen Plane von 1797 entsprechenden, der Gegner Gottes sei, ist nicht überzeugend bewiesen oder rollt dem Leser gar neue Steine des Widerspruchs und Anstoßes in den Weg — dergleichen aber kann der Bewunderung für die abgeklärte Ruhe und Reife, die schöne gedankenvolle Schlichtheit und Wesenheit der Fischerschen Erläuterungen keinen nennenswerten Abbruch tun. Sie haben überall die sicherste Intuition für Goethes dichterische Gesamtabsichten; ein Hauch von Größe und Erhabenheit liegt über sie ausgebreitet.

F. D.

Franz von Lenbach. Gespräche und Erinnerungen. Mitgeteilt von W. Wyl. Mit mehreren bisher unveröffentlichten Bildern des Meisters. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.) — Die Leser finden im vorliegenden Heft einen Aufsatz über Franz von Lenbach, der den Verewigten als Menschen wie als Künstler würdigt und beider Vorzüge aus einer Wurzel, aus der Bedeutung der Persönlichkeit abzuleiten weiß. Dieser belebende Grundgedanke waltet auch über dem Erinnerungsbuche, das aus Lenbachs Freundeskreisen als erstes nach seinem Tode an die Öffentlichkeit tritt. Eine innige und langjährige Freundschaft verband Lenbach mit dem Schriftsteller W. Wyl (Dr. Wilhelm Ritter von Wymetal), der, ein Wiener von Geburt, seine Studien hauptsächlich der Kunstwissenschaft gewidmet hatte und zumal in seinen letzten, in München verbrachten Lebensjahren zu den Intimen des Meisters zählte. So kann es nicht wundernehmen, daß Wyl den Plan faßte, dem deutschen Volk ein Werk über den von ihm schwärmerisch verehrten Künstler zu geben, wenn er Lenbachs Leben, Wirken und

Schaffen möglichst nur nach dessen eigenen Mitteilungen schildern wollte. Noch bevor die Arbeit ganz vollendet war, starb er jedoch (1896). Nachdem nun inzwischen auch Lenbach ins Grab gesunken, veröffentlicht der Sohn des Schriftstellers das Buch, zu dem der Münchener Meister noch selbst eine Einleitung und verschiedene Ergänzungen geliefert hatte. Die Form ist daher einigermaßen fragmentarisch geblieben; darunter aber verliert die Wirkung der Schilderungen nur wenig. Sie geben nach Eckermanns treu bewahrender Art, wie gesagt, durchweg des Malers eigene Worte wieder und bieten ein anschauliches Bild seines Lebensganges von frühester Jugend an, sie führen uns in seine Welt- und Kunstanschauung ein und schildern den Mann, der sich aus eigener Kraft vom kleinen Maurerlehrling zum „Maler der Fürsten und Fürsten der Maler" aufschwang, nach allen Seiten seines Wesens und Wirkens. Gleichzeitig werden in ihnen hochinteressante Beiträge zur Geschichte des deutschen, insbesondere des Münchener Kunstlebens der neuesten Zeit geliefert. Wie Böcklin, so nimmt auch Lenbach kein Blatt vor den Mund, wenn es gilt, der Wahrheit die Ehre zu geben: manchem wird sein Lorbeerkranz arg zerzaust, manchem aber auch werden neue Ruhmesblätter auf den Weg gestreut. Das Kapitel über den Grafen Schack macht nun wohl endgültig die Legende zunichte, daß dieser Mäcen auch ein großer Kunstkenner gewesen sei; die Erinnerungen an Bismarck zeigen uns von neuem, ein wie liebenswürdiger, tiefer und warmer Mensch der „eiserne Kanzler" war. Wyls Lenbachbuch ist nicht umfangreich (160 Seiten), strotzt dafür aber von der sich ungekünstelt mitteilenden Lebensfülle einer gerade durch ihre Einseitigkeit starken Persönlichkeit. Lenbachs gründliches Wissen auf allen Gebieten der Kunst, seine sich in den treffendsten Vergleichen und Beispielen offenbarende Dialektik, seine Gemütstiefe und sein warmherziger Humor, seine helle Freude an fremdem Verdienst, sein nie paktierender Abscheu vor Lug und Trug jeder Art — alle diese Eigenschaften bilden, in ihrer Gesamtheit auf der Grundlage einer urgesunden süddeutschen Volksnatur ruhend, die auch an Höfen nichts von ihrer ursprünglichen Frische verloren hat, ein so kerniges und hinreißend liebenswürdiges Ganzes, daß man von den Blättern so leicht nicht wieder los kommt.

Zur Kennzeichnung der Wylschen Aufzeichnungen mag hier ein kleiner Abschnitt aus dem Kapitel „Kunst und Künstler" wiedergegeben werden, ein Bekenntnis, in dem Lenbach mit bewundernswerter Objektivität sich selbst und seine eigene Kunst wertet. „Auch merkte ich schon damals (zu Anfang der fünfziger Jahre, als Lenbach an dem Porträt seines Bruders malte)," erzählt er, „daß ich ungewöhnlich wenig Phantasie hatte und Gedächtnis nur für dieses eine: für die organische Logik der Natur, wenn ich mich so ausdrücken darf. Ich sah nämlich, wie bei einer bestimmten Person das Ohr aus dem Kopfe herauswuchs, und nun haftete das, was ich gesehen, als organische Notwendigkeit in mir und entstand vor meinen Augen wieder, so oft ich daran dachte. Die großartigen Zauberer und Künstler der freien Phantasie, die Raffael, Michelangelo, Correggio, Rubens u. a., standen mir damals eigentlich ferner; in meinem Himmel regierten Velasquez, Franz Hals und Rembrandt. Auch in Tizian fand ich diese weltvergessene Ruhe, das Herausgreifen aus der Natur und die tiefe Versenkung in die einzelne Erscheinung. Was Rubens anbelangt, so gibt es eben nichts, was dieser wundertätige Magier nicht vermocht hätte. Man braucht nur in der Galerie Liechtenstein zu Wien das Bild eines jungen Edelmannes zu betrachten, der en face vor dem Beschauer steht und die linke Hand auf die Lehne eines mit Leder überzogenen Lehnstuhles legt, auf dem goldene Arabesken dadurch täuschend wahr erscheinen, daß für sie einfach der Ton der Holztafel benutzt ist. Wenn Rubens, der sonst eine Welt von Phantasiegestalten aus dem Ärmel schütteln konnte, so ein Bild machte, so legte er seine immense Phantasie für den Augenblick auf die Seite und versenkte sich ganz und gar in das Individuelle. Ich möchte solche Bilder Gelegenheitsgedichte nennen im Vergleich zu den gewaltigen Phantasieorgien seiner großen Bilder." F. D.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau
unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Berlin).
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

25May'65
NRLF LIBRARY USE MAR 15 '90
REC'D LD
2 '65 -1 AM
NOV 18 1965 7 9
REC'D LD
NOV 4 '65 -3 PM
DEC 21 '65
LIBRARY USE ONLY
MAR 10 1989
CIRCULATION DEPT.
RECEIVED BY
MAR 10 1989
LD 21A-60m-3,'65
(F8108s10)476B
CIRCULATION DEPT.
General Library
University of California
Berkeley

910834
AP30
W4
v.96
THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google